

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von K. Braun-Wiesbaden, Julius Wolff und Ferdinand Gregorovius.)



Breslau 1882.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 23. Bandes.

October. — November. — December.

1882.


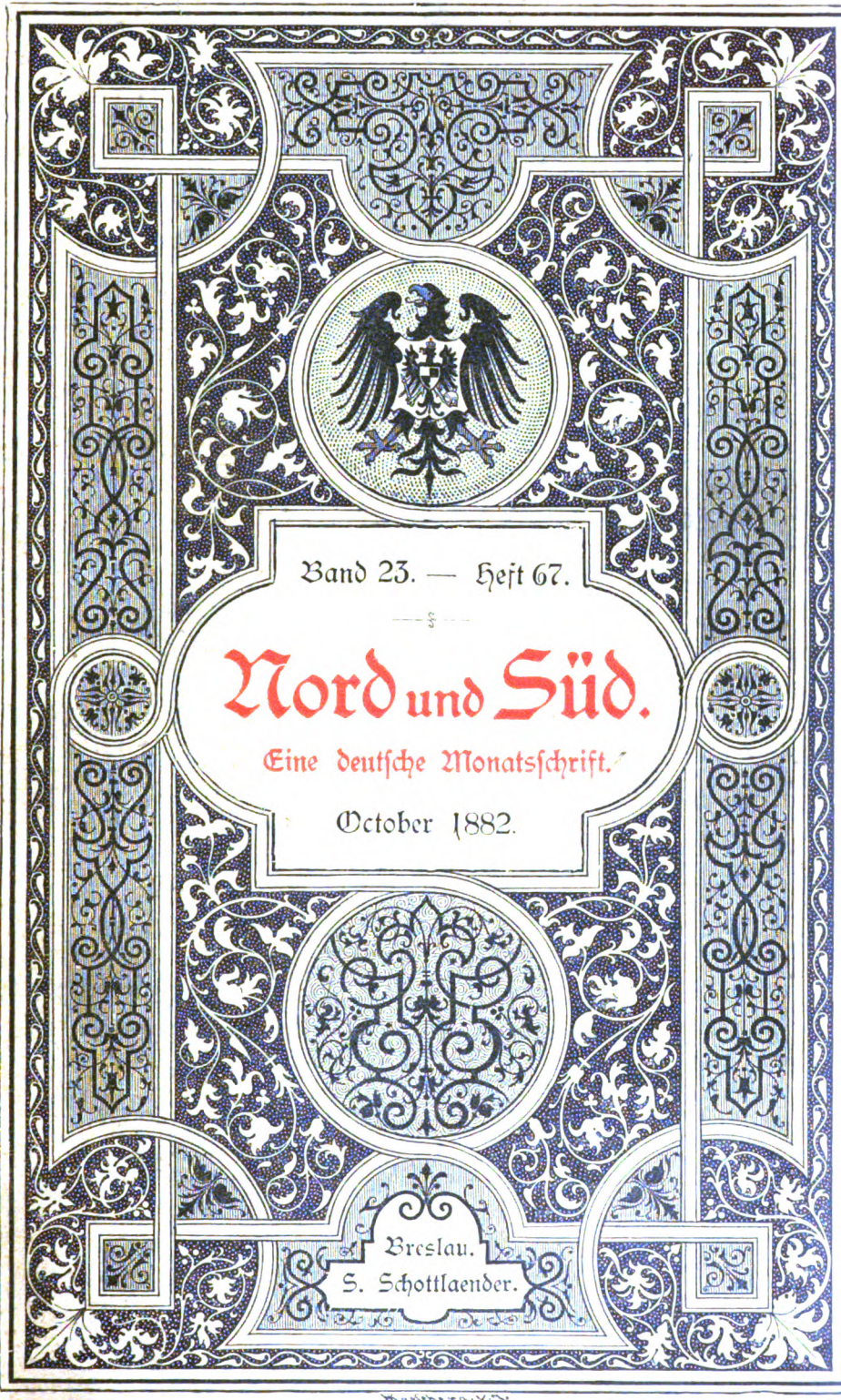


Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.	
Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Biedermann in Leipzig (Schluß)	115
Friedrich Althaus in London.	
Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild	322
L. Anzengruber in Wien.	
Ein böser Gast	598
H. v. Brandt in Berlin.	
Bilder aus Indien II.	84
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.	
Weltpolitik und Kleinstaaterei 1860.	47
Björnstjerna Björnson.	
Staub. Erzählung aus dem Norwegischen, mit Erlaubniß des Verfassers übersetzt von Helene Schröder	281
Die ungarische Staatsidee.	
Von J. A.	122
Jacob von Falke in Wien.	
Zeitgemäße Patinafragen	63
Ferdinand Gregorovius in Rom.	
Die Villa Rongano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna ..	512
Paul Heyse in München.	
Unvergessbare Worte. Novelle	1
Julius Hübner in Dresden.	
Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die italienischen Schulen	172

Inhalt des 23. Bandes.

Ferdinand Hiller in Köln.	Seite
Ein Theaterkind. Von François Coppée.....	338
Heinrich Homberger in Berlin.	
Der Posten der Frau	370
Karl Koberstein in Dresden.	
Ein märkischer Junker.....	185
Paul Lindau in Berlin.	
Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. Spätsommerlicher Brief.	98
Rachel. Aus ihrem Leben und Schreiben.....	216
Hermann Lingg in München.	
Diokletian in Salona. Scenische Dichtung.....	73
O. Mejer in Göttingen.	
Der römische Kestner	345
Preußen in Kurhessen.	
Erinnerung eines alten Offiziers an die Preussische Expedition in Kurhessen 1850.....	237
Marie von Redwitz in Meran.	
Fatma Hanum. Novelle.....	147
Julius Wolff in Berlin.	
Die Frau des Rathsherrn. Ballade.....	211
Bibliographie	133. 267. 408





Band 23. — Heft 67.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

October 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

Magister X.

N. C. Wallenbueche

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIII. Band. — October 1882. — 67. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Braun-Wiesbaden.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1882.

Inhalt.

	Seite
Paul Heyse in München.	
Unvergessbare Worte. Novelle.	1
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.	
Westpolitik und Kleinstaaterie 1860.	47
Jacob von Falke in Wien.	
Zeitgemäße Patinafragen.	63
Hermann Lingg in München.	
Diofletian in Salona.	73
Oberst J. D. von Brandt in Berlin.	
Bilder aus Indien II.	84
Paul Lindau in Berlin.	
Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. Spätsommerlicher Brief.	98
Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte.	
Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Biedermann in Leipzig. (Schluß.)	113
Die ungarische Staatsidee. Von J. U.	122
Bibliographie	133
Hierzu ein Portrait von Karl Braun-Wiesbaden. Radirung von Wilhelm Rohr in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Heydtsstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Joh. Ambr. Barth in Leipzig (Auszug aus dem Verlags-Katalog dieser Firma),
Oskar Reiner in Leipzig (Elias Cegnars, des Sängers der berühmten Frithjofs-Sage, poetische und
prosaische Werke).



Unvergeßbare Worte.

Novelle.

von

Paul Heyse.

— München. —

Aus dem südöstlichen Thor von Vicenza, Porta Monte genannt, weil der Fuß des Monte Berico hier dicht bis an die Stadt herantritt, rollte an einem sonnigen Aprilmachmittage des Jahres 1849 ein leichter Wagen auf der Landstraße dahin, dem Lauf des hellen Flüsschens Bacchiglione entgegen, das in sanften Krümmungen durch die heiteren Fluren strömt. Ein schönes junges Fräulein saß im Wagen, nachlässig zurückgelehnt, ohne darauf zu achten, daß ihr breiter Sommerhut sich verbog und die dunklen Sammetbänder zerknittert wurden. Desto aufrechter hielt sich ihr gegenüber auf dem Rücksitz eine ältliche Dame mit einem seidenen, blumengeschmückten Hut, einem zierlichen Sonnenschirm und schwarzseidener Mantille, die von Zeit zu Zeit durch eine goldene Vornette die Gegend betrachtete. Ob die Zwei sich gegenüber saßen, weil für die sehr umfangreiche Person der Aelteren kein hinlänglicher Platz im Fond übrig blieb, oder weil es einer Kammerfrau nicht ansteht, neben einem Prinzeßchen zu sitzen, war nicht zu errathen. Zwar deutete das feine, etwas kühle und stolze Näschen des Fräuleins auf eine vornehme Herkunft. Aber auch die Aeltere wußte ihrem breiten, gutmüthigen Gesicht den Ausdruck einer nicht geringen Wichtigkeit zu geben, und indem sie dann und wann ein Gähnen verbarg, sah sie auf das fruchtbare Land zu ihrer Rechten und die zerstreuten Häuschen und Hütten an den Abhängen des Monte Berico zur Linken mit so herablassender Gleichgültigkeit, als ob es eine besondere Gnade wäre, daß sie einen Blick ihrer kleinen vergißmeinnichtblauen Augen an sie wendete.

So waren sie noch keine halbe Stunde gefahren, als der Wagen rechts in einen Hohlweg einlenkte und nach einem kurzen, mühsameren Anstieg vor

einem hohen Gartenthore hielt, dessen mächtige Steinpfeiler durch drei eiserne Gitter verschlossen waren. Der Kutscher sprang vom Bock und riß an einem rostigen Glockenzug, der weit ins Innere eines niedrigen Gebäudes hinter dem Eingang führte, so daß der Schall der Klingel draußen nicht vernommen wurde. Auch dauerte es eine Weile, bis aus dem Hause drinnen ein Lebenszeichen zurückkam.

Inzwischen hatten die Damen Zeit, durch das Gitter in den Garten zu spähen. Ein breiter Weg führte zwischen zwei dichtgeschorenen Wänden von immergrünem Laube zu einer freien Höhe hinan, auf welcher ein vieredriges Gebäude von mäßigem Umfang mit flachrundem Dache stand. Ein Porticus mit niedrigem Giebel sprang vor, auf sechs schlanken Säulen ruhend, zu denen eine breitstufige Treppe hinaufführte. Dieser zierlich-feierliche Bau lag in der tiefsten Einsamkeit, rings von hohem Grase umwuchert, und die vielen Götterbilder von gelblichem Stuck, die sich auf allen Vorsprüngen des Daches und der Freitreppe, ja schon auf den oberen Rändern der beiden Hecken niedergelassen hatten, schienen als die alleinigen Herren den zauberhaften Frieden dieses verödeten Landschafts zu genießen.

Maria Joseph! rief die ältere Dame, nachdem sie einen kurzen Blick durch ihre Vorgnette geworfen, ich glaube gar, Neßchen, das ist wieder so ein Heidentempel, wie wir schon mehrere gesehen haben, mit lauter unanständigen Gößenbildern. Müssen wir hier wirklich aussteigen und all diese antiquités in der Nähe anschauen?

Du kannst sitzen bleiben, Zephyrine, und hier im Wagen deine versäumte Siesta nachholen, erwiderte das Fräulein mit lächelnder Miene. Nur mußt du dann dein Lebtage eingestehen, daß du eine der größten Sehenswürdigkeiten von Vicenza verschlafen hast. Dies ist kein Tempel, sondern die berühmteste Villa der ganzen Lombardei, die der große Palladio für einen reichen Marchese gebaut hat, derselbe, weißt du, der all die schönen Paläste und das Stadthaus und das seltsame antike Theater, von dem wir eben herkommen, erfunden und ausgeführt hat. Da ich für deine Kunstbildung verantwortlich bin, hab' ich dir auch das zeigen wollen. Aber zwingen will ich dich nicht. Da kommt eben der Pförtner, dem kannst du mich ruhig allein anvertrauen.

Was denken Sie nur, Neßchen! rief die Andere und machte Anstalten, zuerst auszusteigen. Ich bin wahrhaftig nicht müde und habe nur so geredet, weil ich die ewigen Säulen nicht leiden kann. Aber vielleicht verstehe ich das nicht. Wenn es die letzten sein sollen für heute, will ich auch das noch über mich ergehen lassen. Es ist nur so schwül, und an Schatten scheint in diesem verwunschenen Park kein Ueberfluß zu sein. Merci, mon ami. Me voilà!

Diese Worte richtete sie an einen kleinen mürrischen Alten, der das Seitenpörrchen aufgeschlossen hatte und jetzt ohne ein Wort zu sagen an den Wagen trat, um den Damen behülflich zu sein. Sie setzte, da sie keine

Silbe Italienisch wußte, voraus, daß Jedermann ihr Französisch verstehen müsse. Dabei schwang sie sich mit so jugendlicher Grazie vom Wagentritt hinab, wie man es ihrer schwerfälligen Figur nicht zugetraut hätte, wandte sich dann nach dem Fräulein um und bot ihr zum Aussteigen die Hand. Hierauf gingen sie langsam den sanft ansteigenden Weg hinan, die Ältere nicht ohne einiges Keuchen, obwohl der Schatten der hohen Laubwand die Hitze milderte, das Fräulein mit einem ruhigen, leichten Schritt, den seinen Kopf ein wenig in den Nacken zurückgeworfen und mit den zarten Nasenflügeln und dem halbgeöffneten Munde die wollüstigen Düfte dieser grünen Einsamkeit einathmend. Als sie die Höhe erreicht hatte, stand sie still und ließ ihre großen dunklen Augen langsam über die einzelnen Theile des reizenden Gebäudes schweifen, das hier in seiner greifbaren Gestalt sie noch mehr entzückte, als in den Abbildungen, die sie früher davon gesehen. Das reine Blau des Frühlingshimmels umfloß die edlen Linien der vorspringenden Giebel; wie ein durchsichtig weiches Gewebe sich um schöne ruhende Glieder schmiegt, so nahe schien der unendliche Aether an das Gestein heranzutreten. Dazu die blühende Wildniß ringsum, in der keine Spur einer ordnenden Menschenhand zu entdecken war, die Rosen an den verfallenen Mauerchen, die bunten Blumen, die aus der verwilderten Wiese sie anlachten, und fern in den Reben- und Maulbeergärten, die das Sommerhaus unabsehlich umringten, ein betäubendes Geschwirr von Grillen, Vogelstimmen und Laubfröschen, während die schwüle Luft mit fast sichtbarem Zittern hin und her wogte.

Indessen war der Alte, dem die Bewachung dieses verlassenem Paradieses anvertraut war, die vordere Treppe hinaufgeeilt und hatte die Thür unter dem schattigen Porticus aufgeschlossen; dann verschwand er ins Innere, während die beiden Damen ihm langsam folgten. Das Fräulein sprach kein Wort. Zephyrine dagegen konnte sich nicht enthalten, über die — wie sie sich ausdrückte — mythologischen Unschicklichkeiten, die hier überall herumstanden, ihre mißbilligenden Bemerkungen zu machen. Wenn sie noch wenigstens der Sünde werth wären! rief sie mit drolliger Entrüstung. Aber sehen Sie nur, Neßchen, diese Nymphe mit der völlig zerflossenen Taille und diesen horrors von Plattfüßen, und jener junge Mann, — nein, une femme, qui se respecte, sollte mit solchem mauvais genre verschont werden, und wenn es zehnmal darunter stünde, daß man es hier mit Göttern und Göttinnen zu thun hat!

Die Junge sah an alle dem vorbei und rümpfte nur leicht die feine Oberlippe zu dem Geschwätz ihrer Begleiterin. Als sie aber jetzt durch den dunklen Eingang in den schauerkühlen mittleren Raum eintrat, jene berühmte Rotunde, die durch eine schlant sich wölbende Kuppel so stolz und anmuthig geschlossen wird, entfuhr ihr ein Ah! der kindlichsten Bewunderung. Sie stand eine ganze Weile in diesem Hellbunkel mit halbgeschlossenen Augen, die nichts Einzelnes sahen, nicht die Stuckornamente in ihren verblichenen

Farben, noch die Statuen auf ihren verstaubten Sockeln. Nur ein seltsames Wohlgefühl durchströmte sie, indem sie sich des scharfen Contrastes bewußt war zwischen der schwülen, durchsonnten Helle da draußen und der kühlen Heimlichkeit dieses Raumes, dessen Dämmerung sich mehr und mehr lichtete, da nun die vier im Kreuz einander gegenüberstehenden Thüren eine nach der anderen durch den Alten geöffnet wurden und Wärme und Licht von draußen eindringen ließen.

Der Haushüter war wieder zu ihr getreten und fragte, ob sie nicht die Wohnzimmer sehen wolle. Sie nickte und folgte ihm durch eine Reihe sehr verwahrloster Gemächer, die um den Mittelsaal herum sich aneinander schlossen. Sie waren dürrig möblirt, und der Staub lag auf den altmodischen Sesseln aus der Napoleonischen Zeit, den dünnbeinigen Tischchen, den Bettgestellen, deren Pfühle und Matratzen seit Jahren nicht gelüftet zu sein schienen. Die Herrschaften hielten hier schon lange nicht mehr ihre Villeggiatur. Sie seien nicht gut zu sprechen auf das österreichische Regiment und hätten andere Landhäuser genug, so daß sie die Rotonda verfallen ließen. Auch müßte, um sie wohnlich zu machen, gar zu viel hineingesteckt werden.

Das Fräulein hatte dem alten Murrkopf geduldig zugehört, während er die früheren Zeiten pries, wo es hier zuweilen hoch hergegangen sei und Sänger und Geiger den Kuppelsaal von der schönsten Opernmusik hätten widerhallen lassen. Er schleuderte die Worte mit einer wunderlichen Heftigkeit hinaus, als mache er auch sie, die er mit Recht für eine Oesterreicherin nahm, für die traurige Veränderung der Dinge verantwortlich. Sie betrachtete dabei aufmerksam die Deckengemälde, die Marmorgesimse der Kamine und was irgend an die verschwundenen festlichen Zeiten erinnerte. Dazwischen warf sie die Frage hin, ob er wohl glaube, daß die Familie, wenn sich ein Käufer fände, die Villa hergeben würde.

Der Alte sah sie groß an. Ein solcher Gedanke war ihm offenbar nie durch den Kopf gegangen. Während er mit einer achselzuckenden Geberde die Fragerin anstarrte, wandte sie sich nach ihrer Begleiterin um, die ihr unlustig gefolgt war. Was meinst du, Zephyrine? sagte sie. Müßte es sich hier nicht herrlich hausen lassen, natürlich nicht in der heißesten Zeit, aber so im Herbst, wenn es auf Hainstetten schon rauh und unwirthlich zu werden anfängt? Man könnte den Garten hier ganz so lassen, wie er ist, nur die Zimmer müßten sauber werden und — ist eine Küche da? fragte sie den Alten. Nun, die ließe sich in den Kellerräumen zur Noth einrichten. Ist es nicht drollig, Zephyrine, daß von einer Küche hier gar keine Rede ist? Als ob die Besitzer, wie die Statuen draußen, immer nur von der Luft gelebt hätten, oder gar wie die olympischen Götter von Nektar und Ambrosia.

Zephyrine war nicht gelaunt, auf diese Scherze einzugehen. Sie behauptete, die Moderluft in diesen Räumen falle ihr auf die Brust, und als

sie in einem Eckzimmer, wo jetzt die Sonne breit hereindrang, ein mit verschossenem Seidenstoff überzogenes Sopha erblickte, lief sie darauf zu und ließ sich auf das harte Polster sinken mit der Miene eines gehegten Wildes, das endlich auf einer gesicherten Stelle zusammenbricht.

Das Fräulein nickte ihr mit einem zerstreuten Lächeln zu und ging weiter. Auch den Alten verabschiedete sie. Er brauche ihr nicht immer auf den Fersen zu bleiben. Er werde es ohnehin müde sein, immer dieselben Zimmer zu durchmustern und vor jedem Fremden die Persianen aufzumachen. Ob er oft Besuch erhalte?

Es sei verschieden, je nach der Jahreszeit. Im Frühjahr und Herbst kämen die Meisten. Auch heute Vormittag sei schon Jemand da gewesen, ein junger Herr, der zu Fuß von der Stadt herausgekommen und Alles sehr genau besichtigt, ihn dann aber fortgeschickt habe, weil er eine Zeichnung habe machen wollen. Hernach sei er plötzlich verschwunden gewesen, ohne etwas mitzunehmen, wie er sich genau überzeugt, doch freilich, auch ohne etwas zurückzulassen.

Das Fräulein griff in die Tasche, zog ein Geldbeutelchen heraus und gab ihm ein großes Silberstück. Das Geschenk, das weit über seine Erwartung war, machte ihn aber nicht freundlicher. Er nickte finster mit dem Kopf, indem er sich zum Gehen wandte: die Damen möchten nur bleiben, so lange sie wollten, er müsse in sein Haus, nach seinem bißchen Essen sehen, das auf dem Herde stehe. Seine Enkelin sei ein dummes Ding von sieben Jahren und lasse die Polenta gern anbrennen.

Als sie nun allein war, ging sie wieder in den Ruppelsaal und setzte sich auf den Sockel einer Jupiterstatue. Da überließ sie sich einer schwermüthigen Träumerei, indem auf einmal ihr ganzes junges Leben, wie in ein großes Tableau zusammengebrängt, vor sie hin trat und trotz der bunten Farben sie mit einem unheimlichen Gefühl von Leere und Kälte durchschauerte. Sie konnte es endlich nicht länger aushalten, stand mit einer stolzen Bewegung, wie Jemand, der einer feindlichen Macht die Stirne bietet, auf und warf die Nothen zurück. Der Hut fiel ihr in den Nacken, sie fuhr leicht zusammen, als habe sie ein Fremder an den Schultern berührt. Dann ging sie, da die Götterbilder mit ihren leeren Augen und erstarrten Lippen ihr plötzlich abscheulich vorkamen, langsam quer durch den Saal und trat durch den gegenüberliegenden Porticus ins Freie.

Hier war sie im Schatten und konnte, während die sanfte Luft ihre freie Stirn umspielte, die herrliche Gegend draußen betrachten. Gerade gegenüber sah sie die grüne Kuppe des Monte Verico, aus dessen Walzwipfeln die kleine, helle Kirche sich bescheiden erhob. Dann weiter hinaus zur Linken in violetten Duft getaucht die Euganeischen Hügel und bis an ihren Fuß sich hinstreckend das fruchtbarste Gelände noch im ersten Grün des jungen Jahres. Keine Wolke hing an den fernen Berggipfeln, kein Menschenlaut drang aus den Hütten, die in die Wignen hineingestreut lagen.

Unten, wo die Rosen bis dicht an den Mauerrand hinaufkletterten, jagten sich zahllose Schmetterlinge von einer Art, die sie nie zuvor gesehen. Sie ging langsam die Stufen hinab; es lüstete sie, einen zu fangen und näher zu betrachten. Als sie aber unten angelangt war und um die Treppentwange bog, blieb sie plötzlich mit einem leichten Erschrecken stehen.

Im hohen Graße, dort wo die Freitreppe mit der Wand des Hauses einen tiefen Winkel bildet, lag ein Schlafender lang ausgestreckt, der Kopf in die verschränkten Arme zurückgeworfen, der Hut über die halbe Stirn gedrückt. Hier war noch vor Kurzem der kühlste Schatten gewesen. Aber die Sonne, die das Gebäude umwandelte, drang eben durch die Säulen des nächsten Porticus vor und ließ einen schiefen Strahl auf den Schläfer gleiten, der von den Knien aufwärts über die Brust vorrückte und in Kurzem das Gesicht erreichen mußte.

Es war ein blaßes, junges Gesicht, mit hageren Zügen, die selbst im Schlaf etwas Gespanntes und Leidmüthiges hatten. Das blonde Haar fiel dicht und schlicht von der Schläfe herab, daß der sehr weiße Hals sichtbar war. Zuweilen, wenn dem Schläfer im Traum etwas Heiteres vorbeigehen mochte, zog sich die Oberlippe ein wenig von den Zähnen zurück, die dann in der Sonne bligten. Die Augen aber, im Schatten des Hutrandes, blieben streng geschlossen, und zwischen den Brauen stand eine nachdenkliche Falte.

Eine Weile hatte ihn das Fräulein betrachtet, ohne sich zu rühren, so ernsthaft, als ob sie alle Gedanken und Bilder, die durch seine schlummernde Phantasie zogen, ihm vom Gesicht hätte ablesen können. Dann schien sie es plötzlich als etwas Unschickliches zu empfinden, daß sie den Arglosen so belausche. Eine leichte Röthe stieg ihr ins Gesicht, sie wandte sich kurz ab und ging langsam mit lautlosen Schritten die Treppe wieder hinauf. Nur unter den Säulen oben warf sie noch einen raschen Blick nach dem Fremden zurück, dem die Sonnenstrahlen jetzt schon den unteren Rand der Augenlider streiften. Sie sah noch, daß er eine Bewegung machte, wie um etwas abzuwehren. Dann trat sie wieder über die Schwelle des runden Saals.

Das Licht aber war nach und nach Herr über die traumumfangenen Sinne des Schläfers geworden. Er suchte erst das Gesicht wieder in den Schatten zu wenden, dann nies'te er ein paarmal kräftig und schlug die Augen auf. Doch war ihm zu wohl auf seinem grünen Lager, um sich sogleich zum Aufstehen zu entschließen. Er mußte sich offenbar auch erst besinnen, wo er lag. Als er es dann wußte, streckte er sich erst recht in wonniger Trägheit aus und ließ seinen Blick in den unergründlichen tiefen Himmelsglanz versinken. Da hörte er plötzlich eine Frauenstimme aus dem Innern des Hauses, die einen süßen, klagenden Gesang anstimmte: „Ach, ich habe sie verloren“ — er erkannte die Weise und die Worte sogleich; doch war es ihm, als hätte er sie nie so rein und seelenvoll singen hören. Es schien ihm wie ein Märchen, daß in dieser Einsamkeit unter italiischem Himmel das Lied des Orpheus aus einem deutschen Munde ertönte. Langsam, als

ob jedes leiseste Geräusch den Zauber verschrecken könnte, richtete er sich im Grafe auf und horchte so eine Weile. Dann trieb ihn die Neugier doch endlich, aufzustehen und vorsichtig schleichend die Treppe zu ersteigen.

Als er oben unter die Säulen trat, brach der Gesang plötzlich ab. Er sah, wie die schlankte Gestalt der Sängerin mitten im Saale stand, ihm den Rücken zulehrend. Jetzt bewegte sie sich ruhig nach der entgegengesetzten Seite, die letzten Noten der Arie halblaut vor sich hin summend.

Er ging ihr hastig nach, blieb aber stehen, da sie sich jetzt umwandte und ihn mit einem kühlen Blick von oben bis unten maß.

Mein Fräulein, sagte er, ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich Ihren Gesang unterbrochen habe. Ich selbst aber bin am härtesten dadurch bestraft worden. Ich werde mich sogleich wieder zurückziehen.

Sie antwortete nicht auf der Stelle, sondern schien ihre Musterung seiner Person erst beenden zu wollen. Dann ging ein kaum merkliches Erröthen über ihr Gesicht.

Sie haben mich durchaus nicht gestört, sagte sie, und wenn Jemand sich zu entschuldigen hat, bin ich es. Mein Singen hat Sie aus dem Schlaf geweckt, und daß ich es nur gestehe: ich hab' es mit Absicht gethan. Ich fand Sie draußen im Grafe liegend und sah, wie die Sonne Ihnen ins Gesicht rückte. Das können nur die ohne Schaden ertragen, die in diesem Lande geboren sind. Die Fremden bekommen leicht den Sonnenstich.

Und Sie haben mir den Fremden gleich am Gesicht, oder vielmehr am Haar angesehen, versetzte er lächelnd. Was aber mögen Sie davon gedacht haben, daß ein Reisender in dieser paradiesischen Umgebung nichts Besseres zu thun weiß, als zu schlafen?

Ich wüßte nicht, was mich verpflichten könnte, Ihnen meine Gedanken zu verrathen, erwiderte sie ein wenig scharf. Uebrigens beruhigen Sie sich: ich habe mir wirklich gar nichts dabei gedacht. Warum soll man nicht schlafen, wenn man sich an etwas Schöнем satt gesehen hat? Der alte Mann, der dieses Landhaus behütet, sprach von einem Fremden, den er schon am Vormittag hier herumgeführt habe und der ihm dann abhanden gekommen sei. Wenn Sie derselbe sind —

Ich kann es nicht läugnen, sagte er, immer mit der gleichen halb ironischen, halb schwermüthigen Miene, die ihm einen anziehenden Ausdruck gab. Ich schickte den Mann fort, um ein paar Striche in mein Skizzenbuch zu machen. Da ich aber nur ein armseliger Dilettant bin und diese Landschaft meiner schwachen Kräfte spottet, verfiel ich in eine Art Trübsinn und war endlich froh, daß der Schlaf sich mein erbarmte.

So werden Sie mir zürnen, daß ich mir herausnahm, Sie zu wecken. Aber ich gehe sogleich und überlasse Sie wieder Ihrem Tröster.

Sie setzte ihren Strohhut auf und band ihn unter dem Kinn fest. Er konnte die Augen nicht von dem schönen Gesicht wenden, dessen reines Oval in dieser Umrahmung nur noch bezaubernder erschien.

O mein Fräulein, sagte er, es wäre jetzt umsonst. Der Gedanke, Sie verschreckt zu haben, würde mir keine Ruhe lassen, auch wenn mich die Nacht hier noch fände und ich zwischen allen Schlafzimmern dieses Hauses die Wahl hätte. Ueberhaupt ist es um meine Nächte übel bestellt, seitdem ich in Italien bin, und zumal in diesem benedicten Vicenza. Wissen Sie, wer mich nicht schlafen läßt? Sie werden es schwerlich begreifen, da ich weder ein Maler bin, noch ein Baumeister, noch überhaupt ein Künstler, sondern nur ein simpler Doctor der Philosophie: es ist aber kein Anderer, als der große Palladio, dessen Schatten mir hier die Ruhe stiehlt. Und eben, weil ich die ganze vorige Nacht kaum eine Stunde lang ein Auge schließen konnte, überfiel mich in der Schwüle draußen so etwas wie eine Betäubung, mit der die Natur sich zu ihrem Rechte verhält.

Sie hatte ihn, während er sprach, mit immer erstaunteren Augen betrachtet. Zuerst war die große Sicherheit seines Wesens ihr fast beleidigend erschienen, da sie es gewohnt war, junge Männer durch ihre Schönheit ein wenig in Verwirrung zu bringen. Dann schwand diese kleine Regung vor einem edleren Gefühl, da er so offen und redlich zu ihr sprach, wie zu einer längst vertrauten Person, der man Alles sagen kann.

Was hat Ihnen Palladio zu Leide gethan? fragte sie endlich und ließ sich, so unbequem der Sitz war, wieder auf den Sockel der Jupiterstatue nieder.

Ich weiß in der That nicht, ob Sie mich verstehen werden, versetzte er, während sein Blick an ihr vorbei an den schlanken Pfeilern hinauf in das Hell Dunkel der Kuppel irrte. Ich müßte Ihnen erst von meiner geringen Person ein Mehreres sagen, und das würde Sie schwerlich interessieren.

Warum nicht? Es käme auf den Versuch an.

Er lächelte trübsinnig. Weil es wirklich nicht interessant ist, versetzte er. Wie komme ich überhaupt dazu, Ihnen, mein Fräulein, der ich nicht die Ehre habe bekannt zu sein — und eben fällt mir erst auf's Herz, daß ich Sie von Ihrer Gesellschaft zurückhalte. Ich muß zum zweiten Mal um Entschuldigung bitten.

Er verneigte sich leicht, als ob er sich verabschieden wollte.

Meine Gesellschaft? erwiderte sie lächelnd. Die ist so gescheidt, wie Sie vorhin waren, nur noch ein wenig gescheidter, da sie sich einen Winkel zur Rast ausgesucht hat, wo sie vor zudringlichen Sonnenstrahlen sicher sein kann. Nein, ich habe gar keine Eile, und wenn es nicht indiscret ist, wüßte ich gar zu gern, warum der große Palladio, der seit dreihundert Jahren so viele Menschenaugen entzückt hat, Ihnen Ursache zur Melancholie geben konnte, da Sie ja, wie Sie sagen, kein Vorbild in ihm sehen, dessen Vorbeeren Sie nicht schlafen ließen.

Und wenn es dennoch so wäre? sagte er hastig, und seine Blicke starrten jetzt unverwandt auf den Boden. Aber nochmals: es ist umsonst, davon zu reden. Gewisse Stimmungen, die leicht einen Mann überwältigen

können, haben nun einmal keine Macht über ein weibliches Wesen. Ich weiß nicht, ob ich meine eigene Schwester, wenn ich eine hätte, zur Vertrauten machen würde. Wollen wir nicht lieber von etwas Anderem reden, von etwas Hübscherem? Waren Sie schon in dem Garten droben auf dem Monte Verico, von wo man den schönen Blick auf die Stadt und das Gebirge genießt?

Sie warf den Kopf ein wenig zurück. Ich habe nicht das mindeste Recht auf Ihr Vertrauen, sagte sie langsam; aber wenn Sie mich so ohne Weiteres nur nach der üblichen Ansicht vom weiblichen Geschlecht beurtheilen, möchten Sie sich doch täuschen. Leider habe auch ich, so jung ich bin, allerlei Stimmungen kennen gelernt, die ich einer Schwester — wenn ich eine hätte — schwer begreiflich machen könnte. So stehen wir also gleich. Und da ich nicht Lust habe, über schöne Aussichten zu sprechen —

Sie stand auf und machte ihm eine leichte Verbeugung. Das riß ihn plötzlich aus seiner spröden Befangenheit.

Verzeihen Sie, mein Fräulein, sagte er lächelnd, wenn ich mich vielleicht unhöflich ausgedrückt habe. Es ist in der That wunderbar genug, daß ich hier einer fremden jungen Dame fast wie ein armer Sünder gegenüberstehe, der verhört werden soll und den Verstockten spielt. Damit Sie aber keine schlechtere Meinung von mir mit fortnehmen, als ich verdiene, will ich nur eingestehen, was für Regungen in meiner armen Seele durch diesen Palladio gewedt worden sind. Sie kennen ihn ja auch. Sie haben ohne Zweifel alle die Wunderwerke gesehen, die er da unten in der Stadt errichtet hat, von der überherrlichen Basilica, dieser einzigen Vermählung der Anmuth mit der Majestät, bis zu dem Häuschen am Corso, das mit seiner schmalen Front zwischen den gemeinen Bürgerhäusern steht, wie ein Prinz von Geblüt, der in Reih und Glied mitmarschirt, weil er von der Pike auf dienen muß. Ich weiß nicht, ob Sie einen besonderen Sinn für Architektur haben. Mir hat er bis dato gefehlt, oder noch in mir geschlafen, und erst hier sind mir die Augen aufgegangen und mit den Augen das Herz. Denn gerade, weil mir die übrigen Künste, obwohl ich keine selbst ausübe, immer Herzenssache waren und die Baukunst nur zu meinen äußeren Sinnen sprach, ist sie mir fern geblieben. Und nun komme ich nach Vicenza und gehe ganz arglos unter diesen Steinen herum, die alle Einen Namen tragen, und plötzlich sieht mich aus all den stummen Säulen, Pilastern und Giebeln ein Menschengesicht an, das heiterste, erhabenste und lebenswürdigste, das ich je gesehen, und mir ist, als fühle ich durch die Adern dieser Marmorblöcke einen lebendigen Pulsschlag klopfen, und wo ich sonst nur ein unpersönliches Wesen zu verehren pflegte, welches in der Kunstsprache Maß genannt wird, Proportion und Harmonie der Glieder, entdeckte ich jetzt zum ersten Mal ein Menschenherz voll unsterblicher Wärme, das mir etwas zu sagen hätte und dessen leisestes Wort ich verstände. Sie werden mich für einen tollen Phantasten halten, mein Fräulein; aber sie haben mein Geständniß verlangt; dieser

Tollheit habe ich mich in allem Ernst schuldig gemacht, und nicht am wenigsten auch hier in der einsamen Rotonda, bis der Schlaf so gnädig war, mich wenigstens nicht mehr mit offenen Augen träumen zu lassen.

Sie sah an ihm vorbei durch die dunkle Vorhalle in den sonnigen Garten hinaus. Ich verstehe Sie ganz gut, sagte sie nach einer kleinen Weile. Auch ich habe dergleichen erlebt, nur nicht gerade an Gebäuden, doch bei etwas Verwandtem. Kennen Sie Bach? Nun sehen Sie, aus manchem von seinen schwersten Fugenrättseln, die den Meisten nur wegen ihrer starken Architektur bewundernswürdig scheinen, habe ich gerade seinen Herzschlag heraustönen hören. Vielleicht weil ich mich ein wenig verwandt gefühlt habe — nur ganz von fern, da ich mich mit einem solchen Riesen natürlich nicht messen kann. Aber es war mir, als hörte ich da dieselben Blutwellen rauschen, die auch meine geringe Kraft stählen, daß ich meinen Willen nicht beugen mag. Sie lächeln. Erst hab' ich mich Ihnen neugierig gezeigt, jetzt gestehe ich, daß ich eigensinnig bin; man kann nicht offenerherziger seine Schwächen beichten wenn man auf sie stolz ist, was ich wahrlich nicht bin. Aber Sie sollen mit Ihrem Vertrauen wenigstens nicht allein bleiben, nicht allein das Gefühl haben, verhört worden zu sein. Nur das Eine sagen Sie mir noch: warum hat Sie das traurig gemacht, daß Sie, wo Sie nur einen talentvollen Baumeister erwarteten, einen großen und liebenswürdigen Menschen finden sollten?

O mein Fräulein, rief er, wenn ich Ihnen diese Frage genügend beantworte, so erfahren Sie in dieser ersten Stunde einer zufälligen Bekanntschaft mehr von mir, als meine eigene Mutter je geahnt, als ich meinen vertrauesten Jugendfreunden eingestanden habe. Und Sie möchten am Ende müde werden, nicht nur hier auf diesem kühlen Steinboden zu stehen, sondern vor Allem, mir zuzuhören. Wollen Sie mir nicht erlauben, zu Ihrer Gesellschaft zurückzubegleiten?

Nein, versetzte sie ruhig. Sie wissen ja, daß ich eben so hartnäckig auf meinem Willen bestehe, wie ich neugierig bin. Also ermüde ich nicht so leicht. Aber Sie haben Recht, wir wollen ein wenig herumgehen, während Sie mir das Alles sagen. Niemand eignet sich besser zum Vertrauten, als Jemand, dem man hernach vielleicht nie im Leben wieder begegnet. Wenn ich Geheimnisse hätte, würde ich sie wahrscheinlich Ihnen lieber anvertrauen, als einer sogenannten Freundin, die sie gewiß weiterplauderte, wenn auch nur gegen ihren eigenen Mann. Und meine Mutter — lebt die Ihre noch?

Sie ist schon vor fünf Jahren gestorben.

Die meine lebt, aber sie ist leider die Letzte, der ich etwas von meinem inneren Leben mittheilen könnte. Sie hat meinen Vater so leidenschaftlich geliebt, daß sie, als er starb — das ist schon über acht Jahre her — aus der dumpfen Verstörung, in die der Schmerz sie versetzte, nicht wieder völlig aufgewacht ist. So lebt sie hin in einer Art geistigem Hell Dunkel. Sie kennt Alles um sie her und nimmt auf ihre Weise an Allem Theil, aber es

ist, wie wenn einem Menschen die Hände abgestorben sind: was er ergreift, bringt nicht mehr in sein Bewußtsein. Sie sehen nun, warum ich eigenwillig geworden bin; es war die bitterste Nothwendigkeit, daß ich einen Willen für Zwei haben mußte, ja für Drei, da ich noch einen kleinen Bruder habe, der erst wenige Monate nach des Vaters Tode zur Welt kam. Glauben Sie mir, es ist kein Glück, zu früh selbständig zu werden und, wenn man mit seinen Mädchenträumen noch nicht fertig geworden ist, schon ein großes Haus regieren und seine eigene Mutter bevormunden zu müssen. Und nun habe ich Ihnen genug von mir erzählt, nun ist die Reihe wieder an Ihnen. Aber lassen Sie uns lieber in den Garten hinaustreten. Indessen schläft meine gute Zephyrine den Schlaf der Gerechten fort. Ich werde Sie dieser meiner sogenannten Erzieherin nachher vorstellen, mit deren Erziehung ich jetzt meine liebe Noth habe.

Zephyrine? sagte er lachend. Welch ein drolliger Name!

Und sehr wenig passend zu ihrer jetzigen Erscheinung, wie Sie selbst sehen werden. Vor fünfundzwanzig Jahren aber, als ich noch nicht auf der Welt war, soll sie wirklich ihrem Namen Ehre gemacht haben. Denken Sie nur, meine ehemalige Bonne begann ihre Laufbahn auf den Brettern, als Tänzerin. Sie war die Tochter eines französischen Tanzmeisters, der eine wohlhabende Wiener Bürgerstochter geheirathet hatte. Ueber die Lampen hinweg bezauberte sie einen jungen Kaufmann, der sie heirathen wollte, vorher aber zu ihrer Ausbildung sie in eine Pension that; denn außer ihrem angeborenen Französisch hatte sie nicht die bescheidenste Bildung genossen. Und wie sie nun nach etlichen Jahren eine ganz leidliche Figur machen konnte, starb ihr Verlobter und Beschützer, und sie stand hüßlos und mittellos in der Welt, da es auch mit ihren Eltern ein übles Ende genommen hatte. Um diese Zeit sah meine Mutter sich nach einer Bonne für meine junge Person um, und weil es hauptsächlich auf Französisch ankam — wir lebten damals wie noch jetzt auf unserem Gute in Steiermark — wurde Demoiselle Zephyrine damit betraut, meine ersten Schritte ins Leben hinein zu überwachen. Im Lauf der Jahre hat sich das Verhältniß umgekehrt, ich bin jetzt für ihre Aufführung verantwortlich und zugleich für meine eigene, denn wie sie über mich wacht, haben Sie ja mit erlebt. Sie läßt mich seit einer halben Stunde mit einem unbekannten jungen Herrn die wunderlichsten Gespräche führen, ohne daß der geringste Gewissensbiß ihren Schlummer beunruhigt.

Er lachte, was ihm gut zu Gesichte stand. Nun wäre die Reihe an mir, mich Ihnen vorzustellen, sagte er. Aber in meiner Biographie geht Alles sehr bürgerlich und alltäglich zu. Mein Vater war Professor an einem Gymnasium, und ich selbst wurde in der Meinung erzogen, daß dies auch für mich das höchste Ziel des Ehrgeizes sein müsse. Er aber hatte vor seinem Sohne etwas voraus, was es ihm möglich machte mit so bescheidenen Ansprüchen dennoch das Glück zu finden: er liebte die Jugend

und lehrte gern. Ich hatte nur eine Leidenschaft zum Lernen, immer Mehr zu lernen, unter Anderem auch mich selbst kennen zu lernen. Das Ergebniß war nicht geeignet, mich übermüthig zu machen. Ich glaubte bald einzusehen, daß ich wohl das Zeug dazu hätte, ein nützlicher Mensch zu werden, aber die bloß nützlichen Menschen schienen mir im Grunde ziemlich überflüssig. Einer mehr — bei dem großen Vorrath redlicher Arbeiter, für den die Natur und die Gesellschaft gesorgt hat — was kommt darauf an? Ich wäre so gern etwas für mich selbst geworden, etwas Neues, Besonderes, so recht Erfreuliches, daß nicht bloß eine Handvoll Schulbuben etwas an mir gehabt hätten, sondern, was man so die Menschheit nennt, zunächst die Mitwelt. Für die Nachwelt wäre mir dann nicht bange gewesen. Aber mit einem bißchen Philologie und Philosophie war das nicht zu hoffen. Damit treibt man eben in der großen Heerde mit, die auf der nahrungssprossenden Erde friedlich weidet in dumpfem Genuß. Immer nur danken müssen für das, was Andere einem zu genießen geben, — es widert uns an auf die Länge. Wie muß einem Menschen zu Muth sein, der so reich ist, daß er sich selbst Alles verdankt, oder doch das Beste: den Genuß einer großen und starken Persönlichkeit? Ich weiß nicht, ob ich mich Ihnen deutlich mache, mein Fräulein. Frauen pflegen das nicht zu entbehren. Wenn sie nicht durch unglückliche Umstände traurig verbildet sind, haben sie eben das vor uns voraus, daß sie nicht allgemeinen Zwecken dienen und Uniform tragen, sondern daß Jede ein Wesen für sich sein darf, gut oder schlimm, liebenswürdig oder unerquicklich, jedenfalls Alles, was sie ist, kraft ihrer eigenen Persönlichkeit. Und ich — um des lieben Lebens willen, da ich kein Vermögen habe, — ich hätte nichts Anderes anfangen können, als kleinen Knaben mensa beizubringen, bis ich endlich so weit hinaufgerückt wäre, grünen Jünglingen den Plato zu interpretiren. Da erbarmte sich meiner ein dummer Streich und eine barmherzige That. Der erste bestand darin, daß ich mich in die politische Bewegung stürzte und an einer Zeitung mitarbeitete, was für einen Schulamtsbibliothek hieße höchst frevelhaft war. Und als ich mir damit meine Carrière verdorben hatte, starb eine entfernte Verwandte, die mich immer bevorzugt hatte, und hinterließ mir ein Legat von zweitausend Thalern. Da wartete ich nicht ab, bis man mir den Stuhl vor die Thür des Gymnasiums setzte, sondern schüttelte den Schulstaub von den Schuhen und wanderte gen Süden. Ich nahm mir vor, hier in dem gelobten Lande, wo es all die Jahrhunderte hindurch nicht an Menschen gefehlt, die krank und frei sich herausnahmen, sich zu erfreulichen Charakterköpfen auszuwachsen, noch einen letzten Versuch zu machen, ob ich es etwa auch so weit brächte. In welchem Stil und mit welchen Thathandlungen, war mir völlig gleich. Und nun begreifen Sie vielleicht, daß es mich zu einem melancholischen Reide reizen mußte, wie ich hier die Bekanntschaft dieses Palladio machte, eines Menschen von solcher inneren Fülle und Schönheit, daß er nach Jahrhunderten noch angestaunt, nachgeahmt, geliebt und beneidet wird. Und

das Alles, obwohl auch er „ein Enkel“ war und sich mit einer großen Erbschaft von Formen und Gedanken schleppen mußte. Wie aber hat er das Alles wieder in sein Eigenthum verarbeitet, den Goldschatz, den ihm die Antiken überliefert, in den Schmelztiegel seiner Phantasie geworfen und Allem sein eigenes Profil aufgeprägt! Wer so etwas vermag, der verdient zu leben, ja der nur lebt eigentlich, und wir herumvegetirenden, ewig empfangenden, ewig hungrigen Duzendmenschen —

Er wandte sich ab, und riß an einem Rosenzweig, daß die Blüten abblätterten und ins Gras fielen. Das ist nun das Erbärmlichste, setzte er zwischen den Bäumen murmelnd hinzu, daß ich mich verleiten lasse, von solchen ohnmächtigen Anwandlungen zu reden, als ob ich um Mitleid betteln wollte, oder schlimmer, mir noch etwas darauf zu Gute thäte, daß ich wenigstens meine Richtigkeit empfinde. Aber seien Sie großmüthig, verehrtes Fräulein, und vergessen Sie Alles, was ich Ihnen da vorgestammelt habe, und am besten: vergessen Sie, daß Sie überhaupt diesem unzulänglichen Menschen begegnet sind. Dafür will ich Ihnen von Herzen Alles gönnen, was Sie haben und sind, zur Freude von Göttern und Menschen. Leben Sie wohl!

Er lästete den Hut, ohne sie anzusehen, und wandte sich zum Gehen. Aber ihr erstes Wort hielt ihn zurück.

Glauben Sie an einen Zufall, Herr Doctor, oder daß Alles, was zwischen Himmel und Erde geschieht, Bestimmung sei oder Schicksal, wie man es nennen will?

Er sah sie groß an und suchte in dem schönen stolzen Gesicht, das eben jetzt seinen sanftesten Ausdruck hatte, nach einem Aufschluß darüber, wie sie zu dieser Frage gekommen sei.

Ich für mein Theil, fuhr sie fort, habe immer ein Gefühl von Schwindel, wenn ich mir klar machen will, wie es mit diesem Geheimniß beschaffen sein mag; als glitte ich unaufhaltsam in einen bodenlosen Abgrund. Ich fühle aber sogleich wieder festen Boden unter den Füßen, sobald ich mich selbst zu irgend Etwas entschließen soll. Denn was ich will, ist mir nie ein Geheimniß, nur wie mit dem großen Willen, der die Welt beherrscht, mein Eigenwille sich verträgt. Sie müssen sich an das erinnern, was ich Ihnen von meinen häuslichen Verhältnissen erzählt habe. Wo käme ich da hin, wenn ich nicht Gottseidank wüßte, was ich wollte? Also nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich unsere so seltsame Bekanntschaft mir gleich zu Ruhe mache, als vollzöge ich nur einen Schicksalswink. Sagen Sie mir aufrichtig: wenn Sie mit Ihren zweitausend Thalern zu Ende sind, ohne noch gefunden zu haben, was Sie in Italien suchen, was denken Sie, daß aus Ihnen werden soll?

Er sah still vor sich hin. Vielleicht wissen Sie es, mein Fräulein, oder ahnen es. Jedenfalls weiß es das Schicksal.

Was ich etwa ahnen mag, ist nichts Heiteres oder Tröstliches. Aber sagen Sie offen: muß es gerade Italien sein, wo Sie der Dinge harren,

die da kommen sollen? Ich fürchte, Sie versinken, so als ein einsamer Wanderer, immer rettungsloser in Melancholie. Wollen Sie mir einen Vorschlag erlauben, natürlich à prendre ou à laisser?

Warum nicht, mein Fräulein?

Wir haben von so manchen Dingen geplaudert, mit denen man nicht bei einem flüchtigen Begegnen unterwegs fertig wird. Wie wäre es, wenn wir das Gespräch noch ein wenig fortsetzten, in aller Ruhe? Vielleicht kommen wir doch zu einem befriedigenderen Resultat. Darum wäre mein Vorschlag, Sie geben einstweilen Ihre Reise auf, das heißt, Sie verschieben sie nur und begleiten uns nach unserm Gut. Sie werden es dort ein wenig langweilig finden; aber da Sie damit beschäftigt sind, sich selbst zu entdecken, kann Ihnen das einsörmige Leben nur dazu Vorstübchen leisten. Und wenn Sie etwa Bedenken tragen, nur so ganz einfach die Gastfreundschaft fremder Menschen anzunehmen, so können Sie sich in Ihren Mußestunden, wenn Sie mit sich selbst gerade nichts zu schaffen haben, ein großes Verdienst um uns erwerben, indem Sie sich meines kleinen Bruders ein wenig annehmen. Der alte Pfarrer wird schon recht kindisch; von seinem Latein habe ich nicht die beste Meinung, und daß er es nicht bis zum Griechischen gebracht hat, gesteht er selbst. Cäsar ist wie ein wildes Füllen, aber ein gutartiger Bub. Sie würden keine Last mit ihm haben und blieben ganz Ihr eigener Herr; denn den Schulinspector mache ich selbst, die ich eine große Ignorantin bin. Was sagen Sie zu diesem Einfall?

Nein, fuhr sie fort und erröthete ein wenig, da sie seine Augen fest auf ihr Gesicht gerichtet sah, sagen Sie noch nichts, nicht gleich, nicht heute oder morgen. Ich vergaß, daß Sie keine besondere Freude am Lehren haben, jedenfalls nicht einen Schüler annehmen werden, den Sie noch nicht kennen. Verzeihen Sie mir meine Voreiligkeit. Aber wenn Sie bedenken, daß ich für die Erziehung dieses Knaben allein verantwortlich bin, werden Sie begreifen, wie sehr ich wünschen muß, ihn in solchen Grundsätzen aufzuwachsen zu sehen, wie ich sie Ihnen zutraue — nach dem Wenigen, was Sie mir gesagt haben. Mein guter Vater hat ihn Cäsar genannt; er war ein schwärmerischer Anhänger Napoleons, unter dem er noch gedient hatte. Aber ich fürchte, es wird nichts Großes aus ihm, wenn sich Niemand seiner annimmt, als ein schwacher alter Priester und seine eigene junge Schwester. Wenn Sie nun auch ein wenig abergläubisch wären und es für einen besonderen Schicksalswink hielten, daß wir uns hier begegnet sind, so wäre es schön von Ihnen, uns nach Haus zu begleiten, nach unserm Gut. Sie sähen sich dort unser Leben an und vor Allem den Zögling selbst. Wenn Sie kein Herz zu ihm fassen können, sagen Sie's ganz ehrlich. Sie haben dann nichts verloren, als ein paar Wochen, in denen Sie ein Stück unseres schönen Landes kennen gelernt haben. Morgen früh um neun Uhr reisen wir. Mögen Sie von Ihrem Palladio sich noch nicht trennen, so können wir auch bis übermorgen warten.

Er streckte ihr plötzlich die Hand entgegen.

Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein, sagte er; ich danke Ihnen herzlich für dies Anerbieten. Wenn ich es nicht sofort annehme, sondern mir bis morgen früh Bedenkzeit ausbitte, geschieht es wahrlich nur, weil Sie mich mit Ihrem Schicksalsglauben angesteckt haben. Nun weiß ich freilich, daß Niemand seinem Schicksal entgeht. Doch da wir Alle mit dem Vorurtheil auferzogen werden, als wären wir Herren unserer Handlungen und müßten dieselben nach den Geboten der Vernunft einrichten, um hernach doch zu thun, was wir nicht lassen können, so erlauben Sie mir, über Nacht auf eine höhere Eingebung zu hoffen. Es würde wie ein jedes Compliment klingen, wenn ich sagen wollte — nein, ich schweige lieber. Sie werden meine Unbeholfenheit mit meiner Ueberraschung entschuldigen. Denn wahrhaftig, daß ich hier am Fuß der Rotonda einschlafen sollte, um durch eine solche Schicksalsbotin geweckt zu werden —

In diesem Augenblick hörten sie eine Stimme im Innern der Villa, die ängstlich einen Namen rief. Da ist die andere Schläferin, sagte das Fräulein lächelnd. Kommen Sie! Ich muß Sie ihr vorstellen. Sie braucht vorläufig noch nichts von unserem Plan zu wissen. Aber ich vergesse: ich weiß noch nicht, Wen ich vorzustellen habe.

Mein Name ist Philipp Schwarz.

Und der meine Victoire Clémence Freisräulein von Hainstetten. Wenn Sie mich von meiner alten Bonne „Neschen“ nennen hören, so ist das nichts als die Abkürzung von Baroneschen, wie sie mich schon als Kind angeredet hat. Sehen Sie, da tritt sie eben zwischen den Säulen hervor. Sagen Sie ihr gelegentlich etwas Artiges über ihre eleganten Bewegungen, wenn Sie ihre Eroberung machen wollen.

Sie hatten sich zu der Treppe zurückgewendet, auf welcher jetzt die stattliche Dame in sichtbarer Aufregung, zugleich von ihrem Schummer und der Angst um das unsichtbar gewordene Fräulein geröthet, eilig herabstieg. Sie blieb sehr betroffen stehn, als sie den Fremden erblickte. Das Fräulein aber, nachdem sie den Doctor mit einer scherzhaften Wendung ihr vorgestellt hatte, drängte zum Ausbruch und führte ganz allein das Wort auf dem Wege zum Gitter hinab. Unten am Wagen fanden sie den Pförtner, der argwöhnisch die Frauen zusammenzog, als er den Fremden vom Vormittage so unvermuthet wieder sah. Doch begütigte ihn alsbald ein ansehnliches Trinkgeld, das der Doctor ihm in die Hand drückte. Das Fräulein ihrerseits schien vergessen zu haben, daß sie ihn bereits belohnt hatte. Oder machte eine besonders gehobene Stimmung sie zur Freigebigkeit geneigt? Der Alte betrachtete mit weitaufgerissenen Augen bald den Zehnguldenschein, bald die junge Verschwennderin und raunte dem Kutscher zu: Eine Engländerin! — dann half er ihr ehrerbietig in den Wagen, während Zephyrine mit aller Anmuth, die sie erschwingen konnte, sich leicht auf den Arm des Fremden stützte.

Fahren Sie nicht mit uns, Herr Doctor? sagte das Fräulein, da sie

allein im Fond wieder saß. Sie sehen, es ist noch Platz. Wir wollen den Rückweg über den Monte Verico machen. Die Berge müssen in der Abendbeleuchtung besonders schön sein.

Er entschuldigte sich, er habe noch Briefe von der Post zu holen und selbst zu schreiben. Er war still und zurückhaltend geworden, seit sie nicht mehr miteinander allein waren. — Wie Sie wollen! erwiderte das Fräulein mit gleichmüthigem Ton. Hoffentlich also auf Wiedersehen!

Sie nickte ihm freundlich zu, Zephyrine bewegte huldvoll grüßend ihren Sonnenschirm, und der Wagen rollte davon.

* * *

Indessen saß in einem hohen, lustigen Zimmer des Albergo di Roma eine kleine Dame auf dem Sopha, hatte auf dem Tische Karten ausgebreitet und legte unermülich Patience. So oft sie mit einem Spiel fertig war, stand sie auf, trat ans Fenster oder durch die Balconthür, horchte in den Hof und auf die Straße hinaus und klingelte endlich, um zum zwölften Mal ihre Kammerjungfer zu fragen, ob Baroneß Victoire noch nicht zurück sei. Wenn sie die immer gleiche Antwort erhalten hatte, ließ sie sich wieder auf das Polster nieder und mischte feufzend die Karten von Neuem. Es war wie wenn von Zeit zu Zeit ein Windstoß in ein verglimmendes Kohlenhäufchen fährt und ein Flämmchen hervorlockt, das gleich wieder in die Asche zurücksinkt.

Das zarte kleine Gesicht erschien trotz der grauen Haare jugendlich, zumal durch die glänzenden schwarzen Augen, die einen hüßlos staunenden und bittenden Ausdruck hatten, wie Augen eines Kindes, das gescholten wird und nicht recht weiß, warum. Wenn in ihrem Spiel irgend eine schwierige Wendung sich glücklich löste, erglänzte ein sanftes Lächeln auf dem noch immer schönen Munde, ein Zug von triumphirendem Stolz wie auf eine gelungene List. Gleich darauf wurden die Züge wieder müde und kummervoll.

Nun fuhr ein Wagen in den Hof hinein, der das Haus von der Straße scheidet; sie horchte auf, ohne sich in ihrem Spiele stören zu lassen, und auch als die Thüre aufging und die Tochter hastig eintrat, legte sie die Karten noch nicht aus der Hand.

Schilt mich nur aus, maman! rief das schöne Mädchen, indem sie ihren Hut auf einen Stuhl warf und dann neben der ruhigen kleinen Gestalt auf den Teppich niederglitt, sie lebhaft an sich ziehend. Wir haben uns abscheulich verspätet, wir wußten nicht, wie weit der Weg und wie steil der Berg ist. Was hast du nur angefangen in der ganzen Zeit?

Es ist mir gut gegangen, Kind, sagte die alte Dame auf Ungarisch, da sie die Sprache ihrer Heimath immer zu sprechen pflegte, wenn sie mit ihrer Tochter allein war. Alle meine Patienzen sind aufgegangen, auch die neue, die ich probirt habe. Wie spät ist es denn? Wo ist Zephyrine?

Diese trat eben ins Zimmer, da es ihren Begriffen von Anmuth und Würde widersprach, die Treppe hinaufzustoürmen wie ihr einstiger Zögling.

Madame la baronne, sagte sie, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, Reschen wird Ihnen erklären —

Die kleine Frau stand auf. Wir wollen Licht bringen lassen, sagte sie, ich merke jetzt erst, wie dunkel es schon geworden ist —

Sie sah sich ängstlich im Zimmer um. Zephyrine beeilte sich, die Kerzen anzuzünden, die auf dem Sims des großen alten Kamins standen. Das Fräulein war indeffen an die Balconthüre getreten und sah zu den immergrünen Büschen hinab, die unten im Hofe wuchsen, und zu der Mondsfichel über dem Palast drüben an der Straße.

Maman, sagte sie plötzlich, weißt du, daß wir noch einen Reisegefährten haben werden? Ich habe einen Hofmeister gefunden für Cäsar, einen jungen Gelehrten, der schon morgen mit uns fahren wird. Du weißt, maman, er muß endlich anfangen, ordentlichen Unterricht zu bekommen, Pater Daniel ist selbst der Meinung.

Einen Hofmeister? wiederholte die Mutter. So — so — so! Einen Hofmeister! Nun, du mußt das wissen, Kind, du und Pater Daniel, ihr müßt das wissen.

Ist das Ihr Ernst, Reschen? rief die alte Bonne. Aber wie in aller Welt — und seit wann — ich kann doch nicht glauben —

Du kannst allerdings glauben, Zephyrine, daß ich die Augen offen behalten habe, während dir die deinigen ein wenig zuzielen. Ein sehr ernster und zuverlässiger junger Mann, liebe maman, ein Deutscher natürlich, ein Dr. Philipp Schwarz.

Nun das gesteh' ich! rief Zephyrine im höchsten Erstaunen. Und davon haben Sie mir während der ganzen Fahrt — und Alles ist schon fix und fertig abgemacht, und Sie haben seine Zeugnisse geprüft und Erkundigungen über seine Befähigung und Moralität eingezogen —

Gewiß, theurer Zephyr, das Alles habe ich hinreichend gethan und übernehme die volle Verantwortung. Er hat sich freilich noch bis morgen Bedenkzeit ausgebeten. Aber daß er kommen wird, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel.

Natürlich! warf die etwas gekränkte Vertraute hin. Wie könnte er widerstehen? Er ist natürlich bis über die Ohren in unser Reschen verliebt — ein solches tête-à-tête unter lauter Heidengöttern —

Meine liebe Zephyrine, sagte das schöne Fräulein mit sehr bestimmtem Ton, du bist zwar meine Jugendfreundin und darfst dir allerlei indiscrete Reden erlauben. Ich möchte dich aber doch bitten, in diesem Fall deine Gedanken für dich zu behalten. Wenn unser neuer Bekannter nur das Geringste von solchen Anzüglichkeiten zu hören bekäme, wäre er im Stande, sich ohne Weiteres zu empfehlen. Denn obwohl er kein reicher Mann ist — oder vielleicht gerade deshalb — ist er sehr reizbar im Punkt der Ehre. Auch bitte ich dich, maman, nicht zu vergessen, daß er sich vorläufig zu Nichts verpflichtet hat, als uns nach Hainstätten zu begleiten und dort eine Zeit

lang unjer Gast sein. Er will die Erziehung Cäsars nicht eher übernehmen, bis er ihn kennen gelernt hat. Das Wort „Hofmeister“ darf also in seiner Gegenwart nicht genannt werden. Willst du mir das versprechen, meine geliebte kleine maman?

Alles, was du willst, Kind, Alles, wie du es für gut findest. Ich — seit ich allein geblieben bin — seit ich dieß entsetzliche Unglück erlebt habe, daß dein Vater —

Sie fing plötzlich leise an zu weinen. Die Tochter nahm sie in die Arme, küßte sie beschwichtigend, gab ihr allerlei Schmeichelnamen und brachte sie endlich so weit, daß ihre Thränen zu fließen aufhörten und sie fragte, ob der Thee nicht servirt werden könne. Dann ließ sie sich zu dem Tische führen, auf dem Zephyrine inzwischen mit Hülfe der Kammerjungfer und des Gasthofkellners die abendliche Collation hergerichtet hatte. Victoire war sehr aufgeräumt und erzählte der Mutter von Allem, was sie diesen Nachmittag in der Stadt und Umgegend gesehen, in dem Tone wie man einem hochhenden Kinde Märchenschlösser und Zaubergärten beschreibt. Es war dem sanften, alten Gesicht nicht anzusehen, ob Alles verstanden wurde. Zephyrine saß schweigend dabei.

Eine Stunde später, nachdem die Mutter zu Bette gebracht und so geschwind, wie wenn sie das schwerste Tagewerk hinter sich hätte, eingeschlafen war, trat die Tochter leise durch die Balconthür auf die Gallerie hinaus, die oben auf den drei Seiten der Hofmauer herumläuft, und ging bis an die Straße vor, in die man über eine niedere Brustwehr hinabblickt. Dort im Winkel setzte sie sich auf den hölzernen Kübel eines großen Granatbaums und ließ die Nachtschwärmer drunten an sich vorüberwandeln, die hier im Corso die Nüßle genossen, rauchend und plaudernd. Es war ihr wunderbar hell und froh zu Muth, wie sie es schon seit Jahren nicht mehr erlebt hatte. Die weiche fremde Luft um sie her, die weichen fremden Laute, die dunkle Einsamkeit oben in ihrem Versteck, von dem aus sie in ein Leben blickte, das sie nichts anging, daß ihr keine Sorgen und Pflichten auferlegte, all das gab ihr ein Gefühl von Befreiung und Losgebundenheit, dessen sie sich mit starkem, frohem Herzklopfen bewußt wurde. Und im Hintergrunde ihrer Gedanken stand die Erinnerung an jene Stunde in der Rotonda und jedes Wort, das da gesprochen worden war, und erhöhte die triumphirende Stimmung, den Stolz auf ihren Willen und ihre Kraft, das abenteuerliche Leben zu beherrschen und sich ein Glück zu erkämpfen, wie sie es bedurfte. Sie hörte drunten ein paar junge Stimmen ein damals beliebtes Volkslied singen und sang die Melodie mit. Wenn ein Lachen zu ihr heraufscholl, ertappte sie sich darauf, daß sie mitlachen mußte. Plötzlich aber wurde sie still und ernst. Drüben auf der anderen Seite der Straße sah sie eine Gestalt daherkommen, die sie trotz des zweifelhaften Laternenscheines sofort erkannte. Der junge Fremde ging da mit gesenktem Haupt durch die muntere Menge hin, den Hut in die Stirn gedrückt. Gegenüber dem

Posthor des Hôtels blieb er stehen; er sah hinauf, ja sie glaubte zu fühlen, daß seine Blicke den Granatbaum umschweiften, unter dem sie in ihrer dunklen Hülle regungslos zurückgelehnt saß. Den Athem hielt sie an und schloß unwillkürlich die Augen. Als sie wieder hinüber sah, war der Späher verschwunden. Da blieb sie noch eine Weile sitzen, bis sie es wagte, über die offene Gallerie ins Zimmer zurückzukehren.

Sie war am anderen Morgen kaum aufgestanden, als die Kammerjungfer ein Billet brachte, das der Hausknecht eines anderen Gasthofs für sie abgegeben. Es enthielt nur die Anfrage, ob es ihr noch Ernst sei mit dem Anerbieten, das sie ihm gestern gemacht. Er werde es ihr durchaus nicht verdenken, wenn ihr inzwischen Zweifel gekommen sein sollten, ob er auch die Eigenschaften habe, die sie von dem Erzieher ihres Bruders verlangen müsse. Wer mit seiner eigenen Bildung noch so viel zu thun habe, sei schwerlich geeignet, Andere zu leiten. Wollte sie es aber auf einen Versuch ankommen lassen, so werde er in einer Stunde sich erlauben nachzufragen, ob es bei der Abreise bleibe, und sie bitten, ihn ihrer Mutter vorzustellen.

Sie warf nur die Worte auf eine Karte: „Ich pflege meine Entschlüsse nicht über Nacht zu ändern. Sie werden willkommen sein.

Victoire.“

Eine halbe Stunde später kam er selbst, in dem grauen Reiseanzuge und dunklen Filzhut von gestern, ein Koffer von bescheidenem Umfang wurde ihm nachgetragen. Er trat dem Freisräulein scheinbar ganz unbefangen entgegen und verneigte sich ehrerbietig vor der Mutter, die ihn erstaunt betrachtete und erst, als die Tochter ihr etwas ins Ohr geflüstert hatte, ihm vertraulich wie einem alten Bekannten zunickte. Zephyrine machte ihm ein ceremoniöses, schulgerechtes Compliment und sah dann standhaft an ihm vorbei, während das schöne „Reßchen“ ihm freundlich die Hand bot und ihm dankte, daß er Wort gehalten. Dann führte sie die Mutter, die sich immer ängstlich im Zimmer umsaß und nach hundert Kleinigkeiten fragte, ob sie auch nicht vergessen seien, langsam und vorsichtig die Treppe hinab an den Wagen, der unten ihrer harrete, und hob sie hinein. Es war einer jener alterthümlichen Reisewagen, denen das heutige Geschlecht nur noch auf alten Bildern begegnet, breit und tief genug, daß sechs Personen sich darin unterbringen konnten, hinten angehängt über dem tiefen Schacht für das Gepäck ein zweistöckiger Ausbau für die Dienerschaft mit eigenem Dächlein und selbst so groß wie eine heutige Kalesche. Vier Postpferde zogen das gewaltige Gebäude, die jetzt schon eine Weile ungeduldig das Pflaster des Hofes gestampft hatten. Als die Drei drinnen Platz genommen, blieb auf dem Rücksitz neben Zephyrine noch Raum genug für einen schwächlichen deutschen Gelehrten.

Victoire unterdrückte ein Lächeln, als sie die feierliche Miene sah, mit der ihre „Jugendfreundin“ die Mantille zusammenzog und sich möglichst in die Ecke schmiegte, um mit dem neuen Reisegefährten jede Berührung zu vermeiden. Sie sehen, Herr Doctor, sagte sie, Sie machen uns nicht die geringste Unbequemlichkeit. Versuchen Sie es also mit uns drei schulpflosen Damen. Auch brauchen Sie nicht zu fürchten, daß unsere Conversation Sie ermüden werde. Wir haben es uns zum Gesetz gemacht, während der Fahrt uns im Schweigen zu üben, und Jede hängt ihren eigenen Gedanken nach. Sollte es Ihnen trotzdem auf die Länge unheimlich unter uns werden, so nehmen wir's nicht übel, wenn Sie unter dem Vorwand, die Gegend besser zu genießen, sich zum Postillon auf den Bock flüchten, oder zu unsrer Fanny auf den Rücksitz, der Sie damit eine große Ehre anthun werden.

Er stieg lächelnd ein und betheuerte, er werde sich in allen Stücken der Hausordnung fügen, die in dieser Wagenburg eingeführt sei. Ihm gegenüber saß die Mutter, ganz eingehüllt, gleich ihrer Tochter, in ein weites schwarzseidenes Reisemantelchen, dessen Kapuze ihr blasses Gesicht zierlich umschloß. Sie hatte ihre schönen schwarzen Augen während der Fahrt beständig ins Weite gerichtet und nahm von dem neuen Bekannten nicht die mindeste Notiz. Auch Victoire gönnte ihm nur selten ein Wort, wenn sie in dem Reisebüchlein, das sie fleißig studirte, den Namen eines Ortes oder Berges fand, an denen sie gerade vorbeikamen. Die Sonne schien gedämpft durch leichtes Sciroccogewölk, das wie ein leichter grauer Flor über dem schönen Lande hing. So war es, da die Pferde wacker ausgriffen, ein vergnügliches Reisen unter dem hohen schattigen Dach, und selbst Zephyrine fühlte sich auf die Länge unfähig, die Schranke zwischen sich und ihrem Nachbarn aufrecht zu erhalten. Zumal als er bei einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und dem Freifräulein ihre Partei ergriffen und ihr zum Siege verholfen hatte, fand sie ihn plötzlich so liebenswürdig, daß sie ihm ihr Gläschen mit kölnischem Wasser anbot, sein Tuch damit zu betupfen, was die einzig wirksame Erfrischung in der Hitze sei.

Nun erfuhr er auch, daß die Damen die Reise unternommen hatten, um in Mailand die Schwester der Baronin zu besuchen. Sie sei an einen Grafen verheirathet, der, obwohl von italienischer Abstammung, doch im österreichischen Heere diene. Maman habe sich sehr gefehnt, ihre Schwester wiederzusehen, es aber nicht länger als acht Tage dort ausgehalten. Dir ist doch nur wohl in Hainstetten, kleine maman! sagte die Tochter mit einem Blick auf Philipp. Nun wirst du ja bald wieder auf deiner geliebten Altane sitzen und Cäsar im Garten herumtollen sehen.

Es war lieblich zu beobachten, wie die Tochter unermüdlich sich um die Mutter bemühte, sie beständig zu erheitern und es ihr bequem zu machen suchte. Es war, als könne sie sich noch immer nicht entschließen, den Gedanken zu ertragen, daß der Geist in dieser theuren Gestalt nur noch ein Traumleben führe und nie wieder zu voller Klarheit aufwachen werde. Dies

Kindliche Gefühl, die Trauer und Sorge um einen Verlust, den sie schon mitten im Besiz erleiden sollte, schien ihr Gemüth so völlig auszufüllen, daß kein Raum darin blieb für ein wärmeres Interesse an anderen Menschen. Manchmal, wenn sie während der langen Fahrt die Augen schloß, die durch Staub und Sonne beschwert wurden, vertiefte sich Philipp in das Räthsel dieses jungen Gesicht, das keinen Zug von der Mutter hatte und seltsamer Weise, wenn es so schlummernd sich zurücklehnte, plötzlich eine fast erschreckende Aehnlichkeit mit diesem erloschenen Frauenbilde bekam. Und doch fesselte sie ihn gerade dann um so unwiderstehlicher. Wenn er ihren wachen Augen begegnete, die so gleichmüthig über alle Menschen hinblicken konnten, fühlte er sich zum Widerstande gegen ihre Macht aufgefordert. Im Schlaf verrieth ihr Gesicht, daß sie nicht glücklich sei, daß sie ein hülfloses und vielbedürftiges Herz, wie Andere ihres Geschlechts, im Busen trug und nur zu stolz war, es irgend wem zu verrathen.

Zuweilen, wenn er Wälder und Berge betrachtete, oder in dem kleinen Homer laß, den er auf der Reise immer bei sich führte, fühlte er auch ihre Augen lange und fest auf sein Gesicht geheftet. Blicke er dann plötzlich nach ihr hin, so verleugnete sie es keineswegs, daß sie ihn betrachtet hatte. Doch ertrug sie seinen Gegenblick so ruhig, daß sie jeden Gedanken fern hielt, als sei er ihr mehr, als einer der vielen Gegenstände rings umher, die kennen zu lernen vielleicht der Mühe werth wäre. Ein paar Mal hatte er versucht, das Gespräch fortzuspinnen, das sie in der Rotonda geführt. Es glückte aber nie. Auch vermied sie es, wenn sie Abends an ihrem Rastort angelangt waren, ihm noch irgendwo allein zu begegnen, und doch empfand er deutlich, daß keine Absicht, ihn durch dies Vermisßenlassen desto mehr zu reizen, ihrer Zurückhaltung zu Grunde lag. Sie bedurfte ihn nicht; sie ließ ihn sich eben gefallen, wie sie sich so Manches gefallen ließ, was gerade da war und ihr nützen konnte.

Das empfand er, und ein dumpfer Unmuth ergriff ihn, je länger es dauerte. Denn immer deutlicher ward es ihm, daß er sie bedurfte, daß er ihre Nähe nicht mehr entbehren konnte, auch wenn er sie mit heimlichen Schmerzen erkaufen mußte.

Und so war er am Ende froh, als sie sich dem Ziele näherten. Zehn Tage hatte die Fahrt gedauert, die man heute bequem in zweien zurücklegen kann. Er hatte es oft versucht, seine Bande zu sprengen, die ihm, so unter acht Augen in dem rings umschlossenen Wagen, das Herz allzu heftig einschnürten. Aber selbst auf dem freien, lustigen Sitz neben dem Postillon wollte der Druck von seiner Seele nicht weichen. Er verwünschte die Stunde, wo er sich freiwillig in diese Gefangenschaft gestürzt hatte. Das Wenige, was er bisher in jungen Liebschaften, die bald wieder vergessen waren, von seinem Herzen erlebt hatte, war gerade genug gewesen, um ihn zu warnen, da er jedesmal mehr Herzblut verschwendet hatte, als die Sache werth gewesen war. Und jetzt, eine so rasch anwachsende Leidenschaft für diese kühle,

stolze, hochgeborene und hoch über ihn hinwegsehende junge Schönheit, der er gerade gut genug war, um im Unterricht eines Knaben den alten Pfarrer abzulösen — und das verschleierte Bild seiner Zukunft, das auf ihn wartete, — Italien, dem er schon an der Schwelle wieder den Rücken gewendet hatte — er sagte sich's ins Gesicht, daß es für einen sechsundzwanzigjährigen Philosophen doch eine allzu starke Thorheit sei, daß es an Wahnsinn grenze, wie er sich aufführe, — und dann brauchte aus dem Wagen nur ein gleichgültig hingeworfenes Wort von jenen verhängnißvollen Lippen zu ihm heraufzutönen, und alle Kraft des Trostes und aller Freiheitsdrang in seiner Seele war plötzlich wie von weichen Händen niedergehalten und er konnte den Augenblick nicht erwarten, bis er vom Bock hinunterspringen und das junge Gesicht in der Kapuze wieder darauf ansehen durfte, ob es ihm noch nichts Traulicheres zu sagen hätte.

Die letzte Nacht hatten sie in Graz zugebracht. Sie waren früh genug angekommen, daß Victoire ihre Mutter ruhig im Hôtel bei ihren Patience-Karten zurücklassen und mit Philipp und Zephyrine, die jetzt eine fast schwärmerische Neigung für den Doctor zur Schau trug, eine Fahrt durch die herrlich gelegene Stadt machen konnte. Sie selbst war ungewöhnlich vergnügt. Zephyrine neckte sie: das Glück, morgen schon ihren alten Anbeter, den Pfarrer, wiederzusehen, strahle ihr aus den Augen. Als sie aber am anderen Tage nach einer zweistündigen Fahrt sich dem Thale näherten, in welchem Schloß Hainstetten lag, überschattete eine tiefe Schwermuth, die sie zum ersten Male nicht bemeistern konnte, ihre sonst so gelassene Stirn. Philipp konnte sich nicht der Frage enthalten, ob die Heimkehr ihr schmerzliche Erinnerungen wecke. — Nein, erwiderte sie, nur die Angst davor, dies freudlose Leben wieder genau da aufzunehmen, wo ich es vor vier Wochen fallen ließ. Oder glauben Sie wirklich, daß ein lebendiger Mensch seinen Hunger nach Glück stillen kann bloß mit erfüllten Pflichten? Es ist, wie wenn ein Verschmachtender Baumrinde nagt. Er füllt die Leere in sich, aber es bringt Nichts ins Blut. Doch wozu davon reden?

Er hatte ein Wort auf der Zunge, aber die Gegenwart der Andern ließ ihn verstummen. Ueberdies sah er, daß sie sich geflistentlich zur Mutter wandte, an ihrer Kapuze ordnete, die sich verschoben hatte, und ihr, nun wieder mit ihrem heitersten Gesicht, mittheilte, sie würden gleich zu Hause sein. Siehst du Cäsar schon? fragte die kleine Frau, und über ihr welches Gesichtchen flog eine leichte Röthe. — Nein, maman. Ich habe uns nicht angekündigt, wie du weißt. Ich wollte sie Alle überraschen, um einmal zu sehen, wie sie sich betragen, wenn sie sich selbst überlassen sind.

Darauf rief sie dem Postillon, daß er halten solle. Sie müssen durchaus auf den Bock steigen, Herr Doctor, sagte sie lächelnd. Wir sind eitel auf unser altes Nest, und es nimmt sich am schönsten bei der Anfahrt von dieser Seite aus.

Er gehorchte ihr sogleich, und nun fuhren sie in gestrecktem Trabe auf

der glatten Straße hin, dem Schloß entgegen, daß auf einer mäßigen Erhöhung über der Thalsohle zwischen dichten Laubwipfeln sich stattlich genug erhob. Die oberen Fenster glänzten in der Mittagssonne, hinter den grauen, schiefergebedten Zinnen und Vorsprüngen des Daches dunkelten unabsehbliche Wäldungen, die bis zur halben Höhe der nahen Berge hinaufstiegen, so daß die fahlen Felsgipfel wie ein graues Inselriff aus einem dunkelgrünen Meer emporragten. Am äußersten Ende des langgestreckten Thalgrundes sah man eine zerstreute dürftliche Ansiedelung, in deren Mitte das rothe Ziegeldach eines niedrigen Kirchleins hervorschimmerte.

Nicht lange mehr, so bogen sie in den Schatten einer uralten Ahornallee ein, die bis dicht an das Schloß heran gepflanzt war. Die Luft war kühl und rein, auf den hellen Wiesen zur Seite summten zahllose Bienen- und Nester bauende Vögel schwirrten durch die Zweige. Auf einmal hörten sie Hundegebell. Das ist Hector! sagte Zephyrine. Der bewillkommt uns zuerst. — Philipp sah eine große, gelbe dänische Dogge schon von Weitem wie toll heranjagen; als sie den Wagen erreicht hatte, versuchte sie mit betäubendem Freudengeheul hineinzuspringen, daß das Fräulein halten lassen mußte, damit der Hund nicht von den Rädern zermalmt wurde. Sofort war er mit einem gewaltigen Satz im Innern, Zephyrine schrie auf, die Mutter rückte nur ein wenig beiseit, dann saß der Hund, von Victoire geliebkost, ganz ehrbar auf dem Platz, den Philipp freigelassen hatte, bis er endlich nahe beim Schloß wieder hinausprang.

Sie waren an der Rückseite vorgefahren, wo einige Stufen zu einer Altane hinaufführten, die an der ganzen Breite des Gebäudes hinkief. An der steinernen Brustwehr standen in großen Kübeln hohe, rundbeschnittene Orangenbäumchen, dazwischen Oleander und kleine Cypressen. Dahinter lag ein hoher Gartensaal, dessen Thür und Fenster offen standen, so daß die rothseidenen Gardinen leicht vom Windzuge bewegt wie lose Segel und Wimpel den Ankommenden entgegenwehten. Von hier aus sah man in den nach französischer Art angelegten Garten hinab, der jetzt mit seinen Fontänen, Tagusheden und steinernen Vasen und Amoretten lautlos in der Frühlingssonne lag. Auch sonst schien Alles im Hause wie in Dornröschens Schloß zu schlafen. Bald aber wurde es lebendig. Aus den niedrigen Seitengebäuden, die hinter den Heckenwänden versteckt lagen, stürzten Einzelne von der Dienerschaft hervor, die alte Beschließerin, die ihre Haube nicht gleich hatte finden können, kam mit hochrothem Gesicht die Stufen herab, der Berwalter, der Gärtner, sogar der Koch mit seiner weißen Mütze erschienen auf der Altane, wo die alte Frau sofort sich in einen niedrigen Lehnstuhl gesetzt hatte und einmal über's andere erklärte, sie gehe hier nicht wieder weg. Selbst an ihren kleinen Sohn schien sie nicht mehr zu denken über dem Wohlgefühl, endlich wieder einmal auf dem gewohnten Platz in der lang entbehrten Ruhe zu sein.

Das Fräulein hatte sogleich nach dem Junker geschickt, der zu dieser

Zeit im Pfarrhause zu sein pflegte, um seine Lection auf dem Klavier zu üben. Nach wenigen Minuten sah man den Knaben heranstürmen, baarhaupt, die blonden Haare umflatterten ein rothwangiges Gesicht, aus dem die braunen Augen der Schwester hervorleuchteten. Er warf sich ungestüm der Mutter an den Hals, sprang dann zu der Schwester hin, die er in einem übermüthigen Wirbeltanz herumschwang, und nahm endlich das ehrwürdige Haupt Zephyrins so respectlos zwischen seine Hände, während er sie auf beide Wangen küßte, daß die eifrig scheltende Dame sich nur mit Mühe seiner erwehren konnte. Dann erst erblickte er den Fremden, und seine helle Stirn verfinsterte sich. Er sah jetzt der Schwester auffallend ähnlich, die ihn lächelnd bei der Hand nahm und ihn Philipp vorstellte. Wir sind nicht immer so ausgelassen, sagte sie, und wenn wir nur wollen, haben wir auch einen ganz anschlägigen Kopf und Talent zu allerlei Künsten und Wissenschaften. Wie weit bist du mit der Haydn'schen Sonate? Aber das kann ich ja gleich den Herrn Pfarrer selbst fragen.

Dieser kam soeben auf demselben Weg, den der Knabe im Sturm lauf zurückgelegt, mit wankenden Knien herangeschritten, ein kleiner hagerer Greis mit einem milden Apostelgesicht, das jetzt beim Anblick der Schloßherrinnen sich förmlich verklärte. Werden Sie glauben, flüsterte das Fräulein Philipp zu, daß dieser ehrwürdige Diener Gottes mit dem Kinderlächeln bei den Jesuiten erzogen worden ist, die sich doch sonst auf die Auswahl der Thigen verstehen? Sie merkten es freilich, daß ihr junger Vater Daniel ihnen niemals sonderliche Ehre machen würde, und waren froh, ihn von ihrem Orden wieder abzuschütteln. Mein Vater lernte ihn irgendwo auf einer Reise kennen und sorgte, da er einen Blick in seinen unseligen Zustand gethan, für seine Einsetzung als Pfarrer in unsere Kirche. Früher war hier eine Schloßkapelle, und der Kaplan wohnte in einem benachbarten Häuschen. Das haben wir beibehalten, auch nachdem wir den Dorfleuten weiter unten im Thal ihre Kirche gebaut haben. Und so hat Cäsar seinen ersten Lehrmeister in der Nähe gehabt. Aber der gute Alte hat seine achtzig überschritten. Sie sehen, wie mühsam er sich forthilft.

Mit diesen Worten eilte sie die Stufen hinunter, begrüßte den Alten und führte ihn sorgsam die Altane wieder hinauf zur Mutter, der er ehrerbietig die Hand küßte. Victoire hatte sich indeß zu dem Verwalter gewendet, auch an Jeden der Uebrigen richtete sie ein kurzes freundliches Wort. Philipp sah, daß Aller Augen mit einem Ausdruck von Vertrauen und tiefer Unterordnung an den Lippen dieses jungen Wesens hingen; wie wenn eine Fürstin nach einer Zwischenregierung in ihr Land zurückkehrt und die Zügel der Herrschaft wieder in ihre sanften und festen Hände nimmt.

Die alte Beschließerin, der sie ein Wort gesagt, näherte sich ihm jetzt und fragte, ob es ihm gefällig sei, in sein Zimmer hinaufzusteigen. Es ist nur ein vorläufiges Unterkommen, rief das Fräulein ihm zu. Wenn Ihnen

die Lage nicht zusagt, mögen Sie selber wählen, wo Sie am liebsten wohnen möchten. Sie sehen, es fehlt in dem alten Hause nicht an Raum.

Er folgte wie im Traum seiner Führerin durch den Gartensaal in das gewaltige Treppenhaus, das sich nach der Vorderseite des Schlosses öffnete. Durch hohe schmale Fenster strömte hier ein Uebermaß von Licht herein, daß er fast geblendet wurde und mit halbgeschlossenen Augen die breiten Stufen hinaufschritt, bis zum zweiten Geschoß. Da stand er einen Augenblick auf das Geländer gestützt und sah in die Tiefe hinunter. Der alte Bau war, wie er deutlich erkannte, in der Zeit der Weltherrschaft Ludwigs des Vierzehnten und des Versailler Geschmacks ausgeführt worden, mit verschwenderischer Pracht, die kaum hie und da ein wenig verblühen war. Selbst die Vergoldung der Stuckornamente zeigte nur einen leichten Ueberzug von Staub. Ein seltsames Gefühl von Bangigkeit und Trauer überfiel ihn. Dies Alles war sie von Jugend auf zu sehen gewohnt, und so weit man aus den Fenstern dieses Zauber Schlosses blicken konnte, war Alles dem Wink dieser jungen Augen unterthan. In demselben Augenblick stand ihm die enge Treppe vor der Seele, die zu der Wohnung seiner Eltern hinaufgeführt hatte. Und nun war er hier, einer der Untergebenen dieser stolzen Herrin und doch unfähig es zu ertragen, daß irgend ein Weib auf ihn herabsah. Wenn er sich seiner Feigheit nicht geschämt hätte, am liebsten hätte er seine Führerin stehen lassen, um die Treppen im Fluge wieder hinab zu eilen und durch die vordere Thür dieses glänzenden Gefängnisses in die Freiheit zurückzuflüchten.

Schon aber hatte die brave Person, die zu gut geschult war, um einem Gast des Hauses, selbst wenn er keinen ebenbürtigen Eindruck machte, nicht mit allem Respect zu begegnen, schon hatte sie eines der vielen Zimmer geöffnet, die auf den hellen, teppichbelegten Corridor hinausgingen, und indem sie um Entschuldigung bat, daß nicht Alles im besten Stande sei, da man die Herrschaften noch nicht zurück erwartet habe, öffnete sie die herabgelassenen Jalousieen und ließ die frische Vergluth herein. Der Herr Doctor habe hier die Morgensohne, auch sei das Zimmer zwar hoch gelegen, aber desto stiller, da zur Zeit in dem ganzen oberen Stockwerk Niemand wohne, als der Herr Verwalter auf dem entgegengesetzten Flügel.

Philipp war ans Fenster getreten und sein überraschter Blick umschlang das wundervolle Bild, das sich vor ihm ausbreitete, den Garten zu seinen Füßen, dahinter die uralten Wipfel des Parks und die Felsen, die seinen Horizont begrenzten. Unten von der Altane herauf erklang die Stimme Victoire's, die dem alten, etwas tauben Geistlichen von Mailand erzählte, das Lachen des Knaben über ein paar drollige Abenteuer, die Zephyrine zum Besten gab, und wie er draußen überm Walde einen großen Raubvogel schweben sah, der sich höher und höher in den stahlgrauen, von Glanz zitternden Aether erhob, war es ihm plötzlich, als wüchsen auch ihm unsicht-

bare Schwingen und trügen ihn hoch über alle irdischen Sorgen hinweg, in Höhen des Lebens, von denen er bisher sich kaum hätte träumen lassen.

So blieb er denn, und nachdem er die erste Nacht unter diesem Dache geschlafen, schien es ihm selbst und Allen im Hause so natürlich und nothwendig, daß kein Wort weiter darüber gesprochen wurde. Er hatte, nachdem das erste Staunen überwunden war, eine leichte, freie, unbesümmerte Art, sich in diesem ungewohnten Glanz zu bewegen, als hätte er Zeit seines Lebens von Silber gespeist und edle Weine aus geschliffenen Retschgläsern getrunken. Denn im Grunde war er viel zu sehr mit seinen inneren Schicksalen beschäftigt, um auf Aeußerlichkeiten viel zu achten, so lange sie in seine große Lebensfrage nicht eingriffen.

Er hatte Victoire gebeten, ihrem kleinen Bruder nicht zu verrathen, was der neue Hausgenosse für ihn zu bedeuten habe. Der Knabe maß den Unbekannten anfangs mit scheuen, fast trotzigen Blicken. Er war gewöhnt, daß man sich schmeichelnd mit ihm beschäftigte, ihn halb wie ein Kind verzog, halb als den künftigen Schloßherrn respectirte. Es machte ihn stutzig, daß der Doctor sich gar nicht um ihn bekümmerte, nur manchmal, wenn er zu Anderen sprach, auch auf ihn den Blick richtete. Auch daß er ihn sogleich mit Du anredete, war ihm höchst ärgerlich. Doch als am Abend, da sie um den Theetisch herumsaßen, Victoire das Gespräch auf die politischen Umwälzungen der letzten Zeiten brachte und Philipp in der schlichtesten Weise seine Erlebnisse schilderte, hing das Auge des Knaben in leidenschaftlicher Spannung an dem feinen. Am andern Morgen in aller Frühe klopfte er behutsam an die Thüre des Gastes. Mit hochgeröthetem Gesicht trat er ein, sah sich verlegen und zutraulich im Zimmer um und sagte, seine Schwester habe ihn geschickt, sich zu erkundigen, wie der Doctor geschlafen habe. Er verschwieg, daß er selbst sie um die Erlaubniß gebeten, zu ihm hinaufzugehen. Dann nahm er den kleinen griechischen Homer in die Hand, der auf dem Tische lag, und wie er die fremden Schriftzeichen sah, fragte er, was das für eine Sprache sei und was in dem Buche stehe. Philipp sagte es ihm und fing an, ihm den trojanischen Krieg zu erzählen, womit er natürlich an diesem Tage nicht zu Ende kam, auch nicht auf dem Spaziergang, den sie Nachmittags mit einander machten. Von da an aber war ihm der Knabe mit Leib und Seele ergeben. Auch an der Lateinstunde beim Vater Daniel, die ruhig fortgesetzt wurde, fand er jetzt mehr Gefallen, seit sein neuer Freund ihm die trockenen grammatischen Formeln auf mancherlei Weise vertraut zu machen suchte, ihn das todte Werkzeug in lebendiger Anwendung üben und schätzen lehrte. Alle im Hause bemerkten den Einfluß, den er auf das unbändige Herrlein gewonnen, aber Niemand wunderte sich darüber, da von der ersten Stunde an sein Wesen auf Alle einen überlegenen Eindruck gemacht hatte. Nur einmal, als der Knabe in einer wilden Laune sich durch ein einziges ruhiges Wort seines Meisters hatte zähmen lassen, sagte das Fräulein mit

einem stillen Lächeln zu ihm: Sie haben sich verleumdete, als Sie sich das pädagogische Talent absprachen. Wissen Sie wohl, daß Sie mir auch in der Erziehung meiner guten Zephyrine beistehen? Sie langweilt sich gar nicht mehr so sehr bei einem ernsthaften Gespräch, wie es früher ihre Art war. Unsern Wilbfang haben Sie nun vollends umgewandelt. Sie müssen mir einmal verrathen, mit welchen Zaubermitteln Sie das so rasch zu Stande bringen konnten.

Er hatte es schon auf den Lippen, ihr zu erwiedern, daß sie dessen nicht bedürfe, da er sie selbst einen weit größeren Zauber Tag für Tag auf so viele Menschen ausüben sehe. Doch hielt er sich zurück, da er sich's zum Gesetz gemacht, ihr gegenüber nie in den Ton eines galanten Cavaliers zu verfallen.

Der Junge hat mein Herz gewonnen, sagte er. Sie wissen, gnädiges Fräulein: nicht nur die großen Gedanken kommen aus dem Herzen, sondern auch die guten, und was uns Herzenssache ist, wird uns leicht.

Und Ihre eigenen Angelegenheiten? Ihre Pflicht, sich selbst zu entbeden? Er sah still vor sich hin. Ich muß gestehen, sagte er, daß ich mir selbst immer weniger interessant werde, je mehr ich mich für das Wachsen und Heranblühen dieses jungen Pflänzchens interessire. Am Ende war es Ihnen vorbehalten, dahinter zu kommen, wozu ich eigentlich bestimmt bin.

Sie erwiederte Nichts auf dieses doppelsinnige Wort, und auch das bewunderte er an ihr. Nie war ihm ein weibliches Geschöpf begegnet, das sich so sicher in der Gewalt hatte, ohne den Reiz ursprünglicher Anmuth und naiver Harmlosigkeit darüber einzubüßen. Er sah mit täglich wachsendem Erstaunen, welch' eine Last von Sorgen und Pflichten auf diesen schlanken Schultern lag, und wie spielend sie dieselbe zu tragen schienen. Denn auch der Verwalter des ausgedehnten Besizes war gewöhnt, keine größere durchgreifende Maßregel zu treffen, ohne das gnädige Fräulein vorher davon verständigt zu haben. Die ungeheuren Waldungen, die mehrere Schneidemühlen beschäftigten, die weitausgebreiteten Viehweiden mit einer großen Alpenwirthschaft, die Patronatspflichten gegenüber dem Dorf — all das schien nur zu gedeihen, wenn das klare Auge der jungen Herrin darauf ruhte. An manchem Morgen, wenn Philipp sie beim Frühstück vermißt hatte, sah er sie auf ihrem derben kleinen Traber in Begleitung des Verwalters von einem weiten Umritt zurückkehren, den sie vor Thau und Tage unternommen hatte, um an entfernten Punkten ihrer Besitzung nach dem Rechten zu sehen. Sie trug dann einen einfachen Anzug, den sie sich selbst ausgedacht hatte, da die kosteten Reitcostime der Damen ihr mißfielen. Nie aber schien sie ihm reizender, als wenn sie mit dem blassen Gesicht, da jede Anstrengung sie bleich machte, auf dem dampfenden Thiere saß und es noch eine Weile durch die Allee hin und wieder gehen ließ, bis sie sich dann mit leichtem Anstand, auf den Arm ihres treuen Dieners gestützt, herabschwang.

Und doch waren dies die einzigen Momente, in denen er wieder an

die gesellschaftliche Kluft, die ihn von ihr trennte, erinnert wurde. Er fühlte Scham darüber, daß er allerlei ritterliche Uebungen vernachlässigt hatte. Unter dem Vorwande, Cäsar begleiten zu wollen, der schon fleißig einen feurigen Pony tummelte, bat er, daß er an den Reitstunden des Knaben Theil nehmen dürfe. Victoire warf ihm einen Blick zu, der ihm ins Innerste drang; als ob sie ihm sein Geheimniß aus der Brust hätte stehlen wollen. Unseren Gästen stehen immer alle Pferde zur Verfügung, erwiederte sie gleichmüthig. Cäsar wird froh sein, Sie auch zu Pferde neben sich zu haben.

Sie schien damit andeuten zu wollen, daß sie für sich selbst keine Begleitung auf ihren Ritten nicht wünsche. Er empfand einen Schmerz, wie die Berührung einer eiskalten Hand auf einer Wunde. Doch machte ihn ihre gleichmäßige Freundlichkeit wieder irre daran, ob sie eine Zurückweisung beabsichtigt hätte.

Und wäre es auch anders gewesen, — sein Zustand war schon so hoffnungslos, daß er nicht den Willen und die Kraft gefunden hätte, sich zurückzuziehen. Zumal ihr abendliches Beisammensein nährte seine leidenschaftliche Schwermuth. Sie pflegte dann, wenn die Mutter zu ihrer Paticence nicht mehr hell genug sah und doch beim Lampenlicht ihre Augen schonen mußte, sich an den Flügel im Gartensaal zu setzen und aus Blut'schen Opern Alles zu singen, was zu ihrer Stimme paßte. Armida und die taurische Iphigenie waren die Lieblinge der alten Frau, die sie in ihrer glücklichen Zeit unzählige Male gehört hatte. Victoire dagegen zog den Orpheus allen anderen Werken des Meisters vor. Wenn sie dann die rührenden Töne sang, mit denen der Einsame die Geister der Unterwelt beschwört, saß Philipp in einer Ecke des weiten Raumes ohne sich zu rühren, mit verhaltenem Athem, wie ein Mensch, über den nach tagelanger Schwüle ein Gewitter hereinbricht, das ihn zugleich erschüttert und erquickt. Manchmal war der Eindruck so stark, daß er, sobald der Gesang zu Ende war, auf sein Zimmer flüchten und sich in Thränen erleichtern mußte. Er kam dann für den Rest des Abends nicht wieder zum Vorschein.

So waren ein paar Sommermonate verflossen, und während es in seinem Innern von Tag zu Tage verstörter und rathloser aus sah, ging um ihn her Alles seinen gleichmäßigen Gang unter der stillen Herrschaft dieses klaren Willens und dieser unbeflecklichen dunklen Augen. Die Besingung lag so abgeschieden und der Zustand der Mutter war so wenig zur Geselligkeit gemacht, daß es auch an Besuchen völlig fehlte. Nur einmal, in der Rosenzeit, deren Flor ein besonderer Stolz des Schloßgärtners war, kam eine befreundete Grazer Familie in großer Anzahl nach Hainstetten hinaus und quartierte sich auf eine Woche sehr zwanglos und tumultuarisch ein. Dieser Ueberfall schien Allen, außer Victoire, Vergnügen zu machen. Doch sah Philipp, daß sie sich auch durch den Wirbelwind von Vergnügungen aller Art, der nun durch Haus und Garten tobte, nicht aus dem Gleichgewicht

bringen ließ. Er selbst, nachdem er am ersten Mittag jene gütig herablassende Behandlung erfahren hatte, durch welche hochgeborene Herrschaften einen namenlosen Hofmeister zu ehren glauben, hielt sich während dieser ganzen Zeit auf seinem Zimmer. Wenn er bei den Mahlzeiten erschien, wußte er mit seiner gleichgültigen Miene und ironischen Höflichkeit dem hochmüthigen Schwarm denn doch so unheimlich zu erscheinen, daß man es vorzog, keine weiteren Gnaden an ihn zu verschwenden. In der Einsamkeit, da ihn auch der Knabe, den er liebte, jetzt tagelang vernachlässigte, verließ ihn nur allzu oft die mühsam errungene Kraft, und mit einer Art Wollust gab er sich seinen Schmerzen hin, während er von der Altane die übermüthigen Stimmen der jungen Herren und Damen heraufklingen hörte, die wenigstens keine Ahnung davon hatten, wie unnahbar auch ihnen die junge Schloßherrin blieb.

Da geschah plötzlich eine Wandlung mit ihm, die so auffallend war, daß sie selbst den fremden Augen nicht entging. Am letzten Tage blieb er gegen seine Gewohnheit nach der Tafel unten im Garten und nahm mit so guter Laune und sicherer Gewandtheit an allen Spielen und Lustbarkeiten der jungen Herrschaften Theil, daß man ihn verwundert betrachtete und sich flüsternd gestand, der Hofmeister sei gar kein übler Mensch, und hätte man das früher gewußt, wäre er ein sehr angenehmer Zuwachs ihres Kreises gewesen. Auch Victoire warf ihm zuweilen einen forschenden Blick zu, den er mit stillem Lächeln aushielt. Am Abend dann, als das gastliche Gewitter nun endlich abgezogen war und das ganze Haus in der alten Stille behaglich aufzuathmen schien, begegnete sie ihm, da sie von einem Wirthschaftsgang zurückkehrte, unten im Gartensaal, wo Zephyrine eben die Leuchter am Flügel angezündet hatte, da die Mutter nach etwas Musik Verlangen trug. Während der ganzen Woche waren nur Tänze gespielt worden.

Er saß vor dem offenen Instrument und sah wie im Traum lächelnd auf die weißen Tasten nieder, als sähe er dort gewisse schlanke Mädchensfinger hin und her geistern. Schon seit einer Weile war sie auf dem weichen Teppich ihm gegenübergetreten, ehe er ihre Nähe bemerkte und mit einer Entschuldigung, daß er ihren Platz eingenommen, aufstand.

Gestehen Sie es nur, Herr Doctor, sagte sie: Sie empfinden es wie eine Art Genesung, daß das Haus wieder still geworden, daß Orpheus wieder zur Unterwelt hinabsteigen darf, nachdem es oben im Licht so bunt und lärmend zugegangen ist.

Er sah ihr heiter ins Gesicht. Um Thretwillen bin ich allerdings froh, sagte er, daß diese Faschingslarven wieder fortgestürmt sind. Ich hab' es Ihnen angesehen, wie wenig Sie dazu gestimmt waren, das Leben von früh bis spät nur wie einen Mummenschanz zu betrachten. Mir, wenn ich es ehrlich sagen soll, war das wilde Treiben nur in der ersten Zeit lästig. In den letzten Tagen fühlte ich mich innerlich so wohl, daß mir Nichts meine Kreise stören konnte. Vielleicht habe ich es gerade diesem jähen Anfall zu danken,

daß ich nun so plötzlich mit mir ins Meine kam. Es war wie die Krisis in einer physischen Krankheit.

Sie sah ihn mit fragenden Augen an. Darf ich wissen, fragte sie zögernd, was mit Ihnen vorgegangen?

Warum nicht, gnädiges Fräulein? Hab' ich nicht in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft Ihnen eine Generalbeichte abgelegt, und sollte nun irgend ein Geheimniß vor Ihnen behalten, das mein Seelenheil betrifft? Aber erwarten Sie nichts Besonderes. Ich glaube nur den Punkt gefunden zu haben, auf den ich mich stellen muß, um nach meinen Kräften ein Stück Welt zu bewegen. Während hier unten Reif gespielt und getanzt wurde, bin ich auf den Gedanken gekommen, die Büchertiste auszapfen, die ich mir schon vor drei Wochen von Hause nachschicken lassen, aber in meiner trüben Mißlaune noch nicht angerührt hatte. Da fielen mir meine alten Tröster, die griechischen Tragiker, in die Hände, und ganz gedankenlos fing ich an zu lesen. Ich war noch nicht mit dem zweiten Stück zu Ende, und auf einmal legte ich das Buch weg und ging wie ein Unsiniger, halb berauscht, halb heßig, als könne mir Nichts mehr entgehen, nachdem mir endlich die Schuppen von den Augen gefallen, wohl ein paar Stunden lang im Zimmer auf und ab. Es war eine Idee in mir plötzlich zur Blüte gekommen und plötzlich aufgebrochen, die längst in mir gekieimt und sprossen getrieben hatte. Nun weiß ich, was ich zunächst zu thun habe: ich will ein Buch schreiben, ein schönes, starkes Buch, Fräulein Victoire, das so viel Seele und Geist enthalten soll, daß es immerhin der Mühe verlohnt, auf die Welt zu kommen, um so ein Buch darin zurückzulassen.

Sie lächeln, gnädiges Fräulein? fuhr er fort, obwohl sie ernsthaft den Kopf schüttelte. Sie glauben, ich sei bei dem Bemühen, mich selbst zu entdecken, ein wenig übergeschnappt und bildete mir ein, umgekehrt wie der Sohn des Kiz, ein Königreich gefunden zu haben, da es doch nur ein armer Esel sei. Aber selbst wenn Sie Recht hätten und an dieser meiner Idee nichts so Kostbares wäre, wie ich jetzt noch glaube: darauf kommt es ja nicht an, daß man das Unerhörte, Unvergängliche leistet, sondern daß man an sich selber glauben lernt und sich so hoch schwingt, wie es die Natur jedem Einzelnen gestattet. Freude an sich selbst gewinnen, ist das nicht Alles, was von einem armen Menschenkinde verlangt werden kann? Erst dann können wir unseren Nebenmenschen erfreulich sein, was doch unsere höchste Pflicht und unser bestes Glück ist. Seit ich das Vertrauen zu mir gefaßt habe, daß ich etwas zu sagen habe, was die Welt von manchem bangen Mißverständniß erlösen kann, seitdem ist aller armselige Kleinmuth und jenes bittere Gefühl der Unzulänglichkeit von mir gewichen, das mich besonders heftig überfiel, wenn Sie Ihre Orpheusarien sangen und ich aus jedem Ton heraushörte, welch eine starke Seele in Ihrer Brust wohnt.

Er hatte das Letzte mit leiserer Stimme gesagt, in der sich eine tiefe Bewegung verrieth. Sie vermied es, seinen Augen zu begegnen.

Das Alles haben Sie Ihren griechischen Tragödien zu verdanken? So viel Heiterkeit und Selbstgewißheit jenen traurigen alten Geschichten, die ich freilich nur vom Hörensagen kenne?

Es würde mich glücklich machen, versetzte er, wenn Sie mir erlaubten, Sie in diese wunderbare Welt einzuführen. Für wen sind diese ewigen Gedichte geschaffen, wenn sie Ihnen fremd bleiben? Aber Sie dürfen sie nicht traurig nennen. Sie athmen die seligste Ruhe und Freudigkeit, wenn man sie tiefer ergründet. Nur haben die weisen Herren, die sich mit ihnen beschäftigt, den Schlüssel nicht gefunden, der ihre innersten Geheimnisse aufschließt, und so ist das heitere Gesicht, das sich hinter der Schreckensmaske verbirgt, den Meisten unsichtbar geblieben.

Und Sie wollen es nun zeigen?

Es soll sich selbst offenbaren, nachdem ich all die Irrlichter aus dem Wege geräumt habe. Sie leben hier so entfernt vom Lärm und Zanf der ästhetischen Schulen. Aber auch Sie haben gewiß gelesen, daß es in einem richtigen Trauerspiel vor Allem eine sogenannte tragische Schuld geben müsse, und ferner, daß der Zufall aus einem echten Kunstwerk zu verbannen sei. Nun sehen Sie, was das Erste betrifft, bin ich zu der klaren Erkenntniß gekommen, daß eine Schuld nur tragisch genannt werden darf, wenn sie vor dem Richterstuhl der wahren Sittlichkeit als Unschuld erscheint. Denn daß ein großer Verbrecher, und wäre er so mit dichterischer Kraft ausgerüstet, wie Macbeth, durch die Strafe, die er leiden muß, nur den ganz prosaischen Gerechtigkeitsfinn befriedigt, daß hier von einer tragischen Erschütterung nicht die Rede sein kann, wenn auch Hexen und Geister heraufbeschworen werden, uns das Haar zu sträuben, wer kann es läugnen? Ein großer tragischer Dichter hat hier einen Stoff von geringem tragischen Gehalt durch seine Kunst so geadelt, daß sich die Menge über den Unwerth der Fabel als solcher täuschen läßt. Nehmen Sie dagegen eine einfache, fast kindische Liebesgeschichte, wie die jenes harmlosen jungen Paares aus feindlichen Häusern, das alle Weltklugheit, alle Rücksicht auf die Folgen verachtet und weil es ohne einander nicht leben kann, mit einander den Tod findet! Die Schuld dieser Beiden ist keine andere, als daß sie eben den Muth haben, ihren Herzen zu folgen. Es ist tragisch, mit einem Herzen geboren zu sein, das sich von seinem eigensten Gefühl Nichts abbingen läßt. Hierin liegt das Recht und das Verhängniß aller wahrhaft tragischen Helden: ihr innerer Adel in der armseligen Welt, die ihre Gesetze nach dem Mittelmaß der Schwäche eingerichtet hat, stürzt sie in hoffnungslose Kämpfe, wo sie von der Wucht der Alltäglichkeit erdrückt werden. Und zu dieser Verschwörung des Gemeinen gegen das Erhabene gehört auch die Rolle, die der Zufall so häufig spielt, und darum berührt gerade sein Eingreifen so erschütternd, weil wir dadurch an die Mächte erinnert werden, die selbst die stärksten Seelen vergewaltigen, an das Richtige, Aeußerliche, rein Tüdtische der Wirklichkeit, dem so oft das Ideale erliegt, — freilich ohne in seinem inneren Glanz

dadurch getrübt zu werden. Und von diesem Punkt aus entspringt die Quelle der Heiterkeit, die durch alle Adern einer echten Tragödie fließt. Aber verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich halte Ihnen da einen förmlichen Vortrag, der Ihnen vielfach dunkel bleiben muß, da Sie die Wege nicht gewandelt sind, auf denen ich zu diesen klaren Ueberzeugungen gelangt bin.

Sie schwieg einen Augenblick und sann vor sich hin.

Wollen Sie mich diese Wege nicht auch gehen lassen? fragte sie dann. Unsere Abende sind oft ein wenig leer und zerstreut. Vielleicht lesen Sie uns ein oder das andere Stück und erklären uns dabei, wie es zu verstehen sei. Sie wissen, wie ungebildet ich bin. Und auch Zephyrine ist noch nicht zu alt, um etwas zu lernen. Nicht wahr, theurer Zephyr?

Die alte Gouvernante war eben hinzugetreten. Als sie begriffen hatte, um was es sich handelte, erklärte sie sich eifrig dafür, daß man gleich heute Abend anfangen solle. Sie sei immer mit Vorliebe ins Theater gegangen, wenn etwas recht Schauerliches und Rührendes gespielt worden sei. Nur hoffe sie, daß in den alten heidnischen Trauerspielen der Anstand etwas besser gewahrt werde, als bei ihren Götzenbildern.

Er war ganz roth geworden vor Glück und Stolz, daß er ihr etwas zugegeben hatte, was sie in all ihrem Ueberfluß entbehrte. Gleich diesen Abend, nachdem sie gegessen hatten und die Mutter mit einer Häkelarbeit in ihrem gewohnten Sophawinkel hinter dem grünen Lampenschirm Platz genommen, fing er an die Antigone vorzulesen, die er frei aus dem Original übersetzte. Er kam erst am folgenden Abend damit zu Ende. Den Tag hatte er benutzt, sich ein wenig vorzubereiten und die mächtigsten Chorstellen rhythmisch nachzudichten. Als er geendet hatte und Zephyrine sich in hohen Lobsprüchen erging, auch seine Kunst des Vortrages immer von Neuem bewunderte, schwieg das Fräulein lange Zeit. Zuletzt sagte sie nur: Ich verstehe jetzt erst ganz, was Sie gestern über die tragische Unschuld gesagt haben. Und auch hier — wie erschütternd, daß Alles am Haar eines Zufalles hängt, um das Entsetzliche nicht noch abzuwenden. Aber es soll nicht sein. Das Edle und Reine soll kein irdisches Glück haben. Es hätte sonst zu Viel voraus vor der blöden, selbstsüchtigen Menge. Nur daß es mich heiter stimmen sollte, können Sie nicht verlangen. Ich bin vielleicht zu schwach und weibisch, um mich der Thränen zu enthalten, mitten in dem stolzen Gefühl, daß diese, die so edel hingegangen, von meinem Geschlecht war.

Sie stand auf und trat an die offene Gartenthür, durch welche das Mondlicht mit dem süßen Lindenduft hereinströmte. Erst nach einer ganzen Weile, während die Anderen still vor sich hingefosonnen hatten, setzte sie sich an den Flügel und spielte ein Wachsches Präludium, dessen kühl und ruhig auf und ab wogende Tonswellen wie ein reines Bad die erregten Nerven beruhigten.

Nun vergingen Tage und Wochen, ohne daß der leiseste Mißklang das Zusammenleben dieser so verschieden gestimmten Menschen gestört hätte. Das Feuer freilich, mit welchem Zephyrine Anfangs sich für die Lesenabende erklärt hatte, war halb verflücht. Sie unterdrückte aber sorgfältig den Seufzer, mit dem sie sich an den Tisch setzte, wenn der Doctor sein Buch aus der Tasche zog, und da sie im Schlaf ruhig zu athmen pflegte, gönnten es ihr die Beiden, daß sie schon nach den ersten Seiten durch den schönen Vortrag, den sie noch immer rühmte, sich sanft einwiegen ließ, was sie nicht hinderte, sobald sie durch Philipps Verstummen geweckt wurde, in lebhaften, aber vorsichtig allgemeinen Worten ihren Beifall zu spenden.

Statt ihrer nahm, da die Abende länger wurden, auch der alte Pfarrer an den Vorlesungen Theil, nachdem er einmal zufällig dazugekommen war. Er hatte ein feines, mildes Gemüth, und das Gespräch über das Gelesene wurde durch diese dritte Stimme nur anziehender.

Auch die ersten Abschnitte des Buches, an welchem Philipp arbeitete, las er den Beiden vor. Er war so voll von seiner Aufgabe, daß er selbst, wenn er in den Park ging oder den anstoßenden Wald durchstreifte, immer ein paar leere Blätter bei sich trug, um seine Einfälle, auf irgend einer Bank sitzend, sogleich aufzuzeichnen. Zumal ein Bänkchen am äußersten Rande des Parks hatte er sich zu diesen Improvisationen im Grünen auserwählt. Es stand dicht an einer niederen Hecke, die den Garten von einer Wiese schied, wo das üppigste Gras und die schönsten Blumen wuchsen. Wie eine Insel war diese helle Lichtung von schwarzen Tannen umgeben, und zuweilen konnte man hier ein Reh oder einen Hirsch heraustreten und sich äßen sehen, ohne Furcht vor dem einsamen Manne, der still drüben hinter der Hecke saß und eher selbst einem Wilde glich, das von einem unsichtbaren Schützen gejagt wurde und hier eine kurze Zuflucht gesucht hatte.

Darüber war es Herbst geworden, die Zeitlosen thaten sich unter den abgewelkten Sommerblumen hervor, frühmorgens lag schon zuweilen ein bleicher Nebel über Garten und Wiesengründen, und die Schwalben hatten sich zur Abfahrt gerüstet. Da kam eines Morgens der Knabe in Philipps Zimmer gesprungen mit der Nachricht, die Tante aus Mailand mit ihren beiden Kindern werde heut zu Mittag erwartet, sie reis'ten aber schon Abends wieder ab. Sie seien auf dem Wege nach Wien, wo die Cousine Hochzeit halten werde, und wollten versuchen, ob sie Victoire nicht mündlich bewegen könnten, mitzureisen, was sie ihnen auf ihre schriftliche Einladung abgeschlagen habe. Er freue sich sehr, seine Cousine zu sehen, sie solle so schön und groß sein, noch etwas größer als Victoire, und ihr Bruder, der schon vorm Jahr hier einen Besuch gemacht, sei ein herrlicher junger Offizier, mit dem er tausend Spaß gehabt habe. Auch die kleine Vogelflinte habe er ihm geschenkt und es bei der Schwester durchgesetzt, daß sie ihm das Pony gekauft habe.

Ein widriges Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft geben konnte,

übermannte Philipp bei diesem harmlosen Bericht. Am liebsten hätte er den ganzen Tag in tiefster Einsamkeit zugebracht, in seine Arbeit vertieft, bis die Störung des gewohnten Lebens wieder gewichen wäre. Als er vollends aus dem leichten Wagen, der die Reisenden brachte, einen schlanken jungen Mann in der kleidsamen österreichischen Uniform herauspringen und, nachdem er einer älteren und einer jüngeren Dame hinausgeholfen, ganz unbefangenen Victoire umfassen und auf die Wange küssen sah, während der Knabe an ihm hinaufsprang, empfand er droben in seinem stillen Späherwinkel wieder die ganze Fremdheit, die ihn am ersten Tage so traurig gemacht hatte, und alle die vertrauten Stunden, in denen er sich als dazugehörig, als diesen Menschen in jedem Sinne gleichstehend betrachtet hatte, waren aus seinem Gedächtnisse wie weggepökt. Er verglich seine eigene schlichte Gestalt und den unscheinbaren Rock, den er trug, mit dem bestechenden Aeußeren des jungen Grafen, der hier so übermüthig als ein Recht in Anspruch nahm, was er als den Lohn einer ewigen Hingebung, als die Krone eines ganzen Lebens sich hatte vor sichweben sehen. Diese Gestalt umfassen, auf diese Wange seine Lippen drücken zu dürfen — so oft er es gedacht hatte, war er fast unsinnig geworden vor schwindelndem Glück. Und nun wurde das einem Anderen zu Theil, der kein anderes Anrecht darauf hatte, als den Zufall des verwandten Blutes.

Er meinte, den Anblick dieser Vertraulichkeit nicht gelassen ertragen zu können. Dann erschien es ihm wieder als Feigheit, vor der grausamen Wirklichkeit die Augen zu schließen. Und sie — wie mußte sie von ihm denken, wenn er sich wehrlös einer eifersüchtigen Laune hingab, die sie jedenfalls durchschaut hätte!

So erschien er endlich zur Mittagstafel unten im Saal, und sein Stolz gab ihm die Kraft, eine gleichgültige Heiterkeit zu zeigen. Er hatte sich nicht zu beklagen, daß man ihn nicht nach seinem Werthe gelten ließ. Die Gräfin Mutter gab ihm so freundlich die Hand, als ob er durchaus zur Familie gehörte, und dankte ihm für alles Gute, was er ins Haus gebracht und wovon die Briefe ihrer Nichte, die nicht leicht zu befriedigen sei, ein berebtes Zeugniß ausstellten. Cäsar sei durch den kurzen Umgang mit ihm so unglaublich zu seinem Vortheil verändert, als ob er ihn schon jahrelang genossen hätte. Dann fragte sie mit dem lebhaftesten Antheil nach seinen Studien, seinen Erlebnissen und wie er sich in Gainsbetten gefalle. Der junge Graf, der draußen Arm in Arm mit Victoire auf der Altane gelustwandelt hatte, trat hinzu und begrüßte ihn gleichfalls mit einer cordialen Wärme, der die eifige Stimmung Philipps nicht widerstand. Er mußte sich sagen, daß dieser glänzende junge Aristokrat wirklich liebenswürdig sei und der Ehre werth, daß ein Tropfen vom Blute Victoires in seinen Adern floß. Um so tiefer versank er in heimliche Schwermuth und mußte alle Kraft zusammennehmen, um seine Fassung zu behaupten. Doch sorgte die Munterkeit der jungen Gräfin dafür, daß seine Einsilbigkeit nicht als Be-

Kommenheit erschien. Sie kam, ihre kleine Tante führend, der sie eben geholfen hatte, eine festliche Toilette zu machen, im vollen Glanz ihrer fremdartigen Schönheit lachend in den Saal und unterbrach ein drolliges Geschichtchen, das sie zu erzählen im Begriff stand, um Philipp gleichfalls eine Hand zu reichen und ihn zu versichern, daß sie neidisch sei auf ihre Cousine, der er so viel herrliche Dinge mittheile, wie sie ein armes Weltkind unter lauter Sorgen für Puz und Tand sich nicht träumen lasse. Aber sie hoffe, wenn sie erst eine ernsthafte Hausfrau geworden, Vieles nachzuholen, was an ihrer Bildung versäumt worden sei. Er wisse doch, daß sie den Absieger nach Hainstetten nur gemacht, um ihre lieben Angehörigen zu ihrer bevorstehenden Hochzeit nach Wien abzuholen. Auch er dürfe dabei natürlich nicht fehlen. Zunächst aber müsse er ihr helfen, Victoires Eigensinn zu besiegen, die von einer Reise nach Wien nichts wissen wolle.

Sie wählte sich dann bei Tische den Platz an seiner Seite und unterhielt ihn so lebhaft und anmuthig, daß auch er sich fortgezogen fühlte und allen schwarzen Gedanken zum Trost sich von seiner besten Seite zeigte. Heimlich aber, während es ihr sichtbar gelang, ihn mit ihren veilschenblauen Augen, dem weichen blonden Haar und allem Reiz ihres etwas unvollkommenen, mit Mailändischem Italienisch gemischten Deutsch ein wenig zu bezaubern, blieb immer der Druck auf seinem Herzen, und er brauchte nur flüchtig hinüberzublicken, wo der junge Graf Victoire mit seinem fröhlichen Geplauder völlig in Beschlag genommen hatte, um sofort wieder die ganze Unseligkeit seines Zustandes zu empfinden.

Das Mahl hatte länger als sonst gedauert; die edelsten alten Weine aus dem Schloßkeller waren durchgelostet worden; als man endlich aufstand, fühlte Philipp sich unfähig, seine Stimmung länger zu bemeistern, und da es ihm höchstens als ein Uebermaß von Discretion ausgelegt werden konnte, daß er die Familie unter sich lassen wollte, zog er sich, ohne sich zu verabschieden, zurück, ging erst auf sein Zimmer, dann aber, als es ihn in der schwülen Einsamkeit dort nicht lange litt, ins Freie.

Die Uebrigen waren auf der schattigen Altane beim Kaffee zusammengeblieben und hatten, da in der That allerlei Familiensachen durchzusprechen waren, sein Fortgehen kaum bemerkt, bis auf Victoire, die seine wechselnde Laune auch über Tisch wohl beobachtet hatte. Als die Sonne sich endlich zu neigen begann, die beiden alten Schwestern sich zu einer kleinen Ruhe zurückgezogen hatten und Cäsar nicht mit Witten nachließ, bis der Wetter mit ihm ging, um sich das berühmte Pony zeigen zu lassen, nahm die junge Gräfin Victoires Arm und forderte sie auf, mit ihr durch den Garten zu gehen, da ihr das Stillsitzen lästig werde und sie ihr noch tausend wichtige Dinge anzuvertrauen habe.

Nun wandelten die beiden schlanken Gestalten, traulich einander umschlungen haltend, zuerst durch die sonnigen Rieswege des französischen Hedenlabrynth und dann in die Schatten der hohen Eschen- und Ahornbäume

hinein. Sie waren bis zu ihrer Firmelung in demselben Kloster erzogen worden, und gerade der Gegensatz ihrer Naturen hatte sie so eng an einander angeschlossen, daß sie gewohnt waren, sich Alles zu sagen, und auch nach ihrer Trennung das schweesterliche Vertrauen Eine der Andern bewahrt hatte. Manches aber konnte in Briefen nicht so ohne Zwang zu Worte kommen, was jetzt von Mund zu Mund gehen durfte. So beichtete jetzt die junge Mailänderin die ganze, nicht immer glatte Geschichte ihrer Liebe und Verlobung, die einer früheren, hoffnungslosen Neigung ein Ende gemacht hatte. Die Erinnerung an die überstandenen Stürme ihres jungen Herzens hatte sie ernster gemacht, als ein flüchtiger Beobachter es diesem üppigen, vom Glück und der Natur verzogenen jungen Wesen zugetraut hätte. Als sie mit ihrem kleinen Roman zu Ende war, ging sie noch eine ganze Weile stumm neben der Freundin her. Dann warf sie plötzlich die Nothen zurück, sah sich um und sagte:

Ich habe mir vorgenommen, diese alte Geschichte mit sieben Siegeln zu verschließen und keiner sterblichen Seele wieder davon zu sagen, wenn ich zum letzten Mal mit dir davon gesprochen hätte. Also genug davon, und jetzt will ich auch das andere Gelübde halten, das ich mir gethan, als ich meinem Egon mein Jawort gab: so glücklich zu werden und ihn so glücklich zu machen, wie es zwei thörichte Menschen überhaupt nur zu Stande bringen können. Nun aber ist die Reihe, zu beichten, an dir, Vittorina. Ich müßte mich sehr täuschen, oder deine schöne Seele ist auch nicht immer so glatt gewesen wie ein Spiegel, sondern hat manchmal Wellen geschlagen, die ziemlich hoch gingen. Laß uns aber dort auf dem Bänkchen nieder sitzen. Die Sonne scheint zwar gerade hieher, aber wir können die Schirme aufspannen, und von der Wiese drüben weht eine frische Luft über die kleine Heide.

Ich wollte dich um Etwas bitten, Ghita, sagte Victoire, als sie neben der Freundin saß, den Rücken der Wiese zugekehrt, während sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens die wellen Blätter im Wege zu kleinen Häufchen zusammentrieb. Du mußt Gaston sagen, daß er den Gedanken, ich wäre eine Frau für ihn, ein für alle Mal aufgibt. Schon bei seinem letzten Besuch habe ich mir alle Mühe gegeben, ihm klar zu machen, daß noch Mehr dazu gehört, um mit einander ein ganzes Leben lang glücklich zu sein, als daß man als Kinder mit einander gespielt hat und sich Cousin und Cousine nennt. Du begreifst das, nicht wahr?

Gewiß, versetzte die Andere rasch. Aber ist denn hier nicht noch Mehr vorhanden? Ist er nicht seit zwei Jahren so sterblich in dich verliebt, wie wenn du ihm wildfremd gewesen wärst, und du — mußt du ihn nicht auch liebenswürdig finden? Und wenn er vorläufig, da du ihm gar keine Hoffnung machst, aus einer Art Desperation sich einem bedenklichen Leichtsinne überläßt, steht es nicht in deiner Macht, so bald du nur willst, ein Muster von Ehemann aus ihm zu machen?

Victoires Mund lächelte ein wenig, während ihre Augen sehr ernsthaft blieben.

Dies Alles will ich nicht bestreiten, sagte sie ruhig, wenn ich auch meine leisen Zweifel hege, ob er genau weiß, was er an mir liebt, und nicht hernach doch enttäuscht sein würde. Aber du weißt, Liebste, daß ich entschlossen bin, meine Mutter nicht zu verlassen, so lange sie lebt, und daß ich von Herzen hoffe, sie bleibt mir noch recht lange. Du wirst es vielleicht nicht ganz begreifen, aber es ist die volle Wahrheit; ich habe nie im Leben Etwas so sehr geliebt wie dieses arme Herz, das für nichts Lebendiges mehr schlägt. Und siehst du, da ihr nun nirgend anders, als in Hainstetten, wohl ist, ein flotter, junger Offizier aber, wie Gaston, sich unmöglich in unserer Weltabgeschiedenheit glücklich fühlen kann, selbst wenn er für seine Frau eine unvergängliche Leidenschaft empfinde, so wäre es die größte Thorheit von der Welt, wenn ich nicht Vernunft behielte für uns Zwei, oder für uns Vier, und diese Laune meines theuren Vaters ernst nähme, die ihm selbst wohl nur darum so wichtig ist, weil er bisher nicht erfahren hat, was versagte Wünsche heißt und Verzicht auf irgend eine — noble oder ignoble — Passion.

Die Schwester schien die letzten Worte überhört zu haben. Sie warf einen raschen Blick auf Victoire und schüttelte dann den Kopf, wie Jemand, der ein Räthsel ahnt, das er nicht zu lösen vermag.

Ist das wirklich dein wahrer und einziger Grund, Vittorina? Und wenn morgen deine arme gute Mutter abgerufen würde — auch dann würdest du dich weigern —

Ich weiß nicht, was ich morgen thun würde, nur was ich heute lassen muß. Warum stellst du mir so künstliche Fallen? Kannst du es mir verdenken, daß ich mich geflissentlich gehütet habe, Gaston so liebenswürdig zu finden, wie er dir und andern jungen Damen erscheinen mag, weil ich von Anfang an erkannte, daß es zu Nichts führen könne, als zu unser Beider Unglück?

Die junge Gräfin schwieg wieder eine Weile. Dann sagte sie plötzlich: Und so hast du dich selbst dazu verurtheilt, wenn die Tante hundert Jahre alt wird, hier in der Einöde deine Tage hinzubringen und eine alte Jungfer zu werden?

Wer sagt das? erwiderte Victoire gelassen. Nein, so thöricht, so sehr die Feindin meines eigenen Glückes bin ich wahrlich nicht. Ich will mich vermählen, so gut wie Andere, doch ohne darum meinen Pflichten untreu zu werden. Sollte das so ganz und gar unmöglich sein?

Unmöglich? Wenn man so aussieht wie du, und die Herrin von Hainstetten ist? Aber war es nicht immer deine Angst, schon im Kloster, daß sich Jemand eben so leidenschaftlich in Hainstetten wie in deine schönen Augen verlieben möchte? Hast du jetzt einen Talisman gefunden, der dich dagegen schützt? Oder gar schon den Phönix von einem Freier, der dich

trotz Deiner Eigenschaft als reichste Erbin in der ganzen Provinz zu seiner Frau machen möchte?

Victoire sah still vor sich nieder. Und wenn ich ihn gefunden hätte? —

Um Gotteswillen! rief die junge Gräfin, mit ungeheucheltem Entsetzen aufspringend — es ist doch nicht gar — nein, das ist unmöglich! Das mußt du mir selbst versichern, damit ich's glaube. — Wie? dieser interessante Fremdling — der Hofmeister — dein Vorleser und Bildungsprofessor — Herr Doctor Philipp Schwarz?

Sprich ein wenig leiser, Liebste, bat die Andere, indem sie ihre Blicke spähend umherschickte. Hier ist zwar keine Menschenseele, aber auch die Vögel im Wald brauchen es noch nicht zu wissen, eh' Alles reif geworden ist. Komm, setz dich nur wieder her und bitte, mach nicht ein so feierlich schmollendes Gesicht. Die Sache ist ja höchstens lebensgefährlich für mich selbst, und ich weiß ganz genau, was ich thue; auch bin ich kein von thörichter Liebe verblendetes Mädchen, dem eine gute Freundin die Augen öffnen mußte. Siehst du, Ghita —

Du bist nicht einmal in ihn verliebt und willst dennoch —

Laß mich nur ausreden, Herz, es ist eine wunderliche und doch simple Geschichte. Sie fing in der Rotonda bei Vicenza an und soll, wenn Alles glückt, auch darin enden. Ich schrieb dir ja, daß ich dort eine unvergeßliche Stunde zugebracht habe, auch, wenn mir recht ist, daß mir der Gedanke kam, dies verwunschene öde Häuschen zu kaufen und es wieder im alten Glanz herzustellen. Zum ersten Mal empfand ich, daß es doch ein Glück ist, sehr reich zu sein, so reich, daß selbst so abenteuerliche Einfälle nicht bloße Träume bleiben müssen. Was ich aber damals nicht erwähnte, war, daß ich mich gleich entschloß, die Villa mit ihrem gesammten Inventar zu erwerben, und dazu gehörte ein gewisser junger Mann, der dort schlafend im Grase lag und den ich singend weckte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber nach den ersten hundert Worten, die wir gewechselt hatten, stand es ganz fest bei mir, daß ich auch ihn dazu haben müsse, wenn das Gelingen meines Planes mich freuen sollte. Renne es eine Grille, eine phantastische Tollheit, aber du weißt ja noch aus unserer Klosterzeit, wie gerade die abenteuerlichsten Einfälle mich am weitesten zu führen pflegten. Ich glaubte dann immer es meiner Ehre schuldig zu sein, dadurch, daß ich eine solche Laune durchsetzte, mir selbst und Anderen zu beweisen, sie sei im Grunde ganz vernünftig gewesen. Und nie ist es mir besser damit geglückt, als diesmal. Denn den Eindruck, den ich in der ersten Stunde von ihm empfing: daß ich ein ganzes Leben mit ihm verplaudern könnte, ohne je so etwas wie Langeweile zu spüren, hat sich all die Monate, seit ich ihn auf die Probe gestellt, nicht nur bestätigt, sondern verstärkt. Hast du nicht selbst heut bei Tische erfahren, daß seine Unterhaltung einen Reiz hat, wie die sehr weniger Menschen?

Unterhaltung! rief Ghita, immer noch mit dem Ausdruck einer Ueber-
raschung, von der sie sich nicht erholen konnte; auch ein Buch kann uns
aufs Allerbeste unterhalten; aber wem würde es einfallen, ein Buch zu
heirathen? Ich will gar nicht von dem sehr unscheinbaren Einbände dieser
deiner Lieblingslectüre reden, obwohl du zugeben wirst, daß er nicht gerade
schön, nicht einmal absonderlich aussieht. Aber die Hand aufs Herz,
Wittorina: liebst du ihn denn? möchtest du ihn —

Sie verstummte und wurde plötzlich von einer dunklen Röthe übergossen.
Die Freundin blieb so ruhig wie zuvor.

Ich weiß nicht, was du lieben nennst, sagte sie nach einer Weile.
Eine Leidenschaft, die mich aus den Fugen brächte, wenn ich daran dächte,
daß ich ihn nie besitzen sollte — nein, davon ist keine Rede. Vielleicht,
weil ich von Anfang an meiner Sache sicher war. Ich wußte, er konnte
mir nicht entgehen, sobald ich ernstlich wollte, fühlte meine Macht über ihn
und habe in all den Monaten sehen können, daß ich mich nicht getäuscht
hatte. Kannst du mir das verdenken, Liebste? Weißt du nicht so gut wie
ich, wie arm mein Leben trotz all meines Reichthums bisher gewesen ist,
und wenn ich nun meinen Wunsch und Willen darauf gesetzt habe, statt eines
Tizian von fabelhaftem Preise oder einer griechischen Statue mir diesen
unscheinbaren Mann damit zu erkaufen, würde dir das ein so strafbarer
Luxus scheinen?

Aber ein Mann, der sich kaufen läßt —

Still! unterbrach sie Victoire. Sprich nicht ein so häßliches Wort,
daß obenein ganz falsch ist. Gerade weil er ein solcher Träumer und
Schwärmer ist, dem alle irdischen Schätze werthlos sind gegen eine einzige
große Idee oder ein schönes Kunstwerk, gerade darum darf ich es mit ihm
wagen. Ich weiß es ganz gewiß, er würde mich eben so heftig lieben,
wenn ich arm wäre, wie Zephyrine, und er der Erbe von Hainstetten.

Er hat es dir gestanden?

Noch nicht, außer durch seine Blicke, die eine deutliche Sprache reden.
Er ist viel zu stolz, um zu werben, ehe er seiner Sache sicher ist. Und
darum will er erst ein Werk schaffen, das beweisen soll, er gehöre trotz seiner
bürgerlichen Herkunft doch auch zum Adel der Menschheit. Darin ist er so
thöricht, wie alle Männer, die etwas auf sich halten. Als ob er mir erst
gedruckt zeigen müßte, was er ist. Ich aber lasse ihn ruhig thun, was
er nicht lassen kann. Wenn es mir zu lange währt oder gar nicht zu
Stande zu kommen droht — ich weiß, Ghita, du hältst mich nicht für eine Kokette.
Aber ich müßte kein Weib sein, wenn ich ihn nicht, so bald es mir gefiele,
dahin bringen sollte, mir seine verschwiegenen Gefühle zu gestehen. Und
dann — dann — je nun, dann will ich ihn so glücklich machen, wie ein
so guter Mensch zu werden verdient.

Und hast du auch bedacht, was die Welt dazu sagen wird, wenn das
Frei Fräulein Victoire von Hainstetten sich in eine Frau Doctor Schwarz

verwandelt? Du weißt, ich selbst bin sehr vorurtheilsfrei. Ich hätte meinen Lorenzo geheiratet, obwohl er ein simpler Lieutenant war, ohne Familie und mit einem mäßigen Vermögen. Aber so ein ganz namenloser armer Teufel, den du am Wege aufgelesen — denn daß du dich in sein Griechisch verliebt hast, wird den Leuten noch unbegreiflicher sein.

Als ob mir daran läge, von ihnen begriffen zu werden! Nein, Ghita, ich habe bisher nicht erlebt, daß die Welt sich Mühe gab, mich glücklich zu machen. Nun soll sie es mich auf meine Façon werden lassen, und da wir hier in der Einöde, wie du es nennst, leben werden, ist es nicht einmal nöthig, daß ich ihm den Adel kaufe. Wenn wir dann auf unserer Hochzeitsreise nach Mailand kommen — natürlich besuchen wir zuerst unsere Rotonda — ich habe schon Unterhandlungen mit dem Besitzer der Villa angeknüpft, mein Geschäftsführer schreibt mir, es sei Aussicht, daß der Kauf zu Stande komme — die Familie mache nur noch Schwierigkeiten, um den Anstand zu wahren. —

In diesem Augenblick hörten sie die Stimme des Knaben, der durch den Park gelaufen kam und jetzt aus dem Schatten hervorspähend sie bemerkte.

Wo steckt ihr denn so lange? rief er ihnen außer Athem entgegen. Der Wagen ist längst vorgefahren, die Tante hat euch überall gesucht — Mama erlaubt, daß ich auf meinem Pony euch noch eine Strecke begleite.

Die beiden Mädchen standen auf. Was ich dir anvertraut habe, muß in dir wie begraben sein, flüsterte Victoire rasch. Nicht einmal dein Bräutigam —

O Vittorina, rief die Andere und schlang ihren Arm lebhaft um den schlanken Nacken ihrer Freundin — es würde mir nicht über die Lippen kommen, schon aus Furcht, für eine Tollhäuslerin gehalten zu werden. An Gastons Jammer und Wuth, wenn es wirklich so weit kommen sollte, darf ich gar nicht denken. Aber ich hoffe noch immer —

Wißt ihr denn nicht, wo der Doctor geblieben ist? rief der Knabe dazwischen, der sich jetzt an Ghitas Arm hing und sie stürmisch fortzog, dem Schlosse zu. Ich habe ihn überall vergebens gesucht — er hätte so gut mitreiten können — jetzt muß es der Stallmeister thun — ich dachte, ihn noch am sichersten hier bei euch zu finden, da das sein Lieblingsplatz ist.

Du siehst, wir waren hier ganz allein, erwiderte Victoire. Er wird nach dem Dorf gegangen sein, am Wasser entlang. Aber es ist schade, daß er euch nicht mehr Adieu sagen kann.

Nein, Herz, sagte Ghita halblaut. Es ist mir lieber so. Ich weiß nicht, ob ich ihm ein unbefangenes Gesicht hätte zeigen können.

Der Wagen, der die Gäste nach der Stadt zurückbrachte, war längst fortgefahren, auch der Knabe von seinem frühlichen Ritt in der Abendkühle

zurückgelehrt, Philipp ließ sich noch immer nicht blicken. Man hatte endlich ohne ihn den Thee eingenommen, die Mutter saß, da es auf der Altane schon längst zu dunkel war und ein herbstlicher Wind vom Garten heraufwehte, im Saal hinter ihrem grünen Lampenschirm, und die Erinnerung an den Besuch, die in ihr nachklang, ließ sie ihres Partenspiels vergessen. Zephyrine saß ihr gegenüber bei ihrer Sticerei und plauderte unaufhaltsam von dem schönen jungen Paare Gaston und Ghita, nicht ohne verstohlene Seitenblicke auf Victoire, da sie seit Jahren sich gewöhnt hatte, den glänzenden gräßlichen Vetter als künftigen Gemahl ihres Zöglings zu denken. Das Fräulein aber sprach kein Wort. Da ihr endlich das eintönig forttriefelnde Geschwätz lästig wurde, stand sie auf, nahm ein Tuch um die Schultern und trat auf die Altane hinaus.

Ein heller Abglanz des Herbsthimmels lag über dem Garten und häufige Sternschnuppen schossen unter dem lichtblauen Firmament dahin und schienen in den schwarzen Wipfeln des Parkes zu erlöschen. Da sah sie unten am Rand der Fontäne, deren Strahl jetzt ruhte, eine dunkle Gestalt, die unbeweglich nach dem Hause hinüber blickte. Ohne sich zu besinnen, schritt sie die Stufen hinab über den breiten Platz vor der Altane hinweg und dem einsam Harrenden entgegen.

Sie haben sich vermißt lassen, Herr Doctor, sagte sie heiter. Wo hat Sie der Geist noch so spät umgetrieben? Und nicht einmal jetzt kommen Sie zu uns herein, um uns über Ihr Verschwinden zu beruhigen.

Ich sann darüber nach, versetzte er, indem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, wie ich es Sie wissen lassen sollte, daß ich eine kurze Unterredung mit Ihnen unter vier Augen wünschte. Wollen Sie noch ein paar Schritte mit mir durch den Garten machen?

Sie blieb regungslos stehen. Ihre Augen suchten die seinen, die von dem breiten Futternde verschattet waren.

Was haben Sie? sagte sie hastig. Ihre Stimme klingt so verwandelt. Sie müssen etwas erlebt haben — etwas, das Ihnen sehr nah gegangen ist. —

Sie haben Recht, erwiderte er. Ich habe etwas erlebt — etwas, das tragisch genug ist, um einen arglosen Menschen bis ins Innerste zu erschüttern. Wenn ich bloß Geist wäre und einzig am Erkennen der Dinge Interesse hätte, müßte mir das willkommen sein. Als eine Studie zu meinem Buch ließe sich's verwerthen. Denn wirklich, es ist eine recht nachdrückliche Probe auf meine Theorie. Ueber zwei ganz Unschuldige bricht das Verhängniß herein, und auch an der schicksalsvollen Tüde des Zufalls fehlt es nicht. Nur von der berühmten Heiterkeit, die ich früher durch alles Grauen hindurchschimmern sah, spüre ich nicht den leisesten Schimmer. Vielleicht, weil der heroische Tropfen in meinem Blute fehlt. Vielleicht, weil die Dinge sich anders ausnehmen für den Mitspieler, als für den bloßen Zuschauer. Und übrigens wird diese Studie kaum meiner Arbeit zu Gute kommen. Denn

es ist sehr fraglich geworden, ob ich sie überhaupt zu Ende führe, da ich wieder ein unstäter Mensch sein werde. Ich hatte Sie nämlich zu sprechen gewünscht, gnädiges Fräulein, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich muß noch heute Abend fort.

Immer noch starrte sie ihn ahnungslos an. Aber das ist ja unmöglich! brach es endlich aus ihr hervor.

Unmöglich? Vielleicht. Es kann sehr wohl sein, daß es über meine Kräfte geht. Dennoch muß es geschehen. Ich will Sie nicht täuschen, nicht Ausflüchte suchen. Wir sind uns denn doch zu nahe gekommen, um uns nicht die ganze Wahrheit schuldig zu sein. Wissen Sie denn, daß ich Ihr ganzes Gespräch mit Gräfin Ghita mit angehört habe.

Sie fühlte es wie einen Eisstrom durch all ihre Adern rinnen. Ihr Herz stand einen Augenblick still. Ein schwacher Laut des Entsetzens kam von ihren Lippen. Sie drückte die Augen zu, wie um sich gegen ein grelles Licht zu schützen, das plötzlich auf sie einbrang. Sie wäre umgefunken, wenn die Faguwand, an die sie sich anlehnte, nicht fest genug gewesen wäre, sie zu stützen.

Sie werden das zunächst als eine Sünde gegen alle Schicklichkeit verdammen, fuhr er mit einer traurigen, tonlosen Stimme fort. Horchen ist verpönt. Man soll sich in kein Vertrauen einschleichen, das einem nicht entgegengebracht wird. Aber auch zu diesem unheilvollen Vergehen kam ich recht tragisch unschuldig. Mir war nicht wohl zu Muth bei der Tafel, wo ich Sie mit Ihrem Vetter so traulich plaudern sah. Denn natürlich mußte ich denken, er stehe Ihnen sehr nah. Da überfielen mich wieder meine alten quälenden Zweifel, ob ich Ihnen je so nah kommen könnte, wie ich es ersehnte, wie ich glaubte, es nicht mehr entbehren zu können. Das trieb mich hinaus, weit über die Felsen und durch die Föhren, bis ich meinen Körper hinlänglich abgemattet hatte und meine arme Seele in eine Art Dumpsheit gewiegt. Ich bedurfte der Ruhe und suchte sie auf jener Bank, wo ich so manche Stunde der glücklichsten Träumerei zugebracht hatte. Aber ich fand dort die Sonne, die mir lästig war, und wählte endlich den schattigen Wiesenfeld hinter der Hecke, um meine Glieder auszustrecken. Sie kennen ja meine Schwäche, die so oft meine Rettung war: wenn ich traurig bin, einzuschlafen. Einmal kam mir in solchem Schlaf das Glück. Heute weckte mich dieselbe Stimme, wie damals — aber schwerlich zu meinem Heil. Und nun werden Sie begreifen, daß ich unter diesem Dache kein Auge mehr schließen könnte, selbst wenn ich es für schädlich hielte, eine solche Gastfreundschaft noch zwölf Stunden länger anzunehmen.

Er verneigte sich bei diesen Worten leicht, als ob er sich von ihr verabschieden wollte. Da sie aber mit tief gesenktem Haupt vor ihm stand, über sah sie diese Geberde. Er aber schien sich nicht losreißen zu können, ohne noch einmal ihre Stimme gehört zu haben.

Ich habe meine wenigen Häbseligkeiten in den Koffer zusammengelegt,

fuhr er fort, und ein Billet an Sie auf dem Tisch zurückgelassen, in welchem ich Ihnen mittheile, daß ich durch den Brief eines Freundes nach Graz gerufen wurde. Er habe mir wichtige Eröffnungen in Aussicht gestellt; hoffentlich aber würde ich nicht lange ausbleiben. Die Nacht ist mild, ich denke den Weg zu Fuß zurückzulegen. Wenn dann ein Brief von mir kommt, worin steht, daß ich genöthigt sei, eine weite Reise anzutreten, so wissen Sie, Sie allein, daß ich nie zurückkehren werde, und warum ich es nicht darf. Den Andern — mögen die Gründe räthselhaft bleiben. Ich gestehe — und seine feste Stimme fing an zu zittern — ich gehe mit schwerem Herzen von dem geliebten Knaben, der mir so sehr ans Herz gewachsen ist. Auch Ihre theure Mutter nicht wiederzusehen, kostet mich einen Kampf. Das geht nun in Einem hin. Sagen Sie ihnen —

Er stockte und wandte sich ab. Da fuhr sie aus ihrer Betäubung auf.

Es ist nicht möglich! sagte sie. Wenn Sie Alles gehört haben — Alles — nein, Sie können nicht unverföhlich gekränkt sein durch ein paar hingeworfene, unglückliche Worte — Sie müssen begreifen, in welchem Zusammenhang diese Worte —

Gewiß, unterbrach er sie. Ich begreife Alles, und so kann ich auch Alles verzeihen. Aber vergeben ist nicht vergessen. Denn es giebt Worte, die ein Mann von Selbstgefühl und Würde nicht vergessen darf, selbst wenn er dazu geneigt wäre. Gekränkt? Nein, ich habe kein Recht, mich gekränkt zu fühlen. Sie haben mir ja ein ganz ehrenvolles Zeugniß ausgestellt, ich habe nicht wie andere Hörer an der Wand meine eigene Schande hören müssen. Aber ich bin auch wahrlich nicht aus Eitelkeit liegen geblieben, um mich an meinem Ruhme zu laben. Ich gestehe Ihnen, daß ich fast körperlich gelähmt wurde durch die plötzliche Erkenntniß, wie Sie unser Verhältniß auffassen. Sie wissen, daß ich selbst darüber in Sorge war, ob ein Mensch, wie ich, der Mühe werth sei, die sich seine Eltern, seine Lehrer, sein Schicksal mit ihm gegeben haben. Und auch in der letzten Zeit, wo ich lernte Freude an mir selbst zu haben, etwas von mir zu halten und von mir zu erwarten, — übermüthig machte mich meine Selbstschätzung nie. Nur so weit freilich würde sie mich über kurz oder lang geführt haben, daß ich vor Sie hingetreten wäre um Ihnen zu sagen, wie über Alles ich Sie liebe, und wie ich trotz des äußeren Abstandes den stolzen Traum genährt habe, Sie zu meinem Weibe zu begehren. Denn Sie haben sehr richtig von mir gesagt, daß ich gerade, weil ich ein armer Teufel bin, von irdischen Schätzen mich weder verführen noch schrecken ließe. Ich hege allerdings die überspannte Meinung, daß, wenn zwei Menschen einander geistig und sittlich ebenbürtig sind, aller äußerliche Unterschied nichtig und verächtlich sein müsse. Und ich hielt mich Ihrer werth und werde fortfahren zu glauben, daß ich gar keinen Grund gehabt hätte, zu Ihnen hinaufzusehen und es als eine Gnade zu betrachten, wenn Sie von Ihrer Höhe sich zu mir herabließen. Nun habe ich hören müssen, wie Sie darüber denken,

daß ich Ihnen als ein schätzbares Inventarstück einer Villa ganz lieb und werth sei, daß Sie sich Ihres Reichthums freuten, weil er Ihnen erlaubt, den Preis auch für mich zu zahlen und sich den Luxus gönnen zu dürfen, einen namenlosen armen Teufel zu Ihrem Gatten zu erwählen, und wenn Sie auch selbst ihn nicht leidenschaftlich liebten, ihn doch so glücklich zu machen, wie er es verdient. Sie müssen es nun dem Armen nicht verdenken, daß auch er das Einzige festhält, woran er Ueberfluß hat: seine Freiheit und seinen Mannesstolz. Oder wollen Sie mir sagen, daß all diese arglosen Worte Ihnen nicht aus dem Herzen gekommen seien? Daß Sie nur so gesprochen hätten, um gegen Ihre Freundin eine Beschönigung Ihrer künftigen Mesalliance zu finden?

Sie zögerte einen Augenblick. Nein, sagte sie dann mit fester Stimme. Ich kann nicht lügen. Ich würde es nicht können, auch wenn mein Lebensglück davon abhinge. Aber Sie sind grausam, all diese unglückseligen Worte zu wiederholen, die doch nicht das volle Gewicht haben, das Sie darin finden. Denn wenn Wahrheit zwischen uns sein soll, bin ich auch das Ihnen schuldig zu sagen, daß ich nicht Alles, nicht mein allerletztes Gefühl damals ausgesprochen habe. Wenn es Ihren verwundeten Stolz heilen kann, daß ich meinen Mädchenstolz vor Ihnen beuge, und Ihnen gestehe — nein, Sie würden mir jetzt nicht glauben. Aber Sie werden es einst glauben müssen, wenn Sie wirklich von mir gegangen sind, und später einmal erfahren, daß ich kein Glück im Leben mehr gekannt habe, weil ich mir keines mehr denken konnte ohne Sie, und zu stolz war, mit einem geringeren vorlieb zu nehmen.

Sie wandte ihr Gesicht nach der Laubwand, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Ihre Stimme aber war fest geblieben.

Ich danke Ihnen, sagte er in heftiger Bewegung, ich danke Ihnen von ganzen Herzen für dies Geständniß. Auch dieses Wort wird zu den unvergeßbaren gehören, und wenn die andern mich erdrücken wollen, mich aufrichten. Aber lassen Sie uns enden. Der Jammer ist doch unaussprechlich groß, daß wir Zwei von einander gehen müssen, durch einen schneüben Streich des Zufalls geschieden. Wenn ich die Worte nicht gehört hätte, wäre Alles mit der Zeit gut geworden, ja herrlich und Göttern und Menschen neidenswerth. Denn ich weiß, Victoire, daß auch ich Sie so glücklich gemacht hätte, wie ein so guter Mensch zu werden verdient. Dann hätte nur in der Ferne eine junge Frau über mich die Achseln gezuckt, daß ich ahnungslos als ein williger Factor in Ihrer wohlbedachten Lebensrechnung mitfigurirt und daß die Rechnung ein reines Facit ergeben hätte. Jetzt aber, und wenn ich die Mitwisserin ermordete, — die Gedanken in mir brächte ich nicht zum Schweigen. Mitten im schönsten Glück würden die unvergeßbaren Worte wieder auftauchen: sie war reich genug, dich zu kaufen. Klagen Sie nicht mich der Grausamkeit an; unser Schicksal ist es. Wir wollen sehen, ob wir aus diesem Zusammensturz unserer schönsten Träume mehr davontragen, als das nackte Leben.

Er streckte die Hand nach der ihren aus. Als sie sie ihm nicht überließ, sank er plötzlich vor ihr in die Kniee, umfaßte stürmisch ihre wankende Gestalt, drückte seine Lippen auf den Arm, mit dem sie ihn abzuwehren suchte, und stammelte in wahnsinnigem Schmerz ihren Namen. Dann riß er sich mit seiner letzten Kraft in die Höhe und floh von ihr hinweg, während sie hilflos an der Stelle, wo sie stand, zusammenbrach.

Vier Jahre waren vergangen. In Hainstetten hatte sich nichts verändert. Nur das helle Gesicht des Knaben, der nach Graz zu einem Gymnasial-Professor in Pension gethan war, fehlte in Haus und Garten, und das Antlitz seiner Schwester hatte Niemand mehr lächeln sehen.

Da kam eines Tages ein Brief der jungen Gräfin Ghita aus Rom, wohin sie mit ihrem Gemahl gereist war, um einen Winter dort in der Stille zu leben, da die Mailändische Geselligkeit sie in der Zeit, wo sie sich Mutter fühlte, übermäßig anzugreifen drohte. Sie plauderte in der alten schwesternlichen Weise von tausend Dingen, die der Freundin freilich sehr gleichgültig waren, von ihrer Reise, ihren alten und neuen Bekanntschaften, vom heiligen Vater und den Bettlern auf der spanischen Treppe. Zum Schluß des zwölf Seiten langen Briefes erwähnte sie einer Fahrt nach der Pyramide des Cestius, an deren Füßen der Friedhof der Protestanten mit seinen Cypern und Denksteinen sich ausbreitet.

„Was wirst du sagen, Liebste,“ hieß es wörtlich weiter, „wenn du hörst, daß ich hier, wo ich nun eine stille Stunde der Sammlung an der feierlichen Stätte genießen wollte, eine schmerzliche Ueberraschung erlebte. Ein einfacher, schräg auf dem Hügel ruhender Stein trug den Namen jenes Norddeutschen, den ich an dem Mittag in Eurem Hause zum Tischnachbarn hatte. Dr. Philipp Schwarz — kein Datum der Geburt oder des Todes. Darunter aber die beiden lateinischen Worte: Oblivisci nequeo. Ich verstand sie natürlich nicht, und auch mein Mann ist mit seinem bißchen Latein bald zu Ende. Abends aber, im Salon der Fürstin Ghigi, wo sich stets eine Menge Gelehrte und Künstler einfanden, wurde mir ein berühmter Archäologe vorgestellt, der seit Jahren auf dem Capitol in dem dortigen preussischen Institut seine Wohnung hat, und wie das Gespräch hin und her schweifte, nannte ich auf einmal jenen Namen und fragte nach dem seltsamen jungen Mann, der so räthselhaft aus Hainstetten und so früh aus dem Leben verschwand. Du bist ja all meinen Fragen über die Gründe dieses plötzlichen Bruches ausgewichen. Nun erfuhr ich, daß gerade der Professor, mit dem ich von ihm sprach, ihm sehr nahe gestanden, so nahe, als überhaupt ein Mensch diesem wunderlichen Träumer stehen konnte. Er habe ihm sogar Bruchstücke aus einem Werk über den griechischen Volksgeist mitgetheilt, das eine Fülle tiefer Forschungen und ganz neuer Ansichten enthalten habe. An diesem Buche zu arbeiten und dazwischen

in tiefer Einsamkeit die Trümmervelt Roms und die Campagna zu durchstreifen, sei das ganze Leben des merkwürdigen Menschen gewesen. Ein kleines Capital, das er mitgebracht, hätte er leicht durch allerlei lohnende Arbeiten vermehren können. Statt dessen habe er, indem er es langsam aufzehrete, standhaft alles Andre abgewehrt, um nur sich selbst zu leben, da er fest daran geglaubt habe, sein Verhängniß werde sich so oder so erfüllen, entweder ihn zur rechten Zeit zu Grunde gehen lassen, oder ihm die Mittel gewähren, fortzuleben. Nun sei leider das Erste eingetroffen. Der Freund habe ihn oft halb scherzend beschworen, doch nicht die Zahl der trefflichen Deutschen zu vermehren, die sich durch Fleiß ums Leben gebracht. Da habe er immer tiefsinnig lächelnd den Kopf geschüttelt, einmal aber erwidert: wenn er früh sterbe, sei nicht sein Fleiß Schuld daran, sondern unvergeßbare Worte. Was er damit gemeint, sei sein Geheimniß geblieben. Und endlich habe ihn im Juli, da er nicht zu bewegen gewesen, die fieberhafte Stadt zu meiden, der römische Typhus, die sogenannte *Perniciosa*, in etlichen Wochen hingerafft. In seinem Nachlaß aber habe sich von jenem großen Werk nicht ein Blättchen vorgefunden.

„Wie ich nun dem Professor die Inschrift zeigte, die ich sorgfältig in meinem Notizbuch aufgeschrieben hatte, und die er noch nicht kannte, da er die letzten Monate nicht in Rom gewesen, waren wir Beide höchlich erstaunt. *Oblivisci nequeo* heißt nichts Anderes als: ich kann nicht vergessen. Weißt du nicht das Räthsel zu lösen, welche unvergeßbaren Worte den Armen in den Tod getrieben haben?“

Die lebensmüde alte Baronin überlebte ihren einstigen Hausgenossen noch um volle zwölf Jahre. In dieser ganzen Zeit verließ die Tochter sie nicht einen einzigen Tag. Sie bewahrte ihre Schönheit bis in die reifen Jahre, und Mancher kam, der um den Preis, sie heimführen zu dürfen, auch in die Verbannung nach dem abgelegenen Erdwinkel gewilligt hätte. Sie wies aber jeden Antrag ruhig und ohne Besinnen ab. Ein halbes Jahr, nachdem die Mutter endlich ihre getrübbten Augen geschlossen hatte, fand man sie eines Morgens durch einen Herzschlag entseelt in ihrem Bette und in ihrem letzten Willen die Bestimmung, daß man sie im Park begraben und einen einfachen Stein auf ihren Hügel legen solle mit der Inschrift:

Oblivisci nequeo.





Weltpolitik und Kleinstaaterei 1860.

Hannoversche Reminiscenzen.

Don

Karl Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

Die große Politik von einem Kleinfürsten betrieben, bietet ein seltsames Schauspiel. Richtiger gesagt: Trauerspiel. Denn es nimmt in der Regel ein trauriges Ende.

Während der Zollvereins-Krises der Jahre 1862 bis 1864 stand in meiner Heimath Nassau, die damals noch ein „souveränes“ Herzogthum war, die Regierung auf der Seite der antipreußischen mittelstaatlichen Coalition, die Bevölkerung aber auf preußischer Seite. Letzteres schon deshalb, weil das Ländchen so zu sagen eine preußische Enclave war. Bis zum Anschluß an den Zollverein blutarm, hatte es sich seitdem durch Fleiß und Regsamkeit zu einigem Wohlstand emporgearbeitet; es war daher natürlich, daß die Leute einen Rückfall in die frühere Armuth fürchteten, wenn wieder Zollschranken aufgerichtet würden, namentlich gegenüber Preußen, mit dessen Wirthschaftsgebiet wir untrennbar verbunden waren. Das nassauische Abgeordnetenhaus, dessen Präsident ich damals war, gab dieser Auffassung der Dinge wiederholt entschiedenen Ausdruck und stieß dabei auf ein noch entschiedeneres Mißfallen der Regierung.

Eines Tags nun, als ich in der erwähnten Eigenschaft Audienz bei meinem Landesherrn hatte, sagte mir derselbe unter Anderm:

„Was sollen diese Demonstrationen in der Kammer wegen der Zollangelegenheiten?“

Ich setzte ihm mit gebührender Ehrfurcht die Lage des Landes, die Befürchtungen desselben und den augenblicklichen Stand der Zollvereins-Krises auseinander, welche, wenn die mittelstaatliche Coalition an ihrer Auffassung festhalte, nothwendig zu einer Sprengung des Zollvereins führen müsse.

Der Herzog unterbrach mich, indem er mit einiger Heftigkeit bemerkte: „Ach was, das ist ja Alles preußischer Wind. Und wenn auch das Alles so wäre, wie Sie da sagen, so sollte die Kammer doch schweigen. Das ist hohe Politik. Das ist ja ganz lächerlich, wenn darin so ein Kämmerchen mitsprechen will, das nur zwei Duzend Deputirte hat. So ein ganz kleines, winziges Kämmerlein!“

Ich stand da als Repräsentant dieser Kammer. Ich betrachtete mich als Vertreter eines Ländchens, das in seinen Lebens-Interessen bedroht war. Ich antwortete in ruhigster und gemessenster Tonart:

„Ich bitte Eure Hoheit mir gnädigst eine Bemerkung zu erlauben. Was von der Volksvertretung eines kleinen Landes gilt, das gilt auch von der Regierung desselben.“

Seitdem war ich in Ungnade gefallen. Sie dauerte bis 1866, bis zur Einverleibung des Ländchens in Preußen. Es war dieselbe Politik, welche Nassau während der Zollvereins-Krise von 1862 und welche es während der Ereignisse von 1866 einhielt.

In jener Krise ist die nassauische Regierung gleich allen übrigen Opponenten noch in der letzten Minute untergebrochen.

In dieser Krise erfolgte die Entscheidung auf dem Schlachtfeld. An die Stelle des unblutigen Krieges der Tarife und der Depeschen, war der blutige Krieg der Kanonen und der Büchsen getreten, und da hieß es, wie Herr von Barmbüler 1866 in der Richtung gegen Preußen gesprochen: „Wehe den Besiegten“.

Hätte der Herzog Adolph von Nassau nur damals meinen aufrichtig gemeinten Rathschlägen ein geneigtes Ohr geliehen, so wäre er nicht depodirt worden.

Ich hatte an alles das seit Jahr und Tag nicht mehr gedacht; als ich aber vor einiger Zeit die „Memoiren“ von Oscar Meding (Bd. I. und II. Leipzig 1881, ein dritter Band soll 1882 erscheinen) las, da wurde ich durch das, was Meding von Hannover erzählt, lebhaft an jene nassauischen Erlebnisse erinnert.

Es trat mir auch hier jenes Bild in vollendeter Klarheit entgegen, wie der kleine Staat, ohne alle Rücksicht auf das größere Ganze, von welchem er einen integrierenden Bestandtheil ausmacht, sich selbst als Mittelpunkt der Welt setzt; wie der kleine Staat als solcher große Politik macht, während er doch weit Besseres thun könnte, nämlich im Innern gut administriren.

Man gedenkt dabei des Spruches von Goethe:

„Wie unglücklich ist der Mann,
Der unterläßt Das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht,
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.“

Doch ich habe nicht die Absicht, die tragische Seite der Sache zu erörtern. Ich will einen Stoff behandeln, den ich wenigstens nicht ganz

ernsthaft zu nehmen im Stand bin. Freilich nimmt ihn Herr Meding außerordentlich ernsthaft. Mag denn nun der geneigte Leser beide Theile hören und sich dann darüber entscheiden, ob die Sache von der ernstern oder der heiteren Seite zu betrachten.

„Das Schicksal Europas liegt einen Augenblick in den Händen Georgs V. von Hannover,“ schreibt Oscar Meding vom Jahre 1860. Klingt etwas unglaublich. Sehen wir uns die Sachen näher an.

Im Gegensatz zu den meisten westdeutschen Staaten hatte Hannover keine französischen oder französishen Gelüste.

Die Mehrzahl der Mittel- und Kleinstaaten im Westen haben schon seit dem siebzehnten Jahrhundert stets Rheinbund gespielt und mit Frankreich gegen den deutschen Kaiser Complotte geschmiedet und Bündnisse eingegangen. Die geistlichen Staatsoberhäupter, namentlich die Kurfürsten, standen an der Spitze dieses unlöblichen Treibens. Der Kurfürst-Erzbischof von Mainz, welcher de jure der Erzkämmerer des deutschen Reichs war, war in der Regel de facto der Rathgeber und Spießgeselle des mit den Türken verbündeten „Reichsfeindes“, des Königs von Frankreich.

Georg V. war — das muß man ihm zu seinem Lobe nachsagen — von Natur ganz frei von solchen unsaubern Gelüsten; und wenn sein Minister von Borries wirklich, aus Furcht vor dem Nationalverein, eine rheinbündlerisch klingende Aeußerung gethan hat, so geschah das gewiß nicht im Sinne des Königs, wenngleich der letztere die Idiosynkrasie gegen den „Nationalverein“ theilte und dessen Bedeutung ebenfalls sehr überschätzte.

Das Frankreich Napoleons I. hatte sich an Hannover vergriffen. Georg V. hatte die Eindrücke des Freiheitskrieges der Jahre Dreizehn und Vierzehn mit jugendlich empfänglichem Herzen aufgenommen. Er war englischer Prinz, und endlich überhaupt durchdrungen von streng legitimistischer Gesinnung. Das Alles wirkte zusammen, um ihm vor Napoleon III. einen gründlichen Abscheu einzusflößen, und er pflegte von diesen seinen Gefühlen selbst gegenüber dem französischen Gesandten, Grafen Darnémont, kaum ein Geheimniß zu machen.

Im Anfang Juni 1860 ließ Napoleon III. bei König Wilhelm anfragen wegen einer Zusammenkunft beider Monarchen in Baden-Baden. Als Georg V. davon hörte, ergriff ihn ein Schrecken. Er fürchtete, Napoleon werde Preußen, wie Piemont, berücken und zu antilegitimistischen Actionen hinreißen. Er, der sonst so unentschlossen, hatte einen plötzlichen Einsall, den er auch sofort ausführte. In finsterner Mitternacht setzte er sich auf den Eilzug, um gen Berlin zu fahren; und schon um sieben Uhr Morgens erschien er in dem Palais des Prinz-Regenten, des jetzigen Kaisers. Glücklicher Weise ist König Wilhelm ein Frühaufsteher und beeilte sich, seinen hannoverschen Vetter auch zu so ungewöhnlicher Stunde zu empfangen, obgleich er natürlich durch den unerwarteten, außergewöhnlichen und unangemeldeten Besuch sehr überrascht war.

König Georg V. hat immer behauptet, er habe es damals, um Preußen vor piemontesischen Velleitäten und um die Mittel- und Kleinstaaten vor Mißtrauen gegen Preußen zu bewahren, bei König Wilhelm durchgesetzt, daß auch alle andern deutschen Fürsten nach Baden-Baden eingeladen wurden.

Thatsache ist, daß die Einladung erfolgte, daß dieses improvisirte Fürsten-Collegium, in welchem übrigens Oesterreich fehlte (gerade so wie drei Jahre später Preußen auf dem Fürstentage in Frankfurt), in dem schönen Schwarzwaldsbade sogar förmliche Sitzungen hielt, daß König Johann von Sachsen, der Gelehrte unter den Fürsten, höchst eigenhändig das Protokoll führte, — daß aber bei alledem gar nichts herauskam. Man debattirte nämlich die Stärkung und Zusammenfassung der deutschen Wehrkraft; man war „im Princip“ vollkommen einig; als es aber an die Ausführung ging, wurde man wieder uneinig und Alles fiel auseinander. Doch das sind Nebensachen.

Die Hauptsache, wenigstens hier, ist Napoleon III. Er kommt am 16. Juni nach Baden-Baden, und „obwohl ihm Georg V. seinen Georgs-Orden noch nicht verliehen hatte,“ macht er, als höflicher Mann, zuerst demselben seinen Besuch. Er wartet im Salon. Eine Anmeldung scheint auch hier nicht stattgefunden zu haben. So wenig, wie kurz vorher in Berlin. Als nun Napoleon — natürlich in Civil und ohne allen schlitzenpferdartigen Aufputz — in dem Zimmer steht, erscheint Georg V. auf der Schwelle, geführt von seinem alten Kammerdiener Wahlmann. Der Letztere hatte kaum den einfachen Mann im schwarzen Frack erblickt, als er ihn mit gröblichen Worten hinausweist, — der Kammerdiener den Kaiser!

Napoleon natürlich nimmt hiervon keine Notiz, sondern richtet seine Anrede an den König. Dieser merkt sofort, wen er vor sich hat. Der blinde König sieht darin mehr als der sehende Kammerdiener. Napoleon zieht den Großcordon der Ehrenlegion aus der Tasche. Georg V. nimmt solchen in Empfang und ist nun gezwungen, auch mit seinem Sanct-Georgs-Cordon nicht länger zurück zu halten. Dieser Hergang ist sehr charakteristisch. Er verließ Napoleon dem Dritten von vornherein eine Art Ueberlegenheit. Denn im Verkehr der Fürsten sowohl, als in dem der gewöhnlichen Sterblichen gewährt vornehme Höflichkeit ein gewisses Uebergewicht. Georg V. war nicht nur durch die polternden Worte seines vorgreiflichen und anmaßenden Lakaien im Nachtheil, sondern auch dadurch, daß es Napoleon war, der zuerst kam und zuerst seinen Grand-Cordon offerirte.

Georg, der, so kleinlich er auch in manchen Dingen sein konnte, doch au fond du coeur ein Gentleman war, scheint sich diesem Eindruck selbst nicht ganz verschlossen zu haben. Er pflog während seines Aufenthaltes in Baden-Baden mit dem Kaiser der Franzosen wiederholte und längere Gespräche und es gelang dem Letzteren, den Ersteren so zu bezaubern, daß derselbe von nun an eben so günstig über Napoleon urtheilte, wie früher ungünstig.

Napoleon hatte, darüber sind Alle, die mit ihm in persönliche Verührung gekommen, einig, außerordentlich viel Einnehmendes, namentlich in der Con-

versation. Die erste Kunst ist hierbei nämlich nicht die zu sprechen, sondern die zu hören. Man muß zunächst den Andern sprechen lassen, wenn nicht gar sprechen machen; ihm ein nicht nur geneigtes, sondern auch seine und seiner Äußerungen Wichtigkeit und Weisheit ohne allen Rückhalt anerkennendes Gehör schenken, und erst nachdem man ihn hierdurch gewonnen, die Erreichung der eigenen Zwecke verfolgen, und zwar auf den Wegen, welche uns der Andere durch seine mittheilungslustigen Äußerungen selbst gezeigt und geöffnet.

Napoleon ließ in Befolgung dieser Regel zunächst dem König von Hannover sein legitimistisches und revolutionsfürchtiges Herz ausschütten und dann versicherte er, er habe ja nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa vor der Revolution gerettet, ja im Grund des Herzens sei er ja selbst legitimistisch.

Für die erste Behauptung konnte er sich zur Noth auf seinen zweiten December berufen, obgleich ihm dabei die Revolution, d. h. die Radikalen und die Sozialisten, aus Abscheu gegen die Nationalversammlung eine Art von passiver Assistenz lieh, ähnlich wie am 27. October 1881 in Berlin Socialdemokraten für Stöcker und Genossen stimmten, weil sie die fortschrittlichen Bourgeois nicht liebten.

Etwas schwieriger war es, für die zweite Behauptung auch nur den Schatten eines Beweises zu liefern.

Indessen Napoleon III. brachte es fertig.

Sein großer Oheim, so setzte er auseinander, befand sich in einer Nothlage. Wollte er die Revolution schließen, so mußte er sich der öffentlichen Gewalt bemächtigen. Dieselbe war nun einmal den legitimen Bourbons entgangen. An dieser vollendeten Thatfache war nichts zu ändern. Es galt, die auf der Erde schleisenden Jügel zu ergreifen. Dies that Napoleon I. Auch er war der Retter des Staats und der Gesellschaft. Sein Verhalten gegen England und Hannover wurde natürlich mit Stillschweigen übergangen. Ebenso wenig konnte es frommen, des Duc d'Enghien zu gedenken, den Napoleon I. in Deutschland hatte aufgreifen und in Paris hatte todt schießen lassen, um dadurch wieder einmal ad hoc die Sympathien der „Rothten“ zu gewinnen und den Bruch mit der Legitimität, mit den „Weißen“, auch für die blödesten Augen erkennbar zu markiren.

Dann kam Napoleon auf sich selber zu sprechen. Was konnte er dazu, daß auch er berufen war, den Staat und die Gesellschaft zu retten?

„Bin ich nicht mit allen legitimen und legitimistischen Regierungen solidarisch, die Hydra der Revolution zu bekämpfen?“ rief er.

Georg V. schenkte dieser Versicherung Glauben. Denn er fürchtete sich vor der Revolution und vor seinen eigenen Unterthanen; so wenig kannte er die Natur des hochconservativen niedersächsischen Volksstammes, der nur dann murrte, wenn man Neuerungen versuchte, namentlich Neuerungen im Kathizismus. Denn dieser stand ihm höher als die Verfassung.

Es scheint, daß in der That der König von Hannover nie etwas davon gehört hatte, daß der „Legitimist“ Louis Napoleon Bonaparte auf dem Gebiete der Verschwörung wetteifern konnte mit Giuseppe Mazzini; daß er gegen alle europäischen Regierungen, namentlich auch gegen die französischen, und daneben auch gegen den heiligen Vater, conspirirt hat; und daß er selbst das Metier eines Kaisers betrieb in einer Weise, die, namentlich was die politische Polizei anlangt, halb an Verschwörung, halb an Spionage erinnert. Etwa so, wie seiner Zeit Fouquier-Tinville und später Fouché, Königs-Mörder, Polizei-Genie und Herzog von Otranto.

— Ja, aber wie ist es denn nun mit der Legitimität, mit jenem Legitimismus, welcher König Georg über Alles geht, der für ihn eine Religion ist, der ihm höher steht, als selbst der Royalismus und der Sanct-Georgs-Kampf mit dem Drachen der Revolution?

Nun sag', wie stehst Du mit der Religion?

Du bist ein herzensguter Mann,

Alein, ich glaub', Du hältst nicht viel davon.

Auch darauf weiß der gekrönte Carbonaro zu dienen.

„Majestät, oder Sire“, sagt er treuherzig, „was kann ich dazu, daß Heinrich V. sich politisch unmöglich gemacht hat? Und vor Allem, was kann ich dazu, daß er keine Kinder hat; freilich, wenn er Kinder hätte, dann ließe sich ja Alles noch machen. Dann könnte ich ja zu Gunsten dieser lebensfähigen Dynastie abdanken. Aber jetzt, wenn ich es thäte, was wäre die Folge? Zunächst würde ein Kampf auf Leben und Tod entstehen, und zwar zwischen der Legitimität und der socialen Revolution, zwischen den Weißen und den Rothen, — und die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß, sobald nicht mehr ich mit starker Hand die Ordnung aufrecht erhalte, le spectre rouge zum Siege gelangen würde. Nehmen wir aber auch an, Heinrich V. würde siegen. Das wäre noch schlimmer. Denn er ist schon alt, und da er keinen successionsfähigen Nachkommen hat, so würden nach seinem Tode die Orleans auf den Thron gelangen. Aber was sind die Orleans, mein königlicher Bruder? Sind sie Legitimisten? Nein, sie sind die schlimmsten Feinde der Legitimität. Sie haben stets gegen die Bourbons conspirirt. Theils durch Erbfeindschaft und durch Mordmord. Theils durch offene Parteinahme für die Revolution, für die Guillotine. Sie sind es, die 1793 ihren legitimen König geköpft, die ihn 1830 von dem Thron gestoßen haben. Sire, würden Sie von mir verlangen, daß ich diesen Menschen die sacrosancte Krone ausliefere, an der sie keinen Rechtstitel haben, als den des Diebstahls? Sollen diese Antilegitimisten den Thron besteigen?“

„Nein, nein, und abermals nein,“ rief Georg V., welcher der glänzenden Veredelsamkeit des großen Conspirators nicht zu widerstehen vermochte und dabei vergaß, daß Louis Napoleon Bonaparte, bevor er den kaiserlichen Thron von Frankreich bestieg, sogar gegen den welfischen Thron in Hannover

conspirirt hatte. Napoleon hatte nämlich, während er auf der Festung Ham seine Strafe wegen des Attentats verbüßte, mit dem abgesetzten Herzog Karl von Braunschweig, dem Vertreter der älteren welfischen Linie, einen Vertrag abgeschlossen, wonach er sich diesem, gegen Auszahlung einer ansehnlichen Summe Geldes, verpflichtete, ihm wieder zur Regierung zu verhelfen und ihn an der jüngeren welfischen (d. i. hannoverschen) Linie zu rächen. Auch von diesem Pakt, von welchem doch längst alle Politiker unterrichtet waren, scheint König Georg nichts gewußt zu haben. Er war vielmehr, wie gesagt, von Napoleon ganz bezaubert; jedenfalls, so glaubte er, sei Napoleon ein geringeres Uebel, als die „Kronräuber“, die Orleans; auch biete er die alleinige Garantie gegen Revolutionen, und wenn er nun gar noch dem legitimen Könige Heinrich V. ein seiner würdiges Schicksal bereite, so könne man im Grunde genommen, nichts mehr gegen ihn haben; kurz, Napoleon und Georg schieden als Freunde. Georg kam als Saulus und ging als Paulus.

Napoleon reiste am 17. Juni 1860 wieder ab. Der *Moniteur* vom 18. Juni verkündigte dessen Reise nach Baden-Baden und charakterisirte sie als eine mit den glücklichsten Erfolgen gekrönte Improvisation.

„Die plötzliche Reise,“ schreibt er, „welche der Kaiser soeben gemacht, hat, daran ist nicht zu zweifeln, die glücklichsten Resultate. In der That, indem der Kaiser hinging und den in Baden-Baden versammelten Monarchen offen auseinandersetzte, wie seine Politik nie von Recht und Gerechtigkeit abweichen werde, mußte er so ausgezeichneten und so vorurtheilsfreien Geistern die Ueberzeugung beibringen, welche ein wahrhaft empfundenes Gefühl, mit rückhaltsloser Ehrlichkeit auseinandergesetzt, niemals einzuschließen verfehlt.“

Wohlgelesene Worte, mit welchen wenig gesagt ist. Allein sie machten Eindruck.

Am 19. Juni kehrte Georg V. nach Hannover zurück, ebenfalls quasi *re bene gesta*. Denn er erklärte sofort nach seiner Rückkehr, jener Kaiser der Franzosen, von welchem er bisher nur in der verächtlichsten Weise gesprochen, sei „ein außerordentlicher Mann voll großer und edler Gesinnung und voll bewundernswürdigen Geistes“.

Auch Napoleon zeigte ein besonderes Entgegenkommen, indem er den Grafen Damrémont zurückrief und statt seiner einen Herrn von Malaret nach Hannover schickte, der es dort schnell fertig brachte, sich Liebling zu machen und von Georg V. bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet zu werden.

Allein obgleich der König von Hannover am 16. Juni 1860 die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Napoleon III. „eigentlich ein Legitimist sei“ und nur halbwegs unfreiwilliger oder gezwungener Maßen die Krone Frankreichs trage, und obgleich er in dieser Ueberzeugung durch den Gesandten de Malaret bekräftigt wurde, so hatte das doch auf den Gang der Geschichte Europas, welche damals angeblich Georg „einen Augenblick in der Hand hielt“, absolut keinen Einfluß. Im Gegentheil nahm das Schicksal Europas gerade damals eine ganz ausnahmsweise antilegitimistisch-revolutionäre Wendung, und zwar durch diesen angeblichen Legitimisten Napoleon.

Rufen wir die Hergänge in unser Gedächtniß zurück:

In demselben Monat Juni des Jahres Sechzig, in welchem Napoleon in Baden-Baden erschien und eine Art deutschen Fürsten-Collegiums daselbst tagte, hatte Garibaldi die Eroberung der Insel Sicilien vollendet und in Vorbereitung der Annexion sich die Dictatur derselben übertragen. Im Juli war in Neapel die Convulsion, im August die Agonie eingetreten. Am 6. September floh König Franz II. aus der Stadt, indem er in einer zurückgelassenen Proclamation versicherte, er habe dieselbe verlassen, um „die erwähnte Hauptstadt, die Bewohner und ihr Eigenthum, die Tempel, die Monumente und die Kunst-Sammlungen vor dem Gräuel des Krieges zu bewahren.“ Am zweiten Tage danach zog Garibaldi triumphirend in Neapel ein, indem er im Namen Victor Emanuel „Königs von Italien“ die Dictatur übernahm. König Franz floh nach Gaeta. Am 2. October legte Graf Cavour den sardinischen Kammern in Turin einen Gesetzentwurf vor wegen Annexion von ganz Süd- und Mittel-Italien. „Ganz Italien ist nun frei“ sagte er bei der Begründung — „nur Venedig macht eine schmerzliche Ausnahme — und dann Rom — aber die römische Frage gehört zu denen, welche sich nicht mit dem Schwert lösen lassen.“ Gleichzeitig besetzte Victor Emanuels Armee, die Armee beider Sardinien, das Königreich beider Sicilien, und Franz II. protestirte. Die See-Feste Gaeta, wohin er geflohen, hielt sich noch eine Zeit lang, bis sie am 13. Januar 1861 capitulirte.

Sehen wir nunmehr zu, was zwischenzeitig in Hannover geschah, wo König Georg „die Geschichte Europas in der Hand hielt“ und auf Napoleons legitimistische Gesinnung vertraute.

In dieser „Metropolis von Europa“ befand sich damals ein französischer Sprachmeister. Er nannte sich Blache, mit dem Zusatz „de Montbrun“ welcher Zusatz wahrscheinlich auf einem Act der Selbsttaufe beruhte. Er gab u. A. dem Kronprinzen Ernst August Unterricht in der französischen Sprache. Der junge Mann wußte etwas aus sich zu machen. Er brüstete sich in demonstrativer Weise mit seiner hyperlegitimistischen Gesinnung. Gleichzeitig aber versicherte er, sehr genaue Beziehungen zu dem Grafen und späteren Herzog Walewski zu haben. Nun war aber besagter Walewski keineswegs ein Legitimist, sondern ein eingefleischter Bonapartist, und so lange, bis er von dem auf ihn eifersüchtigen „Vicelaiser“ Rouher weggebissen wurde, Präsident des bonapartistischen Corps législatif. Ja noch mehr, er war notorischer Maßen der Sohn Napoleons I. und einer vornehmen Polin. Ob nun, was alle Welt wußte, allein in der gedachten Metropolis unbekannt war? Fast will es so scheinen. Denn man glaubte dem Herrn Blache, daß er der Vertrauensmann des Walewski und zugleich auch begeisterter Legitimist sei, was doch schwer zu vereinen. Ja, der Sprachmeister mußte sich so wichtig zu machen, daß er sogar eine Art diplomatischer Verwickelung herbeiführte. Schon vor dem Tage von Baden-Baden, war „Heinrich V.“ eines Tages

durch Hannover gekommen, um dort am welfischen Hofe mit königlichen Ehren empfangen zu werden. König Georg benutzte diese Gelegenheit, um dem König in partibus den combinirten Chambord-Walewski-Sprachmeister vorzustellen. Er soll dabei dem Letzteren gegenüber sich der Worte bedient haben: „Venez, je Vous ferai l'honneur de Vous présenter à Votre Roy“. — Kommen Sie, ich will Ihnen die Ehre erweisen, Sie Ihrem König vorzustellen. Diese Worte waren weiter getragen worden und auch dem Grafen Damrémont zu Ohren gelangt. Dieser hatte darüber nach Paris berichtet, auch in Hannover den Minister des Auswärtigen zu Rede gestellt, kurz Alles gethan, was bei solchen Kleinigkeiten Diplomaten zu thun pflegen, die keine andere Beschäftigung haben und es deshalb faute de mieux lieben, aus Rücken Elephanten zu machen. In Paris aber schienen die Leute vernünftiger gewesen zu sein, als in Hannover. Wenigstens hat man nicht gehört, daß damals zwischen Frankreich und Hannover „ein Krieg in Sicht war“. Dann kam endlich die Entrevue in Baden-Baden, und nun war Friede und Freundschaft in den Hallen von Troja.

Nur dem Sprachlehrer Blache scheint der Umstand, daß seiner in diplomatischen Actenstücken gedacht und er zum Gegenstand internationaler Verhandlungen gemacht worden war, ein wenig zu Kopfe gestiegen zu sein. Er entdeckte in sich einen Diplomaten und suchte das zu verwerthen.

Just um die Zeit, als gerade König Franz II. sich von Neapel entfernt und nach Gaëta in ein besseres Jenseits zurückgezogen hatte, erschien Monsieur Blache bei Herrn Oscar Meding, wie uns der Letztere des Näheren mittheilt.

Monsieur Blache eröffnete Herrn Meding, eine „Persönlichkeit von hohem Einfluß“, welche es aber vorziehe in der Anonymität zu verharren, habe ihn beauftragt, den hannoverschen Hof zu sondiren in Betreff eines Abkommens zwischen Napoleon III. und dem Grafen Chambord, genannt Heinrich V. Blache überreichte sogar ein Actenstück, enthaltend den Entwurf zu einem Vertrage zwischen den beiden genannten Herrschaften, von welchen die eine auf dem Thron saß, ohne legitim zu sein, und die Andere zwar legitim war, aber nicht auf dem Thron saß. Der Entwurf schlug Folgendes vor:

I. Der Graf Chambord übernimmt folgende Leistungen:

1. Er erkennt Napoleon III. als Kaiser an, jedoch mit folgender feinen Distinction:

2. „*Successeur légitime*“ (berechtigter Nachfolger *de jure divino*) sei Napoleon zwar nicht, wohl aber *Continueur de la Dynastie* (Fortsetzer der legitimen Dynastie der Bourbons — die Orleans werden natürlich mit Stillschweigen und Verachtung übergangen).

3. Chambord wird diese Anerkennung allen Legitimisten und Regierungen anzeigen.

Zugleich wird er die Dynastie Orleans von allen Rechten auf den

französischen Thron ausschließen (damit sie auch nach Chambord's Tod keinerlei Aussichten habe).

II. Der Kaiser Napoleon übernimmt folgende Gegenleistungen:

1. Er erkennt dem Grafen Chambord den Titel Majesté Royale zu, giebt ihm alle Besitzungen seines Hauses (auch die confiscirten Orleans'schen Güter?) heraus und räumt ihm in dem Gebiete Frankreichs diejenige Residenz ein, welche er sich wählt. Nur Paris soll er nicht wählen.

2. Napoleon wird dem Victor Emanuel (welcher, wie wir gesehen haben, gerade damals in dem Zustande der Mauerung lag — oder der Verpuppung, um alsbald die jungen, glänzenden Schwingen eines Alles für sich einnehmenden „Rè d'Italia“ zu entfalten) die Annexion des Königsreichs Neapel verbieten. Er wird ihn zwingen, das neapolitanische Gebiet von seinen Truppen zu säubern; auch Garibaldi und dessen Freischaaren wird er zwingen, dasselbe zu räumen. Das also geräumte Gebiet wird er dem König Franz II. zu beliebigem legitimistischen Gebrauche wieder aufstellen und auch fernerhin die Dynastie Bourbon auf dem Thron von Neapel erhalten.

3. Endlich steht Napoleon bereit, seine guten Dienste eintreten zu lassen, um den Bourbons das Herzogthum Parma zu erhalten oder wenigstens der herzoglichen Familie volle Entschädigung zu verschaffen.

So etwa lautete das Papier.

Herr Mebing glaubt an die Mission des Monsieur Blache. Die außerordentlich feine Unterscheidung zwischen dem „Nachfolger“ und dem „Fortsetzer“ dünkt ihm „eine so überlegene Beherrschung des Ausdrucks, daß er keinen Augenblick glauben konnte, Herr Blache sei der Verfasser dieses Programms“. Im Grunde genommen traut er seinem französischen Sprachlehrer doch etwas zu wenig Französisch zu.

„Ist es Walewski, der Sie beauftragt hat?“ fragt Mebing. Monsieur Blache sagt nicht „Ja“, aber noch weniger „Nein“. Mebing glaubt nun an Walewski.

Er trägt die Sache dem König Georg V. vor. Der König ist förmlich betroffen. Er ruft:

„Das kommt vom Kaiser. Ganz dasselbe hat er mir vor zwei Monaten in Baden-Baden gesagt.“

Und nun beeilt sich Mebing, seinem Freunde, Hofrath Louis Schneider, früher komischer Schauspieler in Berlin und dann russophiler Vorleser bei Friedrich Wilhelm IV., das Programm zu übersenden, um von ihm zu hören, „was man in Berlin darüber denke“.

Schneider erscheint sofort in Hannover. Der König empfängt ihn sehr gnädig. Schneider giebt demselben die Versicherung, „daß der Prinz-Regent dieser Idee und deren weiterer Verfolgung ein hohes Interesse zuwendet.“ Der König läßt Monsieur Blache rufen und examinirt ihn in Gegenwart

Schneiders. Blache bleibt dabei, er sei durch sein Ehrentwort verpflichtet, seinen Gewährsmann nicht zu nennen. Auf die Frage, ob es Walewski sei: „Er wolle nicht verneinen, daß es Dieser gewesen“; nur den Grafen Platen fügt er hinzu, müsse man in der Sache umgehen, „denn der Gewährsmann glaube, Platen könne nicht schweigen“. Selbst das ließ sich der König gefallen. Er mied seinen eigenen Minister des Aeußern, schenkte dem fremden Sprachlehrer sein Vertrauen und schickte diesen nach Paris, um nähere Information einzuholen. Da um dieselbe Zeit ein französisches Geschwader vor Gaeta erschien, so betrachtete man in Hannover diesen Umstand als geeignet, dem durch sonst nichts beglaubigten Schulmeister zur Legitimation zu reichen. Herr Blache aber, als er von Paris zurückkam, brachte nichts mit, als einen Brief des Grafen Damrémont, worin dieser erklärte, er sei bereit, auf Grund eines solchen Programms mit einem Vertreter des Königs Georg zu verhandeln. Was Blache dem Grafen Damrémont vorgetragen, ist natürlich nicht zu ermitteln. Bemerkt zu werden verdient aber, daß Damrémont gar nicht mehr Gesandter und überhaupt zur Zeit nicht in activem Dienst war. In welcher Eigenschaft wollte er also unterhandeln?

Da nun König Georg V. mit seinem eigenen Minister nicht sprechen durfte (darauf hatte ihn der Sprachmeister verpflichtet), er aber doch der Sache nicht ganz traute, so ließ er sich zur Berathung seinen Gesandten von Wien kommen. Dieser, Herr von Stockhausen, von welchem Meding behauptet, „er habe sich über die Grenzen der formalistischen Tradition der bureau-mäßigen Diplomatie nicht erheben können,“ scheint doch im Uebrigen ein leidlich vernünftiger Mann gewesen zu sein. Denn er meinte, von Hannover aus „könnten solche Fragen nicht angeregt, geschweige denn ausgetragen werden.“ Nun wurde der König unsicher. Er schickte zwar noch einmal Herrn Blache nach Paris, allein da derselbe nichts zurückbrachte, als Erzählungen, die man glauben konnte oder auch nicht, da er namentlich nichts Schriftliches hatte, nicht einmal von Herrn Damrémont, der übrigens noch immer außer Dienst war; ließ man die Sache fallen. Zum großen Verdruss des Herrn Meding, welcher sich später in Paris überzeugt haben will, daß jenes Programm wirklich von Napoleon ausging, und daß dieser damals einen hohen Werth auf dessen Ausführung legte. Auch für diese Behauptung werden keine factischen Anhaltspunkte, geschweige denn Beweise gegeben. Er sagt wörtlich:

„Erst als immer und immer von Hannover nichts kam, überließ endlich Napoleon die italienische Entwicklung ihrem Schicksal.“

So entschlüpfte den Händen des Königs ein Faden, durch welchen er einen mächtigen Einfluß auf die damals in der Gährung befindlichen Schicksale Europas hätte gewinnen können.“

Im Weiteren fährt er dann noch aus, daß die Sache auch zu einer Gemeinschaft mit Preußen geführt hätte und dadurch „wohl auch die Katastrophe von 1866 vermieden worden wäre.“

Bekanntlich kann Herr Meding keine Gelegenheit vorbegehen lassen, ohne diese Versicherung zu geben, daß die „Katastrophe“ vermieden worden wäre, wenn man seine Rathschläge befolgt hätte. Viele Hannoveraner aber sind der Meinung, besagte „Katastrophe“ sei dadurch herbeigeführt worden, daß man zu sehr seinen Rathschlägen gefolgt sei.

Später erzählt er uns noch, wie er dabei gewesen, als ein Comité conservativer und clerikaler deutscher Edelleute dem König Franz von Neapel einen „Ehrenschild“ gestiftet; und damit ist dann die „neapolitanische Frage“ definitiv und glücklich erledigt.

Die ganze Geschichte ist recht anschaulich erzählt. Die Scene in Baden-Baden ist zum Malen. Diese Gegensätze: Der kurze dicke Franzosentaiser mit dem lebernen Gesicht, dem schwarz gewichsten Schnurr- und Knebelbart, den erloschenen und unter dem oberen Augenlid verborgenen Augen, die doch so scharf observiren, auf der einen Seite. Auf der andern der hochgewachsene schlaffe blonde König; ein schöner Mann, auch mit hübschen glänzenden blauen Augen, die aber leider nichts sehen. Der Eine sieht furchtbar scharf und thut, als wenn er nichts sieht. Der Andere thut, als ob er Alles sähe, während er in Wirklichkeit absolut nichts sieht. Der Eine ist abwechselnd Verschwörer und Polizeichef, der auf Verschwörungen Jagd macht. Der Andere schwärmt in sublimen Ideen von Legitimität und Welfenthum, für die er von dem Himmel besondere Privilegien und Protectionen erwartet. Der Eine ein Mann von tausend Projecten, für welche er „alle Fragen studirt“ und alle Combinationen mit Hartnäckigkeit verfolgt und mit Entschlossenheit ausbeutet, vor Allem geschickt, sich in die Auffassungsweise Anderer hineinzudenken. Der Andere, ein Kind, ein großes und kluges, ein hochbegabtes Kind, aber doch immer ein Kind, und zwar ein egoistisches Kind; voll von jenem einseitigen, kurzichtigen und naiven Egoismus, der sich für den Mittelpunkt der Welt hält, wie dies den Kindern eigenthümlich, bezieht er Alles auf sich und blickt mehr nach Innen; nach Außen kann er leider nichts sehen und deshalb hat er, ich weiß nicht soll ich sagen „das Glück“ oder „das Unglück“ in einer imaginären Welt zu leben, — für den Privaten vielleicht ein Glück, für den Herrscher unter allen Umständen ein Unglück. Der Eine sieht aus, wie ein alter holländischer Schiffs-Heber, der reich geworden und sich zur Ruhe gesetzt hat, um sein Leben quoad posse noch zu genießen. Der Andere wie der Sprößling eines vornehmen Hauses, dessen körperliche und geistige Ausbildung jedoch nicht vollständig gelungen, und der namentlich nicht recht Herr ist über seine ausgedehnten Gliedmaßen.

Und nun die Unterhaltung.

Der kurze Schwarze spricht mit großem Geschick, nicht wie ein pathetischer Redner, sondern wie ein kluger Ueberreder. Er spricht mit dem tiefen Bruston der innigsten Ueberzeugung, der doppelt wirkt auf Jemand, der dabei das verlebte confiscirte Gesicht des Herrn Redners mit der etwas grotesken Nase, und das seltsame Mienenspiel zu sehen nicht im Stand ist.

Eben so überlegt und berechnend, wie der dicke Schwarze, eben so unüberlegt, so romantisch, so schwärmerisch spricht der lange Blonde.

Ihm ist es heiliger Ernst mit seinem legitimistischen Tic! Er schwärmt für Alles, was er für legitim hält, auch für Chambord, für den „Nachkommen des heiligen Ludwig“, für das „enfant de miracle“, — obgleich bekannter Maßen dies Mirakel, um es recht glimpflich auszudrücken, einen recht frivolen Beigeschmack hatte und die Herzogin von Berry auch später wieder niederkam, ohne daß selbst ihre begeistertsten Anhänger noch von einem „Wunder“ zu sprechen wagten; denn Wunder pflegen nicht so zu repetiren.

Der Blonde redet mit Wärme, mit Enthusiasmus in den Schwarzen hinein. Der Schwarze horcht und weiß darauf zu laufen.

Dem Schwarzen kommt es so genau nicht darauf an. Wie sein großer Oheim bald für und bald gegen die Revolution war, bald auf den Schultern der Demokratie in die Höhe stieg und bald dieselbe niederhartätschte, bald die Fürsten absetzte, und bald sich mit der Tochter eines der ältesten Fürstenhäuser vermählte, bald in Rom den getreuesten Sohn der heiligen katholischen Kirche spielte und sich dafür den „Gesalbten des Herrn“ nennen ließ, „der da sitzt zur Rechten,“ bald sich in Aegypten den Turban aufsetzte und, sich für einen gläubigen Befenner Mohameds ausgebend, einstimmte in das „Al Allah il Allah we Mohammed rasul Allah,“ so war auch der Kesse. Bald war er „die gekrönte Socialdemokratie“ und bald der „Retter der Gesellschaft“. Bald war er die Revolution und bald der Feind und Unterdrücker derselben; und während er in Italien die Revolution entfesselte, bekannte er sich dem blinden König gegenüber als ein unbedingter Anhänger des Legimitäts-Principes, wie solches Talleyrand 1815 erfunden, um die naiven Romantiker auf dem Wiener Congreß zu bethören.

„Also, wie ist es mit dem Grafen Chambord?“ fragte Georg.

„Oh, ich werde ihn gern zufrieden stellen,“ antwortete Louis, „freilich müsse er dann seinen Idiosyncrasieen entsagen, welche er gegen mich hegt, obgleich ich eigentlich sein aufrichtigster Freund bin.“

Bis dahin ist Alles klar und begreiflich. Mit dem Auftreten des Monsieur Blache aber verliert die Erzählung diesen durchsichtigen und anschaulichen Charakter.

Um es kurz und ohne Umschweife zu sagen:

Ich glaube, daß Monsieur Blache seinen Entwurf nicht nach Pariser Instruction gemacht hat, sondern nach dem, was der außerordentlich mittheilsame König Georg selbst nach der Rückkehr von Baden-Baden seinen Vertrauten über seine Unterredungen mit Napoleon III. erzählt hat, namentlich wie dieser in Frankreich den faktisch bestehenden Zustand mit dem rechtlich anerkannten Legimitätsprincip ausöhnen wolle. Diese Mittheilungen gingen, natürlich immer unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit, in Hannover von Munde zu Munde und gelangten auch an Herrn Blache, welcher, wenn er wirklich ein so leidenschaftlicher Legitimist war, wie er

solches affichirte, geneigt sein mußte, an die Ernsthaftigkeit und an die Möglichkeit solcher Pläne zu glauben, und nun mit seinem Programm oder gar „Vertrags-Entwurf“, (Beides ist doch sehr verschieden von einander, was Herr Meding zu übersehen scheint), sowohl in Hannover als in Paris haufiren ging und nach beiden Seiten so weit, wie es ihm in seiner untergeordneten Stellung möglich war, die Arme ausstreckte, um da oder dort den Ariadne-Faden zu erreichen, der ihn weiter führen konnte. Beinahe wäre es ihm ja gelungen, in Hannover ein Mandat zu erreichen, wenn nämlich nicht, wie Meding meint, jener „alte, hornirte, zünftige Diplomat“ von Wien dazwischen getreten wäre. Mit einem solchen Auftrag des Königs von Hannover in der Hand würde dann Monsieur Blache auch in Paris Aufnahme und Gehör gefunden und, wenn auch nicht seinen „Roy“ nach Frankreich zurückgeführt, dann doch sich selbst in das vortheilhafte Licht eines Mannes von Geist gesetzt und sich einen Weg gebahnt haben, welcher ihm mehr versprach, als der eines französischen Sprachlehrers in Deutschland. Jedenfalls giebt es zu denken, daß Herr Blache den Grafen Platen so sorgfältig ausschloß; denn Platen war in Paris persona grata und über alle dortigen Gergänge genau unterrichtet.

Diese Methode, sich eines Geschäftes zu bemächtigen, ist nicht neu. Man begegnet ihr sehr häufig bei einer Sorte von Mäklern, welche ihre Vermittelung schon eintreten lassen, ehe sie von irgend einem der Interessenten einen Auftrag erhalten und ehe auch nur ein Embryo zu einem Geschäftes vorhanden.

Jedenfalls aber, mag dem sein, wie ihm wolle — ich kann ja meine Hypothese eben so wenig beweisen, als Herr Blache seinen Auftrag — bin ich fest überzeugt, daß Napoleon niemals das Project eines solchen Abkommens mit dem Vertreter der Legitimität ernstlich gehegt, und daß er, selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, zu dessen Verwirklichung nicht den ganz sinn- und zwecklosen Weg über Hannover gewählt hat. Denn in Paris selbst gab es doch eine Menge Personen, welche in besserer Verbindung mit dem Grafen Chambord standen und eher auf ihn einwirken konnten, als die Herrn Blache und Meding in Hannover. Daß der allzeit fix und fertige Hofrath Louis Schneider sofort bereit war, sich in die Sache einzumengen, beweist nichts; auch hat derselbe vielleicht bei dem kranken Friedrich Wilhelm IV., aber niemals bei König Wilhelm Einfluß besessen. Stockhausen dagegen und Platen wollten nichts davon wissen. Dem Letzteren hat nämlich König Georg nach seiner Deposition die Absicht kundgethan, sich direct und persönlich an Napoleon zu wenden, unter Anknüpfung an das Project von 1860 und die gemeinsame legitimistische Ueberzeugung. Allein Graf Platen widerrieth ernstlich und so ist denn auch glücklicher Weise nichts daraus geworden.

Zwischen Hannover und dem Bonapartismus war es nicht möglich, ein sympathisches Band herzustellen. Und eben so wenig zwischen den Bonapartes

und den Bourbons. Hatte ja doch Napoleon I. den Duc d'Engbien lediglich zu dem Zwecke hinrichten lassen, um ein für alle Mal zwischen sich und die Dynastie der Vergangenheit einen dicken schwarzen Strich zu ziehen, der unverwischbar sein und der Welt sagen sollte, welcher ein Unterschied zwischen einem Bonaparte und einem Monf sei. Die Memoiren der Frau von Rémusat gewähren uns darüber den interessantesten Aufschluß.

Was nun das Verhalten Napoleon III. im Jahre 1860 anlangt, so ist es nach den Aufklärungen, welche seitdem, namentlich von italienischer Seite, schon reichlich an den Tag getreten, unzweifelhaft, daß zwar das rasche Zum-Ziel-Schreiten der italienischen Einheits-Idee ihm Anfangs wenig erwünscht war, und daß er sich selbst gern aus dem italienischen Territorialkörper ein Stück heraustrennt hätte, aber fürwahr nicht, um es den Bourbons wiederzugeben, sondern um eine bonapartistische Secundogenitur, sei es für den Prinzen Napoleon, sei es für den Prinzen Murat, daraus zu machen. Allein er hat auch diese Idee nicht mit dem Nachdruck und der Ausdauer verfolgt, die zu ihrer Verwirklichung nothwendig gewesen wären, sondern er hat, allerdings zögernd und vielleicht recht ungern, der politischen Einigung Italiens ihren Lauf gelassen, wie aus folgenden Thatfachen hervorgeht, für welche ich mich auf des italienischen Deputirten Giuseppe Massari Biographie des Grafen Camillo Cavour berufe.

Das Unternehmen Garibaldis auf Sicilien hat Graf Cavour zwar nicht geplant, aber mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf das Kräftigste unterstützt, nicht ohne Napoleon davon vertraulich Kenntniß zu geben. Napoleon hat ferner die Sendung der Truppen Victor Emanuels nach Umbrien und in die Marken ausdrücklich gebilligt und thatsächlich dadurch unterstützt, daß er Oesterreich, welches dort einmarschiren wollte, mit Erfolg davon abmahnte (Massari, Cap. LXXIX). Allerdings hatte er eine von dem Admiral Barbier le Tinnan befehligte Flotille in die Gewässer von Gaëta geschickt, und deren bloße Anwesenheit (denn gemacht hat sie gar nichts) wurde vielfach so gedeutet, als liege darin eine Demonstration zu Gunsten Franz II.

Preußen, Oesterreich, Rußland und Spanien beschworen sogar Napoleon, die Schiffe doch nur nicht aus den Gewässern von Gaëta zurückzuziehen. Die Antwort lautete einfach ablehnend, man könne irgend eine Verpflichtung nicht übernehmen. Bald darauf erhielt denn Barbier le Tinnan wirklich den Befehl, abzudampfen. Und zwar erhielt er ihn auf Cavour's Betreiben. Dieser hatte den Grafen Ottaviano Bimercati nach Paris geschickt, welcher bei Napoleon und dessen Minister Thouvenel (Walewski war damals nicht Minister) die wohlwollendste Aufnahme und die größten Sympathieen für Italien fand, und denselben vorstellte, die Anwesenheit dieser Schiffe ermuthige einerseits die „Codini“ und Bourbonisten, andererseits die Republikaner und Mazzinisten, und werde dem Grafen Cavour die Parlamentswahlen verderben. Napoleon meinte nun, er müßte den mißtrauischen Großmächten gegenüber sehr vorsichtig und rücksichtsvoll zu Werke gehen, um nicht eine Coalition

heraufzubeschwören. Gleichwohl rief er Barbier le Tinar ab. Kaum waren die Schiffe verschwunden, so verschwand auch Franz II., von welchem überhaupt in der ganzen Verhandlung keine Rede gewesen. Franz ging nach Rom und hat nie wieder neapolitanische Erde betreten (Massari, Cap. LXXX.)

Ich frage nun:

Wie paßt zu diesen weltgeschichtlichen Ereignissen der hannover'sche Kleinfram der Herren Blache, Louis Schneider und Meding?

Sollen wir der Weltgeschichte Glauben schenken oder diesem geschäftigen Kleeblatt?

Damit will ich bei Leibe keinen Zweifel in Betreff des guten Glaubens des Herrn Meding ausgesprochen haben. Seine Memoiren machen den Eindruck, daß er die Absicht hat, die Wahrheit zu sagen.

Aber von dem specifisch hannover'schen Gesichtswinkel aus gesehen, machen selbst weltgeschichtliche Ereignisse einen eigenthümlichen Eindruck.





Zeitgemäße Patinafragen.

Von

Jacob von Falke.

— Wien. —



as ist Patina? — „Patina ist der Wille Gottes,“ sagt Isaschar Abraham. — Aber wer ist Isaschar Abraham, fragt der Leser. — Isaschar Abraham ist Antiquar und — Engländer. Als Engländer, wie heute alle Engländer, steht er mit Gott auf besonders vertrautem Fuß und muß es wissen.

Patina also ist der Wille Gottes. Das will sagen, sie ist nicht das Werk der Menschenhand, Zeit und Umstände haben sie geschaffen ohne menschliches Zutun, und sie soll darum auch von Menschenhand unberührt bleiben. Diese fatalistische Auffassung Isaschar Abrahams wird so ziemlich von allen Kunstfreunden getheilt, den enthusiastischen zumal.

Nun ist aber die Patina doch ein gar verschiedenartiges Ding und nicht immer ist sie das bloße Werk der Zeit. Sie ist verschiedenartig nach ihrer Substanz, nach dem Gegenstande, darauf sie sich befindet, und auch nach der Meinung der Leute.

Um zu ihrem eigentlichen Wesen zu kommen, gehen wir vom Allgemeinen aus. Sehen wir von der künstlichen Patina ab, so ist Patina die Oberfläche eines Gegenstandes (speciell eines Kunst- und Alterthumsgegenstandes), wie sie sich im Laufe der Zeiten, seien diese nun kurz oder lang, auf naturgemäßem Wege verändert hat. Die Veränderung ist mechanisch oder chemisch.

Die mechanische Veränderung geschieht durch den Zusatz oder Ansat von Staub, Erde oder sonstigen Stofflichkeiten, welche wir im gewöhnlichen Leben als Schmutz bezeichnen. Den Schmutz hat einmal ein berühmter Chemiker als Dinge definiert, die nicht an ihrem Orte sind; Sauce z. B. kann in der Schüssel und auf dem Teller etwas sehr Gutes sein, auf dem

Tischtuch aber ist sie — Schmutz. Diese Definition ist nun allerdings zu allgemein gehalten, denn es kann wohl Vieles nicht an seinem Place sein, und ist darum noch nicht Schmutz. Aber jedenfalls ist der Schmutz, wo er ist, nicht an seinem Platz. Mit dem Schmutz auf Kunst- und Alterthumsgegenständen soll es freilich anders sein. Der enthusiastische Kunst- und Alterthumsfreund, der den Schmutz, wenn er alt ist, ebenfalls als Patina betrachtet, schließt sich auch in seiner Beziehung der fatalistischen Ansicht Isaschar Abrahams an und will ihn um Gotteswillen nicht entfernt haben, unter keiner Bedingung.

Es giebt dafür auch einen Grund, der sich hören läßt. Es giebt Kunstwerke oder Alterthumsgegenstände, deren Wirkung durch hinzugefügten Schmutz sich verbessert. Der schwarze Schmutz, der sich bei plastischen Metallreliefs in die Tiefen setzt, verstärkt die Schatten und den Gegensatz der Tiefen zu den glänzenden Höhen und läßt dadurch den Gegenstand selbst pitanter, malerischer erscheinen. Allein das bewirkt der neue Schmutz wie der alte Schmutz und es ist nicht nöthig, daß dieser erst durch die Zeit geheiligt und ehrwürdig werde. Wir unsrerseits aber waren immer der Meinung und sind es noch, daß, was die Kunst schafft, reinlich sein soll, wenigstens im Resultat, denn bis das Kunstwerk fertig ist, muß es allerdings im Staube liegen oder durch Schlammbäder gehen. Das ist unzertrennlich von der Geburt des Schönen. Aber das vollendete Werk hat den Erdenstaub, den Schmutz der Werkstätte abgestoßen und soll in reiner, heller Schöne glänzen. Bedarf es dann noch des Schmutzes zu seiner Wirkung, so ist das nur die Alsterkunst.

Den Schmutz also verwerfen wir, ob er nun alt oder jung ist, ob er Patina heißt oder mit seinem rechten Namen genannt wird. Er ist nie an seinem Place.

Anderß mit der wirklichen Patina, mit derjenigen, welche durch chemische Veränderung der Oberfläche im stillen Laufe der Zeit ohne gewaltsame oder absichtliche äußere Einwirkung entsteht. Diese Patina, gemeinlich die Wirkung des Sauerstoffs in der Luft, im Wasser, in der Feuchtigkeit der Erde, ist eine Art Oxydation. Die einen Gegenstände nehmen solche Patina schneller an, die anderen langsamer. Gold widersteht lange und muß doch endlich mit der heute so beliebten Färbung von „Altgold“ sich überziehen. Silber verliert schon rascher seinen Glanz, um sich in nicht ferner Zeit gar schwarz zu färben. Bei Bronze und Eisen ist die Oberfläche rasch verändert, jener zum Vortheil, diesem zum Nachtheil. Glasirte Thonwaaren, Majoliken, Fayencen, insbesondere Porzellan leisten der Einwirkung des Sauerstoffs langen und hartnäckigen Widerstand. Sind aber Jahrhunderte über sie hinweggegangen, so vermögen auch sie das Auge des Kenners nicht mehr zu täuschen. Selbst Glas sucht vergebens sein Alter dem geübten Blick zu verbergen. Beim Buchdruck und beim Kupferstich vergilbt und ergraut das Papier. Das Anfangs lichte Holz färbt sich dunkler und

dunkler und nimmt die schönsten warmen, braunen Töne an. Bei dem Delgemälde tritt Luft in den harzigen Firniß, trocknet ihn aus, zerstört seine Cohäsion und macht ihn dadurch undurchsichtiger, das Bild aber trüber, die Farben verlieren von ihrem Licht, von ihrer Helligkeit: sie „dunkeln nach“.

Daß alles, was als Patina bezeichnet wird, gilt nun im Allgemeinen als ein großer Vorzug, und dieser Vorzug ist ja eine der Bedingungen, auf welchen die Werthschätzung der Alterthumsgegenstände beruht. Es ist aber nicht immer ein Vorzug, denn der Rost, der als Oxid das Eisen überzieht, zerstört dasselbe und wird daher unbedenklich entfernt. Der Firniß des Delgemäldes, wenn er trübe und undurchsichtig geworden, verhindert den Genuß und wird abgenommen und durch einen anderen ersetzt oder durch Regeneration wieder erfrischt, wieder durchsichtig gemacht. In anderen und in den meisten Fällen vielleicht erhöht die Patina in der That die Schönheit des Gegenstandes. Sie nimmt den grellen, glänzenden Schein der Neuheit, sie mildert oder erwärmt die Farben, sie besänftigt die Gegensätze und stimmt das Bunte zu schönerer Harmonie, sie schafft Farbentöne, neu, zart, schmelzend und eigenthümlich, wie sie der Farbkessel unserer Färber, die Palette unserer Maler gar nicht kennt.

Da nun solche Veränderung der Farbe oder solche Harmonie die Wirkung eines natürlichen Vorganges ist, so ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn derartige Patina mit sorglichster Pflege gehütet und bewahrt wird, oder wenn selbst der Künstler (wie es wohl bei Bronzewerken der Fall ist) auf diese stille Wirkung der Zeit und ihre günstige Veränderung rechnet.

Aber die Sache ist nicht immer so einfach. Die Gegenstände, welche uns aus vergangenen oder alt vergangenen Zeiten überliefert worden, sind nicht immer nur allein mit ihrer natürlichen Patina bedeckt. Mechanische und chemische Veränderungen sind zusammen gekommen, der Staub der Jahre und der Jahrhunderte sitzt auf der wirklichen Patina oder hat sich mit dieser zu einer unlöslichen Einheit, zu einer untrennbaren Mischung verbunden. Der Gegenstand ist Restaurationen unterzogen worden oder hat gute und schlechte Reinigungen, gute und schlechte Ergänzungen überstanden, und man hat, um diese zu verbergen, oder auch wohl aus verändertem Geschmack, ihn ganz oder theilweise mit neuer Farbe überzogen. Wer eine gebrochene Fahenceplatte restaurirt, zieht, um die Risse zu verdecken, seine Farbe, seinen Firniß auch über die angrenzenden Theile. Terracotten und Holzsculpturen sind in anderer Zeit mit weißer Delfarbe überstrichen worden, ihnen Marmoransehen zu geben, und andere wieder hat man als Erz wollen erscheinen lassen; selbst Bronze, doch ein edles Material, hat man in seiner Eigenthümlichkeit unter Farbenanstrich verschwinden machen.

Wenn es sich bloß um einen solchen fremdartigen Ueberzug handelt, so hat der heutige Geschmack gewiß Recht, wenn er ihn alsbald zu entfernen

trachtet. Wie aber, wenn die Jahrhunderte verschiedene Schichten auf dem Gegenstand zurückgelassen haben? Und wenn diese Schichten so mit einander sich verbunden haben, so in einander gewachsen sind, daß sie nicht zu unterscheiden, viel weniger denn zu lösen sind? Es kann sein, daß sich eine Kruste gebildet hat, die aus Staub und Niederschlägen der Luft, aus dem Qualm von Weihrauch und Wachskerzen, aus dem Ruß der Kohlenfeuerung, zugleich aber auch aus einem künstlichen Anstrich, und endlich darunter auch aus einer wirklichen chemischen Patina besteht.

Solches ist z. B. der Fall bei den bekannten überlebensgroßen Metallstatuen in Innsbruck, welche dort in der Hofkirche dem Monument des Kaisers Maximilian zu Seiten stehen. Es sind in der überwiegenden Mehrzahl ungeschlachte Figuren, roh in der plastischen Arbeit, roh in der Technik, roh im Material, Figuren, welche, künstlerisch betrachtet, den Lärm gar nicht verdienen, den sie jüngstens hervorgerufen haben. Immerhin machen sie durch ihre Kolossalität, durch ihre mohrenhafte Schwärze einen gewissen Eindruck, sie gehören, heute wenigstens, zum Monument des Kaisers, und sie sind einmal da, historische Repräsentanten einer Kunstpoche, und wollen als solche respectirt und mit Respect behandelt sein. Wenn man nun ihre Oberfläche untersucht, so findet man, zumal in den Tiefen, eine erste Schicht von Staub und Schmutz, eine zweite schwarze Schicht, welche die gesammten Figuren fast gänzlich überzieht, eine Schicht, über deren fremde Herkunft man bei sorgfältiger Betrachtung nicht in Zweifel sein kann; sodann, wo diese fremde Schicht, sei es durch die Glätte des Metalls oder durch die häufige Berührung der Besucher, hinweggestoßen, eine wirkliche, dichte, glänzende, chemische Patina, wie sie allemal dem Metall, worauf sie sitzt, an Farbe angemessen ist, roth auf Kupfer, grüngelb auf Messing. Zum vierten stoßen wir dann auf das pure, unoxydirte Metall. Ob nun diese dichte Patina, welche an den Höhen und den geglätteten Stellen oft zu Tage liegt, auch unter jener zweiten schwarzen Schicht sich befindet, das ist möglich, aber nicht constatirt.

Eine etwaige Reinigung, welche darauf hinausgeht, das Ungehörige hinwegzuschaffen, wird gewiß auf diesen zweifelhaften Punkt mit aller Vorsicht Rücksicht zu nehmen haben. Sie wird zunächst den offenbar vorhandenen Staub und Schmutz entfernen, und wenn sie die schwarze Schicht als eine fremde That oder als einen ungehörigen Ueberzug der Zeit, z. B. als Niederschlag von Ruß, erkannt hat, so wird sie ihn mit der Vorsicht hinwegzubringen trachten, welche die etwaige, darunter befindliche wirkliche Patina erhalten läßt. Kann sie Letzteres nicht, so muß sie lassen, was besteht, es sei denn, daß sie Besseres an die Stelle zu setzen hat und setzen will, und das ist mit moderner Kunst wohl auch möglich.

Wir führen diese Innsbrucker Erzfiguren nur als ein Beispiel an — wir werden also solches nie noch in anderer Beziehung benützen — als ein Beispiel, welche Schwierigkeit und Verlegenheit uns die Patina bereitet,

wenn wir praktisch mit ihr zu thun haben. Bei keinem Kunstmaterial spielt die Patina eine größere Rolle, bei keinem ist sie wichtiger, in ihrer Bedeutung anerkannter, als bei der Bronze, bei keinem ist mehr von ihr die Rede gewesen, und bei keinem ist sie noch heute ein größeres Räthsel.

Die Patina ist bei der Bronze ein so nothwendiges, fast untrennbares künstlerisches Element, daß, wenn wir von Patina schlechthin sprechen, wir diejenige der Bronzegegenstände meinen, und wenn sie an Werken des Alterthums sich befindet und die richtige Farbe hat, so nennen wir sie edle Patina oder edlen Rost.

Dieser edle Rost der alten Bronzen zeigt, wie bekannt, eine schöne grüne Farbe mit glatter, glänzender Oberfläche. Er erscheint zuweilen wie eine dicke Emailkruste, die sich absprengeu läßt, aber auch nur wie eine dünne Schicht, nicht dicker als eben zu opaker Färbung der Oberfläche nöthig ist. Ist die grüne Fläche nicht blank und glatt wie polirtes Metall, sondern körnig und rauh, so ist die Patina mit erdigen Bestandtheilen vermischt oder sie ist auch ein grünspanartiger Fraß. Das ist schlechte Patina.

Nicht immer aber ist die Farbe grün, wenn auch meistens bei denjenigen Bronzen, welche uns das classische Alterthum hinterlassen hat. Sie geht von grünen Tönen zum Grüngelb, zum Goldbraun, zum Rothbraun, zum reinen Braun und selbst zum glänzenden Schwarz. Braun, Goldbraun, oder tiefbraun, sind meistens die Bronzen der Renaissance, andere freilich, namentlich solche, welche im Freien stehen, zeigen dasselbe glänzende Grün wie die Bronzen des Alterthums. Geschätzt sind die einen wie die anderen. Die braune Patina, wenn sie glänzend und glatt ist, hat künstlerisch den gleichen Werth wie die grüne.

In einer oder der anderen Färbung nun zeigen die Bronzegegenstände, welche die vergangenen Zeiten uns hinterlassen haben, bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, in der Regel eine schöne, glänzende, gleichförmige Patina. Ebenso ist es mit den Bronzen des Orients. Durchaus aber nicht ist das bei den modernen Bronzen der Fall und ganz insbesondere fehlt sie den großen Bronzemonumenten des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie öffentliche Aufstellung erhalten haben. Diese alle bedecken sich in kurzer Zeit mit einer stumpfen, glanzlosen, fleckig schwarzen Oberfläche, welche ihnen ein trostloses, unschönes Ansehen verleiht.

Das Factum hat längst die Aufmerksamkeit von Künstlern und Technikern und Gelehrten auf sich gelenkt und bereits vor zwanzig Jahren in Berlin eine gemischte Commission ins Leben gerufen, welche vor Kurzem zum zweiten Male mit ihren Beobachtungen in die Oeffentlichkeit getreten ist.

Man suchte sehr einfach und natürlich die Ursache zunächst in dem stärkeren Kohlenverbrauch der modernen Großstädte, welcher die Luft mit Ruß erfüllt, mußte sich aber doch sagen, daß das gleiche trübe Aussehen sich auch dort einstellt, wo ein solcher Kohlenverbrauch nicht stattfindet, und daß es andererseits Bronzearbeiten giebt, welche diesem Einfluß der Luft

Widerstand leisten und ihm zum Troze gut patiniren. Es stellte sich ebenso natürlich der Gedanke ein, daß die Patina von der Beschaffenheit des Erzes abhinge, von dem Mehr oder Minder des Zinn- oder Zinkzusatzes zum Kupfer. Man fand aber, daß die verschiedenartigsten Legirungen gut patiniren, und dieselben Legirungen gut und schlecht patiniren können. Wenn also die Legirung einen Einfluß hat — und sie hat einen Einfluß, wie wir noch sehen werden, aber in ganz anderer Richtung, — so ist sie jedenfalls nicht der entscheidende Factor für eine gute Patina.

Man stellte nun Versuche in anderer Weise an. Man nahm gleiche Bronzebüsten von gleicher Beschaffenheit des Materials, setzte sie dem gleichen Einfluß von Luft und Wetter aus und reinigte sie in verschiedener Weise, indem man sie mit Wasser übergoss und mit Del abrieb oder auch ganz ungereinigt ließ.

Da stellte sich nun das Factum heraus, daß die mit Del fleißig abgeriebene Büste besser patinirte als die ungereinigte oder die bloß mit Wasser übergossene.

Ein Resultat war also gewonnen, aber es blieb die Frage unbeantwortet: war nun das Del die Ursache der besseren Patinirung oder die Abreibung? Zur Beantwortung dieser Frage war der Umstand entscheidend, daß eine gute Patina sich nur dann eingestellt hatte, wenn das aufgetragene Del wieder so vollkommen abgerieben worden, daß kein Stäubchen auf der ganzen Oberfläche haften konnte. Es ließ sich also vermuthen, daß die Abreibung und damit die Glättung weit mehr und weit eher die Ursache gewesen war als das Del.

Und für diesen Schluß konnte und kann man den vorhandenen Monumenten leicht die Bestätigung ablesen. Ueberall dort, wo es Stellen giebt, mit denen das Publikum in Contact geräth, welche seine Kleidung berührt, über welche die gleitende Hand des Vorübergehenden hinwegstreift, oder welche sich die liebenswürdige Straßenjugend zum Tummelplatz ausersuchen hat, z. B. Ketten oder Pfosten von Erz, auf denen sie herum reitet, überall dort findet man gute Patina, nicht nothwendig eine grüne, aber eine glänzende, glatte Patina von gutem Farbenton.

Kein besseres Beispiel für diese Beobachtung als die bereits oben angeführten Erzstatuen in der Innsbrucker Hofkirche. Die Figuren sind vom denkbar schlechtesten Material, wie sich auch durch die erhaltenen Rechnungen nachweisen läßt, und noch dazu von ganz verschiedener Legirung; die Oberfläche erscheint rauh und körnig, wie im Rohguß, und ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem schwarzen Farbenanstrich überdeckt worden. Sie stehen mitten in der Kirche frei auf niedrigen Sockeln, so daß sie mannigfach von den vorübergehenden Besuchern gestreift werden. Ueberall an den vorspringenden Theilen nun, wo dies geschehen kann und geschehen ist, tritt glänzende Patina zu Tage. Da streckt einer der Helden seine eiserne Hand aus, grade bequem, um einem Zuschauer, der seinen Platz auf dem Sockel

nimmt, zum Halt zu dienen. Sie ist wunderschön grünlichbraun patinirt. Eine der Damen trägt ein Schleppkleid, das sich wie ein bequemer Sitz über das Postament hinlegt und auch als Sitz von den Bauerfrauen benützt wird. Die ganze Fläche zeigt die schönste glänzende Patina. Und so vieler Orten.

Aber es giebt auch Stellen an diesen Figuren, welche nicht vom Publikum berührt werden und doch eine gute Patina haben, so z. B. die offene Brust einer der Frauengestalten. Aber diese Brust hat bereits vom Erzgießer ausnahmsweise eine glatte, glänzende Oberfläche erhalten. Sie besitzt also von Anfang an, was an anderen Stellen erst das Publikum besorgt hat.

Das Resultat ergibt sich aus diesen Erfahrungen und Beobachtungen nunmehr wohl zweifellos, nämlich: häufiges Abreiben befördert eine gute Patina in sehr günstiger Weise.

Damit aber ist die Frage noch nicht beantwortet: Warum haben die alten Bronzen eine gute Patina? und warum patiniren die modernen Bronzemonumente schlecht? Und doch ist die Antwort darin enthalten.

Was thut die häufige Abreibung? Sie glättet die Oberfläche. Die Alten haben nun wohl schwerlich eine Reinigungsanstalt für die zahllosen Bronzestatuen an öffentlichen Plätzen, in Tempeln, Basiliken, Häusern und Gärten gehabt, sie haben die Statuen schwerlich abgerieben, weder mit noch ohne Del. Aber sie haben von vornherein etwas Anderes gethan, was Reinigung und Abreibung überflüssig macht. Sie haben die Statuen eben auf der ganzen Oberfläche glatt ciselirt. Die Glätte hat beständig allen Schmutz, Staub und Regen, alle Unbilden des Wetters abgestoßen und hat erlaubt, daß die Patinirung rein und ruhig vor sich gegangen.

Das ist eigentlich unter Künstlern gar kein Geheimniß gewesen, und schon Klenze hat seiner Zeit in München nachgewiesen, daß „eine glatte Oberfläche zur monumentalen Behandlung der Bronzen erforderlich ist, um eine gleichmäßige Färbung zu erlangen, weil an den rauhen Stellen die Oxidation anders haftet als an den glatten“. Fügen wir hinzu, daß an den rauhen Stellen Staub, Schmutz, Rässe festhaften und mit der sich bildenden Patina eine einzige Schicht bilden.

Trotzdem nun sind alle modernen Bronzemonumente rau ciselirt, und das eben ist, wenn nicht die alleinige, doch die entscheidende Ursache ihrer schlechten Patina.

Es ist auch leicht einzusehen, wie so das gekommen ist. Der Bildhauer hat im Laufe der neuen Zeit aufgehört Modelleur, Erzgießer und Marmorarbeiter in einer Person zu sein. Die Aufgaben des Gießers und des Steinarbeiters hat er Anderen überlassen und sich nur die Modellirung behalten. Er sieht sein Werk in stumpfem Thon entstehen, sieht in diesem die Feinheiten seiner Arbeit, und das Auge ist ungewohnt des Glanzes, der vom blanken Metall, dem neuen zumal, unzertrennlich ist. Er will sein Werk nicht in diesem neuen Glanze, der allerdings sein Unangenehmes hat,

den Augen des Publikums enthüllen. Lieber als ein paar Monate warten, bis das Stehende, die Neuheit des Glanzes sich von selber verliert, läßt er sein Werk thünlichst in der körnigen Gushaut oder er läßt es rauh ciseliren. Williger ist dieses Verfahren auch wohl. Was nun aber für den Moment von Vortheil, das erscheint im nächsten Jahre schon als ein Nachtheil, der nicht wieder gut zu machen ist. Auf einen Moment der Freude folgen Jahre, Jahrhunderte des trüben, tristen Anblicks.

Was ist nun zu thun? Schlecht patinirende Monumente stehen vor aller Augen, und ihre Nachfolger werden nicht minder schwarz werden.

Bei jenen den vorhandenen, wird sich wohl die Nothwendigkeit herausstellen, daß man sie von Zeit zu Zeit von der Schmutzkruste, welche sich unausbleiblich auf ihnen bildet, befreit, sie reinigt und wenn möglich Abreibungen damit verbindet. Jedenfalls werden wir einen besseren Anblick damit erzielen, als er sich gegenwärtig uns darstellt. In dieser Beziehung hat in jüngsten Tagen das österreichische Museum in Wien die Initiative ergriffen und nach eingehenden Berathungen durch den Chemiker Professor A. Bauer ein Gutachten ausarbeiten lassen, welches zu den Erzmonumenten auch diejenigen in Stein in den Bereich der Untersuchung zieht. Und dieses mit Recht, denn, wenn die Bronzedenkmalen bloß ästhetisch leiden, so sind diejenigen von Marmor, wenn sie nicht in der Oberfläche rein gehalten werden, mit baldiger Zerstörung bedroht. Das Gutachten ist in den Mittheilungen des Museums abgedruckt und an Viele, die es angeht, zur Beachtung gesendet worden.

Anderß steht die Sache bei den Monumenten, die erst kommen sollen. Bei diesen ungeborenen Kindern ist man noch so glücklich, nach ganz modernem Heilverfahren die prophylaktische Methode anwenden zu können. Der Künstler hat es ja in seiner Hand, eine künftige gute Patina zu erzielen, indem er sein Werk glatt ciseliren läßt. Es kommt nur darauf an, das Publikum aufzuklären und ihn selbst auf den Erfolg des Augenblicks Verzicht leisten zu lassen.

Und selbst das ist nicht einmal nöthig. Die Erhaltung der sogenannten Gushaut, auf welche der moderne Künstler soviel Werth legt, ist allerdings bei glatter Ciselirung eine Unmöglichkeit, denn die Ciselirung besteht eben in der Hinwegnahme derselben. Aber ihre Erhaltung ist auch in den meisten Fällen nur Schein. Die Gussfehler und die Gussnähte zwingen überall, wenigstens zur theilweisen Ciselirung, gewöhnlich aber wird Alles völlig überciselirt, nur geschieht es nicht glatt, sondern mit sehr künstlicher Kreuzschraffirung, so daß die Oberfläche aussieht wie etwa eine Kupferstichplatte. Statt dessen überschmiert man auch wohl solche Statuen, die sich noch ihrer wohl erhaltenen Gushaut rühmen, mit einer Art von Bronzefirniß oder Bronzefarbe, die beim Reiben mit dem Finger als Schmutz an demselben haften. Wir haben berühmte Figuren dieser Art gesehen (und

auch geprüft), denen man auf diese Weise — höchst glücklich und geschickt — das Ansehen bronzirter Gipsfiguren gegeben hatte.

Auf diese Weise nimmt man allerdings den Erzfiguren den stehenden Glanz der Neuheit, aber man kann dasselbe Ziel auch auf eine andere Weise erreichen, welche die Zukunft des Monumentes nicht gefährdet, nämlich durch eine künstliche Patinirung.

Das Wort „künstliche Patinirung“ wird vielleicht unsere enthusiastischen Kunst- und Alterthumsfreunde erschrecken; es ist in Wirklichkeit aber gar keine Ursache dazu, denn es giebt gar viele und geschätzte Bronzen aus alter Zeit mit künstlicher Patina. Zwar ist das richtig, verschiedene, sehr verschiedene Legirungen patiniren in verschiedener Färbung je nach den Mischungsverhältnissen. Mehr Kupfer (das will sagen, im Verhältniß viel Kupfer) giebt röthliche Patina, die echte Zinnbronze grüne oder braune, Messingbronze gelbliche. Man kann das z. B. an den mehrerwähnten Statuen in der Innsbrucker Hofkirche auf das Deutlichste erkennen. Hier sind in dieser Beziehung die wunderlichsten Dinge zu sehen: einige Figuren sind fast wie ganz aus Kupfer, andere aus Messing, andere zum Theil aus Kupfer, oder sogar, wie Kupferbronze, zum Theil aus Messing. So ist die Patina (wo sie sichtbar ist) bei der einen roth oder kupferroth, etwa wie bei den wohlbekannten Theekesseln, bei den anderen gelb, bei anderen wieder zum Theil roth, zum Theil gelb, z. B. bei einer kupferrothen Dame ist der ganze linke Arm, weil derselbe eben aus Messing besteht, auch messinggelb in seiner Patina.

Das ist nun richtig, aber man würde irren, wenn man alle so verschiedene Färbung älterer Bronzegegenstände lediglich auf die Verschiedenheit der Legirung oder des Alters zurückführen wollte. Bekanntlich verstehen sich die Franzosen heute ganz vortrefflich auf die künstliche Patina und sie überziehen ihre Bronzen mit allen Farben, wie sie nur alte Muster bieten können, vom lichten, goldigen Ton und dem edlen Grün des Alterthums bis zum glänzendsten Schwarz. Sie verwenden sie mit vollkommenem Geschmac bei Salonfiguren und Salongeräth wie bei monumentalen Statuen und Reliefs.

Aber die Franzosen verstehen es nicht allein. Ich will nicht davon reden, daß Andere es vor ihnen oder im Wettstreit mit ihnen gelernt haben, so die Italiener und die Wiener Bronzefabrikanten. Besser noch als die Franzosen mit reicherer und schönerer Palette üben die Japaner, und so auch die Indier und die Chinesen, die künstliche Patina, und von jenen, den Japanern, haben ihrerseits die Franzosen erst in jüngsten Tagen mancherlei gelernt. Welche wunderschönen goldig braunen oder röthlich braunen originellen Töne tragen die Bronzegefäße oder Götterbilder jener ostasiatischen Völker, und mehr noch die alten Gegenstände als die neuen! Und alle diese glänzende und eigenthümliche Patina hat die Kunst geschaffen, nicht die Zeit; nicht die Zusammenfügung war die Ursache, nicht „der Wille Gottes“.

Und wie bei jenen asiatischen Völkern, so ist auch in Europa die künstliche Patina seit Jahrhunderten kein Geheimniß gewesen. Wir verleihen heute allen modernen Bronzemedailen ihre reizende braune Färbung auf künstliche Weise und geben ihnen dann durch zweite Prägung den „Glanzstoß“. Wenn wir das bedenken, werden wir uns vielleicht nicht allzu heftig gegen die Annahme zieren, daß zahlreiche, ja vielleicht in der Regel, die alten Bronzemedailen, zumal die berühmten des fünfzehnten Jahrhunderts, ihren dunkelbraunen glänzenden Ton künstlich erhalten haben. Und wie die Medailen, so auch andere Bronzegegenstände der Renaissance und der späteren Zeit, deren Färbung wir uns schwer anders erklären können. Ich denke hier z. B. an eine weibliche Büste des sechzehnten Jahrhunderts von glänzendster Ebenholzschnitzerei, welche das österreichische Museum besitzt.

Aber freilich wird man fürchten, daß die künstliche Patina, zumal bei öffentlichen Monumenten, nicht wetterbeständig sei, daß das Uebel, welches man an den heutigen monumentalen Werken beobachtet, auch bei ihnen, wenn auch erst später, doch mit der gleichen Sicherheit auftreten werde. Diese Furcht aber braucht Niemand zu scheuen, denn, wenn die künstliche Patina verschwindet, oder durch äußere Einflüsse abgestoßen wird, so tritt in langsamem Proceß und ruhiger Bildung die natürliche Patina an ihre Stelle. Damit aber dieses geschehe, ist es nothwendig, daß die künstliche Patina auf glatt ciselirter Oberfläche ruhe. Und glatt ciselirt sind alle besseren Bronzen der Renaissance, alle feineren des Orients und durchweg alle modernen französischen Bronzen, deren Reiz nicht zum mindesten eben darauf mit beruht.

Wir brauchen also in der That vor der künstlichen Patina nicht allzu großen Schrecken zu haben und nicht überängstlich zu sein, wenn wir mit ihrer Hilfe einem ehernen Kunstwerk, das durch irgend ein Unglück an seinem Aeußeren zu Schaden gekommen ist, wieder zu besserem Ansehen verhelfen können. Die heutige Technik erlaubt es, ihm durch metallischen, homogenen, traditionell geübten Ueberzug oder vielmehr durch solche Umwandlung der Oberfläche jeden gewünschten Ton, selbst glänzende Mohrenschwärze zu geben. Bedenken wir doch, daß oftmals, wo wir die ureigenste Schöpfung der Natur zu sehen glauben, wir nur eine Leistung der Kunst vor uns haben, denn nicht jede altüberlieferte Patina ist, mit Isaschar Abraham zu reden, „der Wille Gottes“, sondern gar häufig nur das Werk der Menschenhand.





Diofletian in Salona.

Scenische Dichtung

von

H. Ringg.

— München. —

Terrasse des Kaiserpalastes in Salona mit Aussicht auf die Meerbucht. Es ist am Sonnenuntergang, ferne Muff.

Diofletian.

Zerrissne Wolken glüh'n im Abendlichte,
Es sind die Sonnenblumen die der Tag
Zerpflückt hat und damit die Nacht bekränzt;
Die Nacht! — Ein Schauer rieselt durch die Wogen
Des weiten Meeres, eine bange Schwermuth
Bemächtigt sich der Seele, wie das Dunkel
Vom Thal heraufwächst am Gebirg', so wölft
Sich immer höher über uns ihr Schatten,
Je höh're Zahl von Jahren wir erreichen.

Da landet spät ein Segel noch — viel Glück,
Viel überstand'ne Sorgen bringt es mit;
Beneidenswerth ist, wer für andre Wesen,
Wer für ein Liebes lebt und kämpft und leidet,
Wer für sich selbst nur lebt ist arm, — O Götter,
Wer je hat mehr erlebt als ich und sah
Dem Umschwung alles Glücks gelass'ner zu
Als ich, ich der vom höchsten Thron der Welt
Herniederstieg, freiwillig, ungebrosen,
Um hier in Abgeschiedenheit den Glanz
Des größten Ruhmes noch zu überbieten
Durch jene inn're Kraft, die ihm entsagte,
Ich habe mehr als je ein Sterblicher,
Das Schwerste hab' ich über mich vermocht;
Ach eben dieser Stolz, ein Gott zu sein,
Läßt mich nun missen, was ich war; wie einsam,

Wie ausgeschloffen bin ich jezt! Die Leere
 Olympischer Erhabenheit vergönnt
 Mir keine Freude mehr am Leben — wahrlich
 Erst wenn wir aller Wünsche Ziel errangen,
 Erst dann empfinden wir mit ganzer Wucht
 Wie nichts, wie eitel alles ist.

(Silius tritt ein.)

Dionletian.

Was bringst Du?

Silius.

Die Stadt bereitet sich ein Fest zu feiern,
 Und will es Dir zu Ehren hier begeh'n
 Wenn Du genehmigst, Herr?

Dionletian.

Lass' erst mich hören.

Von welcher Art es sein soll.

Silius.

Wie Du weißt,

Ward in dem Kriege Cäsars mit Pompejus
 Salona durch des Letztern Heer in harter
 Belagerung gedrängt zur Uebergabe,
 Schon war es nah daran, da stürmten einstmals
 Die Frauen Deiner Vaterstadt bei Nacht
 Als Furien gekleidet in das Lager
 Des Feindes, warfen ihre Fackeln zündend
 In Zelt und Sturmgeräth und brachten so
 Verwirrung in die Reihen der Belag'rer;
 Ein rascher Ausfall, den zu gleicher Zeit
 Die Männer unternahmen, schlug noch vollends
 Die Gegner in die Flucht — zum Ungedenken
 An diese That begeh'n sie jedes Jahr
 Das Fest, es zeigen sich Salonas Frauen
 In jener Ketterinnen Tracht mit Fackeln
 Und singen einen Lobgesang im Chor,
 Die Ahnen feiernd, ihre tapfern Mütter.
 Sie sind im Tempel Aeskulaps versammelt;
 Ich führe sie den unterirdischen
 Verborgnen Gang von dort herauf — hieher
 Sie treten dann durch jene Pforte, dringen,
 Und wie es ihre Rolle fordert, plötzlich
 Mit Ungeflüm hervor.

Dionletian.

Sie werden mir willkommen sein, gern seh' ich's,
 Daß sich die Räume meines stillen Hauses
 Bevölkern mit Vergnügung, meinen frohen
 Mitbürgern laß ich Thermen und Theater

Und meine Gärten für das Feſt eröffnen,
Ich grüße ſie. Und noch, was haſt Du noch?

Silius.

Ein Bote von Licinius iſt ſo eben
Mit wicht'gem Auftrag, wie er ſagt, gelandet.
Er bittet, Dich zu ſprechen.

Diofletian.

Laß' ihn vor;

(Silius geht.)

Ein Bote von Licinius?! Was bewog ihn,
Nach mir in meiner Weltvergeſſenheit
Sich umzuſeh'n? Erheißt er meinen Rath?
Verlangt er mich zur Seite, ſoll die Würde,
Die mich umgiebt, ſein junges Anſehn ſtützen?
Auf mich, der ihn erhob, blickt ſeine Hoffnung.
Und ich? Mir nochmals winkt von ſicherer Küſte
Der Höhe Lockung — geb ich ihr Gehör?
Es war doch einzig groß, mit einem Neigen
Millionen zu beglücken, im Triumphzug
Das Zwölſfgeſpann zu lenken, Aller Stolz
Und Aller Hochgefühl zu ſein, den Göttern
Das Opfer darzubringen für ein Volk!
Glorreiche Tage, Euch erblick' ich wieder! —
Wohin verirrt' ich, löſ' ich ſchon das Wort,
Das ich der Tugend gab? O nimmer, nimmer!
Es wär ein allzutiefer Sturz, ich will
Und darf den Gang der Dinge nicht mehr lenken.
Was ſich dem Schooß der Zeit entwinden muß,
Ich werd es nicht zu hemmen mehr verſuchen.
Wir ſtehn vor ſo geheimnißvollem Werden,
Daß ungeborene Gedanken mehr,
Schon mehr vermögen, als ſelbſt Wort und That:
Den alten Baum, den keine Stürme brachen,
Entwurzelt eines neuen Keim, wir beugen
Ohnmächtig vor der Zukunft unſer Haupt.

Herodian (tritt ein).

Diofletian.

Licinius ſendet Dich zu mir? Und Du? . .
Auch Du biſt mir bekannt, Du warſt Tribun
In gleichem Jahr, als ich den Thron beſtieg.

Herodian.

Es iſt ſo, wie Du ſagſt.

Diofletian.

Man hatte Dich

Bei mir verklagt, es hieß, Du läugneſt
Die Götter und bekenneſt insgeheim Dich
Zu dem von mir verbot'nen Chriſtenglauben.

Herodian.

Du hörtest nicht darauf, Du bleibst mir gnädig
Und schenktest nach wie vor mir Dein Vertrauen.

Diokletian.

Weil ich Dich prüfte, weil ich sah, Du warest
Nicht einer jener finstern Weltverächter.
Und Feind der Lebensfreude wie die Andern;
Denn wisse, Liebe zu den Menschen war es,
Was mich bewog, die Christen zu verfolgen,
Die Christen nicht, nein, ihre Lehren nur.
Ich sah die Götter als uns freundlich an,
Die heitern Götter im Olymp, sie lachten
Uns Sterblichen herab in ew'ger Jugend;
Der Andern Eifer aber schien gefährlich
Dem Staat, der Kunst, der Kriegszucht und der Sitte.

Herodian.

Du hattest Recht — — vielleicht . . .

Diokletian.

Vielleicht? Vielleicht nur?

Und was hast Du als Wahrheit ausgefunden?

Herodian.

Nach Wahrheit dürst' ich nicht mehr, ich gehöre
Auch keinem Glaubenswort mehr an, ich lebe
Und diene nur dem Tag und meiner Pflicht,
Ein Kämpfer, der in die Arena tritt
Und weder sich noch eines andern schont,
Gleichgiltig, ehern, wie das Schicksal selbst.

Diokletian.

Wohl, ich verstehe Dich, Tribun, Du siehst,
Was Einsamkeit und Alter aus uns macht,
Ich bin ein plauderhaftes Kind geworden,
Das immer fragt und Alles wissen will.
So melde Deinen Auftrag denn!

Herodian.

Licinius,

Der Herrscher Roms, mein Herr und Deiner!

Diokletian.

Halte!

Und Adoptivsohn Diokletians,
Vergiß das nicht, wenn Du mir seine Würde
Und seine Macht verkündigst, ich hab' ihn
Dazu gewählt. Allein ich tauschte nicht mehr
Mit seinem Glück. Ich werde morgen Dich
In meine Gärten führen, Dir den Gelbaum
Und meine Reben zeigen, dann vergleiche
Die Früchte seiner Mühen mit den meinen,

Und Du wirft zugesteh'n, daß ich auf meine
Mit bess'rem Grunde stolz bin. Trete näher!
Und nun, was bringst Du von Licinius — sprich!

Herodian.

Ein Todesurtheil.

Diofletian.

Wie, ein Todesurtheil?

Und wagt er nicht, es selbst vollzieh'n zu lassen?
Ich soll wohl die Gehässigkeit der Blutthat
Durch mein Zustimmung mildern? Nein, ich habe
Bei allen Göttern einen Schwur gelobt,
Ich werde keines mehr vollstrecken lassen.
Geh' hin und meld' ihm dies mein Wort.

Herodian.

Ich darf

Vor seinen Augen nicht erscheinen, darf
Von hier nicht fort, bis Alles so geschehen,
Wie er befahl.

Diofletian.

Das lautet ja, als ginge

Dein Auftrag hieher?

(Herodian neigt sich kumm.)

Diofletian.

Ich erstaune, Freund!

Von Allen, die mich hier umgeben, tren
Ist Jeder mir, von Herzen zugethan,
Hier giebt es weder Sünder noch Verräther,
Hier schleicht sich kein Verschworner ein, ja nicht
Nicht einen Unzufriednen fändest Du.
Hier leben gute Menschen nur um mich,
Und über ihr friedfertig Dasein hat
Kein andrer Herr ein Recht, hier bin ich noch
Gebietet einer Welt, darauf besteh' ich.

Herodian.

Du weißt nicht mehr, was Undank ist, Du hast
Die Bosheit dieser argen Zeit vergessen,
Vergessen, daß, wer nicht gefürchtet ist,
Auch nicht mehr frei und sicher lebt. Licinius
Ist voller Eifersucht auf Dich.

Diofletian.

Er fühlt,

Daß nicht mit gleicher unbegrenzter Liebe
Das Volk ihm zugethan ist, wie es mir war:
An jenem Tag, als ich vor meinen Römern
Den Purpur niederlegte, muß' ich schleunigst
Mich ihrem Blick entzieh'n, sie hätten mich
Gewaltfam auf den Thron zurückgeholt.

Herodian.

Es fürchtet, es beargwöhnt Dich der Herrscher.

Diokletian.

So bald hat ihn der Throner Fluch, die Furcht,
Verblindet und umgarnt! er fürchtet mich,
Und ließ ich ihm denn Bürgschaft nicht genug,
Als ich der Macht entsagt' daß jede Regung
Der Herrschsucht längst in mir erloschen ist?
Er fürchtet mich? Und dieser Mann trug Helm
Und Schwert und gab Beweise seines Muthes!

Herodian.

Elcinius schläft nicht mehr, er sieht im Traume
Zu Deinen Füßen sich entthront, ihm mundet
Nicht Tranke noch Speise, überall verspürt er
In jedem Becher ein verborg'nes Gift.

(bedeutend)

Er hält sich nicht in seinem Reich für sicher,
So lang' Du lebst.

Diokletian.

So lang' ich lebel — Ha! —

Du wagst es nicht, mir in's Gesicht zu schauen?
Nein, wende Dich nicht ab — dies Todesurtheil
Gilt mir. Verbirg mir nichts, ich bin nicht feig
Wie er, den mein, des Greises müder Odem
In Schrecken setzt. Sprich, wer soll sterben?

Herodian.

Du

Du Diokletian — Du —

Diokletian.

Ihr Ewigen

Im Himme! und auf Erden, höchste Richter,
Ihr habt's gehört! Er gönnt mir nicht, dem Müden,
Den Frieden nach so vielen Stürmen, nicht
Die kurze Rast am Abend meines Lebens. —
Ach, nicht Verborgenheit, Verstummung, Alter;
Nicht Brandung, Klippe, nicht Gebirg' und Schlucht
Beschützen vor dem Mann, der zittern muß!

Herodian.

Es ist des Weisen Vorrecht, daß er auch
Gerechtem Schmerz nicht unterliege.

Diokletian.

Wahrlich,

Sein Undank schmerzt mich mehr noch als mein Schicksal.
Ich sah es oft so kommen und ich bin
Bereit, hast Du Befehl, mich hier sogleich
Zu tödten, oder gönnt mir der Tyrann
Noch eine Spanne Zeit.

Herodian.

Du hast die Wahl,

Zu sterben wie Du willst.

Diokletian.

Ja, rasch zu Werk

Geh! Undank. — Krieger, weißt Du wohl, man stirbt
Im Alter nicht so leicht, als in den Tagen
Der vollen Kraft. Mein doch, sei ohne Sorge
Ich bin noch stark genug, mich selbst zu tödten.
Du weißt, daß dieser Arm die Feinde schlug,
Er wird auch dieses Herz zu treffen wissen.
Ich zög're nicht.

Herodian.

Es wäre auch vergeblich

Bereits ist dein Palast umringt.

Diokletian.

Was ward

Aus meinen Dienern? —

Herodian.

Alle sind sie schon

Diokletian.

Gebunden. Treue wird bestraft, das ist
Die Folge jeder Unthat, Jupiter!
In gleichem Maße wachse fort das Böse!
Es mehre Frevel und Verbrechen sich,
Die Fäulniß, die Verworfenheit, sie sammle
Als Unheil über seinem Haupte sich,
Um als Verschwörung einste, als blut'ger Aufruhr
Auch ihn zu treffen!

(Ärm von Augen.)

Herodian.

Was geschieht, wer kommt?

Diokletian.

Es sind nur Frauen, die ein Fest begeh'n
Wenn sie hier eingetreten sind, dann öffne
Den Vorhang dort, es ist dann Alles gut —
Sie können gleich den Klagesang beginnen.
Du knieest, was ist Dir?

Herodian.

Könnst' ich Dich erretten!

Erhab'ner, wie bewund're ich Dich, vergieh,
(Er wirft sich vor ihm nieder.)

Vergieh mir!

Diokletian.

Mann, ich sehe Deinen Schmerz.

Steh' auf! Ich habe Gutes Dir erwiesen;
Ich hab' das Todesloos, das über Dir
Einst schwebte, von Dir abgewandt, Du müdestest
Das Gute jetzt mit Gutem mir vergelten.
Nun denn — Du kannst es, bring' ihm diesen Ring
Und sage, daß Du mich getödtet habest.
Ich will mich in die Berge flüchten, dort,

Von keinem Menschenantlitz mehr geseh'n
Die Zeit, die mir vergönnt ist, noch erleben.
Ja, laß' mich leben, alle Schätze hier,
Das ganze Land und mein Palast sei Dein.

Herodian.

O wenn es möglich wäre, Zeugen aber —
Sind mit mir angelangt, die mich bewachen,
Die Deinen Leichnam schau'n und öffnen werden.

(Pause.)

Sobald's gescheh'n, entschwinden wir Vollstrecker
Mit unfrem Boote wieder gleich den Schatten,
Und Niemand weiß es morgen, wer wir waren.
Woher wir kamen und was wir vollzogen.

Diokletian.

Und wenn die Meinen mich zu wecken kommen,
So finden sie mich. So sei es! Lebet wohl!
Fürchtbare Nacht erwarte mich, ich komme!
Mein Geist ist müde, Herbigkeit erfüllt,
Und nichts als Herbigkeit den Rest des Daseins.
Da meiner denn so lang' der Tod geschont,
So will ich selber ihm entgegengeh'n,
Bald in der Dinge ew'gen Strom versunken,
Werd' ich verschwunden sein, der Mensch ist nur
Ein Bildniß, das zerfällt. Nimm, schauervolle
Vernichtung, mich in Deine dunklen Arme!

(Diokletian steigt die Stufen zu dem mit einem Vorhange bedeckten Schlafgemach
empor. Herodian eilt ihm nach.)

Herodian (schlägt an die Brust).

Licinius herrscht hier nicht mehr — laß mit Dir,
Mit Dir mich sterben! Als ich den verruchten
Befehl erhielt und auszuführen ihn
Versprach, erwog ich nichts, als daß ich blindlings
Gehorchen müsse, jetzt erst seh' ich ein,
Es birgt sich unter der vermeinten Pflicht
Das schenßlichste Verbrechen — unwerth bin ich
In eines Menschen Blick zu schauen, ich finde
Nie wieder Ruhe, nirgends wo,
An keinem Ort der Welt!

Diokletian.

(Wendet sich um und winkt ihm, zurückzubleiben.)

Herodian.

Vergönnt Du mir kein Wort mehr? Sprich es aus
Wie tief Du mich verachtest — fluche mir!

Diokletian.

Geh' hin, und sühne was Du gegen mich
Verbrechen mußttest. Wisse, daß Licinius
Um meine Schwester wirbt, die ihn verabscheut,

Von ſeiner Werbung wußt' ich und begünſtigt',
 Ach nur zu ſehr begünſtigt' ich auch hierin
 Den Undankbaren. Eile zu ihr, ſchüße
 Die Theure, rette ſie vor ihm.

Herodian.

Es iſt

Zu ſpät.

Dioſkletian.

Weghalb?

Herodian.

Sie iſt aus Rom geſchickt.

Dioſkletian.

Wohin?

Herodian.

Zu Dir zu fliehen war ihr letztes,
 Ihr letztes Hoffen.

Dioſkletian.

O, ich ahne nun —

Auch ſie! —

Herodian.

Sie wurde eingeholt, verhaftet,
 Und an Aegyptens Küſte ausgeſetzt, —
 Um öden unwirthbaren Strande, dort
 Erlag ſie bald der Sonnengluth, dem Fieber,
 Der äußerſten Entbehrung.

Dioſkletian.

Schwester, Schwester!

Du gingſt voran — ich folge.

(Zu Herodian.)

Dir jedoch

Bleibt nichts mehr. Mögen Dich die Götter richten,
 Die Alles ſchau'n. Trag', Elender, Deines
 Bewußtſeins Laſt, ſo lang Du mußt — ich danke
 Für Deine Botſchaft, ſie erleichtert mir
 Das Ende. Ethes Strand iſt nicht mehr einſam. (Ab.)

Herodian.

Er geht, geht um zu ſterben hin, ſo ruhig,
 So feſt, als harre nur ein Gaſtmahl ſeiner.
 O Sohn des Slaven des Dioſkles, heim
 Nun kommſt Du zu der Flur der Deinen wieder,
 Im Nachtgeſild' der Schatten, dort den Purpur,
 Den Du von Deinen Schultern warfeſt, breiten
 Sie aus vor Dir, und jenes Diadem,
 Das Du von Deinen Schläfen nahmſt, nur größer
 Wird Dich es ſchmücken in der Seel'gen Land,
 Vollende!

(Ueber die Treppen herauf bringen die Frauen Salonas, als Furien gekleidet mit
 ſackeln und Dolchen.)

Chor der Frauen.

So bestürmten den Wall und der Feinde Gezelt
 Uns're Mütter dereinst in dem Krieg um die Welt.
 Sie befreiten die Stadt, denn sie schwangen mit Muth
 In der rächenden Hand die zerstörende Gluth,
 Sie errangen sich Ruhm und unsterblichen Dank.

In den Flammen versank

Der beschildete Thurm der Belagerung.

Wir rufen Dich, Herr! Wir beginnen den Tanz,
 Sei gütig und komm, gieb dem Fest den Glanz,
 Und der Ersten von uns, ihr gewähre den Kranz —

Dich grüßen die Frauen Salonas.

(Herodian schlägt den Vorhang zurück).

Herodian.

Blickt hin, er ist nicht mehr — beginnet ihm
 Den Klaggesang.

Chor.

In seinem Blute liegt
 Verblutend unser Herrscher, wehe, wer
 Hat das vollbracht?

Herodian.

Ein Mann, der mußte, mußte
 Vollstrecken, was ein Höchster ihm befahl,
 Mit Euch betraur' ich ihn, er aber gab
 Sich selbst den Tod, nicht mich verklagt dies Blut!

Chorführerin.

Nicht Dich? Wen sonst? Wer außer Dir betrat
 Seit einer Stunde diesen Saal? Kein Anderer.
 Sein Mörder bist Du, ja, Du zwangst dazu,
 Du zwangst ihn zu der ungeheuren That — —
 Die schwache Hand, die zitternde, bewaffnet
 Und gegen seine eigne Brust gekehrt,
 Sein würdig=huldreich Leben so zu schließen!
 Wir Rächerinnen sind zur rechten Stunde,
 Von wem gerufen sind wir hergekommen?
 Gerufen von den Göttern, um zu strafen.

(Sie dringen auf ihn ein.)

Da steht er, der den Mord beging, er sterbel

Herodian.

(Wehrt sich, will fliehen und wird antringt.)

Die Rasenden! mein Arm erlahmt, nicht mehr
 Vermag ich's, mich zu wehren — wehe, wehe!
 Die Schuld ist über mir, versucht, versucht sei
 Gehorchen! Ich erliege — ja durchbohrt mich!

Chorführerin.

Durchbohrt ihm die Brust und zerreißen sein Herz
 Dem verräth'rischen Mann mit der Seele von Erz!
 Auf! Töchter des Grauens und des nächtlichen Flugs,
 Auf! Töchter der Nacht und des grausen Vollzugs!

Herodian (fällt).

(Die Soldaten dringen herauf mit gezückten Schwertern und gegen die Frauen.
Herodian erhebt sich nochmals.)

Herodian.

Halt! Haltet ein! Senkt, Römer, Eure Waffen,
Was dort geschah, ist nur das halbe Werk.
Ich folge Dem, dem ich den Tod gebracht.
Verklündet Eurem Herrn, was hier geschah,
Sagt ihm, er brauch'

Vor einem, der ihn hochhielt, und vor Einem,
Der ihm getreu und ihn verachtend stirbt. —

(Er stirbt.)

Chor.

O Mütter, die wir Euch gerufen,

Angelangt ist ein andrer Gast.

Blut rinnt von den Marmorstufen

fliehet, fliehet den Trauerpalast!

Kränze, statt zum Fest geschwungen,

Werden von Flammen jetzt verschlungen.

Doch gesiegt hat einer, schaut!

Der dort auf den Purpurdecken!

Hört ihr ferner Trompeten Laut?

Hört ihr der Macht und des Krieges Schrecken!

Nie mehr werden sie ihn wecken! —

Darbende, der Euch beschenkt und gelabt

Tempel, der Euch geschmückt und begabt

Gärten, der Euch gepflegt — er verschied.

Auf nun; wir wollen im Reigen

Unter Cypressenzweigen

Klagend ihm singen das Trauerlied.





Bilder aus Indien.*)

Von

Oberst z. D. H. von Brandt.

— Berlin. —

II.



Als Lord Canning diese schwerwiegenden Worte sprach, da ahnte er nicht, daß aus**) der kleinen Wolke an Indiens Himmel bald das gewaltigste Unwetter hervorbrechen würde, welches je den Besitz Englands in Frage gestellt hat. Lord Palmerston dachte nicht, als er die Segnungen des Christenthums in dereinstige Aussicht stellte, daß Indianer und Muhamedaner, vereint im wilden Fanatismus und blinder Nordbegier, Hunderttausende von Christen in kurzer Zeit dahin schlachten und trotz im Allgemeinen jahrelanger bewiesener Duldsamkeit England nur auf erbitterte, Haß erfüllte Herzen stoßen werde. Lord Canning erfreute sich in England als Knabe, Jüngling, Mann und Staatsmann keiner großen Anerkennung. Das Licht seines Vaters hatte zu stark geleuchtet, um den Sohn nicht in den Schatten zu stellen und es ihm nicht schwer zu machen, sich Anerkennung zu verschaffen.

*) Vergleiche „Nord und Süd“, Band XX., Heft 60.

**) Ich glaube, daß Lord Canning den zu jener Zeit sehr populären Prescott bei jener Stelle seiner Rede benutzt hat. Der Historiker spricht von dem 1. Aufstand der Mexicaner — Prescotts Geschichte der Eroberung Mexicos 1. Band Seite 551. Boston 1843. Amerikanische Ausgabe Berlin 1845.

„Der ganze Zustand der Dinge war im spanischen Lager jetzt verändert. Statt der Sicherheit und Ruhe, denen die Truppen sich noch vor Kurzem überlassen hatten, empfanden sie düßere Furcht und Gefahr, die den Muth deßhalb nicht weniger niederbrückte, weil sie sich für das Auge kaum zeigte; — gleich dem schwachen Flecken, den der Reisende in den Wendekreisen nur kaum über dem Gesichtskreise bemerkt und der dem gewöhnlichen Blicke nur eine Sommerwolke zu sein scheint, der aber dem erfahrenen Seemann das Nahen eines Sturmes verkündet.“

Die niederen politischen Stellungen, welche er vorher eingenommen, waren treu und gewissenhaft von ihm erfüllt worden, hatten ihn aber nirgends gezwungen, seine Fähigkeiten voll zur Geltung zu bringen. Niemand ahnte, wie er sich in ernststen Lebenslagen bewähren würde, und sowohl der alte erprobte Beamte der Compagnie, als die neue unter Lord Dalhousie gebildete Schule sah ihn nicht anders als mit zweifelhaftem, ängstlichem Kopfschütteln hin in das Land der gewaltigen Schwierigkeiten und als Lord Dalhousies Nachfolger unter Segel gehen. Glücklich in seinen häuslichen Verhältnissen (er war seit September 1835 verheirathet mit the honourable Charlotte Stuart, ältester Tochter des Lord Stuart de Rothesay, wie der Biograph sagt, einer Dame von serene and gentle beauty and many rare gifts of mind), segelte er nach manchen politischen Verzögerungen Ende November 1855 mit Lady Canning, seinem Neffen, Lord Hubert de Burgh (später Lord Hubert Canning), Capitän Bouvery, seinem Adjutanten und einem Arzt Dr. Leslie noch der neuen Heimath via Aden, Bombay, Madras und landete am 29. Februar 1856 in Calcutta.

Nach alter Sitte sofort vereidet, nahm er ohne Zögern seinen Sitz im Rath ein, so daß keine Zweifel irgend wie und wo entstehen konnten, wer zur Zeit General-Gouverneur war. Fünf Minuten nachdem er das Schiff verlassen, schreibt Lord Canning heim, wäre er eingeschworen und installiert worden. Und nun begann die Arbeit ohne Ende, das Studiren verwickelter, bis dahin, wenigstens in ihren Details, unbekannt gebliebener Fragen. Die ihm zur Seite stehenden Arbeiter waren zum Theil bedeutende Männer, doch fast bei Jedem walteten besondere Schwierigkeiten ob, welche zum Theil in den Charakteren, zum Theil in Richtungen der geschäftlichen Thätigkeit ihren Grund hatten.

Der oberste Rath bestand zu jener Zeit 1. aus General John Dons; kenntnißreich und gründlich gebildet in den verschiedensten Theilen der indischen Geschäftsführung, Geschichte und Politik, war er ein Veteran ohne Flecken, ein Zögling der alten Schule und ohne von Lord Dalhousie viel gehört zu werden, wurde er von demselben doch als Mensch geehrt und hoch geachtet. — Sein Fehler war sein hohes Alter und die damit verbundenen Eigenschaften.

2. Mr. Dorin wird weder als ein Mann von großen Anlagen, noch als von hohem Charakter bezeichnet. Er hatte weder Kenntnisse von Land und Leuten, noch Ernst, Enthusiasmus und Energie, wohl aber das Bestreben es sich immer bequem zu machen; kein brauchbarer, aber auch kein unbequemer College.

3. Ueber John Grant spricht die Geschichte ein günstigeres Urtheil aus, als begabt mit weiten, freien Ansichten, etwas durch officielle Reserve als Secretär eingengt, aber völlig unangefochten sowohl in seinen Ansichten als in der Unbescholtenheit seines politischen und Privatlebens.

Mr. Barnes Peacock war der vierte, mehr geduldet als gefeßlicher Bei-

stand, denn durch strenges Recht zum Mitglied des Rathes gehörig. Er scheint, wie es denn wohl öfters mit Juristen der Fall zu sein pflegt, die Schwäche seines Amtes nach allen Richtungen bemängelt und kritisiert zu haben. Mit einem klaren Kopf und scharfen Verstandniß verband er keine weiten Gesichtspunkte. Er war gut, ihm vorgelegte Gesetzentwürfe zu moduliren, aber ging er daran, eigne Arbeit zu produciren, so wurde er daran durch die genannten Eigenschaften und völlige Unkenntniß von Land und Leuten gehindert.

Im Allgemeinen hätte sich in ruhigen Zeiten mit solchen Beamten wohl arbeiten lassen, aber Zeiten der Gefahr standen bevor.

Die Regierung suchte in General Anson einen angemessenen passenden Vertreter als General en chef zu gewinnen, aber auch ihm fehlten viele der nöthigsten Eigenschaften. Mann der Rennbahn und was damit zusammenhängt, hatte er sich in der Jugend nicht in Indien acclimatizirt. Wenn ihm auch die Fähigkeit der Jugend und Erfahrung im Dienste abging, so war er dafür nicht alt und körperlich rüstig; mit Lord Canning von früher Zeit befreundet, ersetzte er durch Liebenswürdigkeit im Verkehr und im Temperament die böse Eigenschaft, welche in Indien den General-Gouverneuren und commandirenden Generalen zugeschrieben wird, daß Beide in einer Person vereinigt, nicht 24 Stunden mit einander leben könnten, ohne auch in Zwietracht mit einander zu gerathen.

Acht Tage Zusammensein mit Lord Dalhousie gewährten Lord Canning gewiß schätzbare Winke, nur schade, daß sie, und damals mit Recht, auf Frieden und Ruhe berechnet waren und nicht auf Kampf und Aufruhr.

Nur in einer Frage war der neue General-Gouverneur wohl völlig unterrichtet, denn er hatte in der Heimath dafür gestimmt, „die Annexion von Dube“. —

Aber mit einem Stabe geschickter Secrétaire und Provinzial-Beamten hätten sich die Sorgen einer ruhigen Regierung leicht überwinden lassen, wie wohl in solch' großem Reiche Frictionen aller Art jederzeit vorkommen werden, aber außer diesen, durch Streitsucht und Unverträglichkeiten der eignen hohen Beamten der Compagnie erregten unbequemen Zuständen, traten Verwicklungen äußerer Politik mit Persien, welche einerseits Energie dann aber auch große Vorsicht bedingten. Es erhoben sich Schwierigkeiten hinsichtlich der Wahl des nach Persien zu sendenden Generals. Das Glück löste sie für Lord Canning in befriedigender Weise. General Dutram, der Sieger von Dube, war schwer erkrankt nach England zurückgeschickt worden; sein Zustand hatte sich erst wesentlich verschlechtert und dann so schnell gebessert, daß er seine Dienste für die Expedition anbieten und plötzlich in Calcutta eintreffen konnte. Glück bei Führung eines gewaltigen Schlages gegen Persien, Schließung eines schnellen vortheilhaften Friedens mit jenem Lande und Abschluß eines Vertrages durch Sir John Lawrence und Herbert Edwardes mit Englands altem Feinde Dost Mahomed waren Glücksfälle, welche sich beim nahen Ausbruch des Aufstandes fühlbar machen sollten.

Ich erwähne die Facta hier, weil sie zum Verständniß von Lord Cannings Lage gehören und nachher nicht weiter Rücksicht auf sie genommen werden soll.

Nothwendig ist auch zur Beurtheilung der Sepoys die Kenntniß ihrer gewaltigen Schre, auf den schwarzen Wässern zu dienen. Man war in früheren Zeiten zwar immer der drüben Unzufriedenen Herr geworden, allein auch manche Gewissenlosigkeit, mancher Vertrauensbruch war begangen worden, und Lord Canning beschloß; um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, bei der Abschließung neuer Contracte mit den Soldtruppen das Dienen jenseits des Meeres in Anbetracht zu ziehen und erließ die sogenannte General Service Enlistment act, welche diesen Punkt mit von Europäern anerkannter Gerechtigkeit regelte. —

Das gewaltige Anwachsen des britischen Territoriums rief im Lande den Ruf nach mehr Offizieren hervor, denn man hatte zur Aushilfe vielfach in die Reihen der besten Offiziere gegriffen und recurrirte nun an die Heimath, um zwei für jedes eingeborene und vier für jedes englische Regiment, eine Forderung, welche in London eingesehen und bald bewilligt wurde, obgleich sich auch über diese Principien-Frage viele gediegene Indien-Kenner abweichend äußerten. Groß war das Geschwätz darüber in allen Lagern und Bazaren, den Tummelplätzen der Müßigen, Lügner, Schwätzer und Agenten aller Art. Als nun zur Verstärkung der Wirkung oben erwähnter Acte eine starke Rekrutirung oder vielmehr Anwerbung des Sikhs erfolgte, da stieg die Aufregung unter den Sepoys außerordentlich und wurde durch die thörichtsten Gerüchte über gewaltsame Verdrängung des Hindothums durch das Christenthum entsprechend verstärkt. Blinder Eifer von Fanatikern aller Stände mag ungerufen hervorgetreten sein, aber eins steht fest, daß die kritisirten Maßregeln und Reformen unter Lord Dalhousies Amtszeit fielen und daß Lord Canning ein tadelnswerther Glaubenseifer nirgends nachgewiesen werden kann. Leopold von Ranke erzählt in seiner Geschichte der Päpste bei Anführung der Leistungen der Jesuiten, daß in früherer Zeit die Jesuiten, welche sich bei Ausbreitung des Christenthums an die Pariaß, die Armen und Elenden, die Kastenlosen gewendet hätten, gescheitert wären, daß aber der Jesuit Pater Nobili, welcher es mit den Brahminen versucht, bis zum Jahre 1606 siebenzig zum Uebertritt zum Christenthum, zur Taufe befehrt hätte.

Hält man diese, allerdings Jahrhunderte auseinanderstehenden Facta an einander, so liegt die Betrachtung doch nahe, daß 1857 die Sache mehr mit der Agitation und Politik zusammenhing, als mit der Religion und daß die Jesuiten höchst brauchbare und kluge Emissäre waren. Zu allen diesen Gerüchten gesellte sich noch eins und nicht das ungefährlichste — eine alte Prophezeiung, daß nach 100 Jahren die englische Herrschaft über Indien ihr Ende 1857 erreichen würde. Die kleine Wetterwolke, welche Lord Canning am blauen, unbewölkten Himmel Indiens an jenem berühmten

Banket mit prophetischem Geiste prophezeit, sie zog noch näher heran, und im Anfang Januar war das Land im vollsten Aufstande. Die berühmte Geschichte der gefetteten Patrone ist in jedem Buch gut oder schlecht über den indischen Aufstand zu finden, warum also ihr, wie so vielen anderen Einzelheiten jener Zeit zu nahe treten? Möge mir der Leser gestatten, nur bei wenigen charakterisirenden Vorfällen zu verweilen und dem kleinen Kriege, wenn auch manchmal Großes auf dem Spiel stand, in gleicher Weise fern zu bleiben.

Die Freude über das neue vortreffliche Gewehr, statt der alten brown Bedh, war schon vor geraumer Zeit in den Lagern verbreitet gewesen, man lobte die Regierung für die beabsichtigte Einführung und Ausbildung damit in den drei großen Depots. Als mit den Anfertigungen der Patronen vorgegangen wurde, erhob sich ein Streit zwischen einem hochlastigen Brahminen und einem niedrigen Leßkaren, der im Magazin arbeitete.

Die Verwendung des unheiligen Schweines, der heiligen Kuh wurden ausgesprengt und mit der wunderbaren Eile, mit welcher in Indien alle Gerüchte verbreitet werden — es liegt in der Luft sagt der Eingeborne — war in jedem Depot, in jeder Garnison, in jedem Lager und Cantonnement, über das ganze Land die gefährliche Nachricht verbreitet. Hand in Hand gingen damit die Aufregungen bei den Sepoys, die nächtlichen Zusammenrottungen der Soldaten, welchen die unfehlbaren Symptome drohender Gefahr, das Anstecken öffentlicher Gebäude folgte. Trotzdem jedoch der Aufruhr im ganzen Reich aufkuderte, wären die Engländer doch vielleicht noch zu jener Zeit Herren desselben geworden, wenn nicht ein schlimmer Fehler, den sie begangen, den zerstreuten Massen keinen Führer, aber einen Namen, ein Panier gegeben hätte. Anfang Mai brach in Mirat, einer wichtigen Station und großem Waffenplatz, der Aufruhr aus, wurde unterdrückt und die Meuterer aus der Stadt gejagt. Die Militär- und Civil-Behörde statt das Große und Ganze im Auge zu behalten und an Vernichtung der Rebellen zu denken, sie zu verfolgen und bis auf den letzten Mann zu vertilgen, dachten nur an die Sicherung ihres Etablissements. Die Rebellen, unversetzt, vereinigten sich mit anderen Haufen und zogen plündernd auf Dehli zu, vereinigten sich mit den dortigen Sepoys, richteten ein grausames Blutbad unter den Engländern an und riefen unter Aufziehung der Kaiserstandarte den letzten Sprößling der Mogul-Familie zum Großmogul aus, einen alten kümmerlichen Mann, ohne jede Bedeutung und nur, was auch von Lord Canning völlig eingesehen wurde, im Princip von gewaltiger Bedeutung. Die Ereignisse von Rahnpur schließen sich am 4. Juni an und werden, so lange in den Herzen der Menschen noch Gefühle der Scham und Enttäuschung wirkungsvoll sind, als wohlüberlegte, mit langer Hand verbreitete, bedachtam ausgeführte Verbrechen im grauenvollen Andenken bleiben. Die ganze Schändlichkeit oder vielmehr Nana Sahib's Schwäche in den Händen seiner Werkzeuge und Rathgeber zeigte sich in den entsetzlichen Tagen, welche

der unglückliche Divisions-General Sir Hugh Wheeler und die Garnison durchzumachen hatten. Nichts wurde den Frauen und Kindern erspart. Am hundertjährigem Jahrestage von Plassey, als in London die ersten officiellen Nachrichten über die Verschwörung erschütternd die verschiedenen Festlichkeiten störten, schlugen die braven Vertheidiger zwar den ersten Sturm ab, aber bald zwangen Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel, Noth und Entbehrungen aller Art die Besatzung zu capituliren, um dann unter Zug und Trug in verrätherischer, nichtswürdiger Weise hingeopfert zu werden.

Doch der Triumph Rana Sahib's dauerte nicht lange. Der durch seine Frömmigkeit und Tapferkeit, wie seine Soldaten, berühmte General Havelock nahte sich mit einer kleinen Abtheilung und griff ungesäumt die Auführer an. Nach heißem Kampfe floh Rana Sahib mit seinen Begleitern nach Bithür, tödtete dort sein letztes weibliches Opfer und verschwand, nach Aufführung einer elenden Komödienscene, welche an seine Hinopferung fürs Vaterland glauben machen sollte, vom Kriegsschauplatz. Die Engländer zerstörten Bithür und von all den kolossalen Reichthümern, die er besessen haben sollte, wurde keine Spur entdeckt.

Sein Name taucht noch und immer ohne irgend welche romantische Beimischung, ohne die geringste Anerkennung, welche der unparteiische Geschichtsschreiber so gern dem besiegten Feinde gewährt, noch bis zum December 1858 in den verschiedenen historischen Werken neuerer Zeit auf; er gilt als Erzfeind Englands, aber seine Brüder, sein Neffe und vor Allen Azimoolah, sein unzertrennlicher Gefährte, galten überall als die Triebfedern, welche ihn in Bewegung setzten. Dann verschwindet Rana Sahib vom Schauplatz nicht seiner Thaten, denn er hat keine verrichtet; aber man hört nichts mehr von ihm, als daß er in Nipal existiren soll. Ein unter seinem Namen vor einiger Zeit auftretender Mensch wurde als Betrüger entlarvt. Einiger Persönlichkeiten, welche in dem Aufbruch eine zum Theil vorbereitende, theils bedeutende thätige Rolle gespielt, will ich hier gleich gedenken, um dann in einem Guß, ohne Beschränkung mit Details, der Politik Lord Cannings und der hauptsächlichsten Helden der Engländer mich zu widmen.

Einem Anhänger (im nächsten persönlich abhängenden Verhältniß stehenden solloco) Rana Sahib's war es vergönnt, wenn gleich am Galgen, doch mit Ehren zu sterben, und seinen Tod durch die Schriften der besten oft divergirenden, hier aber übereinstimmenden Historiker der Neuzeit gesühnt zu sehen.

Tantiä Topi wurde durch Verrath seiner Freunde gefangen und die Engländer beeilten sich, den gefährlichen Parteigänger und Führer im kleinen Kriege, der ihnen viel Schaden zugefügt und immer entwischt war, möglichst schnell vom Leben zu Tode zu bringen. Nach einem Verhör im Lager von Maschairi wurde er gehängt.

Oberst Walleson giebt zu, daß die Zeitgenossen mit seiner Hinrichtung völlig einverstanden waren, aber er appellirt an die Nachwelt, daß Tantiä

Topi im strengsten Dienstverhältniß zu Nana Sabib gestanden, zu jener That verpflichtet gewesen wäre, wie der Clansmann dem Häuptling des Clans gegenüber, und daß seine Thätigkeit bei Niedermetzelung der Engländer in Rahnpur völlig unerwiesen geblieben wäre.

Der genannte Schriftsteller geht dann noch weiter, und eine Parallele zwischen dem Tyroler und dem Indier ziehend, verleibt er die poetischen Worte seinem Buche ein.

„In beiden Fällen waren sie die Helden ihrer eigenen Landsleute. Der Eine, der Europäer, ist noch heute ein Held für die Welt; der Marethä, wer nennt jetzt noch in Europa seinen Namen? Aber das wissen wir nicht, ob nicht heute noch in den stillen Thälern des Gambal, der Marbadé und Parbadi sein Name mit Achtung und Verehrung genannt wird.“ Die interessanteste und in ihrer Thätigkeit bis heute noch mit einem dichten Schleier bedeckte Persönlichkeit, welche zur Organisirung und Ausbreitung mehr als Jemand betrug, ist der sogenannte Moulabee, mit vollem Namen Lyakut Ali. Sir John Kaye gesteht zu, daß zur Zeit des Ausbruchs der Verschwörung und Empörung die Persönlichkeit desselben in Dunkelheit gehüllt war und daß die genauesten und späteren Nachforschungen dasselbe nicht mehr gelüftet hätten. Im District früher den englischen Behörden unbekannt, später seiner Rasse nach als Weber, seines Gewerbes nach als Schulmeister ermittelt, erfreute er sich eines großen Rufes der Heiligkeit und wurde nach der Einnahme von Dehli im Namen des Groß-Moguls an die Spitze des Districts von Allahabad und Benares gestellt.

Es mag wohl mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß der Moulabee, als Mohamedaner von Geburt, aus einem der in Rebellion ausgebrochenen Districte der Doab stammend und als aufwiegelnder Reise-Emissär von Luckhnow aus verwendet, gewiß mit einem Theile der Pläne bekannt war, welche die Leiter der Bewegung durchzuführen dachten und hofften. Er nahm sein Hauptquartier in den Chara-Bagh, einem geräumigen mit Wällen versehenen Garten, in welchem heilig gehaltene Gräber den Besuch der Menge anlockten und die Schaar seiner Anhänger vermehrte. Angeblich mit Wunderkräften begabt, blendete er den Geist seiner Leute und fanatisirte sie mehr und mehr, aber wie Gespenster und Geister vor der Pistole, dem Schwert in der Hand eines muthigen und entschlossenen Mannes immer verschwinden, so verschwand auch von den Forts von Allahabad der Moulabee mit seinen Leuten vor der Annäherung des Mannes, der, nachdem er Benares gerettet und gesichert hatte, zur Unterstützung Allahabads heraneilte, des braven und energischen Oberst James George Neil.

Der Moulabee entzog sich und seine zuchtlose Schaar der eisernen Umarmung der wenig zahlreichen, aber tüchtigen englischen Soldaten und wandte sich gegen Luckhnow, wo er aber auf einen anderen tüchtigen Heerführer, den eben aus Persien zurückgekehrten General Dutram stieß, mehrfach von demselben geschlagen, aber doch in den Augen der Engländer als tüchtig, muth-

voll und vor Allem als unverzagt anerkannt wurde. Bei der Wiedereinnahme von Dahnau gelang es ihm, einen andern Kriegsschauplatz zu erreichen und bei dieser Gelegenheit Sir Colin Campbell, nachherigem Lord Clyde, um einen rein militärischen Ausdruck zu gebrauchen, mehrere Male auszumündern.

Auch sein Loos sollte sich nicht auf dem Schlachtfelde erfüllen; ihm war bestimmt, von der Hand seiner Landsleute zu fallen. Glühenden Hasses gegen die Erdrücker seines Landes voll, klug, energisch, hatte er es verstanden, sich einen maßgebenden Einfluß auf die Begum von Dahnau zu sichern. Er war beauftragt, mit dem Rájá von Jaggernath Singh, der in Pobain, einer Stadt an der Grenze von Dube und Rohilkund residirte, in Unterhandlungen zur Fortsetzung des Krieges gegen die Engländer zu treten, doch der Rájá, fett, bequem, dachte nicht daran seine Stellung gegen die nun fast überall siegreichen Engländer zu gefährden. Der Moulavee fand die Thore der Stadt verschlossen, den Bruder und die Angehörigen des Rájá auf dem Wall am Thor. Als guter Menschenkenner sah der Unterhändler, daß nur eine Ueberrumpelung ihm das Gewünschte bringen konnte; er ließ seinen Elephanten gegen das Thor vortreiben, um es zu zertrümmern, schon brach es, als der Bruder des Rájá ein Gewehr ergriff und den in so vielen Gefechten bis auf eine Verwundung unverleßt gebliebenen Moulavee todtstieß. Darauf eilten der Rájá und sein Bruder, das abgeschnittene blutige Haupt in ein Tuch geschlagen, zur nächsten englischen Station und legten die widrige Trophäe zu den Füßen der Engländer. Sie wurde an einer weit sichtbaren Stelle aufgepflanzt, zum Wissen und zur Entmutigung aller seiner Anhänger. So starb der Moulavee Ahmed Unah of Faizabad. Auch ihm stellt Oberst Malleison das ehrenvolle Zeugniß aus, daß er nie zum Morde herabsank, nie mit Mördern und Verbrechern in Verbindung trat, aber männlich ehrenvoll, energisch im Felde gegen die Fremden fecht, welche sein Vaterland in Besiß genommen hatten. Sein Andenken ist zur Achtung aller tapfern, edelherzigen Menschen berechtigt.

Im Mittelpunkt von Indien, umgeben von den kleinen Fürstenthümern von Bundelkund, lag der Staat von Jhanßi, im Besiß eines Mahratta-Hauptlings, Vasall des Peishwah.

Als unter Lord Auckland (1835—1842) der Mahratta-Staat annectirt wurde, da entging, zumal in jener Zeit, die im Ganzen ihre Politik nicht auf zu gewaltige Vergrößerung des Gebietes der Compagnie richtete, Jhanßi diesem Geschick. Ausßätiger und Ausßätiger folgte stets in der unbeanstandet gebliebenen Erbfolge, indessen die englische Regierung durch Controle ihre besonders finanziellen und sonstigen Rechte sicherte und das Land vor zu arger Mißregierung schützte. Zur Zeit der Regierung Lord Dalhousies starb der Throninhaber. Kein Indier dachte an Annexion, aber der individualman, der Schöpfer und Benutzer des Rechts vom Heimfall an den Staat, hatte andere Pläne als seine Vorgänger, sprach die Annectirung Jhanßis an den Staat aus und führte sie trotz aller Widersprüche

durch. Vergebens schilderte der britische Agent den Charakter der Fürstin, der jetzt berechtigten Erbin, als den einer Dame von stolzer Gesinnung und hochgeachtet im ganzen Lande; vergebens führte sie selbst die Treue und Anhänglichkeit ihres verstorbenen Mannes, seiner Vorgänger, die große Schwäche der Argumente Lord Dalhousies, welche auch von allen Special- oder General-Historikern Englands anerkannt werden, in ihrem Streite an; der General-Gouverneur hatte gesprochen und das Schicksal des Staates war besiegelt und er wurde aus Gründen des Staatswohles, der politischen Nothwendigkeit und seines eigenen Gedeihens wegen annectirt. Sir John Rane fügt ironisch dem Wortlaut von Lord Dalhousies Erklärung den Satz hinzu: „Erfahrung hat gelehrt, bis zu welcher Ausdehnung die Bewohner von Jhansi die Wohlthaten der Annectirung zu schätzen wußten“.

Welche Fülle von Haß und Erbitterung der Verlust ihrer Würde, ihres Reiches dem stolzen leidenschaftlichen Weibe auferlegten, wird Jeder beurtheilen können, und nun kamen zu den Keulenschlägen des Schicksals noch die Nadelstiche kleinlicher Demüthigungen, welche Ungeschicklichkeit, böser Wille oder Mißachtung der englischen Regierung der Rani zufügten. Die Gerüchte, welche über den Ausbruch der Unruhen in Mirath, des Aufstandes in Dehli nach Jhansi drangen, erregten Hoffnungen auf Rache und Vergeltung im Herzen der stolzen Frau. Der politische Resident bei ihr, Capitain Alexander Ekene, von dem Oberst Malleon schreibt: „She had soft material to work upon“, die englischen Offiziere, alle ließen sich von der weiblichen und indischen Schlaueit einwiegen und gestatteten derselben Befugnisse, welche gewiß nicht in den Dienstvorschriften vorgesehen waren. Nichts störte die dem Tode geweihten Opfer in ihrer Verderben bringenden Sicherheit. Das Niederbrennen der Baraken, das Ausbrechen einer anderen großen Feuersbrunst, stets sichere Vorboten einer Meuterei, der unbefohlene Einzug in das Stern-Fort von Jhansi, Alles blieb unbeachtet, und so traf am 6. Juni, nicht vier Wochen nach dem Fall von Dehli die englische Besatzung der tödtliche Schlag. Die huldreiche Fürstin verwandelte sich in ein falsches, verrätherisches Weib und vertilgte mit einem Schläge, was an englischen Männern, Weibern und Kindern in Jhansi war. Ueber die Beute erhob sich ein Streit zwischen der Rani und den Sepoys, aber sie wußte mit klugem Sinn die blutberauschte Menge zu gewinnen; sie gab ihr das Geld, behielt Land und Macht und wurde zur Rani ausgerufen. Zu jedem Regierungsact spürte man die Energie eines starken, entschlossenen Charakters. Voller persönlichen Reize, jung, kräftig und nicht erschreckt, der Menge vor die Augen zu treten, gewann sie großen Einfluß auf die Herzen ihres Volkes und diesen Einfluß, diese Charakterstärke waren es, verbunden mit unerschrockenstem Muth, welche die hochbegabte Frau in den Stand setzten, einem hervorragenden Führer der Engländer, Sir Hugh Rose, einen energischen Widerstand zu leisten, der unter weniger ausgezeichnete Leitung leicht hätte mit Erfolg gekrönt werden können. Sir

John Kaye erwähnt mit wenigen Worten, daß man versucht hätte, ähnlich der Reinigungs-Theorie, welche auch bei uns namhafte Schriftsteller beherrscht, die Rani als schuldlos an dem schwarzen Verrath darzustellen, aber orientalische Nachsicht, Gefühl des gekränkten Rechts und die ganzen vorbereitenden Schritte erscheinen zusammen betrachtet mit dem augenblicklichen Nutzen, welchen sie von ihren Handlungen zog, doch gegen diese Annahme zu sprechen, wenn gleich juridisch der Beweis ihrer Schuld nicht geführt ist. Unaufgeklärt, wie trotz aller bisherigen Forschungen Unzähliges in der Geschichte des Aufstandes geblieben ist, wird sich auch bei den Verhältnissen in Indien das Dunkel wohl niemals lüften. Die Operationen und Siege Sir Hugh Roses hatten die verschiedenen Heerhaufen der Aufständischen gesprengt und Entmuthigung in Aller Herzen, nur nicht in dem der stolzen Fürstin hervorgerufen. Sie, und ihre alleinige Autorschaft steht unbestritten da, entwarf einen kühnen Plan und führte ihn mit den von ihr fortgerissenen anderen Führern zu Anfang glanzvoll durch.

Maharaja Sindia, der Freund und Verbündete der Engländer, war zum Opfer ausersehen. Es galt, seine Armee zu gewinnen, ihn vom Thron zu stoßen, seine Hauptstadt Gwalior zu besetzen und neue Kräfte und Stützpunkte zur Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Emissäre zur Verführung der Truppen wurden vorausgeschickt, die Colonnen folgten, vorsichtig aber schnell marschierend, und langten am 30. Mai in der Nähe von Gwalior an. Erst in der Nacht vorher hatte Sindia die Nähe der gefährlichen Gäste erfahren. Dieser Fürst, der bedeutendste der Mahratten-Fürsten, hatte Monate lang das Schicksal der Engländer in der Hand. Er stand treu zu ihnen, aber in seinem eigenen Lande und Heere waren starke Parteien, welche die Vereinigung mit den Aufständischen wünschten. Das war der Rani und ihren Verbündeten wohl bekannt und demgemäß handelten sie. Die beiden Heerhaufen, jeder 6—7000 Mann stark, standen, im Begriff, das Gefecht zu beginnen, einander gegenüber, aber nach dem ersten Abfeuern der Kanonen gingen Sindias Truppen zu den Rebellen über, und nur durch die Aufopferung seiner Leibwache gelang es dem Fürsten, sich nach Agra zu retten. Die Aufständischen ernannten eine Regierung mit Rana Sahib als Peishwah (das letzte Mal, daß sein Name in der Geschichte vorkommt) und Ruo Sahib als Gouverneur von Gwalior an der Spitze und benutzten die spärliche, ihnen gelassene Zeit zu militärischen und politischen Maßregeln aller Art.

Sir Hugh Rose, welcher die Fühlung mit dem Feinde verloren, mußte zur Zeit nicht, welche Richtung derselbe auf seiner Flucht genommen hatte. Er glaubte ihn gesprengt, und war im Begriff, beim Eintritt der schlimmsten Jahreszeit auf ärztlichen Rath die Armee zu verlassen, als er die Meldung der wichtigsten und in ihren Folgen gefährlichen Ereignisse erhielt. Er übernahm sofort wieder das Commando und eine Reihe gut commandirter und mit Tapferkeit gut durchgeführter Operationen, sicherte ihm nach dem Gefecht von Gwalior auch den Besitz der Festung. In einer Cavallerie-Attaque fiel die

tapfere Fürstin, von einem Husaren vom Pferde gehauen, doch retteten ihre Getreuen in der Nacht den todtten Körper und verbrannten ihn, damit sich der Feind nicht rühmen könne, auch nur den Leichnam ihrer Rani zu besitzen, So starb das klügste und entschlossenste Weib Indiens, zum Aufbruch getrieben durch schlechte, ungerechte Behandlung — lebend und sterbend für ihr Vaterland.

Der gerechte General widmete ihr im Armee-Befehl die Worte als Nachruf: „Der tapferste Mann auf der Seite des Feindes war die todtgefundene Frau, die Rani von Jhansi.“ Die Stärkeverhältnisse der englischen und eingeborenen Truppen waren zur Zeit des Ausbruchs der Empörung ungefähr folgende. Nord-Indien — 120,000 Eingeborene und 22,000 Engländer, die drei Präsidenschaften 300,000 Eingeborene, 43,000 Engländer und circa 10,000 detachirte Truppen.

Der ritterliche Henry Lawrence, welcher für die Eingeborenen seiner Provinzen wie ein Vater sorgte, war doch, als er 1857 auf den ihm angewiesenen Posten als Gouverneur nach Lathnau abging, voller Sorge und schrieb:

Was die Europäer zu wiederholten Malen gethan haben — gemeutert — mag sicherlich auch von den Eingeborenen erwartet werden. Wir würden unflug sein, ein solches Ereigniß abzuwarten. Kommen wird es, wenn nicht vorausgesehen. Dann mag kein Elbe zur Hand sein. Und solche Warnungen wurden geschrieben, als das „All serene“ noch die Parole des Tages war!

Das Mißachten des schweigsamen Reisens der Zeit, das Aufzwingen der Ideen des Westens auf die Völker des Ostens und das demgemäße Verlehen von Vorurtheilen, sowie das Vernachlässigen von Verpflichtungen führten mit unfehlbarer Consequenz zum Aufstand.

Die Nachrichten aus Dehli schmetterten wie ein Blitzstrahl in die englische Selbstüberschätzung hinein.

Lord Canning, welcher mit jedem Tage den Ernst der Frage mehr erkannte, bewies sich seiner Stellung völlig gewachsen und beherrschte sie im Allgemeinen, leider von seiner Umgebung und den Engländern in Calcutta, schlecht unterstützt, mit jedem Tage mehr und mehr. Er sah, daß ein möglichst schnelles Heranschaffen europäischer Truppen nothwendig war, um den schweren Sturm abzuwehren. Glücklicherweise führte der persische Krieg General Dutram mit seinen Soldaten nach Indien zurück, die Gouverneure der Präsidenschaften von Madras und Bombay, Lord Harris und Lord Elphinstone, halfen mit Rath und That, und besonders dem Letzteren, einem gründlichen Kenner Indiens, wird wegen seiner ganzen erfolgreichen Thätigkeit während des Aufstandes ein reicher Lorbeerkranz gewunden. Lord Elgin verschob die Züchtigung Chinas und die Gouverneure von Ceylon, Mauritius, vom Cap zeigten denselben guten Geist. Gewiß gereichte es Lord Canning zur Befriedigung, wenn er, der Neuling im

Ämte, den alten India-Kennern auf ihre Rathschläge ein ruhiges „Längst gethan“ erwidern konnte. Das Vaterland war auch nicht müßig und sendete, was es irgend entbehren konnte, und was mehr war, einen tüchtigen im Feldlager ergrauten Soldaten, der im Heere geehrt und geachtet, schon in Indien gefochten hatte und früher bereits von seinem alten Chef Sir Charles Napier den Beinamen *the war bred* — das Kriegsblut — erhalten hatte. Sir Colin Campbell, dessen Leben und Thaten den Lesern dieser Blätter zur Genüge bekannt sind, wurde die Oberbefehlshaberstelle von Lord Panmure angeboten, angenommen und in 24 Stunden war der neue General en chef, nachdem die Königin ihn empfangen, eingeschifft nach Calcutta, woselbst er am 13. August 1857 eintraf. Monate vergingen, ehe die überall geforderten Verstärkungen eintrafen, das nöthige Material beschafft, Alles organisiert war, denn die Vorbereitungen zu einem Kriege waren ungenügend und die Verluste vieler Depots bedeutend gewesen. Am 27. October konnte jedoch Sir Colin seinen Abgang ins Hauptquartier melden, wo Männer wie Henry und John Lawrence, Havelock, Outram, Wilson, Robert Napier u. A. mit Heldenmuth und Energie die Interessen des Vaterlandes gewahrt hatten.

Im besten Einverständniß mit dem General-Gouverneur kam mit dem neuen Feldherrn Ordnung und Plan in die Operationen. Der erste größere Erfolg war die Evacuation Lakhnaus (14. bis 17. November), in welchem Outram und Havelock eingeschlossen und hart bedrängt waren. Letzterer erlag der Cholera, tief betrauert von den Seinigen.

Die Eroberung der in so trauriger Weise berühmten Stadt Rahnpur folgte und darauf wurde dem entschieden ausgesprochenen Willen Lord Cannings gemäß, welchen politische Erwägungen bestimmten, während den General en chef nur militairische leiteten, der Feldzug gegen Dudd und Lakhnau beschloffen und glorreich mit so geringen Verlusten durchgeführt, daß sie wohl an den berühmten einen Rosaken aus den Tschereffenkriegen Rußlands erinnern. Die englische Streitmacht belief sich um diese Zeit auf ca. 20,000 Mann gegen 100,000 Auführer; es blieben also noch Leute genug zur Vernichtung durch Cholera, Fieber und Sonnenstich übrig.

Im Hauptquartier zu Allahabad, von wo in treuem Zusammenwirken vereint Lord Canning und Sir Colin die politisch-militairischen Operationen leiteten, erreichte den Feldherrn der Dank seiner Königin, die Erhebung zum Lord Clyde.

Das eifrigste Bestreben Lord Cannings, welchem sich alle anderen politischen und militairischen Gedanken unterordnen mußten, war die Wiedereinnahme von Dehli, welche am 20. September 1857 von einer kleinen Streitmacht unter den schwierigsten Verhältnissen glücklich durchgeführt wurde.

General Nicholson, einer der gefeiertsten Helden jener Periode, fiel an der Spitze der Sturmcolonnen und starb nach drei Tagen, nachdem die englische Fahne wieder auf dem Palaste des Moguls aufgezogen war.

Die Gefangennahme des alten Kaisers und seiner Familie, zu welcher ein junger Offizier, Hobson of Hobsons Horse, die Erlaubniß vom zeitigen commandirenden General Wilson erhalten hatte, gaben dem blutigen Drama einen blutigen Abschluß. Der alte Kaiser und seine Weiber wurden zwar verschont; er wurde aber später verhört, zur Transportation verurtheilt und verbrachte sein trauriges Dasein in Rangoon und Britisch-Burma, nachdem die Capcolonie ihm die Aufnahme verweigert hatte. Am Tage nach der Gefangennahme des Kaisers ließ Hobson die drei königlichen Prinzen von Dehli ergreifen, verhörte, verurtheilte und tödtete sie in eigener Person.

Sir J. W. Kaye spricht sich über die That Hobsons sehr streng aus und sagt, er hätte Niemand getroffen, der sie nicht mit Trauer und Abscheu beurtheilt habe. Hobsons General und Kameraden müssen anders gedacht haben, denn nach wie vor socht er mit ihnen mit seiner berühmten tollkühnen Tapferkeit und fiel bei der Einnahme von Lakhnau. Sir William Peel, Sohn des englischen Staatsmannes, wurde dort auch schwer verwundet und starb auf dem Transport nach Calcutta zu Rahnpur an den Wunden. Eine schöne Marmorstatue erinnert die Einwohner von Indiens Hauptstadt an den heldenmüthigen Führer der Naval-Brigade.

Glücklicher wie die beiden letztgenannten Männer war eine dritte viel genannte historische Persönlichkeit, Dr. Brydon, der einzige dem Leben erhaltene Theilnehmer des afghanischen Feldzuges, der auch hier glücklich den Gefahren entging und sich rühmen konnte, die Ereignisse von Kabul, Jellalabad und Lakhnau überstanden zu haben.

Nachdem mit Dehli das Banner der Revolution und der rechte Flügel des Empörerheeres gefallen war, concentrirten sich die politischen und militärischen Anstrengungen, wie bereits erwähnt, auf die Wiederbesitzergreifung der Hauptstadt von Duddh, in welcher General Havelock und Sir James Outram, eingeschlossen und belagert, ein gefährdetes Dasein führten. Mit dem Fall von Lakhnau betrachteten die politischen und militärischen Leiter die Revolution für abgeschlossen, wenn auch der Muth und die Geschicklichkeit einzelner Parteiführer in günstigen Gegenden noch einige Zeit das Banner der Empörung aufrecht erhielt.

Unter den Persönlichkeiten, welchen Oberst Malleon die begeistertsten Lobsprüche widmet, steht obenan Lord Elphinstone, Gouverneur von Bombay, welcher im rastlosen Eifer nicht allein seine Regentschaft in Ordnung hielt, sondern auch weit hinaus ins insurgirte Gebiet mit starkem Arm helfend eingriff. Ueberhaupt muß man es anerkennen, daß, wenn die Engländer viel gethan, um den Aufstand hervorzurufen, sie auch durch Muth, Energie und Todesverachtung ihre Sünden wieder gut gemacht haben. Lieft man die das Gepräge von Poesie und Wahrheit tragenden Schilderungen von Kaye und Malleon, hat sich das Interesse immer mehr und mehr gesteigert und erwärmt, man möchte nicht zu erzählen aufhören, was der und jener Wunderbares geleistet.

Das letzte Wort der Bewunderung sei dem General-Gouverneur Lord Canning gewidmet. Ein Neuling in indischen Verhältnissen und Geschäften, nicht überall richtig, sogar nach Oberst Malleons sehr scharfem Urtheil mehrfach geradezu falsch und schlecht berathen, thürmten sich bald nach seiner Ankunft die Schwierigkeiten auf. Ruhig, fassungsvoll, muthig, nirgends provocirend, wartete er die Entwicklung der Ereignisse ab und zog sich durch seine Haltung den Spitznamen Clemency-Canning zu, welcher ihm späterhin, als die Empörung niedergeworfen war, und viele der ersten Führer und Helden zu grausamen Nachemessregeln drängten, als Ehrenname verblieb. Mit staatsmännischem und militärischem Blick begabt, wußte er nach allen Richtungen hin seiner Aufgabe gerecht zu werden, besiegte durch seine Haltung und correctes Verfahren Lord Ellenborough (damals Präsident des Board of Control) und nöthigte ihn, seine Entlassung zu nehmen.

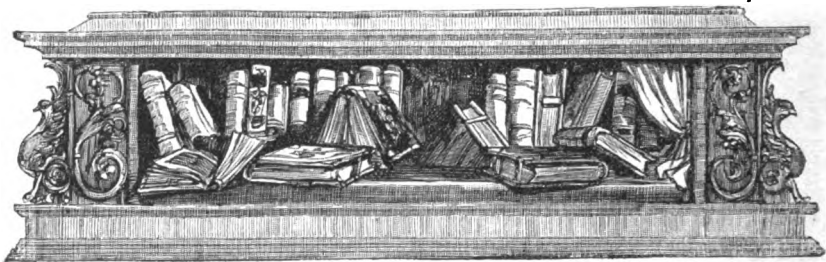
Nach harten parlamentarischen Kämpfen brach denn auch „John Compagny“, wie der englische Spitzname der ostindischen Compagnie lautete, zusammen, und in der berühmten Proclamation vom 1. November 1858 übernahm die Königin selbstständig die Regierung Indiens, indem sie als ersten Vizekönig Lord Canning ernannte:

„And we, reposing especial trust and confidence in the loyalty, ability and judgment of our right trusty and well beloved cousin and councillor, Charles John Viscount Canning, do hereby constitute and appoint him, the said Viscount Canning, to be our first Viceroy and Governor General.“

Später unter Lord Beaconsfields Auspicien nahm die Königin den Kaisertitel von Indien an, und führte der dahingesehene Staatsmann damit und mit der Reise des Prinzen von Wales einen Theil des Orientprogramms aus, welches er in einem seiner politischen Romane verherrlicht hat.

Ob die englische Fahne dereinst von einem neuen Kaiserpalast in Indien wehen wird, ob England das Loslösen auch dieses Landes, nachdem es sich entwickelt und gestärkt hat, der rechte Mann für die rechte Stunde gekommen ist, einst erleben wird? Wer hätte den Muth, zu prophezeien und auszusprechen, was die Götter gnädig verhüllen mit dem Schleier der Zukunft.





Allerlei Gedichte aus Nord und Süd.

Spätsommerlicher Brief.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —



un denn meinetwegen! Aber Sie allein, meine verehrteste Freundin, haben die Verantwortlichkeit zu tragen! Wenn Sie mich auch keineswegs überzeugt haben, so will ich Ihre Gründe doch gelten lassen und alle meine Bedenken niederschlagen. Als Sie mir bei unsrer letzten Begegnung an einem der üblichen Regentage dieses unerfreulichen Sommers sagten, daß Sie von Zeit zu Zeit den Alten gern sähen, erlaubte ich mir, Sie höflich darauf aufmerksam zu machen, wie der Ort der Handlung doch von großer Bedeutung für die Wirkung sei, wie das, was hier allenfalls berechtigt erscheinen könne, dort als durchaus unzulässig betrachtet werden müsse, und wie ich lediglich aus diesem Grunde meine Briefe an Sie, die in der Wochenschrift von liebenswürdigen Lesern noch mit in den Kauf genommen worden, in der anspruchsvolleren Monatschrift eingestellt hätte. Sie hatten die Güte, mir sehr aufmerksam zuzuhören. Sie sahen mich mit Ihren klugen Augen noch ausdrucksvoller als gewöhnlich an; ich meinte, Sie vollkommen überführt zu haben; und als ich mit meiner Beweisführung glücklich zu Ende war, da sagten Sie: „Das ist mir ganz einerlei; ich wünsche aber, von Ihnen auf die verborgenen Schönheiten der zeitgenössischen Literatur aufmerksam gemacht zu werden. Auf die Werke von Spielhagen, Hopfen, Scherr, Kruse, Ebers und Wildenbruch, und wie die Verfasser der von Ihnen besprochenen Bücher sonst noch heißen, brauchen Sie mich nicht erst hinzuweisen; die finde ich allenfalls ohne Ihre Führung: Sie sollen mich wie früher auf die Spur nach entlegenen unbekannten Merkwürdigkeiten unsrer geistigen Schöpfung bringen; das ist der Dienst, den ich von Ihnen erbitte, und den ich auf Grund unsrer alten Freundschaft und des Gewohnheitsrechts beinahe beanspruchen darf.“

So soll es denn also geschehen! Und nachdem ich mich einige Male geräuspert habe, beginne ich meinen Vortrag also:

Es ist Ihnen nicht unbekannt, meine Verehrteste, daß sich die Menschen von Zeit zu Zeit etwas denken. Manche haben sogar die Eigenthümlichkeit, daß, was sie sich denken, aufzuschreiben, und wenn sie es drucken und bei einem Verleger erscheinen lassen, so nennt man sie Schriftsteller. Machen sie sich aber die Aufgabe des Niederschreibens dadurch noch besonders schwer, daß sie den nächstliegenden Ausdruck verschmähen und eine kunstvolle Form wählen mit einem bestimmten Rhythmus und einer bestimmten, wohlgefälligen Wirkung für das Ohr, durch Gleichklang von Silben bei verschiedenen Anfangsbuchstaben, so nennt man sie Dichter. Diese Dichter haben außer verschiedenen anderen Obliegenheiten, die ich übergehen will, den Beruf, uns das Dasein zu verschönen, indem sie unserer Phantasie Nahrung geben, unsere guten Gefühle anregen und erheben, unsern Sinn adeln. — Vielleicht haben Sie früher schon einmal etwas Aehnliches gehört; aber man kann das gar nicht oft genug sagen.

Da nun der gewöhnliche Mensch nach der Beschaffenheit seines leiblichen Organismus und nach den Bedingungen der Lebensverhältnisse, wie sie unsere Cultur herausgebildet hat, bisweilen gewisse seelische Störungen erleidet, die man Verstimmungen nennt, so kann er, um solche unfreundlichen Umwandlungen zu bannen, gar nichts Gescheidteres thun, als zu den Werken der Dichter zu greifen. Woher sich denn auch die Beliebtheit unserer Classiker erklärt. Aber man will in trüben Stunden bisweilen auch mal etwas Anderes lesen als Goethe, Schiller und Kleist. Diese Erkenntniß ist eine weitverbreitete, und um dem allgemeinen Bedürfniß nach noch nicht dagewesenen geistigen Erfrischungen zu entsprechen, wird flott weitergedichtet. So haben wir also auch die Erklärung für die große Anzahl von neuen Gedichten, die unaufhörlich erscheinen, und von denen ich einige Ihrer gütigen Aufmerksamkeit empfehlen möchte.

Nebenbei bemerkt, bitte ich Sie, zu beachten, wie schulgerecht dieser Vortrag abgefaßt ist, wie ich mit dem Allgemeinen beginne und nach Lessings Vorbild die Kreise immer enger ziehe. Den Uebergang habe ich auf diese Weise denn auch glücklich schon gefunden.

Wenn Sie nun aber vom Lesen dichterischer Werke wirklich Genuß und vollen Gewinn haben wollen, so müssen Sie nicht systemlos durcheinanderlesen, was Ihnen just in die Hände kommt. Ordnung ist, wie überall, auch beim Lesen die Hauptsache. Um Ihnen das Vergnügen zu erleichtern, habe ich mich selbst der Mühe der Sichtung unterzogen. Der Titel, den diese Zeitschrift führt, hat mir den Weg gewiesen, den ich einzuschlagen hatte und auf dem ich Sie bitte, mir zu folgen. Wir wollen mit einem Dichter des Nordens beginnen, in Mitteldeutschland kurze Rast machen, dann uns nach dem deutschen Süden wenden und in Oesterreich die Wanderung abschließen. Der Norddeutsche ist ein Dramatiker, der Mitteldeutsche ein Humorist, der Süddeutsche ein Tendenzdichter, der Oesterreicher ein Lyriker und Epiker.

„Auf Weiselswitz“ heißt das „vaterländische Schauspiel“ in fünf Acten, das der Norddeutsche, Herr Carl Willain in Berlin,*) hat erscheinen lassen. Das Drama spielt im Jahre 1761 in Schlesien und verherrlicht Friedrich den Großen, der uns als König und freundlicher Mensch nahegebracht wird.

In dem Dorfe Weiselswitz lebt als Grundbesitzer und Ortsrichter Herr Kufstein mit seiner Frau Lenore und seiner Tochter Anna. Anna hat sich mit einem gewissen Wilhelm Kappel verlobt, aber dieser ist in den Krieg gezogen und hat seit geraumer Zeit nichts von sich hören lassen. Kufstein plant daher eine andere Verbindung seiner Tochter, und zwar mit dem reichen Bauern Ferschland, und um den Sinn der Seinigen für diese geplante Heirath günstiger zu stimmen, sagt er seiner Frau, daß seine Lage eine sehr bedrängte sei, und daß ihm ein reicher Schwiegersohn sehr willkommen wäre. Als die Unterhaltung ihrem Ende zugeht, hört man Schritte — ich vermuthete schwere Schritte — auf dem Flur. Frau Lenore sagt:

„Schon hör' ich kommen, nach dem Gang die Kieße,
Wir werden in der Wirthschaft schon vermißt!

Da ist sie ja —“

Kieße, die Frau Lenore richtig an dem Gang erkannt hat, tritt ein und sagt:

„Madam, es schreit die Zide,
Todt liegen alle Hühner auf dem Mist.“

Lenore: Daß Gott erbarm'!

Kufstein: Hier gilt nur schnelles Handeln,
Lauf', was Du kannst, hol' den Gvatter Klaus!

Kieße: Der leidet selber an geschwoll'nen Mandeln.

Kufstein: Wenn Du nicht gehst, dann jag' ich Dich hinaus,
Du Kalbsgesicht Du! . . .

Lenore: Wer weiß, was noch kommt —

Kieße: Lange noch nicht Alles.

Lenore (sehr laut): Werd' ich's erfahren?!

Kufstein: Alte, schrei' nicht so!
Die blinde Wuth reißt Keinen aus dem Falle,
Thut nimmer gut, macht keinen Menschen froh.

Kieße wird verabschiedet, das Gespräch um die häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten wird weitergesponnen. Lenore weiß die Erklärung:

„Das schlechte Futter, das verdirbt die Cäfte,
Es tritt ein Mangel der Ernährung ein,
Damit verliert das Vieh zugleich die Kräfte —
Gefährlich ist der Zustand für das Schwein.
Und für die weiße Gretche und die Liese
Mitsammt der Bärbel, unsrer besten Kuh,
Die Krankheit holten sie sich von der Wiese!“

und Kufstein findet nun folgenden jünigen Uebergang:

„Läß' endlich 'mal das liebe Vieh in Ruh'
Und Dir erzählen von dem Schwiegersohne —“

*) Gedruckt bei Gustav Hoffmann, Spandauer Straße 17. 1880.

und rühmt nun Ferklands Vorzüge; aber die Mutter macht darauf aufmerksam, daß Anna noch immer ihren Wilhelm Kappel liebe. Sie sagt das in ihrer sinnigen Weise:

„Da müßte schlecht das Weib die Weiber kennen,
Denn ehedem ein Mädchen war das Weib,
Um nicht zu wissen um der Liebe Brennen;
Und wem das Herz gehört, gehört der Leib.

Rufstein: Es könnte manchen bösen Auftritt sehn,
Käm' mir der Bursche blindlings über'n Hals,
Die Hunde würd' ich ihm entgegenheßen! —

Lenore: Das wäre roß!

Rufstein (senkt ein): Ich meine, schlimmstenfalls.

Etwas beunruhigt ist die Familie nach dadurch, daß Johann, der Großknecht nicht kommt:

„Noch immer sind die Pferde nicht daheim,
Er hält doch sonst so auf die Vesperpausen,
Sein Leibgericht, Kartoffeln, Haferkleim.

Johann, den wir nach seinem Leibgericht als einen anspruchslosen Menschen schon liebgewonnen haben, kommt wie gerufen. Er berichtet auch über allerhand Unglücksfälle in der Wirthschaft. Es stellt sich aber schließlich heraus, daß das Alles nur eine Komödie war! Die Wirthschaft blüht und gedeiht; Rieke und Johann haben lediglich auf Herrn Rufsteins Befehl die erfundenen Fiobsposten gebracht. Rufstein redet seiner Anna nun schwer in's Gewissen, sie möchte doch ja den reichen Ferkland heirathen. Er hat vernünftige Ansichten, dieser Herr Rufstein. Er sagt zu seiner Tochter:

„Das Glück ist nur zu finden in der Liebe,
Fehl'ts beiderseits nicht an dem nöth'gen Riez,
Scheint auch der Himmel manchmal noch so trübe,
Das Geld gehört zum wahren Paradies.“

Der zweite Act führt uns tiefer in die Vermischung hinein. Der Zufall und Herr Carl Villain will es, daß König Friedrich nach Woiselswitz kommt, und mit ihm Wilhelm Kappel, der des Königs Leibjäger geworden ist. Der König, obwohl er zur angegebenen Zeit der Handlung noch ein Mann in den allerbesten Jahren war, wird immer der „alte Fritz“ genannt. Seine Leutseligkeit äußert sich in allen möglichen lebenswerthen kleinen Zügen. Es thut ihm leid, daß Kappels Braut sich mit einem Andern verlobt hat, aber als Philosoph tröstet er sich und Andere, und vom Volke verabschiedet er sich mit den erhabenen Worten:

„Lebt Alle wohl denn, heiter seid nicht wenig,
Nicht jede böse Kugel macht ein Loch — —“

worauf das Volk begeistert einstimmt in den Ruf:

„Hoch soll er leben, unser guter König!
Er lebe hoch, er lebe dreimal hoch!“

Das ist die Handlung des zweiten Actes.

Der König ist auf dem Schlosse von Woiselswitz abgestiegen, dessen Wirth, Baron Warlotsch, österreichische Sympathien hegt. Die Baronin theilt

diese Gefinnungen, und Philipp ist sogar Lieutenant in österreichischen Diensten. Diese drei brüten Verrath gegen den König. Der alte Baron vermißt in seinem Sohn noch die nöthige Begeisterung und klagt über die Thatlosigkeit der Jugend:

„Was sind dagegen heute unsre Jungen
Für Schwächlinge, milchfarben von Gesicht,
Mit Hasenherzen und geschwächten Lungen —
Ein morsches Bauwerk, das leicht wankt und bricht!
Kein Kern! Kein Leben! Kein lebend'ger Funken,
Zur stolzen Drifflamme angefacht! . . .“

Ich streite nicht gern, aber ich muß sagen, dieses letzte Bild erscheint mir doch gar zu kühn! Ich habe mir gedacht, daß Drifflamme eine Fahne sei. Der Dichter meint aber, eine solche Drifflamme lasse sich wie jede beliebige andere Flamme aus Funken anfachen. Das ist sehr kühn und erinnert an die ungedruckten Gedanken irgend eines Collaborators: „Die Hausfrauen klagen über die hohen Fleischpreise — es ist natürlich: wie kann ein Schlächter auch ein Guter sein?“ — oder: „In der idealen Verklärung als Engel besitzt der Mensch zwei Flügel — in seiner irdischen Unvollkommenheit muß er sich oft mit einem Pianino begnügen.“ — oder: „Die Magnetnadel weist nach Norden, die Reclame der goldnen Hundertzehn nach Westen“ 2c. Nach diesem Verfahren darf allerdings auch der Dichter sagen, daß aus Funken eine Drifflamme angefacht werden solle. Aber die Kühnheit ist eine der charakteristischen Eigenschaften unseres Dichters, z. B. auch die Kühnheit in der Orthographie der Fremdwörter. Der Adjutant des Königs klagt darüber, daß ihn der Wirth, Baron Warfotsch, „anigirt“. Offenbar hat Herr Villain eine Ehrenrettung unseres heimischen Dialectes, dem man zum Vorwurf macht, daß in ihm das G wie Z ausgesprochen werde, unternehmen wollen — Herr Villain schreibt „anigiren“, wie jetzt jeder Gebildete schreiben müßte. Ebenso kühn ist seine Benutzung der Classifier. Schiller war zur Zeit der Handlung doch erst zwei Jahre alt; das verhindert aber nicht, daß derselbe Adjutant im Jahre 1761 schon aus der „Glocke“ citirt:

„Selbst Weiber, sagt man, werden zu Hyänen.“

Dieser Adjutant warnt den König vor seinem Wirth, aber der König denkt nur an seine Mutter, denn:

„Das Herz schlägt wärmer unter'm rauhen Helme,
Schleicht es das Theuerste, die Mutter ein! —“

Der vierte Aufzug führt uns wieder in die Idylle. Ein netter Auftritt zwischen Johann, dem Großknecht, und Nieten mit dem leisen Schritt eröffnet denselben. Johann liebt Nieten und er drückt das so aus:

„Ich schwöre Dir's beim Schimmel, unser'm Blauen,
Wie dem nach Hafer, steht nach Dir mein Sinn!“

Als Gegenpaß zu dieser Liebescene spielt sich zwischen Kappel und

Anna eine ernstere, bewegtere ab. Kappel schlägt die wärmsten Töne der Leidenschaft an:

„Und so komm' ich und mache Dir Visite.
Ich weiß, Du schenkest einst mir Dein Vertrau'n;
Zahlt für Dein Herz auch Ferkland häh're Miete,
Vielleicht kann ich doch noch auf Hoffnung bau'n!“

Die Sache ist nun die: der König soll auf eine Jagd gelockt, soll überlistet und gefangen genommen werden. Welche Rolle Kappel und Ferkland bei dieser Gelegenheit spielen, das will ich hier weiter nicht verrathen; kurz und gut: sie gehen auf die Jagd, der König unterhält sich mit der Baronin, und die Baronin als vornehme Frau weiß sehr gründlich Bescheid. Guldvoll sagt Se. Majestät:

„Das zeugt nicht wenig von hohem Int'resse,
Das Sie für Jagd bekunden, beste Frau! —

worauf der Baron einfällt:

„Es liegt in der geborenen Comtesse
Einmal so drin!“

Es liegt nun einmal so drin! So sind diese Aristokraten.

Durch Kappels Treue wird der Anschlag vereitelt, die Verräther werden abgestraft, der König vermählt Anna mit dem treuen Leibjäger, und die Sache ist aus.

Nur an wenigen Beispielen habe ich auf die Eigenthümlichkeit dieser patriotischen Dichtung hinweisen wollen; aber diese wenigen Stellen werden Ihnen schon genügen, um Ihnen zu beweisen, daß echter Preußengeist aus diesem Schauspiel spricht.

Auf den Sänger aus Mitteldeutschland will ich nur mit wenigen Worten hier verweisen. Er heißt Hermann Rudolph, und sein Werk, „Bilder und Klänge aus Gera“, das von ihm selbst gedruckt worden ist, ist zum großen Theil in der reußischen Mundart jüngerer Linie abgefaßt. Der anmuthige Band ist Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten Heinrich XIV. in tiefster Ehrfurcht gewidmet. Der Dichter und Drucker ist ebenfalls ein guter Patriot. Das zeigt schon sein erstes Gedicht: „Kaiser und Papst“. Er läßt darin Pius IX., wie dies schon einigemale vorgekommen ist, an die Himmelsthür pochen. Um nun klar zu machen, daß unser Kaiser Wilhelm trotz des Kulturkampfes in gutem Einvernehmen mit dem heiligen Petrus und der Jungfrau Maria steht, hat der Dichter den hübschen Einfall gehabt, die Beiden mit preußischen Orden zu schmücken. Man kann sich das Erstaunen des Papstes bei diesem allerdings unerwarteten Anblick denken.

„Du klagst nun an dem höchsten Orte,
Denkt er, und geht zum Himmel frei;
Herr Petrus öffnet ihm die Pforte:
Jedoch — wie seufzt er: „Stecht mir bei!“
Als er im klaren Sonnenlichte
Das Ordenskreuz „Pour le mérite“,
Gleich einem Wort vom Weltgerichte,
An Petrus heil'gem Knopfloch sieht.

Und jener selbst — macht ein Honneur,
Wie ob's im Dienst ein Preuße wär'."

Sein Erstaunen wird noch größer, als er nun in den Himmel eintritt
und die heilige Jungfrau vor sich erblickt:

„O weh! wie ist er bald erschrocken!
So plötzlich kam's, was ihm geschah,
Als er den schwarzen Adlerorden
Am Busen der Maria sah."

Ich will die Wirkung nicht verderben und breche schnell ab. Ich muß
Sie ja auch noch mit einem echten Sohne Süddeutschlands bekannt machen,
der eine noch viel ausgeprägtere Physiognomie und ein viel charakteristischeres
Wesen besitzt als die Dichter, von denen ich bis jetzt gesprochen habe.

Thumser heißt er, Königlich bayerischer Hauptmann z. D. ist er, und
„Germania“ heißt sein Lied. Zu München ist es erschienen im Jahre 1880
und in allen Buchhandlungen für vier Mark zu kaufen. Herr Thumser ist
Soldat und Dichter wie Körner, wie Strachwitz, wie Kleist; Leyer und Schwert ist
sein Leben. Ein ganzer Mann, ein energischer Mann, mit klaren, wenn auch
nicht sehr freundlichen Ideen, mit einer bestimmten düstern Weltanschauung, mit
einer Reife in der Sprache, der Wortbildung, der Orthographie und Grammatik,
die ganz erstaunlich genannt werden kann. Gleich in dem ersten Gedichte
finden wir bei der Schilderung der heimkehrenden Cheruskier die Verse:

„Da wurde gemundsch, durcheinandergebuntsch
Und Heil, und Glid und Segen gewünscht —“

die uns einen guten Vorgesmack der Genüsse geben, die unser beim Durch-
lesen des Werkes harren. Das umfangreichste Gedicht, welches Thumser's
gesammte Weltanschauung wiedergiebt, heißt „Traumgesichte“; es ist siebenzig
Druckseiten lang. Sehr viele der interessantesten Verse kann ich hier nicht
mittheilen, sie sind wirklich zu stark in der Form und im Ausdruck. Außer-
dem muß ich offen bekennen, daß mein Verständniß zu der Höhe der von
Thumser aufgeworfenen dichterischen Probleme nicht immer heranreicht. Herr
Thumser träumt, und er sieht im Traume in charakteristischen Gestalten unser
ganzes Jahrhundert an sich vorüberziehen. Die meisten dieser Gestalten sind
schreckliche Verbrecher. Einen derselben schildert er uns:

„Statt männlicher Entschlossenheit
Treibt er das Werk: Rathlosigkeit.
Ein Zwerg im Thun, ein Ries' im Düsteln,
An Fleiß der Wespe gleich im Schrifteln,
Hilft er als Kuppler beiderseit
In dieser Bergbegattungszeit,
Und wird Hebammendienst gewähren,
Wenn Spinnengift die Berg' gebären."

Ich gestehe, daß ich das nicht vollkommen verstanden habe. Hier ist
der Rede Sinn etwas dunkel; bisweilen aber ist Herr Thumser deutlich,
ganz deutlich, z. B. in den folgenden Versen:

„Die Leute sind hier wohlbeleibt,
Man sieht's, daß sie kein Hunger kneipt,

Es glänzen ihnen roth, gleich Lichtern,
Die Wangen in den Angefächtern.“

Da kann von einem Mißverständniß nicht die Rede sein. Herr Thumser findet offenbar an Fiskart und Abraham a Sancta Clara großes Wohlgefallen. Lesen Sie z. B. folgenden merkwürdigen Vers:

„Man warf ihn in den Feuerofen
Der Schamgluth zu Großandbrohosen,
Zu Grobenhausen, Tüdcwitz,
Zu Schreiauf, Fahrhan, Augenbliz,
Umringte ihn mit Leoparden
Und Tigern, die schon drauf warten,
Ihn durch Schandarmerie Gewalt
Zu führen in die Irrenanstalt.“

Ich sagte schon, Herr Thumser ist auf nichts gut zu sprechen und besonders nicht auf Preußen. Wie er von der Regierung Friedrich Wilhelms IV. spricht, kann ich hier nicht einmal andeuten. Aber nicht nur diese, auch unsere neueste Zeit findet in dem bayerischen Offizier einen unverzüglich strengen Richter. Man muß zugeben, Herr Thumser ist schwer zufrieden zu stellen. Er tadelt zunächst den Krieg gegen Dänemark und den Bund zwischen Preußen und Oesterreich:

„Durch Brüderbeistand wären schon
Die Unrechtforderer entlosh'n,
Wenn nicht ein Paar von schwarzen Kären,
Die einem weißen dienstbar waren,
Die Wage der Gerechtigkeit
Verschoben hätten . . .
Jedoch das schwarze Adlerpaar,
Das, seit's besteht, zwieträftig war
Und nur zum Raube sich vereint,
Wo ihm ein Fang recht leicht erscheint,
Vereint sich, ein Zaunköniglein,
Anfangs beschützt, in Stüdelein
Zu reißen und sich in die Beute
Zu theilen mit Schwarzadlerfreude.“

Er tadelt aber auch den Krieg von 1866:

„Der Brudermord hat sich erneut
Den Abel Kain neu todt'häut.
Atreus, Thyestes neu sich bieten
Das Fleisch der Kinder, das sie brieren.
Geokles und Polini;
Einander bieten sich die Spiz';
Don Cäsar und Emanuel
Sich baden im Blutbruderöl.“

Er tadelt aber auch den Krieg von 1870—71. Er sieht, immer im Traume, Cyclopen und:

„Noch eh' er solche recht besch'n,
Sie bleiben schon laut heulend jech'n,

Eröffnen ihre Schlangenbäuche
 Gebärend ein zahlloses Gekreuche
 Von winnkelnden, stets sich ändernden Haufen,
 Forellengleich glitzernd, sich schlängelnd wie Schlaufen,
 Sich windend durch die fruchtbigen Fluren,
 Die sie zertreten gleich Wisenten, Iren.“

Er tabelt auch die Pariser Belagerung:

„In einen Käfig eingezwängt,
 Von Polyphemem rings umdrängt
 Die Eingekerkerten hungern müssen.
 Mäus', Ratten werden Lederbissen
 Mit dreifach schwerem Gold bezahlt
 In der Herrschaft der Kriegsgewalt.“

Er tabelt die Begründung des deutschen Reiches mit Auszuschluß von Oesterreich:

„Um Deutschlands Spaltung festzumachen,
 Ließ sich der Sieger mit einem Schwarzdrachen
 Im Wappen die Kaiserkrone versprechen,
 Die der noch besitzt von zwei Schwarzdrachen,
 Um deren Besitz die Kaiser die beiden
 Auf's Neue wiederum müssen streiten.“

Er tabelt natürlich auch den Krach; er tabelt, daß Deutschland von der Weltausstellung sich ausgeschlossen hat; er tabelt die deutsche Kunst:

„Betrachte ich die ältern Säle,
 Find' ich viel bessere Gemälde . . .
 Viel schön're Menschen, als hier sind,
 Man fast in jeder Bierstub find't,
 Und sicherlich auf jedem Ball
 Gibt's schön're Wesen hundertmal,
 Wie die von Künstlern dargestellten,
 Zu Schönheitsgöttinnen gewählten,
 Sie haben Alle einerlei
 Gesicht, Mienen, Leibsgebäu.“

Er tabelt die Professoren der Aesthetik, ihre Bücher und ihre Personen:

„Wenn man die Schreiber selbst anschaut,
 So schaudert einem fast die Haut.
 Wie Schylack, schielend, sie ausseh'n . . .“

Er tabelt auch deren Frauen und die Mode:

„Auch der Aesthetikprofessoren
 Hausfrauen haben selbst erkoren
 Die Moden, die von Außen kommen,
 Trag'n Krinolinen vom Einkommen
 Der Männer, sowie Schenkelfesseln,
 Kehrbesen gleich, die thun entfesseln,
 Den Staub, als wenn Schwadronen kämen,
 Die Aussicht Andern zu nehmen.“

Er tabelt auch die Schulen:

„Denn stets, wo viele Schulen sind,
Da wird der Geist der Völker blind, . . .
Helden hat es nur gegeben,
Als schulloß war der Völker Leben.“

Er tabelt mit einem Worte alles, was geschehen ist, und was besteht; es muß „allens verrungenirt“, es muß alles anders werden; neue Zustände, neue Menschen müssen geschaffen werden, und der Dichter Thumser will zu diesem großen Reformationswerke gern das Seinige beitragen. Ob er auch an unsre unglückliche Orthographie, die sich in der letzten Zeit so mannigfache Quälereien hat gefallen lassen müssen, die bessernde und umgestaltende Hand legen will, weiß ich nicht. Jedenfalls ist die Schreibweise des Herrn Thumser eine ungewöhnliche und wahrt sich, namentlich in den Fremdwörtern die stolze Selbstständigkeit. Keiner der preussischen Kameraden des bayerischen Hauptmanns schreibt so wie Herr Thumser. Die Orthographie der Fremdwörter ist vielleicht auch ein bayerisches Reservatrecht. Unser Dichter bringt die bekannte englische Mehlspeise mit „plump“ in Verbindung und schreibt „Plumppudding“, den frischen Seewind mit dem Schnupfen, er schreibt also „Priesenwind“ anstatt „Brise“; er schreibt „schöniren“ anstatt „geniren“, „manöbriren“; der Plural „Passiva“ genügt ihm noch nicht, er macht noch einen neuen dazu und schreibt „Passivä“ zc.

Unser Dichter führt, wie Sie gesehen haben, eine wuchtige Sprache, und wenn man einige seiner Gedichte gelesen hat, so hämmert es uns im Kopf; wir verlangen nach sanfteren Tönen, nach harmloseren Weisen, und ein Dichter Oesterreichs ist es, der uns von den dornigen Pfaden, auf die der bayerische Pessimist uns geführt hat, wieder auf blumige Auen zurückführt und Rosen auf unsern Weg streut. Franz Zablatzky, dem wir das Werk „Traum und Leben, ein Cyclus neuer Dichtungen“ zu danken haben — Kremsier, im Selbstverlage des Verfassers — ist ein vielseitiger Dichter. Gleich das tiefsinnige Motto, welches die Sammlung eröffnet, läßt uns etwas Ungewöhnliches erwarten:

„Das Leben ein Traum; — doch wäre es nie,
Dann lohnte zu leben, es oft nicht der Müh.“ —

Seit einigen Wochen denke ich beständig über diese Sentenz nach, und bin bis heute Nachmittag noch nicht in ihre Tiefe gedrungen. Aber ich habe Vertrauen zu Herrn Zablatzky. Er wird wohl Recht haben: wenn das Leben nicht wäre, dann wäre es überhaupt nicht der Rede werth, zu leben.

Die Lyra unseres Dichters ist reich besaitet; für das Epos, die Elegie, die Lyrik, für Ernstes, Grausiges, Neckisches, für alles, was des Dichters Herz bewegt, hat sie den rechten Ton — ich weiß nicht, ob ich den großen erzählenden Dichtungen oder den kürzeren freundlichen Ländeleien den Vorzug einräumen soll. Mit beiden will ich Sie wenigstens oberflächlich bekannt zu machen suchen.

Eines der größeren Gedichte heißt: „Marcella die Sklavin“. Der Dichter geleitet uns auf einen Sklavenmarkt. Als tiefer Menschenkenner führt er uns verschiedene weibliche Charaktere vor, Weiber von soliden Grundsätzen und andere:

„Die Eine jammert laut,
Ihr macht das Feilschen heiß,
Die Andre lacht und schaut
Und giebt die Reize preis!
Gar manche windet sich
Und hüllt den Busen zu,
Manch' Andere denkt: Ich?
Ich füge mich in Ruh. —“

Es ist auch ein Käufer da, dem aber keine der Sklavinnen so recht gefallen will. Der Verkäufer preist seine Waare mit schaudererregendem Eynismus an, namentlich eine rühmt er mit Worten, die ich nicht wiederholen mag; das mildeste Lob, das er ihr spendet, ist:

„Da steckt viel Bluth darein! —
Die hat Temperament.“

Es ist Marcella. Als der Fremde diesen Namen hört, schaudert er, und das Weib

„— wankt bleich zurück
Mit tief zerknirschtem Leib! —“

Alle möglichen Leiber kann ich mir vorstellen, aber einen tief zerknirschten — ich muß gestehen, daß meine Phantasie nicht so weit reicht. Das Weib ruft: „Arthur!“ und stürzt besinnungslos zu Boden. Man erräth schon den fürchterlichen Zusammenhang: Marcella ist Arthurs Weib. Sie ist ihm eines Tages durchgegangen. Ihre Neue ist tief, und sie findet dafür den folgenden herzerreißenden Ausdruck:

„Nicht ich allein bin Schuld,
Du bist es mehr als ich,
Lang litt ich in Geduld,
Eh' ich von bannen schlich.“

Sie erzählt ihre traurige Geschichte und Arthur läßt sich rühren:

„Da regt sich in der Brust
Des Mannes wohl die Pein,
Doch drückt er sie mit Lust
An sich — und ließ es sein. —“

Ein ruhiger, vernünftiger Mann, dieser Arthur! Er läßt es eben sein. Was kann da sein! Diese versöhnliche Stimmung, die aus den meisten Gedichten des Herrn Zablaty spricht, berührt den Leser ungemein wohlthuend. Aber bisweilen kann er auch düster und schauerlich sein, wie in dem schönen romantischen Gedichte: „Die wüste Mühle“ — dieser Titel sagt genug wohl schon. Der Ort der Handlung ist, wie ebenfalls aus dem Titel hervorgeht, eine wüste Mühle. Es ist Winter, es ist Weihnacht. Der Wind braust; es ist grimmig kalt. Der Müller, sein Weib und sein

Kind haben keinen Weihnachtsbaum angestekt; sie wollen sich eben zur Ruhe begeben, da klopft man an die Thür, und herein tritt ein junger Mensch, der von der Kälte ganz erstarrt ist. Der Müller ist ein gastfreier Mann, die Lampe, die schon am Ausgehen war, wird wiederum gespeist:

„Dann zog man auf den Lampendocht
Und brachte noch zu Tisch
Gar manches — was man nur vermocht —
Auch ohne Weihnachtsfisch.“

Also Karpfen gab es nicht, aber der Jüngling lebt dessen ungeachtet wieder auf, und trinkt soviel

„Wie's nur mit Anstand ging . . .
Doch als die würz'ge Suppe kam
Und das gesott'ne Ei,
Da erst schlich Bertha, wol mit Scham
Und schlichtern auch herbei.“

Bertha, die gleichzeitig mit dem gesottenen Ei erscheint, ist die Tochter, und sie macht auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck. Aber es wird spät, man muß sich zu Bett legen. Der Jüngling ist offenbar nicht sehr selbständig — die Frau Müllerin bringt ihn zu Bett wie ein kleines Kind:

„Man hat zum Schluß den Jüngling warm
In's Federbett gelegt,
Da küßte er der Müll'rin Arm,
Die ihn so wohl gepflegt.“

Am andern Morgen steht er wieder auf, anscheinend ohne fremden Beistand. Er nennt sich Karl und zieht darauf von dannen. Eines schönen Tages kommt er wieder. Bertha hat immer an ihn gedacht, und nun ergießt sich auch sein Herz

„Im heißen Liebeschwur,
Und unter Kuß und leisem Scherz
Macht Bertha er die Cour.“

Er kann aber noch immer nicht bei ihr bleiben, denn er muß erst noch sein Examen machen. Da bricht der Krieg von 1866 aus. Die Mühle wird zerstört, sie brennt auf; man glaubt, es seien die Preußen gewesen. Der obdachlose Müller und sein Kind müssen bei dem reichen Nachbarn sich bergen, der auch Müller ist. Der reiche Müller hat einen Sohn, der für Berthas Reize ebenfalls nicht unempfindlich ist:

„Und, der vom Herzen ihr verhaßt,
Der rohe Müllerssohn,
Hat sie nun stündlich angefaßt
Mit frechem Blick und Sohn.“

Das würde ich mir selbst von meinem Wirthe nicht gefallen lassen — sich stündlich anfassen zu lassen!

Nun kommen preussische Jäger, an ihrer Spitze Karl, der Reserveoffizier ist. Er ermittelt, daß die wüste Mühle nicht von den Preußen, sondern von dem rohen Müllerssohn, der Bertha stündlich anfäßt, in Brand gesteckt

ist. Karl heirathet denn also auch Bertha nach einiger Zeit und den Müllerssohn ereilt die Rache:

„Denn, in der Näh der wüsten Müh!
Stand tief ein Baum gesenkt,
Dort hat sich — düster im Gefühl,
Der Müllerssohn erkennt.“

Vielleicht noch bedeutender sind die neclischen Lieder. Gleich das zweite Gedicht der Sammlung ist eine Perle, es heißt: „Die Schwimmer“. Der Dichter schildert, wie er mit seiner Geliebten sich auf den Wellen schaukelt. Beide müssen vorzügliche Schwimmer sein, sie schwimmen thatsächlich stundenlang.

„Sie tauchte die reizenden Glieder
Gar tief in die Fluthen hernieder
Und schwamm — eine Göttin herauf!
Wir schwanden vor Wonne die Sinne,
Ich hielt in der Freude nicht inne —
Und sprang ihr zur Seite darauf!“

Es wird ihnen ein bißchen kalt, aber sie erwärmen sich:

„ . . . wir küßten uns heiß!
Umfhlngen die Glieder und spielten
Mit Blumen und Locken und süßten
Doch weder Ermüdung noch Schweiß! —“

Sie tauchen auch, unter dem Vorwande nach Muscheln im Grunde zu suchen, und treiben sonst allerhand Kurzweil. — Sechszig Verse lang schwimmen sie durch Gärten und Auen, um die Mühle, tauchen zc.

„Wir schnellten doch wieder zur Hüh!
Die Herzen, die schlugen und hüßten
Und, als aus den Fluthen wir schlüßten,
Da waren wir weiß — wie Schnee! —“

Es muß wunderhüß ausgesehen haben, und es ist so beruhigend! Nun regt sich kaum noch die schüchterne Frage: wie waren sie vorher?

Von üppigster Phantasie ist die andere poetische Tändelei „Dolce far niente.“ Der Dichter ist in einer jener herrlichen Stimmungen, wie sie nur die Dichter haben:

„Ich bin ein König, stolz und groß,
Im Monde liegt mein Königschloß,
Mein Banner flagt auf jedem Meer',
Die Schiffe sind voll Pech und Theer! . . .
A p p a e Schmerz aus meiner Brust! . . .“

Warum das „A p p a e“ heißen soll, ist mir nicht ganz klar, vielleicht meint der Dichter a p a g e!

„Ich bin ein König, mein Gebot
Gibt den Geschöpfen Leben, Tod,
Es kostet einen Federstrich
Und schon kreist eine Welt um mich!“

Und nun kommt die vom Dichter durch den Federstrich geschaffene Welt:

„Die Grazien mit schlantem Leib,
Wie herrlich — so ein blankes Weib! —
Gar schmude Dirnen diese Drei,
Da kann man seh'n doch allerlei! —
Die Nymphen (sic) und die Eulsen — leicht
Ob die alljährlich geh'n zur Weicht?
Da mücht' ich gerne Pater sein,
Mit ihnen flüstern, — doch allein. —“

Das glaube ich, Herr Zablaßky ist gar kein Rosilverächter! Auch mit der Venus schäkert er.

„O wonnevoller Augenblick!
O süßer Traum, entschwinde nie!“

Aber er weiß auch seine Würde zu bewahren. Er erzählt uns, wie er einst Wache stand. Da sieht er ein Gespenst kommen. Er legt an und er hört eine feine Stimme:

„Macht doch kein so groß Getöse!
Ich suche nur — den Herrn Lieut'nant —“

Herr Zablaßky durchschaut die Situation sofort, und er macht der Dame einen Vorschlag, der sich hören läßt:

„Ach ja, Du kommst, um leis' zu scherzen,
Mein Püppchen — willst zum Herrn Lieut'nant?
Kannst ruhen auch — an meinem Herzen
Mein süßes Lieb, — reich mir die Hand!
Da fällt des Lieut'nants schwere Rechte
Wie Blei auf meine Schulter hin:
He! He! Du bist ein feiner Pechte; —
Ich sah, — wie seine Augen glüh'n! —“

Der Lieutenant verschwindet mit dem „Geist im Nachtgewande“. Herr Zablaßky bekommt Arrest; aber er rächt sich:

„Doch — als es einstens wieder spuckte,
Ich wieder auf der Wache stand,
Da zahlst' ich's heim — denn die Berruckte —
Die wies ich ab mit kalter Hand! —
Ich wies sie ab — mit kalter Hand!“

Diese Dichtungen sind sammt und sonders für die Lectüre und den mündlichen Vortrag bestimmt. Herr Zablaßky hat aber auch Dichtungen für die Musik verfaßt, z. B. ein Lied „Auf der Haide“, von dem er wünscht, daß es für „Damenchor in D-Dur“ componirt werden solle. Woher diese eigenthümliche Vorliebe für D-Dur stammt, habe ich nicht ermitteln können. Aber der Dichter wird jedenfalls seine Gründe dafür gehabt haben. Bei einem anderen Liede, „Liebesgram“, macht er die Vorschrift, daß der Schluß „vom gemischten Chor im Fortissimo“ gesungen werde; und der heißt:

„Wo jekt die Trauerweide rauscht,
Hat sie so oft auf ihn gelauscht.“

Man denke sich das in Fortissimo. Weshalb das die Leute so laut schreien sollen, weiß ich auch nicht. Ein drittes Lied für Solo und Chor heißt: „Trisch vom Zapfen“. Es ist ein Trinklied, und da entseffelt sich der ganze wilde, unbändige Humor unsres Dichters:

Solo; Hört! Ich dächt' — es sei genug.
Trink' ich doch den zehnten Krug!
Freunde, helft, denn mir wird bang,
Zühl' zum Schlimmen großen Drang!
Ach! Das Grimmen in dem Bauch;
Und der Schädel dreht sich auch,
Komm' nach Haus ich lebend nur,
Nimmt das Weib mich in die Cur!

Chor: Was zum Teufel sichts dich an.
Sind wir besser denn daran? . . .
Denn wir wadeln — wadeln auch,
Und — das Wetter in dem Bauch,
Wenn's im Bauch so knurrt und knacht,
Dan! schön — für die schöne Nacht!

Ich breche ab; denn ich glaube nun wirklich für Ihre Belehrung mehr als genug gethan und Sie auf lange Zeit hinaus mit anregender geistiger Nahrung versorgt zu haben. Ich könnte noch manche ernsthafte Bemerkung hier anschließen, aber dann würde ich wohl die Aufgabe, die Sie mir gestellt haben, verkennen. Sie sind ja der Ansicht, daß in manchen Fällen der Hinweis schon eine Kritik ist; und Sie glauben vielleicht auch, daß es unter Umständen für andere ganz nußbringend sein kann, wenn sie sehen, wie ihre Collegen in Apoll verfahren. Diese sehen sich dann vielleicht ihre eignen Verse etwas genauer an und fühlen im eignen Auge zum mindesten den Splitter. Dann fragen sie sich vielleicht auch, ob man seine Zeit nicht vernünftiger anwenden kann als dazu, daß man unter erschwerenden Umständen sagt, was eigentlich gar nicht gesagt zu werden braucht, sie werden zurückhaltender in ihrem Umgang mit der Muse, brauchbarere Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und überlassen das Reimen und Dichten denen, die was davon erkennt. — Ich wage Ihnen am Schluß dieses langen Briefes kaum Auf Wiedersehen! zuzurufen; denn an dieser Stelle muß ein solcher Brief eine Ausnahme bleiben, der die Regel der ernsthaften Besprechungen bestätigt. Wenn also überhaupt auf Wiedersehen, dann über Jahr und Tag!

In alter Gefinnung
der Ihrige
P. L.



Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte.

Ungedruckte Briefe des Dichters.

Herausgegeben von

Karl Nibdermann.

— Leipzig. —

(Schluß.)

Berlin, den 11. Januar 1801.

Liebe, theure Wilhelmine!



a, wenn Du mir so aus Deinem Herzen zu meinem Herzen schreibst, so muß ich Dir gleich antworten, und wenn ich noch zehn Mal mehr zu thun hätte. O wie schmerzt es mich, daß ich vorgestern in meiner üblen Laune jenen trüben Brief an Dich abschickte, den Du gerade heute empfangen haben wirst, gerade heute, wo ich den Deinigen empfing, der mir so herrlich den Muth und die Liebe von Neuem belebte. Verzeihe mir diesen letzten Ausbruch meiner Unzufriedenheit mit mir, antworte mir gar nicht auf diesen Brief, verbrenne ihn lieber ganz und lies dafür diesen recht oft durch, den ich froh und heiter und mit Innigkeit für Dich niederschreibe.

— Als ich soweit geschrieben hatte, klingelte Jemand; ich mache auf, und wer war es? Dein kleiner Bruder von den Cadetten, den ich noch nie sah und jetzt zu sehen mich sehr freute. Er wollte Carl'n besuchen, der aber nicht zu Hause war. Ich theilte ihm, an Carl's Stelle, Nachrichten von seiner Familie mit, küßte dann den kleinen Schwager, (der Zeitchen gleicht und dessen Gesicht etwas Gutes verspricht), leuchtete dann dem armen Jungen durch die öden, noch nicht bewohnten Zimmer und Treppen dieses Hauses, und lehre nun wieder zu Dir zurück. —

Ja, liebes Mädchen, so oft ich Dir gleich nach Empfang Deines Briefes antworte, kannst Du immer überzeugt sein, daß er mir herzliche Freude gewährt hat; nicht etwa, weil er schön oder künstlich geschrieben ist — denn das achte ich wenig, und darum brauchst Du Dir wenig Mühe zu geben — sondern weil er Züge enthält, die mir Dein Herz liebenswürdiger und Deine Seele ehrwürdiger machen. Denn da ich Dich selbst nicht sehen und beurtheilen kann, was bleibt mir übrig, als aus Deinen Briefen

auf Dich zu schließen? Denn das glaube ich thun zu dürfen, indem ich Deine Worte nicht bloß für Worte, sondern für Deinen Schattenriß halte. Daher ist mir jeder Gedanke, der Dich in ein schöneres Licht stellt, jede Empfindung, die Dich schmückt, theuer, wie das Unterpfaud einer That, wie das Zeichen Deines moralischen Werthes; und ein solcher Brief, der mir irgend eine schöne Seite Deiner Seele zeigt und dadurch unwillkürlich, unerwartet, überraschend mir das Bewußtsein Dich zu besitzen, plötzlich hell und froh macht, ein solcher Brief, sage ich, wirkt auf meine Liebe, wie ein Oeltropfen auf die verlöschende Flamme, die von ihm benetzt plötzlich hell und lustig wieder herauslodert.

Ja, liebe Wilhelmine, wenn jemals die Erinnerung an Dich in mir immer kälter und kälter werden sollte, so bin ich in meinem heiligsten Innern überzeugt, daß es einzig Deine Schuld sein würde, nie die meinige. Nur dann könnte und müßte ich gleichgültig gegen Dich werden, wenn die Erfahrung mich lehrte, daß der Stein, den ich mit meiner ganzen Seele bearbeitete, den Glanz aus ihm hervorzulocken, kein Edelstein wäre. Ich würde Dich darum nicht verlassen, — denn warum solltest Du den Irrthum büßen, den ich beging? Aber unglücklich würde ich sein und Du würdest nicht glücklich sein, weil ich es nicht sein könnte; denn das Gemeine kann man nur brauchen, nur das Edlere kann man lieben, und nur die Liebe macht das Leben süß.

Aber sei der Liebe würdig und nie wird es Dir daran fehlen. Nicht als ein Geschenk fordere sie von mir, Du kannst sie Dir erwerben, Du kannst sie von mir erzwingen — und nur so wird sie Dich und mich glücklich machen; denn das Herz ist das einzige Eigenthum, das wir uns lieber rauben lassen, als auf Bitten und Gesuche verschenken. Nie ist es einem Mädchen leichter gewesen, sich die Liebe ihres Geliebten zu erhalten als Dir, denn ganz unglücklich würde ich selbst sein, wenn ich sie Dir je entziehen müßte. Ich würde Dich dann nicht verlassen — denn meine Pflicht ist mir höher selbst als mein Glück, aber eben das würde mich ganz unglücklich machen.

Daher kann ein Wechsel der Aechtheit der Banknote, die sein Vermögen sichern soll, nicht ängstlicher untersuchen, als ich Deine Seele; und jeder schöne Zug, den ich an ihr entdecke, ist mir lieber, ja lieber selbst als wenn ich ihn an mir selbst entdeckte. Manches Mädchen habe ich schon mit Dir verglichen, und bin ernst geworden, z. B. die A . . . , die D und manches ist noch hier in Berlin, das ich gegen Dich halte, und ernst macht mich jedesmal diese Vergleichung; aber Du hast eine jahrelange Bekanntschaft, die innigste Vertraulichkeit, eine beispiellose That und ebenso beispiellose Verzeihung für Dich, und wenn Du nur ein Weniges noch, nur die Aehnlichkeit mit meinem Ideale, nur den ernstesten Willen, einst es in Dir darzustellen, in Deine Wagschale legst, so sinkt die andere mit allen Mädchen und mit allen Schätzen der Erde.

Ein Gedanke, Wilhelmine, steht in Deinem Briefe, der mich mit unbeschreiblicher Freude und Hoffnung erfüllt; ein Gedanke, nach dem meine Seele dürstete, wie die Rose in der Mittagsgluth nach dem Thau — den ich Dir aber nicht in die Seele zu pflanzen wagte, weil er, wie die Orange, keine Verpflanzung leidet und nur dann Früchte trägt, wenn ihn die Kraft des eignen Bodens hervortreibt. — Du schreibst mir, daß Dir jetzt ein Gefühl die Seele bewegte, als ob eine neue Epoche für Dich anheben würde. Liebe Wilhelmine! Soll ich Dir gestehen, daß ich mich oft schon sinnend mit Ernst und Wehmuth fragte, warum sie nicht schon längst eingetreten war? So viele Erfahrungen hatten die Wahrheit in mir bestätigt, daß die Liebe immer unglaubliche Veränderungen in dem Menschen hervorbringt; ich habe schwache Jünglinge durch die Liebe stark werden sehen, rohe ganz weichherzig, unempfindliche ganz zärtlich! Jünglinge, die durch Erziehung und Schicksal ganz vernachlässigt waren, wurden fein, geistig, edel, frei; ihr ganzes Wesen erlitt schnell eine große Reform und gewöhnlich fing sie bei dem Anzuge an; sie kleideten sich sorgfamer, geschmackvoller, gewählter; dann kam die Reform an dem Körper, seine Haltung ward edler, sein Gang sicherer, seine Bewegung ziellicher, offener, freimüthiger, und hierbei blieb es, wenn die Liebe nicht von der

höheren Art war; aber war sie es, so kam nun auch die große Revolution an die Seele; Wünsche, Hoffnungen, Ausichten, alles wechselte: die alten, rohen Vergnügungen wurden verworfen, feinere traten an ihre Stelle, die vorher nur in dem lauten Gewühl der Gesellschaft bei Spiel und Wein vergnügt waren, überließen sich jetzt gern in der Einsamkeit ihren stillen Gefühlen; statt der abenteuerlichen Ritterromane ward eine simple Erzählung von Lafontaine oder ein erhebendes Lied von Höpky die Lieblingslectüre; nicht mehr wild mit dem Pferde strichen sie über die Landstraße, still und einsam besuchten sie schattige Ufer oder freie Hügel, und lernten Genüsse kennen, von deren Dasein sie sonst nichts ahndeten; tausend schlummernde Gefühle erwachten, unter ihnen die Wohlthätigkeit meistens am lebhaftesten; wo ein Hülfsofer lag, da gingen sie, ihm zu helfen; wo ein Auge in Thränen stand, da eilten sie, sie zu trocknen. Alles, was schön ist und edel und gut und groß, das faßten sie mit offener, empfänglicher Seele auf, es darzustellen in sich; ihr Herz erweiterte sich, die Seele hob sich ihnen unter der Brust, sie umfaßte irgend ein Ideal, dem sie sich verähnlichen wollte. Ich selbst hatte etwas Aehnliches an mir erfahren; und nun mußte ich mich wohl bei Dir fragen: Warum — warum —?

Das war meine erste Frage; und die zweite: liebt sie mich etwa nicht? War doch meine erste Ahndung, daß sie mich nur zu lieben glaube, weil ich sie liebe, gegründet?

Das, liebes Mädchen, war, im Vorbeigehen gesagt, die eigentliche Ursache meiner Traurigkeit an jenem Abende. Damals wollte und konnte ich sie Dir nicht sagen, und auch jetzt würde ich sie Dir verschwiegen haben, wenn Du mir den Gedanken nicht selbst aus der Seele genommen hättest. Du selbst fühlst nun, daß Dir eine Epoche bevorstehe, und ich ahnde mit unaussprechlicher Freude, daß es die Liebe ist, die sie Dir eröffnet.

Unsere Väter und Mütter und Lehrer schelten immer so erbittert auf die Ideale, und doch giebt es nichts, das den Menschen wahrhaft erheben kann, als sie allein. Würde wohl etwas Großes auf der Erde geschehen, wenn es nicht Menschen gäbe, denen ein hohes Bild vor der Seele steht, das sie sich anzueignen bestreben? Rosa würde seinen Freund nicht gerettet haben und Max nicht in die schwedischen Haufen geritten sein. Folge daher nie dem dunkeln Triebe, der immer nur zu dem Gemeinen führt! Frage Dich immer in jeder Lage Deines Lebens, ehe Du handelst: wie könntest Du hier am Edelsten, am Schönsten, am Vortrefflichsten handeln? — und was Dein erstes Gefühl Dir antwortet, das thue! Das nenne ich das Ideal, das Dir immer vorzuweben soll.

Aber wenn Deine Seele diese Gedanken bestätigt, so giebt es doch noch mehr für Dich zu thun. — Weißt Du, welchen Erfolg an jenem vorletzten Abend Dein guter, vernünftiger Rath hatte, doch zuweilen mit Deinem Vater ein wenig zu sprechen? Ich that es auf der Stelle.

Daß Du endlich auch jenen guten Rath mit dem Tagebuche befolgst, freut mich herzlich und ich verspreche Dir davon im Voraus viel Gutes. An dem meinigen arbeite ich auch fleißig und aufmerksam und gelegentlich können wir sie einmal, wenigstens stellenweise, austauschen.

Ich eile zum Schlusse, liebes Mädchen, denn es ist spät, und morgen früh kann ich nicht schreiben.

Deine Gefühle auf dem Universitätsberge, Deine Erinnerungen an mich, Deine Gedanken bei dem trocknen Fußsteige, der neben dem beschwerlichen Pfad unbetreten blieb, sind mir wie Perlen, die ich in Gold fassen möchte.

Hier noch einige Rüsse zum Knaden.

1. Wenn die Flamme sich selbst den Zugwind verschafft und so immer höher heraufloderte, in wiefern ist sie mit der Leidenschaft zu vergleichen?

2. Wenn der Sturm kleine Flammen auslöscht, große aber noch größer macht, in wiefern ist er mit dem Unglück zu vergleichen?

3. Wenn Du den Nebel siehst, der andere Gegenstände verhüllt, aber nicht den, der Dich selbst umgiebt, womit ist das zu vergleichen?

Schreibe bald und lang und oft, Du weißt warum?

S. R.

Nachschrift, den 12. Januar 1801.

Als ich eben diesen Brief einriegeln wollte, reichte mir Karl das Versprochene.

Liebe Wilhelmine, ich küsse Dich. Das Ideal, was Du für mich in Deiner Seele trägt, macht Dich dem ähnlich, das ich für Dich in der Seele trage. Wir werden glücklich sein, Wilhelmine — o fahre fort, mir diese Hoffnung immer gewisser und gewisser zu machen! Schenke mir oft einen solchen oder ähnlichen Aufsatz, der mir, wenn er so unerwartet kommt, wie dieser, das Vergnügen seiner Lesung verdoppelt. Es athmet in dieser Schrift ein Ernst, eine Würde, eine Ruhe, eine Bescheidenheit, die mich mit unbeschreiblicher Freude erfüllt, wenn ich sie mir an Deinem Wesen denke. — Hat Karl vielleicht noch einen Aufsatz bei sich, den er mir erst heute Abend oder morgen früh geben wird —?

Den 21. Januar 1801. Berlin.

Liebe Wilhelmine, ich habe bei Clausius zu Mittag gespeist und mich gegen Abend (jetzt ist es 7 Uhr) weggeschlichen, um ein Stündchen mit Dir zu plaudern. Wie froh macht mich die stille Einsamkeit meines Zimmers gegen das laute Gewühl jener Gesellschaft, der ich soeben entloß! Ich saß bei Minna und das war das einzige Vergnügen, das ich genoß — die andern waren lauter Menschen, die man sieht und wieder vergißt, sobald man die Thür hinter sich zugemacht hat. Eine magdeburgische Kaufmannsfamilie waren die Hauptpersonen des Fests. Der Vater, ein Hypochonder, gesteht, er sei weit glücklicher gewesen, als er ehemals nur 100,000 Thlr. besaß, — Mutter und Tochter tragen ganz Amerika an ihrem Leibe, die Mutter das nördliche Labrador, die Tochter das südliche Peru. Jene trägt auf ihrem Kopfe einen ganzen Himmel von Diamanten, Sonne, Mond und Sterne, und es scheint, als ob sie mit diesem Himmel zufrieden sei, diese hat ihren Busen in zehnfache Ketten von Gold geschlagen, und es hat das Ansehen, als ob er unter diesen Fesseln nichts Höheres begehrt. Man wird, wenn man vor ihnen steht, ganz kalt, wie die Steine und das Metall, womit sie bepanzert sind. Lederbissen sind es, die der Fischer über den Angelhaken zieht, damit der Fisch ihn nicht sehe — und auf gut Glück wirft er ihn aus in den Strom — aber wer den Betrug kennt, schaudert: denn so schön der Schmuck auch ist, so fürchte ich doch, daß er an ihnen das Schönste ist.

Doch nichts mehr von ihnen — von Dir, liebes Mädchen, laß mich sprechen; ihnen konnte ich aus meiner Seele kein Wort schenken — für Dich habe ich Tausende auf dem Herzen.

Ich muß Dir auf zwei Briefe antworten; aber ich kann es nur kurz — über jeden Gedanken möchte ich tagelang mit Dir plaudern, aber Du kennst es, das Einzige, was ich höher achte. — Nicht verloren nenne ich die Stunden, die ich Dir widme, aber ich sollte sie doch meinen, vielmehr unsern Zwecken nicht entziehen.

Daher hatte ich auch zu Anfang nur etwa auf einen Brief für jede 14 Tage gerechnet; aber wie konnte ich schweigen, wenn Du mir so schreibst. Deinen ersten Brief (vom 15.) empfing ich $\frac{1}{4}$ Stunde vorher, ehe Clausius' Wagen vor meine Thüre fuhr, mich abzuholen zum Colonie-Ball — o, wie gerne hätte ich mich gleich niedergesetzt, Dir zu antworten. So tief kannst Du empfinden, Mädchen? Ich kenne die Erzählung vom las Casas nicht und weiß nicht, ob sie ein so inniges Interesse verdient, obschon es von einem Schriftsteller, wie Engel, zu erwarten ist. Aber das ist gleichviel — daß Du so tief und innig empfinden kannst, war mir eine neue, frohe Entdeckung. Große Empfindungen zeigen eine starke, umfassende Seele an. Wo der Wind das Meer nur flüchtig kräuselt, da ist es flach, aber wo er Wellen thürmt, da ist es tief. — Ich umarme Dich mit Stolz, mein starkes Mädchen. Der Zweifel, der Dir bei der Lesung des Aetna einfiel, ob ich nämlich nicht gleichgültig gegen Dich

werden würde, wenn mir Dein Besitz gewiß wäre, möge Dich nicht beunruhigen. Laß nur Liebe immer für mich der Preis der Tugend sein, sowie es die meinige für Dich sein soll — dann wird es immer für uns Etwas geben, das des Bestrebens würdig ist, und wenn es nicht mehr das Geschenk der Liebe selbst ist, die wir schon besitzen, so ist doch die Erhaltung derselben, da wir sie immer noch verlieren können.

Du hast ein gutes Vertrauen zu dem Strome, der die Eißscholle trug, ein Vertrauen, das wir Beide rechtfertigen können und wollen und werden. So weit auch die Klippe hervorragt in den Lauf des Stromes, die Scholle, die er trägt, scheiternd an sich zu ziehen — sein Lauf ist zu sicher, er führt sie, wenn sie auch die Klippe berührt, ruhig fort in's Meer. —

Ganz willige ich in Deinen Vorschlag, eine oder ein paar Wochen mit Schreiben zu pausiren, um nur dann desto mehr schreiben zu können. Sorge und Mühe muß Dir dieser Briefwechsel nie machen, der nur die Stelle eines Vergnügens, nämlich uns mündlich zu unterhalten, ersetzen soll.

Aber ich sehe nach der Uhr, es ist Zeit, daß ich wieder von Dir scheide. Ich muß wieder zu Clausius, so gerne ich auch bei Dir bliebe. Wann werde ich mich nie von Dir trennen dürfen?

Den 22. Januar.

Ich komme nun zu Deinem andern Briefe.

Schmerzhaft ist es mir, wenn Du mir sagst, daß ich selbst an der Vernachlässigung Deines eigenen Außern Schuld bin. — So freilich, wie Du diesen Gegenstand betrachtest, kannst Du Recht haben. Du verstichst unter Deinem Außern nur Deine Kleidung, und daß diese nicht mehr so gewählt und präciß ist und nicht mehr so viel Geld, und was noch schlimmer ist, so viel Zeit kostet, daran mag ich freilich Schuld sein und es reut mich nicht. Ich bin immer im Wohnzimmer lieber, als in der sogenannten Puststube, wo ich mich eng und gepreßt fühle, weil ich kaum auftreten und nichts anrühren darf. Fast auf eine ähnliche Art unterscheide ich die bloß angezogenen und die geschmückten Mädchen. Dieser künstliche Bau von Seide und Gold und Edelsteinen, die Sorge, die daraus hervorleuchtet, die vergangene für seine Ausführung, die gegenwärtige für seine Erhaltung, die hervorfliehende Absicht, Augen auf sich zu ziehen und in Ermangelung eigenen Glanzes durch etwas zu glänzen, das ganz fremdartig ist und gar keinen innern Werth hat, das Alles führt auf einen Ideengang, der unmöglich den Mädchen günstig sein kann. Daher schaden sie sich meistens selbst durch den Staat — daß Du aber diesen abgelegt hast, das habe ich nie an Dir getadelt. Ich habe Dich nie ordnungs- und geschmacklos angezogen gefunden, und das würde ich Dir gewiß haben merken lassen; denn eine einfache und gefällige Unterstüßung ihrer natürlichen Reize ist dem Mädchen mehr als bloß erlaubt und die gänzliche Vernachlässigung derselben ist gewiß tadelnswürdig. Aber, liebes Mädchen, an Deiner Kleidung habe ich ja nie etwas ausgesetzt, und wenn ich einmal stillschweigend Dich fühlen ließ, daß mir an Deinem Außern etwas zu wünschen übrig blieb, so verstand ich darunter etwas ganz anderes. — Doch dieses ist ja kein Gegenstand für die Sprache, noch viel weniger für die Beschrung. Dieses Außere kann nicht zugeschnitten werden, wie ein Kleid, es gründet sich in der Seele, von ihr muß es ausgehen, und sie muß es der Haltung, der Bewegung mittheilen, weil es sonst bloß theatralisch ist.

Wenn Du mich nicht verstehen solltest, so halte darum diese unverständliche Sprache nicht für Geschwätz. Fahre nur fort, Dich auszubilden, und wenn sich einst auch Dein Sinn für das Schöne erhöht und verfeinert hat, so lies dies einmal wieder, dann wirst Du es verstehen.

Deine Uebereilung in der Theegesellschaft bei Tante Masson darf ich nicht mehr richten; Du hast Dich selbst schon gerichtet. Fahre fort, so aufmerksam auf Dich selbst zu sein, und wenn auch jetzt zuweilen Blicke in Dein Inneres Dich schmerzen, künftig werden sie Dich entzücken. — Keine Tugend ist weiblicher als Duldsamkeit bei

den Fehlern Anderer. Darüber will ich Dir künftig etwas schreiben. Erwinnere mich daran!

Adieu. Ich danke für das Geld, bald empfängst Du es wieder.

H. K.

Strasburg, d. 20. Juni 1801.

Liebe Wilhelmine, ich habe wieder in Mannheim und in Strasburg vergebens nach Briefen von Dir gefragt, und weiß nun seit 5 Wochen nicht, wie Du Dich befindest, wie Du lebst, was Du thust, nichts, als daß Du mich liebst. Diese Nachricht bleibt treuen Liebenden nie aus, und ich hoffe, Du wirst sie auch von mir empfangen haben. Täglich habe ich mit der alten Innigkeit an Dich gedacht und jede einsame Stunde benutzt, meine Wünsche im Traume zu erfüllen. — Im Traume — denn in der Wirklichkeit —

— Ach Wilhelmine, wird es nicht einst einen Augenblick geben, wo wir uns in die Arme drücken und rufen werden: endlich, endlich sind wir glücklich! —

Ich muß von andern Dingen reden. — Ich wollte Dir heute von Strasburg aus einen recht langen Brief schreiben, wozu ich auch so ziemlich gestimmt war. Aber höre, auf welche Art Du um diesen langen Brief gekommen bist. Man hat uns hier so viel von den Friedensfesten, die am 14. Juli in Paris gefeiert werden sollen, vorerzählt, daß wir uns entschlossen haben, die Schweiz im Stiche zu lassen und direct nach Paris zu gehen. Nun aber dürfen wir keinen Tag verlieren, um zur rechten Zeit hinzukommen. Wir reisen also in einer Stunde schon ab, und ich nutze diese Frist bloß, um Dir im Kurzen einige Nachricht von mir zu geben. Sobald in Paris das Friedensfest vorbei ist, schreibe ich Dir gleich, und zwar einen langen Brief. —

Ach Wilhelmine, von der einen Seite ist es mir lieb, endlich einmal wieder ein wenig zur Ruhe zu kommen, von der andern ist es mir, als ob sich mein Herz vor der Stadt, die ich betreten soll, sträubte. Noch habe ich von den Franzosen nichts als ihre Gräuelt, ihre Laster kennen gelernt. Und die Thoren werden denken, man komme nach Paris, um ihre Sitten abzulernen! Als ich in Halberstadt bei Gleim war, trauerte er, daß ich nach Frankreich ginge. Auf meine Frage: warum? antwortete er: weil ich ein Franzose werden würde. Ich versprach ihm aber, als ein Deutscher zurückzukehren.

Doch ich muß eilen, der Koffer ist eingepackt. Schreibe mir sogleich nach Paris: (A Mons. de Kleist, ci-devant lieutenant dans les gardes prussiennes; poste-restante) wohl viel von Dir, aber auch etwas von den Freunden. Du bist die Einzige, von der ich Briefe empfangen aus meinem Vaterlande. Adieu,

Dein treuer Heinrich.

Frankfurt a. M., d. 2. December 1801.

Liebe Wilhelmine, ich fürchte nicht, daß Dich Ulriks Ankunst ohne mich schmerzhaft überraschen wird, da ich Dich bereits von Paris aus darauf vorbereitet und Dir meinen Plan, noch in diesem Winter nach der Schweiz zu reisen, darin mitgetheilt habe.

Deinen Brief habe ich noch in Paris, noch an dem Morgen meiner Abreise, fast kaum eine Stunde, ehe ich mich in den Wagen setzte, erhalten. — Ob er mir Freude gemacht hat?

Liebe Freundin, ich möchte nicht gern an Deiner Liebe zweifeln müssen, und noch wankt mein Glaube nicht. Wenn es auch keine hohe Reizung ist, innig ist sie doch immer, und noch immer, trotz Deines Briefes, kann sie mich glücklich machen.

Ich wüßte kein besseres, herzlicheres Mittel, uns Beide wieder auf die alte Bahn zu führen, als dieses: Laß uns Beide Deinen letzten Brief vergessen!

Herzlich lieb ist es mir, daß ich ihn nicht gleich in der ersten Stimmung beantwortete, und daß ich auf einer Reise von 15 Tagen Zeit genug gehabt habe, Dich zu entschuldigen. Ich fühle nun, daß ich doch immer noch auf Deine Liebe rechnen kann,

und daß Deine Weigerung, mir nach der Schweiz zu folgen, auf vielen Gründen beruhen kann, die unserer Vereinigung gar keinen Abbruch thun.

Deine Anhänglichkeit an Dein väterliches Haus ist mir so ehrwürdig und wird mir doch, wenn Du mich nur wahrhaft liebst, so wenig schaden, daß es gar nicht nöthig ist, das Mindeste dagegen einzuwenden. Sind nicht fast alle Töchter in demselben Falle, und folgen sie nicht doch, so schwer es ihnen auch scheint, dem weisen Spruche aus der Bibel: Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen?

Wenn Du mich nur wahrhaft liebst, wenn Du nur wahrhaft bei mir glücklich zu werden hoffst. — Und da mochte freilich in meiner ersten Einladung, aus Furcht Dich bloß zu überreden, zu wenig Ueberzeugendes, zu wenig Einladendes liegen.

Deine ganze Weigerung scheint daher mehr ein Mißverständniß, als die Frucht einer ruhigen Prüfung zu sein. Du schreibst, Dein Körper sei zu schwach für die Pflichten einer Bauersfrau — und dabei hast Du Dir wahrscheinlich die niedrigsten, ekelhaftesten gedacht. Aber denke Dir die besseren, angenehmeren, denke, daß Dir in einer solchen Wirthschaft, wie ich sie unternehmen werde, wenigstens 2 oder 3 Mägde zur Seite gehen, wirst Du auch jetzt noch zu schwach sein?

Liebe Wilhelmine, wenn Du Dich jetzt nicht recht gesund fühlst, so denke, daß vielleicht Dein städtisches Leben an manchem Schuld sei, und daß gewiß die Art der Arbeit, die ich Dir vorschlage, statt Deine Kräfte zu übersteigen, sie vielmehr stärken wird. Aufblühen wirst Du vielleicht. — Doch ich verschweige Alles, was nur irgend einer Ueberredung ähnlich sehen könnte. Freiwillig und gern mußt Du mir folgen können, wenn nicht jeder trübe Blick mir ein Vorwurf sein soll. — Dennoch würde ich mehr hinzusetzen, wenn ich nur mit voller Ueberzeugung wüßte, daß Du mich nicht weniger innig liebst, als ich es doch nothwendig bedarf. Manche Deiner Gründe der Weigerung sind so seltsam. — Du schreibst, Kopfschmerzen bekämst Du im Sonnenschein. — Doch nichts davon! Alles ist vergessen, wenn Du Dich noch mit Fröhlichkeit und Heiterkeit entschließen kannst. Ich habe Dir kurz vor meiner Abreise von Paris Alles gezeigt, was auf dem Wege, den ich Dich führen will, Herrliches und Vortreffliches für Dich liegt. Die Antwort auf diesen Brief soll entscheidend sein. Du wirst ihn wahrscheinlich schon nach Bonn geschickt haben, und ich ihn dort bei meiner Durchreise empfangen. Es wird der Augenblick sein, der über das Glück der Zukunft entscheidet.

Heinrich Kleist.

N. S. Louisens Vorschlag ist mir um des Wohlwollens willen, das ihn gebildet hat, innig rührend. Aber, wenn ich auch, als ich Deinen Brief erhielt, meinen Koffer noch nicht durch die Post nach Bern geschickt gehabt hätte, so würde ich doch nicht haben nach Frankfurt zurückkehren können, wenigstens jetzt noch nicht. Denn, ob ich gleich alle die falschen Urtheile, die von Gelehrten und Ungelehrten über mich ergehen werden, in der Ferne ertragen kann, so wäre es mir doch unerträglich gewesen, sie anzuhören oder aus Mienen zu lesen. Ich kann nicht ohne Kränkung an alle die Hoffnungen denken, die ich erst geweckt, dann geküßt habe — und ich sollte nach Frankfurt zurückkehren? Ja, wenn Frankfurt nicht größer wäre, als der Nonnenwinkel. —

Küsse Louisen und bitte sie, ein gutes Wort für mich bei Dir einzulegen. Sage ihr, daß wenn mir keine Jugendfreundin zur Gattin würde, ich nie eine besitzen würde. Das wird sie bewegen.

Carln hätte ich eigentlich nothwendig schreiben müssen wegen Johann. Es ist mir aber unmöglich und ich bitte Dich, ihn zu benachrichtigen, daß dieser Mensch mich auf eine unwürdige Art, 2 Tage vor der Abreise, da schon die Pferde gekauft waren, in Paris verlassen hat. Wäre er mir nur halb so gut gewesen, als ich ihm, er wäre bei mir geblieben. — Gibt es denn nirgends Treue? — Ach Wilhelmine!

Brief der Braut.

Frankfurt a. O. am 10. April 1802.

Mein lieber Heinrich! Wo Dein jetziger Aufenthalt ist, weiß ich zwar nicht bestimmt, auch ist es sehr ungewiß, ob das, was ich jetzt schreibe, Dich dort noch treffen wird, wo ich hörte, daß Du Dich aufhältst; doch ich kann unmöglich länger schweigen. Mag ich auch einmal vergebens schreiben, so ist es doch nicht meine Schuld, wenn Du von mir keine Nachricht erhältst. Ueber zwei Monate war Deine Familie in Gulben, und ich konnte auch nicht einmal durch sie erfahren, ob Du noch unter den Sterblichen wandelst, oder vielleicht auch schon die engen Kleider dieser Welt mit bestern vertauscht hast.

Endlich sind sie wieder hier, und, da ich schmerzlich erfahren habe, wie wehe es thut, gar nichts zu wissen von dem, was uns über alles am Herzen liegt, so will ich auch nicht länger säumen, Dir zu sagen, wie mir es geht. Viel Gutes wirst Du nicht erfahren.

Ulrike wird Dir geschrieben haben, daß ich das Unglück hatte, ganz plötzlich meinen liebsten Bruder zu verlieren — wie schmerzlich das für mich war, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Du weißt, daß wir von der frühesten Jugend an immer recht gute Freunde waren und uns recht herzlich liebten. Vor kurzem waren wir auf der silbernen Hochzeit unserer Eltern so froh zusammen, er hatte uns ganz gesund verlassen und auf einmal erhalten wir die Nachricht von seinem Tode. — Die erste Zeit war ich ganz wie erstarrt, ich sprach und weinte nicht. Ahlemann, der während dieser traurigen Zeit oft bei uns war, versichert, er habe sich über mein starres Lächeln sehr erschreckt. Die Natur erlag diesem schrecklichen Zustande, und ich wurde sehr krank. Eine Nacht, da Louise nach dem Arzt schickte, weil ich einen sehr starken Krampf in der Brust hatte und jeden Augenblick glaubte, zu ersticken, war der Gedanke an den Tod mir gar nicht schrecklich.

Doch der Ruf aus meinem Herzen: „es werden geliebte Menschen um Dich trauern, Einen kannst Du noch glücklich machen!“ der belebte mich auf's neue, und ich freute mich, daß die Medicin mich wieder herstellte. Damals, lieber Heinrich, hätte ein Brief von Dir meinen Zustand sehr erleichtern können, doch Dein Schweigen vermehrte meinen Schmerz.

Meine Eltern, die ich gewohnt war immer froh zu sehn, nun mit einmal so ganz niedergeschlagen und besonders meine Mutter immer in Thränen zu sehn — das war zu viel für mich. Dabei hatte ich noch einen großen Kampf zu überstehn. In Lindow war die Domina gestorben. Und, da man auf die älteste im Kloster viel zu sagen hatte, und ich die zweite war, konnte ich erwarten, daß ich Domina werden würde. Ich wurde auch wirklich angefragt, ob ich es sein wollte; Mutter redete mir sehr zu, da dieser Posten für mich sehr vortheilhaft sein würde, und ich doch meine Zukunft nicht bestimmen konnte. Doch der Gedanke, in Lindow leben zu müssen, (was dann nothwendig war) und die Erinnerung an das Versprechen, was ich Dir gab, nicht da zu wohnen, bestimmten mich, das Fräulein von Randow zur Domina zu wählen, welche nun bald ihren Posten antreten wird.

Bedauerst Du mich nicht? ich habe viel ertragen müssen. Tröste mich bald durch eine erfreuliche Nachricht von Dir, schenke mir einmal ein paar Stunden und schreibe mir recht viel!

Von Deinen Schwestern höre ich nur, daß Du nicht oft an sie schreibst, höchstens noch den Namen Deines Aufenthaltes, Du kannst Dir also leicht vorstellen, wie sehr mir verlangt, etwas mehr von Dir zu hören.

Freuden giebt es für mich sehr wenig; — unsere kleine Emilie macht mir zuweilen frohe Stunden. Sie fängt schon an zu sprechen; wenn ich frage: „was macht Dein Herz?“ so sagt sie ganz deutlich: „mon coeur palpite“ und dabei hält sie die

rechte Hand auf's Herz. Frage ich: „wo ist Kleist?“ so macht sie das Tuch voneinander und küßt Dein Bild.

Mache Du mich bald froher durch einen Brief von Dir, ich bedarf es sehr, von Dir getröstet zu werden.

Der Frühling ist wiedergekehrt, aber nicht mit ihm die frohen Stunden, die er mir raubte! Doch ich will hoffen!! Der Strom, der nie wiederkehrt, führt durch Klippen und Wüsten endlich zu fruchtbaren, schönen Gegenden, warum soll ich nicht auch vom Strom der Zeit erwarten, daß er auch mich endlich schöneren Gefilden zuführe? Ich wünsche Dir recht viel frohe Tage auf Deiner Reise und dann bald einen glücklichen Ruhepunkt.

Ich habe die beiden Gemälde von L. und ein Buch, worin Gedichte stehn, in meiner Verwahrung. Das übrige von Deinen Sachen hat Dein Bruder. Man glaubte, dies gehörte Carln und schickte mir es heimlich zu.

Schreibe recht recht bald an Deine Wilhelmine!

Kleists letzter Brief an seine Braut.

Auf der Marinsfel bei Thun, d. 20. Mai 1802.

Liebe Wilhelmine, um die Zeit des Jahreswechsels erhielt ich den letzten Brief von Dir, in welchem Du noch einmal mit vieler Herzlichkeit auf mich einstürmst, zurückzukehren ins Vaterland, mich dann mit vieler Zartheit an Dein Vaterhaus und die Schwächlichkeit Deines Körpers erinnerst, als Gründe, die es Dir unmöglich machen, mir in die Schweiz zu folgen, dann mit den Worten schließt: „Wenn Du dies Alles gelesen hast, so thue was Du willst!“ Nun hatte ich es wirklich, in der Absicht, mich in diesem Lande anzulassen, in einer Menge von vorhergehenden Briefen an Bitten und Erklärungen von meiner Seite nicht fehlen lassen, so daß von einem neuen Briefe kein besserer Erfolg zu erwarten war; und da mir eben aus jenen Worten einzuleuchten schien, Du selbst erwartetest keine weiteren Bestürmungen, so ersparte ich mir und Dir das Widrige einer schriftlichen Erklärung, die mir nun aber Dein jüngst empfangener Brief doch nothwendig macht.

Ich werde wahrscheinlicher Weise niemals in mein Vaterland zurückkehren. Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich thörichter Weise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden, wie die Natur meiner Seele.

Ich war im Begriff, mir ein kleines Gut in der Schweiz zu kaufen, und Bannwitz hatte mir schon den Rest meines ganzen Vermögens dazu überschickt, als ein abscheulicher Volksaufstand mich plötzlich, acht Tage ehe ich das Geld empfang, davon abschreckte. Ich fing es nun an für ein Glück anzusehn, daß Du mir nicht hattest in die Schweiz folgen wollen, zog in ein einsames Häuschen auf einer Insel in der Aar, wo ich mich nun, mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei machen muß.

Indessen geht, bis mir dieses glückt, wenn es mir überhaupt glückt, mein kleines Vermögen gänzlich darauf, und ich bin wahrscheinlicher Weise in einem Jahre ganz arm. Und in dieser Lage, da ich noch außer dem Kummer, den ich mit Dir theile, ganz andre Sorgen habe, die Du gar nicht kennst, kommt Dein Brief und weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war.

Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunsch, als: bald zu sterben!

H. K.



Die ungarische Staatsidee.

Aus Ungarn.

Von

I. A.



Was ist die heutige Oesterreichisch-Ungarische Monarchie? Ist sie in der That ein durch Staatsverträge stabilisirter Bund zweier besonderer Einheitsstaaten? So behaupten es bei uns sowohl die Freunde, als auch die Gegner unseres zu Oesterreich bestehenden Verhältnisses. Nur erblicken die Ersteren in demselben die Sicherung, die Anderen hingegen die Preisgebung der Staatlichkeit und Souveränität Ungarns. Ein Widerstreit, der niemals seine Lösung finden wird, insolange man an der gegebenen Definition festhalten will. Wäre das fragliche Verhältniß wirklich nur die Ehe zweier besonderer Einheitsstaaten, dann hätten beide Ansichten ihr Für und Wider, keine oder beide hätten bis zu einer gewissen Grenze Recht.

Ungarn war immer, selbst als man es begraben wollte, ein Einheitsstaat. Die „Königreiche und Länder“ des heutigen Oesterreichs waren verbunden durch die Dynastie, zum Theil, aber auch nur zum Theil, durch die Zugehörigkeit zu Deutschland und durch den Absolutismus. Es gab ein „Haus Oesterreich“, welches Jahrhunderte hindurch eine Weltstellung innehatte, welches in seinen glanzvollsten Tagen ebenso deutsch als spanisch, italienisch und ungarisch war, weil es seinem schweizer Ursprunge nicht unentsprechend, immer mehr kosmopolitisch als exclusiv national war und seine große Haus-Politik nie einer nationalen Staats-Politik unterordnete; aber einen Staat Oesterreich gab es außer dem kleinen Erzherzogthume bis 1804 nicht. Freiherr v. Bach machte den Versuch, durch den Absolutismus einen Einheitsstaat zu schaffen. Auch die, 1804 feierlich aufrecht erhaltene Selbständigkeit und unabhängige Sonderstellung Ungarns wurde für ein kurzes Jahrzehnt aufgehoben. Der Versuch scheiterte scheinbar an

dem passiven Widerstande Ungarns, in Wahrheit an dem totalen Mangel geschichtlicher Grundlagen, an dem Widerspruche zwischen dem Streben und den thatsächlich bestehenden politischen Verhältnissen. Die Februar-Verfassung des Ritters v. Schmerling machte einen ganz unvollkommenen und unzulänglichen Versuch, einen Einheitsstaat und zwar wenigstens im Sinne des sogenannten Cisleithaniens zu schaffen. Auch dieser Versuch, dem sich Ungarn nicht mehr widersetzte, den aber Tschechen und Polen um so lebhafter bekämpften, scheiterte wohl aus ähnlichen Gründen wie der vorige kühnere. Heute kann, als sowohl durch Regierung, wie durch Parlaments-Majorität aufgegeben, seine Erneuerung als fruchtlos, ja hoffnungslos betrachtet werden.

Eigentlich kann aber doch auch nicht von einem Bund, von einer Ehe die Rede sein. Bund und Ehe sind löslich. Wir aber gehören zusammen. Nur der Tod kann uns trennen, und die Trennung wäre für alle Theile, große und kleine, der staatliche, der politische und wohl auch für die meisten der national-culturelle Tod.

Das Verhältniß beruht aber auch nicht auf einem bloßen Staatsvertrage. Seine Grundlogen sind bessere, dauerndere. Der Staatsvertrag giebt nur einem innerlichen Bedürfnisse, einer nothwendigen Zusammengehörigkeit formellen Ausdruck. Die heutige Oesterreich-Ungarische Monarchie ist die innerlich vielleicht noch nicht ganz abgeschlossene, aber bereits hochgegebene Ausbildung eines geschichtlich uralten Entwicklungsganges. Dieser Entwicklungsgang war oft gehemmt, ja zurückgeworfen. Wiederholt schien er der Vernichtung nahe, ja bereits vernichtet. Aber gerade daraus geht seine Macht, seine Zukunft, seine Nothwendigkeit hervor, daß der anscheinend geringste gerettete Keim genügte, damit er selbst unter den mißgünstigsten Verhältnissen, aus dem Gestein und der Luft seine Nahrung schöpfend, auf's Neue Wurzel fasse und Wurzel und Krone wieder mächtig nach allen Seiten ausbreite. Dieser Entwicklungsgang fällt zusammen mit dem Entwicklungsgange des ungarischen Staatswesens, und besteht darin, daß vermöge einer europäischen Nothwendigkeit um das centrale Ungarn immer wieder ein großes Reich zusammenstehen muß, dessen Förderung und Aufrechterhaltung eben die Mission der ungarischen Race ist, die hierdurch ihren eigenen, aber auch den Interessen einer ganzen Reihe kleinerer Racen und zugleich einer europäischen Nothwendigkeit entspricht. Und beständig wurde dieses Ziel durch die ungarische Race und ihren Staat angestrebt vom Anbeginne ihres Erscheinens in der Tiefebene von Pannonien. Unter Ludwig dem Großen und Mathias Corvinus schufen sie dieses große Reich, und nachdem es sich aus seinen Trümmern durch historische Nothwendigkeiten wieder zusammengefunden hat, macht sich in Ungarn die Erkenntniß immer mehr geltend, daß die Erhaltung und Förderung dieses Reiches durch die Traditionen und Interessen, durch die Vergangenheit und die Zukunft Ungarns gleicherweise geboten wird, und daß Ungarn nur hierin und hiedurch wieder eine europäische Bedeutung gewinnen kann.

Im ungarischen Volkscharakter giebt es einen Zug, der zur Behauptung einer leitenden Rolle unentbehrlich, bei dessen Mangel die endliche Unterordnung und Dienstbarkeit unabwendbar ist. Es ist das die durch das ganze Volk gehende stete Bereitschaft für große Ziele, für die Behauptung der Individualität Alles zu wagen. Wunderbar vereint sich aber dieser zum Zuschlagen stets bereiten Neigung eine umsichtige Ueberlegung, eine rechnende Mäßigkeit. Und es ist nicht das Hinsterben der ersten Eigenschaft, sondern das Vorhandensein der zweiten, wenn die staatsrechtliche Opposition, die äußerste Linke, die mehr oder weniger offen den Bruch mit Oesterreich anstrebt, heute bereits ausschließlich auf jene Schichten angewiesen ist, welche sich in der Politik wohl durch Gefühle, aber nicht durch das Urtheil leiten lassen, und wenn ihre intelligentesten Anhänger und Wortführer selbst weit mehr durch Rücksichten persönlicher Politik, als durch politische Ueberzeugung in diesem Lager festgehalten werden.

Aber nicht nur die politisirende Intelligenz, die in Ungarn mit der Intelligenz überhaupt fast identisch ist — auch die ihrem Instincte und meist einem gesunden Instincte folgenden Massen haben es erkannt, daß die Politik der äußersten Linken kein großer Kampf für ein großes Ziel ist. Diese Politik könnte selbst im Falle ihres glanzvollsten Erfolges nur zu einem höchstens formell unabhängigen, aber unbedeutenden, wesentlich von seinen Nachbarn abhängigen mageren Ungarn führen. Die Ungarn müßten eben alle Erinnerungen einer leitenden Stellung der Vergangenheit rein vergessen haben, wenn sie sich für eine Art von ungarischem Bulgarien begeistern sollten. Sie finden in ihrer gegenwärtigen Stellung weit mehr nationale Sicherheit und internationale Bedeutung, und immer mehr muß sich die Erkenntniß aufdrängen, daß es eben die alte ungarische Staatsidee ist, die in der neuen österreichisch-ungarischen Monarchie auf's Neue auflebt.

Der Grundirrtum der Unabhängigkeits-Partei, wie sich die äußerste Linke nennt, ist der, daß sie in dem heutigen Oesterreich noch immer jene habsburgische Weltmacht erblickt, die bei der Unverhältnißmäßigkeit der Kräfte natürlicherweise schwer auf Ungarn drückte und bei der Gemeinsamkeit der Dynastie eben so oft eine Bedrohung, als ein Schirm der ungarischen Selbständigkeit war. Ueberdies war Ungarn nicht nur relativ, es war auch absolut schwächer als heute. Nach dem Zusammenbruche bei Mohács gewann es seinen Besitzstand nur allmählich, und erst in neuerer Zeit in größerem Maße aus Türkenhänden zurück. Das habsburgische Imperium dagegen gebot über die Niederlande, das Deutsche Reich und Italien. Die Unabhängigkeits-Partei nun vergißt, daß 1866 etwas geschehen ist, daß ein hundertjähriger Proceß zur Entscheidung gekommen, daß eine gigantische, aber übermenschliche Politik zur unvermeidlichen Katastrophe gekommen ist, daß sich vollzogen hat, was geschehen mußte.

Es scheint, daß die politischen Gestaltungen eine physische, eine territoriale Grenze haben, über die hinaus ihre Unhaltbarkeit eintritt. Es giebt

eine Grenze des Machtzuwachses, mit deren Ueberschreiten er zur Schwäche wird. Das ganze kühne Gebäude bricht zusammen, oder — es fällt entzwei.

Es lassen sich hierfür der Reiche viele als Beispiel anführen. Die beiden größten, die an Macht, Umfang und Dauer nicht ihres Gleichen hatten, also am lauteften sprechen, waren das römische und das habsburgische Imperium.

Als das Römerreich an jener Grenze des Machtzuwachses angelangt war, brach es entzwei. Das westliche Reich wahrt seinen römischen Charakter. Das östliche nimmt rasch den Charakter jenes Volkes an, welches seinen Kern, seine Grundlage bildet, und allein im Stande war, zugleich eine bedeutende geschichtliche Vergangenheit zu bieten.

Nach dem Sturze Roms beansprucht das Franken-Reich die Erbschaft. Rasch theilt es sich aber in Frankreich und Deutschland. Letzteres übernimmt die großen Traditionen und Aspirationen Roms. Die römisch-deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg begründen eine Weltherrschaft, die von Stralsund bis Neapel, von Gibraltar bis zum schwarzen Meere gebieten will, und die thatsächlich eine Oberhoheit über den größten Theil dieses ungeheuren Gebietes ausübt. Allerdings ist das keine Herrschaft Deutschlands, welches gewissermaßen nur für die Mittel derselben aufzukommen hat. Es ist eine Herrschaft des Hauses Habsburg, das in Spanien spanisch, in Italien italienisch, in Ungarn ungarisch ist. Aber dennoch; eine solche Herrschaft kann durch eine Reihe politischer Genies geschaffen werden, nicht einmal eine Reihe politischer Genies kann sie zusammenhalten. Vorerst theilen die Habsburger unter sich, und nach dem Absterben der spanischen Linie mußten sie Spanien aufgeben, weil diese Macht bereits zu sehr in Ungarn, im Orient engagirt ist. Und wie sich die habsburg'sche Macht im Osten ausbreitet und festigt, so mindert und schwächt sie sich fortwährend im Westen. Die deutsche Kaisermacht wird immer mehr zum Schatten. Im Beginne unseres Jahrhunderts gehen in rascher Folge die niederländischen Staaten, die süddeutschen Besitzungen, 1806 geht die deutsche Krone verloren. Noch immer bleibt aber eine Vormachtsstellung in Deutschland. Fürst Schwarzenberg gewinnt in den 50er Jahren für die Erben Habsburgs eine imponirende Stellung in Deutschland und Italien. Diese soll gefestigt werden, indem die Wiener Staatsmänner jetzt zum ersten Male, außer dem kurzen Versuche Joseph II., das Deutschtum auf ihre alte römisch-ultramontane und spanisch-absolutistische Fahne schreiben. Aber was Joseph II. im Bunde mit der Aufklärung nicht gelungen, konnte dem Freiherrn von Bach im Bunde mit dem Concorbate und dem Absolutismus noch weniger gelingen. Es ist theils zu spät, theils überhaupt unmöglich. 1866 vollzieht sich, was sich schon längst vorbereitete. Das durch die Habsburger gegründete Imperium reißt entzwei. Es war aber groß genug geworden für zwei große Reiche.

Das eine ist das alte deutsche Reich, neugegründet durch das Haus

Hohenzollern, welches seine ausschließliche deutsche Vergangenheit zu dieser Mission beruft, das andere verbleibt der alten Dynastie, in Ungarn hat es sein Schwergewicht, im Osten seinen Beruf.

Und ein neues Habsburger-Reich entsteht, aber kein solches, gegen das sich Ungarn zu wahren hätte. Denn es beruht eben auf Ungarn, wie das schon Genz erkannte, als er, die definitive Spaltung des alten Imperiums bereits 1804 voraussehend, den ungarischen und nicht den österreichischen Kaisertitel empfahl, der keine historische Grundlage hatte und nur in Hinblick auf die Wiedergewinnung der deutschen Stellung bevorzugt wurde. In dieser neuen Habsburger-Monarchie ist es nicht nöthig, den Schwerpunkt erst nach Osten zu verlegen, er fällt von selbst dahin. Und die Consolidirung dieser neuen Monarchie ist nichts anderes, als die Wiederaufnahme der alten ungarischen Staatspolitik.

In dem Theile Europas, der zwischen dem großen deutschen und dem großen russischen Reiche liegt, hat es nie etwas anderes gegeben und ist nichts anderes denkbar, als die Fremdherrschaft oder die chaotische Anarchie, oder die geordnete und consolidirte Gruppierung um ein centrales Ungarn. Ordnung, Friede, Fortschritt sind auf diesem Territorium nicht anders zu sichern; deshalb war dieses Territorium immer der Schauplatz der ungarischen Staatspolitik, die Sphäre der ungarischen Staatsidee; deshalb brach auf diesem Territorium mit dem ungarischen Königreiche zugleich die Ordnung, die Freiheit, der Fortschritt zusammen, deshalb konnten auch diese erst mit dem ungarischen Königreiche zugleich wieder erstehen.

Nimmt man die Elemente einer selbstständigen geschichtlichen Vergangenheit, der politischen Potenz, des politischen savoir faire und des staatenbildenden Geschickes, einer selbstständig entwickelten Cultur und der Cultur-Fähigkeit in ihrer Vereinigung, dann überwiegt Ungarn, wenn auch nicht in jedem einzelnen dieser Factoren, aber doch in ihrer Summe, eine jede der kleineren politisch-historischen Individualitäten, die mit Ungarn zusammen den Complex dieses Territoriums bilden. Und deshalb sowohl, als auch vermöge seiner centralen Lage ist Ungarn die natürliche Basis, der natürliche Vermittler und Einiger. Deshalb war die alte Rolle Ungarns auf diesem weiten Gebiete kein vergänglicher Zufall, nicht eine Episode, sondern eine politisch-ethnographische Nothwendigkeit, die durch die Fremdherrschaft, die mongolische, die türkische Invasion, zurückgedrängt werden kann, aber immer wieder zur Geltung gelangt, sobald die fremde Invasion gebrochen oder in ihre natürlichen Grenzen zurückgetreten ist. Denn außer der ungarischen Race sind alle anderen Racen dieses Territoriums entweder nur zu einer politisch-historischen Sonder-Existenz gelangte Bruchstücke eines auswärtigen Volkselementes, das eine eigene große Existenz bietet, wie z. B. die Bewohner der deutsch-österreichischen Alpenländer, oder ihre Existenz gesondert

wahrende Bruchstücke eines Volkselementes, das seine eigene große Existenz verloren hat, wie die Polen in Galizien; oder es sind zwar in sich abgeschlossene, integrale Volkselemente, die aber vermöge ihrer Minderzahl in ihrer geschichtlichen Entwicklung und daher in politischer und cultureller Potenz, niemals dauernde Selbstständigkeit, umsoweniger eine leitende Stellung erlangt oder auch nur angestrebt haben. Wäre nun auch das am meisten dazu berufene Ungarn außer Stande, dieser Aufgabe der Vermittelung und Einigung zu entsprechen, dann müßte eben zufolge der politischen Naturgesetze eines der großen Nachbarreiche diesen Beruf übernehmen. Denn das politische Chaos zieht immer, wie der Magnet das Eisen, den Eroberer heran.

Sobald aber eine außerhalb dieses Territoriums stehende Macht das Werk der Ordnung und Consolidation in ihre Hand nehmen wollte, konnte es nur im Wege der Unterdrückung, der Absorption und Vernichtung aller dieses Territorium bewohnenden Rassen vollzogen werden. Hier zeigt sich indessen ein wesentlicher Unterschied zwischen Rußland und Deutschland. Es ist fraglich, ob ein solches Unternehmen der russischen Rasse nicht zum Verderben gereichen würde, wie es der türkischen zum Verderben gereichte. Es ist fraglich, ob ein solches Unternehmen von deutscher Seite nicht zum zweitenmale mißlingen würde, wie es unter den Habsburgern mißling, obwohl Deutschland dasselbe mit den schwersten inneren Schäden, mit einer ungeheuren Kraftvergeudung, mit Jahrhunderte langer Erschöpfung zu bezahlen hatte. Denn daß die Habsburger die Kraft des deutschen Volkes statt auf seine innere Sicherung und Entwicklung, an dieses Unternehmen, an ihre ungarische und orientalische Politik heranzogen, ist jedenfalls die Hauptursache der Erschöpfung und des politischen Verfalles in Deutschland, abgesehen davon, daß die Habsburger hierdurch sich zwar ein neues Reich geschaffen, aber das deutsche verloren haben.

Setzen wir jedoch den Fall, daß die Aufgabe Deutschland oder Rußland gelingen könnte. Sowohl Deutschland als Rußland ist uns Allen, sämtlichen Rassen dieses Territoriums, viel zu fremd, wir könnten uns gegenseitig viel zu schwer begreifen, unsere culturelle und politische Vergangenheit und Entwicklung sind zu sehr verschieden, als daß die bestehenden Eigenarten weiter bestehen, sich weiter entwickeln könnten; es wäre nicht anders denkbar, als die fremde Cultur auf der tabula rasa, auf der Unterdrückung und Vernichtung des Bestehenden.

Manche mögen hierin wenigstens einen culturellen Gewinn erblicken, vorausgesetzt, daß wenigstens nicht die russische, sondern die deutsche als eine höhere Cultur an die Stelle des Bestehenden tritt. Aber Cultur verbreiten zu wollen nicht auf dem Wege gegenseitiger Förderung, sondern auf dem der Vernichtung der weniger entwickelten durch die reichere und mächtigere, es mag ein nobler Irrthum sein, aber es ist ein Irrthum, und ein trauriger. Immer gewinnt dabei die Sache der Barbarei mehr, als die Sache der

Cultur, der Entwicklung der Menschheit überhaupt, die vielseitige Arbeit, und die Arbeit verschieden veranlagter Cultur-Individualitäten erheischt.

Werfen wir einen Blick auf die Karte und fragen abermals: „Was ist die heutige Oesterreichisch-Ungarische Monarchie?“

Vor Allem Ungarn selbst, welches vermöge seiner centralen Lage, seines abgerundeten Gebietes, der Selbständigkeit und Bedeutung seiner geschichtlichen Entwicklung, seines politischen Gewichtes und seiner Consolidirtheit in den Vordergrund tritt; und außer Ungarn fast ausschließlich solche Gebiete, und politisch-historische Gebilde, welche seit der Begründung des tausendjährigen ungarischen Reiches immer in enge Beziehungen zu Deutschen getreten sind, und in diesen ihr Gleichgewicht fanden. Länder und Gebiete die einerseits durch Ungarn mit der ganzen Macht seiner moralischen und materiellen Anziehungskraft in seine Interessensphäre gezogen worden, weil es selbst nur hiedurch jene europäische Bedeutung gewinnen und behaupten konnte, deren es zur Sicherung seiner Existenz und zur Erfüllung seines europäischen Berufes bedurfte; die anderseits selbst ein ständiges Verhältniß zu Ungarn suchten, weil sie nicht mächtig genug waren, um ihre Basis und ihren Schwerpunkt in sich selbst zu finden, aber stark genug um sich nicht assimiliren zu lassen, und eben das Verhältniß zu Ungarn ihnen unter allen überhaupt möglichen die beste Garantie gegen die Assimilation bot.

Gerade der Umstand, daß in diesem gegenseitigen Anziehungsproceß fremde Interessentkreise und noch häufiger innere Conflicte störend eingreifen, dieser Proceß aber sich dennoch unaufhaltsam geltend macht, ist ein Beweis, daß wir es hier mit jenen großen Naturgesetzen der Gravitation und Wahlverwandtschaft zu thun haben, die ebenso in der moralischen wie in der materiellen Welt herrschen und die nothwendigen Bestrebungen von den zufälligen unterscheiden.

Halten wir uns an die Thatfachen, vermeiden wir die Deduction, die Gefahren einer künstlichen Beleuchtung.

Die heutige Bukowina ist ein Theil jener Moldau, die auf wüstem Gebiete im Jahre 1359 durch rumänische Colonen aus der ungarischen Marmaros gegründet ward und Jahrhunderte hindurch unter ungarischer Schutzherrschaft stand.

Um die geschichtlichen Grundlagen der Verhältnisse zwischen Galizien und Lodomerien — Halitsch und Vladimir — und dem ungarischen Königthume zu suchen, muß auf die ersten Jahrhunderte dieses Königthums zurückgegangen werden. Nachdem Boris, Fürst von Halitsch, nach der ungarischen Krone strebte und, geschlagen, 1139 sein eigenes Fürstenthum verloren hatte, erscheinen die Ungarn, theils zur Hilfe, theils zur Vermittelung aufgefordert, immer wieder in diesem Lande, bis 1183, durch eine Volkspartei gerufen, Béla III. seinen Sohn Andreas auf den Thron setzt und dem ungarischen

Königstitel den eines Königs von Galitz zu fügt. Andreas breitet die Hoheit der ungarischen Krone auch über Wladimir aus und regiert diese Länder durch ihn ein- und abgesetzte Fürsten, bis er seinen Sohn Coloman zum König krönen läßt. Das derart begründete Schutz- und Lehens-Verhältniß wird durch die Mongolenherrschaft unterbrochen, aber durch Ludwig den Großen 1337 wieder hergestellt, der diese Gebiete als Theile der ungarischen Krone durch Wojwoden und Capitäne regiert. Wenn auch einerseits diese Gebiete zeitweise bis dahin, und später ständig zu Polen gehörten, vereinigten sich anderseits von dieser Zeit an wiederholt und auf längere Zeiten die Kronen von Ungarn und Polen auf demselben Haupte, und so wird das Verhältniß immer wieder neu belebt. Wenzel von Böhmen wird schon 1300 König von Polen, sein gleichnamiger Sohn 1301 König von Ungarn. Ludwig der Große vereint von 1370 bis 1387 beide Kronen. Wieder vereinen sich dieselben als 1440 Wladislaus von Polen zum König von Ungarn erwählt wird. 1575—1582 herrscht der ungarisch-siebenbürger Fürst Stefan Báthory als König von Polen, und als Polen getheilt wird, übernimmt die Königin von Ungarn Maria Theresia unter ausdrücklicher Berufung auf die alten Rechte und Ansprüche der ungarischen Krone am 4. März 1772 Galizien und Lodomerien.

Die böhmische Krone ist, abgesehen von dem Versuch Wenzels, unter Sigmund von 1419—1437, unter Albert von 1437—1474, unter Wladislaus V. von 1445—1458 mit der ungarischen vereint. König Matthias Corvinus, durch die Stände berufen und 1469 in Olmütz zum König gekrönt, schließt von 1468—1490 Mähren und Schlesien an Ungarn, und behält in dem Abkommen mit Wladislaus außer dem Titel eines Königs von Böhmen diese Provinzen der böhmischen Krone, so daß sich noch 1511 ein Streit erhebt, ob dieselben Wladislaus als König von Böhmen, oder als König von Ungarn huldigen sollen. Von 1590 ist die Krone von Böhmen mit der von Ungarn, anfangs unter den Jagellonen, dann unter den Habsburgern wieder und nunmehr ohne Unterbrechung auf demselben Haupte vereint.

Nicht so alt ist das Verhältniß zu den deutschen Alpenländern. Hier beschränkt es sich auf zeitweilige Grenzstreitigkeiten und Bündnisse. Nur Bela IV. schließt die Steyermark, Matthias Corvinus Nieder-Oesterreich an die Krone von Ungarn. Aber in Folge des ungarischen Königthumes der Habsburger, der Lockerung des Deutschen Reiches, des Sinkens der kaiserlichen Macht in Deutschland, vor Allem in Folge des Jahrhundertelangen und immer erfolgreichen Strebens der Wiener Regierungsmänner, diese Länder von Deutschland geistig und culturel abzuschließen, wird das Zusammengehörigkeits-Gefühl und das politische Verhältniß Ungarn gegenüber ein viel innigeres und organischeres, als das zu Deutschland. Wenn diese Länder bei dem großen Scheidungs-Proceß 1866 außer Deutschland bleiben, so entspricht das nur ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihrem poli-

tischen Bewußtsein, ihrem Zusammengehörigkeits-Gefühle. In jenen hochgebildeten, aber engen Wiener Kreisen, in welchen man trotz der Bestrebungen des Absolutismus einen innigen geistigen Zusammenhang mit Deutschland gepflegt hatte, mag man diese Scheidung beklagen, wie man den Verlust der Vormachtstellung in Deutschland, wenn auch hoffnungslos, noch immer beklagt; aber in der Masse der Bevölkerung und in der Provinz giebt es eine solche Klage nicht.

Zu einer richtigen Beurtheilung und Ergänzung der bisherigen Betrachtungen dürfte es nicht überflüssig sein, einige wenige Daten über die Wiedererhebung Ungarns aus seinem tiefsten Verfall bis zu seiner nun wiedergewonnenen Stellung mit in Betracht zu ziehen.

Diese Betrachtung wird uns zugleich einen Blick auf die bemerkenswerthe Thatsache eröffnen, daß unter allen Reichen und Völkern, über die Habsburg geherrscht, Ungarn und die Ungarn unter dieser Herrschaft am meisten gewonnen haben. Die häufigen und blutigen Conflicte zwischen Ungarn und der Dynastie, übrigens immer durch die absolutistischen Bestrebungen der Wiener Staatsmänner herbeigeführt, nach dem Widerstande der Ungarn immer wieder durch die Herrscher selbst den ungarischen Gesetzen entsprechend beigelegt, — diese Conflicte haben natürlicherweise in und außer Ungarn mehr dramatischen Eindruck gemacht, als die allmählichen, aber großen Endresultate der habsburg'schen Herrschaft. Diese Endresultate aber machen jene Conflicte geradezu verschwinden. Es ist eine historische Thatsache, daß das Haus Habsburg seine deutsche Mission und seine auf dieser fußende Weltstellung seiner ungarischen Mission und der Wiedererhebung des ungarischen Reiches geradezu geopfert hat.

Es ist der Mühe werth, die folgenden Daten mit der Karte in der Hand zu verfolgen.

Als die Habsburger durch die ungarischen Stände zur Herrschaft berufen werden, war das große ungarische Reich, welches seine Schutzherrschaft nach Osten und Süden über Theile von Roth-Rußland, Podolien und Volhynien, über die Moldau, die kleine und die große Walachei, Bulgarien, Serbien, Bosnien und über einen Theil des heutigen Albaniens ausgebreitet hatte, vollständig zusammengebrochen. Auf der Flucht war der letzte König im Sumpfe ertrunken. Die Blüthe der Ritterschaft war bei Mohacs gefallen. Wie das Meer, welches plötzlich die Dämme bricht, die ihm lange widerstanden, nimmt der Türke Besitz vom Lande, das noch kurz vorher in den zu Basel gedruckten deutschen Chroniken „das allermächtigste und gewaltigste Königreich Ungern genannt“ wird. Die Verordnungen des neuen Herrn erfließen zwar ungarisch, aber immer mit der Anrede: „Du christliches Schwein“, und mit einem Schlußsatze, welcher die baldige Enthauptung in Aussicht stellt.

Wenn wir eine Karte von 1642 zur Hand nehmen, finden wir, daß Ungarn nichts anders ist, als ein schmaler Streifen Landes an der Ostgrenze der österreichischen und böhmischen Provinzen. Dieses Ungarn liegt zwischen dieser Grenze und einer fast parallelen Linie, die von Sissel nach Kanizza und Raab (Győr) nordwärts, von hier östlich bis Erlau (Eger) und dann wieder nördlich nach Eperjes und Wartfeld (Wartfa) an die polnische Grenze läuft. Von Erlau bis Wartfeld geht die Grenze zwischen diesem traurigen Ueberreste Groß-Ungarns und dem otomanischen Vasallen-Fürstenthume Siebenbürgen. Zwischen diesem und dem osmanischen Reiche zieht sich die Grenze südwärts von Erlau über Ghula nach Déva.

Der Friede von Linz, 1645 und von Eisenburg (Vasvár), 1664, restituirt zuerst die Comitate Borsod, Albani, Zemplin, Beregh, Ugocsa, dann Szathmár und Szabolcs. Der Friede von Karlowitz dehnt die ungarischen Grenzen bis an die Unna und die Save, bis Karlowitz und Titel, von hier am Maros-Ufer bis Siebenbürgen aus.

Der Friede von Passarowitz, 1718, erwirbt nicht nur das Temeser Banat zurück, sondern auch die kleine Walachei bis an die Ost, Serbien bis gegen Pragujevaß und einen Theil Bosniens. Hiervon verbleibt aber im Frieden von Belgrad 1739 nur das Temeser Banat, welches 1779 auch mit dem Königreiche Ungarn definitiv wiedervereint wird.

1733 wird die Marmaros und ein Theil von Zarand zurückgewonnen, die bis dahin unter siebenbürgischer Hoheit standen.

1772 übernimmt die Königin von Ungarn, Maria Theresia, auf Grund der alten Rechte der ungarischen Krone an die sogenannten „dreizehn Städte“, an Halitsch und Bladimir, diese Gebiete und überdies Theile der Palatinate von Krafau, Szendomar und Belz, so wie den nordwestlichen Theil der Moskau, — die Bukovina — und es werden die an Polen verpfändet gewesenen „dreizehn Städte“ 1775 Ungarn reincorporirt.

Der Friede von Sistow erwirbt 1790 den Kreis von Orsova und einen Theil des Kreises der Unna, welche aber, von Ungarn abgetrennt, unter militärischer Verwaltung verbleiben.

1791 wird Siebenbürgen als besonderes Kronland, 1848 aber vollständig mit Ungarn vereint. 1873 endlich wird auch die „Militär-Grenze“ aufgegeben, um in die Administration der ungarischen Regierung überzugehen.

Das sind die Resultate einer ununterbrochenen Erhebung nach fast vernichtenden Schlägen, die ungarische Ausdauer, kriegerischer und politischer Geist errungen. Dieser politische Geist aber offenbarte sich am augenscheinlichsten offenbar darin, daß Ungarn die gegen seine Interessen gerichteten Bestrebungen der Wiener Regierungsmänner stets und erfolgreich zu bekämpfen wußte, trotzdem aber in allen seinen ausschlaggebenden Elementen immer unerschütterlich an der Dynastie festhielt, die es sich im eigenen, richtig

erkannten Interesse selbst erwählt, und deren Macht und Stütze es als den Hauptfactor seines Wiederaufbaues immer erkannte. Wir finden eine lange Reihe von blutigen Kämpfen gegen die Wiener Regierungsbestrebungen, aber keine einzige Erhebung, die direct gegen die Dynastie gerichtet gewesen wäre. Von allen ungarischen Insurrections-Führern verfällt nur Kossuth in den Irrthum, den Thronverlust zu proclamiren, und dieser Irrthum begegnet dem lauten Widerspruch der ungarischen Armee selbst und ist die Hauptursache der totalen Niederlage der ungarischen Sache.

Nunmehr müssen aber die Ursachen auch zu solchen Conflicten als definitiv beseitigt betrachtet werden. Diese Conflictte entsprangen einerseits aus dem Umstande, daß die Dynastie zugleich die deutsche Kaiserkrone trug, anderseits aus dem Absolutismus. Vielmehr aber aus dem Letzteren, als aus dem Ersteren. Denn wenn es auch theoretisch richtig ist, daß dieses enge Verhältniß einer gemeinsamen Dynastie bei dem Kräfteverhältnisse zwischen dem deutschen Reiche und Ungarn für das Letztere gefahrdrohend werden konnte, so ist doch zu constatiren, daß sich Ungarn über Germanisations-Versuche außer unter Joseph II. und neuerdings unter der Bach'schen Regierung blutwenig zu beklagen hatte. Ja eher kann man sagen, daß die Ungarn, entgegen den Bestrebungen der Wiener Regierungsmänner und trotz der Schwierigkeiten ja Verfolgungen, die eben von Wien ausgingen, deutschen Geist und deutsches Wissen von den deutschen Büchermärkten und Universitäten nach Ungarn importirten. Wurden ja doch die deutschen Oesterreicher selbst vom deutschen Geiste und deutscher Cultur bis 1848 ängstlich abgeschlossen. Nicht gegen deutschen Geist, sondern gegen römischen Ultramontanismus und spanischen Absolutismus hatte sich Ungarn seiner Freiheit zu erwehren. Und nicht Deutsche, sondern Wälsche waren es, die Namens der Wiener Machthaber von Zeit zu Zeit blutig in Ungarn wütheten: Basta, Caraffa, Montecucoli u. A.

Es ist vorauszusetzen, daß nach der Beseitigung aller Ursachen zu solchen Conflicten das Verhältniß zwischen Ungarn und der Dynastie ein immer innigeres werden wird. Andererseits bedarf auch die Dynastie zur Aufrechterhaltung ihres großen historischen Staatswesens einer großen traditionellen Staatspolitik. Diese sind ihr in Ungarn und in der Politik des alten ungarischen Reiches gegeben. Neue Improvisationen können nicht die solide Basis einer Dynastie bilden. Es muß das Alte benützt und neu belebt werden. Ungarn ist vermöge seiner Ausdehnung, seiner Lage, seiner Geschichte, ja vermöge des Umstandes selbst, daß die ungarische Race keine auswärtigen Verwandten besitzt, die natürliche Operationsbasis für die Consolidirung eines Reiches, das seinen Beruf und sein Existenzrecht nicht in der Vereinbarung, sondern in der Wahrung und Aufrechterhaltung von

politisch-historischen Individualitäten findet, die alle wie ein Kranz Ungarn umgeben, und von denen sich isolirt keine, wie Ungarn selbst nicht, aufrecht erhalten könnte. Das Verhältniß der Einzelnen zu Ungarn kann ein sehr verschiedenes sein, unter Allen aber ist immer Ungarn der natürliche Mittler und Einiger.

Das war in der Geschichte immer, und das ist auch heute das Wesen der ungarischen Staatsidee.





Illustrirte Bibliographie.



rchitektonik der Hellenen von Rudolf Adamy. Mit 135 Holzschnitten. Hannover, Helwingsche Verlagshandlung (Theodor Mierzinsky).

Adamys *Architektonik der Hellenen*, der dritte Band eines umfangreichen Werkes (*Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage*), auf das an dieser Stelle bereits früher einmal hingewiesen worden ist, richtet sich gegen Böttichers bekannte, in dessen *Tektonik* niedergelegte Lehre.

Böttichers *Tektonik* ist lange Zeit auf diesem Gebiete das Buch der Bücher gewesen; und es wird Wenige geben, die nicht, auch ohne das Buch selbst zu kennen, von seinen Lehren durchtränkt worden wären. Diese gehören eigentlich schon zu den Primanererinnerungen. Da kam der alte schläfrige Professor, der griechische Geschichte vortrug, eines Nachmittags in die Klasse, mit einem großen Stöße Bücher unter dem Arm, hinter ihm der Famulus mit zwei noch größeren Stößen unter beiden Armen. Dann wurden aus der reichen Bücherei der Schule, deren Benutzung nur leider den Schülern selbst gar so schwer gemacht wurde, die großen Kupferwerke herumgereicht, Ansichten der Akropolis und des Parthenons und was Alles sonst. Und dabei floss es mächtig von den Lippen des Professors: Echinus, Rhabdosia, Stylobat, lauter großtönende Worte. Mit jener geschäftsmäßigen Begeisterung des Mannes, der unwillkürlich fühlt, daß, wenn er uns das Alterthum als das Höchste anzupreisen pfliegte, er nun auch einmal zeigen soll, daß er von dem Wesen desselben mehr weiß, als einige Zahlen und ein paar Sätze aus den Geschichtsschreibern — und der sich doch so unsicher fühlt unter diesen Dingen, die er, halb vergessen, sich erst beim Nachmittagskaffee flüchtig wieder eingepreßt — mit diesem unehrlichen Schwunge, wie man ihn auf den Lippen des Wärenführers trifft, trug er uns die Bötticherschen Lehren vor. „Dies ist ein Kissen“ — „und hier beugen sich Blätter“ — „das ist ein Blumen-

Stengel“ — es klang so wunderbar! Was man ganz gedankenlos schön gefunden hatte — denn auf die Jugend verfehlt einfache Größe kaum je ihre Wirkung, — das sah man nun in Einzelnes zerplückt und in einer so überraschenden Weise gedeutet, daß man sich nicht recht hineinfand. Vielleicht hielt man das Ganze sogar für zu verzwickelt, um recht wahrscheinlich zu sein. Jedenfalls aber war man beinahe so froh, daß in der nächsten Stunde darauf nicht zurückgekommen wurde, wie der Lehrer, der sich stellte, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und ruhig über die Perikleschen

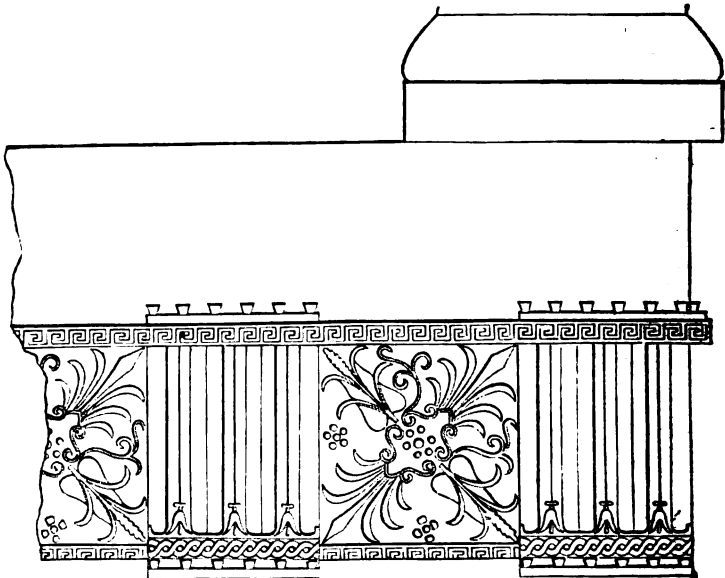


Kus Adamy „Architektonik“, Hannover, Helwingische Verlagsbuchhandlung.

Kunstbestrebungen zu der Tagesordnung des peloponnesischen Krieges übergang. Man lernte weiter die Quellen auswendig: „errhei ta kala“ und sagte sie auf und fing an Rissen und Stengel und Blätter zu vergessen. — Nur in der Langeweile der Ferien fiel einem vielleicht wieder etwas davon ein, und man ging zu Mutters Bücherschrank und nahm den Lüble heraus, aus dem sie ihre Weisheit zu schöpfen pflegte. Der Lüble von damals! Ein rothbrauner Leinenband mit irgend einer Bignette in Golddruck, der auf dem rauhen Grunde gekörnt aussah und farblos wurde — ein „Prachtband“ von der alten Art, die wir hoffentlich bald überwunden haben. Im Lüble aber stand es gerade so, wie der Professor es gelehrt hatte: Rissen und Stengel und

Blätter: und man legte das Buch nun völlig überzeugt wieder aus der Hand. Erst sehr viel später — auf der Hochschule — hörte man dann vielleicht, von wem diese ganze Deutung stamme. Man wurde neugierig nun endlich zu der Quelle selbst zu steigen, und saß denn lange, lange, über das unbequem große und doch so anziehende Buch gebeugt, dessen Wort mit seiner kräftigen Phantasie einen Kampf wirkte, worin der letzte Rest des Zweifels unterging.

Zahrzehnte lang hat der Laie wenigstens Böttchers *Tektonik* seiner Betrachtung wissenschaftlich oder unwissenschaftlich zu Grunde gelegt. Selbst Semper's doch gleichfalls sehr geistvolles Werk hat bei Weitem nicht diesen Einfluß gewinnen können: dazu war Böttcher schon zu tief in das Leben und in die Schule eingedrungen. Auch Adamy's *Architektonik* wird möglicherweise die Böttcher'sche Anschauungsweise nur langsam verdrängen können, so vorzüglich es auch ist. Aber man kann vielleicht hoffen, daß



Dorisches Gebälk.

Aus Adamy „Architektonik“, Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

es eine unbefangene Beurtheilung Böttcher's über die Kreise der Fachmänner hinaus — wo man schon früher zu zweifeln gelernt hatte — unter die nicht eigentlich fachverständigen Kunstfreunde verpflanzen wird.

Der Gegensatz Adamy's zu Böttcher ist freilich kein scharfer. Das Verhältniß zwischen beiden ist ungefähr das des Jüngers zu dem Meister, über den jener weggeschritten ist, ohne doch vergessen zu haben, daß dieser ihm eigentlich erst den Weg gebahnt. Adamy ist fleißig in der Philosophenschule gewesen, und seine Auffassung begründet sich vorwiegend auf die Beobachtung des Seelenlebens. Er weist der freien Einbildungskraft einen größeren Einfluß auf die Schöpfung der Bauglieder an, als Böttcher ihr hat zugestehen wollen und schränkt dafür den der Beobachtung und Nachahmung der Natur mehr ein. Seine Deutung gewinnt durch ihre größere Einfachheit. Auf den ersten Blick besticht ja häufig eine Symbolik, die dem Blicke die Tiefen zu öffnen verspricht — ein Gleiches hat man an der Betrachtung der Gothik durch die Romantiker gesehen. Aber wie hier der ganze verwickelte Kram von

Bogen und Kasetten mit ihrer Zahlenmystik sich bei näherem Zusehen als eine Erfindung der müßig spielenden, unfruchtbaren Entartung gezeigt hat, so macht man in der Regel die Erfahrung, daß man in die Dinge leicht viel zu viel hineingeheimnißt.

Wir können hier dem Gange der Darstellung Adamys nicht folgen, so anziehend diese auch ist. Wenn man eine solche Entwicklung zusammendrängen will, läuft man Gefahr, da und dort ein Glied abzubrechen; und außerdem kann man ja die Beweise doch nicht liefern, wie sie im Buche selbst mit überzeugender Fülle gegeben sind.



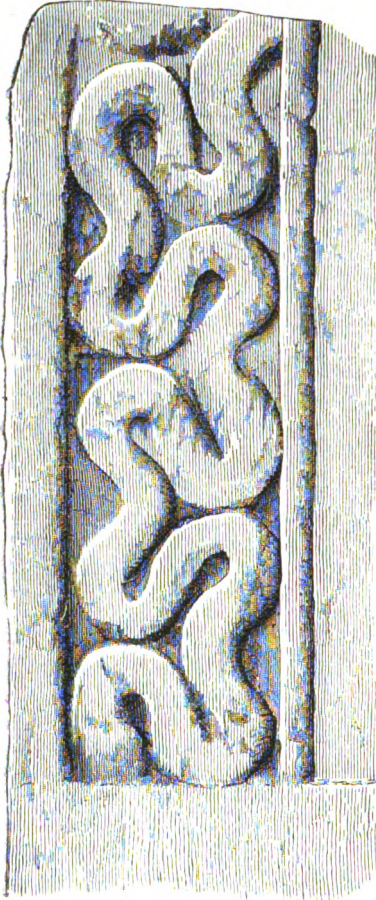
Innere Ansicht des Poseidontempels zu Paestum.

Aus Adamy „Architektonik“, Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Glücklicherweise hat die Verlagsbuchhandlung der Lesewelt es sehr erleichtert, sich mit diesem bekannt zu machen, indem sie von dem vorliegenden Bande eine Einzelausgabe veranstaltete, so daß es auch dem zugänglich ist, der das ganze Werk nicht kaufen mag oder kann. Und dieser Band ist auch abgeschlossen genug, um auf diesem einen Punkte einen Ueberblick über die Ansichten des Verfassers zu gestatten. Allerdings ist die eigentliche Hauptlehre, für welche die folgenden Theile gewissermaßen die Begründung bilden, in dem ersten Bande dargestellt: auch der zweite, der die Architektonik des Orients behandelt, enthält wichtige Dinge, auf die bisweilen zurückgegriffen werden muß; aber trotzdem hat Adamy es mit anerkennenswerthem Geschicke verstanden, dieses eine Stück so abzuglätten, daß man nirgendß einer Unvollständigkeit gewahr wird.

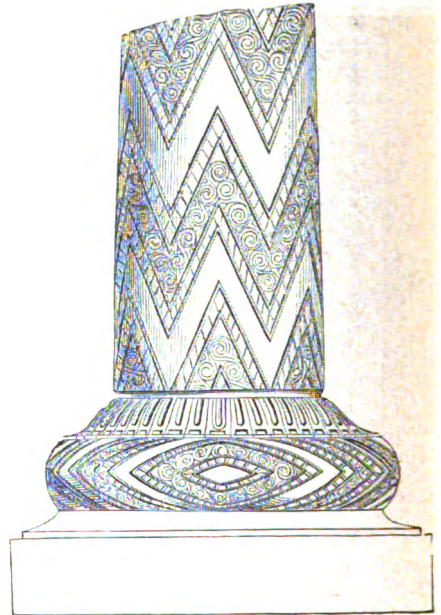
Und gerade die griechische Bauweise ist — das würde wohl auch der streitlustige Herr Reichensperger nicht bestreiten — insofern das Urmäß jedes anderen, als bisher noch keine so wie sie die völlige Uebereinstimmung von Absicht und Ausdruck erzielt hat. Den Grund für diese herrlichste, durchaus vernunftgemäße Ausbildung des griechischen Baues verlegt Adamy in einer sehr geistvollen Auseinandersetzung in die menschliche Seele, in die natürliche Anlage des Hellenen und in seine geschichtliche Entwicklung.

Indem er Bötticher, der die Hauptgabe des Hellenen in dessen Sinn für Mathematik und Philosophie gesehen, berichtet, erinnert er daran, daß die Eigenthümlichkeit des hellenischen Geistes viel mehr im sinnlichen Denken als in der Abstraction gelegen habe. Der Hellene, der die Natur als etwas Belebtes dachte und die Götter sich als gesteigerte Menschen vorstellte, stand der Natur ganz anders gegenüber als sonst



Curvenförmiger Mäander
von einer Grabstele auf der Akropolis zu
Mylenae.

Aus Adamy „Architektonik“. Hannover,
Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.



Säule vom Schachhause des Altreus
zu Mylenae. (Restaurirt.)
Aus Adamy „Architektonik“, Hannover
Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

jemals der Mensch. Pythagoras faßt das sehr scharf zusammen, indem er sagt: „Allen Dinge Maß ist der Mensch; des Seienden wie es ist, des Nichtseienden wie es nicht ist“. So stand der Grieche der Natur, die er zu verstehen glaubte, liebevoll und seinen Göttern, denen er sich verwandt fühlte, frei gegenüber. Für ihn gab es weder die Abkehrung von der Welt noch den Drang nach dem Jenseits, die im orientalischen Alterthume sowohl als im Christenthum bald mehr bald minder sich geltend machen. In dieser Stimmung schuf er seine Kunstwerke, und ihr verdanken sie ihre Ruhe und ihre Einfachheit.

Allerdings bemerkt Adamy ganz richtig, daß ein solcher Höhepunkt nur einmal erreicht werden kann und sofort zum Niedergange überschritten werden muß. Er nennt



Grabstele aus Mykenae.

Aus Adamy „Architektonik“, Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

die griechische Geschichte den Wendepunkt in der Entwicklung der Menschheit. Eine solche Auffassung der Umgebung, wie sie der Grieche hatte, kann nur bewahrt werden durch vollkommene Unbefangenheit, und so wird eigentlich schon in ihrer Ausbildung

und Vertiefung der Keim der Zerstörung mit eingesenkt. Das Denken mußte je weiter je mehr über diesen Punkt hinausführen, zu den Widersprüchen, vor denen wir noch heute räthselnd stehen, und von denen schon die herrlichsten Geister Griechenlands fallend geklagt haben: die Natur ist gestorben und die Götter sind von ihrem heitern Olymp hinausgerückt in die blaue unergründbare Tiefe.

Das glückliche Perikleische Zeitalter! was hat man nicht Alles damit verglichen: die Medicis — den Sonnenkönig, und wir im lieben Deutschland haben beinahe soviel Städte, die sich durch den Beinamen Athen angenehm gefügelt fühlen, als die Griechen angebliche Geburtsorte Homers. Es hat sich wohl einigemal viel von dem zusammengefunden, was das Perikleische Athen glänzend machte. Begeisterung der Mächtigen, Können der Künstler, allgemeiner Aufschwung des Geisteslebens. Aber die eigentliche Würze der Mischung, jene Unbefangtheit, hat sich nie wiederfinden wollen. Und sie wird nicht gefunden werden. So weit die Menschheit auch ihr Weg führen mag: immer wird sie zurückblicken müssen zu dem Gipfel, auf dem der Hellenen einst gestanden, und keine Höhe wird sich dazwischen schieben, die jenen verdeckte.

Adamys Sprache ist sehr angenehm. Sie fließt voll und reichlich, und schöne Bilder wachsen wie Blumen aus ihrem Grunde auf. Die einleitenden Abschnitte, die Land und Volk der Hellenen, den hellenischen Geist und seine weltgeschichtliche Bedeutung und die ästhetischen Grundgesetze der hellenischen Architektur behandeln, sind Muster anziehender und geschmackvoller Darstellung, klar und tief. Als kennzeichnend sei angeführt, daß der sprichwörtliche „ewig blaue Himmel“ nirgend, auch nicht versteckt, zu finden ist. Allerdings merkt man dem Verfasser den Gelehrten an: er spricht die Sprache seiner Schule. Sie wird nie unverständlich oder wenigstens dunkel in seinem Munde, aber bisweilen verlieren die Gedanken an ihrer ursprünglichen Kraft, indem sie in dem weichlich bequemen Gewande gewohnheitsmäßig angenommenen Worte, die eigentlich selbst nicht mehr Worte, sondern Gedankenformeln sind, einher-schreiten. Indes, das sei ausdrücklich wiederholt, entstellend wirkt diese Eigenheit nicht, und der Gedanke zeigt sich überall so durch, daß man seinen Reiz voll empfindet.

Von den Holzschnitten, womit das Werk sehr reichlich ausgestattet ist, geben wir einige Proben, u. A. einen Wasserspeier von sehr schöner Ausführung — ein Bauelement, den man in weniger ausführlichen Werken selten abgebildet findet. An der Ansicht des Poseidontempels kann man — wie übrigens an allen anderen auch — deutlich sehen, wie genau und sauber Zeichnung und Schnitt sind. Die Abbröckelungen an den Säulen sind mit einer Feinheit wiedergegeben, die beinahe das Vergrößerungsglas herausfordert. Sehr lehrreich sind auch die beiden Stüde aus Mykene. Das eine zeigt den Mäander in allerdings ziemlich urwüchsiger Darstellung, beweist aber doch immerhin, wie alt diese Zierform ist. Das andere ist insofern höchst lehrreich, als die Verzierung über dem Bildwerke deutlich die ersten Formen der sogenannten ionischen Volute zeigt. Dieses Denkmal ist für die Ausführungen Adamys von der höchsten Wichtigkeit: es beweist thatsächlich, was er als Lehrsatz aufgestellt hatte, daß nämlich die einzelnen Bauglieder sich nicht mit dem Baue zugleich entwickelt, sondern daß sie in der Vorstellung des Volkes schon viel früher gelebt haben und ursprünglich ganz unabhängig von Beziehungen zur Architektur gewesen sind. In der That wird durch die Auffindung dieser Zierform, die sehr viel älter als die ionische Säule ist und, wie ihre häufige Verwendung bezeugt, sehr beliebt gewesen zu sein scheint, in diesem einen Punkte Böttichers Auffassung schlagend widerlegt. Und gerade weil Böttichers ganze Lehre so vorzüglich, so gleichmäßig durchgebildet und zusammenhängend ist, geräth schon mit diesem einen Satze das ganze Gebäude in das Wanken. Auch die Säule aus Mykene zeigt das Vorkommen später beliebter und gleichmäßig entwickelter Formen in allerfrühester Zeit. Mit dem Bilde von Samothrate nehmen wir für diesmal von dem Buche Abschied — um ihm hoffentlich in seinen folgenden Theilen wieder zu

begegnen. Dieses Heiligthum in tiefster Abgeschiedenheit, umrahmt von den schön-
geschwungenen Berglinien, erweckt die stärkste Vorstellung von weisevoller Großartig-



Niemann, Heiligthümer der großen Götter auf Samothrace.
Aus Adamy „Architektonik“, Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

keit. Es ist wie ein Zeichen zu Goethe's Worten, daß „das Schöne sich selber selig
ist“. Weltentrikt liegt es da inmitten der Einsamkeit — rings tiefe Stille, daß kein
Menschenton die reine Vereinigung schönster Natur und höchster Kunstvollendung
störe. Nur an den großen Festen werden sich hier die Volkschaaren drängen, und

auch sie werden es empfinden, daß sie der gewohnten Enge ihres Lebens entrückt sind. Und solcher Heiligthümer gab es mehrere in Hellas! Man muß sich gerade ihre Lage vergegenwärtigen, um sich klar zu machen, wie reich jenes Leben sein mußte, das solche Pracht bloß für seine Feste aufsparen und sie sonst still fortwirken lassen konnte. Wo findet der Deutsche eine solche Vereinigung von Kunst und Natur in der Einsamkeit? Nennen wir König Ludwigs Walhalla — des Königs, dem wirklich ein Funken Perikles'schen Feuers in der Seele glimmte, und dem man bei Lebzeiten schon und noch jetzt mit solchen Undank begegnet ist — und damit ist unsere stolze Reihe wohl abgeschlossen. Freilich, auch zu großen Festen drängt kein wimmelndes Volk auf den prächtig herniederstühenden Stufen der Walhalla, und es würde sich auch in keinem andern Säulenbaue drängen, gäbe es den. In der Walhalla irren ein paar Reisende umher, das häßliche rothe Buch in der Hand, das ihnen Alles erst erklären soll: sie ist besten Falls ein Schaustück für die Gebildeten. Unser Volk hat an der wirklich himmlischen Kunst keinen Theil mehr: zwischen dies und jene hat sich die Religion gedrängt, strengblickend, und ihr erhobener Finger deutet nach oben — wo keine lächelnden Götter mehr auf wolfigen Sigen ruhen.

ok.

La vie à Paris 1881 par Jules Claretie. Deuxième année. Paris, Victor Havard.

Seiner Zeit haben wir den ersten Band dieser Folge angezeigt, einer Art Jahrbuchs des Pariser Lebens, worin Claretie seine vierzehntägig für den Temps geschriebenen Plaudereien zusammenstellt. Jener erste Band hat mittlerweile acht Auflagen erlebt, was für ein Buch dieser Gattung schon ein recht schöner Erfolg ist und die Hoffnungen, die wir an sein Erscheinen knüpften, voll bestätigt. Auch dieser zweite ist ein sehr lebenswürdiger Gefelle, mit dem man sich gut unterhält. Er ruft einem Alles, was Paris im letztvergangenen Kalenderjahre beschäftigt hat, in das Gedächtniß zurück, andeutungsweise, gerade wie man es bei Ereignissen wünscht, die ja noch ziemlich frisch sind. Claretie zeigt sich hier nicht als der glänzende Erzähler, sondern als der fesselnde Gesellschaftler, der von einem Punkt auf den andern, vom Hundertsten in das Tausendste kommt. Man horcht ihm zu und bewundert im Stillen, wie glücklich er die Uebergänge findet, um von irgend einem Tagesereigniß zu allgemeinen Gesichtspunkten oder allerlei Erinnerungen, bald näher, bald ferner liegend, zu gelangen. Dann wird er besonders interessant: ein Mann wie er, der mit offenem Aug und Ohr sich von dem vollen Strom des großstädtischen Lebens so lange hat umbrausen lassen, sammelt einen ganzen Schatz der merkwürdigsten Eindrücke an. So erzählt er z. B., daß es 1835 ungefähr 200 Privat- und 800 Leihbibliotheken gab, die regelmäßig französische Romane kauften. Voltaire hatte einst den Absatz seiner Schriften auf 1500 Exemplare berechnet; 1835 erreichten nur zwei Schriftsteller einen Absatz von 2500 Exemplaren: Victor Hugo und Paul de Kock. Balzac und Sue setzten ungefähr 1500 Exemplare ab, Musset kaum 1000, von Gautiers Grotesquen wurden 200 Exemplare verkauft. Das hat sich nun allerdings wunderbar geändert: aus Clareties Buch erfahren wir unter Anderem, daß von den Romanen des älteren Dumas jährlich 150,000 Exemplare vertrieben wurden, und daß allein von Zeitungen für den Abdruck derselben im Jahre 1880 50,000 Fr. bezahlt worden sind. Diese Ziffern geben wohl zu Betrachtungen über die Geheimnisse des Buchhandels Anlaß. Aus den Denkwürdigkeiten d'Artagnans, (wer hätte gedacht, daß er Denkwürdigkeiten hinterlassen haben würde!) führt Claretie übrigens eine Stelle an, die ein eigenthümliches Licht auf die Achtung des Helden vor den Frauen und die des Dichters vor der geschichtlichen Wahrheit wirft. „Ich hatte mich verheirathet wie die Andern,“ schreibt d'Artagnan, „denn wenn es auch ein sehr dummer Streich ist, sich zu verheirathen, so dünkt es mich wenigstens einer, den ein geschiedter Mensch einmal in seinem Leben

begehen darf.“ Allem Anscheine nach ist d'Artagnan kein sehr glücklicher Ehemann gewesen. Claretie ist ein sehr anmuthiger Stilist, aber er findet auch Wendungen von einbrudsvoller Kraft, so wenn er gelegentlich des Bontour-Schwindels von den Tricotages de l'agio spricht und von dem droit à la ruine, daß sich die Frauen erobert hätten, wenn er eine Einladung zu einem ästhetischen Thee die *carte forcée de l'enthousiasme* nennt, oder wenn er von den Kindern, die nächtlich umherschweifend eingefangen worden sind, malerisch sagt *ces pauvres cerveaux pleins de nuit*. Man freut sich, in der Hand des Franzosen die Sprache zu einem so feingeschliffenen Werkzeuge werden zu sehen. — Claretie schließt mit einigen Worten der Entschuldigung dafür, daß bei dem Entstehen des Buches der Zufall des Tagesereignisses habe herrschen müssen. Das ist natürlich, und dadurch erhält das Buch etwas Bunttes, was doch nicht unangenehm wirkt. Aber es geht doch ein Grundzug durch das Ganze: die scharfe Eigenart des Verfassers, das ist die tiefe Ehrerbietung vor dem Schönen, die das Nützliche für ein im Vergleich damit verächtliches Ding ansieht. Claretie ist darin ein entschiedener Aristokrat, und der Klage über das Umsichgreifen der Maschine in unserem Jahrhundert, die das Gold häuft, aber die Geister abplattet, begegnet man auf jeder seiner Seiten. Und er hat ein Recht darauf, sich als ein Aristokrat zu fühlen, denn er ist ein Schriftsteller von anständiger Gesinnung und eigenen Gedanken. Er hat deren mehr als jene, die mit einem einzigen Lehrsatz, einförmig wie eine Drehorgelwalze, herumhaußiren und denen die Masse nachläuft und nachsingt, während ein Ton schnell verhallt. Vielleicht fehlt ihm dazu die eigentliche Liebe zu seiner Zeit, das volle Eingehen in die Bewegungen derselben. Claretie ist nicht so alt, daß man nicht hoffen dürfte, diese Folge von Bänden noch recht stattlich anwachsen zu sehen.

Lucretius, deutsch durch Max Seydel (Max Schlierbach). 8. München und Leipzig 1881. H. Odenbourg's Verlag.

Lucretius ist, abgesehen von Fach-Philologen und Fach-Philosophen, auch den classisch Gebildeten in Deutschland wenig bekannt. Auf den Gymnasien wird er gar nicht oder doch selten und nur bruchstückweise gelesen: denn er ist allerdings durchaus kein „leichter“ Autor, weder der Form noch dem Inhalt nach. Allein er verdient es wahrlich, mehr gekannt zu sein. Denn er ist, was Tiefe, Großartigkeit, Reichthum, Eigenartigkeit und Poesie der Gedanken betrifft, der größte römische Dichter, mag ihn Virgilius an der „pompa sermonis Latini“, mag ihn das glänzende, nahezu über das Virtuosenhafte hinaus das Geniale erreichende Formtalent Ovids im Ausbruch weit übertreffen. Da nun leider in der heranwachsenden Generation der Fall immer seltener wird, daß der absolvirte Gymnasiast auf der Universität oder in anderer Fortführung seiner Bildung zu den antiken Classikern als wahrer Feiertagslectüre zurückgreift — er kann es schon deshalb nur unbequem, weil er diese sämmtlichen „Schmöker“ am Tage nach dem Absolutorium dem Büchertröddler zu verkaufen pflegt! — so sind gute, d. h. aber wirklich dem Original nachgedichtete Uebersetzungen heutzutage noch dankbarer zu begrüßen als früher. Uebrigens verlangt die Billigkeit einzuräumen, daß wo, wie in Preußen z. B., für die Juristen nur drei Jahre (von denen eines durch Erfüllung der Wehrpflicht für das Studium völlig verloren zu gehen pflegt) Universitätsstudium bestehen, der Student in der That nicht im Stande ist, neben dem bei solcher Frist allein möglichen mechanischen, völlig unwissenschaftlichen „Einpaulen“ des kolossalen Examinationz-Stoffes, auch noch „Humaniora“ zu treiben. Aber jeder preußische Professor der Rechte hat die Verpflichtung, bei jeder Gelegenheit öffentlich immer wieder Zeugniß dafür zu geben, daß dieser Zustand ein unerträgliches, ein der Wissenschaft unwürdiger und für die ganze Geistesbildung unserer heranwachsenden Juristengeschlechter geradezu vernichtender ist. Ich habe, nachdem ich ein paar Jahre diese Dinge in Preußen mit äußerstem, schmerzvollen Erstaunen mit angesehen, noch vor College Goldschmidt (dessen allerdings lebhaft ausgeprägtes Urtheil ich durchweg

thelle) — gemeinsame Anträge aller preußischen Juristenfacultäten in diesem Sinne wären sehr wünschenswerth — Schulte und Anderen meine Stimme über diese Unglaublichkeiten erhoben und ein (später auch veröffentlichtes) Denkschreiben gerichtet an jenen ausgezeichneten Mann, den Minister Falk, der sich völlig einverstanden, jedoch durch den Finanz- zumal aber durch den Justizminister (v. Leonhard) an jeder Aenderung behindert erklärte. Da es ganz unmöglich ist, den Examensstoff in sechs Semestern wissenschaftlich sich anzueignen, schon das bloße gedankenlose Memoriren desselben kaum geleistet werden kann, darf man leider den Studirenden der Rechte gar nicht einmal rathen, wie ich es, an die gute süddeutsche Tradition gewöhnt, in den ersten Jahren gethan hatte — neben den Fachcollegien auch Geschichte, Philosophie, Literatur zu treiben und solche Vorlesungen zu besuchen. Das schauerhafte Ergebniß ist dann, daß alle diese jungen künftigen Richter, Staatsanwälte, Advocaten, Verwaltungsbeamten, Staatsmänner in Ministerien und Volksvertretung nie ein Colleg über preussische oder deutsche Geschichte gehört haben, — von Philosophie zu schweigen — so daß ein Banasenthum erwächst, dessen sich unsere Väter würden geschämt haben: ein Wort nicht von mir, sondern ein altpreussisches ist es, daß — ich weiß nicht, von wem es ausging — wenn der liebe Gott einen solchen „Kreisrichter“ (alter Terminologie) am jüngsten Tag auferweckt, er in seinem Gehirn nichts findet, als das preussische Landrecht und ein Spiel Karten.

Vier Jahre Universitätsstudium sind für die Juristen ganz unentbehrlich und dabei muß, wie in Bayern, eine Anzahl (in Bayern 8^{*)}) aus den Fächern der philosophischen Facultät beliebig zu wählender Vorlesungen als belegt bei der Meldung zum Referendariexamen verlangt werden. Sind sie belegt und bezahlt, so werden sie auch gehört: in München haben wir Juristen zu Hunderten die Säle von Prantl, Thierich, Spengel, Seydel, Giesebrecht, Liebig, Jolly gefüllt. Aber freilich müßte das erste Examen in Preußen völlig umgestaltet werden: an der jetzigen Einrichtung ist nichts zu loben als die Vorschrift einer schriftlichen Arbeit. Soll einer der allerwichtigsten Berufs-Stände in Preußen nicht in handwerkmäßige Unbildung und gedankenloseste Geistesrothheit versinken, so muß Abhilfe geschafft werden.

Der geneigte Leser fragt mit gerechtem Erstaunen, was das juristische Studium in Preußen mit Lucrez und Mag Seydel zu schaffen habe? Erste Antwort: Auch ein Professor ist, so zu sagen, ein Mensch, und wenn preussische Studenten nach dreijährigem Studium im Examen erklären, die Schweiz grenzt im Osten an die Türkei, der höchste Berg in Europa ist die Schneekoppe und Frankfurt am Main gehört zu Preußen seit dem XIII. Jahrhundert — drei Thatsachen**) — so muß dem Professor erlaubt sein, solche Zustände bei jeder Gelegenheit zu rügen. Zweite Antwort: ein bayerischer Jurist — und zwar ein guter — hat diese geradezu classische Lucrez-Üebersetzung verfaßt. Wie viel preussische Juristen — ich rede nicht vom angeborenen Talent, sondern von der erlernbaren Bildung — besitzen die universelle, philosophische, die philologische, die allgemein humane Bildung, eine auch nur annähernd ähnliche zu verfaßen? Und wie viel jüngere preussische Juristen werden sich finden, welche Bildung, Geschmack, Reigung haben, sich an diesem Werk zu erfreuen? Ich rede, wie bemerkt, von der jüngeren Generation. Sehr verehrungswürdig auch in diesem Betracht sind die älteren Herren dieses Berufes, welche, unter besseren Traditionen, bei geringerem Stoffquantum, meist mehr als sechs Semester studirten,

*) Ich aber und sehr viele meiner Studiengenossen hörten fleißig weit mehr; ich z. B. 16.

**) Die ersten beiden dicta allerdings nicht aus dem Referendari-Examen; ich wähle sie aber, weil sie einem größeren Leserkreis verständlicher sind, als juristische Monitrositäten. Aber ich kann versichern, daß die juristischen nicht minderCraig. — Frankfurt am Main scheint — in der Regel — besondere Schwierigkeiten zu haben. Ein Candidat wollte — umgekehrt — im Examen mir lebhaft „bestreiten“, daß diese Stadt nunmehr preussisch sei.

in Zeiten, da man Philosophie, Geschichte, Literatur zu treiben als Ehrensache, als selbstverständlich ansah. Wir wiederholen: das roheste, handwerksmäßigste Vanaufenthum steht in Aussicht, wenn dem Studirenden der Rechte nicht ermöglicht wird, an der „universitas literarum“ auch noch etwas anderes in seine Gedanken aufzunehmen als das Problem: „Wie bringe ich es fertig, in sechs Semestern scheinbar wissenschaftlich zu bewältigen, was ich doch in Wahrheit kaum auswendig lernen kann?“ Die „akademische Bildung“ unserer jungen Juristen besteht dormalen meist in der Summe der nachgeschriebenen und auswendig gelernten Collegienhefte, — in günstigem Fall — je eines dazu gehörigen Compendiums: es kann nicht anders sein und ist nicht die Schuld der (in Königsberg wenigstens) musterhaft fleißigen Studenten, sondern eines Zwanges, welcher — wie gewissentlich darauf berechnet scheint — wenn er es auch gewiß nicht ist — um den werdenden Juristen für den einseitigsten geist- und gedankenlosesten Bureau-Mechanismus abzurichten. Man wende nicht ein: „Sie können ja länger studiren.“ Wenn der Staat sechs Semester als genügend hinstellt, verlangt der Vater zumal in unsern armen Ostmarken, daß der Sohn leiste, was also nach der Norm des Staates bei genügendem Fleiß geleistet werden kann. Soll der Gedanke an „Brod“, d. h. Geld, d. h. Anstellung, wirklich das einzige Ideal unserer Jugend werden?

Über genug von diesem höchst beklagenswerthen Zustand: sprechen wir von Erfreulicherm. — Eine wirkliche künstlerische Nachbildung des Lucretius zu versuchen, dazu war unter den Lebenden in Deutschland wohl Niemand mehr berufen als Max Seydel, der frühere Director des k. bayerischen statistischen Bureau's und nunmehr Nachfolger des so vortrefflichen Publicisten, unseres hochverehrten und herzlich betraurten Lehrers, v. Bözl, in München.

Dieser Max Seydel, in München und Würzburg zum Juristen herangebildet — ich sehe ihn immer noch vor mir sitzen in meiner Vorlesung über Rechtsphilosophie — hat nun noch allerlei Dinge mehr im Kopf als das bayerische Landrecht und ein Spiel Karten. Sein ganz hervorragendes poetisches Talent ist gepflegt durch eine sorgfältige und umfassende Geistesbildung. Er hat unter dem schützenden Namen „Max Schlierbach“ (denn auch in Bayern soll es für die praktische und zumal für die akademische Laufbahn nicht günstig sein, wenn die Herren Collegen einem vorwerfen können, daß man unteugbar ein Dichter von Gottes Gnaden sei — ein bißchen Dilettantismus kann eher verziehen werden —: mag man dann als Lehrer und Forscher eben so viel leisten, ja vielleicht am Ende gar noch mehr als gar mancher der von der Frevlerin Phantasia nie Verührten — es hilft nichts: der „Dichter“ hat die Kasse eingeblißt — darin haben sie auch ganz Recht, die Herren, in viel höherem Sinn als sie ahnen — und kann günstigsten Falls nur „geduldet“ werden: von solch barbarischer Poppschulmeisterschaft und Unbildung weiß man freilich in Frankreich, England, Italien, Spanien nichts und in den Tagen Gottscheds und Gellerts, ja sogar noch Schillers dachte man auch im Lande der Denker hierin minder roh — dieser Zwischensatz, lieber Leser, ist zu lang gerathen, ich weiß es wohl: aber es steht auch ziemlich viel darin: lies ihn lieber noch mal!) Seydel hat also unter dem Namen „M. Schlierbach“ zwei Bände Gedichte herausgegeben, welche geraume Zeit ziemlich unbeachtet blieben, weil der Verfasser keine Reclame macht, oder machen läßt, zu keiner Clique gehört und vor Allem: weil sie wirklich ganz ausgezeichnet sind und zu dem Vornehmsten und Edelsten zählen, was unsere Lyrik seit Hölderlin und Platen in Darstellung antiker Stoffe, meist auch in antiken Rhythmen geleistet hat. Ich nehme das Verdienst in Anspruch, zuerst laut auf diesen Hellenen in bairwarischem Staatsdienst merksam gemacht zu haben, worauf denn erfreulicher Weise mehrere sehr achtungswerthe Kritiker mir zugestimmt haben, so daß sein Name nun als rühmlich bekannt gelten kann.

Dieser verwundersame Statistiker und Staatsrechtslehrer der Markomannen würde sich freilich unter dem Ministerium Perikles am Nijfos begablicher gefühlt haben als unter dem Ministerium Lutz zwischen dem „Vehel“, dem „Plakl“ und dem „Türken-

graben“. Allein die Mußestunden zwischen der „Vernichtung“ des Bundesstaatsbezugs (der sich übrigens immer noch recht wohl befindet und von dem ich ihm nächst einige Complimente bestellen werde) und der Redaction zweier Fachzeitschriften füllt merkwürdige Herminone damit aus, daß er sich von den Schwingen der eiformvollendeten Rhythmen möglichst weit weg von der Fiar nach Vellaz, und I tragen läßt. Und in dieser Lucrez-Üebersetzung hat er nun, alle Vorzüge seiner gabung und seiner Bildung auf das Günstigste verwerthend, etwas ganz Ausgezeichnet geleistet*). So urtheilt nicht bloß meine ästhetisch-dichterische Würdigung, so urtheilt auch die philologische eines Sachverständigen wie Freund Ludwig Friedländer. Im letzten Semester seinen Hören mehrere Partien des Dichters in Seydels Uebersetzung — unter wärmstem Lobe desselben — mitgetheilt hat. Ein Kritiker hat den Bau des Hexameters bei Seydel bemängelt: ich versichere diesem „goldenen Schneider“ daß Seydel die Geheimnisse des goldenen Schnittes nicht unbekannt sind, und daß, wo er von der Schablone abweicht, dies aus guten Gründen thut. Eine wirklich bestehende Schwäche ist dem Kritiker natürlich nicht aufgefallen. Den Hiatus zu vermeiden, wo es ohne Künstlei geschehen mag, habe ich den Commentator der Reichsversammlung wiederholt gebeten, ermahnt und unter Androhung der kritischen Execution aufgefordert: allein er scheint, unter Verwerfung der Souveränität der Nestheil, welche er für ein Aggregat von bloßen Vertragsbestimmungen erklärt, den Hiatus für ein Reservatree seiner berechtigten Eigenthümlichkeit zu halten und daran darf man beileibe nicht rühren.

Der deutsche Dichter hat uns die tief sinnige Weisheit des poesievollen römischen Pantheismus, diese Goldfrucht, in schönster Silberschale gereicht. Dafür gebührt ihm unser warm empfundener Dant, und wir schließen mit einem freudigen: „Macte Poetam.“

Felix Dahn.

*) Der lateinkundige Leser wird die Schönheiten der Uebersetzung selbstverständlich mit tiefster Befriedigung genießen bei steter Vergleichung mit dem Text, z. B. in der Ausgabe von Munro, New York 1880.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bekk, Adolf, *Wohn? Gedichte*. Wien u. Teschen, Karl Prochaska.
Bilder aus der Altmark von Hermann Dieterichs und Ludolf Parisius. 2. Lief. Hamburg, J. F. Richter.
du Chailly, Paul B., *Im Lande der Mitternachts-sonne*. 16. Lief. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. Hermann von C. M. Wieland. Heilbronn. Gebr. Henninger.
Dreher, Dr. Eugen, *Der Darwinismus und seine Consequenzen*. Halle, C. E. M. Pfeffer.
Erfindungen der neuesten Zeit. Heft 10—16. Ergänzungswerk zu dem Buch der Erfindungen. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.
Fetzer, C. A., *Melusine*, Episches Gedicht. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
Geschichte der Kunst im Alterthum. Lief. 3 u. 4. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Glaesennapp, Carl Fr., *Richard Wagners Leben und Wirken*. Bd. I, II u. Supplement. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Grans, Heinrich, *Ueber Göthes Torquato Tasso*. Leipzig, J. H. Webel.
Gallitzin, Fürst N. S., *Allgemeine Kriegsgeschichte der Neuzeit*. Cassel, Theodor Kay.
Göttinger, Ernst, *Reallexicon der deutschen Alterthümer*. Heft 14/15. Leipzig, Woldemar Urban.
Hagen, Edmund von, *Die Bedeutung des Morgenweckrufes in Wagners Bühnenweihfestspiel Parsifal*. Berlin, Theodor Barth.
Haupt, Dr. Hermann, *Die religiösen Secten in Franken vor der Reformation*. Würzburg, A. Stuber.

Hochzeits-Album. Wittenberg, R. Herrosé.
Köhler, Gustav, *Die Kinder des Hauses*, Trauerspiel. Commissionsverlag v. M. v. Wilmski.
Koner, Professor Dr. W., *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde*. Berlin, Dietrich Reimer.
Kunst & Künstler des 19. Jahrhunderts. Dr. Robert Dohme. Lief. 1. u. 2. Leipzig, E. A. Seemann.
Macchiavelli, Niccolo, *Mandragola*, übersetzt von Albert Stern. Leipzig, Otto Wigand.
Nordlandsfahrten. 22. Lief. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
Radloz, P. von, *Anastasius Grün's Lehrer und Freund, der slovenische Dichter France Preschiren*. Leipzig, J. H. Webel.
Schweiger-Lerchenfeld, Adria. Lief. 5—10. Wien. Pest, Leipzig, A. Hartleben.
Süßke, Th., *Ueber den Cultureinfluss Deutschlands auf Frankreich*. Wissenschaftliche Beilage des Lycœums zu Metz. Metz, Imprimerie Verronais.
Universal-Bibliothek No. 1624, *Der rothe Graf von Giuseppe Giacosa*. Deutsch v. Konrad Tolmann. Leipzig, Ph. Reclam jr.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Band IX. No. 6 u. 7. Berlin, Dietrich Reimer.
Weber's Allgemeine Weltgeschichte. 2. Auflage, 6 u. 7. Lief. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
Wildenbruch, Ernst von, *Väter u. Söhne*. Berlin. Freund & Jeckel.
Wildenradt, Johann von, *Die Historia von Herrn Johann v. Hartwig und der treuen Else*. Hamburg, Otto Meissner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Königlich Sächs. Hoflieferanten.

Wir empfehlen hiermit allen Rauchern unser reichhaltiges Lager von

Cigarren aus importirten Tabaken

laut entstehender Preistabelle und bemerken, dass die von uns offerirten

Probekisten von 25 Stück per Sorte

einen Versuch ausserordentlich erleichtern. — Wir werden auch in diesem Artikel suchen, unseren Kunden das Beste und Preiswürdigste zu liefern, und bitten um Versuchsaufträge.

Name der Cigarre.	Façon der Cigarre.	Charakter der Cigarre.	Preis:					
			per Kiste		per Kiste		Bei Abn.	
			v. 25 St.	v. 100 St.	v. 100 St.	v. 1 Mille		
			fl.	sch.	fl.	sch.	fl.	sch.
Punch	gross	mittelkräftig	1	—	3	75	36	50
El Floron	mittelgross	"	1	15	4	—	39	—
La Unidad	"	"	1	25	4	50	44	—
Loreley	gross	"	1	25	4	50	44	—
El Salido	mittelgross	kräftig	1	20	4	30	42	—
El Gusto	kurz, dick	ziemlich leicht	1	30	4	60	45	—
El Damiento	Trabucos-Façon	mittelleicht	1	30	4	60	45	—
La Dadiya	volles Façon	mittelkräftig	1	30	4	60	45	—
MI Pasion	"	leicht, mittelkräftig	1	40	5	—	49	—
Felicitas	kleines	"	1	40	5	—	49	—
La Claridad	mittel-	mild	1	40	5	—	49	—
La Partura	volles	mittelkräftig	1	50	5	25	51	50
Titania	grosses	leicht und mild	1	50	5	50	54	—
La Corona	lg., gross.	"	1	60	5	50	54	—
El Brillante	mittel-	mittelkräftig	1	75	6	—	59	—
El Globo	"	"	1	75	6	—	59	—
Las Elfas	kl. schlk.	leicht und piquant	1	80	6	—	59	—
El Universo	mittel-	voll und kräftig	1	75	6	—	59	—
La Patria	dickes	leicht	1	80	6	—	59	—
Laura	gr. Kneif.	mild und mittelkr.	1	85	6	25	61	—
Graciosa	mittel-	fein, mild	2	—	7	—	69	—
La Mariposa	kleines	ziemlich kräftig	2	—	7	—	69	—
La Caucion	"	fein piquant	2	—	7	—	69	—
La Resulta	"	mittelkräftig	2	—	7	—	69	—
Casa de Campo	längl. gross Façon	voll und kräftig	2	25	8	—	78	—
El Rico	gross, volles	fein, mittelkräftig	2	25	8	—	78	—
La Driada	mittel-Façon	sehr piquant	2	40	8	50	83	—
El Plearillo	längl. kleines Façon	sehr piquant	2	50	9	—	88	—
La Importancia	kleines dünnes	mittelkräftig	2	75	10	—	97	—
El Verano	kleines Façon	sehr piquant	2	80	10	50	102	—
La Estafetta	mittel-	mittelkräftig	3	30	12	—	117	—
El Regalo	gr. Londres-	kräftig	4	—	15	—	145	—
per Kiste von 50 St.								
La Herolna	kurz, dick. Façon	mittelkräftig	2	50	4	75	90	—
La Conveniencia	gross, voll.	"	2	60	4	75	92	—
La Historia	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	2	60	4	75	92	—
Intimo	gross Regalia-Façon	mittelkräftig	3	—	5	75	112	—
La Autoridad	mittel-F. spitz. Kopf	fein piquant	3	25	6	—	115	—
Armida	kleines mittel-Façon	mild	3	75	7	—	135	—
La Nobleza	dickes Conch.-	mittelkräftig	4	50	8	50	165	—
La Corona de España	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	5	25	10	—	190	—

Die Cigarren sind sämtl. in den Grundfarben Claro, Colorado claro, Colorado u. Maduro am Lager.

Rabatt kann auf Cigarren nicht bewilligt werden, dagegen führen wir Aufträge darauf von 20 Mk. an portofrei aus: innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Der Millepreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren in 1/10 Packung, resp. 1/20 Packung bei denjenigen Sorten, die wir nur in 1/20 Packung anbieten, wenn auch in verschiedenen Preislagen, auf einmal entnommen werden.

Als ganz vorzügliche Cigarrenspitzen empfehlen wir;

Nicotin-Aufsauge-Spitzen

(Wechselrohr mit Bernstein-Mundstück). Per Stück 1 Mark, per 1/2 Dutzend 5 Mark.

Diese Cigarrenspitze besteht aus zwei zusammengeschraubten Theilen, die auseinander genommen werden können. In die ausgebohrte Röhre legt man dann täglich ein erbsengrosses Stück weisse Watte, welche die Feuchtigkeit des Rauches aufsaugt, und daher verhindert, dass dieselbe bis in den Mund kommt.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, wesshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.“

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

W. C. Kellnerbach

Band 23. — Heft 68.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

November 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

November 1882.

Inhalt.

	Seite
Marie von Redwig in Meran.	
Fatma Hanum. Novelle.	147
Julius Hübner in Dresden.	
Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die italienischen Schulen.	172
Karl Koberstein in Dresden.	
Ein märkischer Junker.	185
Julius Wolff.	
Die Frau des Rathsherrn.	211
Paul Lindau in Berlin.	
Rachel. Aus ihrem Leben und Schreiben.	216
Preußen in Kurhessen.	
Erinnerung eines alten Offiziers an die Preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850.	237
Bibliographie	267
Hierzu ein Portrait von Julius Wolff, Radirung von Wilhelm Rohr in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Poßanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

H. A. Brockhaus in Leipzig. (Shakespeare-Gallerie.)

A. G. Lieserkind in Leipzig. (Schildereien aus dem Alpenlande.)

E. A. Schwesfske & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig. (Aus allen Zeiten und Ländern.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

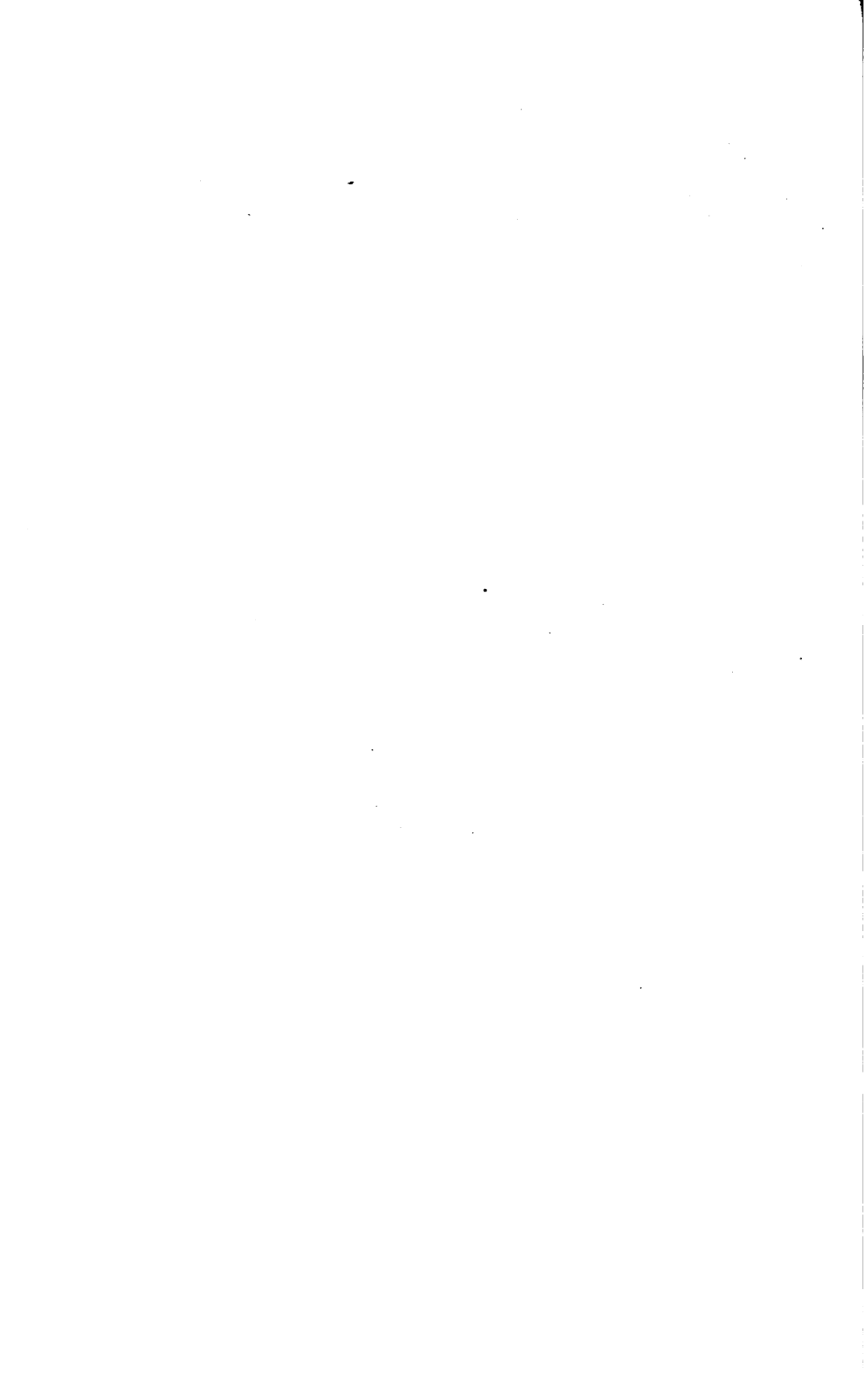
XXIII. Band. — November 1882. — 68. Heft.

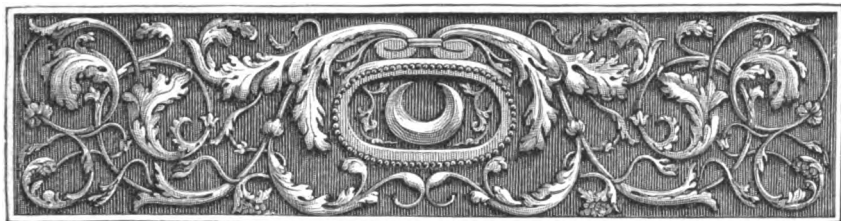
(Mit einem Portrait in Radirung: Julius Wolff.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Fatma Hanum.*)

Novelle

von

Marie von Medwits.

— Meran. —

Ist das ein buntes Volksgewühl auf der großen Brücke, die über das goldene Horn führt und Stambul mit Galata verbindet! Da schreien die Verkäufer, jammern die Bettler und dichte Schaaren von Menschen aller Nationen, aller Farben drängen sich geschäftig hin und her. Die Enden der Brücke sind an solchen Frühlingstagen zu wahren Blumengärten umgewandelt und Berge von starkduftenden Narzissenarten werden neben Veilchen und Crocus feilgehalten.

Bei einem der Blumenhändler stehen zwei Fremde, die sich soeben ein paar Gardenienblüthen erworben. Der Dunklere und anscheinend Ältere war beschäftigt, die Blume am Rocke zu befestigen, während der Jüngere mit dem blonden, welligen Haar die Blüthe zur Erde hielt, als vermeide er, ihren starken Duft einzuathmen; die andere Hand hatte er über Stirn und Augen gelegt.

„Du bist wohl ermüdet, Henrik?“ sagte der Russe, „oder hast Du Heimweh nach dem Norden? Sieh' um Dich die blühende Frühlingspracht und athme auf, wie es für Dein junges Herz sich ziemt.“

Der also Angeredete zog die Hand von der Stirne, behielt aber die Augen wie müde gesenkt.

„Vom Frühling sehe ich hier nur die schönen Blumen,“ sprach er, „sonst meinte man eher mitten im Sommer zu sein. Was man erblickt, ist so grell beleuchtet, daß Einem die Augen schmerzen. Der lichte Himmel, die weißen Häuser und Mauern ermüden; kaum daß man ein paar staub-

*) Frau Fatma.

graue Cypressen neben den blendend hellen Minarets steht; dazu die warme Luft, die Einem den schier betäubenden Blumenduft entgegen bringt; der feine Staub, der aufwirbelt, und den man zwischen den Zähnen spürt — das giebt ein Gefühl der Ermüdung und des Unbehagens.“

„Das ist der Frühling im Orient,“ meinte sein Begleiter, „kaum daß das erste Laub zu sehen ist, fängt auch schon der Sommer an, mit Staub, Hitze und all den anderen Plagen. Man wird die Stadt bald müde und sehnt sich nach den Ufern des Bosporus. Eure Gesandtschaft wird auch nicht zu lange mehr in Pera bleiben, Du wirst dann sehen, wie erträglich der Sommer auf dem Lande ist.“

Inzwischen waren sie an die Brüstung der Holzbrücke getreten und sahen der Menge kleiner Schiffchen nach, die das goldene Horn hinaufzogen. In Barken, zum Sinken gefüllt, kauerten die Männer in Fetz und Turban; die türkischen Frauen sitzen verschleiert, nachlässig faul, im gondelartigen Kait, in grellfarbige Mäntel gehüllt, von Blumenbüscheln umgeben, die ihnen und dem Fahrzeug zum Schmucke dienen.

„Wohin ziehen all die Kait und Barken?“ fragte Henrik. „Ist ein Fest in der Nähe?“

„Ach 's ist Freitag heute,“ rief Basile sich besinnend, „und das Alles fährt nach den süßen Wassern von Europa. Es ist der Feiertag der Moslem, und da strömt Türk' und Christ aus den staubigen, übelriechenden Straßen der Stadt, um ein paar Stunden angenehm im Freien zu verbringen.“

„Die süßen Wasser von Europa! Das klingt so märchenhaft und verlockend, daß man Lust bekommt, auch dahin zu gehen.“

„Das können wir ja thun,“ sprach Basile.

Sie gingen seitwärts neben der Brücke, wo die Fahrzeuge in Bereitschaft lagen. Die griechischen Kaitführer, deren weiße Kleidung in eigenthümlichem Contrast zu den wettergebräunten Köpfen standen, ruderten mit weitausgeholten Schlägen das goldene Horn aufwärts, zwischen den Dampfern und Segelbarken hindurch, vorbei an den Fracht- und Kriegsschiffen und den abgetakelten Dreieckern, die als altersschwache Giganten ihrem allmählichen Verfall hier entgegen sehen. Noch steht am schwerfälligen Bug, wie zum Sprung bereit, ein noch theilweise vergoldeter Leopard oder Löwe und fletscht den Vorbeifahrenden die Zähne.

Henrik saß in die Kissen zurückgelehnt und sein lebhaftes blaues Auge folgte aufmerksam all' den Gegenständen, die der Freund ihm erklärend zeigte.

Die Serailspitze mit den Thürmen und Kuppeln zwischen den tiefdunklen Cypressen und hochgewölbten Pinien, die Aja Sophia, die Achmed-Moschee mit ihren sechs schlanken Minarets entschwanden nach und nach und sie zogen an dem byzantinisch-aristokratischen Griechenviertel Fanar vorbei. Ununterbrochen sind da und dort Reste und Thürme der alten Stadtmauer sichtbar und dazwischen stehen in duftigem Blüthenschnee Mandel- und Pfirsichbäume. Als Silhouette ragen die Ruinen des Belisar-Palastes gegen

das Firmament und die blaue Luft und die ziehenden Wolkenstreifen sehen durch die Bogenfenster. Da liegt auch Cyub, die cypressenreiche Gräberstadt, deren helle Leichensteine sich bis zum Ramm des Hügels hinaufziehen.

Das Wasser wird hier seichter, große Stellen sind mit Pfählen eingerahmt, und die im Grunde wachsenden Binjen ragen theilweise über die Wasseroberfläche. Raiks und Barken folgen der Windung des goldenen Horns und biegen nach rechts ab; sie scheinen sich zu mehren, weil der Meerarm sich verzweigt und sie immer dichter der Mündung des Flusses entgegen fahren. Die Fahrzeuge drängen sich im schmalen Flußbett, ein Ruder wird eingezogen und Schiff an Schiff geht es langsam vorwärts, unter der hochgewölbten Brücke hindurch.

„Oh, wie wohl das thut,“ sagte Henrik aufathmend, als er den Fuß an's Land setzte, „hier ist Frühling, Frühling nach unseren Begriffen, mit erquickender Luft und frischgrünen Bäumen.“

Er sah zufrieden auf das bunte Bild der wandelnden und kauern den Schaaren, die unter den breitästigen Platanen, welche den kleinen, hölzernen Sultanskiosk umgaben, sich des herrlichen Tages freuten.

Die Freunde gingen plaudernd zwischen den Fremden auf den Kieswegen hin und her. Henrik fing dann an, die türkischen Frauen zu mustern, die gruppenweise mit ihren Kindern auf Teppichen im Grase saßen. Basile sah lächelnd dem Freunde zu, der mit seinen Beobachtungen nicht ganz zufrieden schien.

„Wie Alle von Weitem so hübsch aussehen,“ meinte er verdrücklich, „und in der Nähe findet man kaum ein annehmbares Gesicht.“

„Du verlangst wohl, daß jede Orientalin eine Schönheit sei?“ sagte Basile. „Dir schien wohl auch jeder Jaschmal (Schleier) ein süß verführerisches Räthsel zu bergen! — Daß man sich bei uns noch immer keinen richtigen Begriff von den Türkinnen machen kann! Wenn Einer aus dem Orient in seine Heimath kommt, ist stets die zuerst an ihn gerichtete Frage die nach den türkischen Frauen — man glaubt Wunder was zu erfahren, und mit dem Fieber scheint auch Du hierher gekommen zu sein. Du siehst, die nüchterne Wirklichkeit wird wenig Deinen Illusionen entsprechen, da die schönen Prinzessinnen aus dem Märchen von tausend und eine Nacht hier entweder nicht sichtbar sind oder längst ausgestorben zu sein scheinen. Ist einmal der Reiz der Neuheit geschwunden, dann übt der Schleier keinen Zauber mehr und Du wirst in all den kauern den Gestalten, die Dich jetzt mit den großen Augen träge-blickend verfolgen, nur ein mehr oder minder hübsches pezzo di carne sehen und nach einiger Zeit wirst Du Dich fragen, wie man je eine bessere Idee von ihnen hegen konnte.“

„Aber,“ fragte Henrik, „gibt es nicht auch Andere, die europäische Bildung besitzen und sich von den strengen Sitten losmachen? Die müssen doch wohl anders sein, als diese hier?“

„Nicht so viel anders, als man glauben sollte; auch sie fahren nur im

geschlossenen Wagen und tragen den Schleier, wie den Mantel, denn ein vollständiges Losfagen von den Sitten ist heutzutage noch nicht zu wagen, und die Sultanin Valide soll scharf darauf achten lassen, daß alle Moslem den Vorschriften nachkommen — und wäre selbst die Aufsicht weniger strenge, so würden die Schönen den Fatschmaß dennoch beibehalten, und zwar aus Koketterie. Sie wissen nur zu wohl, daß mit dem Schleier auch viel von dem Interesse für sie fallen würde, denn, einmal der Europäerin gleichgestellt, könnten sie sich neben ihr nicht behaupten, während sie jetzt noch immer eine bemerkenswerthe Ausnahmstellung einnehmen. Da sie die Sitte uns fernstellt, scheinen sie uns interessant und begehrenswerth — wir sind nun einmal so einfältig, möchte ich sagen.“

„Dir scheint wohl eine der Schönen nicht hold gewesen zu sein?“ fragte Henrik ironisch.

„Weshalb?“

„Weshalb? Nun weil ich Dich früher nie als Feind des schönen Geschlechts kennen gelernt, und Du das Alles mit so süßsaurer Miene sagst, als hättest Du selbst schlimme Erfahrungen gemacht. Hat man Dir in einer schönen Mondnacht ein Pülverchen credenzen wollen oder versucht, Dir schmeichelnd ein Staatsgeheimniß abzulocken?“

Vasile schien den Worten des Freundes wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Er hatte einen Augenblick nach der Fahrstraße gesehen und die ankommenden und stehenden Wagen gemustert. Seine Augenbrauen zogen sich etwas zusammen. Als Henrik seinen Blicken gefolgt war, nahm ihn Vasile unter den Arm und versuchte, ihn nach der entgegengesetzten Seite zu führen. Henrik machte sich frei.

„Ein guter Freund fürwahr,“ rief er lachend. „Die Häßlichen läßt er mich schaarenweise ansehen, und den Anblick der einzig Hübschen vergönnt er mir nicht!“

Henrik war nun nicht mehr von der Stelle zu bringen. Unerwartet sah er nach einem eleganten Coupé, aus dessen Fenster ein Kopf im Fatschmaß schaute. Er blickte, Alles um sich her vergessend, auf die Dame, die keine Miene machte auszustiegen, und nur ihre großen, dunklen Augen bald gegen den Himmel hob, bald gleichgiltig über die lärmende Menge gleiten ließ.

„Weißt Du nicht, wer sie ist?“ fragte er.

Vasile blieb ihm die Antwort schuldig und wechselte, sich umbdrehend, ein paar Worte mit einem türkischen Offizier, der auf ihn zugetreten war.

Henrik hatte ihn schon früher bemerkt und beobachtet, daß auch er mit Aufmerksamkeit nach der türkischen Dame gesehen, ohne aber ein Zeichen des Grußes mit ihr zu wechseln.

„Wer ist der?“ fragte er, nachdem der Türke sich entfernt.

„Es ist Selim Bey,“ war die Antwort, „ein türkischer Prinz. Du wirst den Weiberhelden im Club noch kennen lernen.“

„Glaubst Du, daß Selim Bey jene Dame im Wagen kennt?“ fragte Henrik, immer wieder hinüber sehend.

„Vielleicht,“ meinte Basile achselzuckend.

„Warum grüßen sie sich dann nicht?“

„Weil es die Sitte verbietet,“ sagte Basile, durch die Fragen des Freundes ungeduldig gemacht. „Uebrigens,“ setzte er hinzu, „siehe auch Du nicht so auffallend nach dem Wagen, Du könntest Unannehmlichkeiten haben, denn die Türken kennen in diesem Punkte keinen Spaß.“

„Wie selten schön ist sie,“ sprach Henrik wie träumend vor sich hin.

„Was doch der Taschmal Alles thut,“ meinte Basile in einem Tone, der einen Anflug von Gereiztheit verrieth; „könntest Du der Dame frei in's Gesicht schauen, Du würdest nicht die Hälfte der Schönheiten entdecken, die Dich jetzt entzücken. Es hat die Kunst gar viel auf dem Gewissen. Das schöne Rothblond der Haare ist gefärbt, die Augenbrauen sind künstlich vervollkommenet, die Schatten unter den Wimpern sind gemalt und das zarte Roth und Weiß der Wangen ist auch dem Schminktöpfchen entnommen. Der Taschmal hüllt das freilich Alles in räthselhaft weiche Farben und Formen und wird zum raffinirtesten Verschönerungsmittel.“

„Wenn Du all' die Details so genau weißt, dann kennst Du wohl auch ihren Namen?“ fragte Henrik, indem er den Freund mit Augenzwinkern ansah.

„Nein,“ sagte Basile kurz und verstimmt, schlug dann mit dem Stock über das Gras, daß die Halme durch die Luft flogen.

Als sich Henrik wieder nach dem Wagen umsah, war er verschwunden, deshalb gab er jetzt dem Wunsche Basiles nach und trat mit ihm den Heimweg an.

* * *

Es war an einem Sonntag Nachmittag, als Henrik die lange lärmende Perastraße durchschritten und auf den freien Platz vor dem Taximgarten gelangt war. Von da setzte er seinen Weg fort und ging die stillere Straße von Ferikoî entlang. Ohne Unterbrechung reihen sich hier die meist nur hölzernen Wohnhäuser und machen mit ihren übermäßig hervorspringenden Erkern ein Gehen auf dem schmalen Trottoir unbequem und manchmal sogar unmöglich.

Henrik musterte die Bezeichnung der Häuser, blieb endlich vor einem stehen, dessen Anstrich von Delfarbe längst abgebröckelt war, und das so alt und verwittert aussah, wie all' seine Kameraden in der Nachbarschaft.

Von Innen drang Geschrei und Gepolter. Als der Klopfer gegen die morsche Hausthür tönte, wurde diese von einem zehnjährigen Knaben geöffnet; die übrige Jugend war verschwunden, doch zeigte eine Reihe Stiefeln, die an der Treppe standen, daß sämtliche Schreihälse zur Familie gehörten.

„Wohnt hier Professor Klemmer?“ fragte Henrik.

Der rothwangige Knabe nickte.

„Papa ist noch nicht nach Hause gekommen,“ meinte er dann, „aber Mama ist oben.“ Er lud den Gast ein, die hölzerne, nicht sehr rein gehaltene Treppe zu erklimmen. Oben auf dem Flur wurden schnell ein paar Thüren zugeworfen, aber der kleine Führer ließ sich durch Nichts irre machen und geleitete den Herrn in ein Zimmer.

Bald darauf kam die Frau des Hauses, in einen grauen Flanellschlafrock gekleidet; da er etwas zu lang war, schob sie ihn mit den Fußspitzen nach vorn, dabei klappte der letzte Knopf auf den Boden.

„Oh,“ sagte sie halb englisch, halb deutsch, „mein Mann muß bald kommen. Er hat Ihren Brief wegen des türkischen Unterrichts, den Sie zu nehmen wünschen, erhalten und weiß, daß Sie ihn um diese Stunde besuchen werden.“

Die Conversation ging stoßend, und nachdem sie sich gegenseitig gefragt, wie lange sie schon in Constantinopel weilten und noch zu weilen gedächten, entstand eine längere Pause.

„Das ist mein Vater,“ sprach endlich Frau Klemmer, auf das Bild eines würdigen Mannes deutend.

Sie hatte den Finger nach der Richtung ausgestreckt, doch als ihr Blick auf ihren Armel fiel, steckte sie verschämt eine herabhängende Unterjade hinein und rückte das kleine Häubchen zurecht, das trotz aller Altersschwäche doch noch den Muth hatte, kokett nach links zu balanciren.

„Er ist noch immer als Prediger in Schottland thätig,“ sagte sie.

„Oh, dann sind Sie Schottländerin?“

„Ja,“ meinte Frau Klemmer mit glücklichem Lächeln. „Sehen Sie nur, wie viel schöne Neujahrskarten ich von meinen Freunden aus der Heimath bekommen.“

Sie reichte ihm ein altes Album, das die Schätze enthielt. Gelangweilt ließ er die Blicke über die verschieden ausgestatteten Happy new year und Merry christmas schweifen.

„Sehen Sie, hier sind die Porträts meiner Verwandten,“ sagte sie dann, indem sie ein Album mit Photographien vor ihm aufschlug und ihm auf das Genaueste ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Dargestellten erklärte.

Da fiel ein Bild aus dem Buche. Schon wollte er es auf den Tisch zurück legen, doch als sein Blick es flüchtig gestreift, hielt er in der Bewegung inne und betrachtete es aufmerksam.

„Nicht wahr, sie ist schön,“ sagte Frau Klemmer, auf die Photographie sehend, „oh und sie ist auch gut.“

„Wen stellt das Bild vor?“ fragte Henrik rasch.

„Es ist das Porträt von Fatma Hanum.“

„Fatma Hanum,“ wiederholte er, tonlos die Lippen bewegend, Fatma also hieß sie, die er umsonst an den süßen Wassern wiederzufinden gehofft.

„Und wer ist Fatma Hanum? Gewiß verbirgt sie ein eifersüchtiger Pascha in seinem Harem?“

„Nein,“ sagte Frau Klemmer, „sie hat keinem Pascha mehr zu gehorchen, da sie sich von ihrem Manne hat scheiden lassen. Die arme Prinzessin war Frau des ägyptischen Mehmet Pascha, an den man sie mit dreizehn Jahren verheirathet hatte. Er muß sie sehr schlecht behandelt haben, und sie ist nun glücklich, im Hause ihrer Mutter ruhig leben zu können.“

Henrik sah immer noch wie träumend auf das Bild, welches Fatma in einem orientalischen Phantasiegewand, das Hals und Arme freiließ, auf einer Ottomane liegend vorstellte. Der Kopf war leicht in die Hand gestützt, die großen Augen schienen einen fragenden Blick auf den Beschauer zu heften, während die vollen Lippen wie zum Sprechen geöffnet waren.

„Nicht wahr, Sie haben die Prinzessin bei den süßen Wassern gesehen?“ fragte Frau Klemmer gutmüthig lächelnd.

Henrik sah sie fragend an.

„Als ich ihr neulich einen Besuch machte,“ fuhr sie fort, „fragte sie mich nach dem neueingetroffenen blonden Fremden. Ich wußte ihr keine Auskunft zu geben, aber jetzt errathe ich, daß Sie es gewesen sein müssen.“

Er nickte zur Antwort.

„Wohnt Fatma Hanum in Stambul?“ fragte er dann.

„Nein, im Winter bewohnt sie ein Haus in Pera, doch hat sie jetzt seit vierzehn Tagen ihr Landhaus in Stenia bei Rumeli Hissar bezogen. Morgen werde ich hinfahren sie zu sehen und ihr erzählen, wie sehr Ihnen ihr Bild gefallen. Sie hat es so gern, wenn ich ihr von den Fremden Neuigkeiten sage.“

„Mein Mann bleibt lange aus,“ sagte sie dann aufstehend, „Sie müssen einstweilen Thee mit mir trinken.“

Sie rief die Knaben, die bald darauf Tassen und Kannen brachten. Der Älteste räumte dann einen Tisch von Büchern und Heften rein und deckte eine Serviette darauf. Einige Flecken, die er auf derselben gewahrte, mochten wohl die Ursache gewesen sein, daß er sie in der Luft schwenkend umdrehte, ihr aber nach Besichtigung der andern Seite schnell wieder die erste Lage gab.

Der Schwede hatte Fatmas Bild so auf den Tisch gestellt, daß er es ungestört betrachten konnte.

Frau Klemmer schänkte Thee in die staubigen Tassen und rührte aus einer längst angebrochenen Blechbüchse condensirte Milch hinein. Ein leises Schauern überlief den Gast, als er sah, daß ihre Fingerspitzen damit in Berührung gekommen waren. Sie nöthigte ihm denn auch noch alte Zwiebacke, die, wie sie sagte, nur beim französischen Bäcker zu haben seien, mit solcher Herzlichkeit auf, daß er im Hinblick auf der schönen Fatma Bild Alles wie eine bittere Medicin ihr zu Liebe schluckte.

Endlich kam Professor Klemmer, der seinen Gast auf sein Studierzimmer führte.

Henrik warf einen letzten Blick auf das Bild und nahm Abschied von der Hausfrau.

* * *

Ein paar Tage darauf war Henrik von einem Gange in den Bazar zurückgekommen, als er vor seinem Zimmer einen halbwüchsigen Neger traf, mit dem sein Diener unterhandelte, da der Knabe das Billet, was ihm anvertraut, nur in die Hände des Herrn selbst legen wollte.

Henrik nahm ihn mit auf das Zimmer. Zum Fenster getreten, entfaltete er das Blatt, auf dem in ungeübter Schrift ein paar Zeilen in französischer Sprache geschrieben waren.

„Fatma Hanum,“ sagte er die Unterschrift besehend, „Fatma bittet mich zu ihr zu kommen?“

Er besah das Blatt von Neuem. Sollte er wirklich noch heute in Fatmas Nähe sein?

Der Gedanke versetzte ihn in so freudige Erregung, daß er schnell als Antwort ein paar Verse auf einen Streifen Papier schrieb und dann diesen um den Stiel eines Weidensträußchens band, das auf dem Schreibtische gestanden.

Als der Neger sich entfernt hatte, warf sich Henrik in einen Lehnstuhl.

Wie verrannen ihm die Minuten so langsam! Warum wollte heute die Dämmerung nicht hereinbrechen?

Fatmas Billet hielt er zwischen den Fingern, und als hätte der dem Blatte entströmende Duft, den er mit Behagen einsog, eine berauschende Kraft, so wogten ihm phantastische Bilder vor die Sinne.

Es war ihm wie ein Traum, daß er Fatma in ein paar Stunden sehen sollte. Er erblickte sich ihr jetzt schon gegenüber, dachte aber dazwischen an Basile und seine Verstimmung, als er sie im Wagen an den süßen Wassern gesehen. Sollte er in irgend welcher Beziehung zu ihr stehen?

Bei dem Gedanken schoß ihm das Blut gegen den Kopf. Er legte den Brief bei Seite und sah zum Fenster hinaus in den Garten. Die Luft war klar und leiser, kühler Wind wehte vom Meere herauf, umfächelte ihm die heiße Stirn und machte die Rosenranken, die lose von der Mauer hingen, unter ihm schwanken.

Die Gedanken zogen ihm nun nüchterner durch den Kopf; er erinnerte sich, wie Basile ungünstig über die türkischen Frauen gesprochen.

Fatma wird keine Ausnahme machen, sagte er sich, sie wird mich als Spielzeug für ihre Launen wollen, als Abwechslung, um Stunden der Langeweile auszufüllen.

Nach einigem Nachdenken beschloß er, das eigenthümliche Stellbischein als lustiges Abenteuer zu betrachten, obwohl sein Herz nicht ganz im Einverständnis war mit dem, was der Kopf ihm dictirte.

Als er dann zu Pferde saß und gegen Maßlaß ritt, war es still auf

der großen Straße vor der Stadt und die Hufschläge seines Pferdes kamen ihm als einziger Geräusch übermäßig laut vor. Er sah hinab zum Bosporus, von wo die großen Laternen des Signalschiffes heraufleuchteten. Drüben auf der asiatischen Seite blickten die Lichter vom Candelli und Anatoli Hissar.

Je näher der Reiter seinem Ziele kam, desto eigenthümlicher ward ihm zu Muth. Er kam sich vor wie ein Märchenprinz, der auszieht, die verunschene Prinzessin zu erlösen.

Nähe an der Schänke von Maflak sah er die Gestalt des kleinen Negers auf sich zureiten. Schweigend zogen sie auf der Straße weiter, die auf der Höhe nach Therapia und Bujukdere führt. Jetzt, da sie die dickbäuchigen Thürme von Numeli Hissar hinter sich hatten, lenkte der Führer in einen Seitenpfad, der abwärts dem Meere zuführt. Er stieg dann an einem eingezäunten Garten ab, übergab dem wartenden Diener die Pferde, brachte den Fremden auf schmalen Kieswegen an einen maurischen Kiosk und führte ihn in dessen einzigen weiten Raum.

Von der Decke hing eine ampelartige Lampe, die, durch rothes Glas gedämpft, Licht spendete. An den Wänden liefen niedere Divane entlang; ein Tisch, ein paar Fauteuils standen in der Mitte, große Spiegel liefen von der Decke bis zum Boden, der mit weichen Teppichen belegt war. Bald öffnete sich eine entgegengesetzte Thür, und Fatma trat ein, Henrik die kleine Kinderhand reichend.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen,“ sagte sie einfach in fließendem Französisch, „und daß Sie den langen Weg des Nachts nicht gescheut. Kurz nachdem ich Ihnen geschrieben, hatte ich es wieder bereut, aber jetzt, wo ich Sie hier sehe, bin ich dennoch froh, daß mein Zaudern zu spät kam.“

„Ich wäre auch gekommen, wenn ich den dreifachen Ritt zurückzulegen gehabt hätte,“ sagte Henrik, angenehm von dem anspruchlosen Empfang berührt.

Er hatte sich nunmehr an das gedämpfte Licht der Ampel gewöhnt und beobachtete Fatma aufmerksam. Ihre Figur, die, obwohl zierlich, doch schon stark zur Corpulenz neigte, war von einem dunklen Seidenkleid nach fränkischem Schnitt umschlossen und schien ihm kleiner, als er sie sich gedacht hatte. Ja, sagte er sich dann, sie noch näher betrachtend, das Haar ist gefärbt, den Bogen der Brauen ist nachgeholfen und unter den langen Seidenfransen der Wimpern zieht sich ein dunkler Strich, der das Auge schwächend und größer erscheinen läßt und der keinesfalls natürlich ist.

Er sah das Alles mit der Spitzfindigkeit einer eifersüchtigen Rivalin — und doch — er mußte sich gestehen, nichts störte die Harmonie in dem Wilde, und je länger er hinsah, desto unklarer verschwamm ihm, was er vorher so deutlich als Natur und Kunst auseinanderzuhalten im Stande gewesen. Die Gesichtszüge waren nicht regelmäßig; die Backenknochen traten etwas zu stark hervor, die Lippen hätte man zu voll nennen können, doch gab gerade dieses Abweichen von den Schönheitsregeln dem feingeschnittenen Kopfe den orientalischen Charakter.

In Fatmas ganzem Wesen lag ein solcher Schmelz, eine so hohe Anmuth, daß die Bewunderung der Kritik weichen mußte.

„Jeden Freitag,“ sagte Henrik nach einer Pause, „führte mich der Wunsch, Sie wieder zu sehen, nach den süßen Wassern von Europa, aber es war stets umsonst, und schon gab ich die Hoffnung auf, Ihre Spur wiederzufinden, als ich bei Frau Klemmer ein Bild von Ihnen entdeckte und endlich auch Ihren Namen erfuhr.“

„Wie, dort bei den süßen Wassern hat man Ihnen nichts über mich sagen können?“ Fatma neigte fragend den Kopf und sah den Sprecher gerade an.

„Nein, leider nein,“ sagte Henrik und hob den Blick, der auf den winzig kleinen Füßchen ruhte, die in blauseidenen Schuhen unter dem Saum des Kleides hervorsahen.

In ihrem Lächeln lag ein liebenswürdig ungläubiger Zug, der ihm zu sagen schien, daß sie seinen Worten nicht volles Vertrauen schenke.

„Wirklich, nein —“ bestätigte er, „übrigens scheinen Sie ein schlechtes Gewissen zu haben.“

Fatma sah, wie über seine Lippen ein ironisches Lächeln glitt; sie richtete sich einen Augenblick höher auf und sprach ihn offen ansehend: „Man ist immer geneigt, schlecht über uns türkische Frauen zu sprechen. Wir sind Lebendigbegrabenen gleich, und dennoch schmäht man uns. Ihr seid die Herren, und weil Ihr es seid, steht es Euch schlecht, über Gefangene zu spotten.“ — Sie sah finster vor sich hin und legte die Hand über die Augen.

„Wer von uns wollte sagen, er sei frei? Formen und Gesetze schreiben uns jeden Schritt vor und auch wir sind nur die Sklaven der Gesellschaft. Aber die Frau, und sei sie auch Muhamedanerin, besitzt trotz beschränkter Freiheit die größte Macht — sie lenkt die Herzen und mit ihnen die Welt.“

„„Und Sie gönnen uns diese einzige Macht, diese einzige Waffe nicht? Ein bißchen Schönheit, ein bißchen Wiß ist unser ganzer Reichthum und der Erfolg die einzige Zerstreuung in unserm thatenlosen Leben.““

„Ja, thatenlos nach außen, aber eine kleine Intrigue hier, eine andere dort, das schafft doch manche Abwechslung.“

Fatma schien durch den Ton Henriks unangenehm berührt. Sie fühlte, daß sie ein Vorurtheil, das er gegen sie gefaßt haben mußte, zu verwischen habe.

„Auch Sie glaubten ein galantes Abenteuer zu haben — sagen Sie nicht nein — es wäre die Wahrheit nicht,“ sprach sie ernst, mit abwehrender Handbewegung, „habe ich Ihnen doch selbst ein Recht zu der Annahme gegeben; rief ich Sie nicht hierher, ohne Sie vorher zu kennen, und sehe ich Sie hier nicht mit einer Heimlichkeit, die den Stempel des Unrechts trägt? Aber ich kann und will die ewige Einsamkeit nicht ertragen, die Geist und Körper krank macht.“

„Und wer will Sie hindern,“ fragte Henriß, „zu thun und zu lassen, was Ihnen gut dünkt, sobald Sie nicht gegen die äußeren Sitten verstoßen?“

„Sie sind zu kurze Zeit im Lande, um das begreifen zu können,“ sprach sie weiter, „aber ich kenne meine Stellung zu gut, als daß ich falsch darüber urtheilte. Ich bin als Mohamedanerin von allem Verkehr ausgeschlossen, und eben darum scheinen wir den Europäern so sehenswerth. Sie betrachten uns mit derselben Aufmerksamkeit, mit der sie die Tiger in Beglerbeg bewundern, das sind ja auch seltene Thiere, die man hinter Eisenstäben hält, wo man sie ungestraft necken kann. Jeder sucht uns kennen zu lernen, aber man bereut es schier und fühlt sich enttäuscht — denn wir sind ja nicht gebildet. Wie sollten wir auch, nachdem wir unser Leben lang hinter Haremsgittern stecken, rauchen, Süßigkeiten essen und uns mit bunten Kleidern behängen? Wie Kinder lassen wir uns Märchen erzählen und lieben, Sclavinnen tanzen zu sehen. — Nicht wahr, was das für armselige Geschöpfe sind!“

Da kommen die europäischen Damen uns zu besuchen und heucheln Interesse und forschen mit neugierigen Augen, ob unser Haus auch rein gehalten und ob sie nicht viel à la turca fänden, worüber sie ihre Glossen machen könnten?

Wenn man dann jemals von unseren Handlungen spricht, dann weiß man so hübsche Geschichten zu erzählen von Intriguen, Mißhandlung der Sclaven oder von Giftmorden. Man verbreitet das so gerne, und nichts scheint so schlecht, dem man nicht Glauben schenkte. Vielleicht hat man in Vielem Recht, unvortheilhaft über uns zu sprechen, es mag Manches wahr sein — aber seid, dann auch gerecht, da Ihr die Harems kennt und ihre Geheimnisse und wißt, daß man uns, bunten Vögeln gleich, hinter Gittern hält! Laßt uns vergessen unser Schicksal tragen; bekrummelt nicht die Spielereien, die uns die öden Tage verkürzen, und urtheilt nicht zu streng über unsere Unwissenheit! Schenkt uns Nachsicht und Mitleid oder macht, daß wir frei seien! Meint nicht, daß wir nichts wüßten von dem Gute, das Euch als das Höchste gilt! Wir kannten einst nur die Sclaverei, aber jetzt ist der Begriff davon auch zu uns gedrungen und wer ihn erfaßt, dem ist die Freiheit Bedürfniß geworden. Laßt uns frei sein, und Ihr gebt uns damit die Mittel zur Bildung! Bindet uns nicht an die Scholle, laßt uns reisen und die Welt sehen, laßt uns frei mit Männern verkehren und wir werden uns an ihrem Wissen zu bilden suchen. Nehmt Zuckerwerk, Tänzerinnen, Schmuck, Käschereien, und Cigaretten — wir geben Alles hin für die eine Freiheit!“ —

Fatma hatte hastig gesprochen, während sie mit den kleinen Händen fremdartige Bewegungen machte. Ihre Augen leuchteten in eigenthümlich dämonischem Glanze und die weißen Zähne bligten hinter den sich schnell bewegenden Lippen.

Henriß hatte staunend und mit Bewunderung auf sie gesehen. Er mußte an die gefangenen Königstiger im Sultansgarten denken. —

Jetzt blickte sie ihn an, als warte sie auf Antwort.

Henrik mußte nicht, ob er die Stille unterbrechen solle. Ihre Worte klangen ihm im Ohre nach und stundenlang hätte er der schönen Frau zuhören können, ohne selbst ein Wort zu sprechen. Es kostete ihn Ueberwindung, sich aus dem traumartigen Zustande aufzuraffen.

Was sollte er ihr auch sagen? Er glaubte ja Alles, Wort für Wort.

„Es mag Vieles so sein, wie Sie sagen, Fatma Hanum,“ sprach er dann, „nur sind Sie keine Türkin, wenigstens keine solche, von denen Sie eben sprachen. Wenn Sie auch nicht gereist sind, so wissen Sie doch viel von der Außenwelt und Ihr Denken und Fühlen beschränkt sich nicht auf die üblichen Belustigungen des Harem. Ich dachte nicht, daß Sie den Druck der Sitte so fühlten, da Sie doch eine von den Wenigen sind, die sich emancipiren.“

„Nun ja, daß ich mich emancipire, dafür haben Sie ja selbst den Beweis vor Augen, denn daß ich Ihnen hier gegenüber sitze, das ist ja Emancipation. Ja, ich schreie nach Freiheit, ich bin eine von den Wenigen, die den Muth haben zu versuchen, das Joch der Gefangenschaft von sich abzuschütteln; doch ich fühle die Sklavenkette bei jeder Bewegung. — Aber statt zu amüsiren, langweile ich Sie, und morgen werden Sie von einem schlecht reussirten Abenteuer zu erzählen haben. Es war wohl bei der Türkin nicht so, wie man erwartet?“

„Fatma Hanum,“ sagte Henrik vorwurfsvoll, „ich will Ihnen aufrichtig beichten, daß ich gekommen bin, eine Türkin kennen zu lernen; aber ich fand nicht die, die ich erwartet — ich begegnete einem Weibe, das einen anderen Platz im Leben verdient. Wenn Sie einen Freund brauchen, Fatma, dann vergessen Sie die heutige Stunde nicht!“

„Einen Freund?“ sagte sie langsam, die Augen auf den jungen Mann richtend, „sollte ich wirklich einen Freund gefunden haben? Die Menschen, die mich umgeben, unterordnen sich sclavisch meinem Willen, Niemand sagt mir, ob ich Recht oder Unrecht thue — ich habe vielleicht schon den Maßstab dafür verloren. Wenn Sie nun mein Freund sein wollen, so müssen Sie mir auch die Wahrheit sagen!“

„Den Freund sollen Sie gefunden haben,“ sprach Henrik.

Fatma hatte sich erhoben und legte ihre rosigen Finger mit den glänzenden Nägeln in seine Hand.

„Auf Wiedersehen,“ sagte sie, „wenn Ihnen die heutige Unterhaltung die Lust dazu nicht genommen.“

Die Thür klappte und Henrik stand allein. Er strich mit der Hand über die Stirn und durchfuhr mit den schlanken Fingern die Wellen seines blonden Haars.

Das also war Fatma Hanum?

War das dieselbe, die unter dem Taschmaß so sanft gelächelt? Er hatte sich ein Zusammentreffen mit ihr anders gedacht. —

„Arme Fatma,“ murmelte Henrik, als er wieder im Garten schritt und die feuchte Seeluft ihm kühl um die Schläfe wehte.

„Ja, Freiheit, Freiheit,“ sagte er vor sich hin. Wie schätzte er sie in dem Augenblick, da er von einer Gefangenen kam! Und war er frei?

Er glaubte es. Und doch war auch er ein Gefangener und seine Sinne umstrickt von dem Bilde der schönen, traurig lächelnden Fatma.

Er ritt langsam nach Pera zurück, nachdem er noch lange zurückgeblickt, wo durch die Zweige der Platanen die erleuchteten Fenster schimmerten. Er sah im Geiste noch immer das Weib mit den schwellenden Lippen und den großen, sanften Augen, das dahinter weilte.

Als er durch die große Perastraße am Club vorbei kam, hörte er den Lärm von Stimmen. Er ritt nach Hause und ging dann in den Club. Es war jetzt stiller, denn es wurde hoch gespielt. Man hörte nur das Aufwerfen der Karten und das Rollen der Goldstücke.

Selim Bey saß mit starren Augen da, einen Haufen Gold neben sich.

Henrik hatte dem Spiele stillschweigend zugesehen und schiedte sich nun an, auch zu setzen, da trat Basile auf ihn zu und nahm ihn bei Seite.

„Denke an die Nacht in Petersburg und Deinen Rassenjammer,“ sagte er, „Du versprachst mir damals auf die Karten, nicht wieder hoch zu spielen.“

„Hast Recht,“ antwortete Henrik zerstreut. „Ich weiß auch nicht, warum es mich heute an den Spieltisch getrieben.“

„Du warst heute lange aus? Ich wollte Dich in der Dämmerung aufsuchen und fand Deine Zimmer leer.“

„Ich war weit gegen Therapie geritten,“ gab Henrik zurück.

* * *

Die Besuche Henriks bei Fatma hatten sich oft wiederholt. Heute saß er ihr wieder gegenüber. Auf einem kleinen Tische zwischen ihnen lagen Papiere mit türkischen Schriftzeichen beschrieben, die Fatma prüfend besah.

„Wenn Sie das Alles in so kurzer Zeit gelernt,“ meinte sie, „so kann Professor Klemmer mit seinem Schüler zufrieden sein.“

Sie legte die Papiere auf den Tisch zurück, nahm die Rohrfeder zur Hand und machte auf den Rand des Blattes spielend Schreibversuche.

Henrik sah ihr zu.

„Ich kann den Sinn nicht errathen,“ sagte er buchstabirend, nachdem sie geendet.

„Es ist ein türkisches Sprichwort, was mir eben in den Sinn kam, es heißt: „Das was Du liebst, ist schön.“

Henrik sah auf das Blatt und dann auf Fatma, die mit der Feder spielend Zeichen auf die innere Fläche ihrer linken Hand schrieb.

„Ist es nicht Sitte im Orient,“ fragte er, „daß man sich heilige Sprüche auf die Handfläche schreiben läßt, um vor Unglück bewahrt zu werden?“

„Ja, man thut es im Bazar und die Frauen des Volkes glauben an die Wirksamkeit der Zeichen.“

„Schreib auch mir solch' einen Talisman in die Hand,“ meinte Henrik launisch. „Einen Spruch gegen unglückliche Liebe.“

Fatma nahm lächelnd seine Hand und schrieb mit deutlichen Zeichen einige Worte.

„Was heißt das?“ fragte er.

Sie hatte sich mehr nach vorn gebeugt und ihre Fingerspitzen berührten leicht Henriks Arm.

„Das was Du liebst, das sollst Du ewig lieben,“ sagte sie leise.

Er sah nachdenklich in die Fläche seiner Hand, bedeckte einen Moment die Augen, dann stand er auf und ging zur Thür.

Fatma geleitete ihren Gast mit einem eigenthümlich lächelnden Blick, während die schmalen Finger nach den Bonbons griffen, die er ihr mitgebracht hatte.

Als Henrik sah, daß Fatma ihm nachblickte, blieb er unter der offenen Thür stehen und schaute zögernd auf sie.

„Die Nacht ist so schön,“ sagte er, auf die Mondlandschaft draußen blickend.

Fatma hatte sich erhoben und kam ihm nach.

Schweigend schritten sie zwischen den Rosenhecken des Gartens. Ihr leichtes Gewand streifte den feinen Kieſ und ihre Hand pflückte hie und da ein Blatt, um es dann wieder achtklos fallen zu lassen.

Auf einem freieren Plage angekommen, hatte sich Fatma auf eine Holzbank gesetzt; Henrik stand ihr gegenüber und blickte in ihr mondbeleuchtetes Antlitz. Sie sahen dann schweigend hinunter zum Bosporus, über den der Mond das schillernde Silbernetz geworfen. In den nahen Büschen hing eine Nachtigall an zu schlagen.

„Fatma,“ sagte Henrik nach einer Weile, sich zu ihr niederbeugend, „Fatma, Du hast scherzend mir einen Spruch in die Hand geschrieben, aber hier,“ sprach er auf die Brust deutend, „hier steht er mit flammenden Zeichen und brennt wie ein böses, zehrendes Fieber. Fatma, mit Deinen sanften Gazellenaugen hast Du es angefaßt.“

Henrik war vor ihr niedergefunken, hatte die Hände über die Augen gelegt und stützte den Kopf gegen die Bank.

Er fühlte eine warme Hand sich an die seine legen, seine Finger umflammerten sie und leidenschaftlich preßte er die Lippen darauf.

„Sag' Fatma, Fatma liebst Du mich?“ fragte er bebend. „Weißt Du, wie sie ist, die allmächtige, die heilige Liebe, die über uns kommt und der wir uns unterwerfen müssen?“

„Die Liebe,“ sagte Fatma lächelnd, „eine Liebe zwischen uns? Wir, der Gefangenen, der Moslem, und Dir, dem freien Christen?“

„Fatma,“ sagte Henrik heftig, „Du sollst keine Gefangene mehr

sein, denn ich will Dich erlösen. Sei mein Weib und Du sollst frei sein wie jede Europäerin! Laß das Land und all die trüben Erinnerungen und komm mit mir in eine neue Heimath! Ich kann Dir keine großen Schätze bieten, aber an meinem Herzen will ich Dir eine Heimstätte gründen zu neuem Glück.“

Die Nachtigall hatte aufgehört zu schlagen. Henrik sprach leise schnelle Worte und hielt das schöne Weib in seinen Armen.

* * *

Fatma Hanum lag nachlässig auf einem der Divane ihrer Gemächer und überfah mit matten Augen all die europäischen Kostbarkeiten, die um sie herum aufgehäuft waren. Halb sann sie, halb träumte sie, rauchte dazwischen aus dem perlenbesetzten Tschibuk und hauchte mit der Hand, wie sich besinnend, nach den blauen Dampfwolken. Die kleinen Füße steckten in rothen Pantöffelchen und sahen unter dem spitzenbesetzten Pariser Schlafrock hervor.

Fatma sann und sann und zog die Augenbrauen zusammen, als sie mehrere Bettelchen, die auf einem Tabouret vor ihr lagen, durchflog und wieder niederlegte. Die zierlichen Füßchen zogen sich immer mehr in die Höhe und bald saß sie mit gekreuzten Beinen à la turca, wie sie als Kind im Harem ihres Vaters zu thun gewohnt war, wenn die Eclavinnen der kleinen Lieblingstochter Märchen erzählen mußten.

Nach einer Weile schellte sie.

Eine hochgewachsene schlanke Circassierin trat ein und blieb mit gekreuzten Armen an der Thür stehen, um die Befehle der Herrin in Empfang zu nehmen. Sie trug als Abzeichen der Eclavin hängende Haare und ihr Rock, obwohl von fränkischem Stoff, war als Rest des alten Kostüms in die enge, schweifartige Schleppe geschnitten.

„Kaffee!“ sagte Fatma zur Harrenden, die ihr bald darauf die kleine Tasse in dem silbernen Behälter reichte.

Fatma gab sich nicht die Mühe, danach zu greifen. Zitternd hielt das Mädchen ihr die Tasse hin, so daß der Inhalt in's Schwanken kam und ein Tropfen auf der Herrin Kleid fiel.

Diese sah es und mit der kleinen Faust stieß sie die Eclavin von sich. Das Mädchen warf sich in die Kniee.

„Herrin,“ rief sie, „Herrin seid barmherzig!“

„Geh,“ schrie Fatma, „die Strafe wirst Du heute Abend erhalten. Schide mir jezt Isbal, sie muß hier sein.“

Die Eclavin stand auf und ging gesenkten Hauptes und die Herrin wartete auf Isbal Hanum, die beste Märchenerzählerin, die wie andere alte Frauen von Haus zu Haus geht und für Geld erzählt. Sie weiß jedes europäische Haus in Pera so gut, wie die Konaks in Stambul und die Schänken in Galata und kennt deren Einwohner und ihre Verhältnisse. Auf

ihr Wort hin werden Intriquen geschmiedet, ihr werden die geheimsten Aufträge zu Theil; sie weiß auch Rath für diese oder jene Krankheit.

Leise schlich die alte, dürrig gekleidete Frau herein, sie verneigte sich tief, berührte zum Gruß oft nach einander Brust, Mund und Stirn, dann küßte sie den Saum des Kleides der Herrin und kauerte zu ihren Füßen nieder.

Der hellgrüne, verblichene Mantel, der sie nur handbreit bis über den Knöchel bedeckte, war aus schlechtem Stoff und die gelben Pantoffeln über den weißen Wollstrümpfen deuteten auf Armuth und doch hatte die alte Zäbal schon manches Goldstück durch ihre Künste erworben — man gab oft viel um ein kleines Geheimniß. Aber Zäbal liebte, arm zu scheinen, um ungestörter an den Straßenecken sitzen zu können, um zu hören und zu sehen.

„Zäbal, sag', was giebt es Neues?“ fragte Fatma, nachlässig rauchend, indem sie nun den ersten Blick auf das Wesen zu ihren Füßen warf.

„Neues, Herrin,“ meinte Zäbal, „ja Neues! Mein Augapfel, mein Lämmchen, meine Taube! Daß sich die Erde doch wandeln möchte, daß ich Dir könnte Neues von ihr sagen — aber die Zäbal ist alt, wie die Erde, auf der sie lebt — einsam, recht einsam! Die mit ihr sich freuten und mit ihr klagten, sind todt — in Cyub haben sie vergangenen Montag meine letzte Freundin eingegraben, und nun werde ich auch bald sterben, und da wollt Ihr, daß meine alten Augen noch sehen, was die Jungen treiben und meine Ohren sollen noch hören, was die neue Welt sagt? Die längste Zeit sitze ich auf der Brücke und sehe still in's Meer.“

Zäbal löste den Taschmak, um ihre Thränen zu trocknen.

Fatma schien wenig Interesse an ihrem Kummer zu nehmen, sie bedeutete ihr nur, von den Cigaretten zu rauchen, die vor ihr lagen.

Die Alte trocknete die letzten Thränen Spuren von den groben, wellen Zügen und fing an, mit Behaglichkeit zu schmauchen. Die Cigarette zwischen den schwarzen Zähnen, sah sie grinsend zur Herrin auf. Diese machte eine ungeduldige Handbewegung.

Zäbal begann nun froher gestimmt: „Ueber das Marmorameer zogen die Wolken und flogen über die Prinzeninseln. Sie sahen die Fremden in kleinen Wagen über die rothe Erde von Principo fahren. Von der russischen Botschaft waren sie Alle vorigen Sonntag dort, auch der Mann mit dem schwarzen Barte.“

Fatma sah in die Luft, als hätte sie die Worte nicht vernommen. —

Die Erzählerin fuhr nach einer Pause fort: „Und der Wind trug die Wolkenschichten über die Serailspitze und sie sahen in die Straßen von Stambul und in den Bazar. Zeila Hanum hat einen Sohn und der Pascha ist selig vor Freude. Abraham, der Teppichhändler im Bazar, hat schöne neue Stoffe aus Brussa, Du solltest hingehen, Herrin, sie anzusehen. Es sind

die schönsten Feradsche (Mäntel) dabei mit bunter Stickerei, und aus Dagistan hat er Teppiche, wie ich sie nie herrlicher gesehen.“

Sie drückte dabei die Fingerspitzen zusammen, was immer „schön und gut“ sagen will.

„War kein Fest in Pera?“ sprach die Herrin.

„Gestern tanzten die Giaurs in der französischen Botschaft.“

„Wer war da?“ fragte Fatma nun aufmerksamer.

„Die Frau mit den goldenen Haaren, die einmal kam Dich zu besuchen, die weiß ist wie Schnee und die blauen Augen hat, die soll die Schönste gewesen sein diesen Abend, und viele Herren waren um sie geschaart.“

„Wer?“

„Der Mann mit dem schwarzen Barte, der auch mit ihr reitet, dann hat Selim Bey viel mit ihr getanzt und ihr beim Abschied die Hand geküßt.“

„Wer sagt das?“ fuhr Fatma auf.

„Mehmet, der Krawasse — er ist meiner Schwester Sohn. — Der blondlockige Löwe, der sonst viel mit ihr tanzte, hielt sich fern. Er stand in der Ecke, sah nicht auf ihre weißen Schultern und ging früher weg, als das Fest zu Ende war.“

„Ich bin unzufrieden mit Dir,“ sagte nach einer Weile Fatma, „Du konntest mir neulich nicht sagen, wie der blonde Fremde heißt.“

„Den blondlockigen Löwen,“ sprach die Alte lauernd, „meinst Du Herrin? Du solltest nicht wissen, wie des Schweden Name ist? Und doch sieht man ihn so oft gegen Stenia reiten, wo er dann plötzlich verschwindet!“

Fatma sah die Alte verweisend an. Diese beugte ihr Haupt und berührte zum Zeichen der Unterwürfigkeit mit den Lippen der Herrin Kleid.

„Und was sagt man von mir?“ warf Fatma nachlässig hin.

„Von Dir Herrin erzählt man, daß Du die tiefsten Augen habest, daß Du ewig jung seiest und schön und gut.“

Ueber Fatmas Züge glitt ein triumphirendes Lächeln.

„Oh Herrin,“ sagte Isbal plötzlich traurig, „oh Herrin, während ich hier schwäche, liegt das Kind meiner Tochter in Krämpfen. Wir haben alle Mittel versucht und nichts hat geholfen. Die Frauen sagen, es müsse ein böser Blick sein, der es krank gemacht. Da hielten wir, um zu erfahren, wer ihm das Uebel gebracht, an einer Nadel Nesselkörner in's Licht und nannten die Namen all' der Personen, die das Kind gesehen. Die Nessel brannte still und glühte, als ich aber Deinen Namen aussprach, oh Herrin, da zischte es und spritzte, und das ist das Zeichen, daß Dein Auge ihm die Krankheit gebracht. Du sahst das Kind, als ich es das letzte Mal mitnahm, und seitdem ist es von dem Leiden geplagt.“

Fatma blickte zornig auf.

„Geh,“ schrie sie streng, „komme mir nicht wieder unter die Augen, oder meinst Du, ich soll Dein Märchen glauben?“ Verächtlich schaute sie auf die Alte, die nun in Schluchzen ausbrach und ihr Gesicht in den weissen Händen barg.

„Die Frauen sagen,“ jammerte sie, „man solle einen gelehrten Mann holen, den Giau, der auch Deine Krankheit geheilt. Der weiß alle geheimen Kräfte in der Natur, er wird auch dem Kinde helfen können, aber ich bin arm, und wenn ich den Mann rufe, so kostet das viel Geld.“

„Allah wird helfen,“ sprach die Schöne gelangweilt. „Bringe das Kind hinüber zu den heulenden Derwischen in Skutari, der fromme Imam soll ihm die Hände auflegen, darüber hinwegschreiten, es mit heiligem Wasser besprengen und die Krankheit wird vergehen.“

„Das sagst Du mir, weil ich arm bin,“ klagte Isbal bitter. „Du selbst nimmst den Giau zu Hilfe. Ich habe auch einmal ein krankes Kind zu den Derwischen geschleppt, sie haben darüber gebetet und es mit heiligem Wasser bespritzt und auf dem Heimwege ist es mir dennoch gestorben.“

„Es ist kein Kismeth gewesen zu sterben,“ sagte Fatma.

„Ja,“ schrie da Isbal und sprang auf, „die Leute sagen, auch Du seiest eine Giau, Du verachtest die Moslem und meinst, für uns sei Alles gut genug.“

„Geh“, schrie Fatma, „oder ich lasse Dich hinauspeitschen.“

Isbal fiel nieder auf die Knie.

„Traue den Fremden nicht,“ sagte sie, „sie werden Dir auch noch Unglück bringen. Es sind bald mehr Giau's als Moslems in unserer Stadt. Wir haben das goldene Thor vermauert, daß der Christ nicht dadurch seinen Einzug halte, aber wir lassen ihn von allen Seiten eindringen, damit sie uns plündern und morden können. Sie werden uns noch zwingen, vom Propheten abzuschwören und uns zu ihrer Lehre zu bekehren. Es ist einer von Deinen Freunden, der es thut, und o Schmach, ein Muselman lehnt zu dem Werke ihm die Hand.“

Fatma schien allen Aerger vergessen zu haben. Ihre Augen blickten die Alte durchdringend an und sanft sagte sie:

„Wie meinst Du das, Isbal?“

Die Alte war durch der Herrin Wort milde gestimmt und lauerte nieder, als ob Nichts geschehen.

„Du weißt des Gelehrten Haus in der Straße von Ferikoi. Der Mann soll weise sein und Alles lesen und schreiben können. Er versteht unsere Sprache und Arabisch und Persisch. Ein gelehrter Imam ist sein Freund und Abends kommen sie zusammen und dann schreiben sie in unserer Sprache das Buch der Christen, daß es die Moslem auch verstehen lernen sollen, damit sie vom Glauben an Allah und den Propheten abfallen.“

„Wer ist der Imam?“ fragte Fatma aufmerksam.

„Was ist Dir das Geheimniß werth?“ meinte die alte Türkin lauernd.

Die Herrin warf der Erzählerin einen Ring zu, nach welchem diese freudig haschte.

„Der Imam,“ sagte sie dann, „ist Ali, der Lehrer der Kinder Isfet Paschas.“

„Weißt Du das sicher?“

„Ja, Herrin, ich sah ihn selbst des Nachts aus dem Hause des Gelehrten kommen.“

„Laß das ein Geheimniß sein zwischen Dir und mir,“ sprach Fatma.

„Morgen sende ich den Arzt zu dem Kinde Deiner Tochter und er wird es heilen. Ich habe noch einen Auftrag für Dich, Isbal, bleibe hier, bis ich geschrieben.“

Die Alte steckte sich eine neue Cigarette an und blieb in dem Winkel sitzen, während die Herrin sich erhob, zu einem Tische trat und anfang zu schreiben.

Einen Augenblick stützte sie den Kopf in die Hand und schien nachzudenken, dann flog der Calem, die lange Rohrfeder, rasch über das Papier.

Nie war sie hübscher gewesen, als jetzt, da sie schrieb und dazwischen sann und lächelte.

„Isbal,“ sagte sie, als sie geendigt, „nimm das Schreiben und warte gegen Mitternacht am Club, Du weißt, in der großen Perastraße, bis Selim Bey ihn verläßt. Du kannst ihn um Almosen bittend begleiten, bis er allein ist, dann gib ihm den Brief!“

Sie gab der Alten noch zwei Goldstücke. Diese küßte der guten Herrin Kleid und verließ unter Segenswünschen das Zimmer. Fatma bestellte dann den Wagen und fuhr nach Nildis-Kiosk, um den Frauen des kaiserlichen Harems einen Besuch abzustatten.

*

*

*

In der Hoffnung, Fatma vielleicht im Wagen zu begegnen, oder doch wenigstens das Dach, unter dem sie weilte, von Weitem grüßen zu können war Henri weiter, als er eigentlich gewollt, auf der Straße gegen Therapie geritten. Er sah über die Hügel, die sich in weichen Farbentönen abhebend in einander verschoben. Das Haidkraut hatte schon abgeblüht und die röthliche Erde sah an vielen Stellen darunter hervor. Eine Heerde schwarzer Schafe, einzelne Büffel und einige Ziegen suchten sich die spärlichen, grünen Halme, während der Hirt im Grase lag und schlief. Die mit frischen Lorbeerzweigen beslochtene Laube neben der kleinen Schänke war leer und weit und breit Niemand zu erblicken.

Langsam und in Gedanken versunken zog der einsame Reiter vorwärts. Er blickte bis hinüber zum Spiegel des schwarzen Meeres, darauf Segelschiffe als helle Punkte erschienen und wieder verschwanden; seine Gedanken flogen über das Meer hinaus, wo ihm eine glückliche, sonnige Zukunft entgegenlachte.

Als er seine Blicke auf die Straße zurück lenkte, sah er einen leeren Wagen stehen, der anscheinend der Rückkehr seines Herrn wartete. Er ritt weiter und bemerkte in einiger Entfernung eine Gestalt in Uniform, die auf einen geschlossenen Wagen zuschritt.

Ein Kopf im Faschmaß lehnte sich heraus und eine Hand schien zu winken. Als der Herr sich dem Wagen genähert, zog er Etwas, wie einen Brief, aus dem Rode und reichte es hinein, während ihm ein ähnlicher Gegenstand gegeben wurde. Das Coupé fuhr dann langsam hin und her, der Offizier ging vor demselben auf und ab und warf so oft als möglich Blumen, die er am Wege pflückte, neckend hinein.

Henrik hatte mit Interesse der seltsamen Scene zugesehen und lachte über die Art des Rendezvous. Er näherte sich langsam dem Schauplatz. Als er nahe genug war, die Physiognomien zu unterscheiden, warf die Dame dem Offizier eine Kußhand zu und im selben Augenblick war der Wagen an ihm vorbei, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, genau nach der schönen Insassin zu spähen.

Der Offizier näherte sich dem leeren Wagen und Henrik erkannte in ihm Selim Bey.

Wer wohl die Dame war?

Ist es nicht Fatma's dunkler Kopf gewesen, der sich durch eine rasche Bewegung seinen Blicken entzogen hatte?

Der Verdacht fuhr ihm jäh durch den Sinn und er konnte ihn nicht mehr los werden. Verstimmt machte er sich auf den Heimweg.

Zu Hause fand er ein Billet von Fatma, in dem sie ihn bat, heute Abend nicht zu kommen.

Warum sollte er sie heute nicht sehen?

Er holte das Briefchen immer wieder hervor und studirte Wort für Wort. Es klang einfach und absichtslos, aber zwischen den Zeilen sah er Gespenster aufsteigen, die ihn nicht mehr Ruhe finden ließen; jede Minute wuchs die Dual und weder Lesen noch Schreiben konnten ihm die zudringlichen Gedanken bannen. Es litt ihn nicht länger in den engen Räumen — er mußte Fatma sehen und von den eigenen Gedanken gejagt und geheßt sprengte er in die dunkle Nacht.

Schwere Wolken hingen am Himmel, und als er in den Garten trat, konnte er nur mit Mühe den Weg finden. Er hatte wie im Fieber halblauter Sätze gesprochen, die ihm selbst wie die Worte eines Dritten klangen. Jetzt stand er lauschend still.

Waren es nicht Schritte? Kam ihm Fatma entgegen?

Er horchte mit angestrengter Aufmerksamkeit.

Das Geräusch war nicht durch menschlichen Schritt verursacht; es war nur eine wilde Schildkröte, die in dem Gesträuch von Thymian und Kletten die saftigen Stengel durch ihren schweren Tritt brach.

Henrik ging weiter; seine Hand zitterte leise, als er sie gegen die brennende Stirn preßte.

Jetzt stand er so, daß er den Klost übersehen konnte; die Thüre war geöffnet und das Licht fiel auf einen Theil des Weges.

Bewegte sich da nicht ein leichtes Gewand zwischen den Bosquets?

Henrik ging darauf zu.

„Selim,“ sagte Fatma's Stimme, „Selim Bey?“

Henrik fuhr jäh zusammen. So war Selim Bey erwartet?

Sie waren vor den Kiosk getreten und das volle Licht fiel auf sie. Als er das bleiche Gesicht gegen Fatma wandte, sah sie ihn groß und erschreckt an, als wolle sie ihn fragen, ob er auch wirklich Fleisch und Blut sei.

Sie wich ein paar Schritte zurück, aber er faßte ihre Hand mit seinen eifig gewordenen Fingern.

„Sie haben Selim Bey erwartet?“ fragte er tonlos.

Fatma sprach ein leises „Ja“.

Sie preßte die Hände zusammen; ihr ward in der Gegenwart des ernstesten Mannes so ängstlich und bekommen zu Muth.

„Fliehet, fliehet,“ sagte sie, sich umsehend und nähertretend, „oder er tödtet Euch.“

„Mag er es thun,“ sprach Henrik dumpf, „aber komme Du mit mir, Fatma!“

Er sah sie in banger Erwartung mißtrauisch an.

Ein leises Richern scholl an sein Ohr. Die kleine Fatma schien zu wachsen, als sie ihm mit unheimlich leuchtenden Augen sagte: „ein Giaur hat mich geschmäht und an einem Giaur wollte ich mich rächen. Mein Herz war niemals Dein!“

Henrik wollte nach ihr fassen, aber sie war fort. Er sah in den Sand und griff nach der Herzgegend, wo ihm ein physischer Schmerz schier die Besinnung raubte; dann wandte er sich taumelnd zum Gehen. Die Dornen rissen im Vorübergehen seine Hände blutig, aber er achtete nicht darauf.

Als er wieder zu Pferde saß, sah er um sich, als wolle er den weiten, dunklen Himmel fragen, was denn aus ihm geworden.

Sein Herz stand still und auf der Stirne perlte kalter Schweiß. „So muß Sterben sein,“ sagte er sich und schloß die Augen.

Sein Pferd ging langsam in der Dunkelheit weiter. Da weckte ihn ein Geräusch aus seinem traumhaften Zustande. Er hatte einen Moment ein paar blitzende Augen gesehen. War es nicht Selim Bey gewesen, der an ihm vorbeigeritten? Alles war wieder still und dunkel. Da fiel ein Schuß und Henricks Pferd bäumte sich auf und raste, jeder Führung widerstrebend, ventre à terre davon.

*

*

*

Den nächsten Tag gegen Abend führte Frau Klemmer Basile in ein kleines Zimmer ihres Hauses, das seit gestern Nacht zur Krankenstube Henricks geworden.

Basile legte die Hand auf die Stirne seines Freundes.

„Er schläft ganz ruhig,“ sagte er dann.

„Der Arzt, den mein Mann holte, ist auch zufrieden,“ meinte Frau Klemmer mit ihrem gutmüthigen Lächeln und setzte sich auf den einzigen wackeligen Stuhl des Zimmers.

„Es ist wohl keine Verletzung vorhanden?“

„Nur an den Händen sind Aufschürfungen zu sehen; sonst mag der Zustand nur von der Erschütterung kommen. Mein Mann, der in Pilsb-Rosß bei dem Doctor eingeladen war, kam spät nach Hause, fand ihn an der Straße nicht weit von dem Pferde liegen, das mit ihm gestürzt sein mußte. Dann hat man ihn hierher in unser Haus bringen lassen, weil der Weg zur Gesandtschaft ihm des Nachts zu weit schien.“

Basile betrachtete den Freund kopfschüttelnd.

„Und Sie, Frau Klemmer,“ sagte er dann, zu der sorgenvoll dreinblickenden Frau gewendet, „Sie haben auch genug des Kummeres im Augenblick. Ich hörte in der Stadt davon und bedauere herzlich, daß Sie und Professor Klemmer darunter zu leiden haben werden.“

„Mein armer Mann ist sehr in Sorge,“ sagte sie mit Thränen in den Augen, „aber er hofft dennoch, daß die Sache durch Vermittlung des englischen Botschafters einen glücklichen Schluß finden wird.“

Der Kranke fing an sich zu regen und die Augen zu öffnen. Frau Klemmer entfernte sich, um Basile mit ihm allein zu lassen.

Henrik sah erstaunt in dem ihm fremden Raum um sich. „Du bist es, Basile,“ sagte er dann, sich beinnend. „Wo bin ich denn?“

„Du bist gestern Abend vor der Stadt gestürzt,“ sagte Basile mit halblauter Stimme. „Professor Klemmer fand Dich und Du bist in seinem Hause.“

„Gestern Abend?“ meinte Henrik, sich über die Augen fahrend, „da ging mein Pferd wohl durch? Ist heute nicht schon wieder Abend? Hat man das Pferd gefunden?“ fragte er aufgeregt.

„Es ist Alles in Ordnung,“ sagte Basile ausweichend.

„Aber man hat doch geschossen?“ meinte Henrik verwirrt.

„Wer hat geschossen?“

„Ich kann mich auch irren, es ist mir Alles so wirr im Kopf. Frage mich jetzt Nichts! Laß mich aufstehen und an die Luft gehen, das wird mir gut thun. Gehst Du dann mit mir zu Tisch in den Club?“

„Aber Henrik, Du brauchst Ruhe,“ sprach Basile, „bleibe liegen, ich werde bei Dir sein, wenn Du willst.“

„Nein, nein, ich fühle mich ganz wohl,“ meinte Henrik. „Ich kann hier nicht so ruhig liegen bleiben, ich muß unter Menschen gehen.“

Basile konnte ihn nicht mehr zur Ruhe zwingen. In kurzer Zeit war er angekleidet. Sein Gesicht war bleich und Fuß und Arme verursachten ihm Schmerzen. Nachdem er Frau Klemmer gedankt, schritt er am Arme Basiles in den Club.

Sie trafen dort anscheinend Alles in großer Aufregung; die verschiedenen Gruppen besprachen sich lebhaft.

Henrik nahm an einem der Tische Platz und hörte ruhig den Reden der Anderen zu.

„Was wissen Sie Neues von der unglückseligen Geschichte?“ fragte ein junger Diplomat einen Collegen.

„Nun, der Imam wird wohl baumeln,“ meinte der, „wahrscheinlich am gleichen Baume an der Taubenmoschee, wie Hassan; vielleicht gelingt es auch den Mächten noch, daß seine Strafe in eine Verbannung umgewandelt wird. Memmer wird kein zweites Mal die Bibel in's Türkische übersetzen wollen, oder doch wenigstens sich nicht mehr die Hilfe eines Imam wünschen. Isset Pascha, dessen Kinder der Muselmannt unterrichtet und der verdächtigt wird, von dem Unternehmen des Lehrers gewußt zu haben, ist seiner Stelle entsetzt und an seinen Platz kam Selim Bey oder nunmehr Selim Pascha. Der junge Mann hat Glück!“

Henrik hatte aufmerksam zugehört, mußte aber erst Basile um Aufklärung bitten. Er kam sich vor, wie ein von den Todten Erstandener, der eine andere Welt vorfindet.

„Und die größte Neuigkeit von heute Abend,“ rief Basiles Nachbar, „ist, daß die schöne Fatma Hanum den gestiegenen Selim Pascha heirathen wird. Gewiß ist sie es, die ihm Titel und Amt verschafft; es geht ja nichts über die List eines türkischen Weibes.“

„Fatma heirathet Selim Pascha?“ fragte Henrik.

„Ja,“ sagte Basile, daß es nur dem Freunde allein verständlich war, „ich dachte mir's, als ich hörte, daß er Pascha geworden. Schon im vorigen Jahre machte Fatma Hanum Anstrengungen, um durch Intriguen Selim zu einer Pascha-Stelle zu verhelfen; sie hat mächtige Freundinnen im kaiserlichen Harem, und endlich ist ihr Plan gelungen. Selim mag die Schöne heimführen, er ist damit gestraft genug!“

„Warum meinst Du das?“ fragte Henrik und wandte den Kopf, daß der Freund ihm nicht in's Gesicht sehen konnte.

„Warum ich das meine? Weil ich es weiß und die schöne Fatma kenne. Ich habe sie Dir gegenüber einmal verleugnet, als wir sie an den süßen Wassern sahen. Warum? Ich weiß es selbst nicht; man ist nicht alle Tage gestimmt, von gewissen Dingen zu sprechen. Ich kenne Fatma, ich kenne sie besser als Alle, vielleicht besser, als sie sich selbst kennt — ich liebte sie sogar, und mehr, als ich vor ihr ein Weib geliebt.“

„Es war eine schöne Zeit im vorigen Jahre, als ich allabendlich nach Stenia ritt zu dem Weibe, dessen Slave ich schier geworden war und von dem auch ich wähnte geliebt zu sein. Ich schmiedete die rosigsten Pläne für die Zukunft — ich sah sie als meine schöne, angebetete Frau — und was man eben so Alles denkt, wenn man verliebt ist, und was in der Regel anders zu kommen pflegt. — Nun, bei mir kam es nicht einmal so weit, daß ich der Schönen all' meine Gedanken und Wünsche vertraute; ich wurde gerade noch kurz vorher aus meiner Schwärmerei geweckt, so daß ich recht schmerzlich aber auch für immer zur Besinnung kam.“

Wir machten einen Jagdausflug nach der asiatischen Seite und auf meinen Streifzügen fand ich ein Landhaus, das anscheinend von einem zärtlichen Paare bewohnt war. Es war Fatma, meine süße Angebetete, mit den frommen Taubenaugen, die sich hier auf ein paar Tage in der Gesellschaft von Selim Bey in der Verborgenheit wohlgefiel. Du kannst Dir denken, daß mir die Entdeckung nicht viel Freude gemacht. Ich sah, daß ich ihr ein Spielzeug gewesen, und daß Selim der Bevorzugte war; ich hatte nur mehr den einen Gedanken, mich zu rächen.

Und ich ging wieder zu ihr und wir scherzten und plauderten und sie zeigte ihre weißen Zähne hinter den vollen Lippen. Sie schien mir so reizend, daß ich mich immer wieder an das Geschehene erinnern mußte, um ihr ernstlich zu grollen. Ich saß wie sonst zu ihren Füßen; da erzählte ich ihr zum Abschied ein Märchen von einer schönen kleinen Prinzessin, die nicht mit einem Liebhaber sich begnügen wollte; aber da sie glaubte, zwei Herzen zugleich gefangen zu haben, war sie doch dem Einen nie theuer gewesen; er hatte nur Komödie gespielt, um eine Türkin kennen zu lernen, und hatte sie noch weniger interessant gefunden, als er geglaubt. Er hatte erfahren, daß sie kokett sein könne und lebenswürdig, aber er wisse nun auch, daß an den kleinen Fingern Krallen nicht fehlten — daß die Farbe des Haares so falsch sei, wie ihr Herz, daß die Augenbrauen gemalt, wie der Strich unter den Wimpern, und daß sie heute etwas mehr Roth aufgelegt, als sonst.

Ich hatte meinen Zweck erreicht und sie an der empfindlichen Stelle getroffen. Erst sah sie mich erstaunt an, ob das auch mein Ernst sei; als ich dann lachte, da schrie sie und wüthete — ich glaube, sie hätte am liebsten gebissen und getragt. Sie verfluchte den Vaur, der ihr solche Schmach angethan, und als ich ihr ruhig den Rücken kehrte, sandte sie mir einen Fluch nach — sie werde sich rächen an allen Christenhunden! —

Seitdem sehen wir uns fleißig an, wenn wir uns begegnen und doch mag's in Jedem kochen. Heute, zum ersten Mal, schenkte sie mir von ihrem Wagen aus ein Lächeln, das war so bezaubernd herzlich und doch grinste mir ein Hohn, ein namenloser Hohn daraus entgegen. Selim Pascha mag sein Täubchen hüten! Fatma ist eine Türkin, die sich von Intriguen nährt, die stets ein Spielzeug haben muß, dabei aber nie vergißt ihre Interessen zu verfolgen. Wäre ich reich, unendlich reich gewesen, wäre sie wahrscheinlich mit mir entflohen, so sicherte sie sich Selim, dem sie selbst zu Glanz verhalf."

Henrik hatte aufmerksam zugehört, ließ dann Champagner kommen, stürzte ein Glas nach dem andern hinunter und fing an viel und hastig zu sprechen.

"Es lebe die Liebe!" trank ein Franzose ihm zu.

Henrik hob lächelnd das Glas, ließ es aber unberührt stehen und ging in das anstoßende Spielzimmer. Er sah eine Weile zu, dann begann er zu sezen. Basile sah in Gedanken verloren ihm nach und hielt ihn heute nicht zurück.

Henrik setzte zerstreut und gewann. Er fuhr fort, ohne viel darauf zu achten, endlich stützte er müde den Kopf in die Hand.

„Es ist schweiß hier,“ mahnte er Basile, „laß uns ein wenig auf die Straße gehen, ich fühle jetzt, daß ich noch nicht wohl bin.“

Henrik stand auf, strich dann das Gold ein, daß er schier vergessen hatte. Als die Freunde dann zu Thore hinausschritten, bemerkten sie nicht die Bettlerin, die in der Ecke lauerte.

„Blondlockiger Löwe,“ tönte ihre flehende Stimme ihnen nach, „blondlockiger Löwe, schenke mir Etwas! Mann mit dem schwarzen Barte, hab’ Erbarmen!“

Die Alte hatte Henrik beim Rockärmel gefaßt und war ihm ein paar Schritte gefolgt. Er wollte die Aufdringliche abschütteln, doch besann er sich anders, griff in die Tasche und warf ihr die gewonnenen Goldstücke zu.

„Bist Du toll?“ sagte Basile. „Welche Laune überkommt Dich?“

„Ich mag das Geld nicht, das ich heute gewann, der Armen wird es mehr nützen.“

„Und warum das gerade heute?“

Henrik zog den Freund näher an sich.

„Auch ich liebte Fatma Hanum,“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Ihr Fluch und ihre Rache haben getroffen.“

„Auch Du?“ sprach Basile.

Sie gingen schweigend neben einander her, Jeder in die eigenen Gedanken versunken.

„Die Türken haben ein wahres und ein schönes Sprüchwort,“ sagte nach einer Weile Basile, Henriks Hand fassend, es heißt: „Auch Dieses geht vorüber.“

„Nun ja am Ende geht ja Alles vorüber,“ meinte Henrik eintönig.

Er dachte an den Spruch, den Fatma ihm in die Hand geschrieben:

„Das was Du liebst, das sollst Du ewig lieben.“ Es klang ihm jetzt, wie ein Fluch. Die Schriftzeichen in der Handfläche waren ausgelöscht, aber in seiner Seele tönte es nach, als sollte er deren Sinn nicht mehr vergessen.

Die Bettlerin kicherte und besah das Gold. „Auch er hat sie geliebt,“ sagte sich die alte Isbal Hanum. „Sie lieben sie Alle! Um ein paar schöner Augen und rosiger Lippen willen! Armer blondlockiger Mann!“

Was sie wohl gewollt hatte, die alte Isbal?

Sollte sie Fatma Hanum morgen berichten, in welcher Stimmung der Mann mit den blonden Haaren nach Hause gegangen?

Gebrochen heimwärts wandelnd, murmelte dieser vor sich hin: „türkische Frauen!“



Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die altitalienischen Schulen.

Von
Julius Hübner.

— Dresden. —

Schon in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung hatte sich in den Katakomben Roms, diesen ersten Zufluchtsstätten des jungen verfolgten Christenglaubens, eine sogenannte christliche Kunsttradition gebildet und von da weiter verbreitet; allein sie führte doch eigentlich nur die damals immer noch vorhandene, wenn auch tief gesunkene, antike heidnische Kunst und ihre Weise fort, indem sie derselben allerdings äußerlich eine gewisse christliche Färbung zu geben versuchte, ohne doch irgend einen wesentlichen Keim lebendigen Fortschritts zu neuer geistiger Entwicklung in sich zu tragen.

Eine vorherrschende Neigung zu abstrakten Symbolen, die absichtlich dunkel sein mochten, um den Heiden nicht auffällig zu werden, konnte der Kunst nicht förderlich sein. Es waren gleichsam Erkennungszeichen für die Eingeweihten, welche (wie in den späteren Zeiten des Mittelalters wohl die Symbole der Freimaurerei) sich der Architektur und der bildenden Kunst überhaupt bemächtigten. Da finden wir ein Blatt, als Bild der Vergänglichkeit, ein Segelboot für die Flucht der Lebensstage; die Taube mit dem Delblatt für die Verheißung einer bessern Welt; den Fisch im Taufwasser als Anagramm des Namens Christi (Ιϋσοῦ Χριστοῦ Θεοῦ υἱός); den Propheten Jonas, wie ihn der Walfisch auswirft, als Symbol der Auferstehung, und den guten Hirten, den noch am meisten künstlerischer Darstellung fähigen Gedanken; alle aber in unbehilflicher, reizloser Darstellung.

Heidnische Tempel und Basiliken wurden mit geringen Veränderungen zu christlichen Kirchen, vorhandene Werke antiker Sculptur nur durch Hinzü-

fügen von Inschriften oder Symbolen zu christlichen gestempelt. Selbst als später das Christenthum schon unbestrittene Staatsreligion des verfallenden römischen Reiches geworden, herrscht in dem sogenannten byzantinischen Stil nur eine leblose, von einer Generation von Künstlern der andern überlieferte starre, conventionelle Kunstbildung, die eben darum dem lebendigen Fortschritt verschlossen bleiben mußte. Doch danken wir den Byzantinern wesentlich ein Großes; sie hatten die bei dem Umsturze des römischen Weltreichs fast erlöschende heilige Flamme der Kunst doch über den gähnenden Abgrund der Zeiten aus dem klassischen Alterthum in das Mittelalter gerettet. Allein ihre Darstellungen waren und blieben, auch als sie später von den kurzen und aphoristischen Bezeichnungen der Katakomben sich zum reichen Schmuck der Basiliken der neuen Staatsreligion erhoben, immer noch rein symbolische. Die gewölbte Altarnische ist in der Regel ganz von einem kolossalen Christusbilde ausgefüllt, welches die Apostel umgeben, in deren Mitte er hier als Herr seines himmlischen Reiches ganz ebenso thronte, wie der byzantinische Kaiser in Konstantinopel auf Erden thronte.

Erst viel später, im achten Jahrhundert, kommen historische und insbesondere Passionsdarstellungen aus dem Evangelium auch in Kirchen vor, aber auch jetzt noch ist die menschliche Gestalt nur das Symbol, der Träger der Idee. Von einer natürlichen Charakteristik keine Spur, dagegen auch hier eine äußerliche Pracht durch Gold und farbige Gewänder vorherrschend, bei derselben Steifheit und Starrheit der Figuren. Aber seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts war nun auch von den byzantinischen Meistern die Maria, als Mutter Gottes, mit in den Kreis der Darstellungen aufgenommen, eine Neuerung von dem wichtigsten Einfluß, insbesondere für die Entwicklung der italienischen Kunst, welche sicherlich dieser mit besonderer Vorliebe immer wiederholten Gestaltung der Mutter mit dem Kinde den eigenthümlich anmuthigen Charakter dankt, der sie vor allen anderen Schulen und Nationen auszeichnet.

„Ja, was der Geist auch Herrlichstes erfindet,
Die Liebe bleibt des Lebens Kron' und Kern;
Bild ew'ger Liebe: Mutter mit dem Kinde,
Des ew'gen Lichtes heller Morgenstern!“

Erst im zwölften und besonders im dreizehnten Jahrhundert beginnt nun in Italien eine neue, aus eigenthümlich christlichen Anschauungen genährte geistige Bewegung, die zwar nicht gleich in den bildenden Künsten zuerst und vorzugsweise nachweisbar, vielmehr das ganze Leben der Nation und vor allem die Sprache erfährt, welche sie zu dem mächtigsten Werkzeug neuer Gedanken und Anschauungen macht. Eine Zeit beginnt, deren Werke uns noch heute mit der ganzen Frische ihrer jugendlichen Kraft und ernststen Hoheit ergreifen, und den Anfang einer Epoche für die bildende Kunst in Italien bezeichnen, welche einen so glanzvollen Abschluß gefunden hat, wie er nur selten in der Culturgeschichte der Menschheit vorkommt, und wie ihn

wenigstens die fast gleichzeitigen Anfänge germanischer Kunst nicht gefunden haben. Mehr als ein halbes Jahrtausend ist seitdem verfloßen, als dieser wunderbare Frühling in ungeahnter Pracht einem langen, öden Winter folgte und neue Blüthen aus den Ruinen des alten römischen Weltreiches wachte. Ueber einen solchen Zeitraum, wenn er auch im Verhältniß zu den Abschnitten, nach welchen die Geschichte der Menschheit rechnet, immer noch ein bescheidener genannt werden mag, hinwegzuschauen, sich diese entfernten Zeiten lebhaft im Geiste zu vergegenwärtigen, ist immer ein Großes und Schweres. Die Vergangenheit bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln und am wenigsten würde der beschränkte Rahmen eines kurzen Vortrages ausreichen, mit all den bezüglichen historischen Belegen ein ganz umfassendes Bild jener Zeiten aufzubauen, welches die politischen, religiösen und künstlerischen Zustände in ihrer ineinandergreifenden Gesamtheit zur Anschauung brächte.

Zwar sind uns, wie gesagt, viele jener Werke geblieben, die noch heute mit ihrer unmittelbaren Gegenwart Zeugniß ablegen von dem Geiste, welcher sie geschaffen, und immer werden wir in ihnen wohl am sichersten einen Aufschluß über die schöpferischen Motive finden, denen wir sie verdanken und welche das Leben jener Zeit ausmachten.

Alein die Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit eben dieser Werke wirkt, herausgerissen aus ihrem natürlichen Zusammenhange mit allen anderen Erscheinungen ihrer Zeit, doch wiederum zerstreuend auf unseren Geist, der eine Totalität der Anschauung sucht und lieber einmal den Lebenskeim und die Wurzel des herrlichen Baumes ergründen, als seine Blätter und Blüthen zählen möchte.

Da begegnen uns glücklicherweise in fast allen so bedeutenden und schöpferischen Perioden der Geschichte einzelne hervorragende Persönlichkeiten, an denen wir in großen und einfachen Zügen die Signatur ihrer Zeit erkennen.

In der Betrachtung solcher Gestalten wird es uns leichter, den organischen Zusammenhang der vielfach gegliederten geistigen Thätigkeit auf all' ihren verschiedenen Gebieten dennoch nur als einen Nachhall derselben Grundursachen zu erkennen.

Solch' eine maßgebende Gestalt aber für jene Zeit des Beginnes der italienischen Kunst, als einer von nun an wesentlich christlichen, von der Antike nun emancipirten, ist ohne Zweifel die Gestalt des heiligen Franz von Assisi, der bald sogar selbst und in seinem Leben Gegenstand der neuerwachten Kunst geworden und lange geblieben ist. Es bedarf wohl kaum einer Rechtfertigung dieser Betrachtungsweise. Die Kunst jener Zeiten bewegte sich so ausschließlich nur in den religiösen und kirchlichen Ideen, daß ein Geist wie S. Franciscus, der gerade auf diesem Gebiete in der bedeutendsten Weise auftrat, nothwendig den unmittelbarsten Einfluß auf alle geistigen Thätigkeiten in dieser Richtung ausüben mußte. Wenn dieser Einfluß auf die bildende Kunst auch zunächst ein späterer als der auf die Theologie und Poesie sein

mußte, so war er, obgleich später, hier nur um so stärker. Allein wir haben außer der historischen Bedeutung solch einer Persönlichkeit noch einen gewichtigeren Grund, uns bei Betrachtung der Kunst jener Zeiten die Gestalt und das Wesen des heiligen Franz zu vergegenwärtigen. Es ist längst anerkannt, daß der Zusammenhang der bildenden Künste mit der Poesie und Literatur ihrer Zeit ein unleugbarer ist, daß Beide sich gegenseitig ergänzen und erklären. Die Poesie und Literatur jener Zeit aber, sie ist wesentlich das Werk des h. Franz, ihr Geist ist sein Geist, ihr innerstes Leben ist eingehaucht von seiner gewaltigen Persönlichkeit; sie ist die Verkörperung seiner Gedanken, die auch in der bildenden Kunst, nur später, einen erneuten Widerklang fanden. In ihrem Verständniß öffnet sich uns in oft überraschendster Weise, wie wir später im Einzelnen sehen werden, das Verständniß auch der Werke der bildenden Kunst.

Das Alte war vergangen, die erstarrte Herrlichkeit Roms, sein Weltreich war in Trümmer gesunken, und es klang von einem Reiche ewiger Liebe die frohe Botschaft immer mächtiger durch alle Lüfte; das verachtete Senforn des Evangeliums begann sich zu entfalten zum weltbeschattenden Baume, die Menschheit erwachte zu einem neuen geistigen Leben. Italia, die Zwillingsschwester des antiken Hellas, die ihre herrlichen Gebirge dem Himmel und ihre reichen Küsten der befruchtenden Umarmung des Meeres entgegenstreckt, aus dessen feuchten Wellen immer wieder alles Leben und mit ihm das Schöne, Aphrodite selber, emporsteigt; ein Land, vom mildesten Hauche umweht und mit üppiger Fruchtbarkeit gesegnet, sollte die Wiege einer neuen christlichen Kunst, das neue Hellas, werden.

In diesen wunderbaren Moment fällt die Geburt des schwärmerischen Kaufmannsohnes (1182), der plötzlich aus einem jener unerklärlichen inneren Antriebe, in denen wir das geheimnißvolle Walten einer höheren Macht mit Recht erkennen, unmittelbar vom üppigsten Weltgenuß froher Jugend sich zur strengsten Entsagung wendet, ohne doch hart und herb zu werden.

Ein Bild der Macht selbstvergessener Liebe, eine Gestalt wie aus den Zeiten der ersten Christen, voll jener Begeisterung für die Wonne des Leidens, welche den höchsten Genuß irdischer Herrlichkeit schaal und nichtig findet, weil ihr die Dornenkrone des Herrn hoch über den Kaiser- und Königs- kronen steht. Und doch ist dies der Welt Absterben innig verbunden mit der liebevollsten Anschauung des Universums, in welchem sie das Werk desselben liebenden Vaters erkennt, der für die sündige Menschheit den eingeborenen Sohn dahingegeben.

Diese geheimnißvolle Mischung, diese Verbindung des Himmels und der Erde, die Erlösung der harrenden Creatur, die Vergeistigung und Verklärung alles Irdischen ist das neue, große, ewig unererschöpfliche Thema dieser Zeiten. Die Verschmelzung so scharfer Gegensätze, die sich nur in der Tiefe des Menschenherzens vollzieht, das ein Strahl der ewigen Liebe getroffen, sie ist es, die auch für die neue Ära der Kunst das charakteristische Kennzeichen wird und bleibt.

Ja, genau betrachtet, bilden diese Gegensätze von jeher und für alle Zeit die Bedingung dichterischen und künstlerischen Schaffens. Das Thun des Dichters und Künstlers wird immer nach der einen Seite eine Nachahmung der Natur, nach der anderen Seite ein Ueberschreiten der engen Wirklichkeit, ein Hineinziehen des Ewigen in das Vergängliche sein.

Eine eingehende Schilderung des reichen Lebens unseres Heiligen, das bald zur Wunderlegende geworden, seines thätigen Wirkens, das ihn bis nach dem Orient führte, würde weit über das Maß unserer Betrachtung hinausführen*).

Zu unserem Zwecke haben wir überhaupt weniger den heiligen Franciscus, wie ihn die katholische Kirche betrachtet, als vielmehr den Poeten, den schöpferischen Geist in ihm zu erfassen, der nicht bloß einen geistlichen Orden von der ungeheuersten Ausdehnung, sondern auch eine Dichterschule stiftete, welche bald der geistige Mittelpunkt des neuen Lebens wurde. Franz von Assisi, der Dichter, ist es, der sein Volk erst zum Volke macht durch die Sprache, der zuerst statt des alten Latein, was zwar dem Volke immer noch verständlich war, die Volkssprache, die italienische Mundart zum Ausdruck der neuen Gedankenwelt erhebt, zur Sprache seines erhabenen Sonnenliedes, von ihm gebichtet zur Versöhnung des Borgia mit dem Bischof von Assisi, und zu diesem Zwecke gesungen von seinen Schülern. Merkwürdiges Mittel! Merkwürdige Zeit!

Ein Geist von einer Liebesfülle, welche Sonne, Mond und Sterne als Brüder begrüßt und den Schwalben, die seine Predigt durch ihr Zwitschern störten, in heiliger Einfalt zuruft: „Meine Schwestern, ihr Schwalben, schweigt, daß ich rede!“. Der in heißer Bruderliebe die verachteten, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Aussätzigen mit heiliger Wollust pflegt, ihre Verbannung aus den Stätten der Lebenden, ihr Begrabensein bei lebendigem Leibe freiwillig theilt, und ein für die Macht der Töne so zart empfängliches Herz im Busen trug, daß seine Ekstase bei den Klängen himmlischer Musik ein legendarischer Gegenstand der Malerei bis in die spätesten Zeiten geblieben ist**).

Und in diesem Geiste des Meisters lebten, dichteten und sangen seine Schüler. Immer aber sind es die Sänger, welche den anderen Künsten vorangehen, Orpheus und Linus dem Dädalus der Sagenwelt, Homer dem Phidias, welchem er das Bild des olympischen Zeus einhauchte. So auch damals die Poeten den Architekten, Bildnern und Malern. Aus Sicilien wehte allerdings schon früher der erste Hauch nationaler Poesie, wie Dante es selber bekennt in seiner Abhandlung *de vulgari eloquentia*.

*) Wir verweisen den Leser am liebsten auf das trefflich und anziehend geschriebene Büchlein: *S. Franciscus*, von Dr. Karl Haase, welches uns auf's Lebendigste in jene Zeiten versetzt.

**) Wem siele nicht unwillkürlich Luther dabei ein?

Jener Mazzeo di Ricco, Guido delle Colonne, Jacopo da Lentino, echte Sicilianer, feurig wie ihr Wein, den die Sonne und zugleich die unterirdische Gluth des Aetna kocht, singen die Freude und die Lust des Lebens; Ritterspiele und Feste mischen Heiliges und Profanes unbefangen durcheinander und ziehen in kühner Sinnlichkeit die Nähe ihrer Damen den Freuden des Paradieses vor.

Da erst tritt Franz von Assisi auf und mit dem Meister eine Reihe begabtester Schüler:

Fra Pacifico, der Viederkönig (*rex versuum*), den der heilige Meister selbst den „Friedfertigen“ getauft hatte, als er ihn durch seine Predigt zu San Severino vom Dienst der Welt zu einem neuen Leben bekehrte. Bisher ein Dichter weltlicher Lieder, *poeta laureatus* des Kaisers, von nun an von seinem Meister ermahnt, geistliche Gesänge zu dichten und die eigenen unkünstlichen Stegreifgesänge des Heiligen zu verbessern.

San Bonaventura, als Kind durch die Fürbitte des heil. Franz von einer schweren Krankheit gerettet (1221), Stifter des Abo Maria, das als Abendgruß und Abendglocke noch heute an unsere Herzen schlägt, Dichter begeisterter Hymnen an Maria, Verfasser der Legende des heil. Franz, von der Kirche canonisirt.

Giacomino da Verona, der Vorgänger des Dante (*seine Istorie dell' Inferno e del Paradiso*, Manuscript in S. Marco in Venedig), Thomas Celano, der Dichter des *Dies irae* und des großen Textes zu Michel Angelos Weltgericht, und der größte von Allen, Jacopone da Todi.

Ein Rechtsanwalt, reich und hochgelahrt, hatte er Hab und Gut den Armen gegeben, als sein angebetetes Weib, vom Sturz eines Schaugerüstes zerquetschert, in seinen Armen gestorben. Als Wahnwüthiger, in den er sich aus Demuth verstellte, verachtet, wegen seines Freimuthes als Mißethäter bestraft, wallt er singend umher und schleudert noch aus dem Kerker strafende Lieder auf das Volk und die entartete Geistlichkeit, auf den Papst Bonifaz den Achten selber, der ihn gefangen hält*).

Diese Franziskanerpoeten sind die Vorgänger des größten Dichters, den

*) Er kam zuweilen mit Sattel und Zeug auf allen Vieren zum Markt gekrochen, um den Kindern als Reithier zu dienen! Sonderbar und doch wie rührend (siehe Haase, Handb. d. prot. Polemik. S. 290). Von ihm ist das „*Stabat mater dolorosa*“ am bekanntesten durch Pergoleses spätere seelenvolle Musik. Aber man betrachte die Darstellungen der Kreuzigung von Giotto an bis Fiesole und später noch und man wird in der Trauergestalt der Maria deutlich das *Stabat mater* wiedererkennen fühlen. War doch auch der Text des Evangeliums jenen Malern unzugänglicher als das populäre Lied Jacopones. Minder bekannt ist das Gegenstück von demselben Dichter Jacopone: *Stabat mater speciosa, juxta foenum gaudiosa*, *dum jacebat parvulus*, und doch ist es der Text aller der zarten Madonnenbilder, in denen die Jungfrau anbetend vor dem Kinde kniet, das im blumigen Rasen vor ihr liegt. Man denke an Francias Bild in München und Borgogninos in Dresden.

Italien erzeugte, ja, sie erleben ihre volle Verklärung erst im Dante. Die italienische Sprache erhielt ihre höchste Weihe erst in seinem göttlichen Gedichte; denn auch er verschmähte nach jenem Beispiel die gelehrte lateinische Sprache, um unmittelbar zu seinem Volke zu reden. Denn er bekennt sich selber zu dem einzigen Ehrgeize, einst einmal mit seinem vollendeten volksthümlichen Werke, das ihm so viel Mühe gekostet, an die Thore seiner undankbaren Vaterstadt zu klopfen, da wo er als Kind getauft worden, als Dichter gekrönt zu werden:

Ritornerò poeta, e in sul fonte
Del mio battesimo prenderò 'l capello.

Nach ihm strahlt Petrarca's Name, der in glühenden Sonetten mit ungeahntem Wohlklang die Liebe zu einer unerreichbaren Frauengestalt besingt und den Namen Laura mit unvergänglichem Glanze umgiebt. Wie beim Klange der Namen Penelope, Antigone, Iphigenia die menschliche Herrlichkeit der griechischen Welt vor die Seele des Hörers tritt, so strahlen von nun an Beatrice und Laura wie Sternbilder im wunderbar überirdischen Glanze das Licht neuen Glaubens, neuer Liebe und neuer Hoffnung in die Menschenherzen. Wenn Penelope's innige Gattentreue, Antigone's todesverachtende Bruderliebe, Iphigenia's Opfer für ihres ganzen Volkes Ruhm mit dem Tode enden, über das Grab hinaus nicht reichen, so steigt die früh dahingeschiedene reine Jungfrau Beatrice Portinari herab aus jenen Höhen des Himmels, die der Grieche nicht kennt, kraft jener Liebe, die der Tod nicht bricht, den Geliebten ihres irdischen Daseins durch die Schrecken der Läuterungsflammen und die Qualen der Hölle hinauf zu führen zur ewigen unaussprechlichen, himmlischen Seligkeit im Anschauen Gottes.

Mit dieser Verklärung des Ewigweiblichen in der Poesie jener Zeit ist zugleich auch der italienischen Kunst unauslöschlich für alle Zeit der Stempel der Schönheit und Anmuth aufgedrückt, der sie vor Allem auszeichnet.

Die Jungfrau und das Kind, die höchsten Heiligthümer der Menschheit, Symbole der wunderbaren Erfüllung jener Vorahnung aller Vergangenheit, von nun an der Mittelpunkt aller Zukunft, das verkörperte Geheimniß des Zusammenhanges der göttlichen Liebe mit der sündigen Menschheit werden das unerreichbare Ziel der neuen Kunst, unerschöpfliche Quelle der Darstellung.

Dantes Einfluß auf die Kunst, sein persönliches Verhältniß zu Giotto selber tritt nun am deutlichsten in den Vordergrund und wenn schon Giotto und Orcagna mit kühnem Geiste und ungeübter Hand, dann Signorelli mit mehr bewusster Kraft des Dichters Gestaltungen nachzubilden versuchen, so mußten doch noch Jahrhunderte vergehen, ehe der gewaltige Michel Angelo sein neues Dies irae, eine neue ebenbürtige divina Commedia an die Wand der Sixtinischen Capelle schrieb; ehe Raphael in seinen Madonnen und weiblichen Idealen Beatrice und Laura dem leiblichen Auge der entzückten Zeitgenossen zeigte. Aber sie war schon angebrochen, jene Morgenröthe künftiger Herrlichkeit, eine große, schöpferische Zeit, welche neue Staaten

und Gemeinwesen hervorrief und auf jenen stolzen Bürgerfinn gründete, der, wie er einst in Athen das Herrlichste geschaffen, so auch hier Wissenschaft und Künste hob und trug.

Die Architektur beginnt wie immer den Reigen, aber sie bleibt nicht verlassen von den Schwestern, der Bildnerei und Malerei. Die christliche Basilika wird ein großes Lehrgebieth, eine Mauernichtung zur Volks-erziehung, in der Sculptur und Mosaik oder Frescomalerei einen Zusammenhang von christlichen Darstellungen bilden, denen selbst das Wort nicht fehlt in erläuternden Versen*). Die transcendente Gotik blüht auf, ein unverkennbar germanisches Element macht sich geltend und der antikisirende romanische Baustil weicht den neuen Impulsen. Ueber der sterblichen Hülle des heiligen Franz erhebt sich in Assisi ein Dom, um 1230 von einem Deutschen, Meister Jacopo, erbaut, den die ersten Fresken Cimabues und Giottos und ihrer Anhänger mit Darstellungen des Evangeliums und mit den Thaten des Heiligen schmücken.

Den Namen, San Francesco d'Assisi, trägt und verherrlicht der mächtige Bau, welchen Elias, der erste noch vom h. Franz selber eingesetzte Ordensmeister, aus den reichen Gaben der Christenheit erbaut und dessen Grund der heilige Vater selber tief in den Felsen gelegt hat. Schon 1230 war die untere Kirche zur Beisetzung der Gebeine des Heiligen fertig, im Jahre 1136 war die Wölbung der oberen Kirche geschlossen. Damals schon begann die Sorge für die künstlerische Ausschmückung, und ein Crucifix von Giunta Pisano soll die Aufschrift des Elias getragen haben, während später Giottos mächtige Kraft sich hier entfaltete**). „Das Grab des Bettlers“, sagt Haase sehr schön, „ward die Wiege der italienischen Kunst.“

Nach Florenz, das nicht umsonst „die Blühende“, flos Etruriae, genannt war, wendet sich zuerst die Liebe der bildenden Kunst. Trotz einer Zeit unablässiger Kriege und heftigster politischer Bewegungen bietet die strenge patriarchalische Lebensweise der Familien den Künstlern edle Vorbilder, und in der damals noch heiligen Stille der Klöster finden sie jene holdseligen Gesichter ihrer Engel und heiligen Jungfrauen, wie Dantes Jünglingsauge Beatrice Portinari gefunden hatte. Man muß Villanis und Nicobaldis Schilderung jener alten Florentiner hören, um den Quell des Lebens zu ahnen, aus welcher die Kunst jener Tage schöpfen durfte.

„Dort lebte man mäßig, die Männer in ungegerbten Schaffellen gekleidet, die Frauen mit knapp anschließendem Gewande von Scharlachtuch, mit dem alterthümlichen Scharlachgürtel. Mann und Frau aßen von einem Teller, tranken aus einem Glase, und Abends hielt ein Diener eine brennende Holzackel vor ihnen. Es waren aber die, welche so lebten, voll Gerechtig-

*) In S. Marco in Venedig umgibt die reichen Mosaiken und Wandbilder ein lateinisches Gedicht von mehr als 200 Versen, zwar in barbarischen Hexametern, aber doch voll poetischer Kraft.

**) Und Dante, so erzählt die Sage, ihm im Traume erschien, um ihm selbst die Bilder anzugeben.

keit unter einander, ihrem Gemeinwesen getreu, und vollbrachten mit ihrer ärmlichen Sitte größere Dinge, als die auf sie folgenden zärtlichen und geglätteten Geschlechter“.

Das war das Italien des 13. Jahrhunderts, die Wiege Dantes, Petrarcas und Tassos und jener ununterbrochenen Reihe von Malern von Cimabue und Giotto bis auf die fünf Sterne der Vollendung, Leonardo, Michel Angelo, Raphael, Tizian und Correggio.

Von Florenz wendet sich die Kunst nach dem benachbarten Siena und Pisa in verwandten Schulen. Das Campo Santo von Pisa (dessen heilige Erde schon 1186 der Erzbischof Ubaldo Lanfranchi auf Schiffen aus Bethlehem und Jerusalem mitgebracht hatte) wird ein großes Museum vaterländischer Kunst, das zweihundert Jahre hindurch die größten Meister Toscanas stolz waren mit Werken ihrer Hand zu schmücken.

Rom, Bologna, Mailand, Ferrara, Venedig, die umbrische Mark, fast jede bedeutende Stadt bildet von nun an eine eigene Schule von Künstlern, jede in eigenthümlicher Entwicklung verschieden von der anderen, etwa wie die Mundarten der großen italienischen Muttersprache in jeder Stadt, in jedem größeren Bezirk ein eigenes und besonderes Leben entfalten. Der Schule von Florenz bleibt jener Geist Dantesker Größe und zugleich innigen Zusammenhanges mit dem wirklichen Leben eigen, während Siena durch zartere Innigkeit, Pisa durch eine Art von humoristischem Zug (Benozzo Gozzoli) sich auszeichnete, Venedig von jeher nach dem Element der Farbe und frischen Naturlebens hinstrebte und die Mailändische Schule unter ihrem großen Stifter Leonardo bald in ihren Werken einen hohen Grad von Grazie und weiblicher Anmuth entfaltete. Die Ferraresen verbinden tief glühende Färbung mit einer oft bis an's Uebertriebene streifenden Charakteristik, die Bolognesen folgen unter Francias besonderem Einfluß einem tiefen Zuge nach edler Schönheit, und die Lombarden geben der italienischen Kunst im Correggio, wenn auch erst in späterer Zeit, den größten Meister der Lichtwirkung und des Hellbunkels. Unter Allen aber behielt die Schule Umbriens jenen idealen Zug schwärmerischer Innigkeit, gleichsam als Erbtheil ihres großen Landsmannes des h. Franz, jene überirdische Schönheit, welche, von den Meistern Assisi auf Perugino und seine Schule übergegangen, in seinem größten Schüler Raphael die höchste Weihe italienischer Kunst erreichte. Und wie die Schulen, so bleiben auch die einzelnen Meister eigenthümlich verschieden und eigenartig, ein Kennzeichen echter Kunst, das immer beim Verfall, trotz aller äußeren Wissenschaft und scheinbarer Vollkommenheit, zuerst abhanden kommt.

Männer wie Cimabue und besonders Giotto werden als die ersten genannt, wenn von der italienischen Kunst die Rede ist, und wenn es auch nicht an älteren Vorgängern für sie gefehlt hat, so hat man doch mit Recht an ihren Namen die Thatsache der Befreiung von dem byzantinischen Element, was bis dahin allein herrschte, geknüpft. Daß auf den zuletzt genannten

großen Geist zugleich ein germanisches Element gewirkt habe, ist eine Anschauungsweise, welche neuerdings immer mehr Grund und Boden gewinnt; wie weit dasselbe insbesondere zu seiner völligen Emancipation von dem byzantinischen Wesen beigetragen habe, bleibt eingehender Untersuchung vorbehalten. Diese Geister bringen individuelle Freiheit, eigene Naturanschauung, subjective Empfindung und Auffassung zuerst in ihre Werke, sie wagen den Schritt des Dädalus aus der Starrheit ihrer Vorgänger heraus.

Auch in ihnen erkennen wir die Elemente, deren Prototyp im h. Franz uns klar geworden: tiefes, gläubiges Erfassen der höchsten christlichen Gegenstände, vereint mit einer kindlich liebenden Hingebung an die Natur und treuer Nachahmung des umgebenden Lebens. Vereinigung dieser beiden scheinbar gegensätzlichen Elemente wird, wie wir früher schon sahen, zum Gesetz des Beginns und Fortgangs der modernen Kunst. Es ist der Geist echt christlicher Freiheit der Kinder Gottes, nur gebunden durch Liebe, das Gefühl jener weltüberwindenden und verklärenden Kraft des christlichen Geistes.

Bei einer solchen Verbindung der Gegensätze muß immer ein Kampf entstehen, ein Kampf, welcher bis in die Gegenwart hineinreicht und auch in Zukunft bestehen wird, so lange es eine wirklich lebende Kunst giebt. Idealismus und Naturalismus, entweder ihre harmonische Vereinigung, wie wir dieselbe in den größten Kunstwerken der vollendeten italienischen Epoche bewundern, oder das theilweise Vorherrschen des einen oder des andern, wie es an allen den unvollkommeneren Erscheinungen in den Epochen des Erblühens und Verfalles der Kunst leicht sich nachweisen läßt. Ohne einen solchen Kampf aber ist keine Entwicklung, ohne Bewegung kein geistiges Leben, ohne Freiheit kein Fortschritt möglich. Nur aus der Erkenntniß dieser Grundbedingungen wird es uns möglich werden, jede Kunstentfaltung und so insbesondere auch die italienische Kunst jener ersten Zeiten und ihre spätere glänzende Entwicklung zu verstehen. Diesen geistigen Standpunkt zu verdeutlichen, und zwar mit einem möglichst einfachen historischen Apparat, ist auch die Absicht dieser Betrachtung.

Von Cimabues noch sehr byzantinisch aufgefaßter Madonna, die im Triumph durch die Straßen von Florenz getragen wurde und den Mitlebenden, gegen die Starrheit seiner byzantinischen Vorgänger gehalten, schon den Eindruck genialer Lebendigkeit machen mochte, bis zur Madonna Sixtina des Raphael werden wir den ununterbrochenen Fortschritt zu immer höherer Kunstvollendung und idealer Naturwahrheit fast von einem Meister zum andern gewahren können.

Wenn schon in den Werken des Giotto und seiner Zeitgenossen der ganze Ernst der Auffassung, unbekümmert noch um Schönheit und Anmuth der Form, uns mächtig ergreift, wenn Masaccio zuerst Adel des Ausdrucks in naturwahren Formen zur Anschauung bringt, Mantegna das Ideal der Antike neu erweckt, so sind es Leonardo, Michel Angelo und Raphael, die durch eine immer harmonischere Verbindung beider Elemente, durch jenes

wunderbare Gleichgewicht von Inhalt und Form, wie es die schönsten Werke der Antike charakterisirt, auch den Gipselpunkt der höchsten und edelsten Epoche italienischer Kunst bezeichnen, während Geister wie Tizian und Correggio, die mit Recht noch zu den größten Erscheinungen gezählt werden, doch in einseitigem Vornwiegens einzelner Eigenschaften schon den allmählichen Verfall vorbereiten.

Für die höchste Vollendung der Form in der bildenden Kunst war es entscheidend, daß in die Culmination der Entwicklung auch die Wiederauffindung der herrlichen Reste antiker Sculptur fiel, wie einst die Entdeckung der griechischen Manuscripte auf die Entwicklung der italienischen Poesie wirkte.

Mantegna, ein kaum genug anerkannter Geist, war es insbesondere, der einer der ersten in der Malerei jenen geläuterten Formeninn der Antike neu belebte, ohne die Natur zu verlassen; nur allzubald half ihre mißverständene Anwendung und äußerliche Nachahmung den allmählichen Verfall der Kunst noch beschleunigen, wie wir dies an den späteren Schulen näher erkennen können. Ueber Mantegna und seine Einflüsse äußert sich Goethe*) beim Anblick seiner Werke in unübertrefflicher Weise: „Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart besteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effectlügen, bloß zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zart umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emßiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, ausgebaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde erheben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelt sich die Kunst nach dem barbarischen Zeitalter“.

Diesen bestimmten und sich immer wiederholenden Kreislauf jedes Entwicklungsganges, wie er nicht bloß auf dem Gebiete der Kunst überall in der Culturgeschichte der Menschheit beobachtet wird, hat Winkelmann in seinem eigenthümlichen Lapidarstyl schön und bedeutend also ausgesprochen, da er vom Ursprung der Kunst handelt:

„Die Künste, welche von der Zeichnung abhängen, haben, wie alle Erfindungen, mit dem Nothwendigen angefangen; nachdem suchte man die Schönheit, und endlich folgte das Ueberflüssige. Dieses sind die drei vornehmsten Stufen der Kunst.“

Die ältesten Nachrichten lehren uns, daß die ersten Figuren vorgestellt, was ein Mensch ist: den Umkreis desselben, nicht dessen Aussicht; dieses war das Nothwendige.

Von der Einsicht der Gestalt ging man zur Untersuchung der Verhältnisse, wodurch die Größe in die Kunst kam, und endlich gelangte man stufenweise zur höchsten Schönheit.

*) Ital. Reise-Werke, T. II. 27. S. 93.

Nachdem alle Theile derselben (der Kunst) vereinigt waren, und man auf ihre Aus schmückung gedachte, fiel man in das Ueberflüssige und Gefünstelte, und dieses wurde so weit getrieben, bis sich die Großheit der Kunst unter den Zierraten derselben verlor; und zuletzt ging die Kunst selbst in die Vergeßlichkeit“ *).

Aber nicht bloß die Entwicklungen menschlicher Thätigkeit sind an diese großen Gesetze gebunden; auch die Prozesse des Werdens in der uns umgebenden Natur folgen denselben Regeln. Darum erinnert uns die Betrachtung solch' einer geistigen Auferstehung vom Tode, wie wir sie eben in dem Italien des 13. und 14. Jahrhunderts betrachteten, immer wieder so unwiderstehlich an das Erwachen des Frühlings nach langem Winterschlafe. Der innere Hergang solcher Erscheinungen wird in seinen tiefsten Grundursachen dem sichten den Verstande immer ein eben so unerklärtes Geheimniß bleiben, als das Kommen des Frühlings mit seinen Sängern und Blüthen.

Ja, das Menschenherz wird immer wieder, so oft der Lenz der Erde wiederkehrt, in diesem wunderbaren Vorgange mit unabweißbarer Ahnung ein trotzreiches Vorbild des Erwachens nach allem Tode, siegreichen Triumphes einer über alle Vernichtung erhabenen Fortdauer finden und mit jubelndem Entzücken und stiller Seelenfreude einstimmen in den Hymnus neuen Lebens!

So läßt sich denn dies Gleichniß auch auf die altitalienische Kunst nicht bloß im Großen und Ganzen sondern bis ins Einzelne und Kleinste, nicht bloß in ihrem innersten Wesen, sondern ebenso in ihrer äußeren Erscheinung in überraschender Weise anwenden und nachweisen.

Alle Formen, deren sich die junge Kunst bedient, sind knospenhaft unentwickelt, der Umriss ist vorherrschend, die Farbe tritt noch bescheiden zurück; das Kunstwerk giebt nur das Wesentliche, das Nothwendige, wie es Windelmann oben bezeichnete. So zeigt die junge Vegetation im Frühling das organische Gesetz der Entwicklung am klarsten in feuchter Beschränkung und verheißungsvoller Andeutung. Die Architektonik der Pflanze tritt in der zarten Erstlingsbelaubung des Lenzes einfacher hervor, als in der üppigen Fülle und wuchernden Freiheit der vollen Entfaltung des Sommers. Deutlicher erscheint dem Auge das Gesetz des Ganzen. Des Baumes Hauptstamm theilt sich in schwächere Aeste, diese wieder in immer leichtere Zweige, gekrönt aber vom Schmuck der Blätter, die an zarten Stielen in geordneter Reihe stehen, bald eines neben dem andern, oder zwei, drei und mehr zu symmetrischen Gruppen vereinigt. Man betrachte nun einmal die Hintergründe der Gemälde aus der Epoche, die wir schildern, und man wird überrascht sein, wie zutreffend die angedeuteten Analogieen sind.

Aber auch in der Darstellung der menschlichen Gestalt herrscht derselbe Gang der Entwicklung. Zunächst ist die Form immer eine ganz allgemeine;

*) Windelmann, Versuch einer Geschichte der Kunst, mitgetheilt in einem Briefe an Berends vom 5. Februar 1758.

der Mensch ist noch nicht zum Studium gemacht worden, nur was das Leben auf seiner Oberfläche dem Auge bietet, genügt dem Künstler und seinem unvernünftigen Publikum. Nur mit leiser Steigerung werden altergebrachte Formen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Alles ist nur noch Symbol; Mensch, Thier, Baum, Berg und Ferne, alles bedeutet nur, was es vorstellen soll.

Aber eben diese unschuldige Erkenntniß der Grenzen aller Darstellung, über welche doch auch die vollendete Kunst nicht hinaus kann, die Gewißheit, daß die congruenteste Nachahmung deren sichtbaren Beweis uns jetzt erst die Photographie vor das sinnliche Auge stellt, doch nie das Wesen der Kunst erschöpfen könne, daß eine Symbolik ewig unvermeidlich bleibt — diese, wie gesagt, noch unbewußte Erkenntniß, zu welcher uns die vollendete Kunst mit Bewußtsein zurückführt, giebt solcher Zeit und ihren unvollkommenen Werken eine Weihe, welche selbst das scheinbar Vollendete späterer Perioden nur zu oft entbehrt. Die noch unvollkommene Form der Darstellung und ihre bescheidenen Mittel breiten sich nur wie ein leiser Schleier über den Gedanken, den geistigen Inhalt, den eine spätere naturgemäß immer mehr oder weniger einseitige Vollenbung der Form bald beeinträchtigt oder verdunkelt, weil die höchste Stufe aller Kunst nur im vollkommenen Gleichgewicht von Form und Inhalt besteht.

Der Zauber aller dieser Erstlingsperioden liegt ebensowohl und fast mehr in dem, was sie verheißen, als was sie leisten. Das Werdenbe ist nun einmal hienieden immer das Anziehendste, denn es hat die unbegrenzte Hoffnung der Erfüllung für sich, das Gewordene aber, so herrlich es an sich sein mag, es ist niemals die Summe der Erfüllung aller Hoffnungen.





Ein märkischer Junker.

Von

Karl Koberstein.

— Dresden. —

Im Hause Derer von der Marwitz geht die Sage, es wäre einmal die Zeit gekommen, daß von dem ganzen Geschlecht nur eine einzige Jungfrau übrig blieb. Als sich endlich ein Freier genah, der ihren Augen wohlgefiel, sei die Jungfrau in tiefe Kümmerniß versunken, weil ihr Stamm und Name nun für immer erlöschen müsse. Nach langem Sinnen habe sie sich aber aufgemacht, des Kaisers Kniee zu umfassen und unter strömenden Thränen, mit allen Zeichen verzweifelnden Herzeleids den Herrn zu bitten, er möge, wenn der Himmel ihre Ehe mit Söhnen segnen würde, denselben gestatten, das Wappen und den Namen Derer von Marwitz auch fürderhin zu führen. Der Kaiser, durch so inbrünstiges Flehen gerührt, habe eingewilligt und befohlen, die Nachkommen des treuen Mädchens sollten fortan von der Marwitz heißen und das alte Familientwappen nur in soweit abgeändert weiter tragen, daß der goldene Baumstamm im blauen Felde neue Sprossen triebe, während über dem Schild als Helmschmuck zwischen den Flügeln des Reichsadlers die Jungfrau zu stehen käme, die sich zu seinen Füßen einst die Haare ausgerauft.

Gepriesen sei er noch im Grabe, dieser ungenannte Kaiser! Hat er doch, einer sanften Regung folgend, ein Geschlecht erhalten, das von je zu den edelsten der Mark gehörte, das im Laufe der zwei Jahrhunderte, seit es eine brandenburgisch-preussische Militärmacht giebt, dem Vaterlande eine Reihe glänzender Offiziere, unter ihnen jenen Friedrich August Ludwig schenkte, der alle über seine Vorfahren verstreuten Tugenden, wie in einem gemeinsamen Brennpunkte, auf seinem wackern Haupte vereinigte.

Am 29. Mai 1777 zu Berlin geboren, wo der Vater als Kammerherr des Prinzen Ferdinand, später als Hofmarschall des neuen Königs den

Winter über hauszuhalten pflegte, erhielt August Ludwig in seinem vierten Jahre eine sogenannte „französische Mamsell“, ein bössartiges Weib, das ihn und seine beiden jüngeren Schwestern oft grausam mißhandelte, sonst aber zu Fleiß und Ordnung drängte und nicht ohne Erfolg im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete.

Auf seine früheste Kindheit fiel ein seltener Glanz, die mehrfache Begegnung mit Friedrich II.

Nachdem er den großen König auf der Durchreise am Predigerhause zu Dölgelein, dann im Palais des Prinzen Heinrich am Berliner Opernplatze von Angesicht zu Angesicht gesehen, führte ihm ein günstiges Geschick den greisen Monarchen ein Jahr vor dessen Tode noch einmal in den Weg. Der Eindruck auf Marwig' empfängliches Gemüth war unauslöschlich. Trotz seiner Jugend fühlte er sich umrauscht von den Schauern heldischer Größe und in seiner schlichten, aber Herz und Nieren packenden Weise hat er uns diese Begegnungen selbst geschildert. „Schöne, kleine Gemälde“, sagt Carlyle, „gebadet in Morgenlicht und treu nach dem Leben.“

Nur das letzte und reizvollste von ihnen möge hier eine Stelle finden.

„Das dritte Mal sah ich ihn in demselben Jahre (1785) von der Revue zurückkommen. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Hallischen Thor gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage einmal seine Schwester, die Prinzessin Amalie, besuchte. — Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde — ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der école vétérinaire bekam, denn er hat seit dem Bayernkrieg beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser conditionirt, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, ächt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Völker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald küßte er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Hallischen Thor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.“

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde, und das Geschrei der Berlinischen Waffenjungen, die vor ihm her-

tanzen, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen, oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten soviel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten.

Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da; der Vorhof gedrängt voll, in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter.

Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab ihm entgegen. So wie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang vom Pferde, zog den Hut (den er nun aber mit herabhängendem Arm ganz unten hielt), umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu. Alles war verschwunden und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, kein Trommeln und Weisen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereigniß! Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren auch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. — Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeit, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen.“ —

Frühzeitig suchte der Kammerherr in seiner ruhig freundlichen, wenn auch bestimmten Art auf den Charakter des achtjährigen Knaben einzuwirken. Nicht mit todttem Wissen sollte der kleine Kopf belastet werden, um zuletzt vor lauter Gelehrsamkeit Gott und die Welt zu vergessen. Lust an der Arbeit, ein rasches und klares Erfassen der Dinge, namentlich aber ein strenges Pflichtgefühl waren die Eigenschaften, welche der Vater von dem Sohne heischte, immer bereit, durch Wort und belebendes Beispiel nachzuhelfen.

Der Unterricht in Religion, Geschichte, Geographie, in der deutschen wie lateinischen Sprache blieb dem Hofmeister Rosa überlassen, einem rechtschaffenen, vom besten Willen beeelten Manne, dessen Weisheit jedoch schmählichen Schiffbruch erlitt, sobald es galt, die knappen Regeln des Lehrbuchs aus dem Schatze eigener Kenntnisse zu ergänzen und in Anwendung zu bringen. So kam das Lateinische über die dürftigsten Anfänge nicht hinaus, und erst nach Jahren gewissenhafter Selbsterziehung ward Marwitz zu seiner Verwunderung inne, daß die deutsche Muttersprache kein wild in

Samen geschossenes Gewächs, sondern ein auf unumstößlichen Gesetzen beruhendes, organisch entwickeltes Gefüge sei.

Wie stümperhaft aber auch des Hofmeisters Methode war, sie zeitigte doch ihr Gutes. Im historischen Unterricht nämlich beschränkte sie sich auf das Vorlesen von Schröckhs allgemeiner Weltgeschichte. Jeden Sonnabend hatte der Schüler das während der abgelaufenen Woche Gehörte in freier Erzählung zu wiederholen; und war dann binnen Jahresfrist das ganze Werk glücklich durchgepeitscht, so verstand es sich von selbst, daß die eben beendete Lectüre sammt ihren Repetitionen von Neuem aufgenommen wurde. Was Wunder also, wenn das Gedächtniß des heranwachsenden Knaben bei diesen unausgesetzten Uebungen merklich erstarkte, die großen Umrisse der Weltbegebenheiten bald fest gezeichnet in seinem Kopfe standen? Eines aber, woran der ehrliche Schulmeister wohl nimmermehr gedacht, erwies sich als fruchtbringendster Gewinn des seltsamen Verfahrens: Marwitz errang spielend die glückliche Fertigkeit, aus dem Stegreif zusammenhängend reden zu können, ein Vorzug, der ihm noch treffliche Dienste leisten sollte.

Als August Ludwig das dreizehnte Jahr erreicht hatte, das bequeme Kinderwams dem französischen Kleide gewichen war, und ein zierlicher Pops bereits den Nacken schmückte, erklärte Herr Rosa nicht ohne Genugthuung die ihm übertragene Aufgabe für gelöst, die wissenschaftliche Ausbildung seines Zöglings für vollendet. Nun handelte es sich darum, einen Beruf zu wählen, der der Geburt und Neigung eines Marwitz entspräche; und welcher anderer konnte dafür gelten, wie der des Soldaten? „Hatte es doch niemals eine Institution gegeben, in welcher das Ritterthum ähnlicher wieder aufgelebt wäre, als in dem Offizierstande Friedrichs des Zweiten. Dieselbe Entsagung jedes persönlichen Vortheils, jedes Gewinnstes, jeder Bequemlichkeit, ja, jeder Behaglichkeit, wenn nur die Ehre blieb! Dagegen jede Aufopferung für die, für den König, für das Vaterland, für die Kameraden, für den Ruhm der preussischen Waffen! Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge.“

Marwitz trat also 1791 als Junker in das Regiment Genßdarmes, das, zu Berlin garnisonirend, mit den von Friedrich dem Großen errichteten Gardes du Corps eine Brigade bildete, stolze Geschwader, von denen einst Seydlitz versicherte, keine Bataille wäre verloren, bevor nicht Sr. Majestät getreue Eliteregimenter eingehauen.

Noch hatten die Genßdarmes unter ihrem berühmten Chef, General von Brittwitz, dem Retter Friedrichs aus dem Runersdorfer Gemetzel, nichts an ihrem alten Glanze eingebüßt, noch rühmte sie Jedermann als die erlesensten Reiter des preussischen Heeres, und Marwitz würde sich nicht für voll betrachtet haben, hätte er das weiße Collet, das viele seines Geschlechts, am ruhmreichsten zwei Vatersbrüder getragen, mit einer anderen Uniform vertauschen müssen.

Doch die Freude an des Königs Rock sollte bald genug eine Trübung

erfahren. So regsam der Geist war, mit der körperlichen Entwicklung des jungen Kriegers wollte es lange nicht vorwärts gehen, seine Gestalt blieb auffallend klein, die Muskelbildung gering; erst im siebzehnten Jahre fing er an zu stattlicher Manneshöhe heranzuwachsen. Der anstrengende Dienst in Stall, Kaserne, auf dem Exercirplatz überstieg fast die karg bemessenen Kräfte, und die schwache Kinderfaust, die kurzen Beinchen reichten nicht hin, den mächtigen Gaul zu bändigen, der ihrer Führung von regimentswegen übergeben war. Zu wiederholten Malen brach Marwitz bei der Attacke aus und raste unter dem Gelächter der Kameraden zügel- und hügellos in die Weite.

Das Beschämende dieser hilflosen Lage wurde nur wenig gemildert, als man ihm gestattete, das eigene Pferd zu reiten. Der schwächliche Junker mit seinem zierlichen Schwarzbraunen spielte eine klägliche Figur auf dem Flügel des zweiten Gliedes neben einem Riesen von sechs Fuß auf einem wahren Elephanten.

Doch so übel die ersten cavalleristischen Versuche ausfielen, Marwitz ließ sich nicht abschrecken. Was die Natur ihm versagte, das mußten Kunst, Fleiß und zäher Wille ersetzen; und vom Morgen bis zum Abend von einem Pferd auf's andere, immer fragend, versuchend, offenen Ohres für jede sachkundige Belehrung, ward er nach und nach ein Meister seines Handwerks, eine unbestrittene Autorität in der Wissenschaft des Sattels und Zäumens, einer der letzten Vertreter der Seydlitz'schen Schule.

Vor Einseitigkeit bewahrte den angehenden Centauren der tägliche Verkehr mit einem nahen Verwandten des Vaters. Oberst Baron v. Goltz, ein Mann von gebiegenem Urtheil und reicher Erfahrung, war 1792 in die Heimath zurückgekehrt, nachdem er den preussischen Staat beinahe dreißig Jahre lang am Hofe von Versailles vertreten hatte. Im Vaterlande fremd geworden, wo er nur die Gräber seiner Lieben wiederfand, schloß sich Goltz dem Haus des letzten Jugendfreundes innig an, mannigfaltigere Interessen, neue Anschauungen von Zeit und Welt und das anmuthige Geplauder der Pariser Salons in die gastlichen Räume tragend. Aus seinen eingehenden, von scharfer Beobachtung und genauester Ortskenntniß zeugenden Mittheilungen lernte Marwitz die Ursachen und geheimen Triebfedern der französischen Revolution, die schweren Sünden des Hofes wie die grauenhafte Verwilderung des Volkes und seiner Führer weit eher kennen, als die meisten der Zeitgenossen, denen erst die sichtende Hand der Geschichte, und nur allmählich, einen klareren Einblick in die vom Unkraut beschönigender Lüge überwucherten Verhältnisse gewährte. Hatte ihn von jeher das gährende Treiben an der Seine unheimlich angemuthet, jetzt erschien es ihm ebenso unsinnig als verabscheuenswerth, eine frevelhafte Auflehnung wider göttliche Ordnung und menschliches Recht.

Diesen Haß gegen die Revolution übertrug er auf das ganze Franzosenthum und ist ihm treu bis zum Tode geblieben.

Zu seiner Bethätigung fand er jedoch fürs erste keine Gelegenheit, da beim Ausbruch der Rheincampagne nur ein Theil der Armee in's Feld rückte, die Garde du Corps und Gensdarmes aber bis auf Weiteres in der Garnison zurückblieben.

Die Hoffnung, sich in Westpreußen dafür schadlos halten zu können, wo die neuentbrannten polnischen Händel den König zu energischem Einschreiten nöthigten, sollte gleichfalls zu Schanden werden. Statt blutige Lorbeeren zu ernten, mußte sich Marwitz mit Kälte, Mäße, endlosen Märschen und dem unergründlichen Schmutz höhlenartiger Quartiere begnügen, so daß die ganze kriegerische Ausbeute des Heimkehrenden in einem erstorenen Ohr und dem erhebenden Bewußtsein bestand, während der letzten Monate um fünf Zoll gewachsen zu sein.

Zu Hause warteten seiner ernste Pflichten. Die schon seit längerer Zeit erschütterte Gesundheit des Vaters hatte sich in dem aufreibenden Hofdienst allmählich verzehrt, und an August Ludwig, als den Erstgeborenen, trat die Frage heran, ob er, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, Friedersdorf im Kreise Lebus übernehmen oder das schuldenbelastete Lehngut den unmündigen Brüdern, Alexander und Eberhard, überlassen sollte? Von einem Schwanken konnte bei ihm nicht die Rede sein, er übernahm die Erbschaft und forderte nach vergeblichen Versuchen, den alten Beruf mit der Thätigkeit eines Gutsherrn zu vereinigen, obendrein verstimmt durch den seit Brittwitz' Tode um sich greifenden Verfall des Regiments Gensdarmes, im Jahre 1802 den Abschied.

War er früher ganz Soldat gewesen, jetzt wollte er nichts anderes als Landwirth sein; und wie er sich einst mit eisernem Willen die rohe Kraft des Pferdes unterworfen hatte, so gedachte er sich von nun an die Acker-scholle dienstbar zu machen. Doch so rasch auch sein Mühen Früchte trug, so fröhlich Alles um ihn grünte und blühte, zu schwere Lasten ruhten auf dem väterlichen Erbe, als daß der Meinertrag in dem gehofften Maße gestiegen wäre: den höheren Gewinn verschlangen die vermehrten Ausgaben.

Weiteren Muthes ertrug er die Zeit der Sorge, aber die Tage der Trübsal standen vor der Thür, und ihnen erlag fast der starke Mann. Nach einem kurzen Jahr, im Vollgenuß einer befriedeten Häuslichkeit, mußte er zu der Stunde, da er sein erstes Kind auf den Armen wiegte, dem Weibe seines Herzens die müden Augen schließen und den Kampf um das Dasein ohne den lieblichen Bundesgenossen weiterführen.

Zu dem eigenen Leid gesellte sich noch der Gram über sein Vaterland. Schon längst hatte Marwitz mit Beklommenheit wahrgenommen, wie Preußen unter fortgesetzten Demüthigungen und diplomatischen Niederlagen zu unförmlicher Größe angeschwollen war, wie das Wachsthum an Landgebiet und Seelenzahl gleichen Schritt mit dem Niedergange seines Ansehens in Europa hielt; aber die Befürchtungen des Patrioten hatten sich immer wieder zu freundlichem Hoffen gelöst, so lange das Glück ihm unter dem eigenen Dache

lächelte. Jetzt, wo er sein Glück begraben, wo ihm von allen Seiten, daheim wie außerhalb, öde Trostlosigkeit entgegenstarrte, jetzt drohte Gefahr, er werde in erschlaffender Trauer hinsinken, um endlich ganz dem finstern Dämon der Schwermuth zu verfallen. Nur eine große Erschütterung konnte die ersterbenden Lebensgeister zu neuem Flügelschlag erwecken, und diese Erschütterung blieb zu des Kranken Heil nicht aus.

Die dritte Coalition gegen Frankreich war in's Leben getreten. Halb Europa hatte sich zu gemeinsamem Handeln verbunden, nur der Staat der Hohenzollern widerstand dem dringenden Lockruf, wie sehr auch die Berliner Kriegspartei, an ihrer Spitze die hochherzige Königin und der Abgott des Heeres, Prinz Louis Ferdinand, sich bemühte, den friedliebenden, der eigenen Kraft allezeit mißtrauenden Monarchen mit sich fortzureißen.

Nichts konnte Napoleon, der die Aussichtslosigkeit seiner englischen Unternehmung bereits erkannte, gelegener kommen, als neue Verwickelungen auf dem Festlande. Mit grimmiger Freude begrüßte er die Rüstungen der Gegner und führte, indeß die Welt noch gespannten Blicks nach der Westküste Frankreichs schaute, seine Legionen geräuschlos von Boulogne nach dem Rhein, schlug an der oberen Donau, ehe Kutusow zur Stelle war, alle vorgeschobenen österreichischen Corps, zwang den unfähigen Mack bei Ulm zu schmachvoller Capitulation und stürmte unaufhaltsam in das offene Reich.

Um die Sache der Coalition schien es trotz des Seesiegs von Trafalgar verzweifelt zu stehen, als ihr Napoleons brutaler Uebermuth selber den langumvorbenen Bundesgenossen in die Arme trieb.

Preußen hatte eine tödtliche Beleidigung erfahren: mitten im Frieden waren seine Grenzbater unter den Arzthieben französischer Sappeurs gefallen. Auf dem Zuge von Hannover nach dem großen Rendezvous vor Ulm mußte Bernadotte auf ausdrücklichen Befehl des Gebieters durch das Fürstenthum Anspach hindurch marschiren, so leicht es auch gewesen wäre, das neutrale Ländchen zu umgehen. Es kitzelte den französischen Kaiser, das zu thun, wovor der allmächtige Zar noch jüngst zurückgeschreckt: war doch seiner Meinung nach Preußen längst in die Reihe der Mächte zweiten Ranges hinabgesunken, ein Staat ohne Würde und Kraft, dem man Alles bieten dürfe.

Ein Schrei der Wuth ging durch die Armee, die Kriegspartei jubelte laut, auch des Königs brandenburgisches Herz schwellte vor bitterem Zorn. Die sofortige Mobilmachung des ganzen Heeres ward befohlen, den Russen der Durchmarsch durch Schlessien gestattet, und in der Nacht zum 4. November 1805 beschwor Friedrich Wilhelm am Sarge seines Ahnherrn den Potsdamer Vertrag.

Marmiß athmete auf, der Soldat in ihm rührte sich mit ganzer Macht. Krieg, womöglich ein rascher Reiter tod, das war es, wonach seine Seele lechzte. Wie wenn er zu spät zu kommen fürchtete, ließ er sein Gut wie es ging und stand, flog nach Potsdam, erbat vom König den Wiedereintritt in die Armee und wurde mit dem Range eines Rittmeisters dem Fürsten

von Hohenlohe zum Adjutanten beigegeben. Aber schon jetzt lagerten sich trübe Schatten über seine helle Begeisterung. Allen kriegerischen Vorbereitungen zum Hohn glaubte in Berlin kein Mensch an blutigen Ernst; ja, der Chef des Generalstabes, der unheilvolle Massenbach, schrie dem sich dienstlich Meldenden entgegen: „Was wollen Sie hier? Krieg führen? Es wird kein Krieg. Gegen die Russen müßten wir Krieg führen, aber hier nicht! Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg, oder der König müßte toll geworden sein!“ Als Marwitz, starr vor Staunen, erwiderte, wenn es toll sein hieße, Ehrgefühl zu haben, so hoffe er, der König wäre schon toll und alle seine Unterthanen möchten so toll sein, ihm zu helfen, lachte Massenbach hämisch auf: „Ehre?! Ehre ist ein Hirngespinnst, das kann man nicht fressen. Unsere Ehre wäre, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen, aber er wird schon früher fertig werden. Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg!“ —

Er behielt nur allzu Recht. Napoleon wurde mit seinen Gegnern fertig, bevor noch die preußische Streitmacht im Felde erscheinen konnte. Die Schlacht von Austerlitz nöthigte Oesterreich zum Frieden, Kaiser Alexander eilte, die russischen Grenzen wiederzugewinnen, und am 15. December unterzeichnete Haugwitz den entwürdigenden Tractat von Schönbrunn. Marwitz nahm zum zweiten Male den Abschied und kehrte nach Friedersdorf, zum Grabe seiner Frau zurück, um manche Erfahrung bereichert, an Hoffnungen und Gelde desto ärmer.

Mit tiefem Elkel hatte ihn der Geist erfüllt, der in der Hauptstadt, unter den Augen des Königs selbst, sein unsauberes Wesen trieb. Diesem in leichter Schöngesterei und liederlicher Humanität aufgevappelten Geschlecht war all' und jedes Gefühl für vaterländische Ehre abhanden gekommen; gedankenlose Marionetten, die lustig nach den Tönen der Aufklärungs-Drehorgel tanzten, indeß am Horizonte schon die Blicke züngelten, welche ihre Drähte schmelzen, die gleißenden Glitter ihnen von den Gliedern sengen sollten. Der Theaterrausch aus Wallensteins Lager war schnell verdampt. In einem heillofen, von unseren großen Dichtern gepredigten Weltbürgerthume schwelgend, pries man voll Salbung die Segnungen des Friedens und sah halb mitleidig, halb spöttelnd auf den knirschenden Grimm herab, der die mittleren und unteren Schichten des heimziehenden Heeres schüttelte. Die Scham über jene Tage blieb untilgbar in Marwitz' Gedächtniß haften, selbst die Sühne der Befreiungskriege vermochte sie nicht auszulöschen. Ihm, der eine Trübung des preußischen Ehrenschildes wie eine eigene persönliche Kränkung empfand, erpreßte die Erinnerung daran nach Jahren noch die zürnenden Worte: „Was redet man von dem edlen Enthusiasmus von 1813? 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst etwas verloren, Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden. Wie nachher zur gerechten Strafe ein Jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt, und ihm das liebe Geld aus der Tasche genommen

war, und wie zum Ueberflusß Gott in seinem ungeheueren Strafgericht die französische Armee in Rußland vernichtet hatte, — da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu zeigen.“

Nur ein starkes Gottvertrauen und die Ueberzeugung, daß früher oder später ein Gewitter ohne Gleichen kommen müsse, die faule Luft zu reinigen, ließ ihn die erbärmliche Zeit ertragen, mit blutendem Herzen aber schrieb er es nieder: „Der Glaube an meines Vaterlandes Größe und Kraft ist dahingeschwunden, und ich sehe deutlich seinen herannahenden Fall. Solche Anschauungen machen ein durch Unglück schon geläutertes Gemüth noch reifer und führen es dem Ziele näher, wo denn endlich die Wahrheit vor die Seele tritt, daß alle weltlichen Bestrebungen durchaus eitel sind, und der Mensch nur für jenes Leben geschaffen ist. Dennoch soll Keiner sich dadurch abhalten lassen, immer und überall seine Schuldigkeit zu thun, sie möge leicht oder schwer, angenehm oder widernünftig, Ehre verheißend oder durchaus unfruchtbar sein.“

Diese Schuldigkeit that er, als er die Schwelle von Friedersdorf wieder betrat und das eben erst aufgeblühte Gut durch die Unzulänglichkeit des stellvertretenden Inspectors im Zustande ärgster Verwahrlosung fand; er that sie, als ruchlose Hände Feuer in sein Gehöfte warfen und mit sämtlichen Wirthschaftsgebäuden ein Kornvorrath im Werthe von vielen Tausenden verloren ging; er that sie vor Allen, als Napoleon die Zeit gekommen glaubte, das vereinsamte Preußen mit einem tückischen Schlage zu zertrümmern.

Nicht kampfesfreudig, wie im vorigen Jahre, sondern mit gepreßtem Herzen, auf das Aeußerste gefaßt, nahm er zum dritten Male Dienste; er hoffte nichts, aber er war zur Stelle, den Untergang des Vaterlandes nach Kräften abzuwehren oder zu rächen.

Der Einblick, der dem vertrauten Adjutanten Hohenlohes in die inneren Angelegenheiten des Heeres offen stand, war nicht geeignet, die quälenden Ahnungen zu verschuchen. Mit schmerzlicher Verwunderung fand Marwitz den Feldherrn noch immer von Massenbachs gelehrten Fäseleien befangen, die Stimmung der Truppen und jüngeren Führer tief herabgestimmt, Unordnung, veralteten Plunder, bettelhaften Mangel an allen Ecken und Enden, indeß die Generalität sich sorglos im Dünkel fridericianischer Unbesiegbarkeit wiegte. Das Unentbehrlichste fehlte: Mäntel, Bepannung der Geschütze. Nur ein fliegendes Felblazareth von geringer Bedeutung folgte Hohenlohes dreihundvierzigtausend Mann starkem Corps, Artillerie wie Fußvolf mußten mit einer einzigen Chargirung ausmarschiren, denn erst an dem Tage, da Alles zusammenbrach, ging die Reservenmunition von Breslau ab — kurz, ein Zerrbild der alten Armee schickte sich an, den Gang mit dem größten Kriegsfürsten des Jahrhunderts zu wagen.

Der 14. October dämmerte empor. Als ein frischer Morgenwind die dunstenden Nebel auseinanderlegte, entrollte sich vor Marwitz' Augen das sonnenerhellte Bild einer verlorenen Schlacht. Hätten sich Alle gleich ihm

gehalten, der Name Jena wäre einer der schönsten im Verzeichniß preussischen Waffenruhmes. Der brave Rittmeister war aller Orten, hier aufhaltend, dort ermunternd oder befehlend. Ältere Offiziere, sogar Regimentscommandeure fügten sich seinen Anordnungen und baten um Rath. Reiterei, Fußvolf, Artillerie führte er auf eigene Faust in die Gefechtslinie zurück; seinen Hut durchlöcherten mehrere Kugeln, sein Pferd sank tödtlich getroffen unter ihm zusammen, er eilte zu Fuß weiter, mit Bitten oder Drohungen auf Hoch und Niedrig einzustürmen — Alles vergebens! Das auf den Vorbeeren Friedrichs eingeschlummerte Preußen sollte furchtbar erwachen.

Im Wirrsal des Rückzuges bewährte sich Marwitz nicht weniger als im Toben des Gefechts. Der Noth des Augenblicks gehorchend, setzte er sich über die Regeln der militärischen Etiquette, über alle kleinliche Bedenken hinweg und durchbrach rücksichtslos die engegezogenen Schranken seiner Befugnisse, immer bemüht, der einreißenden Auflösung zu steuern und Massenbachs Tollheiten möglichst die Spitze zu bieten. So unverwundlich aber auch die Spannkraft seines Geistes wie Leibes war, was konnte der Einzelne ausrichten in dem Jammer jener trostlosen Tage? Am 28. October erfüllte sich zu Prenzlau Hohenlohes tragisches Geschick. Die makellose Laufbahn eines Helden schloß mit der Capitulation, welche den Kern des preussischen Heeres, darunter die königlichen Garden, dem Feinde kriegsgefangen in die Hände lieferte.

Auch Marwitz theilte das allgemeine Loos. Ohne Vorwurf und mit besseren Gründen als die meisten der auf Ehrenwort entlassenen Offiziere hätte er nach Hause gehen und für das Seinige sorgen dürfen; aber ein solcher Gedanke lag seinem Empfinden fern. Wo sein König stand, und wäre es auf der letzten Erdscholle des Staats, auf einem elenden Brett in den Strudeln des Nienen gewesen, da war für ihn Preußen, sein Vaterland, seine Welt. Wie oft er auch dem unglücklichen Monarchen gezürnt, sein Glaubenssatz lautete von je, kein Mißmuth über das herrschende System könne Unterthanen davon entbinden, sich in Zeiten der Bedrängniß um ihren Fürsten zu schaaren, denn nicht seine Pflichten hätten sie ihm vorzuhalten, sondern den ihrigen Genüge zu thun.

Nach Ueberwindung vielfacher Hindernisse und dem weiten Umwege über Stralsund, Kopenhagen und Danzig gelang es Marwitz, am Abend des 17. Decembers das Hoflager in Königsberg zu erreichen; doch die beiden ersten Monate des neuen Jahres mußten vergehen, die Schlachten von Pultusk, Morungen und Preussisch-Eylau vorüberzuziehen, ehe die sehnlich erwartete Auswechslung des Kriegsgefangenen erfolgen konnte.

Raum aber war er seines Wortes entbunden, so eilte er, in Königsberg Wehlau, Tilsit und Memel Werbeplätze für ein Freicorps aufzuschlagen. Dem Klang seiner Trommel zogen von allen Seiten Versprengte und Kanzionirte zu. Die tüchtigeren Bestandtheile der Armee, welche den Nieder-

lagen von Jena und Auerstädt, den Capitulationen von Prenzlau und Lübeck entronnen waren, namentlich Offiziere, die sich tapfer durch die Feinde einen Weg gebahnt, strömten unter die Fahne des neuernannten Majors, der in kurzer Frist trotz tausenderlei Hemmungen und Verdrüßlichkeiten über ein Cavallerieregiment von fünfhundert Pferden und zwei Jägercompagnien, jede von hundertundfünfzig Mann, verfügen konnte.

So maderem Bemühen schien der verdiente Lohn zu winken, als Marwitz Befehl erhielt, zu Blücher in Stralsund zu stoßen und, mit englisch-schwedischen Hilfstruppen vereint, an einer größeren Unternehmung in Napoleons Rücken theilzunehmen. Bevor jedoch Blücher Gelegenheit fand, seine schlaglustigen Haufen gegen den nur fünfzehntausend Mann starken Marschall Brune loszulassen, waren an der Weichsel die entscheidenden Würfel gefallen. Der Niederlage von Friedland folgte der Verrath von Tilsit, und es wurde wahr, was Marwitz so früh geahnt, so lange befürchtet: Preußen wand sich, verstümmelt und geschändet, unter des Imperators Füßen.

Nach dreizehn Monaten zog der Gutsherr wieder ein in das väterliche Erbe. Noch ragte die schwarze Brandstätte in die Lüfte, die Ackerpferde waren geraubt, das Zugvieh geschlachtet, die Kornkammern standen so leer wie der ehemals wohlgefüllte Keller — eine Wüstenei starrte dem Eintretenden entgegen. Obendrein spreizte sich noch ein Jahr lang der Uebermuth französischer Einquartierung in den Räumen des Schlosses, in Hof und Stall. Aber mit glücklichem Humor wußte sich Marwitz in das Unvermeidliche zu schicken, Degen und Pistolen immer zur Hand, äußersten Falles sein gutes Hausrecht, die Ehre des märkischen Edelmannes zu wahren.

Anders verhielt es sich, wenn er den Blick nach Berlin und den größeren Städten des Landes richtete. Zu diesen schien die blutige Lehre des Jahres 1806 umsonst geredet zu haben.

Mit Schmerz sah er den Pesthauch französischer Frivolität an den Herd des deutschen Hauses schleichen, die Phrase von der Erhabenheit eines freien Weltbürgerthums immer weitere Kreise vergiften, und aus der Mitte der sogenannten „Gebildeten“ ein Gezücht erstehen, das allen Schmutz, den ganzen Rehricht der alten Monarchie geschäftig zusammenscharfte, um mit lecker Sitze zu beweisen, wie nur die Rauflust des preussischen Militär- adels im Bunde mit englischem Krämergeist Gottes Strafgericht herabbeschworen und den friedfertigen Cäsar zur Vertheidigung der gefährdeten Menschenrechte aufgerufen habe.

Sie Alle, die sich auf Lessings armselige Lehre: Patriotismus sei nichts als eine heroische Schwachheit, beriefen, die da fragten: was darf uns Preußen gelten, wenn über seinen Trümmern die Culturnationen Europas zu einer großen Völkerfamilie verschmelzen? — waren ihm wie die Ratten, die dem lecken Schiff entweichen, wie das ungetreue Hausgesinde, das den Herrn in Todesnoth verläßt, weil er nicht mehr zahlen und lohnen kann.

Dieser Groll gegen die „Gebildeten“, der sich bei Beurtheilung ihres

Hauptrepräsentanten, Johannes von Müller, bis zum Haffe steigerte, streifte, wenn auch noch so leise, das gesammte preußische Bürgerthum. Nicht als ob Marwitz demselben aus verrotteten Standesvorurtheilen gram gewesen wäre, aber er konnte es nicht verwinden, daß die Berliner Stadtgemeinde den triumphirenden Franzosenkaiser mit lautem Jubelruf begrüßt, die gefangenen, von dem ungroßmüthigen Sieger durch die Straßen geschleppten Gardeoffiziere dagegen mit Hohn und Schmähungen überschüttet hatte; daß aus einer ehrfamen Schützengilde ein Corps junger Kaufleute hervorgegangen war, welches seinen Stolz darein setzte, in Kunstreiterartigen Uniformen Soldat zu spielen und Ordnonanzdienste bei dem Marschall Victor zu thun. Hatte überdies die vaterlandslose Bildung der Neuzeit im Schoße dieses Bürgerthums nicht begeisterte Pflege gefunden? Hatte nicht gerade hier die Aufklärungsepoche den zersekenden Lehren der Revolution den günstigsten Boden bereitet, die Köpfe so vermüthend, daß die Katastrophe von Jena wie etwas Erfreuliches gefeiert werden durfte?

Unter solchen Umständen, meinte Marwitz, könne von einem echten Bürgerthum erst dann wieder die Rede sein, wenn es auf dem Wege der Umkehr und weisen Selbstbeschränkung das Verständniß seiner eigentlichen Bestimmung zurückgewonnen hätte, wenn es, der seit Jahrzehnten beliebten „Gleichmacherei“ zum Troß, dem Einsehen nicht länger Ohr und Herz verschlöße, daß in der strengen Scheidung der Stände die hauptsächlichste Verbindung zum Wiedergenesen des darniederliegenden Staatslebens beruhe.

Den Vorwurf, die trennenden Schranken bis zur Unkenntlichkeit verwischt zu haben, mußten übrigens Aristokratie wie Bürgerthum in gleichem Maße tragen. Mühte er an diesem, daß es sich in fremde, seiner Natur und Begabung ewig verschlossene Sphären dränge, so schalt er jene, daß sie ihre durch Geschichte und Tradition geheiligte Sonderstellung gegen die Uebergriffe der Neuerer nicht eifersüchtiger hütete. Denn so fern ihm krautjunckerliche Anwandlungen lagen, Marwitz hatte doch den höchsten Begriff von der Würde und Bedeutung des Adels. Wie er von den Standesgenossen eine Treue und Aufopferungsfähigkeit ohne Grenzen für das Vaterland verlangte, so lebte er auch der Ueberzeugung, daß nur sie, als die berufenen Vertreter echten Heldensinns, politischer Bildung und ritterlicher Sitte, diesen Pflichten in vollem Umfang nachzukommen vermüchten. Solche Tugenden aber heischten in seinen Augen auch besondere Rechte. Da sich der ahnen- und wappenlose Mittelstand niemals aus den Banden kleinlicher Spießbürgerei zu der überlegenen Sicherheit erheben könne, welche die Natur dem Edelgeborenen in der Wiege schon entgegenbringe, so sollten jene Stellen des Staats, die einer gewissen Wucht, einer heitern Zuversicht des persönlichen Auftretens bedurften, ohne Ausnahme den erbgeessenen Geschlechtern gehören. Erschien doch seinem aristokratischen Vorurtheil selbst Goethe, dem er als weimarischem Verpflegungscommissar 1806 in Hohenlohes Hauptquartier begegnete, als „ein großer, schöner Mann, der, stets im gestickten Hoffleide,

geputert, mit einem Haarbeutel und Galanterielegen, die Würde seines Ranges zwar gut repräsentirte, den natürlich freien Anstand des Vornehmen jedoch vermissen ließ.“ Der peitschentnallende Doctor in der Werthertracht auf dem Marktplatz zu Weimar hätte ihm sicherlich besser gefallen, wie die besternte, kaum erst geadelte Excellenz an der Tafel eines Fürsten.

War es zu verwundern, wenn sich der also Befangene den Stein'schen Reformplänen gegenüber kühl, selbst abweisend verhielt?

Auch auf ihn verfehlten die gewaltige Persönlichkeit, der hohe sittliche Schwung des Reichsfreiherrn ihren Eindruck nicht. Wie Stein war auch er davon durchdrungen, daß das Volk wieder vaterländischer gemacht, frische, eisenhaltige Säfte in die blutleeren Adern, neuer geistiger Inhalt in die verärbeten Seelen gegossen werden müsse; aber er wollte nicht den ganzen Organismus zerstören, um ein völlig fremdes, künstlich geschaffenes Gebilde an dessen Stelle zu setzen. Der Tempel, den die Weisheit der großen Hohenzollernfürsten in jahrhundertelanger Arbeit aufgeführt hatte, sollte, in seinen Grundmauern unangetastet, nur von der Fäulniß der Trivolität und Selbstsucht, von dem Ungeziefer der Glaubenslosen und Pflichtvergessenen gesäubert werden, dann aber zu früherer Herrlichkeit erstehen. Steins erträumter Staat hatte für Marwitz mit dem Preußen Friedrichs nichts als den Namen gemein, und der Brandenburger erblickte in dem eingewanderten Rheinländer einen „Revolutionär, der den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigenthum, der Industrie gegen den Ackerbau, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführten Sagen, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft“ proclamire, obendrein zu einer Zeit, da alle Staatskunst ausschließlich in Ordnung, Einigkeit und Festhalten am Bewährten gipfle. Denn sei es an sich schon gefährlich, bestehende Geseze durch Machtsprüche aufzuheben, anstatt aus den veralteten auf dem Wege des Rechts sich neue entwickeln zu lassen, und zum Ersatz dafür eine Verfassung zu bieten, die nicht der Natur des Landes und seiner Bewohner, sondern einzelnen Köpfen entsprungen wäre, so müsse ein jäher Umsturz alles Vorhandenen im gegenwärtigen Momente doppelt verhängnißvoll erscheinen, wo ein habgieriger und rachsüchtiger Feind die mit jeder Uebergangsperiode verknüpften Wirren nur benutzen würde, seine Forderungen in's Unermeßliche zu steigern.

So wenig sich Marwitz mit den tiefgreifenden Aenderungen in der Civilverwaltung befreunden konnte, so theilnahmsvoll sah er Scharnhorst, prunklos, unermüdet, von keinerlei Hemmniß beirrt, die Wehrbarmachung der Nation betreiben und aus chaotisch durcheinandergeworfenen Elementen eine Schöpfung in's Leben rufen, deren jugendfrische Gewalt fünf Jahre später Europa mit Bewunderung erfüllte.

Ganz unvergällt sollte ihm aber auch diese Freude nicht bleiben. Schon der Werth, der plötzlich auf schriftliche wie mündliche Prüfungen gelegt wurde, erweckte seine ernststen Bedenken. Das Wissen, fürchtete er, werde damit über

das Können gesetzt, und zu vieles Lernen ertödtete den Charakter. Rascher Blick, Entschlossenheit, kalter Muth und Ausdauer kamen nirgend anders als im Kriege zum Vorschein und ließen sich nicht wie Verstandeskkräfte durch Examina erproben. In heßem Zorn aber schlug das Maßvolle dieser Ausstellungen um, wenn Marwitz seiner Lieblingswaffe, der Cavallerie, gedachte. Während nämlich das Geschützwesen unter dem Schüler des genialen Bückburgers eine nie geahnte Vollkommenheit erlangte, das Krümpersystem den Bestand der trefflich geschulten Infanterieregimenter um das Zwiefache verstärkte, mußte die Reiterei, einst der Stolz der Armee, gleich einem Stiefkind bei Seite stehen und zuschauen, wie alle zärtliche Sorge, aller Fleiß, der letzte Thaler an die begünstigten Geschwister verschwendet wurde. Das tolle Vorurtheil, als könne die Cavallerie der Reikunst entbehren, fing an, allgemeinere Geltung zu gewinnen. Die souveräne Herrschaft über das Pferd, hieß es, verschaffe dem Reiter nur Gelegenheit zum Ausweichen; frischer Muth, die Zügel auf den Hals, und ein Paar Sporen hinterdrein genügten vollauf, den Feind zu überrennen. Umsonst suchte Marwitz rechtzeitig zu warnen, umsonst erklärte er den der Willkür eines unvernünftigen Thieres preisgegebenen Soldaten für beklagenswerth und außer Stande, seine Waffe mit Vortheil zu gebrauchen — Seyblich' Vermächtniß war auf Jahrzehnte hinaus über Bord geworfen. Das hat der alte Reiterführer nie vergessen. Noch am Abend seines Lebens nannte er Scharnhorst „den Mörder der preußischen Cavallerie“ und König Friedrich Wilhelm dessen Helfershelfer.

Unterdessen war eine neue Hausfrau in Schloß Friedersdorf eingezogen. Marwitz hatte 1807 in Memel unter den Hofdamen der Königin eine Gräfin Moltke kennen gelernt. In schwerer Zeit, bedrückt von gemeinsamem Weh und durchglüht von gleichem patriotischen Enthusiasmus, waren sich die Beiden rasch näher getreten und hatten zu der Stunde, da sich Marwitz zur Uebernahme seines Freicorps rüstete, den Schwur der Treue ausgetauscht. Aber erst jetzt, nach zwei Jahren des Harrens, wo die Wunden des Krieges zu vernarben begannen, wo das Land, vom Druck der Feinde befreit und sich selbst zurückgegeben, unter einer leidbelehrten Regierung den vorigen Wohlstand wiederzugewinnen hoffte, erst jetzt hielt sich Marwitz für berechtigt, die Erwählte unter sein Dach zu führen, auf daß es lebendig werde in der einsamen Halle.

So lustig aber auch das neuentzündete Herdfeuer flackerte, ein scharfer Luftzug von außen her stahl sich doch in das häusliche Behagen.

Stein hatte Napoleons Argwohn weichen müssen, und nach einem kurzlebigen Ministerium „der kleinen Künste und kleinen Mittel“ war Hardenberg an den verwaisten Posten getreten, die gestörte Mission des bahnbrechenden Vorgängers in erweitertem Maße wieder aufzunehmen.

Marwitz begrüßte das neue Gestirn mit unverhohlenem Mißtrauen. Hatte er sich vor Steins Charaktergröße in großender Ehrfurcht geneigt,

so empörte sich sein innerstes Gefühl gegen des Staatskanzlers Gebaren. Er bestritt ihm nicht den hellen Blick, die vielseitige Begabung, das einnehmende Wesen, aber er hielt ihn für leichtsinnig, lieberlich, für einen Menschen, der die Art und Unerfahrenheit der Jugend in sein graues Alter hinübergetragen habe, dem Ordnung, Strenge gegen seine Untergebenen, hauptsächlich Wahrhaftigkeit der Ueberzeugung mangle. Konnte er sich auch nicht verhehlen, daß die verzweifelte Zustände verzweifelte Mittel verlangten, er nannte es doch ein frevelhaftes Spiel, Preußens Existenz auf eine Karte zu setzen und vom Gelde Rettung zu erwarten, wo nur moralische Hebel den verfahrenen Staatswagen in's rechte Gleis zu bringen vermöchten.

Ausgestattet mit einer Macht, die sich über alle Zweige des Ministeriums wie den erst zu errichtenden Staatsrath erstreckte, ging Hardenberg an die Arbeit. Er gedachte gründlich aufzuräumen. Das Heimlichthun und Weisetreten, das kein rechtes Vertrauen aufkommen lasse, müsse einer herzhaften Oeffentlichkeit Platz machen; keine falsche Milde dürfe walten, wo es sich darum handle, eingefressene Mißbräuche auszurotten. Von Provinzialunterschieden wollte er nichts mehr wissen, dagegen allen Landestheilen und allen Klassen der Bevölkerung gleiche Lasten auferlegen, dem Bauer Eigenthum und Schutz gegen gutherrliche Willkür sichern, die Grundsteuerbefreiungen, den Zunftzwang, die Bann- und Zwangsgerechtigkeiten beseitigen und den Gewerben freiere Bewegung schaffen. Große Anleihen, sowie die Erträgnisse aus den verkauften Domänen und eingezogenen geistlichen Gütern sollten die Mittel liefern, den Verpflichtungen gegen die Staatsgläubiger nachzukommen und das Schuldenwesen der Provinzen und Gemeinden zu regeln. Selbst vor Gewaltthaten schreckte des Staatskanzlers reformatorische Kühnheit nicht zurück; die Noth mußte eben Alles entschuldigen. Domänen, welche die Stände für theures Geld erworben hatten, ließ er an Dritte verkaufen, wie wenn sie noch freies Eigenthum der Krone wären; Wächter der öffentlichen Sicherheit brachen unter einem höheren Regierungsbeamten in die Gewölbe des Landschaftshauses zu Berlin, die Kasse des Landarmeninstituts hinwegzuführen, und ein ständischer Fonds, vor langer Zeit von patriotischen Männern zur Tilgung landesherrlicher Schulden gegründet, wurde plötzlich eingezogen, die darauf fundirten, für den Staat übernommenen Verbindlichkeiten aber bei den Ständen belassen.

Das bedeutete nichts Geringeres als eine allgemeine Umwälzung. Aller Orten rührte sich der Widerspruch, am ungebärdigsten im Kreise der Privilegirten. Marwitz insbesondere ließ sich hören. Er beschuldigte die Art der neuen Besteuerung, All und Jedes über einen Kamm scheeren zu wollen, statt das örtlich und geschichtlich Eigenthümliche mit weiser Schonung zu berücksichtigen; er klagte über den Untergang der alten, wenn auch noch so mangelhaften ständischen Ordnung, ohne daß etwas Anderes an deren Stelle träte, als „die Allgewalt eines Ministers, höchstens beschränkt durch einen

noch nicht gebildeten Staatsrath und eine erst verheißene Repräsentation des Landes“. Sein ganzer Stolz bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß er ein Mensch sein solle wie Hinz oder Kunz, während er doch ein grundbesitzender Herr mit verfassungsmäßigen Rechten wäre, ein Vasall, der seinem Fürsten Treue, seinem Vaterland den Schutz des Schwertes schulde, übrigens aber auf seinem Grund und Boden zu befehlen habe.

Als Hardenberg eine Versammlung von Notabeln, die aus ständischen Abgeordneten aller Provinzen gebildet war, im Februar 1811 nach Berlin beschied, lag ihm weniger daran, ihren Rath zu hören, als sie über die neuen Institutionen aufzuklären und ihre Bedenken zu beseitigen. Doch bald genug mußte er das Vergebliche dieser Bemühungen erkennen. Von einer Verständigung war keine Rede, vielmehr sah er sich in buntem Gewirr umtobt von knorrigem Troß, weinerlichen Klagen über verlorene Privilegien, leidenschaftlichen Beschwerden wegen verübten Rechtsbruchs und zuguterletzt genöthigt, nach monatelangen Verhandlungen und endlosen Debatten die Gerufenen wieder auseinandergehen zu lassen, ohne ein anderes Resultat, als die bitterste Enttäuschung erzielt zu haben.

Aber es wurde noch schlimmer. Aus den engen Wänden des Rathungssaales war nur wenig in die Oeffentlichkeit gebrungen, jetzt trugen die heimgeschickten Deputirten ihr Mißvergnügen in die Provinzen und begannen von dort aus den Monarchen mit Vorstellungen über seinen Minister und dessen Neuerungen zu bestürmen.

Wieder war es Marwitz, der den Krieg mit den schneidigsten Waffen führte. Die Stände von Pöbus, Storkow und Beeskow hatten ihm und dem aus dem Müller Arnold'schen Proceß bekannten Grafen Finkenstein die Vertretung ihrer bedrohten Sache übertragen. Voll Feuereifers, nicht bittend, sondern heischend nähete Marwitz dem königlichen Thron. Er bezeichnete die ganze Grundlage der neuen Staatseinrichtung als eine Vergewaltigung des Rechts, nur geeignet, des Vaterlandes Verderben zu beschleunigen. Landeskundige Männer müßten Fremdlingen weichen, welche Preußen als Versuchsstation für ihre dem Auslande entnommenen Theorien betrachteten. Ginge das so weiter, würden die Gewerbefreiheit, die Gleichheit aller Stände, die Mobilisirung des Grundeigenthums zur wirklichen Thatsache, so stünde zu befürchten, daß „das alte, ehrliche, brandenburgische Preußen zum neumodischen Judenstaat herunterfinke.“

Hardenberg riß die Geduld. Dieses geschlossene Auftreten der Ritterschaft glich ihm allzusehr einem Complot, die Art und Weise, wie es sich äußerte, einer Verhöhnung der königlichen Majestät. Die Zeit der Quikows und Rochows war längst vorüber, Wall, Thurm und Graben schirmten nicht mehr die entlegenen Edelsitze; jetzt bedurfte es nicht der faulen Grethe, widerhaarige Junker zu händigen, jetzt genügte eine Verfügung des Kammergerichts, und hinter Marwitz und Finkenstein schlossen sich die ehernen Thore der Festung Spandau.

Bei alledem war dem Staatskanzler unheimlich zu Muth. Er mochte wohl fühlen, daß sein an sich berechtigter Zorn über das Ziel hinausgeschossen und den höchsten Gerichtshof des Landes zu einem Act äußerster Willkür gemißbraucht habe. Keine Klage war erhoben, keine Vertheidigung gehört, kein Urtheil gesprochen worden, eine kurze Verfügung hatte ausgereicht, zwei Ehrenmänner der Freiheit zu berauben. Diesen Fehler sobald als möglich vergessen zu machen, wurden die Gefangenen bereits nach einigen Wochen ihrer Haft wieder entlassen.

Statt fröhlichen Kinderlallens, wie er erwartet, empfing den erlösten Marwitz an der Pforte seines Hauses eine tiefgebeugte Mutter, welche Sohn und Tochter innerhalb weniger Tage zur ewigen Ruhe bestattet hatte. Trauer daheim, draußen das allgemeine Elend — fast wollte es ihn wie vor sieben Jahren beschleichen, aber mannhaft kämpfte er die quellende Wehmuth durch gedankenschwere Arbeit am Schreibtisch nieder, in zahlreichen Abhandlungen rückhaltlose Kritik an dem mächtigen Gegner ühend. Schmerzhaftere Wunden sind der Hardenbergischen Verwaltung kaum geschlagen worden, als durch diese scharfsinnigen, von einem angeborenen polemischen Talente zeugenden Denkschriften.

Auch die allgemeine Theilnahme trug das Ihrige dazu bei, sein bedrücktes Gemüth zu erheben. Das Ansehen des Mißhandelten von Spandau wuchs von Tag zu Tage, und mit gutem Grunde durfte er sich später noch rühmen, seit seiner Gefangenschaft habe er eine weit verbreitete Achtung genossen und sei von allen Erbärmlichen gelassen worden, wie Einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen könne.

Einsförmig schlich das Leben in Schloß Friedersdorf dahin. Wie auf dem ganzen Lande, so lagerte auch über seinem Dache nach dem Durchmarsch der großen Armee die bleierne Ruhe tiefster Erschöpfung. Nur dann und wann kam Kunde von dem russischen Kriegsschauplatz, von neuen Siegen des Unüberwindlichen und — ein heller Ton in dunkeln Tagen — von dem tapferen Verhalten des Yorl'schen Corps. Das Neujahr 1813 brach an. Ein früher Winter hatte Strom und Feld in eisige Bande geschlagen, des Schneiens wollte kein Ende werden. Plötzlich liefen seltsame Gerüchte von Mund zu Mund, wie die goldene Barenstadt zu Asche verbrannt, die französische Heeresmacht vernichtet, und der Kaiser selbst in athemloser Haft über die Grenze nach Paris geflogen sei.

Das Unglaubliche wurde wahr. Zu Skeletten herabgemagert, mit erfrorenen Gliedern, ohne Waffen, Geschütz und Pferde, in schmutzige Lumpen gehüllt, ein zuchloser Bettlerhaufen, betraten die Reste der großen Armee denselben Boden, den sie vor Kurzem in prahlerischem Uebermuth verlassen hatten. Das Volk jauchzte auf und harrete ungeduldig des Augenblicks, wo man ihm gestatten würde, über die verhassten Eindringlinge herzufallen und furchtbare Vergeltung zu üben. Auch Marwitz wollte nichts von Mitleid wissen. Ob diese „Schandbuben“ nun todtgeschlagen oder in die Rasenmatten

preussischer Festungen geworfen würden, war ihm gleichgültig, unschädlich aber mußten sie gemacht werden um jeden Preis. Und er hatte Recht. Eine scheinbare Härte wäre hier die höchste Menschlichkeit gewesen. Wie hätte es Napoleon gelingen können, ohne seine Marschälle, Generale und altgedienten Offiziere, die nun mit Extrapost, mit Vorspann, zu Ross und Fuß nach Frankreich strömten, ein neues Heer zu schaffen? Das Blut von Hunderttausenden wäre nicht geflossen.

Mit feuriger Beredsamkeit drängte Alexander von der Marwitz den älteren Bruder, Hardenberg, dessen Franzosenhaß außer allem Zweifel stünde, aufzusuchen, die Lage der Dinge mit ihm zu besprechen. Ein entgegenkommender Schritt seinerseits müsse nach der unwürdigen Behandlung, die er erfahren und würdig getragen habe, den Staatskanzler beschämen und den leicht Bestimmbaren ihrem und des Volkes Wunsch geneigter machen. Marwitz theilte diese Hoffnung nicht, aber er that, wie Jener verlangte, weil er nichts unterlassen wollte, was die gute Sache zu fördern verhiesse.

Er erzählt: „Ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck mein Eintritt auf Hardenberg machte. Erinnerung dessen, was er sonst und mir so oft versprochen und nicht gehalten hatte, Scham über sein Betragen gegen das Land und mich, und das Bestreben, in diesem hochwichtigen Moment mir nicht abermals nichtswürdig zu erscheinen, brachten in seinem Benehmen eine seltsame Mischung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich sagte, der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und Deutschen ergreifen; jetzt käme es darauf an, alle den Schaden wieder gut zu machen, den man dem Lande gethan hätte; wenn die Regierung sich jetzt würdig betrage, würde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er dächte, und zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten.“

Der geschmeibige Minister wich aus. Daß etwas geschehen müsse, entspräche auch seiner Meinung, schon längst habe er auf einen solchen Zeitpunkt gerechnet und zu diesem Behufe mit Großbritannien und Rußland geheime Verbindungen angeknüpft. Gewaltmaßregeln aber wären überflüssig, denn mit Napoleon sei es vorbei: durch Demonstrationen und Tractate könne man Alles gewinnen.

Indeß der ernüchterte Alexander zu York nach Preußen eilte, lehrte Marwitz in seine ländliche Einsamkeit zurück, schier verzweifelt, daß kostbare Wochen, wie sie die Günst des Schicksals nur einmal gewähre, unbenutzt vorübergehen sollten. Da schlug Ende Februar ein erlösendes Wort in seinen brütenden Unmuth. Hardenberg schrieb ihm von Breslau, jetzt sei es Zeit, jetzt möge er kommen. Und der ewig Pflichtgetreue kam. Die Bedenken zu beseitigen, die sich gegen ihn, den bestraften Rebellen, erhoben, demüthigte er sich zum ersten und letzten Male in seinem Leben, indem er schriftlich um Verwendung im Kriege gegen den Erbfeind bat. Sein Gesuch fand williges Gehör, und ihm ward die Genugthuung, daß seine Brigade,

gebildet aus dem dritten kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiment und vier Schwadronen Landwehrcavallerie, die erste im preussischen Staate war, welche diesseits der Weichsel mit vollem Bestand an Mannschaft und Pferden ausmarschiren konnte. Die Truppen lachten und sangen, dem Führer zerbrach fast das Herz. Ließ er doch ein armes Weib am Grabe des dritten Kindes, eines blühenden Knaben, zurück, gleichsam als wäre er dazu erlesen, Haus, Hof, Familie und alles Eigene hintan zu setzen, um nur an das Vaterland zu denken.

Die primitive Bewaffnung, das unansehnliche Aeußere seiner Brigade erregte allenthalben ein verlegenes Lächeln, und es schien keinem Zweifel unterworfen, daß sich die kriegerischen Thaten dieser „Versammlung von Spießbürgern auf Wachestehen und Davonlaufen“ beschränken würden. Bald aber brachte Marwitz die unberufenen Kritiker zum Schweigen, denn schon am 7. Juni warfen seine Reiter vor Wittenberg im wüthenden Ansturm ein Eliteregiment polnischer Ulanen, die Geschlagenen bis unter die Kanonen der Festung verfolgend.

Der unmittelbar darauf eintretende Waffenstillstand bot die erwünschte Gelegenheit, den ungeübten Haufen, vorzugsweise den Berittenen, die nothdürftigste Unterweisung zu geben. Marwitz' gesunder Sinn bewährte sich auch hier. Er, der alte Cavallerist aus Seydlitz' Schule, entschlug sich aller Reminiscenzen früherer Reiterherrlichkeit und nahm die Sachen, wie sie eben lagen. Es fiel ihm nicht ein, aus rohen Naturalisten kunstgerechte Rossgebändiger erziehen zu wollen. Da es ihm an Zeit gebrach, seinen Bauernknechten das Richtige einzuprägen, so ließ er sie bei ihren alten Gewohnheiten, schon zufrieden, daß sie sich wenigstens im Sattel zu halten verstanden, und, von Jugend auf gewohnt, mit ihrem Gaul zu verkehren, eher an diesen als an sich selber dachten. Statt der Sporen, deren Verwendung ihnen fremd war, gab er den Mannschaften einen Rantschu und befahl, die Pferde nur mit der Trense zu zäumen, von dem Einzelnen nichts weiter verlangend, als daß er flink und dreist werde, seine Waffe zu führen wisse und dahin reiten könne, wohin er wolle und solle. Dabei schmeichelte sich der Erfahrene nicht mit dem Wahne, als wären diese Neulinge auf ihren kleinen Thieren dem Stoß geschlossener Cavalleriemassen gewachsen; vielmehr lehrte er die Schwadronen, sich weit zu öffnen, beide Flügel vorzunehmen und den Gegner in einen Birkel einzuschließen. Derjenige Theil des Birkels, den der Zusammenprall zunächst bedrohte, mußte weichen, der andere aber von den Flanken und vom Rücken her mit Hurrah in die feindlichen Glieder brechen.

Damit war das ganze Exercitium abgethan, alles Uebrige blieb dem Eifer der Truppen und dem Haß gegen Bonaparte überlassen.

Die erste Prüfung, der sich die also Gebildeten zu unterziehen hatten, fiel freilich übel aus. Bei einer großen Musterung in der Nähe Berlins glaubten Offiziere wie Mannschaften, ihre Kräfte überbieten zu müssen. Die

fieberhafte Anspannung, das scharfe Soldatenauge des Königs, die Gegenwart einer gepuhten Zuschauermenge brachten Alles außer Rand und Band. Die Pferde scheuten vor dem ungewohnten Anblick, und unter wildem Jagen und Schreien gingen sämtliche vier Schwadron durch, in schnaubendem Rennen gerade auf die Stadtmauer los. Lächelnd meinte Friedrich Wilhelm, es sei ein Glück gewesen, daß die Mauer so fest gestanden habe; aber der leise Spott bekümmerte Marwitz nur wenig. Er wußte, daß seine Leute Besseres könnten, und der Verlauf des Krieges sollte es erweisen, denn mit diesen vier Schwadronen hat er gelassen im heftigsten Feuer gehalten, in voller Thätigkeit begriffene Geschütze erobert, ein intactes Bireck niedergeworfen und die feindliche Cavallerie geworfen, so oft sie ihm begegnete.

Sein Unstern führte ihn beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten unter das Commando des Generals von Puttk, eines Mannes, der den ganzen Tag mit numismatischen Studien, mit Essen und Tabakrauchen beschäftigt, vor jeder energischen Initiative zurückschreckte, den Platz aber, wo er einmal Fuß gefaßt hatte, mit stierartiger Tapferkeit zu behaupten pflegte. Diese Eigenschaft des Befehlshabers macht es erklärlich, daß seine Division, obwohl bei Eröffnung des Krieges eine der vordersten, fürs erste nicht an den Feind gelangte, sondern dazu dienen mußte, die durch den allgemeinen Vormarsch rückwärts entstehenden Lücken auszufüllen.

Während noch Marwitz voll gerechten Verdrusses die Elbe zwischen Tangermünde und Lenzen beobachtete, war ein Corps von mehr als neuntausend Franzosen unter General Girard aus Magdeburg ausgebrochen, Dubinots Anschlag gegen Berlin zu unterstützen. Auf die Nachricht von der Niederlage bei Großbeeren wollte Girard schleunigst den Rückzug antreten, wurde aber vom General Hirschfeld, der auch die Division Puttk an sich gezogen hatte, in der Nähe des Dorfes Hagelberg ereilt und am 27. August zur Schlacht gezwungen.

Marwitz, dessen Reiterei abcommandirt war, stand heute mit drei kurmärkischen Bataillonen in Reserve, und die gute Laune des Schicksals spielte ihm den Streich, daß der ehemalige Gensdarmesoffizier, der die Cavallerie als den höchsten Ausdruck achten Soldatenthums betrachtete, der noch vor Kurzem die Infanterie nur bedingungsweise, jede Art von Volksbewaffnung aber gar nicht gelten ließ, seinen schönsten Ehrentag dem Fußvolk, und zwar ausschließlich der Landwehr verdanken sollte.

Schlecht genug ließ sich der Beginn des Treffens an, denn der Regen von Großbeeren war auch hier zum Schaden der Gewehre in Strömen niedergegangen. Als nun die jungen Mannschaften nach hitzigem Anlauf gegen Hagelberg in das Feuer gedeckter Batterien geriethen und sich auf den Gebrauch des Bajonetts angewiesen sahen, bemächtigte sich ihrer Verwirrung, und nach kurzem Widerstande stoben sie vor dem Drängen des Feindes auseinander. Alles wäre verloren gewesen, hätte nicht Marwitz mit seinen drei Reservebataillonen entscheidend eingegriffen. An diesen festen

Halt schlossen sich die geworfenen Truppentheile an und gingen nach Ueberwindung des ersten Schreckens aufs neue herzhast vor. Gleichzeitig sprengten Wendendorfs Kosaken die französische Cavallerie, unter deren Schutze das Fußvolf in's freie Feld herabgestiegen war. Zu spät suchte General Girard den alten Standort wieder zu gewinnen, denn bevor er ihn erreichen konnte, lösten sich die einzelnen preußischen Bataillone ungeduldig los und stürmten, ohne das Signal zum Avanciren abzuwarten, die Hagelberger Höhe hinan. Der Feind verlor die Fassung. Tornister und Waffen von sich werfend, flüchtete er dem Dorfe zu und verstopfte im wüsten Durcheinander binnen wenigen Minuten den Eingang zu der engen Gasse. Verzweifelt machte eine größere Abtheilung Front, den Rücken gegen die drei Fuß hohe Lehmmauer lehrend, während eine andere dicht daneben Quarré formirte. Auf diese Abgeschnittenen drangen die Kurmärker mit gefälltem Gewehre ein. Da aber das Bajonett zu langsam arbeitete, so kehrten einige handfeste Leuber aus Marwitz' Brigade die Musketen um und begannen wie mit Dreschflegeln dreinzuschlagen, durch mächtige Seitenhiebe immer drei bis vier Franzosenhöpfe mit einem Streich zermalmend. Das Beispiel wirkte. Alles griff zum Kolben, und es entstand ein Schlachten sonder Beispiel in diesem Kriege. Wie wenn sich der ganze, durch sieben lange Jahre aufgestaute Haß mit einem Male entladen wollte, so prasselte es auf die Häupter der Feinde nieder. Man hörte keinen Schuß, keinen Schrei, kein Commandowort, nur das Krachen und Knirschen der zerichmetterten Schädel, das Splintern der Gewehrschäfte und das Todesröcheln der Getroffenen — in stummer Wuth wurde das Vernichtungswerk gethan. Und als es vollbracht war, da thürmten sich, zum graußigen Klumpen geschichtet, überrieselt von blutigem Gehirn, die Leichen bis zur Zinne der Dorfmauer auf.

Von neuntausend Mann rettete der verwundete Girard nur siebzehnhundert nach Magdeburg, dreitausend der Seinigen waren gefangen, der Rest lag erschlagen auf Hagelberger Flur.

Mit durstigen Zügen hatte Marwitz die Rache eingesogen. Endlich doch ein ganzer Sieg, endlich einmal volle Vergeltung! Seit dem 27. August war er unauf löslich an den kleinen Heerhaufen gekettet, dem er solche Freude verdankte. Als ihm gegen Weihnachten die Aussicht winkte, unter Blüchers Befehle gerufen zu werden, verzichtete er auf den langgehegten Wunsch, weil er seine Brigade nicht mit sich nehmen durfte. Der Größe des Opfers war er sich wohl bewußt, denn statt entscheidende Schlachten auf französischer Erde mitzuschlagen und den gewaltigen Kaiser selbst zu bekämpfen, mußte er sich begnügen, vor Magdeburg und Wesel einige glückliche Gefechte zu liefern und dem geflickten Lumpenkönig von Westphalen durch Aufhebung von Präfecten und Rassen, durch Wegfangen wichtiger Correspondenzen Abbruch zu thun. Aber besser, unter einem unfähigen Vorgesetzten den kleinen Krieg weitertreiben, als von denen scheiden, in deren Mitte er sich wie „ein Vater unter guten Kindern fühlte“.

Düſtern Blickes zog er nach Abſchluß des Pariſer Friedens an der Spitze der Berliner Landwehr in die reichgeſchmückte Hauptſtadt ein. Daß vieltauſendſtimmige Willkommen ſchlug mißtönend an ſeine Ohren, machte es doch alte Wunden brennen aus der Zeit, da dieſelben Grüße einen Andern umbrauſten; das Herz dagegen ging ihm auf, als er den Boden der engeren Heimath betrat und ſeine Lebuſer, die furchtbaren Drescher von Hagelberg, durch die jubelerfüllten Straßen Frankfurts führte.

Am liebſten hätte Marmiz ſein Commando jezt niedergelegt und den Degen mit der Pflugſchar vertauſcht, wäre Napoleons Rückkehr von Elba nicht blißartig in ſeine Träume von ländlicher Ruhe gefahren. Mit Oberſtenrang eilte er nach dem Rhein, unter Blüchers Fahnen friſche Lorbeeren zu erſechten. So gelang es ihm unter Anderm, an der Spitze einer neuformirten Cavalleriebrigade in der unglücklichen Schlacht von Wigny den rechten preußiſchen Flügel gegen die von Quatre-Bras heranmarſchirende Diviſion Durrut zu decken, am 19. Juni bei Wabre mit dem achten Ulanenregiment den exponirteſten Poſten biß in die ſinkende Nacht hinein zu halten und Tags darauf der Nachhut Grouchy's ein Gefecht zu liefern, das mit völliger Vernichtung derſelben geendet hätte, wären nicht alle Bitten um Unterſtützung bei dem eiligen Thielmann auf Mangel an Verſtändniß und gutem Willen geſtoßen.

Wieder war es Friede geworden, und abermals ſchwankte Marmiz, ob er, trotz vielfacher Zurückſetzungen, im Dienſt verbleiben oder nach Hauſe gehen ſolle, die ganze Kraft ſeinem völlig zerütteten Anweſen zu widmen. Das Geld, „das ſchlechteſte aller Mittel“, wie er ſich ſelber äußert, gab den Ausſchlag, denn unter den gegenwärtigen Verhältniſſen hielt ſich der gewiſſenſchaftliche Hauſvater nicht für berechtigt, ſeinem anſehnlichen Gehalt ohne zwingende Noth zu entſagen. Er blieb und brauchte es um ſo weniger zu bereuen, als ſeine bald darauf erfolgende Ernennung zum Generalmajor jene Einkünfte weſentlich vermehrte, und die Lage Frankfurts, ſeines neuen Standquartiers, den bequemſten Verkehr mit Friederſdorf geſtattete.

Inmitten ſeiner Amtsgeschäfte und der Sorgen um ſein Gut behielt er ein offenes Auge für die politiſchen Vorgänge innerhalb und außerhalb Preußens. Wie ehemals, ſo war der Streitbare auch jezt zu jeder Stunde bereit, die conſervative Sache zu vertreten und mit Wort oder Schrift die alten Widerſacher zu bekämpfen.

Es war nicht Luſt am Gezänk, was ihn wieder und immer wieder zur Feder greifen ließ, es war der Zwang tiefinnerlichſter Ueberzeugung. Auch nicht im Dienſte finſtrer Reaction brauchte er das altbewährte Rükzeug. Eine weite Kluft trennte ihn von denen, die alles Neue, weil es eben neu iſt, blindlings verwerfen, die ſich ſelbſt dem berechtigten Fortſchritt entgegenſtemmen, weil er ſie aus behaglicher Ruhe ſchreckt und Opfer da verlangt, wo ſie bißher gewohnt waren, mühelos zu ernten. Marmiz kannte keine Selbſtſucht. Des eigenen Vortheils hat er nie geachtet, wenn

es sich um das Gedeihen des Ganzen handelte; er erhob nur seine schallende Stimme gegen die modernen Volksbeglucker, von denen zu fürchten stand, daß sie mit dem Unkraut auch den Weizen ausroden würden, den preussischen Acker mit den Früchten ihrer Erfindung zu bepflanzen.

Und schien nicht gerade jetzt Hardenbergs Ausfaat vom Jahre 1811 in bedrohlicher Weise aufzugehen? Die große Krisis der Befreiungskriege hatte dem Vaterlande keine Genesung gebracht. Eine nervöse Unruhe zitterte noch durch alle Schichten des Volks, namentlich machte sich in ungeduldigem Drängen von unten nach oben die Emancipation der niederen Stände bemerklich. Da war kein Handwerker, der nicht darnach trachtete, seinen Sohn im Staatsdienste prunken zu sehen; kein Bauer ging seinem harten Tagewerke nach, ohne den heranwachsenden Kindern das bequemere Dasein des Gewerbetreibenden zu wünschen. In den Städten wimmelte es von brotlosen, nach leichtem Verdienste suchenden Müßiggängern, während das Land unter dem Mangel an tüchtigen Arbeitskräften seufzte, und allenthalben ein willkürliches, durch keine Gesetze mehr geregeltes An- und Abziehen das ehrwürdige Verhältniß zwischen Meister und Gesellen, zwischen Hausherrn und Gefinde zu zerstören drohte.

Und gleichwohl! Mochten sie ihre Experimente doch weitertreiben, wenn nur Eines, wenn das Heerwesen unangetastet blieb. Aber auch in dieses zarte Getriebe, erfunden und erfüllt von preussischem Geiste, suchten die Heimathlosen mit plumpen Händen einzugreifen. Der Herr und Meister gab das Zeichen, seine Getreuen stimmten das Behegegeschrei an, und mit vollen Lungen fielen die Liberalen ein, die sich gebärdeten, als hätten sie die Befreiungskriege ganz allein geschlagen. Die Armee war zu groß und kostspielig, sie verschlang die Hälfte der Staatseinnahmen, unter allen Umständen mußte sie auf ein bescheideneres Maß herabgesetzt werden. Daß es unmöglich sei, die Volksmasse in einem kleinen Heere militärisch durchzubilden, daß Preußen elend zu Grunde gehen würde, wenn seine alte Kriegstüchtigkeit die übermächtigen, übelgesinnten Nachbarn nicht mehr in heilsamer Furcht erhielt, wollten die Fortschrittler von damals so wenig wie die heutigen begreifen.

Je mehr sie gefährdet war, mit um so heißerer Inbrunst umfaßte Marwitz die Schöpfung Scharnhorsts und Boyens, ja er hoffte, gerade sie werde wieder gutmachen, was die schlechte Civilverwaltung gesündigt habe, wenn ihr nur der Geist wahrer Freiheit erhalten bliebe, der sie in den letzten Kriegsjahren umleuchtet. Seine prophetischen Worte: „Es ist möglich, daß die Wiedergeburt der Nation durch Armee und Landwehr vollendet wird, wie sie durch selbige begonnen worden ist,“ sind vierzig Jahre später auf den böhmischen Schlachtfeldern in Erfüllung gegangen.

Es war im Jahre 1827. Marwitz hatte sich eben nach Berlin begeben, bei Eröffnung des zweiten brandenburgischen Landtags den erkrankten Landmarschall zu vertreten, als er vom Kriegsminister erfuhr, daß ihm die

Führung einer Division in Breslau überwiesen sei. Einmal habe man seiner Bitte nachgegeben, ihm die alte Stellung zu Frankfurt belassen, ein zweites Mal ginge das nicht an; er möge sich also fügen und das ehrenvolle Amt übernehmen. Marwitz, dem ohnedies allerlei Kränkungen jedes Streben nach einem höheren Commando verleidet hatten, lehnte jedoch dankend ab und bat um seinen Abschied. Die Gründe, die von jeher für ihn maßgebend gewesen waren, in der Nähe seines Gutes zu bleiben, bestanden noch in ganzer Kraft; durch Annahme dieser Berufung aber hätte er fünfunddreißig Meilen zwischen sich und Friedersdorf gelegt und sein hilfsbedürftiges Besitztum aus den Augen verloren.

Als Generalleutenant und Mitglied des Staatsraths schied er aus der Armee. Doch bevor er vom Schauplatz seines Wirkens verschwand, wollte der König den Mann nochmals sehen, der gegen ihn und seine Regierung so oft, zwar mit loyalen Waffen, aber mit unbändigem Freimuth auf dem Plan erschienen war. Marwitz wurde nach Potsdam geladen. Der Monarch, eben von seinem Weinbruch genesen, schritt dem Eintretenden bis in die Mitte des Audienzsaales entgegen, reichte ihm die Hand und sagte laut vor zahlreichen Zeugen: „Mir sehr leid gethan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren“. Als Marwitz in tiefer Bewegung andeutete, wie seine Opposition gegen einzelne Maßnahmen der Krone nur der wahrhaftigsten Ueberzeugung entsprungen sei, ohne seine Treue gegen König und Vaterland irgendwie zu schädigen, erwiderte Friedrich Wilhelm mit herzlichster Betonung: „Mir sehr wohl bekannt; immer nach Grund=sätzen gehandelt und unter allen Verhältnissen gut gedient haben.“

So trennten sich Fürst und Edelmann, der eine das schroffe Widerspiel des andern, und beide doch dieselben an schlanker Geradheit der Gesinnung.

Wer nach Jahren in die Gegend von Friedersdorf kam, der betrat in Wahrheit ein befriedetes Stückchen brandenburgischer Erde. Um die Giebel des Herrenhauses ragten die rothen Dächer neuerstandener Wirthschaftsgebäude, und in frühlichem Prangen lachte das weite Land. Auf die Frage, wer wohl der stattliche Militär im Civilkleide wäre, der sein Pferd so kunstgerecht durch Flur und Feld zu tummeln wisse und im scharfen Commandoton, hier tadelnd, dort lobend, Befehl und Unterweisung ertheile, schauten die Leute einander staunend an und schüttelten die Köpfe, daß ein Mensch in der weiten Gotteswelt den Generalleutnant von der Marwitz nicht kenne, den mächtigsten Mann nächst dem Könige von Preußen. Denn mit einem Schimmer fürstlicher Art war ihnen das Walten des ergraunden Gebieters umwoben. Es wollte sie an den alten Fritz gemahnen, der auch ein kurzangebundener, keinen Widerspruch vertragender Herr gewesen sei, der aber die großen blauen Augen in allen Ecken und Winkeln des weiten Königreichs gehabt und von Früh bis in die Nacht nur auf das Wohlergehen seiner Unterthanen gesonnen habe.

Das Gleichniß traf nur zur Hälfte zu, denn in Marwitz' Staate durfte nicht Jeder nach seiner Façon selig werden.

Durch und durch Protestant, verstand der Patronats Herr in Glaubenssachen keinen Spaß, sondern drang in der Gemeinde auf evangelische Frömmigkeit, auf regelmäßigen Kirchenbesuch und die Heiligung der Sonn- und Feiertage. Mit unbeugbarer Strenge forderte er von seinen Einsassen geordnetes Haushalten, ein Leben in Sitte und Zucht. Kein lieberlicher Wirth, kein Trunkenbold oder ungetreuer Diensthote wurde im Dorfe geduldet; dafür sollte aber auch der Geringste den Schutz seines starken Armes genießen, unverschuldete Noth nicht vergebens an seine Thüre pochen, namentlich Kranke, Wittwen und Waisen allezeit ein theilnehmendes Herz und werththätige Hände finden.

Der geistigen Stumpfheit, dem gedankenlosen Dahinleben seiner Bauern und Tagelöhner zu begegnen, rief er den Beistand der Schule an, für deren Bedarf er auf das reichlichste sorgte. Doch nach mehrfachen resultatlosen Versuchen ließ er die dickköpfigen Alten fahren, ihren flachshaarigen Nachwuchs desto straffer in die Zügel zu nehmen; und es währte nicht lange, so erstarb der durchtriebenste Taugenichts, den Vater wie Lehrer nicht meistern konnten, in heiliger Scheu vor der alten Excellenz, wenn sie Sonnabends den Unterricht besuchte und die wissenschaftlichen Ergebnisse der abgelaufenen Woche einer eingehenden Prüfung unterzog. So sicher dann dem Fleißigen und Wohlgeleiteten ein ermunterndes Wort, selbst eine Belohnung winkte, so rathsam war es für die Schulschwänzer und Säumigen, dem Bambusrohr des Examinators möglichst fern zu bleiben.

Segen ringsum verbreitend, herrschte Marwitz noch ein Jahrzehnt als kleiner König innerhalb seiner Marken, an wirtschaftlicher Tugend, an Gottesfurcht und lauterem Wandel ein leuchtendes Vorbild der Gemeinde, zuletzt der ehrfurchtgebietende Patriarch des Landes Lebus.

Aus dem historischen Marwitz mit der großen Seele und den kleinen Schrullen hat Wilibald Alexis in dichterischer Freiheit eine Figur geschaffen, die zu den ursprünglichsten Gebilden unserer erzählenden Literatur gehört. Er zeigt uns seinen „Jesegrimm“ in den Tagen der Schmach wie der Erhebung und führt ihn voll köstlichen Humors durch die Stürme der Revolution in die dumpfe Schwüle des Ministeriums Manteuffel hinüber, um schließlich den Neunzigjährigen im Geruche eines Demotraten sterben zu lassen.

Das Schicksal war minder grausam als der lebenswürdige Poet. Es schloß dem patriotischen Manne die Augen vor der Zerfahrenheit der vierziger Jahre, es ersparte ihm den Schmerz, das Wort, Preußen müsse in Deutschland aufgehen, aus Hohenzollernmunde zu vernehmen.

Am 6. December 1837 tönte die Sterbeglocke vom Thurm der Friedersdorfer Kirche — der müde Kämpfe hatte ausgerungen.

In seinem letzten Willen stand geschrieben: „Am nächsten Sonntag wird meine Gedächtnißpredigt gehalten über die Worte Christi: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr

sterben.' — In dieser Predigt soll sich der Geistliche an den Text halten und mich nicht loben wegen dessen, so ich auf Erden gethan, sondern nur zeigen, wie das irdische Leben nur eine Vorbereitung ist zu dem ewigen, und der Tod der Eintritt in dies Leben durch den Glauben. Er kann aber sagen, daß ich gestrebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohl für nichts achtend — er kann es sagen, weil es wahr ist."

Weil es wahr ist! — Ein gewichtiges Wort, doch Martwitz durfte es sprechen. Er war ein Mensch und als solcher mit manchem Gebrechen behaftet, mancherlei Irrthümern unterworfen. blieb aber auch sein Gesichtskreis klein und gemessen, der Strahl seiner Augen gebrochen, sobald sie in die Ferne schauten, wie voll und gesund erwies er sich in allen Dingen, die seine Kraft bemaß: in Haus und Hof, an der Spitze seiner Schwadronen im Frieden wie im Krieg. Nichts Halbes war an ihm. Wo er liebte oder haßte, da liebte und haßte er von ganzem Herzen, nicht fragend, ob es ihm nütze oder schade. Der Heuchelei und Lüge ein geschworener Feind, sonder Menschenfurcht, schonte er Keinen, den er auf unrechten Wegen glaubte, selbst das gesalbte Haupt des Königs nicht, denn über aller weltlichen Majestät und Herrlichkeit stand ihm ein Höheres — das Vaterland. Dem war der stolze Junker mit dem ungebeugten Nacken ein Leibeigener und Höriger, einen demüthigeren, selbstloseren hat es nie gegeben; und wenn er ihm zu Zeiten auch großen und es schelten mußte, seinem Besten opferte er doch sein Herzblut, sein Alles; in seinem Dienste, nach des großen Friedrichs Lehre als Christ und Hausvater, als Edelmann und Soldat —

Toujours en vedette!





Die frau des Rathsherrn.

Ballade.

Von

Julius Wolff.

— Berlin. —

Es war ein Kaufherr aus altem Geschlecht
Zu Magdeburg an der Elbe,
Der that, was er that, auch ganz und recht,
Blieb immer sich gleich und derselbe.
Er saß im Rath auf der Schöffensbank,
Und Bürger und Zünfte wußten's ihm Dank,
Daß er das Amt übernommen
Zu gemeiner Stadt Nutz und Frommen.

Bekannt war sein stattliches Giebelhaus
Den Armen noch mehr als den Reichen,
Wer traurig hineinging, kam tröstlich heraus,
Gott's Lohn! auf den Lippen, den bleichen.
Willkommen war fremder und heimischer Gast,
Und Männiglich fand in behaglicher Rast,
Wonach er Begehren verspürte,
Und Ehre, soviel ihm gebührte.

Man sah in dem Haus an schicklichem Platz
In bräunlich getäfelten Zimmern
Viel köstliche Zier und manch seltenen Schatz
Von Simsen und Wänden schimmern,
Hier zinnern Geschirr, dort silbern Geräth
Und Laken und Tücher buntfarbig genäht,
Und in lauschiger Kemenate
Vorhänge von schwerem Brokate.

Es kam in des Kaufherrn glückliche Hand
 Auf nahen und fernen Wegen
 Zu Ross und zu Schiff, zu See und zu Land
 Des Handels gedeihlicher Segen.
 Wie aber auch Klugheit und wagender Muth
 Den Reichthum ihm mehrten an zinsbarem Gut,
 Ein Kleinod hatt' er zu zeigen,
 Sing ihm über alle sein Eigen.

Das war des Rathsherrn trautes Gemahl
 Mit blühenden Rosenwangen,
 Seines Lebens Stern, seines Glückes Strahl,
 Als hätt' er's vom Himmel empfangen.
 Sie war im Hause die Königin,
 Und lächelte, lebte und schwebte darin
 Die Freude in tausend Gestalten,
 So war es ihr Schalten und Walten.

Wenn aus der Sitzung Herr Hartwich kam,
 So die Hochweisen gehalten,
 Verschenkte Frau Gertrud wonnesam,
 Ihm von der Stirne die Falten.
 Sie sah ihm in's Auge und langte zum Schrein
 Und füllt' ihm den Schauer mit würzigem Wein,
 Credenz't ihm und sann und bedachte,
 Womit sie recht fröhlich ihn machte.

Mit fleißigem Wirken erfüllten den Tag
 Die Glücklichen, ledig von Sorgen,
 Und glaubten vor Sturm und Wetter Schlag
 Sich Schulter an Schulter geborgen.
 Da schlich in das Giebelhaus von Stein
 Der alte Neider, der Tod sich ein,
 Frau Gertrud muß't ihm geben
 Ihr liebes junges Leben.

Wie hatte der Rathsherr unentwegt
 Am Lager der Kranken geseffen,
 Gebangt und gebetet, gehegt und gepflegt
 Und Handel und Wandel vergessen!
 Umsonst aller Liebe wetteifernder Sinn
 Von Herr und Gesinde, starr sank sie dahin
 Und hörte nicht Jammer und Klagen
 Auf blumenbesätem Schragen.

Herr Hartwich nahm Abschied von seinem Glück,
Das Herz war ihm zerbrochen,
„Ach, kehrest noch einmal Du mir zurück!“
So hat er in Thränen gesprochen.
Die Bruderschaft brachte sie weg zum Dom,
Gefolgt von trauernden Volkes Strom,
Frei lag sie in weißem Kleide,
Geschmückt mit dem Brautgeschmeide.

Und als man sie trug im Sonnenschein
Und Priester und Mönche sangen,
Da blinkte das Gold und das Edelgestein
An Ketten und Ringen und Spangen.
Durch's hohe Portal hin wallte der Zug
Zur Seitenkapelle, wo man nach fug
Die von liebenden Händen Gebahrte
Bis zum Tag der Bestattung bewahrte.

Die Glocken verstummen, der wogende Schwarm
Zerstreut sich, der Alles bestaunet,
Doch Einer stößt seinen Campan am Arm
Und blinzelt mit Augen und raunet:
„Hast Du auch die Ketten, die Ringe geseh'n?
Wenn Zwei sich verstünden, wär's balde geseh'n,
Ich könnte das Pförtchen Dir weisen,
Punkt Eins in der Nacht und mit Eisen!“

Im Schatten der Nacht liegt die Sacristei
Beineben der Todtenkapellen,
Da machen zu schaffen sich heimliche Zwei,
Zwei finstere Diebesgesellen.
Da feilt es und bohrt es und stemmt sich mit Macht,
Bald wanket das Thürlein und splittert und kracht,
Sie dringen in's Dunkle verstoßen
Auf schleichenden, tappenden Sohlen.

Im Sarg an geweihter Stätte ruht
Der Verklärten sterbliche Hülle,
Und durch die Fenster ergießt sich die Fluth
Des Mondes in leuchtender Fülle
Umglänzend mit seinem friedlichen Licht
Das holde Gebild, das Engelsgesicht,
Als wäre sie schlafen gegangen
Und lächelte traumbefangen.

Nicht rührt es die Ränber in ihrer Gier,
 Sie sehen das Gold nur gleißen
 Und legen Hand an, die prächtige Gier
 Der Lieblichen zu entreißen.
 Zuletzt nur ein Ring mit schönem Rubin
 Läßt nicht von dem Finger der Todten sich zieh'n,
 Und es will der Frechste der Beiden
 Den Finger ihr jäh durchschneiden.

Kaum rißet das Messer die zarteste Haut,
 Da — zuckte der Körper nicht eben?
 Klang's nicht wie ein Senfzer? — den Schändlichen grant,
 Sie stehen und starren und beben.
 Im Mondlicht erhebt sich die weiße Gestalt,
 Es packet die Buben mit Schreckensgewalt,
 Sie fliehen bestürzt und entsetzt,
 Gleichwie von Dämonen gehezt.

Frau Gertrud ist zum Leben erwacht,
 Schaut um mit verwunderten Blicken,
 Doch wieder versinket ihr Geist in Nacht,
 Kann sich nicht fassen und schicken.
 Am Morgen aber, wie in die Gruft
 Von außen hineinweht erquickende Luft,
 Da kommt sie zu ihren Sinnen,
 Steht auf aus Blumen und Linnen.

Sie findet die nächtlich erbrochene Thür,
 Und athmend mit schauernder Wonne
 Begrüßt sie, wie sie schreitet herfür,
 Die Strahlen der steigenden Sonne.
 Und geisterhaft langsam, wunderbar,
 Mit wallendem Schleier und Kranz im Haar
 Sieht man die Straßen sie gehen,
 Daß erschüttert die Menschen stehen.

Noch früh ist's am Tage, Herr Hartwich sanft,
 Erschöpft von Verzweiflung und Kummer,
 Nach qualvoller Nacht auf hölzerner Bank
 Nur eben ein Stündchen in Schlummer.
 Da stürzt sein Knecht in's Zimmer herein
 Und zittert und bebt am ganzen Gebein,
 Will sprechen und weiß nicht die Worte,
 Zeigt wirr und verstört nach der Pforte.

„Herr Rathsherr, es klopfet, es klopfet am Thor,
Die Herrin, die Fraue kommt wieder! —“
Herr Hartwich leihet ihm kaum das Ohr,
„Geh', Alter, und lege Dich nieder.“ —
„So hört doch! es klopfet zum zweiten Mal,
Da draußen am Thore steht Euer Gemahl,
Will Einlaß und bittet und sehet,
O öffnet, Herr! öffnet und sehet!“

„Eh' wieder mir kehrt in's verödete Haus
Mein liebes Gemahl aus dem Himmel,
Eh' schauen hoch oben zum Giebel heraus
In unserm Stalle die Schimmel.“
Der Rathsherr spricht es und stüßt das Haupt,
Weil er dem Alten die Mär nicht glaubt;
Wann wäre je wiedergekommen,
Was einmal der Tod sich genommen?

Doch horch! — was regt sich im räumigen Flur?
Ein Schnauben, ein Rennen und Springen,
So stampfen beschlagene Hufe nur,
Daß Estrich und Dielen erklingen.
Und trab trab trab die Treppen hinauf
In rasselndem, prasselndem, polterndem Lauf,
Dann hoch aus den Lüften erschallet
Ein Wiehern, das straßenweit hallet.

„Die Schimmel, die Schimmel zur Luke hervor!
Herr Rathsherr, nun werdet Ihr's glauben.“
Der hat schon den Schlüssel und öffnet das Thor, —
Die Sinne fast will es ihm rauben.
Noch mag er den eigenen Augen nicht trau'n,
Noch kann er's nicht fassen und muß es doch schau'n
Bei zeugender Tageshelle:
Frau Gertrud steht auf der Schwelle.

„Gertrud!“ — es ist nur ein einziger Schrei,
Dann hält er sie innigst umfassen;
Es haben sich wieder, sich wieder die Zwei,
Und heiß rollt es über die Wangen.
Und liebten sie je sich, so liebten sie nun
Sich tausendmal mehr in Denken und Thun
Und lebten im alten Geleise
Und starben als glückliche Greise.



Rachel.

Aus ihrem Leben und Schreiben.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Die Klage unseres großen Dichters über die Vergänglichkeit des schauspielerischen Ruhmes, aus der alle unsere Mimen die Berechtigung herleiten, mit der Gegenwart so viel wie möglich zu geizen, ist doch nur zum Theil begründet. Es ist richtig, daß der Forscher, der neue Wege erschließt, der Erfinder, der ungeahnte Wahrheiten ermittelt und nutzbar macht, der Gelehrte, der durch Verbreitung des Lichtes an den großen Culturaufgaben fördernd mitarbeitet, der Künstler, der die Werke seiner Hand in dauerhaftem Stoff gestaltet und seine Gedanken durch den Stein in hochragendem Bau, durch Erz und Marmor in Bildwerken, durch Farbe und Leinwand in den Gemälden ausdrückt, daß der Schriftsteller, der sie zu Papier bringt, glücklicher daran sind, da ihre Werke selbst zur Nachwelt sprechen können —:

„Papier, — sogar ein Stück wie dieser Felsen,
Lebt länger als der Mensch mit allen Schätzen,“

sagt Lord Byron. Wenn bei diesen auch die Werke ihres Geistes und ihrer Hand das Leben des Urhebers überbauern und unmittelbar der Nachwelt von ihrem Schöpfer erzählen können, und wenn auch bei den Künstlern, die von der Bühne herab das mitlebende Geschlecht durch ihr ergreifendes Spiel, durch den zauberhaften Klang ihrer Stimme entzückt haben, mit ihrem Dahinscheiden der Ton verklungen, das Wort verhallt und die Geberde erstorben ist, so ist deren Ruhm darum doch auch für die Nachwelt nicht verloren;

und die bevorzugteren Künste, die mit den unbelebten und den Geseßen der Vergänglichkeit nicht unterworfenen Werkzeugen arbeiten, mit dem Meißel, mit dem Pinsel, mit der Feder, scheinen sich zu verbinden, um das, was die Künstler der Bühne ihren Zeitgenossen gewesen sind, auch für das Ungebedenken späterer Geschlechter festzuhalten. Daß Roscius ein großer Schauspieler gewesen ist, wissen wir heute noch gerade so gut, wie wir wissen, daß Menander meisterhafte Komödien geschrieben hat, von denen nur wenige Bruchstücke auf uns gekommen sind. Ethos, Seydelmann, Devrient in Deutschland, Kean, Kemble und Garrick in England, Aldrienne Lecouvreur, Talma, die Mars und Rachel in Frankreich sind ohne Bedenken von der Nachwelt zu der Schaar der Unsterblichen zugelassen worden. Wir kennen ihre Züge, wir kennen ihre Leistungen aus den begeisterten Berichten der Zeitgenossen, und wenn der Tod mit ihnen auch ihre Werke vernichtet hat, sie selbst stehen leibhaftig vor uns.

Unter den dramatischen Künstlern dieses Jahrhunderts ist es vor allen Rachel, die die Begeisterung der Mitlebenden zu hellsten Flammen angefaßt, und an die das nachkommende Geschlecht die schärfste Erinnerung bewahrt hat. In Rachel hat sich eine ganze Dichtungsart ihres Vaterlandes verkörpert: die französische Tragödie. Durch sie hat die Tragödie erst Fleisch und Blut erhalten, und mit ihr ist sie gestorben. Ihre wunderbare Darstellungskraft hat die starre Monotonie, die Blutleere, die Großsprecherei und Vornehmthueri zu gelenker und biegsamer Mannigfaltigkeit, zu üppiger Lebenskraft, zur schlichten Wahrheit und Einfachheit gewandelt. Sie hat dadurch, daß ihr Auftreten in die wildesten Orgien des sogenannten „Romantismus“ fiel, an ihrem Theile läuternd und abelnd auf die dichterischen Hervorbringungen ihrer Zeit und ihres Landes eingewirkt und sich dadurch einen Platz in der französischen Kunstgeschichte erobert, von dem sie nicht mehr verdrängt werden kann. Es kommt noch eines hinzu: der tragische Abschluß dieser unvergleichlich glänzenden Laufbahn. Nachdem sie ihren Ruhm über alle Lande getragen und überall durch die Großartigkeit ihrer Künstlerschaft die Massen begeistert und durch die reizvolle Eigenart ihrer Persönlichkeit, durch die seltsame Schönheit ihres Gesichts mit der gewölbten vorspringenden Stirn, der feingeschwungenen Nase, dem edlen ausdrucksvollen Munde, den meeresstiejen seelenvollen Augen, wie durch den unwiderstehlichen Zauber ihrer Unterhaltung, die Munterkeit und Schlagfertigkeit ihres Witzes, allen denen, die ihr genast sind, theuer und unvergeßlich geworden war, ist sie in der Blüthe des Lebens durch einen qualvollen Tod abgerufen worden, — ein Opfer ihrer Unerfättlichkeit.

Im Foyer des Théâtre français steht ihr Standbild von Giesinger gefertigt, — steht Rachel als Melpomene, inmitten der großen Dichter, deren Größe erst durch sie wieder entschleiert und unserm Jahrhundert verständlich geworden ist — neben Racine und Corneille. Ein noch schöneres und noch liebevolleres Denkmal hat ihr der größte Kritiker Frankreichs, hat ihr Jules Janin in seinem Werke „Rachel et la tragédie“ errichtet. Und nun ist

soeben ein Werk erschienen, in dem Rachel selbst dafür sorgt, daß ihr Andenken nicht sobald erlischt. Es sind ihre Briefe. Ein fleißiger Sammler, George d'Heylli, der sich schon durch eine Reihe stoffreicher und genauer Veröffentlichungen über die Geschichte des Théâtre français, namentlich auch durch die Herausgabe des „Journal intime de la Comédie française (1852—71)“, um die Geschichte der ersten Bühne seines Vaterlandes verdient gemacht, hat diese Briefe zusammengestellt, geordnet und mit Erläuterungen versehen*). Viele derselben sind freilich schon bekannt, sowohl aus dem Werke von Jules Janin, als auch aus der Skizze von Jules Lecomte, die unmittelbar nach dem Tode Rachels im „Figaro“ veröffentlicht wurde, wie endlich aus anderen Schriften, in denen dieser und jener Brief zerstreut zum Abdruck gekommen war. Der Herausgeber des neuen Werkes hat alle diese gesammelt und zahlreiche noch nicht veröffentlichte hinzugefügt. Das Buch von d'Heylli gibt uns das jedenfalls vollständigste und wahrscheinlich auch getreueste und beste Bild, das wir von der großen Künstlerin, der zärtlichen Tochter und Schwester und leidenschaftlich liebenden Mutter besitzen. Was man gut kann, thut man gern. Rachel ist eine sehr fleißige Brieffschreiberin gewesen, weil ihre Briefe in der That vorzüglich sind. Dieselben sind von einer Frische und Munterkeit, von einer Drolligkeit im Ausdruck, von einer lebenswürdigen Ungebundenheit in der Form, von einer Gleichgültigkeit gegen den klassischen Stil, dessen vornehmlichste Vertreterin sie auf der Bühne war, die wahrhaft entzückend sind. Die launische und nicht ganz taktfeste Orthographie der Künstlerin hat d'Heylli leider beseitigt. Diese Verbesserung, die ja schon an sich eine überflüssige Arbeit ist, ist auch ganz und gar nicht im Geiste der Rachel. Als sie einst einen Brief an den Minister zu schreiben hatte und denselben ihrem Director vorlegte, gab ihr dieser den Rath, den Brief noch einmal abzuschreiben, da er von orthographischen Fehlern wimmele. Rachel entgegnete: „Das hat nichts auf sich. Lassen Sie den Brief nur ruhig so abgehen; dann merkt der Minister, daß ich's ehrlich meine.“ Nur in einem Falle hat der Herausgeber die Schreibweise beibehalten: in einem ihrer Jugendbriefe. Hier sind die orthographischen Fehler auch schon deshalb sehr interessant, weil sie beweisen, daß Rachel, die in der Schweiz von jüdischen Eltern im Jahre 1820 geboren, die, wie wir aus der Aufzeichnung Muffets wissen, auch noch zur Zeit ihrer Verühmtheit mit den Ihrigen sehr oft deutsch sprach, in ihrer Jugend von den Unarten jenes häßlichen Accentes in der Aussprache, den die Franzosen als den specifisch „deutschen“ bezeichnen, nicht frei gewesen ist. Das Wort „appliquer“ schreibt sie „apliquer“, „impossible“ mit einem s: „imposible“. Ebenso conjugirt sie noch falsch; sie bildet das Participium von „ressentir“ „ressenté“.

Die Eltern der Rachel hießen Jakob Felix und Esther Haya. Sie

*) Rachel d'après sa correspondance, par George d'Heylli. Paris. Librairie des Bibliophiles. 1882.

hatte fünf Geschwister, die alle zur Bühne gegangen sind und zum Theil ebenfalls große schauspielerische Erfolge zu verzeichnen haben: einen Bruder, Raphael, und vier Schwestern, Sarah, Lia, Rebekka und Dinah. Ihre Lieblingschwester war Rebekka, die auch eine der hoffnungsvollsten Schauspielerinnen des Théâtre français war. Diese starb sehr jung, in ihrem 25. Lebensjahre an der Schwindsucht, im Jahre 1854. Der Bruder, Raphael, der im Jahre 1825 geboren, ist im Jahre 1872 in London gestorben. Sarah, die älteste Schwester, im Jahre 1819 in der Nähe von Frankfurt am Main geboren, war schauspielerisch das wenigst begabte der Kinder des alten Felix. Sie verließ die Bühne und widmete sich der Toilettenindustrie; ein berühmtes Waschwasser führt ihren Namen. Sie starb im Jahre 1877. Die beiden jüngsten Schwestern der Rachel, Lia, geboren 1830, und Dinah, geboren 1834, leben noch. Die zuletzt Genannte hat ebenfalls bedeutende schauspielerische Erfolge, wenn auch nicht gerade auf der ersten Bühne Frankreichs gehabt. Sie hat z. B. in dem ergreifenden Drama von Augier „Die arme Löwin“ die Hauptrolle, Seraphine, zum ersten Mal und mit ungewöhnlichem Erfolge gespielt — „creirt“, wie man zu sagen pflegt. Der alte Felix, der Hausirer war, ist Dank dem Talente seiner Tochter im Jahre 1872 in guten Verhältnissen gestorben. Er hinterließ ein Vermögen von 136,000 Franken, etwa dieselbe Summe, welche die Mutter, die am 28. September 1873 das Zeitliche gesegnet, hinterlassen hat. Rachel, deren Vermögen bei ihrem Tode 1,200,000 Franken betrug, hat zwei Söhne hinterlassen. Der älteste, Alexander, geboren 1844, ist vom Vater anerkannt. Er führt den Namen Walewski. Der Vater ist der bekannte Minister des Kaiserreichs, Graf Walewski, ein unehelicher Sohn des Kaisers Napoleon I. Alexander ist in den Staatsdienst eingetreten und arbeitet heute im auswärtigen Amt. Ihr zweiter Sohn, Gabriel, geboren 1848, trägt den Namen seiner Mutter, Felix. Er ist Schiffslieutenant.

Mit allen Mitgliedern ihrer Familie hat Rachel Zeit ihres Lebens in innigstem und zärtlichstem Verkehr gelebt. Die Briefe an ihre Eltern, an ihre Geschwister und Kinder sind gleichmäßig herzlich und rührend, und gerade die ausführlichsten und interessantesten sind an ihre Familie gerichtet.

Da Rachel das Bedürfnis empfunden hat, in allen Lagen ihres stürmisch bewegten Lebens ihre Empfindungen dem Papier anzuvertrauen und durch die Post befördern zu lassen, so kann dieser briefliche Nachlaß beinahe eine Selbstbiographie genannt werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihre fieberhafte Sucht, Lorbeeren und Schätze anzusammeln, die Künstlerin in das frühzeitige Grab geheßt hat. Sehr stark war sie überhaupt nicht. Ihre Brust hätte der Schonung bedurft. Anstatt dessen muthete sie sich Anstrengungen zu, denen auch die kräftigste Körperbeschaffenheit unterliegen mußte. Das unselige Gastiren in der Provinz legte den ersten Keim zu dem Uebel, das sie dahintraffen sollte. Im Juni, Juli und August 1849 trat Rachel eine ihrer gewöhnlichen

Rundreisen an, — nein, nicht eine der gewöhnlichen. Sie besuchte während dieses Vierteljahres fast alle nennenswerthen Städte Frankreichs und auch viele kaum nennenswerthe, um diese tödtliche Heßjagd mit einem Gastspiel auf den Canalsinseln Guernsey und Jersey abzuschließen. Sie spielte an jedem Abend die nervenaufregenden, abspannenden, großen tragischen Rollen mit alleinigem Ausschluß der Tage, die dem Reisen gewidmet waren. So gab sie in der angegebenen Zeit in fünfunddreißig Städten vierundsiebzig Vorstellungen! Dazu der häufige Ortswechsel, das Ein- und Auspacken, die nothwendigen Proben!

„Welcher Weg! welche Ermattung! aber auch welche Mitgift!“ ruft sie in einem Briefe aus. Ein schöne Mitgift! Rachel denkt nur an die klingende Münze; an den Preis, den ihre Lungen dafür zahlen müssen, denkt sie nicht.

Schon bei ihren früheren Gastspielen hatte sie bittere Klage geführt; aber das verhinderte nicht, daß sie der verlockenden Aussicht auf den großen Gewinn nicht widerstehen konnte. Für die Stimmung während ihrer Gastreise in der Provinz spricht z. B. der folgende Brief aus Rouen:

„Ich habe kaum die Kraft, Ihnen zu schreiben. Die Langeweile bringt mich um. Ich habe freilich Erfolg, aber nicht einen einzigen Freund. Ich gehe nie aus. Ich schreibe den ganzen Tag; das ist meine einzige Zerstreuung. Mich dünkt, ich müsse den Tod diesem Leben vorziehen, das ich hinter mir herschleife wie ein Sträfling seine Kette. Ich verlasse Sie, ich habe Probe. Es steht mir eine neue Dual bevor, denn die Schauspieler sind erbärmlich. Leben Sie wohl! Beten Sie für die arme Rachel; sie ist zu beklagen, aber nicht zu tadeln.“

Hier ein andrer Brief aus derselben Stimmung heraus:

„Es geht kein Tag vorüber, ohne daß man mir die unangenehmsten und härtesten Sachen schreibe. Ich bin davon ganz krank. Zwanzigmal täglich wandelt mich die Lust an, wie der ‚Menschenfeind‘ auf irgend eine einsame Insel zu flüchten und dem ganzen Menschengeschlechte Valet zu sagen. Heute Abend spiele ich Maria Stuart. Meine Stimmung ist im vollsten Einklang mit dieser traurigen und schwermüthigen Person. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich das Leben noch länger aushalte. Ich bin müde, traurig, und wenn ich fortführe, würde ich heiße Thränen weinen. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!“

In einem Briefe aus Lyon vom Jahre 1843 an ihren Vater führt sie schon über den bedenklichen Zustand ihrer Gesundheit bittere Klage. Sie schreibt:

„Mein lieber Vater!

Ich bin seit dem 5. Juli in Lyon. Die Proben und Vorstellungen in Marseille haben mich so abgespannt, daß ich bis jetzt nur ein einzigesmal habe

auftreten können. Heute gebe ich meine zweite Vorstellung: „Andromache“.) Ich habe Stiche im Rücken, die mich seit zehn Tagen quälen. Ich dachte, es ginge vorüber, und sprach nicht weiter davon: aber ich merke jetzt nur zu gut, daß die Sache einen ernsthafteren Charakter annimmt. Ich habe das Uebel zuerst verspürt, als ich etwas lange geschrieben hatte. Jetzt fühle ich den Schmerz beständig, außer, wenn ich auf dem Rücken liege. Der Schmerz sitzt auf der linken Seite zwischen den beiden Schultern. Ich kann mit dem linken Arm nichts heben, ohne daß es mir weh thut. Die feuchste Bitterung schadet mir, wie ich glaube, noch mehr. Seitdem ich hier bin, hat es nicht aufgehört zu regnen, und es ist sehr kalt. Meine Stimmung leidet darunter. Ich bin traurig, und Du weißt, wie der Blick auf das Hotel du Nord geeignet ist, die Schwermuth zu verschleichen. Nur wenn ich dem wohlwollenden Publikum gegenüberstehe, wie ich es jetzt zum zweiten Mal gefunden habe — hier in Lyon, wo die Erinnerung an meine Kindheit wieder erwacht — nur dann vergesse ich meine Schmerzen und Leiden; wenn ich bedenke, daß ich noch elf Vorstellungen zu geben habe, so erschrecke ich vor der Anstrengung, die mir noch bevorsteht. Ich will versuchen, in meinem Zimmer die Ruhe wiederzufinden, die mir jede Vorstellung raubt. Es strengt mich an, Dir zu schreiben, weil ich dabei Schmerzen auszustehen habe; und da das, was mir heute noch bevorsteht, mir nicht viel Ruhe gönnen wird, verlasse ich Dich, lieber Vater, in der Hoffnung, daß es Dir, wie Maria und meinen Geschwistern wohlergehe. Tausend Grüße!

Deine ehrerbietige Tochter.“

Während ihrer Reisen besuchte Rachel eine der interessantesten Helbinnen des Gerichtshofes, die bekannte Madame Lafarge. Madame Lafarge gehörte einer vornehmen Familie Frankreichs an, verkehrte in den besten Kreisen der Gesellschaft, war sehr schön, geistvoll; und diese zu einem beneidenswerthen Loose anscheinend bestimmte Frau wurde im Alter von vierundzwanzig Jahren als Giftmischerin zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. Als junges Mädchen hatte sie in Paris unter den glänzendsten Bedingungen ein an Zerstreuungen aller Art überreiches Leben geführt; in der Provinz fühlte sie sich an der Seite eines ziemlich rohen, durchaus uninteressanten Mannes, an den sie durch einen Heirathsagenten gekommen war, unglücklich. Der Mann starb plötzlich, nach heftigem Erbrechen und Kolikschmerzen; und da die junge Frau, angeblich, um die Ratten im Hause zu tödten, um dieselbe Zeit erhebliche Quantitäten vom Arsenik sich verschafft hatte, und viele andere Umstände bei dem excentrischen und lebhaften Charakter der Frau den Verdacht, daß sie ihren Mann vergiftet habe, bestärkten, so wurde sie als Untersuchungsgefangene eingezogen, vor die Schranken gestellt und von den Geschworenen verurtheilt. Sie erkrankte an der Schwindsucht, wurde nach zwölf Jahren begnadigt, starb aber einige Monate darauf.

*) Rachel spielte die Rolle der Hermione, Tochter der Helena.

Diese Frau nun, deren Proceß einer der berühmtesten der vor französischen Richtern abgepielten geblieben ist, wurde von Rachel, als sie in Montpellier gastirte, besucht, und die Künstlerin schildert diese Begegnung in einem Briefe an ihre Schwester Sarah wie folgt:

„Gestern habe ich Madame Lafarge in ihrem Gefängniß, der Maison centrale, besucht. Ich habe mir die Erlaubniß dazu vom Präfecten erbitten müssen. Leon Guillard, der Secretair des früheren Präfecten, hat mir dieselbe verschafft. Da die berühmte Gefangene nicht leicht einen Jeden, der sie sehen will, vorläßt, so habe ich mir ihre Erlaubniß einholen müssen, und wieder hat Leon Guillard, der sie schon von früher her kennt, ihr meine Bitte, ihr einen Besuch machen zu dürfen, übermittelt. Sie hat in liebenswürdiger Weise darauf geantwortet, daß sie sich sehr freuen würde, mich zu sehen, weil ich eine jener Frauen sei, die . . . und die . . . etc. Du begreifst die Unterdrückungen, die meine Bescheidenheit veranlaßt. Auf diese Bescheidenheit muß man sich übrigens nicht zu sehr verlassen; denn es ist so angenehm, sich selbst gewisse Dinge zu sagen, die übrigens gar nicht so gewisse sind.

Aber ich war bei Madame Lafarge stehen geblieben. Sie empfing uns, Guillard und mich, in einem Zimmer des Gefängnißdirectors, das zu diesem Zweck eigens hergerichtet war. Ich war frappirt, nicht von ihrer Schönheit, denn die arme Frau — ich sage: arme Frau, ob sie nun schuldig ist, oder nicht — wankt langsam an der abscheulichsten aller Krankheiten, an der Schwindsucht, dem Grabe zu. Sie fühlt, wie sich ihr Lebensfaden abspinnt; bis der Rocken abgehaspelt ist, wird sie sehen, wird sie fühlen — es ist entsetzlich! Viel besser wäre eine Kugel in die arme Brust oder ein vom starken Windstoß auf den Kopf geschleudeter Schornstein! Da die hergerichtete Stube unserer Zusammenkunft einen gar zu feierlichen Anstrich gab, bat sie mich, ihr in das kleine Nebengemach zu folgen, wo wir drei allein geblieben sind. Ich bemerkte, wie sie mich mit ihrer ganzen Intelligenz und auch ein wenig Ueberraschung aufmerksam beobachtete. Vor Aufregung hatte ich allerdings ausnahmsweise Wangen wie die Vordorfer Äpfel und sah ganz wunderbar aus. *) Ich bat sie, zu glauben, daß ich nicht aus bloßer Neugier zu ihr gekommen sei, und sie unterbrach mich taktvoll, um mir zu sagen, daß sie dies bei meinem Geiste und bei meinem Herzen auch gar nicht vorausgesetzt habe. ‚Ich habe Sie nur ein einziges Mal gesehen,‘ sagte sie mir, ‚in Iphigenie in Aulis. Ich habe es oft lebhaft bedauert, Sie nicht ganz kennen gelernt zu haben.‘ Da bot ich ihr an, ihr vorzudeclamiren, was sie gerade möchte: den Traum der Athalia, das Liebesgeständniß der Phädra oder alles beides, wenn es ihr Spaß mache! Sie antwortete aber: ‚Es wäre zu schön, ich wage es nicht. Sie würden

*) Rachel bedient sich hier des Argot und schreibt: „Le fait est que l'émotion me donnait mes petites et rares pommes d'api et que j'étais *choquenosophe*.“

mich zu sehr an das erinnern, was ich hier entbehren muß. Ich lege mir meine Ideen zurecht, um das Leben nicht allzusehr zu bedauern.' Nachdem wir uns noch beiderseitig allerhand Sympathisches gesagt hatten, und sie mir wegen meiner Jugend und meines Aussehens Complimente gemacht hatte, die ich ihr leider nicht zurückgeben konnte, haben wir uns verlassen. Sie wollte mich küssen.

Wenn Du nun meine Ansicht über die berühmte Gefangene haben willst, so scheint sie mir eine sehr bedeutende Frau zu sein, die eine höchst elegante Unterhaltung zu führen weiß, und die ihrer schönen Rede auch selbst mit Vergnügen lauscht. In einem Staate, in dem die Frauen eine Rolle spielen, würde diese einen der ersten Plätze einnehmen. Ob gerade durch ihr Gefühl, weiß ich nicht; aber sicherlich durch die Beschaffenheit ihrer Ideen und durch die Art und Weise, wie sie dieselben wiedergiebt. Leon Guillard, der sie oft gesehen hat, denkt gerade so wie ich. Sie fragte mich auch, ob ich Lachaud, ihren früheren Advocaten, kenne. Ich antwortete ihr, daß ich ihn nur einmal gesehen hätte. 'Um so schlimmer,' sagte sie leidenschaftlich, 'lernen Sie ihn kennen! Es ist ein großes Herz und ein Talent, das es so weit bringen wird, wie man es mit dem Worte bringen kann.' Ich war ziemlich bewegt, als ich das Gefängniß verließ, und ich sagte mir, wenn ich von einem Fürsten eine Gnade zu erbitten hätte, so wäre es die für die arme Büßerin, die man 'auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege' verheirathet hatte, und die ganz sicher zu Grunde geht, entweder an ihren Gewissensqualen oder an der Ungerechtigkeit der Menschen."

* * *

Von den zahlreichen Kunstreisen, die Rachel in die Fremde unternahm, hat für uns die im Jahre 1852 nach Deutschland unternommene das größte Interesse.

Ein glücklicher Zufall fügt es, daß gerade über ihren Aufenthalt in Berlin auch einer ihrer interessantesten und bestgeschriebenen Briefe vorliegt. Berlin zählte damals die beiden berühmtesten Künstler Frankreichs zu seinen Gästen. Im Juli 1852 wechselten Roger und Rachel im Opernhause ab. Der Wochenkalender des „Kladderadatsch“ vom 4. Juli 1852 brachte folgende scherzhafte Ankündigungen:

„Montag, 5. Juli. Herr von Hülsen ist von seiner Rundreise angekommen; das Theater beginnt in nie gekannter Blüthe stehen zu wollen.

Dinstag, 6. Juli. Roger ist angekommen und hat das Publikum bereits bezaubert.

Mittwoch, 7. Juli. Die Rachel ist angekommen. Mit Hülsen des kleinen Thibaut hat sie Alles elektrisirt.“

Rachel trat am 3., 5., 7., 9., 11. Juli im Opernhause auf. Sie spielte alle ihre Paraderollen, die Camilla in den „Horatiern“, Hermione in „Andromache“, Athalia, Phädra, von modernen Stücken „Diana“ von Augier und „Abrienne Lecouvreur“ von Scribe.

Es hat uns interessirt, zu erfahren, wie die Berliner Kritik in jener Zeit über die große Tragödin geurtheilt hat; und wir haben uns die Mühe nicht verdrießen lassen, in den alten Bänden der Zeitungen danach herumzustoßern. Einige Auslassungen mögen hier im Auszuge folgen. In der „Vossischen Zeitung“ schreibt Gubiſ nach der ersten Aufführung:

„Am 3. Juli begann Fr. Rachel mit der Camilla in Corneilles „Horatiern“ ihr Gastspiel in Berlin. Ein lebhafter Beifallsruf schallte der auftretenden Tragödin entgegen, und während der Darstellung wiederholten sich die Zeichen der Anerkennung bis zum Hervorruf nach dem Fallen des Vorhangs. Wie es bei einer so fest und sicher geschulten Schauspielerin nicht anders zu erwarten stand, war die Durchführung der Rolle in jedem ihrer Theile ein genauer Abdruck früherer Darstellungen. Dieselbe Plastik der Erscheinung, dieselben Wendungen des durchdachten Vortrags in rednerischer und mimischer Belebung, dieselbe Gewaltfameit der leidenschaftlichen Ausbrüche und endlich auch derselbe Höhepunkt: die Ohnmacht und das Erwachen daraus mit der schön ausgeführten Auflösung in convulsivischen Aeußerungen des Schmerzes. Je öfter wir Fr. Rachel sehen, um so mehr befestigt sich unser Urtheil, daß wir in ihr die vollendetste Virtuosa des französisch-theatralischen Effectspieles vor uns haben, um so mehr aber erkennen wir auch, daß unserm Gefühl und unserer Denkleise das deutsche Maß und die deutsche Harmonie selbst bei minder gewaltfamen Wirkungen eine reinere Befriedigung gewähren. Diese Ansicht kann durch den Umstand, daß wir dem Fr. Rachel gegenwärtig keine Darstellerin an die Seite zu stellen haben, welche in gleicher Blüthe jugendlicher Kraft die deutsche Weise mit derselben Vollendung verträte wie Jene die ihr eigenthümliche französische Weise, nicht verändert werden.“

Einige Tage später:

Am 7. Juli sahen wir in „Diane. drame en cinq actes en vers par Augier“ Mlle Rachel als „Diana von Mirmande“. Die Rolle der Diana ist offenbar für Mlle Rachel geschrieben, und sie hat, wenn auch minder als in der höheren Tragödie, hinklingliche Gelegenheit, ebenso ihren künstlerischen Werth wie ihre Speculations-Virtuosität zu entfalten. Mlle Rachel ist Herrin ihrer Talente und vortheilhafter Schlauheiten, hat beides sehr geschult nach den Herkömmlichkeiten von den bedeutendsten Mustern der französischen Bühne, dann noch Alles durch die Mächtigkeit ihrer umfangreichen Mittel und eines zu ihren Zwecken sehr verständigen Geistes ausgestattet. Ihr auf dieser Bahn folgen zu wollen, dazu gehörte nun eben auch Alles, was sie besitzt, die kluge Berechnung immer vorweg. Was aber zumal deutsche Schauspielerinnen betrifft, so würden sie unausföhrlich irre gehen, wenn sie der großen Virtuosa namentlich auch da folgen wollten, wo sie es wagt, alle Grenzen der Natur und Wahrheit sehr weit zu überschreiten; — wagt, denn zwischen uns: — zum Beispiel bei den Worten: „je crois à votre cruauté“ kann sich niemand verhehlen, daß sie allzuviel wagt. — Die andern Schauspieler bewegten sich in Mittelmäßigem, wir bemerkten aber wenigstens keine Uebertreibungen, eher konnten die Personen der Komik dem Humor etwas mehr Freiheit gönnen. Mlle. Rachel erhielt lebhaften Beifall, wurde auch mehrmals gerufen.

H. Th. Noetſcher, der damals die Kritiken für die „Spenersche Zeitung“ schrieb, ist viel wärmer als Gubiſ. Sein Urtheil über Rachel als „Diana“ in dem gleichnamigen Trauerspiel von Emil Augier lautet also:

Am 7. erschien Mlle Rachel zum ersten Male in der von ihr geschaffenen Rolle der Diane de Mirmande in dem neuen Schauspiel von Augier: „Diana“. Glücklich H. Augier, daß er über eine so geniale Kraft für seine Diana verfügen konnte. Ja, der Hinblick auf sie hat vielleicht zur Entstehung dieser ganzen Gestalt beigetragen. Wahres,

Ergreifenderes, bis in die geringsten Einzelheiten Ausgearbeiteteres haben wir niemals von der Bühne herab gesehen und bewundert, als die Diana der Rachel! Die an das Mütterliche streifende Zärtlichkeit für den geliebten Bruder, die Sorge für sein Wohl und Behe, die Hoheit des Charakters, dann der Kampf zwischen Liebe und Ehre, die Kraft der Resignation, alles das kam mit einer so inneren Wärme, einer solchen Wahrheit und Schönheit zugleich zur Erscheinung, daß wir uns bei diesem Triumph höchster Begabung und vollendeter Herrschaft über den Stoff in einer zwischen Nührung und Entzücken wechselnden Stimmung befanden. Wir können aus der Fülle des ganzen Bildes keine einzelnen Züge herausheben, so sehr bildet es eine Kette des edelsten feinfühlsamen Lebens, welches die läuternde Flamme der Kunst von jeder Schlacke gereinigt hat. Vor der Schönheit und Weiblichkeit dieses Bildes mußte endlich auch das eingelernte Dogma: Alle Rachel könne wohl rasen, aber die Töne echter Weiblichkeit seien ihr verjagt, zu Asche schmelzen. Wir wenigstens begehren niemals einen edleren Ausdruck echter Weiblichkeit in ihrer erhabenen Nührung wie in thränenvoller Wehmuth zu sehen, als ihn uns die größte Schauspielerin der gegenwärtigen Zeit hingezaubert hat. Der aufgeregteste Beifall, mit welchem Alle Rachel während der ganzen Vorstellung überschüttet wurde, war nur der gerechte Tribut, welchen die bewegte Versammlung der schöpferischen Kraft dieser großen Künstlerin zollte. Nach unserem Empfinden mußten alle deutschen Schauspielerinnen die Kränze ihres Ruhmes zu den Füßen ihrer großen Genossin niederlegen und in der freiwilligen Huldigung dieser außerordentlichen Erscheinung sich zur freiesten Anerkennung ihrer Kunst erheben.

Der feurigste Bewunderer der Rachel ist Titus Ulrich in der „Nationalzeitung“. Er ist zugleich der geistvollste Kritiker und der bedeutendste Stilist. Seine Aufsätze über Rachel wird man noch heute mit um so größerem Vergnügen lesen, als uns dadurch die eigenthümliche Macht und Ausdrucksfähigkeit ihres Vortrags so weit veranschaulicht wird, wie es der Schilderung eben möglich ist. Wir geben die Aufzeichnung von Ulrich fast vollständig wieder:

Der schwüle Hochsommer, der über unsern Häuptern Blitze zuden und Donner rollen läßt, führt uns auch Alle Rachel zu: zwei Phänomene verwandter Natur am Himmel und auf Erden: Alle Rachel erklimm ihren Zenith, wo der Born und die Wuth ihre dunklen Wolken sammeln; ihr Spiel gleicht in der That einem Gewitter, welches prächtig und dunkel über den Horizont emporsteigt, aber einem schweren, schweren Gewitter, mit sparsamer Thräne, fast ganz Sturm, Wolkennacht, Blitz und Donner, ohne den mild rieselnden Segen zum Schluß, ohne den versöhnenden Regenbogen, ohne den lächelnden Glanz der sanft nieder sinkenden Abendsonne.

Tausende von uns haben Alle Rachel gesehen und sich ein Urtheil gebildet. Die einen bewundern in ihr eine große und ächte Künstlerin, die andern, allerdings die Minderzahl, wollen sie nur als eine Virtuosa des Effectes gelten lassen. Wir können uns mit Vielem in dem französischen Vortrag des dramatischen Stils, z. B. in dem seltsamen Herabsteigen aus dem Pathos in ein ganz gewöhnliches Parlando u. dergl. durchaus nicht befremden. Es mag dies auf nationalem Boden begreiflicher und natürlicher sein, obgleich es uns, als Deutschen, scheinen will, als ob manches in der Tonvariirung nur ein traditioneller, äußerer Nothbehelf sei, um über die Monotonie endloser Alexandriner hinwegzukommen, dieser Alexandriner, welche zur Zeit Corneilles und Racines zweifelsohne dem temporären Begriff vom poetischen Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften aufs Genaueste entsprachen, uns jedoch heute, wo die Kunst der Natur wieder nahe getreten ist, vielfach nur noch als hohle Declamation gilt. Alle Rachels Genie hat die stärkste Tendenz nach der Natur und Wahrheit hin; ja die Natur spricht aus ihr mitunter in wunderbar dodonischer Drakel-

stimme, in Lauten, wie wir sie noch nie so tief, so dämonisch, so erschütternd vernommen; aber sie muß ebenfalls häufig genug der traditionellen Declamationsweise ihr Opfer zollen; denn die Pforten der Hölle sind zu bewältigen, doch nicht die Alexandriner=Phalangen der klassischen Tragödie. Zwei Dinge indeß machen nach unserm Dafürhalten ihre eigentliche Größe aus, zwei Dinge, über die unstrittig auch alle Parteien eins sein werden: die ungeheure physische und psychische Energie, mit der sie ihre Aufgabe erfährt und unermüdet bis zu Ende führt, und ihre Mimik.

Und nirgends bietet sich eine schönere Gelegenheit, diese Mimik, besonders als stummes Spiel, zu zeigen, als in den Horaces des Corneille, mit denen Mlle Rachel den Cyklus ihrer Vorstellungen begann. Camille, die Schwester des jungen Horace und Geliebte des Curiaee, ist von dem Dichter nicht mit übermäßigem Worterguß ausgestattet worden, aber sie wohnt den bewegendsten Scenen und Vorgängen bei. So lange sich Mlle Rachel vor uns auf der Bühne befindet, ist sie, ohne selbst ein Wort zu sprechen, die fortwährende Deuterin der Handlung und ihres successiven Fortschrittes, der lebendige Spiegel, der Alles abprägt, mit der leisesten Nuance der Entwicklung steht sie im Contact. Gleich das erste Auftreten der Rachel'schen Camille wirkt in einer Eigenthümlichkeit, ehe sie noch die ersten zwei, drei Verse gesprochen, einen mindestens eben so weit in die Vergangenheit hinausreichenden Lichtstrahl als Dugende von Alexandrinern der Corneille'schen Sabine in der vorübergehenden Exposition. Und dann, wo dieser Mimik kein wirklich naturwahres Wort des Dichters zu Gebote steht, welche eine Macht des Ausdrucks und der Wirkung, von einfachen Worten und einzelnen Ausrufen der Empfindung an, einem im Mund gleichsam zerbrochenen „horreur“, einem Wuth und Hohn sagnaubenden „déplaire“, einem „Hélas!“ einem *O mes frères* oder *O cher Curiaee*, bis zu ganzen Versen wie das jauchzende Sonnenleuchten. *O dieux, que ce discours rend mon âme content!* die zitternde Angst eines *Quoi, tu ne veux pas voir, qu'ainsi tu me trahis!* die ausglühende Hoffnung eines *Courage!* *ils s'amollissent!* der zerreißende Schmerz des *Et baiser une main, qui me perce le coeur*, das wilde Auflodern in „*Mais qui me vengera de celles d'un amant, u. s. w.*“ Die letzten beiden Scenen des dritten Actes sind eine wahre Kunstleistung stummen Spieles. Im vierten Act aber, dem eigentlichen Herzen der ganzen Tragödie, schreitet dieses stumme Spiel wirklich in olympischer Höheit einher und steigt und steigt bis zu dem Moment, wo Camille vor dem Sturm der Schreckenskunde zusammenbricht, wo die elektrische Kette zwischen ihr und der Handlung durch den Schlag der Ohnmacht zerreißt! Alle Beschreibung könnte diese unnachahmliche Darstellung nicht genügend malen. Und eben so wenig den folgenden Monolog, bei dessen Beginn uns Camille-Rachel in furchtbarer Wandlung als eine ganz andre Natur entgegentritt, aus dem Weibe eine Medusa geworden, als ob sie aus der Nacht und der Unterwelt der Ohnmacht auch die Töne und Schauer der Unterwelt mit emporgebracht. Welch eine Steigerung ist nach einem solchen Monolog noch möglich? Nur eine, das Aeußerste, wozu sich der menschliche Zorn, wenn er nicht selbst vernichtend eingreifen darf, hinaufgipfeln kann: der Zuch. Sachende Wuth präludirt ihm bei den letzten beiden Versen des Bruder Horace: *Et préfère au moins au souvenir d'un homme etc.* Und dann bricht er selber los, titanisch, lamineartig, wie der donnernde Lavaguß aus einem Vulkan, der Alles rings, was ihm nah ist, und was ihn mit der Welt verbindet, verschüttet und zwischen sich und der Welt eine Wüste macht: unser Ohr dröhnt, und unsere Nerven beben vor der Wucht dieser Worte, mit Mühe erheben wir uns und eilen in halber Betäubung aus dem Hause.

Nat.-Btg. 6. Juli 1852.

(Diane). — — Mlle Rachel=Diane, in einer fast klösterlich bescheidenen Tracht, in ihrem schiefergrauen Seidengewand, darüber ein eng anliegendes Schößhäkchen von dunkel braunrothem Sammt, — sie macht uns in der That einen historischen Eindruck,

und der Gedanke an ein schönes Brustbild des alten Meisters Pierre Mignard ging uns durch die Seele. Ihr geistiger Eindruck auf uns war der einer edlen Frömmigkeit, einer ernsten, fast männlich muthigen Reife, neben dem weichen Wesen jugendlicher Weiblichkeit und Huld, und vor Allem eines innigen, warmen Gemüths. Sie stand unserm Herzen näher als sonst: sie verkörperte Empfindungen, die wir alle fühlen können, Empfindungen des Familienkreises. Sie legte die Hand auf die Saiten unseres Herzens und schlug da die einfachsten, urchenischen Accorde an: Jeder dürfte in ihr seine eigne Schwester sehen. Der Gang der Entwicklung wirkt wohlthätiger auf uns, weil er ruhiger und ebenmäßiger ist, wir werden nicht unaufhörlich vom Nadir zum Zenith und vom Zenith zum Nadir geworfen. Die Exposition beginnt als schlichte Unterhaltung bis zu Marguerites Hilferufe und dem Eindringen der übermüthigen Cavaliere, wo wir Mlle Rachel allenfalls eine noch heftigere Kundgebung des Erstaunens über die nächtlichen Ruhestörer gewünscht hätten, und nimmt im Folgenden einen bewegteren Charakter an, welcher an der Stelle, wo Diane sich und Marguerite dem Schutz der Cavaliere empfiehlt, die ganze strahlende Höhe eines edlen Vertrauens aufleuchten läßt. Ein ähnliches Juwel funkelt im zweiten Acte, wo Diane nach einem schmerzlich zagenden *O mon frère!* sich plötzlich zusammenrafft und dem Bruder das stolztreubige Zeugniß giebt, daß er sich soeben wie ein echter Edelmann benommen. Der dritte Act ist ein Bild lieblicher Geschwisterzärtlichkeit, die sich nach und nach von Dianens Seite zu einer wirklich erhebenden Selbstverleugnung steigert, der Art, daß sie sich über den Schimpf, für Herrn von Biennes Maitresse zu gelten, im Hinblick auf ihren dadurch geretteten Bruder mit einem von der Darstellerin wunderbar schön accentuirten *Qu'importe, je le sauve!* tröstet. Dem Cardinal Richelieu gegenüber nehmen die Töne der Mlle Rachel vielleicht doch mitunter einen etwas zu extremen Schwung an, wie er mehr dem Pathos der heroischen Tragödie ansteht.

Eine Gestalt, auf deren Stirne bereits ein furchtbar drohender Spruch aus Minos, des Todtenrichters, Munde seine düstern Schatten zu werfen scheint, eine Gestalt, die nach riesigem Kampfe unter der Last des Geschicks sichtbar der Zertrümmerung entgegenstreitet — das war Mlle Rachel, als sie heute in der Rolle der Racineschen Phädra in Scene trat. — — —

N'allons point plus avant. Demeurons chère Oenone,
Je ne me soutiens plus, ma force m'abandonne:
Mes yeux sont éblouis du jour que je revois,
Et mes genoux tremblants se déroient sous moi.

Diese Klage laute der Erschöpfung in langem Kampfe sind Phädras erste Worte, und ihre Melodie klang in Mlle Rachel's Vortrage wie das düstere Adagio eines Trauermarsches — eines Trauermarsches auf dem Gange zur Unterwelt. — — Wenn ein ganzes Chaos wilden Ringens und widerstreitender Empfindungen, die zuletzt ihrem fatalistischen Zuge folgen müssen, je ergreifend, erschütternd an unseren Blicken vorüberstürmt, so war es in dem Spiel der Mlle Rachel in ihrer Scene mit Hippolyt. Das Gesändniß ist gemacht, und Phädra tauscht dafür nur Abscheu ein — und ein Schwert, das sie Hippolyt entreißt, und mit dem Mlle Rachel in unvergleichlich schöner Mänaden-Attitude von der Bühne davonstürzte. — Zehn so merzenseiche, weiche Verje, unnachahmlich vorgetragene Worte, auf deren jedem eine helle Thräne funkelt. — — Während der kurzen Selbstanklage am Schluß des fünften Actes hatten Ton und Haltung einen seltsam veränderten Ausdruck: das Gift der Medea begann seine Wirkung, die Kälte des Todes tritt an das düster glühende Herz, und der Vorhang fällt vor einer Leiche — und vor der glänzendsten Leistung, die wir überhaupt bisher von Mlle Rachel zu sehen Gelegenheit hatten.

Nat.-Zt. 11. Juli 1852.

— Adrienne. Rachels Erstaunen, in Maurice den Graf von Sachsen zu erkennen, ihr Zittern und Bangen vor einer Rivalin, mit der ihr Geliebter im Landhause der Mlle Duclos zum Rendezvous zusammengetroffen, ihr heftig und scharf eingebrängtes Et Mlle Duclos? ihr plötzlich auf Maurice's Frage, ob sie ihm glaube, nach einer kleinen Pause mit unnachahmlichem Ton des Vertrauens, der Sicherheit und Klarheit hervorspringendes quellsfrisches Oui, ihr Blick nach der Thür des Seitencabinet's, wo die mögliche Rivalin verborgen, dieser wie vom mächtigen Zauber angezogene und immer wieder zu seinem Gegenstande zurückkehrende Blick der Spannung, der Neugier und der vielleicht immer noch ein wenig zweifelnden Angst, das im Flug sich kreuzende „Vorüber“ Adriennes und der Prinzessin im Dunkeln, zweier Sterne, die sich so nahe kommen mußten, um sich auf ewig in unendliche Ferne abzustoßen, dieses rasche Funkenprühen momentaner Aufwallung und der plötzliche Einhalt von Adriennens Seite, in dem wie ein Erlösungsmandat klingenden Je vous protége! und wiederum im letzten Augenblick des Abgangs der sichtlich bezeichnende Blick nach der anderen Thür, hinter welcher die drohende Unbekannte verschwunden — vielleicht sind dies doch noch genug Reminiscenzen des Abends, um wenigstens einige äußere Linien anzudeuten, in welchen sich Mlle Rachel während dieser Scene bewegte. Im vierten Act schwingt sich die Entwicklung bis in die Regionen des Pathetischen empor, bis zu jenen Höhen, wo Melpomene und Mlle Rachel am liebsten Hand in Hand gehen. — Auch im fünften Act sammeln wir noch Perlen. Unvergesslich ist der aus einem unbekannten physischen Schmerz hervorbrechende seltsame Schrei der Sterbenden nach dem O Maurice! (am Schluß des vorletzten Auftritts), der in uns die bunten Vorstellungen von Gift, Glas und Raketen zusammenwürfelte, und noch lange in den Ohren ullen wird. —

So hat Berlin über die Rachel geurtheilt; wie nun die Rachel über Berlin? — Es liegt uns in ihrem Briefwechsel eine sehr eingehende und interessante Schilderung ihres hiesigen Aufenthaltes vor. Der Brief ist an einen französischen Redacteur gerichtet, dessen Berliner Correspondent dem Pariser Blatte über Rachel allerhand Ungenauigkeiten mitgetheilt hatte. Die Berichtigung derselben bietet der Künstlerin die Gelegenheit, sich in einem umfangreichen Schreiben über ihre Erlebnisse an der Spree und Havel in eingehender Weise auszulassen, das um so interessanter ist, als über dieselben Begebenheiten die Schilderung eines anderen Augenzeugen, des bekannten Hofraths Ludwig Schneider, vorliegt. Vergleicht man beide, so wird man über die Geschicklichkeit, mit der Rachel gewisse Schwierigkeiten umgeht, staunen. Hier zunächst ihre Aufzeichnung:

„Berlin, im Juli 1852.

Mein lieber Geschichtsschreiber!

Ihr ständiger kleiner Tallyrand ist nicht bei Verstand. In dem, was Sie gesagt haben, und was er gesagt hat, finde ich mich gar nicht mehr zurecht. Ihr seid alle beide verrückt geworden, oder mit mir selbst stimmt's nicht recht. Das ist meine Einleitung.

Setzen Sie jetzt die Posaune der Geschichte an den Mund, und öffnen Sie beide Ohren!

Geschichte der Erscheinung einer herumirrenden Trägödin in Berlin . . .

Ihr Correspondent behauptet, daß ich am 12. vor einem Parterre von

Königen und Fürsten „Adrienne Lecouvreur“ gegeben habe. Das ist eine Flunkerei. So erfahren Sie denn, daß diese Vorstellung, die im Neuen Palais in Potsdam stattfinden sollte, wegen der drückenden Hitze, die der Enthusiasmus wahrscheinlich noch erhöht haben würde, abgesagt worden ist. Man hat die Adrienne und Fräulein Rachel nicht für abkühlend genug gehalten und die Aufführung wegen Erstickungsgefahr abgesetzt. Das ist das erste Versehen Ihres kleinen Talleyrands.

Zweites: Der Kaiser von Rußland hat mich gar nicht spielen sehen. Er hat mir höchstens als Vorleserin Beifall klatschen können — siehe unten.

Dritter Irrthum desselben Correspondenten, der sein Geld schlecht verdient: In Betreff Seiner Excellenz des Grafen Redern, Kammerherrn des Königs von Preußen, Generalintendanten der Hoftheater und der Musik, der sich außerordentlich lebenswürdig gegen die Tragödie und mein mageres Persönchen gezeigt hat. Dieser Herr ist mir von großem Nutzen in allen meinen Angelegenheiten bei Hofe gewesen, und es ist kein Wort daran wahr, daß er sich in mein zukünftiges Engagement für Petersburg hineingemischt habe. Merke Dir das, kleiner Talleyrand!

Die sechste Vorstellung, die ich in Berlin vor dem Publikum geben, sollte, hat nicht stattgefunden, weil ich an demselben Tage einer ehrenvollen Einladung, die mir von Ihren Majestäten zugegangen ist, nach Potsdam hobe folgen müssen. Aber wie ich merke, verwickle ich mich in meiner Erzählung weil ich zu hastig bin. Ich will also mein Feuilleton über mich selbst noch einmal anfangen. Wieviel zahlen Sie für die Zeile?

Also am 8. Juli gab ich meine erste Vorstellung im Neuen Palais des schon genannten Potsdam: „Die Horatier“. Bei meiner Ankunft im Palais hatte man ein lucullisches Mahl im Schloß für mich hergerichtet, und da man meiner künstlerischen Majestät eine Huldigung erweisen wollte, hatte man für mich und diejenigen, die meiner souveränen Person am nächsten stehen, ein besonderes Mahl hergerichtet, d. h. daß das Gesinde, mein Gefolge und meine Vertrauten, die Verräther und gelegentlichen Helden in einem andern Saale sitzen sollten, mit einer andern Speisefarte. Mit Pauken und Trompeten habe ich angekündigt, daß mir dies nicht passe; und man versicherte mich, daß ich eine ganz ungewöhnliche Beredsamkeit entwickelt habe, als ich sagte, daß ein guter General an den großen Schlachttagen seine Abzug inmitten seiner Truppen nehmen müsse. Die Vorstellung war ziemlich spät angelegt. Gleich nach dem Essen wurde der kleinen Rachel, die man als wahrhaften Gast des Königs betrachtete, ein königlicher Wagen zur Verfügung gestellt. Der Vorleser Seiner Majestät begleitete mich auf diesem reizenden Ausflug um das herrliche Schloß Sanssouci. Auf einmal falle ich mitten in die Allerhöchsten Höhen hinein. Der Prinz von Preußen und der Prinz der Niederlande machen mir die Honneurs und applaudiren mir mit ihren lebenswürdigen Worten, bevor sie sich ihrer Hände bedienen. Aber ich muß nun zum Abend übergehen. Also: ich spielte Camilla. Ich war

angeregt, und es ging gut. Nach der Vorstellung befahl die Kaiserin von Rußland, die sehr ergriffen schien, dem Grafen Nebern, mich ihr vorzustellen. Ich ging auf sie zu, und Ihre Majestät sagte mir mit dem lebenswürdigsten Tone: „Ich habe sehr oft bedauert, daß die Etiquette zu klatschen verbietet; aber wenn man Ihnen auch heute hätte zu klatschen wollen, mein Fräulein, so wäre es nicht möglich gewesen, so bewegt waren wir.“ Der König von Preußen trat herzu und sagte mir: „Wahrhaftig, mein Fräulein, ich bin ganz bestürzt, und Sie sind daran schuld!“ Ich antwortete allerhand nette kleine Sachen, die mir gerade einfielen, und es gelang mir besser als früher mit der Königin von England; denn als ich ihr antwortete, mußte ich immer an die Nebel der Themse denken.

Der Kaiser Nicolaus von Rußland kam erst zwei Tage später und konnte sich nur zwei Tage in Potsdam aufhalten, d. h. bis nach dem 13., dem Geburtstage der Kaiserin. Dieses Fest für jeden russischen Unterthan sollte ganz in Familie gefeiert werden, besonders auch, weil die Kaiserin sich schwach und leidend fühlte. Uebrigens würde die tropische Hitze, unter der wir alle zu leiden hatten, die Vereinigung einer großen Gesellschaft in einem von Tausenden von Kerzen beleuchteten Salon unerträglich gemacht haben. Deswegen fand dies wunderschöne ländliche Fest, an dem nur die erhabenen Mitglieder und deren Gefolge theilnahmen, unter freiem Himmel statt, auf der reizenden Pfaueninsel, wo ein allerliebster kleiner Fluß in Taschenformat rieselt, der so thut, als ob er einen Namen haben müsse, — Havel glaube ich, wenn ich recht behalten habe — und der zur Belustigung der Schwäne dient, die schaarenweise da versammelt sind, weiß, wie dies das anerkannte Recht eines jeden rechtschaffenen Schwans ist. *)

Dahin also nach diesem wunderhübschen Punkte, eine starke Meile von Potsdam entfernt, wurde ich vom König gerufen, um seine erhabene Schwester, deren Anblick ihm wehe thut, zu zerstreuen. Ich muß Ihnen noch sagen, daß das eine Ueberraschung war, die vollkommen gelang. Ich las mehrere Scenen aus „Virginie“ von Latour, beinahe den ganzen zweiten Act aus „Phädra“ und alles, was sich aus „Abrienne Decouvreux“ vortragen ließ; endlich „die beiden Tauben“ von Lafontaine. Nachdem dies geschehen und häufig durch die Lebenswürdigkeit aller dieser gekrönten oder zu krönenden Häupter unterbrochen worden war, erhob sich der Zar sehr lebhaft, kam auf

*) Rachel rechnet offenbar darauf, daß der Empfänger des Briefes den Ort der Handlung nicht kennt, sonst würde sie nicht so verächtlich von der „kleinen Havel“ in Taschenformat gesprochen haben, die gerade bei Potsdam einen herrlichen Wasserreichtum entfaltet, der den Vergleich mit keinem Strome zu scheuen hat. Von Ludwig Schneider wissen wir, daß die Künstlerin ganz anders empfunden, als sie es sich hier zurecht gemacht hat. Schneider erzählt:

„Ich führte meine Pflegebefohlene auf die Terrasse des Casino, von wo aus sich die breiten Wasserflächen zwischen Sacrow und der Glienicker Brücke bequem übersehen lassen. Das lebendige Schauspiel eines Wasserforso schien alle Rachel ungemein anzuziehen.“

mich zu und sagte mir mit einer Miene, die durchaus nicht die eines wilden Tyrannen war: „Fräulein Rachel, Sie sind noch größer als Ihr Ruhm.“ Darauf näherten sich noch andere Majestäten oder Hoheiten, und der größte von ihnen allen, allen sagte mir, daß er mich in seinen Staaten zu sehen hoffe — im Lande aller Reußen, aller, aller, — und zwar schon im nächsten Jahre! Er bestätigte also, was mir die Kaiserin bereits früher angedeutet hatte.

Nun habe ich schon sechs Seiten vollgeschrieben, und Sie können sich rühmen, daß ich in meinem ganzen Leben an keinen Menschen, weder an einen gekrönten noch an einen andern, einen so langen Brief gerichtet habe. Es wäre drollig, wenn das Protokoll über Potsdam für das Publikum von mir aufgesetzt würde, ohne daß es eine Ahnung davon hat. Aber Sie werden schon wissen, was Sie von dem armen kleinen Stückchen Tragödin, die das Volk Rachel heißt, ihre Freunde aber Rachel nennen, nehmen, und was Sie nicht nehmen sollen. Ihrer Weisheit bleibt es überlassen, zu entscheiden, was die Zukunft von diesen unvergleichlichen Tagen erfahren soll, und ob es nicht vielleicht richtig ist, wenn die gegenwärtige Zeit gar nichts davon erfährt. Thun Sie also, was Sie für das Richtige halten!

Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ein starker Kopf dazu gehört, um solchen Dingen Stand zu halten, und daß alles, was man mir an Schmeicheleien gesagt hat, was ich an Weihrauch in den Worten und in den Blumensträußen eingeathmet habe, alle diese barocken Namen der großen Persönlichkeiten, die sammt und sonders Herzöge und Prinzen königlicher Häuser sind und die sich mit wahrem Ungestum mir haben vorstellen lassen, daß alles das ausreichen würde, um das Dasein einer ehrgeizigen Künstlerin auszufüllen. Weder Talma noch die Mars, meine glorreichen Vorgänger in der öffentlichen Gunst, haben dergleichen jemals erlebt, und ich bin wahrhaftig sehr glücklich darüber und muß mich gegen alle Welt recht gut dafür zeigen und darf nicht stolz werden; denn wenn ich mir auch manches selbst zu verdanken habe, so darf ich doch nicht vergessen, daß besonders günstige Umstände die kleine Rachel sehr unterstützt haben.

Aber das Beste vergaß ich noch, und das mag Ihnen beweisen, daß mir die Ruhmsucht den Kopf noch nicht ganz benimmt. Denken Sie nur: als der Zar auf mich zukam und bemerkte, daß der Vortrag mich angestrengt hatte, stellte er sich gerade vor mich hin, sprach mit mir und zwang mich, sitzen zu bleiben. Als ich durch die Ehrfurcht wie durch eine Feder, die in dem Sessel war, aufgeschnellt wurde und mich erheben wollte, nöthigte mich der Kaiser von Rußland galanterweise Platz zu behalten, nahm mich bei beiden Händen und sagte: „Ich bitte Sie, mein Fräulein, bleiben Sie sitzen, wenn Sie nicht wollen, daß ich mich zurückziehen soll.“ — Sie sehen, daß ich diesen Schlusseffect beinahe vergessen hätte, und das würde eine eitle Person, der der Kopf verdreht ist, wohl schwerlich thun.

Ich fange meine neunte Seite an, — um so schlimmer für den, der das Porto bezahlen muß. Am folgenden Tage, dem 14., spielte ich in Potsdam „Phädra“ und das kleine Stück „Le moineau de Lesbie“. Vor der Vorstellung ließ mir der König durch den Grafen Hebern 20,000 Franken überreichen, was wirklich königlich ist, da mir schon der große Saal des Opernhauses in Berlin unentgeltlich zur Verfügung gestellt war, und die Gesamteinnahmen mir verblieben. Der Kaiser von Rußland ließ mir durch seinen Generaladjutanten, den Grafen Orlov, zwei prachtvolle von Diamanten umgebene Opale überreichen, die ich auf 10,000 Franken schätzte.*)

Gestern war endlich das Abschiedsmahl, das mir die Berliner Literaten gaben. Ich vergaß noch ein anderes Geschenk, das mehr einen sittlichen als materiellen Werth hat, und das wirklich sehr kostbar ist, das Geschenk der Gemahlin des größten deutschen Chemikers, dessen Namen ich nicht genau schreiben kann. Es ist eine kleine Statuette in Buchsbaum, die Shakespeare darstellt, das Meisterwerk eines berühmten Künstlers, der vor zehn Jahren noch die Schafe hütete. Man sagt mir, daß dieses kleine Meisterwerk sittlich einen außerordentlichen Preis darstelle; es sieht aber nicht danach aus. Und daraufhin leben Sie wohl! Sie dürfen sich rühmen, daß ich Ihnen lange geschrieben habe; aber ich bin eben nicht stolz, obgleich niemals so viel Kaiser, Könige, Prinzen und Prinzessinnen mit einer und derselben Person in der Weise gesprochen haben, wie man es mit Ihrer Tragödin gethan hat, die sich jetzt auf einer Inspectionsreise der Majestäten befindet.“

Wir können es uns nicht versagen, an diese Schilderung die objectivere von Ludwig Schneider anzufügen. Sie ergänzt den Bericht der Rachel und stößt uns vor der Weltklugheit der Künstlerin erheblichen Respect ein. Was sie verschweigt und umgeht, ist gerade so klug wie das, was sie mittheilt. Hier die ergötliche Beschreibung von Schneider: in dem Werke „Aus meinem Leben“ (Berlin E. Mittler und Sohn, 1879).

Schneider bemerkt zu seinem Erstaunen, daß keine Bühne aufgeschlagen und die Künstlerin im Freien auftreten soll. Er schreibt nun:

Ich gestehe, daß ich denn doch mit einiger Befangenheit zu der harrenden Tragödin zurückkehrte, um ihr das wenig ermunternde Resultat meiner Erkundigungen mitzutheilen. Mit möglichster Vorsicht brachte ich ihr bei, daß weder von einer Bühne noch von einem Verluce dazu die Rede, noch irgend ein anderes Hilfsmittel vorhanden sei um ihre Erscheinung äußerlich zu unterstützen.

„Comment, en plein air? Me croyez-vous une saltimbanque?“

Da war es heraus, das gefährliche Wort, das ich gefürchtet hatte, und das allerdings schwer zu bekämpfen war. Die Abneigung eines jeden Schauspielers vor einer Darstellung unter freiem Himmel ist eine vollkommen begründete, und gerade ich, der ich sie doch hier beseitigen mußte, war von ihrer Berechtigung durchdrungen. Das so verbindliche Lächeln der Gefeierten hatte einer ihrer stechendsten und geringschätzigsten Physiognomien Platz gemacht, und sehr entschieden erklärte sie mir, daß sie sofort nach

*) Sachverständige legten dem Schmucke einen höheren Werth bei und taxirten ihn auf 5000 Silberrubel. S. Woss. Btg. 17. Juli 1852.

Berlin zurückkehren werde, da sie nicht die geringste Lust habe, ihren Ruf als erste Schauspielerin des Théâtre français durch eine „comédie champêtre“ auf das Spiel zu setzen. Auch Sieur Raphael geriet in außerordentliche Aufregung und erklärte, die absolute Unmöglichkeit, daß seine Schwester auf dem Rasen spiele. — Zunächst wurde an den ancien camarade appellirt, der denn doch das Erniedrigende dieser Zumuthung begreifen werde, und ich mußte daher die Sache von der diplomatischen Seite angreifen, da aus künstlerischem Standpunkte sich allerdings dem Widerspruche nicht beikommen ließ.

„Bei jeder anderen Schauspielerin wäre das allerdings ein Wagniß; aber Sie sind unter allen Umständen Ihres Sieges gewiß! Was vermag auch die ungünstigste Umgebung gegen Ihr Genie? Im Gegentheil wird sie nur dazu dienen, Ihr Talent noch heller strahlen zu lassen.“

„Allons donc! Treve de compliments!“

„Haben Sie aber auch überlegt, daß Ihnen dadurch eine Auszeichnung widerfährt, wie noch nie einer Schauspielerin vor Ihnen? Wäre eine Bühne da, oder wäre der Ort, wo Sie auftreten sollen, auch nur auf die unscheinbarste Art von dem Publikum getrennt, so blieben Sie die Schauspielerin, die man zur Unterhaltung des Hofes berufen und für ihre Leistungen glänzend honorirt. Man würde einige Complimente an Sie richten, dann aber sich zurückziehen, und ich Sie nach Hause begleiten müssen, wie Sie gekommen. So aber werden Sie sich inmitten einer fürstlichen Gesellschaft befinden, Sie werden wie eine Eingeladene, nicht wie eine Befohlene behandelt werden, Sie werden mit den Herrschaften Thee trinken, und man wird das Wort an Sie richten als an einen Gast des Hauses, nicht als an eine Virtuosa. Tausende werden Sie bereiden. Ich muß gestehen, daß mir eine größere Auszeichnung für eine Künstlerin noch nicht vorgekommen ist. Was wird man in Frankreich sagen, wenn man hört, daß Sie mit den Monarchen von Preußen und Rußland Thee getrunken und nur ganz beiläufig und auf allgemeines Verlangen der höchsten Gesellschaft in Europa einige Proben Ihres eminenten Talentes gegeben haben?“

„Croyez-vous?“

„Versetzen Sie sich in das Zeitalter Ludwigs XIV. Denken Sie an Molière in den Gärten von Versailles! Die Geschichte des Theaters ist stolz auf solche Vorgänge, die den Künstler adeln. Man wird Rachel neben Molière nennen.“

„Croyez-vous? Mais —“

„Haben Sie aber auch bedacht, daß der heutige Abend Ihnen zum Mindesten 300,000 Fr. einbringen kann? Wenn der Kaiser von Rußland Sie heute nicht sieht, und ich über den Grund Ihrer Weigerung berichte, so bleibt Ihnen Rußland für immer verschlossen, und Sie selbst haben mir ja gesagt, daß es Ihr sehnlichster Wunsch ist, in Petersburg auftreten zu können. Man wird jagen, Sie hätten Ihrer Majestät, der Kaiserin nicht gefallen, und wenn Sie nicht nach Rußland dürfen, so triumphiren Ihre Feinde.“

„Croyez-vous? Pourtant . . .“

„Aber Sie müssen sich rasch entscheiden, denn dort kommt das königliche Dampfschiff, und wenn die allerhöchsten Herrschaften aussteigen, muß ich meinen Bericht machen.“

„Eh bien, je jouerai!“ — — —

Und nun sollte es an die Recitation gehen. Das Zwielicht war schon herein gebrochen, und in kaum einer Viertelstunde mußte es völlig dunkel sein. Da Sieur Raphael, das lebendige Stichwort, seine Repliken ablesen mußte, während seine Schwester frei recitirte, so war irgend eine Beleuchtung nothwendig. Glücklicherweise waren Gasglöden vorhanden, die schnell hergerichtet und in Bereitschaft gehalten wurden. Es mußte denn auch bald nach ihnen gerufen werden, denn es wurde so rasch dunkel, daß von einem Erkennen der Gesichtszüge nicht mehr die Rede war. Da

wurden denn die Wachslichte in den Glocken vor die Füße der Darstellerin auf dem Kiezweg gestellt, und Sicur Raphael gab sein Stichwort als Theseus in der linken Hand eine Glasglocke, in der rechten das Buch, denn er war ja nur auf den Hippolyt eingerichtet.

In dieser Umgebung gewährte das Ganze einen höchst eigenthümlichen Anblick. Unmittelbar unter den Fenstern des Schlosses saßen an dem noch gedeckten langen Theatertische die Damen. Daneben standen die Monarchen, nur durch den Kiezweg von dem Theater im Freien geschieden. Als Coulissen und Hinterwand dieser Bühne dicht gedrängt ein enger Kreis von Generalen, Diplomaten, Ministern, Hofherren, dahinter murmelten die kleinen Rasenfontainen, und mitten in diesem wunderbaren Bilde die schwarze Gestalt der Künstlerin in der ganzen Ekstase ihrer Kraft, ganz losgehoben von der fast komischen Hilfe ihres Bruders, der mit dem Lichte in der Hand die Zwischenreden ablas. Wie sie sich bewegte, war sie bald grell beleuchtet von den flackernden Windlichtern da vor ihr auf dem Kiezweg, bald verschwand ihr Gesicht im Dunkel, wenn sie einen Schritt über den Kreis hinaus trat, bis wohin die Strahlen des Lichtscheins drangen. — So zahlreich und belebt die Versammlung war, so todtenstill wurde sie, so athemlos lauschte sie. Die Rachel feierte in der That einen Triumph, der ihr gewiß selbst unvergänglich geblieben ist. Niemand vermifste das Verwerf, ja sein Fehlen war recht eigentlich der Reiz des seltenen Vorgangs.

Fast dreiviertel Stunden dauerte das Spiel, und es hätte sehr viel länger dauern können, da Niemand Ermüdung fühlte; aber die unausgesetzte Anstrengung der Künstlerin wurde endlich sichtbar. Der König sprach ihr hierauf seine ungeheilte Zufriedenheit aus, der Kaiser redete sie an und zeichnete sie auf jede Weise aus, die Königin und die Kaiserin richteten freundliche und ehrende Worte an sie.

Obgleich sehr angegriffen, war die Rachel in der fröhlichsten Laune und von hinreißender Liebenswürdigkeit. Immer wieder dankte sie mir, daß ich ihre kindischen Bedenken — so nannte sie es selbst — besiegte. Ich mußte ihr sämmtliche kaiserliche Personen aufschreiben, welche auf der Pfaueninsel anwesend gewesen waren, und aus der Eile, mit der Sicur Raphael sich des Papiers bemächtigte, glaubte ich auf einen baldigen Abdruck desselben in einer französischen Zeitung rechnen zu können.

*

*

*

Rachels Briefe aus Rußland sind in demselben vergnügten Ton gehalten wie ihr Brief aus Berlin. Die Künstlerin steht auf der Höhe ihres Ruhms, sie ist glücklich. Ihre Gesundheit, die freilich niemals eine allzufräftige gewesen, ist doch zur Zeit noch zufriedenstellend: sie leidet nicht. Sie häuft Ehren auf ihr Haupt und sammelt Schätze. Aber es ist ihr immer noch nicht genug! Sie vernimmt von dem Triumphzuge der Jenny Lind in Amerika; sie hört, daß diese Künstlerin in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen in der neuen Welt angesammelt hat. Das läßt ihr keine Ruhe. Sie muß ebensoviel verdienen, wo möglich noch mehr! Sie überwirft sich mit ihren alten Freunden, sie sagt sich los von der eigentlichen Stätte ihres Ruhmes, vom Théâtre français; ihr Bruder stellt eine Gesellschaft zusammen, und Rachel geht nach Amerika.

Die Einnahmen entsprechen auch nicht im entferntesten den Hoffnungen, die sich Rachel gemacht hatte. Die Anstrengungen sind furchtbar; sie bricht zusammen. Der Contract muß gelöst werden, und mit einem moralischen und materiellen Deficit endigt diese traurige Campagne. Krank und gebrochen

und ärmer als sie fortgegangen war, kehrt Rachel heim, und die verlorene Kraft soll ihr nicht wiederkehren.

In welcher Stimmung sie sich nach dem Scheitern des amerikanischen Unternehmens befand, das mag man aus dem folgenden Briefe ersehen, den sie in dem Augenblicke, als sie Paris verlassen und nach Cannes gehen will, an einen Freund richtet:

„Lieber Freund!

Ich bin sehr krank. Ich rüste mich zur Abfahrt. Zwar noch nicht für das Jenseits, aber für ein besseres Klima, wo ich die Hitze, die hier fehlt, finden soll. Mein Gemüth ist ebenso angegriffen wie alles Uebrige; in meinem armen Körper muß Alles ausgebeffert werden, wenn es noch Zeit dazu ist. Mir ist bisweilen zu Muthe, als ob die Nacht plötzlich hereinbreche, und ich fühle eine große Leere in meinem Kopf und in meinem Verstande. Alles erlischt mit einem Male, und Ihre Rachel bricht bewußtlos zusammen. Ach, das arme Ich, — das Ich, auf das ich so stolz war, vielleicht zu stolz! — es ist heute so hinfällig und schwach geworden, daß herzlich wenig davon übrig geblieben ist. Dieser Brief soll Ihnen also Lebenswohl sagen, lieber Freund, ein Lebenswohl, das die Entfernung Ihnen verbietet von mir zu holen, wie sie es verhindert, daß ich es Ihnen bringe. Ach, lieber Freund, wie viel Trauriges hat sich seit unserm letzten Zusammentreffen in meinem Leben ereignet, und eine wie grausame Reise liegt hinter mir. Ich kann davon noch gar nicht sprechen, ohne Thränen zu vergießen und ohne mir zu sagen, wie schrecklich die Enttäuschungen, die meiner dort harteten, für mich gewesen sind und wie sie das entsetzliche Leiden, das mich verzehrt, so plötzlich wachgerufen haben! Konnte ich aber auch denken, daß dies Unternehmen, das ziemlich glücklich angefangen, ein so tragisches Ende nehmen würde? Und daß es gerade zur Stunde, da dessen Erfolg gesichert erschien, so schmachlich scheitern mußte? Und dieses unbarmherzige Leiden, dieses Refuskleid, das ich nicht abreißen kann, — wie leicht hätte ich dies Leid beschwören können! Aber ich hatte zu großes Vertrauen zu meiner physischen Kraft und zu meinem guten Stern, und ohne irgend welche Vorsicht anzuwenden, bin ich dahingeraht auf dem Wege ohne Ende, von New-York nach Havannah, der letzten Etappe meiner todbringenden Irrfahrt! Ich muß mich wirklich fragen, lieber Freund, ob ich lebend aus dem Bunde heimkehren werde, nach dem ich jetzt gehe, und ob der liebe Gott Mitleid mit mir haben wird, der Meinen wegen, wegen meiner armen und theuren Kinder, wegen meiner Freunde, oder ob er mich zu sich ruft.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Dies ist vielleicht der letzte Brief, den ich Ihnen schreiben werde. Sie haben Rachel in ihrem Glanze gekannt, Sie haben sie in ihrem Luxus und auf der Höhe des Ruhmes gesehen, Sie haben ihr in den Tagen ihres Triumphes Beifall zugeklatscht — ach, Sie würden sie heute nur mühsam wiedererkennen, in diesem fleischlosen Gespenst, das aus ihr geworden ist, und das sie unaufhörlich mit sich herumschleppt!“

In Cannes bezog Rachel eine Wohnung in der Villa des Professors Cardou, des Vaters des damals noch unbekannten Dichters Victorien. Im October 1857 zog sie dort ein. Ihr Zustand war hoffnungslos; sie selbst gab sich keinen Täuschungen darüber hin. Ihre Qualen wurden immer unerträglicher; sie fühlte, wie mit jedem Tage ihre Kräfte schwanden. Sie war schwermüthig, und nur selten vermochte die Erinnerung an die glücklichen Tage ihr eine freudigere Stimmung zu geben. Ihre Schwester Sarah war als Pflegerin bei ihr. Rachel sprach nur wenig und fast nur von ihren Kindern, ihren Eltern und ihren Geschwistern. Am 22. December schrieb sie einen ihrer letzten Briefe, und setzte das Datum des 1. Januar 1858 darauf. „Ich nehme ein späteres Datum,“ sagte sie, „denn es kommt mir vor, als ob ich gezwungen wäre, bis dahin zu leben.“ Am 1. Januar 1858 schrieb sie ihren letzten Brief an Emil de Girardin:

„Ich begrüße Sie herzlich zum neuen Jahr. Ich glaubte wirklich nicht, daß ich Ihnen noch im Jahre 1858 meine aufrichtigsten und herzlichsten Grüße übersenden könnte.“

An den beiden folgenden Tagen dictirte sie mit großer Schwierigkeit und mit mehreren Unterbrechungen einen ausführlichen Brief an ihren Vater, in dem sie wegen ihres Nachlasses Bestimmungen traf. Sie starb in der Nacht vom 3. zum 4. Januar, während die Priester ihres Glaubens, die Sarah herbeigerufen hatte, an ihrem Bette die Todtengesänge sangen und sprachen, in welche Rachel sterbend einstimnte.





Preußen in Kurhessen.

Erinnerung eines alten Offiziers an die Preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850.

Die Ereignisse, und namentlich die militairischen, deren Schauplatz vor nunmehr dreißig Jahren das Kurfürstenthum Hessen war, sind durch die späteren Ereignisse und Kriege von 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Oesterreich und zuletzt 1870/71 gegen Frankreich dergestalt in den Hintergrund zurückgedrängt worden, daß sie fast der Vergessenheit anheimgefallen sind. Erst die im Laufe des Frühjahr 1880 erschienene Schrift: „Berlin und Petersburg“ hat das allgemeine Interesse an den Beziehungen Preußens und Deutschlands zu Rußland wiederholt geweckt, und bis in die jüngstverflossenen Tage sind dieselben abermals Gegenstand der Besprechung in den Tagesblättern aller politischer Farben geworden. Es sind aber nicht die politischen Beziehungen Preußens und Rußlands allein, welche in der genannten Schrift einer Beleuchtung unterzogen werden, sondern auch das Verhältniß beider Staaten zu Oesterreich wird mit in die Betrachtung hineingezogen, da ja gerade diesem Staate in Bezug auf die Angelegenheiten Deutschlands eine Hauptrolle zufällt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei auch hingewiesen wird auf die Ereignisse von 1850 in Kurhessen, und namentlich auf die Besetzung dieses Landes durch ein preussisches Corps einerseits und durch ein österreichisch-bayerisches, sogenanntes Bundes-Executionscorps andererseits, da Rußland in erster Linie dabei theilhaftig war; denn Rußland und sein gewaltiger Selbstherrscher Kaiser Nicolaus waren es ja, deren angeblich conservative Politik damals glaubte sich in die deutschen Angelegenheiten einmischen zu müssen, und zwar entschieden im Gegensatz zu denjenigen Bestrebungen, welche Preußen zu jener Zeit an den Tag gelegt hatte zur Einigung Deutschlands.

Vor dreißig Jahren war aber die Lage der Dinge in Deutschland eine ganz andere als heute. Der alte Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich über die Hegemonie in Deutschland trat wieder in den Vordergrund, nachdem derselbe seit dem verhängnißvollen Jahre 1848 eine für Preußen günstigere Wendung genommen zu haben schien, sobald Oesterreich, mit russischer Hilfe aus der Revolution Ungarns befreit, wieder zu Kräften gekommen war. Von denjenigen deutschen Fürsten verlassen, welche sich zunächst der nach höheren Zielen strebenden deutschen Politik Preußens angeschlossen hatten, stand dasselbe zu dieser Zeit fast isolirt. Die energische Durchführung dieser Politik und das thatkräftige Fortschreiten auf dem betretenen Wege zu dem vorgesteckten Ziele wurden gehemmt und scheiterten sowohl in Folge der Schwankungen und Meinungsverschiedenheiten in den leitenden Kreisen selbst, als durch den Kampf der politischen Parteien im Lande und in den Kammern, und jedes der seit 1848 an die Spitze der Regierung getretenen verschiedenen Ministerien stellte ein neues Programm auf, um das Ziel zu erreichen.

So war der von Preußen beanspruchte und angebahnte deutsche Beruf nach und nach fast zu einem Schattenspiel geworden, und von der Wiederherstellung eines „Deutschen Reiches“ wollte man nichts mehr hören; diejenigen aber, welche diesem Gedanken treu blieben, wurden nicht nur als Feinde Preußens betrachtet, sondern das Beharren auf der früher betretenen Bahn schier als Hochverrath verdammt. Hatte doch das deutsche Parlament in Frankfurt die weitgehenden Grundrechte und die Verfassung des angestrebten Deutschen Reiches in freisinnigsten Zügen festgestellt und — nach der Ansicht dieser maßgebenden Kreise — es sogar gewagt, dem Könige von Preußen die mit „demokratischem Del“ gefalbte erbliche deutsche Kaiserkrone anzubieten.

Zu dieser Zeit war es, wo Kaiser Nicolaus sein politisches Uebergewicht geltend machte und sich für berufen hielt, Preußen in die alten Bahnen vor 1848 zurückzuleiten. Er hatte Oesterreich gerettet und „Ungarn lag zu des Zaren Füßen“, wie General Paskewitsch gemeldet hatte; jetzt wollte oder vermeinte er auch Preußen zu retten*). Dies konnte aber nur geschehen unter Begünstigung der Bestrebungen Oesterreichs zur Rückkehr und Wiederherstellung des „Deutschen Bundes“; Oesterreichs deutsche Waghalsie sank mehr und mehr und diejenige Preußens, von Tag zu Tag leichter werdend, schnellte hoch empor; Preußen mußte nachgeben. Wohl ist Verfasser dieser Erinnerungen daher berechtigt, die Worte des frommen Menaeas: „Infandum Regina, jubes renovare dolorem“ zu gebrauchen, denn „unsäglich“ war der Schmerz, der die Brust jedes Patrioten durchzuckte über die Demüthigung, welche Preußen vor dreißig Jahren erlitt.

Welch ein anderes Bild steht heute vor unserm Auge! Preußen hat sich von der damaligen Niederlage nicht nur ermannt, sondern ist, gleich dem

*) Wie uns der verstorbene Hofrath Schneider in seinen Aufzeichnungen erzählt, hatte ihm Kaiser Nicolaus gesagt: „Wir beide sind jetzt noch die einzigen Preußen“.

Phönix aus der Asche, zu neuer Blüthe emporgestiegen. In den Kämpfen von 1864, 1866 und 1870/71 hat es gezeigt, was es vermag, wenn ernster Wille und vollständige Uebereinstimmung zwischen Regierung und Volk vorhanden sind. Das Wort: „die deutsche Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde erworben werden“, ist zu voller Wahrheit geworden, denn heute steht Preußens König als Deutscher Kaiser an der Spitze des wiedererstandenen Deutschen Reiches, welches ein ganz anderes ist, als das weiland heilige Römische Reich deutscher Nation und der auf dem Congresse zu Wien ausgeflügelte Bundesstaat. Im stolzen Königsschlosse von Versailles haben die deutschen Fürsten freiwillig die deutsche Kaiserkrone unserem König Wilhelm dargebracht und seiner starken Hand die Führung in Deutschland vertrauensvoll übertragen. Ein vom deutschen Volke frei gewählter deutscher Reichstag verhandelt in Preußens Hauptstadt über die Angelegenheiten des Gesamt Vaterlandes, im directen Gegensatz zu dem ehemaligen Reichstage zu Regensburg, der zuletzt nur ein Spielball in der Hand mächtiger Nachbarn geworden war, und zu dem selig entschlafenen Frankfurter Bundestage, dem der scharfe spottende deutsche Humor ja die Schlafmütze als Emblem zuerkannte. Durch die neuesten Verträge sind die Beziehungen zwischen dem von Preußen geführten Deutschland und dem Oesterreichischen Kaiserstaate mehr und mehr befestigter und intimer geworden, so daß das Deutsche Reich nach allen Seiten hin etwa zu erwartenden Verwickelungen mit Ruhe entgegensehen kann. Heute ist Rußland zu der Erkenntniß gekommen, daß seine frühere Einmischung in die deutschen Angelegenheiten nicht mehr am Platze ist.

Unter solchen Verhältnissen scheint es nicht unangemessen zu sein, einen Rückblick zu werfen auf die Zustände in Deutschland vor dreißig Jahren, und insbesondere auf die damalige Expedition eines preußischen Armeecorps in Kurhessen. Wenn auch dieser militärischen Action die Bezeichnung als „Feldzug“ nicht zugestanden werden darf, so hat es doch den dabei Theilhabenden an Strapazen und Mühseligkeiten eines allerdings nur kurzen Feldzugs wahrlich nicht gefehlt.

Die politischen Beziehungen dieser Episode aus der Geschichte Preußens und Deutschlands sind schon zu jener Zeit und später in historischen Schriften, Broschüren, in den öffentlichen Blättern und in den Kammern vielfach ausführlich erörtert und be- und verurtheilt worden, je nach dem jedesmaligen Parteistandpunkte des betreffenden Autors, Redners oder Reporters, dem man Rechnung tragen muß, um zu einem unparteiischen Urtheil zu gelangen; hier können dieselben an einschlagender Stelle nur kurz angedeutet werden. Ganz anders verhält es sich in Betreff der militärischen Beziehungen, über welche sowohl damals als späterhin viele durchaus irrige Meinungen und Ansichten im Publikum verbreitet worden sind, während das Specielle und allein Richtige bisher ziemlich in Dunkel gehüllt blieb. Einzelne Broschüren aus jenen Tagen, wie z. B. „Der Kriegsminister in der letzten Krisis“ (als deren Verfasser man damals den Fhrn. Georg v. Binde

vermuthete) und die widerlegende „Beleuchtung“ derselben (von v. C.) und verschiedene andere, brachten zwar theils richtige, theils falsche Angaben über die militairischen Anordnungen und Ereignisse in Kurhessen, aber in ihrem vollständigen Zusammenhange sind dieselben bisher noch nicht veröffentlicht worden. Damals waren es namentlich die mehr oder weniger demokratischen Zeitungen, und ganz besonders die Wipplätter, „Kladderadatsch“ u. dgl., welche diese Gelegenheit bereitwilligst benutzten, um ihr Licht leuchten zu lassen und die Geißel ihres Spottes zu schwingen über die Vorgänge in Hessen. Die „Völkerschlacht von Bronnzell“, nebst dem bekannten „Schimmel“ und den „beiden Paletots“ finden wir noch lange nachher als stehende Figuren in Wort und Bild reproducirt in stets neuen Wendungen.

Indem Verfasser es nun unternimmt, dem freundlichen Leser in wahrheitsgetreuer Darstellung den Beginn, Verlauf und Ausgang dieser anfangs so entschlossen geplanten und begonnenen, aber zuletzt so niederdrückend beendeten militairischen Action in Kurhessen zu schildern, wobei es sich, strenge genommen, der Hauptsache nach doch nur darum handelte, ob Preußen oder ob Oesterreich die Führung in Deutschland in der Hand behalten werde, muß er sich vorher noch kurz über die Quellen aussprechen, aus welchen er dabei geschöpft hat.

Zunächst sind es Privatbriefe des verstorbenen General v. Voigts-Rheß, der damals als Major und Chef des Generalstabes bei dem Corps des General Grafen Groeben fungirte, mit tagebuchartigen Aufzeichnungen, aber mit der seinen Freunden bekannten scharfen, humoristisch-satirischen Feder des Schreibers angelegt, weshalb er es dem Empfänger zur Pflicht machte, dieselben nach geschehener Lesung zu vernichten. Dies ist geschehen, aber nicht, ohne daß vorher einige Notizen über Thatfachen gemacht worden sind. Eine andere Quelle floß aus Briefen und mündlichen Mittheilungen des 1866 in Böhmen an der Cholera verstorbenen General v. Clausewitz, damals Generalstabs-offizier bei der Division des Fürsten Radziwill. Ferner dienten als Quelle noch viele schriftliche und mündliche Angaben verschiedener Theilnehmer an der Expedition, und endlich die eigenen Wahrnehmungen des Verfassers, der Gelegenheit hatte, viele authentische Schriftstücke einzusehen. Sollte der „Beweis der Wahrheit“ in juristischem Sinne zu führen sein, so würden die Acten des Kriegsministeriums und der Telegraphen-Verwaltung dazu hinreichendes Material stellen können, wie nicht minder diejenigen Aufzeichnungen, welche sich unbezweifelt in den hinterlassenen Schriftstücken des verstorbenen Grafen Groeben befinden müssen.

Mögen nachstehende Rückblicke den noch lebenden Theilnehmern an der Expedition eine Erinnerung sein an die mitunter sehr schweren Tage; Allen aber mögen sie ein Trost sein, daß bei der heutigen politischen und militairischen Verfassung Preußens und Deutschlands ähnliche Zustände nicht wieder vorkommen können!

Geschrieben im November 1880.

I.

Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten dem Frankfurter Bundestage ein schnelles und unerwartetes Ende gemacht. Ein in Frankfurt zusammengetretenes Vorparlament sollte für Deutschland eine neue Verfassung einleiten, welche durch eine zu berufende allgemeine deutsche Nationalversammlung gewählter Abgeordneter aller Staaten des weiland deutschen Bundes in Frankfurt berathen und festgestellt werden sollte. Weit entfernt, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, wurde dieses deutsche Parlament bald durch innere Parteistreitigkeiten in seinen Meinungen derartig zersplittert, daß ein Resultat um so weniger erwartet werden konnte, als der alte Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich über die Hegemonie in Deutschland jedem Streben nach dem erhofften Ziel — Einigung Deutschlands — hindernd entgegentrat. Die durch Parlamentsbeschluß vom 28. März 1849 dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zuerkannte und durch eine Deputation des Parlaments in Berlin angebotene erbliche deutsche Kaiserkrone hatte der König zwar nicht bestimmt abgelehnt, aber doch an die Annahme Bedingungen geknüpft, auf welche das Parlament glaubte nicht eingehen zu können, welches jedoch die gleichzeitig festgestellte Verfassung des Reiches und die Grundrechte als zu Recht bestehend anerkannte.

Der Gedanke einer Einigung Deutschlands in der Form eines Bundesstaates durch freiwillige Einigung der Fürsten unter der Führung Preußens wurde vom Könige festgehalten und weiter verfolgt. Dies führte zunächst zu dem Dreikönigsbündniß (Preußen, Sachsen, Hannover) vom 26. Mai 1849. Preußens Plan richtete sich auf eine Union der deutschen souveränen Fürsten und der König erließ Einladungen dazu nach Berlin, auf welche hin auch mehrere der Fürsten dort erschienen. Es wurde die Berufung eines Unions-Parlaments zur Verathung einer von Preußen vorgelegten Verfassung beschlossen; als aber dieses Parlament endlich im März 1850 in Erfurt zusammentrat, sagten sich Hannover und Sachsen von dem Bündnisse vom 26. Mai los, so daß Preußen nur auf die Betheiligung einiger deutscher Souveräne dritten Ranges beschränkt blieb, da Bayern und Württemberg ebenfalls von der Union nichts wissen wollten. Der Erfurter Unionstag verlief demnach ohne greifbares Resultat.

Inzwischen hatte Preußen die politischen Wirren im Inneren und die Opposition seiner Kammern mit fester Hand bewältigt, und die Aufstände in Dresden, am Rhein und in der Pfalz, welche sich angeblich auf die deutsche Verfassung stützten, wie das Frankfurter Parlament dieselbe festgestellt hatte, mit Waffengewalt unterdrückt. In Baden schlug der Prinz von Preußen mit zwei preußischen Corps (Hirschfeld und Groeben) und einem deutschen Reichs-corps (Peuder) die Revolution zu Boden und setzte den Großherzog wieder auf den Thron. Das Großherzogthum blieb von einem preußischen Corps (Schredenstein) besetzt und die aufgelösten badischen Regimenter sollten

zu ihrer Reorganisation nach Preußen geführt werden. Weniger günstigen Erfolg hatte der gleichzeitig mit preußischen und deutschen Reichstruppen unternommene Feldzug in Schleswig-Holstein, wo Preußen, nicht ohne Einwirkung Rußlands, sich veranlaßt fand, den 10. Juli 1849 einen Waffenstillstand mit Dänemark abzuschließen mit Anknüpfung von Friedenspräliminarien.

Oesterreich hatte zwar gegen den Beschluß des Frankfurter Parlaments vom 28. März Protest erhoben, war jedoch zur Zeit durch den Aufstand in Ungarn und den Krieg in der Lombardei und Piemont zu sehr in Anspruch genommen, um thätig dagegen einschreiten zu können. Mit Reiz betrachtete es die Erfolge der preußischen Waffen in Baden, wodurch das Ansehen Preußens in Deutschland mehr und mehr anzuwachsen drohte. Desto eifriger aber suchten der Reichsverweser, Erzherzog Johann, und die Anhänger Oesterreichs in Frankfurt den preußischen Bestrebungen entgegen zu wirken. Als nun der Krieg in Italien beendet und der Aufstand in Ungarn mit Hilfe einer russischen Armee unter Paskewitsch niedergeworfen war, wurde die deutsche Politik wieder mit größter Energie aufgenommen. Die Bestrebungen richteten sich zunächst direct gegen das Dreikönigsbündniß, die Union und das projectirte Erfurter Parlament, vorläufig noch in diplomatischen Unterhandlungen, welche dahin führten, daß Oesterreich und Preußen den 10. September 1849 sich über das sogenannte Interim vereinbarten, wonach bis zum gänzlichen Austrag der Frage eine Bundescommission zur Verwaltung der Bundesangelegenheiten gebildet wurde. Mit dem 20. December 1849 begann die Thätigkeit dieser Commission, wozu Preußen den gewesenen Reichskriegsminister, General v. Peuder, delegirte. Hiermit begnügte sich aber Oesterreich noch nicht, denn seine Ziele lagen weiter. Nach und nach mußte es die deutschen Fürsten von der Union abwenig zu machen und zu sich hinüber zu ziehen. Der im Mai 1850 nach Berlin zusammenberufene Fürstencongreß hatte keinen Effect, Oesterreich aber wirkte für Wiederherstellung des alten Bundestages, auf welchem es ja bisher die Hauptrolle gespielt hatte. Die im Kurfürstenthum Hessen ausgebrochenen Conflict zwischen den Ständen und der Regierung unter Hessenpfug boten dazu eine willkommene Veranlassung, da der Kurfürst die Bundeshilfe beanspruchte und dabei von vielen deutschen Fürsten unterstützt wurde.

Am 1. September war unter Oesterreichs Führung der Bundestag in Frankfurt wieder zusammengetreten, wurde jedoch von Preußen nicht anerkannt. Als nun diese neue Bundesversammlung durch Beschluß vom 21. September sich anschickte, in Kurhessen einzuschreiten, um dort, wie der Beschluß sagte: „Die gestörte monarchische Autorität wieder herzustellen“, wo doch nirgendwo die öffentliche Ordnung durch gewaltthätiges Auftreten gestört worden war; als ferner zu diesem Ende Bayern mit der Execution betraut, und die Bildung eines Executionärcorps an der südlichen hessischen Grenze angeordnet wurde, konnte Preußen nicht müßiger Zuschauer bleiben.

Unter den obwaltenden politischen Verhältnissen durfte und konnte die preußische Regierung sich dem nicht aussetzen, daß das Einrücken eines Truppencorps in Hessen, unter thatsächlicher Führung Oesterreichs, die Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens unterbreche, welche nur allein auf den vertragsmäßig feststehenden Etappenstraßen offen erhalten werden konnte. Hier kamen dabei die sogenannten südlichen Etappenstraßen: über Racha, Hersfeld, Alsfeld, Grünberg und Gießen nach Wehlar und die Straße über Wigenhausen und Kassel nach Warburg, zur Geltung, soweit dieselben kurhessisches Gebiet berührten. Diese Freihaltung der Etappenstraßen gab für Preußen den offensibeln Grund zu dem bald entstehenden Conflict, der jedoch tiefer lag, wie aus Vorstehendem leicht zu ersehen ist.

Die Zusammenziehung bayerischer Truppen an der hessischen Grenze veranlaßte nun die preußische Regierung zu gleichen Maßregeln. Drei schwache, unmobile Divisionen, aus Regimentern verschiedener Armeecorps zusammengesetzt, in der Stärke von je 4500 Mann mit je 14 und 16 Geschützen, im Ganzen 24 Bataillone, 20 Schwadronen, 44 Geschütze, 13,500 Mann, wurden bestimmt, möglichst nahe der kurhessischen Grenze sich zu versammeln, und zwar:

- 1) die Division des General-Lieutenant Fürsten Wilhelm Radziwill: 7 Bataillone, 8 Schwadronen, 16 Geschütze, bei Erfurt;
- 2) die Division des General-Lieutenant von Bonin, 7 Bataillone, 4 Schwadronen, 14 Geschütze, aus denjenigen Truppen bestehend, welche bereits im Sommer bei Kreuznach und Wehlar zusammengezogen waren in Folge der Weigerung des österreichischen Gouverneurs der Bundesfestung Mainz, die zu ihrer Reorganisation nach Preußen marschirenden badiſchen Regimenter passieren zu lassen, concentrirte sich im Kreiße Wehlar;
- 3) die Division des General-Lieutenant v. Tießen, 7 Bataillone, 8 Schwadronen, 14 Geschütze, in Cantonnirungen bei Paderborn, Höxter und Warburg*).

Diese ursprüngliche Zahl der Truppen wurde später noch verstärkt durch Regimenter, welche in Folge des mit Dänemark am 2. Juli abgeschlossenen Friedens auf dem dortigen Kriegsschauplatze verfügbar wurden; es war dies eine um so willkommenere Verstärkung, da diese Abtheilungen sich noch im mobilen Stande befanden. Gegen Mitte October wurde der commandirende General des 7. Armeecorps, General der Cavallerie von der Groeben, nach Berlin berufen und ihm der Oberbefehl über die obengenannten drei Divisionen übertragen. Die specielle Instruction, welche er dort durch den Kriegsminister, General von Stockhausen, erhielt, wies ihn an: „Bei eintretendem Einmarsch der Bayern in Kurhessen ebenfalls sofort die Grenze

*) Anlage 1. Nachweisung der Truppen.

zu überschreiten, den Bayern in der Besetzung von Fulda wenn möglich zuvorkommen, und dann die Avantgarden auf den Straßen nach Hanau und nach Bruckenhau vorzuschieben, soweit es angehe, jedoch jeden Zusammenstoß mit den bayerischen Truppen zu vermeiden“ u. Da es sich also hier zunächst um ein möglich schnelles Ergreifen von Fulda handelte, befohl Graf Groeben der Division Radziwill, sofort von Erfurt aufzubrechen und in Eisenach, Naacha und Buttlar enge Cantonnirungen zu beziehen, im Großherzogthum Weimar, wozu Preußen in Folge der abgeschlossenen Etappenconvention berechtigt war. General von Bonin erhielt den Befehl, seine Division so enge als möglich bei Wehlar zusammenzuziehen und in steter Marschbereitschaft zu halten; General von Tieben wurde angewiesen, seine Division in engen Cantonnirungen bei Warburg zu vereinigen.

Den 21. October etablirte Graf Groeben sein Hauptquartier in Eisenach. Hier erhielt er ein Telegramm des General von Peucker, der noch in Frankfurt war, welches die Mittheilung machte, daß die Bayern sich längs der hessischen Grenze nach Algenau, Erb, Lohr und Gemünden ausdehnten, ferner, daß das in Frankfurt stehende österreichische Jäger-Bataillon Nr. 14 auf Alschaffenburg dirigirt sei, daß in Bayern die Einziehung der Reserven befohlen worden, um das sogenannte Bundes-Executionscorps auf 25,000 Mann zu bringen, und endlich daß der königlich bayerische General der Cavallerie, Fürst Karl Theodor von Thurn und Taxis den Oberbefehl übernommen habe, dem der österreichische Geheime Rath Graf von Rechberg als Civil-Commissar von Seiten des deutschen Bundestages beigegeben sei.

Diese Nachrichten mußten den Grafen Groeben überzeugen, daß ein Vormarsch dieses Executionscorps in nächster Aussicht stehe. Der Marsch konnte allen Voraussetzungen nach nur auf Fulda gerichtet sein, dessen Besetzung ja, nach den erhaltenen Instructionen, die zunächst liegende Aufgabe des preussischen Corps war. Da die Division Radziwill aber allein zu schwach erschien, um Fulda halten zu können, wenn es auch gelingen sollte, diese Stellung vor Ankunft der Bayern zu erreichen, so schickte Graf Groeben sofort dem General von Bonin telegraphisch den Befehl, den 23. October sich mit seiner Division in Marsch zu setzen und auf der Etappenstraße über Grünberg (d. 23.), Alsfeld (d. 24.), Hersfeld (d. 25.) nach Berka (d. 26.) im Weimarischen zu marschiren, von wo aus er sich zu jeder Zeit auf dem kürzesten Wege mit der Division Radziwill vereinigen konnte. Zu gleicher Zeit verlegte Graf Groeben den 22. October sein Hauptquartier von Eisenach nach Naacha, um der hessischen Grenze näher zu sein.

General von Bonin trat den 23. October unter Zurücklassung eines Bataillons und einer Schwadron bei Wehlar den Marsch an, der jedoch sogleich große diplomatische Verwickelungen zur Folge hatte. Grünberg und Alsfeld liegen im Großherzogthum Hessen, und schon am 23. October Abends lief in Naacha ein Telegramm des Kriegsministers von Stockhausen ein, worin dieser, auf Grund einer Depesche des königlichen Geschäftsträgers von

Thiele in Frankfurt, empfahl, die Heranziehung der Division Bonin noch auszusetzen. Diese hatte bereits Grünberg erreicht; einen Befehl zum Rückmarsch nach Weßlar erachtete aber Graf Groeben für unzulässig, da derselbe von nachtheiligster Wirkung sein würde, nicht nur auf den Geist der Truppen, sondern auch auf die ganze Stellung, welche Preußen in diesem Augenblicke in Deutschland glaubte aufrecht halten zu müssen. Er schlug deshalb umgehend auf telegraphischem Wege sowohl dem Kriegsminister als dem Herrn von Thiele vor, die Division, welche den 24. Alsfeld erreichen sollte, dort stehen zu lassen, bis die angeknüpften diplomatischen Verhandlungen mit der Großherzoglich Darmstädtischen Regierung zu einem bestimmten Resultat geführt hätten; General von Bonin erhielt daher die Weisung, den 25. October in Alsfeld vorläufig stehen zu bleiben. Diese Anordnung war für eine etwa nöthig werdende Operation auf Fulda von militärischer Wichtigkeit, da die Division in Alsfeld eine sehr vortheilhafte Flankenstellung einnahm. Sie rief aber bei der Großherzoglich Hessischen Regierung entschiedenen Widerspruch hervor, und der Telegraph hatte große Arbeit, um alle sich kreuzenden Depeschen zwischen Frankfurt, Darmstadt, Berlin und Bacha zu bewältigen. Dazu kam noch, daß durch das Verühren der Etappe Hersfeld ein Betreten des kurhessischen Gebietes durch die preussischen Truppen schon jetzt eingetreten wäre, was ja vermieden werden sollte. Die Verhandlungen führten endlich zu dem Resultat, daß die Division den Marsch fortsetzen und mit Bewilligung der kurhessischen Regierung auch „im möglichst schnellen Durchmarsch“ die Etappe Hersfeld passiren könnte. Dies wurde in Folge einer vom Kriegsminister eingegangenen Depesche vom Grafen Groeben sofort durch einen nach Alsfeld gesendeten Offizier zur Ausführung gebracht und die Division Bonin rückte den 27. und 28. October ins Weimarsche ein, wo sie von Werka bis Eisenach dislocirt wurde.

Inzwischen hatte Graf Groeben den 26. October sein Hauptquartier von Bacha nach Eisenach zurückverlegt, da die Telegraphenleitung nur bis Eisenach ging und die Beförderung der Depeschen von dort nach Bacha und zurück durch aufgestellte Briefrelais immer noch viele Zeit in Anspruch nahm. Es war dies um so fühlbarer, da die Depeschen von allen Seiten sich drängten und namentlich die Weisungen aus Berlin, — oft drei bis vier täglich — eine schnelle Beantwortung erforderten. Eine neue Instruction des Kriegsministers, den 27. October durch einen Offizier des Kriegsministeriums überbracht, bestimmte abermals, „daß die Besetzung Fuldas vor den Bayern zu erstreben sei; sollte dies aber nicht gelingen, so müsse der Versuch gemacht werden, die Bayern durch Einnahme einer Flankenstellung zur Räumung der Stadt zu veranlassen, jedoch unter bestimmter Vermeidung jeden Angriffs; sollte in Folge dieser Demonstration Fulda nicht geräumt werden, so sei bei Hünfeld Stellung zu nehmen, gelänge es aber die Bayern aus Fulda „hinauszumandviren“, so sollte die Stadt besetzt und zur Vertheidigung vorbereitet werden; den abziehenden Bayern sei dann mit Vortrupp in

Entfernung einer Schußweite bis auf eine Meile zu folgen und Vorposten auszufechen; jeder Angriff von bayerischer Seite müsse dagegen energisch zurückgewiesen werden“ etc. Graf Groeben hielt es für nöthig, in dem Antwortschreiben an den Kriegsminister darauf aufmerksam zu machen, daß er bei der befohlenen Demonstration, wenn die Bayern Fulda nicht räumten und ihn auch nicht angriffen, keinen andern Ausweg habe, als ununterrichteter Sache den Rückmarsch anzutreten, da ihm ja jeder Angriff untersagt sei; er besorgte dadurch die ihm unterstellten Truppen zu compromittiren. Hierauf erfolgte am 29. October die Antwort des Kriegsministers, daß es bei dem früheren Befehl in Bezug auf die Besetzung Fuldas vor den Bayern verbleiben müsse, „wenn dies aber nicht erreicht werden könne, solle das Corps bei Hünfeld stehen bleiben und dort weitere Befehle abwarten.“ — Die „Demonstration“ war also glücklich beseitigt, da man in Berlin zu besorgen schien, Graf Groeben möchte sich dabei zu einem Angriff verleiten lassen, was man in Berücksichtigung der zu dieser Zeit in Warschau geführten Verhandlungen, in denen bekanntlich der Zar eine Hauptrolle bei der angeblichen Vermittelung der deutschen Wirren übernommen hatte, durchaus und unter jeder Bedingung vermeiden wollte.

Nach allen von verschiedenen Seiten eingehenden Nachrichten über die Bewegung der Bayern an der hessischen Südgrenze mußte man täglich auf das Einrücken des Bundes-Executionscorps in Hessen gefaßt sein. Graf Groeben hatte deshalb der in erster Linie an der Nordgrenze stehenden Division Radziwill die Weisung gegeben, sich in steter Marschbereitschaft zu halten, um bei erfolgender Meldung von der Grenzüberschreitung der Bayern ebenfalls sofort in Hessen einrücken zu können. Die Division war durch Ankunft von noch 3 Bataillonen Infanterie und einer Batterie Artillerie, welche in den letzten Tagen des October in Eisenach eintrafen, auf 10 Bataillone, 8 Schwadronen und 24 Geschütze verstärkt worden. Die Division Bonin erhielt Befehl, der Division Radziwill eintretenden Falls auf dem Fuße zu folgen. Es wurde die Aufstellung von Fanalen befohlen, um das Sammeln der Truppen nach Möglichkeit zu beschleunigen. Die Division Tietzen in Marburg endlich wurde angewiesen, bei der Nachricht von dem Einrücken der Bayern ebenfalls sofort aufzubrechen und Kassel zu besetzen. Es standen demnach im Großherzogthum Weimar, von der südlichsten nach Bayern vorspringenden Spitze bei Wehlar, über Buttlar, Wacha, Gerstungen rückwärts bis Eisenach 17 Bataillone, 12 Schwadronen mit 38 Geschützen bereit, hier die Grenze zu überschreiten, während die Division Tietzen zu gleichem Zweck an der preußisch-hessischen Grenze disponibel war. In Wehlar waren 1 Bataillon und 1 Schwadron zurückgeblieben, um eintretenden Falls sofort bei Marburg die Eisenbahn von Frankfurt nach Kassel zu besetzen und die Beförderung bayerischer Truppen auf derselben zu verhindern.

Den 1. November Mittags erhielt Graf Groeben vom General von Peuder aus Frankfurt ein Telegramm, daß die bei Aschaffenburg concentrirte bayerische

Division sich morgens gegen Hanau in Marsch gesetzt habe. Wenige Stunden später folgte ein zweites Telegramm, welches die Nachricht von dem Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr erfolgten Einmarsch der Bayern in Hanau brachte: an ihrer Spitze Fürst Taxis und das Kaiserlich-Königliche 14. Jäger-Bataillon, durch welches die Division auch factisch als „Bundes-Execution“ gestempelt wurde. Graf Groeben erließ nun sogleich die Befehle an die drei Divisionen, den 2. November mit Tagesanbruch ihren Marsch in der vorher festgestellten Weise anzutreten und möglichst zu beschleunigen. Ein Adjutant wurde gleichzeitig auf Umwegen über Magdeburg, Köln u. nach Wilhelmsbad entsendet, wo die Kurfürstlich Hessische Regierung zur Zeit tagte, um derselben die Mittheilung von dem Einrücken der preussischen Truppen in Hessen zu machen. In dem betreffenden Schreiben war ausdrücklich hervorgehoben, „daß das Einrücken nur die Folge des Einmarsches fremdherrlicher Truppen sei, daß weder gegen den Kurfürsten noch gegen die Unterthanen irgendwelche feindliche Absichten vorwalteten; daß keinerlei Einmischung in innere Landesangelegenheiten Platz greifen werde, sondern daß allein die Wahrung der für Preußen so wichtigen militairischen Verbindungslinien zu diesem Schritte Veranlassung gegeben hätten u.“ Der Adjutant überreichte dieses Schreiben persönlich dem Minister Hassenpflug, der bei der Lesung erbleichend in den Sessel zurück sank und erklärte, er sei für die Folgen dieses Schrittes nicht verantwortlich.

Den 2. November, vor und mit Tagesanbruch, setzten sich die preussischen Truppen in Marsch. Schon um 11 Uhr Vormittags erreichten die Spitzen der Division Radziwill — 2 Schwadronen des 10. Husaren-Regiments — Fulda, nachdem sie die fünf Meilen in beschleunigter Gangart zurückgelegt hatten. Die Stadt war unbesezt, die Husaren trabten durch und schoben ihre Vortrups auf den Straßen nach Hanau und nach Würzburg noch 1½ Meile weiter bis Oppolz und Döllbach vor. Um 4 Uhr Nachmittags traf Graf Groeben selbst an der Spitze von 2 Bataillonen des 19. Infanterie-Regiments und einer Batterie von 6 Geschützen in Fulda ein und besetzte die Stadt. Das Gros der Division Radziwill und die Reserve gelangten bis Hünfeld und Gegend. Die Division Bonin war bis Bacha und Buttlar gefolgt. Die Division Tieben besetzte schon um 10¼ Uhr Vormittags, nach einem theilweisen Nachtmarsch von fast neun Meilen von Warburg aus Kassel mit einem Infanterie-, einem Husaren-Regiment und einer Batterie von 8 Geschützen. Sowohl in Fulda als in Kassel und in allen Ortschaften, durch welche der Marsch führte, waren die Truppen von der Bevölkerung mit großem Jubel begrüßt worden. Nach einlaufenden Meldungen hatte die Vorhut der Bayern gegen 3 Uhr Nachmittags auf der Hanauer Straße erst Saalmünster erreicht, stand also noch 6 Meilen vor Fulda; auf der Würzburger Straße fanden dagegen die weitausstreifenden Patrouillen bis zur Grenze noch keine Truppen.

Den 3. November wurde die Vorhut der Division Radziwill unter General-Major von Katte auf der Hanauer Straße bis Löschelrode

und Tiefengräben, auf der Würzburger Straße bis Rüthemann und Wellens vorgeschoben, während das Gros in Fulda einrückte und die Reserve bis Marbach folgte. Die Division Bonin schloß bis Rüders, Hünfeld und Malges auf. Die ganze Division Tieben concentrirte sich in und um Kassel. Graf Groeben recognoscirte die Umgegend von Fulda, entwarf eine Disposition zur Truppenaufstellung zum Behuf der Vertheidigung der dortigen Stellung und konnte den ferneren Ereignissen ruhig entgegensehen. Der ihm gewordenen Aufgabe hatte er vollständig genügt. In und um Fulda waren jetzt 17 Bataillone, 12 Schwadronen und 38 Geschütze in kürzester Frist zur Hand, mit welchen die ausgebehnte Stellung selbst gegen Uebermacht um so leichter behauptet werden konnte, da sich in den Bataillonen 4000 Zündnadelgewehre, damals noch neu und die bisherigen Schußwaffen in ihrer Wirksamkeit weit übertragend, und 900 Jägerbüchsen befanden, von der Verwendung dieser Präcisionswaffen in der Stellung aber große Erfolge erwartet werden durften; unter den Geschützen befanden sich 20 12pfd. und 6 7pfd. Haubizen, ebenfalls zur Vertheidigung in der Stellung vortrefflich verwendbar. Das Hauptquartier wurde in Fulda genommen; eine große Menge Privatbriefe an bayerische Officiere fanden sich „postlagernd“ auf der Post vor, ein Beweis, daß man sicher darauf gerechnet hatte, Fulda ungestört besetzen zu können, dieselben wurden uneröffnet sogleich per Staffette dem Fürsten Taxis übersendet.

Schon in Eisenach hatten sich von vielen Seiten Gerüchte verbreitet über Meinungsverschiedenheiten im Staatsministerium zu Berlin, wo die Partei des energischen Widerstandes, hauptsächlich vertreten durch den Minister des Auswärtigen, General vonadowi, sich bemühen sollte, die mehr für Nachgiebigkeit gestimmten Mitglieder der Partei des Friedens um jeden Preis zu ihrer Ansicht hinüber zu ziehen. Aus den Zeitungen hatte man auch von der Sendung des Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg nach Warschau die verschiedenartigsten Mittheilungen, je nach der politischen Stellung des betreffenden Blattes, ersehen und vernommen, daß Kaiser Nicolaus dort ein entschiedenes Quos ego! ausgesprochen habe. Bald sollte man auch im Hauptquartier zu Fulda die Erfahrung machen, daß die zuerst an den Tag getretene Auffassung der Sachlage nach dem am 2. November erfolgten Rücktritt des Ministers vonadowi für den Augenblick wesentlich modificirt worden sei.

Noch am 3. November gegen Mittag traf in Fulda ein Telegramm des Ministerpräsidenten Graf Brandenburg, datirt vom 3. November 12 $\frac{1}{2}$ Uhr Mitternacht, an den Grafen Groeben ein, wodurch derselbe angewiesen wurde, den bayerischen Truppen eine Convention anzubieten wegen Besetzung Kurhessens, des Inhalts: „Daß die preussischen Truppen die beiden Etappenstraßen, nebst einem, nach militairischen Rücksichten zu bestimmenden Rayon allein innebehalten, und die Bayern höchstens in einer Stärke von 5000 Mann die Straße bei Hersfeld passieren dürfen u.“. Es war also

darin die Möglichkeit einer Operation auf Kassel, freilich nur mit 5000 Mann, bereits vorgesehen. Ausdrücklich war jedoch hervorgehoben: „Daß die Convention mit den bayerischen Truppen als solchen ohne Rücksicht auf ihre Bundeseigenschaft und rein militairisch abzuschließen sei“, der politische Standpunkt Preußens in Hinsicht auf den wiedererstandenen Bundestag war somit gewahrt.

Graf Groeben entwarf sofort in diesem Sinne eine Convention und sendete damit am 3. November Abends einen Offizier seines Generalstabes nebst einem besonderen Anschreiben an den Fürsten Taxis, dessen Hauptquartier um 2 Uhr Nachmittags in Schlüchtern eingerückt war, während die Avantgarde unter General von Hailbronner gegen 5 Uhr Flieden erreicht und Cavallerieposten noch 1000 Schritt weiter auf die Straße nach Fulda vorgeschoben hatte. Fürst Taxis empfing den Offizier mit größter Zuvorkommenheit, nahm Einsicht von dem Schreiben und entfernte sich damit sofort in ein Nebenzimmer, wo eine Kanzlei eingerichtet war. Einem dort befindlichen Herrn im Civilanzuge dasselbe übergebend, kehrte er nach kurzer Besprechung in das Empfangszimmer zurück, wurde aber bald darauf wieder in das Nebenzimmer gerufen, wo inzwischen die Antwort auf das Schreiben des Grafen Groeben fertig geworden war, in welcher Fürst Taxis die preußischen Vorschläge in höflichster aber bestimmter Form ablehnte. Er bezog sich dabei auf eine beigegebene Aeußerung des Grafen Rechberg, — dies war nämlich der Herr im Civil — worin derselbe erklärte: „Mit anderen als den kurfürstlich Hessischen Behörden könne man in keinerlei Unterhandlungen eintreten, welche in irgend einer Weise die Vollziehung des der Bundes-Executionskommission gewordenen Auftrags zur Wiederherstellung der landesherrlichen Autorität im Kurfürstenthum Hessen beschränken, und jeder Versuch dazu müsse als offener Bundesbruch angesehen und erklärt werden; alle dahinzielenden Anträge wären lediglich an den Deutschen Bund zu richten.“ Fürst Taxis ließ in seiner Antwort noch einfließen: „daß das unter seinem Befehl stehende Bundes-Executionscorps 20,000 Mann stark sei, zu dessen Unterstützung 25,000 Mann unter dem k. k. österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Baron Legebitsch für demnächstige Nachfolge angefragt wären.“

Im preußischen Hauptquartier war man zwar genau davon unterrichtet, daß Fürst Taxis zur Zeit keineswegs schon 20,000 Mann, sondern höchstens 13- bis 14,000 Mann zur Verfügung hatte, unter Einrechnung auch der 2. Division, welche noch bei Brückenau in der Sammlung begriffen war; ebenso ging aus den Meldungen der in Coburg und Meiningen zur Beobachtung stationirten Offiziere hervor, daß der Anmarsch der österreichischen Division Legebitsch noch in weitem Felde stehe. Dessen ungeachtet war aber ein ferneres Vorgehen des Fürsten Taxis auf Andringen des Grafen Rechberg bestimmt zu erwarten und ein Zusammenstoß der beiderseitigen Spitzen stand in nächster Aussicht. Da dies nach den bestimmten, wiederholt gegebenen Be-

fehlen durchaus vermieden werden sollte, entsendete Graf Groeben nach Empfang des oben erwähnten Schreibens in der Nacht vom 3. zum 4. November nochmals einen Generalstabsoffizier zum Fürsten Taxis und schrieb demselben: „Die Vorschläge wären nur gemacht worden auf höheren Befehl, um jeden Conflict zu vermeiden, bei fernerm Vorgehen müßte demnach dem Fürsten die Verantwortlichkeit für die Folgen zugeschrieben werden“. In seiner Erwiderung lehnte aber der Fürst diese Verantwortlichkeit entschieden ab, indem er anführte: „Daß jeder Versuch, den Marsch der Bundes-Executionstruppen auf der Straße bis Fulda zu verhindern, als ein Act der Feindseligkeit erklärt werden müsse, dessen Folgen ihm nicht zur Last fallen könnten“. Sowohl dem Grafen Brandenburg als dem Kriegsminister war mittelst Telegramm und Staffette von diesen Verhandlungen und deren Resultat sogleich Kenntniß gegeben worden.

Inzwischen ging aber schon ein Telegramm des Kriegsministers vom 3. November in Fulda ein mit der Weisung, „die Vorposten nicht weiter vorzuschieben,“ motivirt durch einen Beschluß des Staatsministeriums, wonach ein jeder, auch zufälliger Zusammenstoß mit den Bayern durchaus vermieden werden müsse. In Folge dessen erließ Graf Groeben die geeigneten Befehle an die Vorhut, die am weitesten vorgeschobenen Posten näher heranzuziehen und für den Fall eines Zusammentreffens mit den bayerischen Spitzen die Erklärung zu geben, daß ein weiteres Vorgehen nicht zugestanden werden könne und als wirklicher Angriff betrachtet werden müsse. Gleichzeitig wurde aber auch die Heranziehung der Division Bonin nach Fulda angeordnet, um sich der Division Radziwill auf dem linken Flügel anzuschließen und die Zugänge zur Stellung bei Fulda im Haunthale zu sichern.

Trotz aller Proteste setzte Fürst Taxis am 4. November seinen Marsch fort und die preußischen Vorposten gingen, ohne Widerstand zu leisten, langsam zurück. Schon um 7 Uhr früh war eine bayerische Cavalleriepatrouille von 1 Offizier und 12 Mann bis an die Doppelposten einer bei Tiefengraben stehenden preußischen Infanterie-Feldwache herangekommen, hatte jedoch auf die Erklärung des herbeigeeilten Offiziers, daß sie nicht weiter vorgehen dürfe, ohne Weiteres kehrt gemacht. Im Laufe des Tages gingen noch mehrere Meldungen von dem Anmarsch der Bayern ein, welche in größeren Colonnen aller Waffen sich zwischen Reuhof und Tiefengraben vorbewegten. Die preußischen Vorposten zogen sich, der Instruction gemäß, wieder langsam zurück, ohne Widerstand zu leisten, jedoch nicht ohne Protest. In Fulda aber wurde Generalmarsch geschlagen und die Division Radziwill bezog die ihr zugewiesenen Stellungen, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein; gegen 6 Uhr Abends gingen aber die ausgerückten Abtheilungen in die Quartiere zurück, als von den Vorposten die Meldung eingegangen war, daß die Bayern nicht weiter vorgingen, sondern bei Dorfsborn, 1¼ Meile von Fulda, Halt gemacht hätten; nur die Feldwachen blieben auf ihren Posten.

Schon bei der ersten Meldung von den Vorposten hatte Graf Groeben dem Ministerpräsidenten telegraphisch von dem Vormarsch der Bayern Nachricht gegeben und dabei bemerkt: „daß er den Rückzug nur bis in die Stellung von Fulda fortsetzen könne, wenn er nicht das moralische Gefühl der Truppen zu sehr auf Spiel setzen wolle; erhalte er keine anders lautende bestimmte Befehle, so werde er in dieser Stellung mit allen Truppen das Fernere erwarten, und, wenn es nicht anders zu erreichen sei, durch activen Widerstand dem Vorbringen des Gegners Schranken setzen.“ Da die Beförderung der Depeschen von Fulda bis Eisenach durch aufgestellte Briefrelais und erst von dort aus durch Telegraph erfolgen konnte, so war für heute einer Antwort kaum entgegen zu sehen, weshalb die früher gegebenen Befehle in Betreff der Vertheidigung der Stellung in Kraft blieben.

Erst am 5. November, vor Tagesanbruch, ging ein von Berlin 4. November 11 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachts datirtes Telegramm des Kriegsministers ein, dem wegen Erkrankung des Grafen Brandenburg die gestrige Depesche durch den Minister von Manteuffel zugestellt worden war; dasselbe enthielt jedoch weiter nichts, als „daß bei den Vorposten, weil sie jetzt denjenigen des Gegners so nahe gegenüberständen, zur Vermeidung jeden Conflicts Nachts nicht über die Chaine hinaus patrouillirt werden dürfe, da Unterhandlungen mit der österreichischen Regierung in Wien angeknüpft worden wären wegen Modalitäten zur Mitbesetzung Kurhessens durch preußische Truppen.“ Da nun in Bezug auf die gemeldete Absicht zur eventuellen activen Vertheidigung der Stellung von Fulda nichts erwähnt war, und für diesen Tag ein ferneres Vorgehen des Gegners bestimmt erwartet wurde, so ließ Graf Groeben um 10 Uhr die Truppen abermals alarmiren und in die bestimmten Stellungen einrücken. Jetzt erhielten auch die Vorposten den Befehl zum Laden, was bisher untersagt war, mit der Weisung, bei dem Anmarsch der Bayern denselben einen Parlamentair entgegen zu schicken mit der Erklärung, daß ein weiteres Vorgehen als Friedensbruch betrachtet und abgewiesen werden müsse. Fürst Taxis ging jedoch an diesem Tage nicht weiter vor, da er die Ankunft seiner 2. Division erwartete. Graf Groeben aber verzichtete nicht, telegraphisch nach Berlin von den getroffenen Anordnungen Bericht zu erstatten und speciell anzuführen, „daß er die Vorposten habe laden lassen, weil dieselben mit ungeladenen Gewehren, wenn die Bayern auf die erhaltenen Aufforderungen nicht stehen blieben, unvermeidlich mit dem Gegner handgemein werden müßten.“

In der Nacht vom 5. zum 6. November lief endlich die ersuchte Antwort auf die Depesche vom 4. ein; sie war vom Kriegsminister vom 5. datirt und um 4 Uhr Nachmittags in Eisenach eingegangen. Graf Groeben wurde darin ermächtigt, „die Position bei Fulda zu halten und dabei nach eigenem militärischem Ermessen zu verfahren, obgleich es wegen der zur Zeit in Wien schwebenden Verhandlungen sehr erwünscht wäre, jeden Conflict zu vermeiden.“ Dieser Befehl oder vielmehr die Ermächtigung, die

Stellung bei Fulda zu halten, genügte vollkommen, um die Stimmung im Hauptquartier und bei den Truppen zu heben, da doch jetzt Aussicht vorhanden war, endlich den bisher beobachteten passiven Widerstand, der bei einer Truppe mit der guten Waffe in der Hand so wenig am Platze ist, aufgeben zu dürfen; der Zusatz, betreffend die Verhandlungen in Wien, kam weiter nicht in Betracht und wurde der Diplomatie zur Erledigung überlassen. Gleichzeitig ging die nicht minder erfreuliche Nachricht ein, daß noch zwei Bataillone zur Verstärkung per Eisenbahn von Berlin nach Eisenach abgegangen wären, und daß 198 Pferde von der mobilen Ponton-Colonne des 4. Armee-Corps ebenfalls nach Eisenach instradirt wären und dort zur Verfügung ständen.

Diese Anordnung war für das Corps von ganz besonderer Wichtigkeit. Der unmobile Zustand der größten Zahl der Bataillone hatte sehr große Unannehmlichkeiten verursacht, da die Kriegsfahrzeuge durch Vorspann fortgeschafft werden mußten und es vorgekommen war, daß einzelne Bataillone auf dem Marsche durch pferdearme Gegenden selbst ihre Patronenwagen mit Ochsengespann zu transportiren genöthigt waren. Graf Groeben hatte deshalb befohlen, daß die Truppentheile die requirirten Vorspannpferde nicht eher entlassen sollten, bis Ersatz vorhanden sei, und daß Pferde und deren Führer mit in die Verpflegung aufzunehmen wären. In Fulda war der Stall eines Fuhrunternehmers mit Beschlag belegt und wurde militairisch bewacht, um wenigstens einiger Pferde für das Stabsfuhrwerk sicher zu sein; ja es war der Fall vorgekommen, daß ein Bataillon sich genöthigt gesehen hatte, bei der ersten Alarmirung die Pferde eines durchfahrenden Frachtwagens abzuspannen und vor seinen Patronenwagen zu legen. Diesem Uebelstande wurde durch die Zuweisung der 198 Pferde nebst dazugehörigen Trainсолдaten vorgebeugt, wenigstens für später, denn sie trafen erst am 10. November ein.

In Folge des Telegramms traf der commandirende General nun noch nähere Anordnungen in der Aufstellung der Truppen bei Fulda. Die Division Radziwill besetzte mit dem Gros ihrer Vorhut das Dorf Rohlhaus und die dort befindliche massive Brücke über die Fulda, mit Seitendetachements rechts in Johannesberg an der alten Straße nach Hanau und links in Edelzell; das Dorf Bronnzell, etwa 2000 Schritt vorwärts auf der Chaussee, wurde mit 3 Compagnien besetzt, 2 Schwadronen Husaren gingen noch etwa 3000 Schritte weiter vor bis Löschentode, wo die Straßen von Hanau und von Würzburg zusammenstoßen, und schoben auf beiden Straßen Feldwachen vor. Dem Gros der Division wurde die militairische Besetzung von Fulda und nächster Umgebung zugewiesen; die Division Bonin sollte sich auf dem linken Flügel bei Künzell anschließen und sich links bis zum Hauthale ausdehnen, ihre Vorhut in diesem Thale vorschieben und mit der Reserve Brauhaus und den Petersberg besetzen. Die Division Tieffen erhielt per Telegraph den Befehl, sofort 2 Füsilier- und 1 Jäger-Bataillon auf

der Eisenbahn von Kassel nach Wehra abgehen und von dort nach Hersfeld und den 7. November nach Hünfeld marschiren zu lassen, wo weiterer Befehl zu erwarten sei.

Nach den Meldungen der Vorposten setzten die Bayern am 6. November ihren Marsch fort. Auf beiden Straßen, von Hanau und von Würzburg, bewegten sich starke Colonnen aus allen Waffen in der Richtung auf Lössenrode, der General von Ratte, Befehlshaber der preussischen Vorhut, begab sich sofort zu den äußersten Vorposten; er zog die auf den Straßen vorgestobenen Feldwachen der Husaren im Schritt zurück bis Lössenrode. Als die Bayern näher herankamen, wurden diese Feldwachen auch über die dort befindliche Brücke auf das rechte Fulda-Ufer zurückgenommen. Bald darauf erschienen die Spitzen der bayerischen Vorhut an der Brücke und schickten sich an, dieselbe zu überschreiten. General Ratte sandte ihnen einen Offizier entgegen, welcher dem Führer vorstellte, daß er nicht weiter vorgehen könne, weil die auf dem rechten Fulda-Ufer an der Straße gelegenen Dörfer bis nach Fulda hin von preussischen Truppen belegt wären; das Zurückziehen der Feldwachen beweiße ja, daß keine Feindseligkeiten beabsichtigt wurden: sollten jedoch die Bayern weiter vorgehen, so müßte dies als Friedensbruch betrachtet und von der Waffe Gebrauch gemacht werden. Fürst Taxis, der persönlich zur Stelle war, ließ erwidern, daß er für diesen Tag nicht weiter vorzugehen beabsichtige, aber wegen Eintreffens seiner 2. Division seine Quartiere erweitern müsse, wozu er mehrere auf dem rechten Fulda-Ufer gelegene Dörfer nöthig habe. General von Ratte schlug die Räumung dieser Ortschaften entschieden ab und es entstand auf beiden Seiten ein Stillstand, während dessen, wie es schien, Fürst Taxis sich wahrscheinlich bei dem Grafen Nechberg weiteren Rath einholte. Das Resultat war, daß die inzwischen über die Brücke gegangenen Chevaulegers-Spitzen zurückgezogen, die Brücke für neutral erklärt und beiderseitig Vorposten längs der Fulda aufgestellt wurden. Militairisch merkwürdig war dabei, daß sowohl auf preussischer als auf bayerischer Seite die Cavallerie-Feldwachen und Patrouillen mit eingestecktem Gewehr sich bewegten, als Zeichen der beiderseits obwaltenden friedlichen Absichten.

Auf die erste Meldung von den Vorposten, welche gegen 9 1/2 Uhr in Fulda eintraf, ließ Graf Groeben sogleich Generalmarsch schlagen und ertheilte den Befehl, daß die Truppen in die ihnen angewiesenen Stellungen rückten; dann begab er sich schleunigst zur Brücke bei Lössenrode, wo er den Fürsten Taxis noch vorzufinden hoffte. Da der Fürst aber schon nach seinem Hauptquartier Neuhof zurückgeritten war, beauftragte der General den Offizier der dort aufgestellten bayerischen Feldwache, dem Fürsten sogleich die Erklärung zu übermachen, daß das Zurückdrängen der Feldwachen als Feindseligkeit betrachtet werden müsse und der Fürst somit den Krieg eröffnet habe.

Nach Fulda zurückgekehrt, wo die Truppen inzwischen in ihren Stellungen

Bivouacs bezogen hatten, wollte Graf Groeben die obige Erklärung noch dem Fürsten schriftlich wiederholen und per Staffette zugehen lassen, wozu das betreffende Schreiben schon ausgefertigt war, als ein Brief desselben einlief, in welchem der Fürst, unter Mittheilung eines Telegramms des bayerischen Kriegsministers anzeigte, daß seine 2. Division im Anmarsch begriffen sei und die österreichische Division Degeßitsch den Befehl zum Vorgehen erhalten habe; der Schluß lautete wörtlich: „So bin ich im Stande unter jeder Beziehung den Umständen gemäß zu verfahren, das Schicksal Deutschlands liegt daher ganz in den Händen Ew. Excellenz, denn ich bin nichts, als das schwache Werkzeug eines höheren Willens, und so gewiß ich an dem Rechte der Etappenconvention für die königlich preussischen Truppen festhalten werde, ebenso gewiß werde ich versuchen müssen, sie aus allen anderen Orten zu deslogiren“.

Graf Groeben ließ nun, unter Zurücksendung der Depesche des bayerischen Kriegsministers, das fertige Schreiben an den Fürsten Tagis abgehen, worin er sagte: „er habe den höheren Befehl, die bayerischen Truppen nicht durchzulassen und dies mit Waffengewalt zu verhindern, der Fürst habe aber durch das Zurückdrängen der Feldwachen die Feindseligkeiten begonnen“ u. Auch hier dürfte der Schluß des Schreibens nicht ohne Interesse sein, er lautet wörtlich: „In wenigen Tagen sind ohne Zweifel alle Mißverständnisse aufgeklärt, aber Ew. Durchlaucht wollen diesen glücklichen Augenblick nicht abwarten und ziehen den Krieg mit einem treuen Brudersstamm vor. Sie finden uns gerüstet!“

Wenn auch auf der Hauptannäherungsstraße der Marsch der Bayern heute zum Stillstand gebracht war, so hatte es doch nicht verhindert werden können, daß gegen Abend einige Ortschaften des rechten Fulda-Ufers weiter oberhalb von ihnen besetzt und auch auf dem linken Ufer am Gieselbach Abtheilungen gegen Johannesberg vorgehoben wurden, wodurch die Stellung der preussischen Vorhut in der linken und rechten Flanke bedroht war, im Haunthale wurden nach den Berichten eines gegen Abend dorthin zur Reconnoßcirung entsendeten Offiziers noch keine bayerischen Truppen wahrgenommen. Graf Groeben fand es jedoch nöthig, den Vorposten nochmals große Aufmerksamkeit zu empfehlen und, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein, beide Divisionen in ihren Stellungen bivouaciren zu lassen, trotz des schlechten, naßkalten Wetters. Ein Vereiten der Bivouacs ließ aber in allen den vortrefflichen Geist der Truppen erkennen, welche mit ungetrübtem Sinn den Einflüssen des Wetters trogten, in der Hoffnung, daß es nun endlich zum Schlagen kommen würde.

In der Nacht vom 6. zum 7. November ging ein Telegramm des Kriegsministers vom 6. November ein mit der Nachricht, „daß soeben der Allerhöchste Befehl zur Mobilmachung der Armee erlassen worden sei“. Die große Freude, welche diese Nachricht im Hauptquartier verbreitete, wurde zwar etwas abgeschwächt durch den Zusatz, daß dieser Befehl erlassen

fei „nicht in Absicht eines Krieges, sondern zu dem Zweck, zu versuchen und allen Ernstes darnach zu streben, in bewaffneter Stellung womöglich den Frieden aufrecht zu erhalten“; doch schon der folgende Satz brachte wieder neue Hoffnungen, indem er sagte, daß für das Corps bei Fulda politische Maßregeln nun nicht mehr maßgebend wären, sondern nur militairische; „erscheint die Position daselbst nicht haltbar oder überhaupt nicht gut, so kann eine andere genommen werden, auf der Stappenstraße oder wo anders“, hieß es wörtlich. Gleichzeitig wurde die Heranziehung der Division Tießen aus Kassel befohlen, unter Zurücklassung eines Commandanten daselbst, eines Infanterie-, eines Cavallerie-Regiments und einer Batterie. Ferner enthielt die Depesche die Mittheilung, daß der General von Döring mit dem mobilen 12. Infanterie-Regiment aus Hamburg am 8. per Eisenbahn in Eisenach eintreffen werde, um unter den Befehl des Grafen Groeben zu treten. Wahrhaft niederdrückend aber wirkte der Schluß dieser inhaltreichen Depesche: „Der bisherige Minister-Präsident ist heute früh gegen 8 Uhr gestorben; Minister von Mantouffel fungirt augenblicklich als solcher.“

Da es hiernach dem eigenen Ermessen des Grafen Groeben anheimgegeben war, die Stellung bei Fulda zu halten oder aufzugeben, dieser aber der festen Ueberzeugung war, mit den vorhandenen Streitkräften und den zu erwartenden Verstärkungen die Stellung selbst gegen Uebermacht, welche jedoch jetzt noch nicht vorhanden, halten zu können, wie ihm wiederholt befohlen war, so schwankte er keinen Augenblick in seinem Entschlusse. Es wurden sogleich darauf bezüglich Anordnungen getroffen. General von Tießen erhielt den Befehl, unter Zurücklassung von 2 Bataillonen, 1 Schwadron und 1 12pfd. Batterie, mit den in Cassel noch vorhandenen Truppen in starken Märschen nach Hersfeld zu gehen, die Infanterie per Eisenbahn; und die schon früher dorthin abgegangenen Bataillone nach Hünfeld zu instruiren. General von Döring wurde angewiesen, gleich nach Ankunft in Eisenach den Marsch nach Bacha anzutreten und sich mit den in Buttlar und Geisa stehenden Abtheilungen in Verbindung zu setzen. Das in Wehlar zurückgebliebene Detachement sollte sich sogleich der Eisenbahn bei Marburg versichern und wurde dem General von Peucker in Frankfurt zur Verfügung gestellt. In der Aufstellung der Truppen bei Fulda endlich wurden noch einige Aenderungen angeordnet zur bessern Vertheidigung und die Vorhut angewiesen, auf die Bewegungen der Bayern auf's Schärfste zu achten. Dem Kriegsminister wurde von allen diesen Befehlen per Telegramm Kenntniß gegeben.

Das für den 7. November bestimmt erwartete Vorgehen der Bayern erfolgte nicht und die Truppen harrten in ihren durch den anhaltenden Regen höchst ungemüthlich gewordenen bivouacs vergebens auf den so sehr erwünschten Angriff. Fürst Taxis erwartete das Herankommen seiner 2. Division, welches im Laufe dieses Tages stattfand, wie aus den Meldungen

der so weit als möglich vorgestoßenen Patrouillen zu schließen war. Bis zum Abend ließen keine ferneren Meldungen ein, weshalb Graf Groeben die Truppen aus den Vivouacs in Alarm-Quartiere in und um Fulda einrückten ließ unter Zurücklassung von Pickets in den betreffenden Stellungen. Erst spät am Abend erregte noch eine Meldung des General von Bonin, „daß vor seinen Vorposten im Haunthal bayerische Abtheilungen Dirlos und sogar Dipperz besetzt hätten, und daß er mit der ganzen Division aufbrechen werde, um dieselben zurückzuweisen,“ große Aufregung. Von der Energie dieses Generals war die sofortige Ausführung eines solchen Unternehmens, welches mit den bisher noch immer geltenden höheren Weisungen zur Vermeidung jeder Offensive durchaus nicht übereinstimmte, zu gewärtigen; es mußte daher noch in der Nacht dem General der bestimmte Befehl zugesendet werden, die Division in den ihr angewiesenen Stellungen ruhig stehen zu lassen und die vorgeschobenen Feldwachen näher an das Gros der Vorposten bei Margarethenhaun heranzuziehen.

Die Lage der Dinge bei Fulda wurde wesentlich verändert durch ein Telegramm des Kriegsministers vom 7., welches Nachmittags in Eisenach eingetroffen war und bei der großen Entfernung von dort bis Fulda, ca. 9 Meilen, erst in der Nacht in die Hände des commandirenden Generals gelangte. Es wurde darin eine Mittheilung des preussischen Bevollmächtigten in Wien an das Staatsministerium angeführt, mit dem Hinzufügen: „Bei den großen Rücksichten, welche die biesseitige Regierung gegenwärtig gegen Rußland haben müsse, erscheine es dem Staatsministerium wünschenswerth, daß Graf Groeben sich nach der Etappenstraße ziehe, insofern dem nicht militairische Rücksichten entgegenständen!“ Es war dies das erste Mal, daß die durch die Zeitungen schon längst als öffentliches Geheimniß betrachtete Einwirkung Rußlands auf die augenblicklichen politischen Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich, als Führer des wiedererstandenen Bundestages, auch officiell zur Sprache kam. Die Veranlassung zu der Depesche war wohl in dem Inhalt eines dem Grafen Groeben mitgetheilten Handbilletts des Ministers von Manteuffel an den Kriegsminister (ohne Datum, aber wahrscheinlich den 6. November spät Abends übersendet) zu finden, worin dieser, in seiner Eigenschaft als Minister-Präsident, dem Kriegsminister anheimstellte, durch einen an den Grafen Groeben zu sendenden Offizier diesem sagen zu lassen, wenn es die militairischen Rücksichten gestatteten, würde es aus politischen Gründen gut sein, wenn er sich auf die Etappenstraße nach Hersfeld zöge; dies würde den Eindruck der Mobilmachung in Etwas schwächen, und er habe auch die Möglichkeit in einem Briefe an Meyendorff angedeutet; ohnehin stünden dann die Truppen weiter von der bayerischen Grenze. In der Nacht vom 7. zum 8. traf auch in der That ein Offizier des Kriegsministeriums in Fulda ein.

Die Depesche des Kriegsministers wurde umgehend am 8. früh vom

Grafen Groeben dahin beantwortet, daß er es militairisch zwar wohl vorziehen könne, die für die verwendbare Truppenzahl zu ausgedehnte Stellung bei Fulda zu verlassen, daß er aber nach den Erklärungen, die er in Folge der Verletzung seiner Vorposten habe abgeben müssen, ohne höheren Befehl nicht zurückgehen und den militairisch-politisch wichtigen Punkt Fulda dem Gegner nicht freiwillig überlassen könne; vom militairischen Gesichtspunkte aus dürfe er nur dann ohne Kanonenschuß zurückgehen, wenn er dem Gegner erklären dürfe, er ginge über die Grenze zurück, weil ihm das höheren Orts befohlen worden zc. Schließlich bat der General um diesen bestimmten höheren Befehl, der aber schleunigst erfolgen müsse, da Fürst Tharx unbezweifelt heute (den 8.) weiter vorgehen und die Stellung angreifen würde.

Kaum war diese Depesche expedirt, als auch schon die ersten Meldungen von den Vorposten eingingen, daß man in der Nacht in allen von den bayerischen Truppen besetzten Ortschaften habe Generalmarsch schlagen hören und auf den Straßen unausgesetztes Fahren wahrgenommen habe. Graf Groeben ordnete sogleich an, daß nach allen Richtungen hin, wo man in den bayerischen Quartieren ungewöhnliche Bewegungen bemerkt habe, Patrouillen so weit als möglich vorgestoßen werden sollten, um nähere Nachrichten einzuziehen. Schon um 7 Uhr früh liefen Meldungen ein, daß die Bayern aus ihren Quartieren aufgebrochen, aber nicht vor- sondern zurückgegangen wären, von einer Patrouille nach Dirlös wurde sogar gemeldet, daß die Bayern um 3 Uhr den Ort verlassen und, nach Angabe der Einwohner, den Rückmarsch nach Bayern angetreten hätten. Obgleich diese Nachrichten sehr befremdend erschienen, so ließ Graf Groeben dennoch sowohl der Vorhut bei Kohlhaus als den Pikets auf den Lagerplätzen und den an den südlichen und westlichen Eingängen von Fulda ausgestellten Abtheilungen die Weisung zugehen, sich bereit zu halten. Sogar vom General von Ratte aus Kohlhaus wurde die rückgängige Bewegung bestätigt, er ließ melden: „daß man mit Tagesanbruch sich überzeugt habe, wie bei dem Frankfurter Hofe bei Lössenrode, wo die beiden Straßen zusammenstießen, große Colonnen aller Waffen sich formirten, welche im Rückmarsch begriffen wären; auf dem Höhenrande bei Lössenrode ständen aber noch, so viel man erkennen könne, das österreichische Jäger- und ein bayerisches Infanterie-Bataillon, einige Schwadronen Chevauxlegers und eine Batterie von sechs Geschützen, welche er für die Arrieregarde der abziehenden Truppen hielt, die zur Deckung des Abmarsches stehen geblieben sei und von den diesseitigen Vorposten scharf beobachtet würde.“

Bald sollte man sich davon überzeugen, daß der vermeintliche Rückmarsch keinen anderen Zweck gehabt habe, als die Einordnung der 2. Division in die Linie und die Formation beider Divisionen zum Angriff, denn gegen 10 Uhr ließ General v. Ratte nach Fulda melden, „daß die bei Lössenrode stehen gebliebenen Abtheilungen auf der Straße nach Fulda den Vormarsch angetreten hätten. An der Tête ein Zug Chevauxlegers auf der Straße zu

beiden Seiten derselben je ein Zug österreichischer Jäger, sechs Geschütze und zwei bis drei Schwadronen, denen noch ein bayerisches Bataillon folgte, zogen sie über die Brücke, ungeachtet des ihnen nochmals entgegengeschickten Protestes, und marschirten auf Bronnzell.

Graf Groeben hatte bei Eingang dieser Meldung sogleich in Fulda alarmiren lassen und sich dann mit seinem Stabe in dem Felde zwischen Kohlhaus und Bronnzell aufgestellt, von wo aus man das ganze Vorterrain übersehen konnte. Von Bronnzell her vernahm man Infanterief Feuer und bald ließ General v. Katte über die Vorgänge dort Näheres melden:

Die bayerische Avantgarde war auf der Straße rasch vorgegangen, die vorgeschobenen preußischen Feldwachen hatten sich langsam zurückgezogen gegen Bronnzell, eine links bei der Infanterie gestandene Husarenfeldwache mußte auf einem Wege zurückgehen, der etwa 350 Schritte südlich Bronnzell in die große Straße einmündet. Da sie gemessenen Befehl hatte, nur im Schritt zurückzugehen, die bayerischen Spitzen aber auf der großen Straße immer näher kamen, so lag die Besorgniß vor, daß diese den Punkt, wo der Seitenweg in die große Straße einmündete, eher erreichen würden, als die zurückgehenden Husaren, welche dadurch abgeschnitten worden wären; hierauf schienen es auch die bayerischen Chevauxlegers, durch wahrnehmbare Verstärkung des Schrittes ihrer Pferde, abgesehen zu haben. Um diesen Zusammenstoß zu vermeiden und die Bayern zum Stehen zu bringen, befohl General v. Katte dem Offizier der an dem Südausgange von Bronnzell stehenden Feldwache vom Füsilier-Bataillon 19. Regiments, einige Schüsse abzugeben. Es fielen etwa vier bis fünf Schüsse, die bayerischen Chevauxlegers prallten zurück, aber sofort entwickelten sich rechts und links der Straße die österreichischen Jäger mit musterhafter Schnelligkeit und Ordnung zu einer Tirailleurslinie, welche das Feuer lebhaft erwiderte und tirailleurnd gegen Bronnzell vorging, während links neben der Straße auf dem erhöhten Terrain zwei Geschütze aufzuhren und abproßten. Da es durchaus nicht in der Absicht lag, Bronnzell zu halten, sondern erst in Kohlhaus die Vertheidigung der Stellung von Fulda in erster Linie aufgenommen werden sollte, so zog General v. Katte die in Bronnzell stehenden Compagnien dorthin zurück. Raum hatten dieselben das Dorf verlassen, als ein lautes Hurrah! aus dem Südeingange herüberschallte, mit welchem die nachfolgenden österreichischen Jäger dort einrückten, wahrscheinlich in der Erwartung, im Dorfe noch Preußen vorzufinden. Dies ist der große Moment, den Fürst Tagis in seinem Tagesbefehl Nr. 3 vom 10. November also schildert: „Beim Anbruch des Tages standen meine Colonnen in der von mir befohlenen Ordnung. Die Avantgarde konnte sogleich unter dem Schutze der Batterie Rosenstengel den Thalgrund überschreiten und mit der dem tapferen General v. Heilbrunner eigenthümlichen Entschlossenheit sich des Dorfes Bronnzell bemächtigen, während die 1. und 2. Division durch ihre imposante Stellung auf den Höhen von

Löfchenrode uns in dem Besiz dieses Schlüssels zur Position von Kohlhaus und Fulda sicherte!“*)

Die Divisionen Radziwill und Bonin waren unterdessen in ihre resp. Stellungen bei Fulda eingerückt, und hatten die ihnen angewiesenen Punkte besetzt wie folgt:

Division Radziwill, deren Avantgarde zur Zeit mit dem Gegner engagirt war, hatte nach Räumung von Bronnzell mit 2 Bataillonen, 4 Schwadronen und $\frac{1}{2}$ reitende Batterie, die Stellung von Kohlhaus bezogen, wovon 1 Compagnie und 1 Schwadron links nach Edelzell, 2 Compagnien und 1 Schwadron rechts nach Johannesberg zur Deckung der alten Straße von Hanau entsendet waren. Das Gros, 6 Bataillone, stand zur Aufnahme der Avantgarde und zur unmittelbaren Vertheidigung der Stellung in und bei Fulda in erster Linie bereit, und hatte davon 1 Bataillon mit 1 Compagnie an der Krezmühle, 1 Compagnie in Bachrain und 2 Compagnien zur Reserve, ferner 1 Bataillon an den südlichen Eingängen der Stadt, am Landfrankenhaus, am Kirchhofe und am Schützenhause vertheilt, während 1 Bataillon zur Reserve in der Stadt aufgestellt war, welches 1 Compagnie nach der Domäne Neuenberg entsendet hatte; der Rest des Gros stand mit noch 3 Bataillonen verdeckt östlich der Stadt, zwischen dem Kalksteinbruch und der Lehmgrube. Die Reserve endlich, 2 Bataillone und 4 Schwadronen Cuirassiere, stand bei Unter-Ziefens. Von der Artillerie war 1 Batterie bei der Krezmühle, $\frac{1}{2}$ Batterie bei der Lehmgrube aufgefahen, während die 12pfd. Batterie Nr. 12 mit der 12pfd. Batterie Nr. 24 der Division Bonin vereinigt, Stellung bei dem Ziegelhose nahm. Die Division Bonin stand mit ihrer Avantgarde — 1 Bataillon, 2 Schwadronen, $\frac{1}{2}$ Batterie — bei Margarethenhain und hielt die Zugänge im Haunthale besetzt. Das Gros, 5 Bataillone, stand zwischen dem Petersberge und dem Rauschenberge, davon 1 Bataillon vertheilt zur Besetzung von Braunhaus (1 Comp.), Ziegelhof (1 Comp.), Scheiderhof und Lannigshof (1 Comp.) und Künzell (1 Comp.). Die Reserve, 2 Bataillone, 2 Schwadronen, $\frac{1}{2}$ reit. Batterie an der Straße nach Hünfeld bei Kalte-Herberge; die 12pfd. Batterie am Ziegelhose, wie bereits erwähnt. Zur Vertheidigung der westlichen Zugänge zur Stadt und der Fulda-Übergänge daselbst war das 3. Jäger-Bataillon bestimmt, welches zu dem Ende die Hornes- und die Wiesenmühle mit je 1 Compagnie besetzte und 2 Compagnien in Reserve hielt. Die massiven Brücken über den Fluß waren stark verbarrikadirt, die hölzernen Brücken ungangbar gemacht und die Stege abgeworfen. Es lag in der Absicht des commandirenden Generals, im Falle die Avantgarde zum Rückzuge genöthigt würde, dieselbe bei Fulda aufzunehmen, dann in erster Linie den Abschnitt

*) Nr. 231 der „Köln. Ztg.“ vom 23. November 1850 brachte den Tagesbefehl nebst Commentar.

Äckermühle, Bachrain, Künzell, in zweiter Linie die Stadt, Unter-Ziefens, Ziegelhof und Petersburg zu halten und, wenn der Gegner in seinem Angriff mürbe geworden, durch eine kräftige Offensive vom linken Flügel demselben in die Flanke zu gehen, unter Mitwirkung der ganzen Cavallerie. Als Graf Groeben auf dem Platze ankam, fand er das Feuergefecht vorwärts Kohlhaus in lebhaftem Gange; die aus Bronnzell zurückgegangenen Füsilier tirailirten unausgesetzt mit den langsam und vorsichtig vorgehenden österreichischen Jägern, deren Linie man zum Theil nur an den ausfliegenden Schüssen erkennen konnte, da sie sich niederwarfen und in ihren grauen Mänteln sich kaum vom Erdboden abzeichneten; man sah, daß man eine in diesem Dienst vorzüglich geschulte Truppe vor sich hatte. Im weiteren Vorgehen zogen sie sich immer weiter links im Thale der Fulda, und man erkannte deutlich ihre Absicht, auf diesem Wege die alte Straße nach Hanau und die Brücke von Kohlhaus zu erreichen, auf welche ihr Feuer besonders gerichtet war, doch ohne großen Erfolg, da die Füsilier hinter dem massiven Brückengeländer gute Deckung fanden. Ein Unteroffizier der Füsilier hatte sich hinter dem auf der Brücke stehenden heil. Nepomuk gedeckt, und entsendete von dort aus seine Kugeln, wodurch der Heilige den Büchsen der österreichischen Jäger ein vorzüglicher Zielpunkt wurde, so daß seine Rückseite über und über mit Eindringen der auf ihn gerichteten Kugeln bedeckt war*).

Auch gegen den linken Flügel der Avantgardestellung von Kohlhaus waren die Absichten des Gegners vernichtet, denn aus dem Walde auf dem Kohlungsberge debouchirten Trupps der österreichischen Jäger und zogen sich theils auf Kohlhaus, theils auf Edelzell. Graf Groeben ließ nun von der an der Äckermühle stehenden Batterie 4 Geschütze vorziehen, welche an dem von der Äckermühle nach Kohlhaus führenden Wege, etwa 1000 Schritte vom letztgenannten Orte aufzuziehen und abprobt; zugleich sammelten sich 3 Schwadronen des 10. Husaren-Regimentes an dem Wege von der Äckermühle nach Edelzell, nordöstlich von Kohlhaus, um vereint mit der $\frac{1}{2}$ Batterie die Avantgarde aufzunehmen, wenn dieselbe zum Verlassen von Kohlhaus genöthigt werden sollte.

In gespannter Erwartung sah man so, auf allen Punkten vorbereitet, dem weiteren Vorgehen der österreichischen Jäger und der ihnen folgenden Bayern entgegen. Nicht nur bei der Avantgarde, auch in den Stellungen des Gros steigerte sich die Aufregung der Truppen, welche jetzt endlich den ersehnten Augenblick gekommen glaubten, wo sie von der Waffe Gebrauch machen könnten. In der Stadt Fulda stieg die Besorgniß von Stunde zu Stunde, besonders als der Befehl zur Requisition von Fuhrwerk dort eintraf, zur etwaigen Aufnahme Verwundeter, welches bei dem unmobilen Stande

*) Der Soldatenhumor der polnischen Füsilier benutzte dies zu dem Ausspruch, der heil. Nepomuk habe aus Angst die Foden bekommen, aber doch als gute Deckung seine Schuldigkeit gethan.

des Corps, ohne Train, ohne Sanitätsdetachements, ohne Feldlazarethe, durchaus nothwendig war, um für alle Fälle vorbereitet zu sein. Als nun aber gar der Trompeter Krause des 10. Husaren-Regiments in Fulda einzog, seinen in der Lende durch eine Kugel verwundeten Schimmel an der Hand führend, mit durch das Peitschen seiner Wunde roth gefärbtem Schweisse und mit Blut bedeckt, da steckten die Bürger die Köpfe zusammen und glaubten, der Angriff auf die Stadt könne jeden Augenblick erfolgen. Im südlichen Theile der Stadt begann man die Häuser zu räumen, aus dem Landfrankenhanse wurden die Kranken in der Stadt untergebracht, und die Bürgerwehr, welche die Hauptwache besetzt hatte und, trotz wiederholter Anträge um Ablösung durch Truppen, in ihrer Stellung belassen worden war, begann sich zum Abzuge zu rüsten.

Der erwartete Angriff auf die Stellung der Avantgarde erfolgte nicht. denn zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags wurde das Feuer eingestellt, und die aufgelösten Schützenlinien zogen sich in Trupps zusammen; nur von Zeit zu Zeit hörte man noch einen vereinzelter Schuß. Zwei Offiziere, die Lieutenants von Vietinghof des 19. Infanterie-Regiments und von Platen des 10. Husaren-Regiments hatten Kugeln durch die Paletots, und der Trompeterschimmel den Schuß in die Lende erhalten, weitere Verwundungen waren nicht vorgekommen. Auf gegnerischer Seite waren 5 österreichische Jäger verwundet, und von den Bayern 1 Offizier und 4 Gemeine durch Prellschüsse getroffen. Fürst Taxis verfehlte nicht, die „Namen jener Tapferen, welche die Ehre des Tages mit ihrem Blute besiegelten“, in dem schon erwähnten Tagesbefehl anzuführen. Daß am Abend noch ein Oberlieutenant und ein Corporal, welche sich in unsere Vorposten bei Johannesberg verirrt hatten, von dem Fahnrich v. Münchhausen 19. Regiments zu Gefangenen gemacht, aber gleich wieder freigegeben und zu den bayerischen Vorposten zurückgeschickt wurden, verschweigt der Tagesbefehl*).

*) Tagesbefehl des Fürsten Taxis. Das Armeecorps hat durch die großen Anstrengungen, die es seit dem Ausmarsch aus den Garnisonen mit der größten Ausdauer und dem unverkennbarsten Pflichtgefühl überwunden hat, uns in den Stand gesetzt, am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde bei Lössenrode die 1. Division aus den gefährlichen Defileen von Schlüchtern und Gelnhausen mit der 2. Division zu vereinigen, die das Rhöngebirge in Eilmärschen überschritten hatte. Wir konnten die schönen Positionen von Neuhof, Lössenrode und Bronnzell mit überraschender Schnelligkeit besetzen und dadurch Schritt vor Schritt festhalten. Der Nachtmarsch vom 7. zum 8. war ein Muster von guter Disciplin und vollkommener Ruhe. Beim Anbruch des Tages standen meine Colonnen in der von mir befohlenen Ordnung. Die Avantgarde konnte sogleich, unter dem Schutze der Batterie Rosenstengel den Thalgrund überschreiten und mit der dem tapferen General von Heilbrunner eigenthümlichen Entschlossenheit sich des Dorfes Bronnzell bemächtigen, während die 1. und 2. Division durch ihre imposante Stellung auf den Höhen von Lössenrode uns den Besitz dieses Schlüssels zur Position von Koblhaus und Fulda sicherte. Indem ich nun sämmtlichen Herren Generalen, Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten des vereinigten Armeecorps, insbesondere dem Herrn General von Heilbronner, dem

Während seines Aufenthalts in dem Felde südlich von Fulda wurde dem Grafen Groeben durch Staffette gegen 11 Uhr ein Nachts 2 1/2 Uhr in Eisenach eingegangenes Telegramm des Kriegsministers überbracht. Er eröffnete dasselbe nicht sogleich, da er erst den Verlauf des bei den Vorposten begonnenen Tirailleurgeschäfts abwarten wollte; als aber das Feuer schwächer zu werden schien, nahm er Kenntniß von dem Inhalte. Der Kriegsminister hob darin die große Wichtigkeit und Nothwendigkeit hervor, welche in dem Vermeiden eines Ausbruchs der Feindseligkeiten in Hessen liege, den die Gegner zwar wünschten, aber Preußen zur Initiative verleiten wollten, zur Berechtigung zu einer Kriegserklärung und zu einem Angriff vor beendeter Rüstung, „es hänge daher Alles von dem Frieden in Hessen ab, welcher selbst sehr großer Opfer werth sei!“ Daran knüpfte sich nun zum vierten Male die Mahnung, ob es nicht rathamer sei, freiwillig auf die Etappenstraße zurückzugehen, wo das Corps in seinem vollen Rechte wäre und der Commandirende sich nach eigenem Ermessen bewegen könne; da jetzt die ganze Armee in Bereitschaft trete, so sei das kleine Corps in Hessen von allen extraordinären Leistungen entbunden, die sicherlich über seine Kräfte gingen, und, wenn auch noch so energisch durchgeführt, doch keine guten Folgen haben könnten, wohl aber sehr üble u. s. w.

Graf Groeben war keinen Augenblick unschlüssig, was zu thun sei. Bei Eingang der Depesche waren die Vorposten bereits engagirt, ein sofortiges Zurückgehen erachtete er daher mit der Wahrung der Waffenehre unvereinbar und glaubte erst abwarten zu müssen, ob der begonnene Angriff fortgesetzt werde. Als dies nicht geschah und bis 6 Uhr Abends keine weiteren Bewegungen des Gegners wahrgenommen wurden, faßte er den Entschluß, den Rückmarsch auf die Etappenstraße anzuordnen, obgleich der beantragte bestimmte Befehl dazu noch nicht eingetroffen war.

I. I. Major, Herr v. Pehler, den Herren Hauptleuten Weiß, vom I. I. 14. Jägerbataillon und Scheffner vom I. bayerischen 11. Infanterie-Regiment und dem Herrn Oberleutenant Ferdinand Petrowitz vom I. I. 14. Jäger-Bataillon die wohlverdiente Anerkennung aussprechen, fühle ich mich sehr glücklich, den so eben durch Courier von Frankfurt eingetroffenen, von der hohen Bundesversammlung eingegangenen Dank den vereinigten Truppen bekannt zu geben, wonach die vollkommene Zufriedenheit der hohen Versammlung mit ihrem ausdauernden und musterhaften Verhalten in Erfüllung ihrer überaus schwierigen und an Entbehrungen und Strapazen reichen Aufgabe öffentlich ausgesprochen wird. Es bleibt mir nur noch übrig, die Namen jener Tapferen bekannt zu geben, welche die Ehre des Tages mit ihrem Blute bezahlten. Vom I. I. 14. Jäger-Bataillon wurden verwundet: der Gemeine Wasack leicht, die Gemeinen Schuß, Kamenar, Müller, Brohaszka schwer. Prellschüsse erhielten: der Oberleutenant Freiherr v. Horn vom I. bay. 5. Chevauxleger-Regiment Reiningen, dann die Gemeinen Riet, Muhl und Rnie vom I. bayer. Infanterie-Regiment Isenburg.

Jetzt, wo ich dem Armee-Corps einige Tage Ruhe gönnen kann, sind alle Vorbereitungen zu neuen Anstrengungen zu treffen, vor Allem aber die größte Ordnung in den Cantonnements eintreten zu lassen.

Gegeben Hauptquartier Fulda, den 10. November 1850.

gez. Carl Theodor, Fürst von Thurn und Taxis,
General der Cavallerie und comm. General.

Die Truppen hatten in ihren Stellungen die Vorgänge bei der Avantgarde mit größter Spannung beobachtet und waren auf einen Angriff vollständig vorbereitet und gefaßt. Die von der Division Tiegen requirirten und in Marsch gesetzten Füsilier-Bataillone des 18. und 32. Regiments nebst dem Jäger-Bataillon, welche den 7. in Hünfeld eingetroffen waren und dort den Befehl vorgefunden hatten, den 8. November den Marsch nach Fulda fortzusetzen, wo ihnen Quartiere angewiesen waren, hatten ihren Marsch derartig beschleunigt, daß sie schon gegen Mittag eintrafen und, statt in die bestimmten Quartiere zu gehen, sich der bei Kalte-Herberge stehenden Reserve der Division Bonin anschlossen. Als sich gegen Abend die Kunde von dem beschlossenen Rückmarsche in den Bivouacs verbreitete, machte die bisherige freudige Erwartung des Kampfes einer tiefen Mißstimmung Platz, bevor noch der bestimmte Befehl dorthin gelangt war. General von Bonin eilte in der größten Aufregung nach Fulda, um Bestimmteres zu erfahren, und nur mit großer Mühe gelang es, ihn zu beruhigen und auf die Nothwendigkeit des Verlassens der Stellung hinzuweisen.

Im Hauptquartier herrschte nicht minder große Verstimmung, welche nur weniger empfunden wurde durch die nothwendig werdende angestrengte Thätigkeit, um für den Rückmarsch die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Der Befehl zum Aufbruch für den 9. November wurde ausgegeben; die einzelnen Truppentheile mußten noch in der Nacht Fouriere mit Wagen nach Fulda schicken, um die dort aufgestapelten Verpflegungsmittel in Empfang zu nehmen, und besonders auch die unzähligen auf der Post nach und nach angesammelten Briefe und Pakete abzuholen, deren Auslieferung an die Adressaten der Postmeister trotz der ihm beigegebenen militairischen Schreibhülfe nicht hatte bewältigen können, denn eine Feldpost war noch nicht vorhanden.

Schon gegen 7 Uhr Abends hatte Graf Groeben einen Generalstabs-offizier an den Fürsten Taxis abgesendet mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er demselben mittheilte, daß das preußische Armeecorps in Folge höherer Weisung die Stellung bei Fulda verlassen und auf die Etappenstraße Bacha-Hersfeld zurückgehen werde; Fulda werde um 12 Uhr geräumt sein, die Arrieregarde würde den Befehl erhalten, nicht zu laden, wenn der Fürst für seine Avantgarde Gleiches anordnen wolle; er möge im Abstand von $\frac{1}{2}$ Meile ruhig nachfolgen. Der Schluß des Schreibens lautete wörtlich: „Gew. Durchlaucht werden begreifen, wie schwer es einem alten Soldaten werden muß, sein Terrain ohne Schwertstreich zu räumen, aber ich füge mich nichtsdestoweniger einer höheren Macht, indem ich darin meine Beruhigung finde, daß dieser Schritt, so Gott will! der Beginn einer erfreulichen Lösung aller der Schwierigkeiten und Differenzen sein möge, welche zur Zeit noch obschweben“ &c.

Fürst Taxis antwortete nicht minder verbindlich, daß er erst um 2 Uhr in Fulda einrücken werde, unterließ es jedoch nicht, die Nothwendigkeit

des Vormarsches nach Kassel besonders hervorzuheben, wobei seine Truppen die Etappenstraße so schnell als möglich überschreiten und an keinem der conventionsmäßig festgestellten Etappenorte anhalten würden, um so mehr, da ihm Alles daran gelegen sein müsse „die Thätigkeit des Herrn Bundescommissars, welche erst in Cassel in volle Wirksamkeit treten könne“, mit der materiellen Macht zu unterstützen.

Mit dieser Antwort kehrte der Generalstabsoffizier gegen Mitternacht nach Fulda zurück. Er hatte den Fürsten im Frankfurter Hofe zu Lössenrode gefunden, wo das Hauptquartier felbmäßig untergebracht war, und war sehr freundlich empfangen worden. An dem nördlichen Ausgange von Bronnzell war er von einer Feldwache der österreichischen Jäger, welche dort eine hohe Barricade aufgeworfen hatten, angehalten und auf sein Verlangen zum Commandeur der Avantgarde, General von Heilbronner, geführt worden, der ihn durch einen Offizier nach Lössenrode escortiren ließ. Zu beiden Seiten der Straße zeigten sich die Wachfeuer der Vivouacs der Bayern und bei der Avantgarde waren alle Vorbereitungen getroffen, um einem etwaigen nächtlichen Angriffe kräftig entgegentreten zu können, denn vor dem durch eine hohe Barricade gesicherten nördlichen Ausgange von Bronnzell waren auf der Straße bis zur Hälfte des Weges nach Kohnhaus die Bäume gefällt und derartig niedergelegt, daß nur ein schmaler Raum in der Mitte der Straße freiblieb, der jedoch durch Zusammenziehen der Spitzen der gefällten Bäume leicht verschlossen und auf diese Weise ein starker Verhau hergestellt werden konnte.

In der Nacht gingen noch zwei Telegramme des Kriegsministers ein, beide vom 8. November datirt. Das erste, 6 Uhr Abends in Eisenach eingetroffen, enthielt den bestimmten Befehl: „Ew. Excellenz haben sich auf die Etappenstraße zurückzuziehen, und dieselbe zu halten.“ Motivirt war dieser Befehl dadurch, daß bei der gegenwärtigen Lage der Verhandlungen nunmehr bei den Operationen in Kurhessen politische Rücksichten wieder in den Vordergrund traten, woraus es erforderlich wäre, daß unsere Truppen sich auf die Besetzung der Etappenstraße beschränkten. Das zweite Telegramm, um Mitternacht in Eisenach eingetroffen, enthielt die erbetene Antwort auf die am 8. früh an den Kriegsminister abgegangene Depesche des Grafen Groeben, welche um 6½ Uhr Abends in Berlin eingelaufen war. Unter Hinweisung auf das Mittags in Berlin abgegangene erste Telegramm wurde der Befehl zum Zurückgehen auf die Etappenstraße wiederholt mit dem Zusätze, wenn dies nicht ausführbar sei aus militairischen Gründen, oder Graf Groeben sich auf der Etappenstraße nicht halten könne, so werde er ermächtigt, den Rückzug nach eigenem Ermessen anzuordnen. Das Einverständniß Sr. Majestät des Königs wurde besonders betont und außerdem noch hinzugefügt, daß in der dem Gegner zu gebenden Erklärung Alles wegzulassen sei, was drohend oder feindlich klingen könnte.

Hierdurch sah Graf Groeben nun seine bisher getroffenen Anordnungen

durchaus gerechtfertigt. Ueber das sofort in der gegnerischen Tagespresse erhobene Geschrei und den Vorwurf, den ersten Schuß gethan zu haben, konnten der Commandirende sowohl, als die unter seinem Befehle stehenden Truppen vollkommen beruhigt sein, denn Fürst Loxis hätte aus den Vorgängen erkennen müssen, daß preussische Truppen sich nicht so ohne Weiteres auf die Seite schieben lassen, um so mehr, da er durch die verschiedenen Proteste und Erklärungen gewarnt war.

Hiermit war der erste Act des militairischen Schauspiels in Kurhessen beendet, welches mehr und mehr für die Betheiligten sich zu einem Trauerspiel zu gestalten schien, da auch der folgende zweite und letzte Act nur wenige Scenen aufzuweisen hat, durch welche das militairische Selbstgefühl der Truppen einige Auffrischung und Befriedigung erhielt.

Nachweisung

der Truppen des preussischen Armee-Corps zur Besetzung des Kurfürstenthums Hessen.

Command. Gen.: Gen. d. Cav. Graf von der Groeben.

Chef des Gen.-Stabes: Major von Voigts-Rhege.

Gen.-Stab:	Adjutantur:	Intendant:
Hauptm. von Schaumburg.	Major von Pfuhlstein.	Int.-R. Messerschmidt.
Hauptm. Schwarz.	Sec.-Lt. Graf v. d. Groeben (Garde du Corps).	

Detachirt: Sec.-Lt. v. Wihendorf (8. Ulanen-Regt.) zur Beobachtung in Coburg.

„ Sec.-Lt. v. Laasse (17. Infant.-Regt.) zur Beobachtung in Meiningen.

1. Division.

Comm.: Gen.-Lt. Fürst Wilhelm Radziwill.

Gen.-Stab:	Adjutantur:	Comm. der Artillerie:
Major v. Clausenwih.	Rittm. v. Poddielesky. Hauptm. v. Kurowsky.	Major v. Klinkowström.

Infanterie:	14. Infant.-Regt.	3 Batt. — Schwadr. — Gesch.
General-Major v. Benzel.	19. Infant.-Regt.	3 „ — „ — „
	8. Jäger-Bataillon	1 „ — „ — „
Cavallerie:	7. Kürassier-Regt.	4 „ — „ — „
General-Major v. Ratte.	10. Husaren-Regt.	4 „ — „ — „
Artillerie:	mobile 12 pfd. Batterie Nr. 12	8 „ — „ — „
	rettende Batterie Nr. 11	8 „ — „ — „

Es kamen später noch hinzu: 7 Batt. 8 Schwadr. 16 Gesch.

2. Bat. 31. Infant.-Regts.	1 „ — „ — „
1. Bat. 8. (Reib-) Infant.-Regts. *)	1 „ — „ — „
Füsilier-Bat. 7. Infant.-Regts.	1 „ — „ — „
6 pfd. Fuß-Batterie Nr. 18	8 „ — „ — „

Somit am 1. November vorhanden: 10 Batt. 8 Schwadr. 24 Gesch.

2. Division.

Gen.-Stab:		Adjutantur:		Comm. der Artillerie:		
Major Leo.		Hauptm. Ködlich. Sec.-Lt. Knitter (4. Drag.-Regt.)		Major Sperling.		
Infanterie: Oberst Herwarth v. Bittensfeld.	{	1. und 2. Bat. 13. Infant.-Regts.	2 Batt.	Schwadr.	Gefh.	
		2. Bat. 15. Infant.-Regts.	1	—	—	
		17. Infant.-Regt.	3	—	—	
		Füßiller-Bat. 29. Infant.-Regts.	1	—	—	
				7 Batt.	Schwadr.	Gefh.
Cavallerie: Oberst v. Rutius.	{	3. und 4. Schwadr. 5. Ulanen-Regts.	— Batt.	2 Schwadr.	Gefh.	
		3. und 4. Schwadr. 8. Ulanen-Regts.	—	2	—	
Artillerie:	{	mobile reitende Batterie Nr. 19	—	—	8	
		12 pfd. Batterie Nr. 24 (altes Mater. ohne Haubitzen)	—	—	6	
		Summa:		7 Batt.	4 Schwadr.	14 Gefh.

NB. Das 1. Bat. Garde-Reserve-Regts. und die 1. Schwadr. 8. Ulanen-Regts. blieben bei Weiphar zur Deckung der Frankfurt-Casseler Eisenbahn und traten unter den Befehl des Gen.-Lieut. v. Peuder in Frankfurt.

3. Division.

Gen.-Stab:		Comm.: Gen.-Lt. v. Tietzen und Hennig.	
Hauptm. v. Blumenthal.		Adjutantur:	Comm. der Artillerie:
		Hauptm. v. Zittwitz.	Major Kramer.
		Sec.-Lt. v. Bassenwitz (8. Fuß.-Regt.)	
Infanterie: General-Major v. Koch.	{	18. Infant.-Regt.	3 Batt. — Schwadr. — Gefh.
		39. Infant.-Regt.	3 „ — „ — „
Cavallerie: Oberst Graf zu Solms- Laubach.	{	4. Jäger-Bataillon	1 „ — „ — „
		4. Kürassier-Regt.	— „ 4 „ — „
Artillerie:	{	12. Husaren-Regt.	— „ 4 „ — „
		12 pfd. Fuß.-Batterie Nr. 19 (altes Mater. ohne Haubitzen)	— „ — „ 6 „
	{	6 pfd. Fuß.-Batterie Nr. 31	— „ — „ 8 „
			Summa 7 Batt. 8 Schwadr. 14 Gefh.

Die Formation zur Ordre de Bataille war den Divisions-Commandeuren anheimgegeben.

*) Später der Division Bonin überwiesen.





Illustrierte Bibliographie.



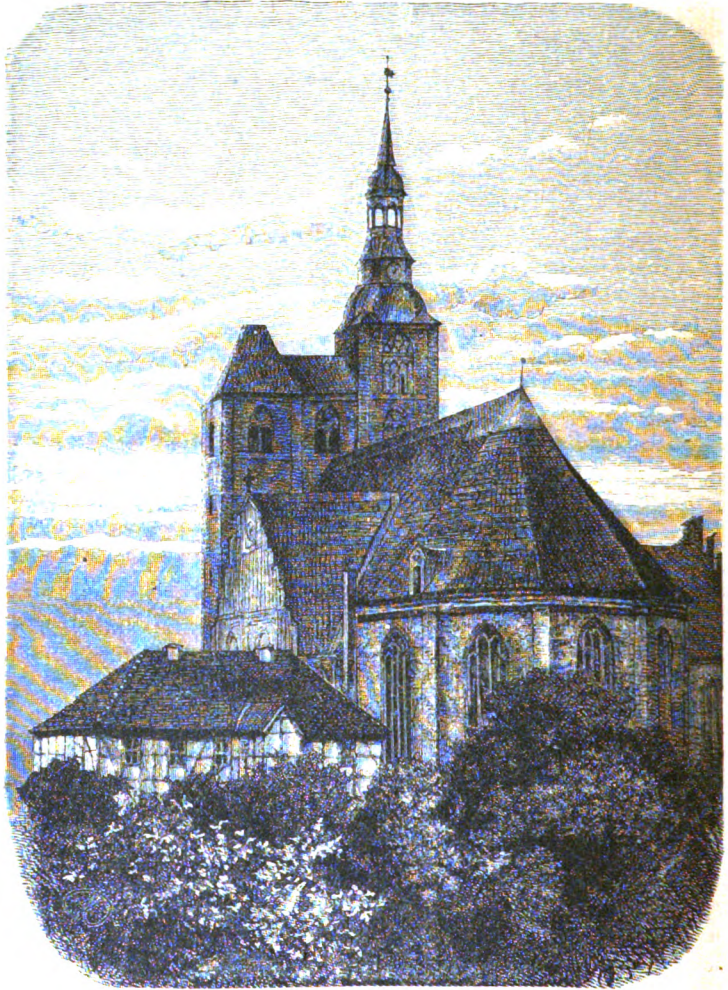
Liber aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Rudolf Parisius. Mit 140 Original Holzschnitten (aus der xylographischen Anstalt von J. F. Richter in Hamburg). Hamburg, Verlag von J. F. Richter.

Vor mehr denn Jahresfrist wurde an dieser Stelle einmal der Wunsch geäußert nach einem gut geschriebenen, gut illustrierten Buche über die Mark. Ihm mußte jeder richtig Fühlende eine ganz andere Theilnahme entgegenbringen als allen den Veröffentlichungen über ferne Länder, die auf die ungesunde, dem Deutschen eigenthümliche Vorliebe für das Fremde berechnet sind. Jener Wunsch scheint sich allmählich, langsam und Theil für Theil zu verwirklichen, als sollten wir wirklich eine Art Literatur über die Mark erhalten. Betrachten wir, was bis jetzt erschienen ist — und es findet sich Tüchtiges, Anerkennenswerthes darunter — als Vorboten einer reicheren Erfüllung.

Für eine solche Annahme spricht die ganze Entwicklung der Dinge. Nicht nur die Richtung unserer Literatur, die sich immer allgemeiner dem wirklichen Leben, der scharfen, frischfarbigen Umgebung anstatt verschwimmender Fernen zuzuwenden scheint, sondern auch der Umstand, daß die Bedeutung der Mark für ganz Deutschland klarer und klarer heraustritt.

Denn sie ist jetzt in der That der Watergau des ganzen Landes. Während wir in der Geschichte der anderen Stämme und Staaten eigentlich fast zwecklose Bildungen erkennen, die nur für Augenblicke eine vorübergehende Wichtigkeit gewinnen konnten, gewahren wir in der Geschichte der Mark ein regelmäßiges, immer machtvolleres Anwachsen, das gleich einem Werke der Natur den Anschein trägt, als sei das Ganze planmäßig geschaffen. Sicherlich — gefällig ist diese Geschichte nicht. Sie ist düster, es handelt sich darin um Dinge, die uns ärmlich erscheinen, und wir vermüssen die großen Züge, die sich fast unverändert auf die Bretter verpflanzen lassen. Es fehlt eben die Legende; der Märker ist von jeher zu nüchtern gewesen und zu ehrlich gegen sich selbst, um einem hübschen Kleide der Dinge viel Werth beizumessen. Man muß etwas Liebe mitbringen und auf den Kern der unansehnlichen Ereignisse, auf ihre Bedeutung durchzubringen sich bemühen, um sie nach Gebühr zu würdigen. Aber der Augenblick scheint ja nun endlich gekommen, wo wir auf mehr Vorurtheilsfreiheit, vielleicht auch auf ein wenig mehr Liebe rechnen dürfen, als bisher. Wer mit solchen Gefühlen unsere Geschichte ansieht, der erkennt, daß diese dunklen, trägrinnenden Quellen die Ursprünge jenes Stromes sind, der jetzt breit und mächtig in die Welt-

geschichte einfluthet. Mag er manch' anderen statischen Fluß weiterhin aufgenommen, mag er an den Stellen seines stolzeſten Laufes andere Namen, die Preußens, Deutschlands, angenommen haben: fragt man nach ſeiner Quelle, ſo nennen wir doch immer die Mark.



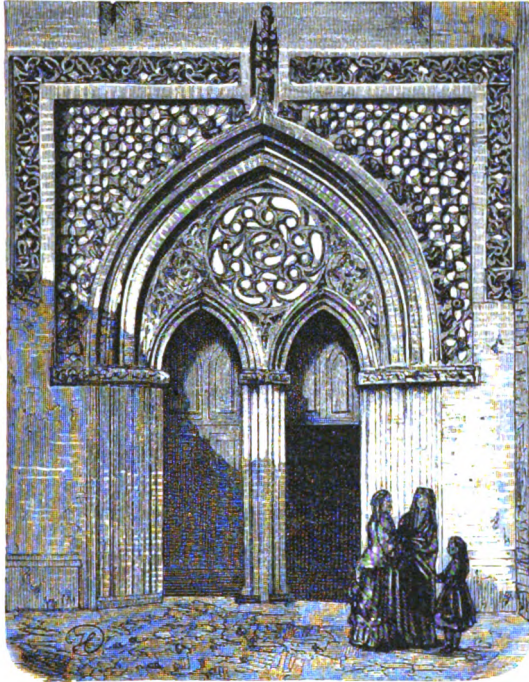
St. Stephanskirche zu Tangermünde.

Dietrichs & Barjiss, Bilder aus der Altmark. (Verlag von J. F. Richter in Hamburg.)

Das ist die Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Und die natürliche Folge davon ist die, daß Deutschland lernen wird, sich um die Mark doch allmählich eingehender zu bekümmern, daß es verlernen wird, das Land einfach als die Reichsfreusandbüchse zu betrachten (ein Glück, wenn das schwergliedrige Wort verschwindet!), die Hauptstadt als einen reizlosen riesigen Häuserhaufen und unsere Vergangenheit als das belanglose Hader von Baunfürst und Krautjunker wegen einiger Ellen gestohlenen Bandes.

Auch der Märker wird es wohl noch lernen, mit stolzerer Freude auf seine Heimath zu blicken, und damit wird sich ihm auch seine Geschichte wieder frischer beleben, und er wird mehr davon im Sinne behalten als die Namen Albrechts des Bären, des falschen Waldemar, eine dunkle Erinnerung an die Fausle Grethe und an die Ermordung des Probstes von Bernau.

Es hieß wirklich sorglos sein, des naheliegenden Schönen so zu vergessen; und wir sollten nicht unterlassen, uns dafür an die Brust zu schlagen. Denn das Schöne, ja Großartige ist immer dagewesen; was fehlte, das war bloß das Auge, es zu erkennen. Das hat, um nur Einen, den Einsichtigsten und Tüchtigsten, zu nennen, Fontane bewiesen. Aus dieser verschrienen Sandwüste hat er eine Fülle von Schönheit und Poesie herausgepflügt, welche die Zuschauer wohl früher hätte stutzig machen sollen. Mit seinem prächtigen Buche, seinen Wanderungen durch die Mark, hat er sich ein hohes Verdienst erworben, ein bleibendes Werk geschaffen: das kann man gar nicht oft genug wiederholen, und nicht oft genug kann man ihm dafür danken. — An einen Zweiten sei hier noch erinnert, an einen halb Vergessenen, einen unverbildeten, undankbar, schmählich Vergessenen, — an Willibald Alexis. An den ersten großen Erzähler, der sein warmes Herz, seinen gesunden Sinn und sein großartiges Nachfühlen an die märkische Geschichte hingegeben hat, um ihr dichterisches Leben einzupflügen. Wird der



Portal der Stephanskirche zu Tangermünde.
Dietrichs & Barillus. Bilder aus der Altmark.
Verlag von J. F. Richter in Hamburg.)

Tag nimmer kommen, wo wenigstens jeder Berliner den Roland von Berlin kennt, jeder Märker die Hosen des Herrn von Bredow, jeder Preuße Cabanis und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht? Werden wir Deutschen noch lange unsere häßliche Untugend erweisen und undankbar sein? nie erkennen, daß ein Volk, welches eine Literatur besitzt, auch Pflichten gegen dieselbe zu erfüllen hat?

Die Verdienste dieser beiden Schriftsteller erstrecken sich übrigens, wie bekannt, nur auf einen Theil der Mark. Die eigentliche Altmark selbst, der Landstrich links der Elbe, der ursprüngliche Ausgangspunkt der Staatsbildung zwischen Elbe und Oder, war von ihnen nicht berührt worden. In diese Lücke nun treten die vorliegenden Bilder aus der Altmark glücklich ein.

Der Umstand, daß der Verfasser wie der Zeichner (des Buches beide geborne Altmärker sind, berechtigt von vornherein zu der Erwartung, daß sie an ihr Werk mit

ebenso viel Liebe wie Verständniß gegangen sein werden. — Hermann Dietrichs, der Zeichner, hat während mehrerer Jahre die Aufnahmen zu seinen Bildern vorbereitet, die Provinz durchstreift, um die Baudenkmäler und Ansichten und die Bildnisse berühmter Altmärker zu zeichnen. Daß dieser Theil des Werkes in einer Hand gelegen hat, das empfindet man angenehm in der Uebereinstimmung der Illustrationen unter einander. Hermann Dietrichs ist keiner von denen, die auf die Ueberreizung des Beschauers rechnen. Sein Vortrag ist einfach, gleich den Dingen, die er giebt. Aber so wie man den ersten Eindruck überwunden hat, der derjenige entschiedener Wahrheit und Scharfblicks ist, gewahrt man mehr und mehr, daß Dietrichs die Dinge als ein wirklicher Künstler schaut und darstellt. Besonders die größeren Blätter erzwingen in dem Betrachtenden stets die Stimmung, die der Zeichner in sie hineingelegt. — An den Holzschnceider stellen diese Blätter nicht die Anforderung, das eigentlich in diesem Materiale Unmögliche hervorzubringen — wie es sonst häufig verlangt und glänzend erreicht wird. Man kann nach ihnen nicht die Grenzen dessen, was die F. F. Richter'sche Anstalt zu leisten vermag, ermessen. Aber jedenfalls ist das, was sie hier bietet, durchaus tüchtig und anerkennenswerth. Die Arbeit ist höchst sauber und deutlich. Es



Reliquienkästchen.

Dietrichs & Parisius, Bilder aus der Altmark.
(Verlag von J. F. Richter in Hamburg.)

ist erfreulich, daß auf diese Weise besonders die Bauten der Altmark in guten Abbildungen allgemein bekannt werden, denn in den übrigen Theilen Deutschlands macht man sich schwerlich eine Vorstellung, wie viel merkwürdige Bauwerke jener Bezirk enthält. Das Kennzeichnende für sie ist die Anwendung des Backsteins, welcher der auch hier vorherrschenden Gothik ein ganz eigenthümliches Gepräge giebt. In den Werken von Abler und Strud und Meyer-

heim besaßen die Sachkundigen freilich schon längst mustergiltige Aufnahmen dieser Bauten; indeß sind diese erklärlicher Weise kaum in weitere Kreise gedrungen. —

Während also ein Zeichner das ganze Werk versehen hat, ist diesmal ungewöhnlicher Weise eine gewisse Arbeitstheilung für den Text eingeführt worden. Wenigstens hat der Verfasser desselben, Ludolph Parisius, der bekannte Abgeordnete, die Bearbeitung einzelner geschichtlicher Abschnitte auf Oskar Schwebel übertragen, denselben, der in seinen Culturhistorischen Bildern aus der Reichshauptstadt und aus der Mark sich schon längst als einen für diese Aufgabe Berufenen erwiesen hat. Indesß den weitaus größten Theil des Buches hat Parisius selbst geschrieben. Er führt den Leser von Ort zu Ort und erzählt ihm von jedem Geschichte und Art der Bewohner. So hat er u. A. in einer der ersten, vorliegenden Lieferungen gelegentlich Tangermündes der unglückseligen Grete eine eigenen, sehr fesselnden Abschnitt gewidmet. Er nimmt die Untersuchung jenes Brandstiftungsfalles, die in den seitdem verflossenen Jahrhunderten nur noch einmal und völlig urtheilslos dargestellt worden war, noch einmal auf und kommt auf Grund der noch erhaltenen Acten zu ganz merkwürdigen, überraschenden Schlüssen. Ist dies schon darum anziehend, weil man für das arme Weib, seitdem es in Fontane seinen Dichter gefunden hat, unwillkürlich menschliche Theilnahme empfindet, weil man auch neugierig ist, wie sich die Dichtung zu der Ueberslieferung und zu der recht verschieden lautenden Wahrheit verhält — so findet man an der Untersuchung auch eine rein sachliche Freude, denn sie entrollt ein so lebensvolles Bild jener wüsten Zeit, wie man es eigentlich

nur in dichterischen Nachschöpfungen, aber sehr selten in Darstellungen dieser rein geschichtlichen Art zu finden gewohnt ist. Jener Abschnitt ist eine Leistung, die ohne Zweifel Jedem von dem klaren Blick und der gewandten Darstellung des Verfassers eine hohe Meinung aufnöthigen muß. Uebrigens hat er auch schon gewirkt. Am Jahrestage des furchtbaren Brandes ist der Unglücklichen von der Kanzel herab eine späte Ehrenerklärung gegeben worden. Bezüglich Tangermündes erwähnt Parisius auch, daß man die Thürme der alten Pfalz, des Sitzes der ersten brandenburgischen Fürsten,



Kurfürst Friedrich I.

Dietrich & Parisius, Bilder aus der Altmark. (Verlag von J. F. Richter in Hamburg.)

auch der ersten Hohenzollern, der Geburtsstätte mehrerer Kurfürsten, in unverantwortlicher Nachlässigkeit verfallen läßt. Die Nähe des Flusses droht sie völlig zu zerstören. Hoffentlich lenkt diese Mahnung die Aufmerksamkeit auf das ehrwürdige Bauwerk, so daß irgend etwas zu seiner Erhaltung gethan wird.

Die noch ausstehenden Lieferungen versprechen nicht minder Interessantes; Schilderungen der Leßlinger Haide, wo der Kaiser zu jagen pflegt, der Hoppendörfer, der Wische, einer noch von den Flamingen eingebeichteten Niederung mit Kirchen von seltenem Alter, des Hanzjochenvinkels, eines Bauernbezirks, auf dem Wenden noch unvermischt unter Sachsen wohnen und Hünengräber als stumme Zeugen einer

noch älteren Urbevölkerung daliegen, des moorigen Drömlings — schon die bloßen Namen klingen so vielversprechend wunderbar, daß die Neugierde sich regt. Auch den alten Adelsgeschlechtern der Provinz soll eine eingehende Beachtung gewährt werden: man weiß, es sind ihrer viele, und ihre Namen, die Knefkecks, Schulenburgs, Alvenslebens, Bismarcks, haben einen schmetternden Klang in unserer Geschichte. Auch Bülow, der General der Freiheitskriege, war ein Altmärker, und Winkelman — das Land kann stolz auf seine Söhne sein.

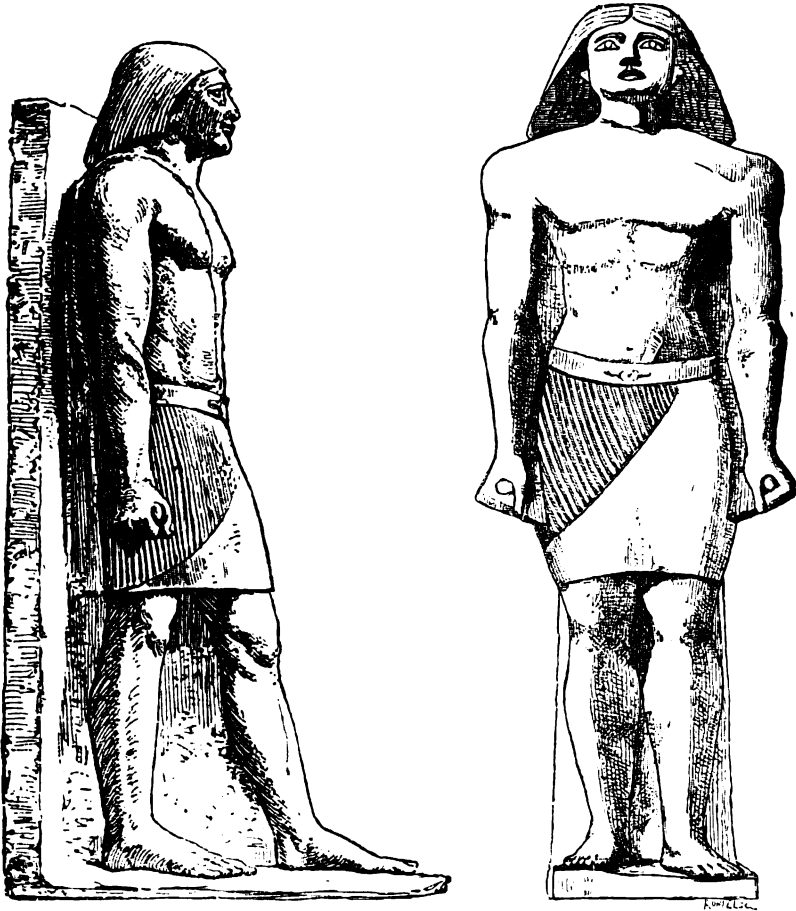
Hoffentlich erscheinen die Lieferungen in so rascher Folge, daß man sich bald des abgeschlossenen Werkes erfreuen darf. —ck.

Geschichte der Kunst im Alterthum. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietzschmann. Mit einer Vorrede von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Von der Literatur hat Jemand gesagt, sie gleiche einem Baume, dessen Wurzeln niederwärts, dessen Zweige aufwärts gingen — beide ihrem Wesen nach ähnlich, diese von jenen erhalten. Eine solche Betrachtungsweise gilt schließlich für jede geschichtliche Auffassung, wofern diese nur mit wirklichem Verständnisse dem Gange der Dinge nachspüren will. Ueberall erkennt man, wie das Neue nicht unvermittelt entsteht, sondern sich allmählich aus langsam Absterbendem heraus entwickelt, gewahrt man eine Regelmäßigkeit der Bildungen, in der man etwas wie das Walten eines Naturgesetzes zu finden meint. Wie in der Natur, so wird auch hier eine verschwenderische Fülle von Reimen ausgestreut; aber wie dort, so herrscht hier die weiseste Sparsamkeit darin, daß das Todte nicht nutzlos vergeht, sondern den Dung für frisches Wachsen erzeugt. Es hat etwas Tröstliches, die Geschichte so anzusehen, die Lehre von der Erhaltung der Kraft auch hier nachweisen zu können. Selbst wenn man sich gewöhnt hat, menschliche Thätigkeit an der entmuthigenden Unendlichkeit von Raum und Zeit zu messen, und ihre unsagbare Wichtigkeit in den zermalmenden Händen dieser beiden Riesen erkannt hat, fühlt man sich erhoben durch den Gedanken, daß jede Thätigkeit, wenn auch vielleicht unkenntlich, doch über absehbare Frist hinaus endlosen Geschlechterreihen in ihrem Behagen oder ihrer Freude fühlbar sein wird. In unserm Kunstgewerbe-Museum hängt die Nachbildung eines Teppichs, den einst assyrische Arbeiter gewirkt hatten. Schliemann hatte das Muster in die Decke des troischen Schatzhauses eingemeißelt gefunden, und man erkannte bald, daß man hier eine Uebertragung von einem Stoffe auf einen andern vor sich habe. Es war sinnig, diese nach rückwärts zu wiederholen. Und nun prangt in anregender Frische von Neuem ein Stück jener Kunst, die vor Jahrtausenden ein längst verschollenes Volk in der schnellvergänglichen Wollé ausübte. Das Ueberraschende aber ist, daß dieses Stück kaum fremdartig wirkt: es stellt Formen zusammen, die unveräußerlich dem Schatze unserer Gewerbe angehören.

Vor Kurzem ist hier ausführlich der Architektonik von Adamy gedacht worden als eines Werkes, das gemäß dem oben Gesagten die natürliche Entstehung und regelmäßige Entwicklung der Bauformen nachzuweisen versucht. Das gleiche Ziel setzt sich die heute vorliegende Geschichte der Kunst im Alterthum. Sie gleicht auch darin jenem Buche, daß sie die Kunst der Hellenen als einen Höhepunkt ansieht, der besonders aufmerksame Umschau erheischt; ja sie macht ihn sogar zum Schlüsselpunkte und verfolgt die Wandlungen der Kunst nicht darüber hinaus. Die Verfasser sprechen sich darüber folgendermaßen aus: „Gemäß dem Plane, welchen wir uns vorgezeichnet haben, hat die Geschichte der morgenländischen Kunst bloß ein einleitendes Vorstudium zu bilden und uns in die griechische Kunstgeschichte nur einzuführen. Wir müssen so weit zurückgreifen, wollen wir das von einander zu sondern im Stande sein, was der Genius des griechischen Volkes von den Vorgängern desselben aufgenommen hat, und was ihm selbst eigenthümlich angehört.“ Und weiterhin: „Aegypten sowohl wie die

anderen Reiche des Morgenlandes interessieren uns demnach nicht so sehr um ihrer selbst willen, als insofern sie etwa ihre Erfindungen und Errungenschaften theilweise an jenes einzige, unvergleichliche Volk übermitteln und abgegeben haben, das in seinen Leistungen Alles zusammengefaßt hat, was von der Alten Welt Ruhbringendes geschaffen wurde.“ — „Ihre Kunst interessiert uns hier nur bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ihre schöpferische Kraft verbraucht und darum ihr Uebergewicht und Ansehen, ihre



Geschichte der Kunst im Alterthum: Aegypten.
(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Fähigkeit, zu beeinflussen, verloren hat.“ Mit diesen Worten ist die Aufgabe im Allgemeinen genau umgränzt, über die Ausführung erhält man auch sogleich in der Einleitung Aufschluß: „Eine ausführliche Beschreibung ägyptischer Bauwerke, wären sie auch noch so hervorragend und allbekannt, darf man in diesem Bande nicht suchen.“ — „Wir werden die allgemeinen bleibenden Merkmale der ägyptischen Baukunst feststellen und schildern; und zwar betrachten wir sie dabei in ihrer Gesamtheit und in ihrer dauernden Abhängigkeit von der Eigenartigkeit des ägyptischen Volksgeistes, von Glaube

und Sitte, von der klimatischen Beschaffenheit und der Art des dem Künstler zu Gebote stehenden Materials. Ebenso werden wir die Chaldäer, Assyrier, Phönizier, kurz alle großen Völkerschaften behandeln, welche in dieser Kunstgeschichte einen Platz zu beanspruchen haben.“

Diese Sätze geben deutlichen Ueberblick über die Anlage des umfangreichen Werkes, und das ist nicht hoch genug zu schätzen. Wie oft muß man



Geschichte der Kunst im Alterthum: Aegypten.
(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

nicht ziellos in ein Buch hineinwaten und die Hälfte seiner Aufmerksamkeit auf das hilflose Suchen nach dem halbverwehten Gedankengange des Verfassers verschwenden. Hier ist man gleich von vornherein darüber aufgeklärt, was man zu erwarten hat. Und da Spannung nicht zu den Erfordernissen einer Darstellung auf wissenschaftlichem Gebiete gehört, fühlt man sich sofort angenehm beruhigt. — Diese Durchsichtigkeit der Schilderung verläugnet das Buch keinen Augenblick, seine Sprache ist mit einer so erfreulichen Sorgfalt behandelt, daß sich das, was man liest, überall

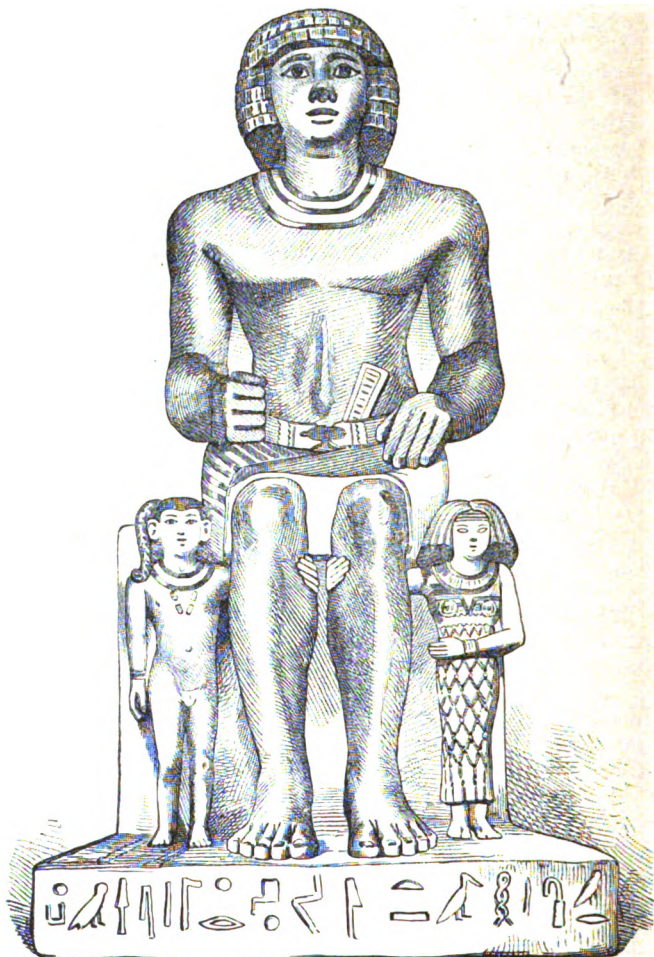
mit Leichtigkeit zur Anschaulichkeit steigert. Der deutsche Bearbeiter hat natürlich an diesem Verdienste sein ehrlich Theil. Die Uebertragung ist mit großer Gewandtheit ausgeführt; so daß man sich nirgends bewußt wird, ein Werk vor sich zu haben, das ursprünglich in einer anderen Sprache abgefaßt ist. Eine gewisse Bequemlichkeit, die den Fremdwörtern nicht übermäßig sorgsam aus dem Wege geht, ist ja echt deutsch — und wenn sie hier erwähnt wird, so soll das nicht eben ein Vorwurf sein. Nur in einem Falle wäre es wohl wirklich lobnend gewesen, das Fremdwort zu vermeiden. Den Vorstellungen der Aegypter von dem Fortleben nach dem Tode wird nämlich ein ausführlicher Abschnitt gewidmet, und darin bezeichnet der Bearbeiter das Fortlebende durchweg als Schemen. In einer Anmerkung fügt er hinzu, daß er so den von Maspero eingeführten Ausdruck *double* übertrage. Er will also einen sachmäßigen Namen anwenden, ein Wort, über das man gewiß bedächtig entscheidet. Wäre es da nicht billiger gewesen, das gut deutsche Schatten zu wählen? Scheint es doch dem Sinne der alten Aegypter völlig zu entsprechen; und es ist so folgenreich, in solchem Falle ein Fremdwort „einzuführen“, gleichsam noch einmal zu münzen, das dann meist unbesehen weiter verbreitet wird. — Uebrigens soll nicht verschwiegen werden, daß der Bearbeiter in seinen Anmerkungen den Verdiensten deutscher Forscher, welche die Franzosen nun ja einmal gern übersehen, zu ihrem Rechte verhilft.

Da hier schon einmal Neußerlichkeiten zur Sprache gekommen sind, sei gleich auch die Ausstattung des Buches erwähnt. Sie ist des Namens Brodhaus durchaus würdig, von einfacher Bornehmheit; das Papier ausgezeichnet, der Druck mit jener Sorgfalt ausgeführt, die, wo sie angewandt wird, die hier gewählte Schrift, die Antiqua, zu der gefälligsten, dabei doch großartig wirkenden macht. Angenehm ist auch die Papiergröße des Buches, ein kleines Quart, das im Bande durchaus handlich zu sein scheint. Von den Bildern giebt dieses Heft einige Proben. Sie zeigen die guten Eigenschaften ihres französischen Ursprungs. Der Schnitt ist durchaus einfach, aber kräftig und untadelhaft genau. Als Zeichner werden zwei Künstler, J. Bourgoïn und G. Bénédite genannt, die theils an Ort und Stelle die nöthigen Aufnahmen gemacht, theils zu den Abschnitten, welche die allgemeinen Grundzüge feststellen, so zu sagen ideelle Illustrationen entworfen haben. Sie treffen den eigenartigen Stempel der ägyptischen Kunst mit großer Treue, und dabei findet man doch in ihren Darstellungen etwas Persönliches unmerklich eingemischt, das den nicht wesentlich genaueren Nachbildungen der Photographie fehlt, und das jenen doch eigentlich erst den rechten Reiz giebt.

Alles in Allem: man liest das Buch mit der regsten Theilnahme. Dazu tragen die Verfasser freilich stets bei. So scheint beispielsweise ihre Bemerkung eben so geistreich wie neu, daß die eigenthümliche Gebirgsform des Niltales, jene langgezogenen flachlinigen Hügelketten mit ihrer Baumslosigkeit — böse Zungen haben sie die „geschundenen Raubritter“ getauft — als Vorbild für die Bauwerke der alten Aegypter gewirkt haben müssen, mit ihrem flachlinigen Abschlusse und ihrem starken Ausladen nach unten hin. Die Ähnlichkeit ist allerdings schlagend. Vielleicht kann man aber ohne Gefahr der Düsterei noch weitergehen und vermuthen, daß das Fehlen des Sinns für Raumeintheilung, das sich bis auf die Verkrüppelung der Zierformen erstreckt, in der eigenthümlich wechsellosen, gleichmäßigen Gestalt des Niltals begründet sei. Ebenso wird nachgewiesen, wie das strahlende Licht Aegyptens den Baumeister zur Vermeidung des Durchbrechens von Fenstern und zur Anwendung voller Farben drängt, welche, jede Mauer bedeckend, die Blendung dämpfen.

In der leichten Darstellung der Verfasser, die den Stoff, entkleidet des Staubes und der gelehrten Nuzeln, darbietet, übt aber auch dieser eine starke Anziehung. Man gewahrt mit Erstaunen, wie eigenartig doch diese Gesittung gewesen ist, in der sich Vorstellungen, die man bei allen Völkern im Keime vorfindet, mit einer Macht entfaltet haben, um das gesammte Leben nach sich zu formen. Jene eigenthümliche Weltabkehrung, die ja auch dem Christenthume eigenthümlich gewesen ist und bei diesem bemerkenswerther Weise gleichfalls in Aegypten ihren stärksten Ausbruch gewonnen hat,

sieht man hier mit einer Folgerichtigkeit durchgeführt, die kaum überboten werden kann. In diesem abgeschiedenen Thale mit seiner unversieglich gütigen und doch so ernststen Natur scheint sich der Gedanke des Todes unabweislich aufzudrängen. Dem alten Aegyptier ist das Leben wirklich nur eine Vorbereitung zum Tode, die Aufgabe jenes die Sicherung seines Fortlebens, die Erhaltung seines Schemens gewesen



Geschichte der Kunst im Alterthum: Aegypten.
(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Darauf zielte seine Arbeit, darauf ging sein Sinnen und Trachten, darauf verwendete er eine unglaubliche Spitzfindigkeit — es giebt keinen besseren Ausdruck dafür. Das Fortleben aber versprach er sich von der Erhaltung seines Körpers oder dessen Abbildes wenigstens; diesen dachte er sich so sinnlich belebt, daß er sogar Todtenopfer stiftete, um ihm für ewige Zeiten Nahrung zu sichern. Er baute sich sein Grab zur Wohnung aus, vergaß selbst die nöthige Dienerschaft nicht, Puppen, deren Thätigkeit ihm eine Zauberformel sichern sollte. Da er unübertrefflich dauerhaft baute, und da die

Witterung seiner Heimath, trocken und gleichmäßig, nur sehr langsam zerstört, ist uns in den ungeheuren Todtenstädten ein ziemlich lüdenloses Bild des alten Aegyptens mit seinem Leben und seiner Bildung erhalten geblieben. Allerdings fragt es sich, ob dieses Bild nicht doch ein wenig trügt, ob es nicht einseitig ist. Denn von dem wirklichen Leben ist gar zu wenig erhalten, einige Reste von hoher Großartigkeit, aber für uns ziemlich stumm.

Diese Kunstgeschichte ist außerordentlich umfangreich angelegt und zu ihrer Vollenbung wird es jedenfalls sehr geraumer Zeit bedürfen. Im Verlaufe derselben wird sich sicherlich wiederholt Gelegenheit bieten, hier auf diesen Gegenstand zurück zu kommen. Dann, wenn man von ihm erst ein größeres Stück übersehen kann, wird man auch eingehender urtheilen können. Diesmal sollte nur auf einen Gutes sprechenden Anfang hingewiesen werden.

Bayard Taylor, Goethes Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu. Auch unter dem Titel: Ausgewählte Schriften. 2. Band 8. VIII und 3000 S. Leipzig 1882. Th. Grieben. M. 3. —

Zwanzig Jahre lang hat Bayard Taylor den Plan bei sich gehegt, das Meisterwerk deutscher Dichtung seinen Landsleuten zum Verständniß zu bringen, ehe seine Uebersetzung des „Faust“ erschien. Erst 1869 und 1870 wurde die Uebersetzung des Werkes allen Ernstes in Angriff genommen und die gewaltige, beide Theile des „Faust“ umfassende Arbeit vollendet. Damals entstanden, nachdem die Uebersetzung für den Druck bereit lag, die den Inhalt dieses Bandes bildenden Bemerkungen, welche ursprünglich mit jener verbunden herauskamen. Sie sind demnach in Begleitung der Faustdichtung gedacht und sollten von Allen, die ihren „Faust“ nicht auswendig wissen, nur mit diesem zugleich gelesen werden. Da die „Bemerkungen“ in erster Linie für das Englisch lesende Publikum und in enger Verbindung mit der Faust-Uebersetzung verfaßt sind, laufen im Original häufige Beziehungen auf jene Uebersetzung und die mit ihr verknüpften Schwierigkeiten ein, welche in dieser deutschen Ausgabe natürlich beseitigt sind. In der Einleitung zur Uebersetzung des zweiten Theils äußert Bayard Taylor, daß kein Commentar alles zu erschöpfen vermag, was durch die Faustdichtung angeregt wird. „Bei alledem, was von den Kritikern geleistet worden ist,“ sagt er, „bleibt noch immer genug des Unberührten übrig, um jeden sympathisch ergriffenen Leser Neues für sich herausfinden zu lassen.“ Dies war die Ansicht, von welcher der Verfasser bei seinem Commentar ausging; er wollte mit ihm dem denkenden Leser nur einfach an die Hand gehen, ihn anleiten, damit er selbst forsche und in den Sinn und die Tiefe der Dichtung einzubringen suche. Mit seinem Geiste und tiefem philosophischem Verständniß hat der leider allzufrüh uns entriffene ausgezeichnete Mann sein Werk erfüllt. Sein Commentar gehört durch den Umstand, daß er sich nicht bemüht, in jeder Zeile des „Faust“ ein Geheimniß zu entdecken, in welches von Neuem hineingeheimnißt werden müsse, zu den werthvollsten Erläuterungsschriften, welche wir über das unsrerliche Werk besitzen. Der künftige Goethemann wird Bayard Taylors Werk vermuthlich nicht wissenschaftlich genug finden. Dafür wird es dem einfachen Leser mit gesundem und klarsichtigem Verstande eine sehr gute Anleitung zum Genuß des „Faust“ sein, der er sich ruhig vertrauen kann und der er vor allen Dingen ohne weiteres Verständniß zu folgen vermag. Die pietätvolle Gattin Bayard Taylors hat den Commentar übersezt und verdient für ihre Leistung alles Lob.

Im Lande der Witternachtssonne. Von Du Chailu, frei übersezt von A. Helms. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Von diesem gefälligen Werke, das an dieser Stelle schon eine ausführliche Anzeige gefunden, liegen gegenwärtig die Lieferungen 11 und 12 vor. Sie enthalten

gerade einen sehr lesenswerthen Abschnitt, die Beschreibung eines Winteraufenthalts bei den Lappländern. Es mag wohl selten vorkommen, daß ein Fremder die Gastfreundschaft derselben sogar in der rauhen Jahreszeit in Anspruch nimmt, und noch seltener, daß er darüber anschaulich berichtet. Die Bilder sind diesmal sehr hübsche, eine ganze Reihe von ihnen ist der Darstellung des Lebens im Winter gewidmet.

— ck.

Adrian Valbis Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens. 7. Aufl. Vollkommen neu bearbeitet von Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Wien, A. Hartleben.

Von dieser siebenten Auflage des als brauchbar bekannten Buches sind bis jetzt fünf Lieferungen erschienen, und man kann danach schon eine Art Ueberblick auf das Ganze gewinnen. Die Abschnitte, welche das Allgemeine betreffen, die mathematische und physische Geographie sind hier schon abgeschlossen und die Geographie Deutschlands rüstig begonnen. Man kann hier bemerken, daß die neuesten Zählungen schon Aufnahme gefunden haben. Die Bearbeitung des Textes ist sehr knapp, aber deutlich und anschaulich. Die illustrierenden Beigaben sind reichlich und gut ausgeführt. Wir behalten uns vor, auf das Werk, das einer Empfehlung allerdings kaum mehr zu bedürfen scheint, ausführlicher zurückzukommen.

Hans von Wolzogen, Thematischer Leitfaden durch die Musik des Parsifal nebst einem Vorworte über den Sagenstoff des Wagner'schen Dramas. 3. Auflage. 8. 82 S. mit vielen Notenbeispielen. Leipzig, 1882, Gebrüder Senf. M. 1.50.

Allen Musikfreunden, welche sich mit Wagners „Parsifal“ mehr als oberflächlich beschäftigen wollen, wird der Führer Wolzogens ein vortrefflicher, ja unentbehrlicher Rathgeber sein.

Josef Nuss, Illustriertes Gesundheits-Lexikon, ein populäres Handbuch für Jedermann zur Belehrung und Verathung in gesunden und kranken Tagen mit besonderer Berücksichtigung der Gesundheitslehre und Krankenpflege in der Familie, sowie die Unterweisung in den von Laien ausführbaren Hülfseleistungen und leichten Operationen, in der Behandlung von Verletzungen, im Anlegen von Verbänden und Bandagen und in der Bereitung von Hausmitteln nebst deren Anwendung u. Lexikon-Format. XX. u. 733 S. mit 430 Abbildungen in Holzschnitt. Straßburg 1882. R. Schulz & Comp. Geb. M. 10.—

Das hier vorliegende Werk bietet dem Laien neben einer vollständigen Gesundheitslehre in jedem einzelnen Fall für alle körperlichen Leiden des menschlichen Lebens leichtverständliche Rathschläge und Anleitung, die Gesundheit zu erhalten, Krankheiten vorzubeugen, solche an sich und Andern richtig zu erkennen und mit den zweckdienlichsten Mitteln zu bekämpfen. Ueber nichts, was der Gesundheit des Menschen förderlich sein kann, wird das Werk die Auskunft versagen, und zwar ertheilt es dieselbe in kurzgefaßter leichtverständlicher Form. Es vermüß sich nicht, in ernsten Krankheitsfällen den Arzt ersetzen zu wollen, aber es wird ein treuer Berather sein sowohl für die vielfachen kleinen Leiden, in denen ärztliche Hilfe aus verschiedenen Gründen nicht nachgesucht werden kann, als auch für plötzliche gefahrbrohende Zufälle, in denen Rath und That des Arztes nicht rasch genug zur Hand sind. Vernünftig benutzt, wird das Werk sicherlich gute Dienste leisten. Bei guter Ausstattung ist der Preis billig.

Wilh. Medicus. Unsere eßbaren Schwämme. Populärer Leitfaden zum Erkennen und Benützen der bekanntesten Speisepilze. 8. 26 S. mit 23 naturgetreuen colorirten Abbildungen. Kaiserslautern, 1882, Gottbold. M. 0,60.

Angesichts der jetzt wieder vielfach ventilirten Frage von der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit gewisser bisher als unbedingt eßbar gehaltenen Pilzarten wird das kleine Buch vielfach willkommen heißen werden.

Ausgewählte Reden des Fürsten Bismarck. Berlin, Fr. Kortkamp. 3 Bde.

Nachgeschriebene Reden bringen in dem Leser einen eigenthümlichen Eindruck hervor. Es geht ihm mit diesen wie mit Bühnenspielen; nur daß es noch schwerer ist, den Eindruck, den das Wort, gesprochen, die Bewegung, die man sich wohl hinzudenken mag, wirklich ausgeführt — mittels der bloßen Einbildungskraft nachzuschaffen. Denn die Aufnahmefähigkeit des Lesers ist eine andere als die des Hörers. An diesem rauschen die Worte in raschem Strudel vorbei; unmöglich, einen der zerrinnenden Gedanken festzuhalten — außerdem wirkt der Ton, das Bild mit, ihn zu zerstreuen: zu viele Sinne sind in Thätigkeit, so daß die Uebersetzung häufig nicht recht zum Verständniß zu bringen vermag. Die Mittel, womit ein Redner auf seine Hörer wirkt, sind häufig äußerer Natur, Leidenschaft und schöne Form sind fast die tiefsten. Auf den Gedanken dagegen kommt es weniger an, als man meinen sollte. Wer auf die Massen wirken will, der darf ihnen nichts Neues einprägen wollen, dessen Aufnahme erst ihr schwerfälliges Denkvermögen in Bewegung setzen müßte. Er muß die Gedanken verwenden, die jenen geläufig sind. So haben es wenigstens die meisten der Redner gehalten, welche die Geschichte bewundernd nennt; sie haben ihrem Publikum die Kost vorgesetzt, die es gewohnt war: breite Bettelsuppen. Und deshalb erscheinen ihre Reden, wenn man sie nachträglich zur Hand nimmt, so todt — verglühte Schlacken — und so ermüdend, denn es fehlt ihnen der Zusatz des Persönlichen, den der eigentliche Schriftsteller seinem Werke dauernd mittheilt, der aber bei diesen längst verloren ist gleich dem Laute ihrer Stimme. — Man darf wohl zweifeln, ob Fürst Bismarck, falls ihn seine Laufbahn darauf hingeführt hätte, sich als ein hinreißender Volksredner erwiesen haben würde. Sicherlich gilt er mit Recht für einen der bedeutendsten Redner unserer Kammern, in denen sein Wort selten den Erfolg verfehlt hat. Allein hier spricht er zu Hörern von immerhin höherem Bildungsbuchschnitte, und andererseits stehen seine rednerischen Erfolge nicht immer im richtigen Verhältnisse zu seiner geistigen Bedeutung. Man nennt neben ihm Redner, die ihm geistig weit nachstehen. Aber im Gegensatz zu diesen wirken seine Worte auf den Leser um so bedeutender. Dem gegenüber kommt seine ganze, ursprüngliche Persönlichkeit, die er dahinein gelegt hat, machtvoll zur Wirkung. So üben seine Reden einen starken Reiz aus, der selbst da noch wirkt, wo der Gegenstand selbst, über den er gesprochen, gleichgiltig geworden ist. In diesem Sinne macht die Schärfe des Gedankens sie klassisch. — Vielfach wirkt noch ein anderer Grund mit, weshalb man gern in ihnen liest. Geschichtlichen Größen stehen die Mitlebenden verständnißloser gegenüber als spätere Geschlechter; denn diese können aus ihrer Entfernung eher einen Ueberblick gewinnen, alle Verhältnisse messen, als wir, die wir dicht am Fuße des Riesenbildes stehen. Kann man aber das Ganze nicht erfassen, so sucht man sich an Einzelheiten schadlos zu halten und kann dies auch in gewisser Beziehung, da man deren Eindruck unmittelbar empfängt. Daher die Neugierde des Mitlebenden nach dem Persönlichen. Daher der Durst nach allerlei Geschichtchen, den die Zeitgenossen empfinden. Wird der Held dann ferner gerührt, verkürzt sich das Bild, so läßt jenes Verlangen nach; und man wundert sich fast, daß vergangene Geschlechter an den salzlosen Erzählungen vom „alten Fritz“, die man in verstaubten Büchern findet, so viel Vergnügen, ja sogar Erhebung gefunden haben. Man vergißt eben, daß der Geist dieser Erzählungen noch in dem Bilde des großen Königs mit enthalten ist, das nun in unerreichbarer Verklärung schwebt. Wie unseren Vorfahren mit ihm, so geht es uns mit dem Reichskanzler, und das um so mehr, als er sich von persönlicher Verührung fast vollkommen abgeschlossen. So hascht man nach jedem Worte, das geeignet sein möchte, das Verstehen dieses Menschen zu erleichtern. Und deren findet man hier viel, sobald man aufmerksam liest, denn der Kanzler wirft sich jedesmal mit seinem ganzen Wesen in die Sache, die er vertritt. Man kann wohl sagen; wir besitzen kaum eine Quelle, die so reich wie diese flösse. — Mit dem dritten Bande ist diese Sammlung nun abgeschlossen — so weit man dies eben sagen kann, da der Fürst noch lebt und schwerlich sein letztes Wort gesprochen

hat. Nachdem dieser Band auch die Neben aus den Jahren 1847—52 nachgetra^{en} (1852—62 war Bismard nicht in der Kammer, und der erste Band war von den ersten Neben des neuen Ministers Bismard, 1862, ausgegangen), verspricht die Verlagshandlung die Sammlung in Form von Jahrbüchern fortzuführen. Großen Absatz braucht man diesen wohl nicht erst zu wünschen: näher liegt der Wunsch, daß die Zahl der Bände noch ansehnlich wachsen möge.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Amlois**, Edmondo de, Marocco. Deutsch von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.
- Baumbach**, Rudolf, Von der Landstrasse. Lieder. Erstes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Berg**, Egon, Das Buch der Bücher, Geist und Welt. Wien, Teschen, Karl Prochaska.
- Das Buch der Bücher, Herz und Natur. Wien, Teschen, Karl Prochaska.
- Bilder aus der Altmark**, Lfg. 3. 4, von Hermann Dieterichs & Ludolf Parisius. Hamburg, J. F. Richter.
- Bouvier**, M. P. L., Handbuch der Oelmalerei. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.
- Brinkmeier**, Dr. Ed., Die provenzalischen Troubadours. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts Verlag.
- Collection Spemann**, Bd. 28. 29. Der Improvisator von Andersen. Seltsame Geschichten von Edgar Poë. Stuttgart, W. Spemann.
- Deutsche Rundschau für Geographie etc.** Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.
- Deutsche Wahrheiten und Magyarische Entstellungen**. Leipzig, Otto Wigand.
- Doelitz**, J., Die Wahl der Denksprüche. Gürlitz, C. A. Starke.
- Engelhardt**, Helene von, Eine Hochzeitsreise. Gedichte vermischten Inhalts. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
- Eckmann-Chatrian**, Ausgew. Werke. Lfg. 13—18. Stuttgart, Riegersche Verlag-Buchhandlung.
- Fischer**, Wilhelm, Sommernachts Erzählungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Geschichte der Kunst im Alterthum**. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Godin**, A., Gräfin Leonore. Leipzig, Schulze & Co.
- Göttinger**, E., Reallexicon der deutschen Alterthümer. Leipzig, Woldemar Urban.
- Kaufmann**, Richard von, Die Finanzen Frankreichs. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Kneschke**, Dr. E., Deutsche Lyriker seit 1850. Lfg. 1. 2. 3. Leipzig, Rudolf Lincke.
- Kühn**, Adelbert, Schiller. Weimar, T. F. A. Kühn.
- Leixner**, Otto v., Illustrierte Geschichte der französischen Literaturen. Lfg. 18—21. Leipzig, Berlin, Otto Spamer.
- Lecky**, Geschichte Englands, übersetzt von Ferdinand Löwe. 3. Bd. Leipzig, Heidelberg, C. F. Winter.
- Lyon**, Dr. Otto, Göthes Verhältniss zu Klopstock. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).
- Mangold**, Wilhelm, Molières Tartuffe. Oppeln, Eugen Franck.
- Meyers Hand-Lexikon**. Lfg. 1—4. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Manteuffel**, Erna v., Monogram-Album. Heft IV. Harburg, Gustav Elkan.
- Fillet-Guipure-Album. Heft IV. Harburg, Gustav Elkan.
- Neumanns Geographisches Lexikon**. Lfg. 2. 3. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Nordlandfahrten**. Lfg. 23. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
- Neuer**, Dr. J., Der Vater Rhein in Sage und Dichtung. Mainz, Victor v. Zabern.
- Petersen**, Dr. Henry, Ueber den Gottesdienst und den Götterglauben des Nordens während der Heidenzeit. Autorisirte Uebersetzung von Minna Riess. Gardelegen, Commissions-Verlag J. Manger.
- Polack**, Friedrich, Brosamen, Erinnerungen etc. Wittenberg, R. Herrosé.
- Racowitza**, Helene von, Gräfin Vera. 2 Bde. München, Georg Pollner.
- Reisemann**, August, Carl Maria von Weber, Sein Leben und seine Werke. Berlin, Robert Oppenheim.
- Roquette**, Otto, Inga Svendsen. Stuttgart, Richter & Kappler.
- Rossggers**, P. K., Ausgewählte Schriften. Lfg. 61—70. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.
- Rosenberg**, Adolf, Geschichte der modernen Kunst. Lfg. 2. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.
- Schmidt**, Maximilian, Die Knappeisal vom Rauschenberg. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Schuldes**, Julius, Iduna. Gedichte. Tetschen a. d. Elbe, Selbstverlag.
- Seraphin**, Franz, Moderne Walpurgisnacht. Hannover, Schmorl & v. Seefeld.
- Steinbach**, Jos., Der Reisebegleiter etc. Neuwied & Leipzig, Heusers Verlag.
- Stetten**, v., Gedichte. Wien, Verlag von Carl Konegen.
- Sutermeister**, O., Prof. Schwyzerdütsch. Aus dem Canton Glarus. Lfg. 7—10. Zürich, Orell, Füssli & Co.
- Taine**, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Bd. II. Leipzig, Ambr. Abel.
- Thihathof**, P. de, Spanien, Algerien und Tunia. Briefe an Michel Chevalier. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).
- Voss**, Richard, Luigia Sanfelice. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
- Wolff**, Emil, Der Hochmeister, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Kiel, Lipsius & Tischer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{2}$ Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
weßhalb ich es bestens empfehlen kann."*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember
1878."*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879."*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*"Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879."*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879."*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."*

KÄUFlich BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 23. — Heft 69.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1882.

Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIII. Band. — December 1882. — 69. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ferdinand Gregorovius.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Staub!

Erzählung

von

Björnstjerne Björnson.

Aus dem Norwegischen mit Erlaubniß des Verfassers übersetzt

von Helene Schröter.

Von der Stadt nach Waldstedt, der großen Atlung'schen Besizung mit Fabrianlagen, dem Waldflusse entlang, erforderte der Weg, gleichmäßig gefahren, zwei Stunden, aber mit der guten Schlittenbahn, welche wir nun hatten, knapp anderthalb. Die Chaussee streckte sich am Ufer des Flusses hin. Von der Stadt aus hatte ich zur Rechten den Meerbussen, zur Linken den Wald und sich von der Höhe allmählig senkende Felder; über dieselben lagen zerstreut Willen und Landgüter, mit Baumanpflanzungen ringsum und nach oben führende Alleen.

Weiterhin wurden die Anhöhen zu Bergen und rückten näher zusammen, hier wurde es nach und nach wilber, dann sah man nur Nadelwald, vom höchsten Bergesrüden bis tief hinunter zum Flusse Wald, nur Wald. Letzterer gehörte zu Waldstedt, und die Fabriken dem Waldstedter Flusse entlang bereiteten den Rohstoff.

Das Geschlecht der Atlungs war französischen Ursprungs von der Zeit der Hugenotten und von ärmlicher Herkunft, hatte sich aber aufgeschwungen, indem es in das einst mächtige Atlung'sche Geschlecht einheirathete, und den Namen desselben annahm, der im Klange einige Aehnlichkeit mit dem seinigen hatte.

Ich fand Vergnügen an der Ausfahrt. Es hatte kurz vorher geschneit und der Schnee lag noch auf den Bäumen; nicht ein Windstoß hatte sein Zeichen im Walde hinterlassen, dahingegen hatte es etwas gethaut, was der

Laubwald, der weiterhin unten zu sehen war, nicht hatte vertragen können; was nun darüber lag, war leichter neu gefallener Schnee vom Morgen.

Zwischen den beiden weißen Landschaften und in der schneeschweren Luft erschien der Meerbusen schwarz; bis zur andern Seite hinüber war nicht weit, drüben ragten höhere Felsen, nun auch weiß, doch mit dem gedämpften Tone, den die Luft gab.

Hier, wo ich fuhr, lag die See bis dicht zum Schneerande herauf, nur etwas Seegras, einige schlüpfrige Steine, und kaum das, trennte die beiden Formen und Farben desselben Elementes — die Wirklichkeit und die Umdichtung, wo die Umdichtung ebenso wirklich ist als die Wirklichkeit, nur nicht so dauernd.

So lange ich im Walde war, beschäftigte derselbe mich ganz. Die Fluren hielten große Schöße voll Schnee; an einigen Stellen war derselbe ganz darüber ausgegossen; aber soviel blieb doch unbedeckt, daß als Ganzes betrachtet der Wald einen dunkelgrünen Schimmer in der Weiße hatte. In der Nähe streckte der einzelne unbedeckte Zweig sich trotzig hervor, und die röthlichen Aeste ragten durch die Schneedecken.

Dort standen mächtige Stämme, die meisten dunkel, doch einige jünger und heller, Alle ein verammeltes Gefolge von tragenden Riesen, und das machte es ernst drinnen im Dickicht. Die vordersten Bäume, welche ganz übersehen werden konnten, und die im Aufwachsen von Menschen oder Thieren, vielleicht auch vom Sturme (denn sie nahmen ja den Stoß auf) verdorben worden waren, hatten nicht den regelmäßigen Wuchs der andern; sie waren mehr zerzaust, so daß der Schnee nach besten Behagen darin haufirt hatte; ihre untersten Zweige waren an einigen Stellen so zur Erde heruntergebogen, daß der Baum wie ein weißer Haufen aussah, andere waren launisch zu plumpen Zwergen ohne Unterkörper, oder zu andern Arten von Männchen umgeschaffen mit einem weißen Sack über dem Kopfe, oder mit einem Hemde, welches sie nicht recht anbekommen hatten. Neben diesen Klößen konnten Laubbäume trippeln, über denen der Schnee nur wie eine Ahnung lag; ein einzelner, der frei gen Himmel stand, floß, in seinen äußersten, weißen Zweigen immer feiner werdend, gleichsam in die Luft über; es standen dort junge Fichten, welche in regelmäßigen Schnee-Etagen Pyramide an Pyramide bauten. Unten am See, mit seinen felsigen Ufern, wuchs hier und da ein Hagebornstrauch; auf jeden Dorn hatte sich Schnee gelegt, so daß der Busch aussah, wie von weißen Beeren übersät.

Ich bog um eine Landspitze mit einem steilen Felsen, hier beginnt das eigentliche Waldstetdt: der Bergrücken weicht und ist vom Flusse durchbrochen. Wieder allmählig niedergleitende Felder und da liegt das Landgut. Der Fluß verliert sich; die rothen Dächer und eine Reihe von Gebäuden an dessen Ufern werden sichtbar; auf beiden Seiten des Gutes liegen die kleinen Pachtthöfe und Häuslerwohnungen, aber sie sind getrennt vom Gute durch die Felder auf jener, und einen Wald oder Park auf dieser Seite.

Im Parke vergaß ich alles Vorhergegangene. Anfänglich sollte dieser bis zum See führen, aber der Steinboden hatte es wohl unmöglich gemacht, und so war das untere Viereck abgehölzt, im Laufe der Jahre war nun anstatt Nadelholz eine große Sammlung von Laubholz in demselben aufgewachsen; dieser Laubwald von ein und demselben Jahre war gleich hoch, und lag unmittelbar bis zum mächtigen, alten Nadelwalde im Parke hinaus. Das Feine als Verbrämung um das Grobe, das Leichte gegen das Schwere, das Niedrige und ganz Gleichlaufende unter dem überragend Gewaltigen war schön.

Das Auge spielte darin, Formen suchend, oder ich sammelte hunderte von Zweigen, die gleichlaufend in derselben Biegung zu derselben Höhe strebten, in einem Blicke, oder ich nahm einen einzelnen Zweig heraus von den anderen, folgte ihm vom Stamme in seine erste Theilung und in die Theilung der Theilung bis hinaus in seinen feinsten Zweig; ein ausgebreiteter, durchsichtiger, weißer Flügel, oder ein ungeheures Farrenkraut, übersät mit weißem Flaum. Dann mußte ich die Formen wieder vergessen und den Farben folgen; die verschiedene Anstriche gaben so vielfältige Grade.

Ich wendete meinem Reisegefährten, dem Meerbusen, den Rücken und bog zum Gutshofe hinauf. Wo der Park aufhörte, begann der Garten, und diesem entlang lief der Weg in ebenem Steigen hinauf. Einst war hier auch Wald und der Weg führte hindurch, nun standen vom Walde nur noch ein oder zwei klasterbreit auseinander auf jeder Seite einzelne Bäume und bildeten eine Allee; große, alte Bäume wurden von den jungen abgelöst, und dieses so dicht, daß ich an einzelnen Stellen kaum den Gutshof, zu welchem ich hinauf wollte, sehen konnte. Aber das Schnee-Märchen folgte, die sich senkenden Riesen mit weißen Fahnen deckend, die jungen und frischen pudernd, und Weihnachtsmann mit den verkrüppelten spielend.

II.

Der Eindruck der Natur spielt in den Erwartungen von dem, was uns begegnen soll, mit. Was war das Weiße und Feine, das ich hier erleben sollte?

Sie war nicht weiß gekleidet, als ich sie zuletzt sah, die Blondgelockte, die ich nun wiedersehen sollte. Auf ihrer Hochzeitsreise in Dresden, vor etwa neun Jahren, waren wir zuletzt zusammen gewesen. Jeden Tag ging sie festlich gekleidet, das ist wahr . . . eine Laune von ihm, dem jungen, berauschten Ehemanne. Meistens war sie blau, aber nicht ein einziges Mal weiß, das würde ihr auch gewiß nicht gestanden haben. Ich erinnere mich ihrer besonders, wie sie vor dem Piano sangen, er sitzend, weil er sie begleitete, sie stehend und am liebsten mit der Hand auf seiner Schulter, aber was sie sangen, war wirklich weiß, nämlich kleinere oder größere Jubelhymnen. Sie war die Tochter eines Sectenpredigers, beide kamen vom Pfarrhause und von der Hochzeitsidylle. Im Pfarrhause hatte ich von Zeit zu Zeit von ihnen gehört, und hatte hier auch verschiedentlich erneuerte Bitten erhalten, sie das nächste Mal,

wenn ich in die Gegend käme, zu besuchen. Nun war ich auf dem Wege zu ihnen. Ich hatte von dem Hauptgebäude als einem der größten Holzhäuser Norwegens sprechen hören; es war grau und ungeheuer lang. Der eine Altung hatte nie gut genug gefunden, was der vorige gebaut hatte, dadurch hatte das Haus in jedem Geschlechte einen Zuwachs bekommen, und war zum Theil ein Umbau vom Alten, so daß knapp das Letzte in das Erste passen konnte. Ich hatte gehört, daß durch viele und lange Corridore (wovon in Festgefängen so ohne Ende gereimt sein soll) versucht sei, das Inwendige mit demselben Glücke oder Unglücke zusammen zu binden, wie die Ausbaue, schrägen Dächer, Altane, Veranden es im Aeußeren versuchen. Ich habe gehört, wie viele Räume dort im Hause sind, es aber vergessen.

Der letzte Anbau ist von dem jetzigen Besitzer bestimmt und in einer Art modernisirten Gothik ausgeführt worden.

Hinter dem Hauptgebäude liegen die anderen Häuser des Gutes in einem Halbmonde, der jedoch nach einer Seite hin häßlich anschwillt. Zwischen diesen und dem Hauptgebäude fuhr ich nun hinauf, um nach dem Rathe des Rufsers vor einer Halle am gothischen Flügel zu halten. Ich sah nicht ein lebendes Wesen auf dem Hofe, nicht einmal einen Hund. Ich wartete etwas, aber vergebens, ging darauf durch die Vorhalle in einen Gang, wo ich abnahm, und von hier zur Rechten in einen hellen, großen Flur. Auch hier sah ich Niemand, doch hörte ich entweder zwei Kinder und eine Frau, oder zwei Frauen und ein Kind singen; das Lied kannte ich, denn es machte die Kunde im Lande: die Klage des Kindes darüber, daß es überall im Wege sei, ausgenommen beim lieben Gott im Himmel, der so gern unglückliche Kinder bei sich haben wolle; sie klang etwas fremd, diese Klage, in dem hellen lebhaften Raume, mit Flinten und anderen Jagdgeräthen, Rennthierhörnern, Fuchsbälgen, Luchsfellen und dergleichen deutlichen Gegenständen angefüllt und mit dem ausgesuchtesten Geschmacke geordnet.

Ich klopfte an und trat in eins der schönsten Wohnzimmer, das ich hier im Lande gesehen habe: wie hell die Aussicht auf den Meerbusen, wie groß, wie prachtvoll! Die blankpolirten Holztafeln an den Wänden wurden durch geschnitzte Holzarkyatiden getrennt, die jede eine Büste oder eine kleine Statue trug, stilvolle Möbeln waren auf allen Seiten über Brüsseler Teppichen vorgerollt. Moody und Santeh's mondtrankes Lied floß hier darüber hin wie ein gelbweißes Lakon. Es giebt christliche Lieder, welche zu dem Schönsten, was ich kenne, gehören, aber dieses machte den Eindruck, als sei dort unter dem modernen Raume eine Krypta aus dem Mittelalter, wo eingesperrte Nonnen Todtencereemonien bei rauchenden Lampen hielten, und von wo der Dampf und Klang unzertrennlich verbunden herausströche in die hellen Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts und dessen anmuthender Kunst.

Es war eine Frau und zwei Knaben, welche sangen, der älteste war

etwas über sieben, der jüngste ein Jahr jünger. Das Mädchen wendete das Antlitz der Thür zu und hörte bei meinem Eintritt ganz verwundert auf zu singen; die Knaben waren zum Fenster gewendet und achteten nicht auf sie, waren auch so ganz bei der Sache, daß sie noch eine Zeit lang fortsetzten, nachdem sie aufgehört hatte. Von diesen beiden Knaben glich der eine dem Geschlechte des Vaters, der andere dem der Mutter, von der Beide die großen Augen geerbt hatten. Der älteste Knabe hatte ein langes Gesicht, eine hohe Stirn und röthliches Haar, auch hatte er Sommersprossen, Alles wie der Vater. Die Figur des Jüngsten war die der Mutter, etwas vornübergebeugt, weil der Kopf sich nicht mitten aus den Schultern erhob, derselbe wurde aber wie selbstverständlich etwas hintenübergebogen, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Auch war wie natürliche Folge davon der Mund halboffen — dann die großen fragenden Augen und das helle, gelockte Haar über einer feingewölbten Stirn — ganz die Mutter. Der älteste war groß und mager, hatte mit den schlotternden Beinen den Gang des Vaters und kleine, stark nach außen gebogene Füße. Ich sah dies Alles mit einem Blicke, während die Knaben auf den Sophatisch zugingen, indem Stina sie verließ. Sie kam mir nämlich nach einigem Bedenken entgegen, wußte offenbar nicht, ob sie mich kannte oder nicht. Als ich meinen Namen nannte, erinnerte sie sich lächelnd, daß sie nur mein Bild in dem Album von der Hochzeitsreise ihrer Herrschaft gesehen hätte. Sie erzählte, das Herr Atlung in die Fabrik hinübergegangen sei, und zur Mittagszeit zurückkäme, d. h. in ungefähr einer Stunde, und, daß Frau Atlung zu einer der Arbeiterwohnungen, die ich vom Wege aus hätte sehen können, gefahren sei; da lag nämlich ein alter Mann im Sterben. Sie erzählte mit wohlklingender, obgleich etwas schwacher Stimme und mit forschend auf mich gerichteten Augen. Sie hatte etwas von mir gehört. Ich hatte nie geglaubt, eine Madonna von Carlo Dolce könne aus ihrem Rahmen steigen, um in einer modernen Wohnstube mit mir zu sprechen, darum waren meine Augen gewiß nicht weniger forschend als die ihrigen. Wie die Schultern den Kopf trugen, dessen Haltung nach der einen Seite, das Profil des Gesichtes und vor Allem die Augen und Augenbrauen, ja, das blaugrüne Kopftuch, weit nach vorn gezogen, wodurch das bleiche Aussehen dieselbe Färbung annahm — Alles ein echter Carlo Dolce!

Sie verschwand lautlos und ließ mich mit den Knaben zurück, mit denen ich auch sogleich anband. Der Älteste hieß Anton und konnte auf den Händen gehen, d. h. beinahe; der Jüngste hieß Storm, er erzählte dieses und noch viel mehr vom Bruder, den er ohne Frage bewunderte. Der Älteste hingegen erzählte von seinem kleinen Bruder, daß er noch nicht damit fertig sei, was man nenne des Nachts trocken zu liegen, und daß er heute vom Vater Schläge dafür bekommen habe, Stina habe es dem Vater erzählt; — Stina hieß sie, die uns eben verlassen hatte.

Nach dieser nicht gerade diplomatischen Einleitung zu einer Bekanntschaft

standen sie bald jeder auf einer Seite von mir und erzählten, was sie nun, und das sehr stark, beschäftigte. Sie erzählten Beide, besonders der Älteste, aber mit ausfüllenden Zusätzen von dem Jüngern, da drüben in einer der Arbeiterwohnungen, an denen ich vorbeigefahren sei, da wohne Hans, der kleine Hans, d. h. da habe er gewohnt, denn der rechte, eigentliche Hans sei beim lieben Gott. Er sei hier auf dem Gutshofe gewesen und habe beinahe jeden Tag mit ihnen gespielt; doch zuweilen hätten sie auch zu den Arbeiterwohnungen hinübergehen dürfen, wo, wie ich verstehen konnte, ihr gelobtes Land auf Erden lag. Da wollte er eines Abends in der Dämmerung nach Hause gehen, vor vierzehn Tagen; es war ehe der Schnee kam, und im Parke, durch den er gehen mußte, da lag der Fischteich so blank und schwarz. Da wollte er hinüber gehen, und kam vom Wege darauf hinunter, denn der Weg geht nahe am Teiche. Aber da hatten sie denselben Tag ein Loch gehauen, um zu fischen, und da hatten sie vergessen, ein Zeichen dabei zu setzen, und da ging der kleine Hans gerade in das Loch hinein. Man hatte den Nothruf eines Kindes gehört, das Milchmädchen hatte es gehört, aber nur ein Mal, und sie hatte sich nichts weiter dabei gedacht, denn im Parke pflegten alle Knaben zu spielen. Und da war der kleine Hans weg und Keiner konnte sagen, wo er war. Da wurde der Teich aufgehauen, und sie fanden ihn; aber die Knaben durften ihn nicht sehen. Doch bei dem Begräbnisse durften sie sein mit den kleinen Schulkindern, Mädchen und Knaben. Aber er wurde nicht in der Kapelle begraben, wo Großvater und Großmutter liegen; er wurde auf dem Kirchhofe begraben. Ah! es war so wunderschön, wie sie sangen. Der Schullehrer hatte den Bass dazu gesungen, und der alte Braune hatte den Hans gezogen, der in einem weißgemalten Sarge lag, den der Vater aus der Stadt bekam, und Kränze lagen darauf. Die Mutter und Stina hatten die Kränze gebunden. Alle Kinder bekamen Kuchen und Johannisbeerwein, ehe sie fortgingen. Aber das Lied war dasselbe, welches die Knaben soeben gesungen hatten; sie hatten es von Stina gelernt. Hans sei so arm gewesen, aber nun habe er es gut, er wäre beim lieben Gott, es war nur der Sarg, der in die Erde kam. Was denn in dem Sarge sei? Ja, das sei nicht der eigentliche Hans, das, denn Hans sei nun ganz neu. Es waren Engel in den Teich zu ihm herunter gekommen mit Allem, was der neue Hans anhaben sollte, damit ihm nicht friere im Teiche, er war da nicht. Alle Kinder die starben, kämen zum lieben Gott, mit hunderttausendmillionen ganz kleinen Engeln. Die Engel seien auch hier rund um uns herum, wir könnten sie nur nicht sehen, denn sie seien unsichtbar, und Hans sei nun mit ihnen. Die Engel könnten uns sehen, sie wären so freundlich gegen uns, besonders gegen Kinder, und die allerunglücklichsten wollten sie gern zu sich hinhaben, und darum nähmen sie dieselben. Es ist viel, viel herrlicher, bei den Engeln zu sein, als hier. Ja, das ist es, denn Stina hat es gesagt! Stina wollte auch lieber bei den kleinen Engeln sein als hier, nur der Mutter wegen ging Stina nicht zu ihnen, denn sonst

würde die Mutter so allein sein. Alle Engel hätten Flügel, und nun läge der Vater von Hans und wolle auch zum lieben Gott. Er würde auch Flügel bekommen, und ein kleiner Engel werden und hier herumfliegen, wohin er selbst wolle — bis hoch hinauf zu den Sternen. Denn die Sterne seien nicht nur Sterne; wenn wir hinauf kämen, so wären die so groß, so groß wie die ganze Erde, und die Erde sei unermesslich groß, größer als der größte Felsen. Es wären Menschen auf den Sternen und vieles, vieles was hier nicht wäre. Aber heute Nachmittag solle der Vater von Hans zum lieben Gott hinaufgehen, denn der liebe Gott wäre da oben im Himmel. Sie wollten so gerne sehen, wie der Vater von Hans Flügel bekäme, aber die Mutter wolle sie nicht mit haben. Und der Vater von Hans sei nun schon so wunderschön geworden, daß er beinahe wie ein Engel aussähe. Die Mutter habe es gesagt, aber sie dürften ihn nicht sehen. Als die Knaben das Letzte erzählten, kam Stina herein, bat sie ihr hinaus zu folgen, und sie gehorchten.

Zur Linken stand eine Thür offen, ich konnte mir denken, daß es die Bibliothek war, denn ich sah Bücher darin. Ich hatte Lust zu finden, was der Vater dieser Knaben nun las, — wenn er überhaupt las. Das Erste, was ich auf dem Pulte neben Briefen, Rechnungen, Büchern und Fabrikproben aufgeschlagen fand, war ein Werk des englischen Philosophen Bain. Und Bains englische Gesinnungsgeoffen waren das Erste im nächsten Bücherbrette, worauf mein Auge fiel. Ich nahm eines der Bücher heraus, und sah, daß es gelesen war: dieses stimmte mit dem, was ich von Atlung gehört hatte, überein.

Im selben Augenblicke klang Schellengeläute vom Hofe. Ich konnte mir denken, daß nun die Frau des Hauses zurückkam, und setzte die Bücher wieder in dieselbe Ordnung, wie ich dieselben herausgenommen hatte, dabei kamen einige dahinterstehende in Unordnung (denn sie standen in zwei Reihen), und diese, welche also versteckt waren, mußte ich auch sehen, das erforderte Zeit, so daß ich erst die Bibliothek verließ, als die Frau des Hauses zur Thür hereinkam.

III.

Frau Atlung freute sich offenbar darüber, mich wiederzusehen. Sie hatte einen eigenthümlichen Gang, ungefähr so, als streckte sie die Kniee nie ganz aus; aber so wie sie nun einmal ging, kam sie schnell auf mich zu, faßte eine meiner Hände mit ihren beiden und sah mir so lange in die Augen, bis die ihrigen sich mit Thränen füllten. Sie gedachte natürlich der Hochzeitsreise, ihres Lebens schönsten Tage — aber die Thränen?

Nein, unglücklich konnte sie nicht sein. Sie war so vollständig dieselbe, und wäre sie nicht etwas stärker geworden, hätte ich nicht — wenigstens nicht gleich — eine Veränderung bemerken können. Der Ausdruck war ganz genau derselbe unschuldige und fragende, kein Anfang zu einer schärferen Linie oder zu einer anderen Farbe, selbst das Haar lag in denselben Locken

um ihren nach hinten gebogenen Kopf, und der halboffene Mund hatte dieselbe Weichheit, war ebenso unberührt von eigenem Willen, die Augen hatten dieselbe sanfte Freude; auch war der Ton der etwas verschleierte Stimme derselbe kindliche.

„Sie sehen aus, als hätten Sie seit damals nichts neuer Art erlebt,“ war auch das Erste, was ich ihr sagen mußte. Sie sah mich lächelnd an, und nicht ein Schatten sagte „nein“ dazu. Wir setzten uns Jeder auf einen frei auf dem Boden stehenden Stuhl; auf diese Weise wandten wir den Fenstern den Rücken zu, zur Wand sehend, wo ausnahmsweise zwischen den verschiedenen Büsten und Statuen einige Delgemälde auf dem blankpolirten Holzgetäfel hingen.

Ich berichtete von meiner Reise, nahm Dank dafür entgegen, daß ich endlich gekommen sei, ich grüßte von ihren Eltern, von denen wir kurz sprachen. Sie sagte, daß sie heute an ihren Vater gedacht habe, sie hätte ihn so gern bei sich haben wollen, denn sie käme soeben von einem sterbenden Manne, der das Schönste sei, was sie je gesehen hätte. Unterdessen hatte sie ihre Lieblingsstellung eingenommen, d. h. sie saß etwas vornübergebeugt, den Kopf ganz nach hinten, und die Augen starr zum oberen Ende der Wand oder zur Decke gerichtet. Mit einem Finger drückte sie auf die offene Unterlippe, nicht fortwährend, aber wiederholt, sich hin und wieder etwas mit dem Oberkörper schaukelnd. Die Augen waren wie angenagelt, sie suchten nicht mich, selbst wenn sie fragte oder Antwort erhielt, nur dann, wenn etwas ganz Besonderes sie aus ihrer Stellung lockte, in die sie doch wieder zurückfiel. „Glauben Sie an die Unsterblichkeit?“ fragte sie, als sei es das allernatürlichste Ding von der Welt, auch ohne mich anzusehen.

Aber da ich stutzte und sie selbstverständlich ansehen mußte, bemerkte ich, daß eine Thräne über die Wange rollte und daß die offenen Augen mit mehreren gefüllt waren.

Ich fühlte sofort, daß diese Frage ein Nichtweg sei, und daß sie hierbei an den Glauben ihres Mannes dachte. Ihr entgegenkommend, fragte ich: „Was hält Ihr Mann von der Unsterblichkeit?“ — „Er glaubt nicht an eine individuelle Unsterblichkeit,“ antwortete sie „wir leben nur fort in unserem Umgang, unseren Thaten und besonders in unsern Kindern, aber diese Unsterblichkeit, denkt er, sei genug.“ Sie starrte, wie vorhin, mit thränenschwerem Blicke, aber die Stimme war mild und ruhig, nicht ein Schimmer von Unzufriedenheit oder Vorwurf lag in der einfachen Mittheilung, die gewiß richtig war.

Nein, sie ist keine sogenannte Kindermutter, keine Mutter, die noch Kind ist, dachte ich, und wenn sie denselben unschuldigen fragenden Ausdruck, wie vor neun Jahren hat, so kommt dieses gewiß nicht daher, daß sie weder gedacht noch geprüft hat. „Sie sprechen also doch von solchen Dingen mit Altlung?“ — „Jetzt nicht mehr.“ „In Dresden schienen Sie ganz einig über dergleichen zu sein, Sie sangen zusammen.“ — „Er war damals vom Geiste meines Vaters er-

griffen. Ich glaube auch nicht, daß er ganz im Klaren war. Es ist so nach und nach gekommen.“ — „Ich sah auch einige Bücher, welche jetzt mehr bei Seite gesetzt sind.“ — „Ja, Albert hat sich verändert.“ Sie saß still, während sie diese Antwort gab, nur der eine Finger bewegte sich auf der Unterlippe.

„Aber wer sorgt denn für die Erziehung der Kinder,“ sagte ich. Nun endlich wandte sie sich zu mir. Zuerst glaubte ich, sie wolle nicht antworten, aber endlich that sie es. „Niemand,“ sagte sie, „Niemand?“ — „Albert will, daß es bis auf's Weitere so sei.“ — „Aber beste Frau Amling, wenn man ihnen auch keinen Unterricht giebt, so erzählt man ihnen doch das Eine oder das Andere?“ — „Ja, wenn Jemand will, so. . . — Und das ist gewöhnlich Etina.“ — „Also das Ganze rein zufällig?“ sie hatte sich von mir gekehrt und saß wie vorher. „Rein zufällig,“ antwortete sie beinahe gleichgiltig.

Ich erzählte ihr in Kürze, was Etina den Knaben vom Leben im Jenseits, von den Engeln u. s. w. erzählt habe, und ich fragte, ob sie das billige.

Sie wandte mir den Kopf zu. „Ja, warum nicht?“ Die großen Augen sahen mich unschuldig an, aber da ich nicht gleich antwortete, wurde sie langsam roth.

„Wenn man ihnen etwas von dergleichen erzählt,“ sagte sie, „muß es doch etwas sein, was ihre Kinderphantasie ergreift.“ — „Es zerstört die Wirklichkeit für sie, Frau Amling, und das ist dasselbe, als ihre Anlagen zerstören.“ — „Sie dumm machen, meinen Sie?“ — „Nun, gerade nicht dumm, doch verhindert es, daß sie ihre Anlagen recht gebrauchen.“ — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Wenn Sie die Kinder lehren, daß das Leben hier nichts ist gegen das Leben jenseits, das Sichtbarsein nichts ist gegen das Unsichtbare, Mensch sein nichts gegen das Engel sein, leben nichts gegen das todt sein, so ist das nicht der Weg, sie zu lehren, das Leben richtig zu erfassen, es zu lieben, Lebensmuth, Arbeitskraft, Vaterlandsliebe zu bekommen.“ — „So, so? Ja, das wird dann unsere Arbeit später mit ihnen.“ — „Späterhin, Frau Amling? Wenn alle der Staub sich erst auf ihre Seelen gelegt hat?“

Sie wandte sich von mir weg, nahm ihre alte Stellung ein, starzte zur Decke hinauf und versiel in Gedanken. — „Warum gebrauchen Sie das Wort Staub?“ — „Bei dem Worte Staub denke ich zunächst an das, was gewesen ist, nun aber aufgelöst herumwirbelt, und sich auf ledigen Plätzen sammelt.“ — Sie saß eine Zeit lang still. — „Ich habe von Staub gelesen, der aus Giftstoff verweste Theile besteht; so etwas meinen Sie doch wohl nicht?“ — Es war weder Spott noch Unmuth im Tone, so daß ich nicht verstand, wohin sie zielte. — „Es kommt darauf an, wohin der Staub fällt, theure Frau; bei gesunden Menschen bringt er nur Nebel, Vorurtheil hervor, so daß sie nichts klar sehen; so sammelt er sich oft fingerdick, bis die Maschine nicht gehen kann.“

Sie wandte sich lebhafter als vorher zu mir, sich auf den Stuhlarm

lehrend und das Gesicht mir näher: „Wie sind Sie hierauf gekommen? Kommt es daher, weil Sie gesehen haben, wie viel Staub hier ist? Hier drinnen?“ — Ich gestand, daß ich ihn gesehen hätte. — „Und doch thut das Hausmädchen und Stina nichts als abstäuben, und ich that in der ersten Zeit auch nichts Anderes. Ich begreife das nicht. Zu Hause bei der Mutter hörte ich von nichts so viel reden, als von Staub. Sie fuhr mit einem feuchten Tuche um den Vater umher, so daß er ärgerlich darüber wurde, weil sie seine Bücher und Papiere damit in Unordnung brachte. Aber sie behauptete, daß er Staub ansammle, wie kein Anderer. Er hatte kaum das Contor verlassen, so war sie schon mit einem Besen bei ihm. Ich sei wie der Vater, sagte sie, ichleppe Staub mit mir herum und könne selbst nie gut abstäuben. Ich war so herzlich müde von alle dem, was Staub hieß, daß es mir, wie ich nun verheirathet war, vorkam im Paradies zu sein, weil ich das Abstäuben Anderen überlassen konnte. Aber darin irrte ich mich doch. Nun habe ich es aufgegeben. Es nützt nichts. Ich habe vermuthlich nicht das Talent, ihn los zu werden.“

„Es ist doch merkwürdig,“ setzte sie fort, indem sie sich in den Stuhl zurückgleiten ließ, „daß auch Sie über den Staub sprechen mußten.“ — „Ja, ich habe Sie doch nicht beleidigt?“ — „Wie können Sie das denken!“ — Dann setzte sie wieder mit der ruhigsten, unschuldigsten Stimme von der Welt fort: „Derjenige, welcher neun Jahre mit Albert zusammen gelebt hat, kann nie mehr beleidigt werden.“ — Ich wurde nicht wenig verlegen. Was zum Henker hatte ich mich auch hier einzumischen? Ich sagte kein Wort mehr. Sie saß auch, oder lag, besser gesagt, lange stille und trommelte mit den Fingern auf den Stuhllehnen. Endlich hörte ich, wie aus weiter Ferne: „Über der Schmetterlingsstaub ist doch schön.“ — Lange nachher nun, wo sie verschiedene Gedanken gehabt haben mußte, die sie mir nicht verrieth, glitt die Frage halblaut hervor: „Die Strahlenbrechung . . . die mannigfache Strahlenbrechung? . . .“ sie hielt inne, horchte, erhob sich, sie hatte Atlung's Schritt im Vorzimmer gehört. Ich stand auch auf.

IV.

Die Thür öffnete sich weit, Atlung kam schlenkernd herein. Der hohe, schlanke Mann in dem weiten Anzuge, welcher vielerlei Spuren von den Fabriken, die er besucht hatte, aufzeigte, trug in Erscheinung, Bewegung, Haltung die ungezwungene Sicherheit mehrerer Generationen.

Als er mich sah, blinzelte er etwas mit den grauen Augen unter den unsichtbaren Augenbrauen hervor, dann verzog sich das lange Gesicht zu einem breiten Lächeln. Seine ausgezeichneten Zähne glänzten zwischen den vollen kurzen Lippen hervor, indem er rief: „Sie sind es!“ Er nahm meine beiden Hände zwischen seine harten mit Sommerprossen bedeckten Fäuste, ließ sie dann mit der einen los und umfaßte seine Frau mit dem ganzen Arme. „Waren die nicht schön, Amalie? Wie? Die Tage in Dresden, Du?“

Als er uns wieder losließ, fragte er eifrig nach mir und meiner Reise, er wußte, daß ich eine kurze Zeit in's Ausland reisen wollte. Dann begann er zu erzählen, was ihn meistens beschäftige, und währenddem schlenkerte er im Zimmer hin und her, nahm irgend etwas zwischen die Finger, zerdrückte es, ließ es fallen und nahm etwas Anderes. Er hielt einen kleinen Gegenstand nie wie wir mit den äußersten Fingerspitzen, er nahm ihn mit vollem Griff in seine Hand, so daß die Finger darüber lagen. Das, wovon er sprach, ergriff er im Grunde auf dieselbe Weise mit einer Art Ungefühl, und verwarf es gern sogleich für etwas Anderes.

Frau Aklung war hinausgegangen, kam aber sogleich wieder herein und bat uns zu Tisch zu kommen. Gerade da warf er sich vor das Piano, worauf ein neues Musikheft aufgeschlagen war, welches er sogleich mit einigen Worten charakterisirte. So begann er von einem langen Liede, den einen Vers nach dem andern zu spielen und zu singen. Seine Frau erinnerte ihn, als er fertig war, wieder au's Essen, dadurch bemerkte er vermuthlich, daß sie zugegen war. „Höre, Amalie, laß' uns das Duett probiren!“ und er schlug die Pianobegleitung an. Sie lächelte zu mir herüber, sang aber doch mit. Ihre etwas bedeckte liebliche Stimme verschmolz in seinem warmen Baryton, wie ich es vor neun Jahren gehört hatte. Beider Stimmen hatten den reichern Inhalt bekommen, den das Leben hineinlegt, wenn es selbst Inhalt hat; die Fertigkeit war dagegen ungefähr dieselbe. Derjenige, welcher einen Augenblick vorher vielleicht nicht fassen konnte, wie diese Beiden zusammengekommen waren, brauchte sich nur an ihre Seite zu stellen, während sie sangen. Eine lyrische Hingebung in die Stimmung war für beide gemeinschaftlich, und bei einer Stelle, wo verschiedene Auffassung möglich, waren sie vollkommen einig, darin nach Belieben zu singen. Wie zwei Kinder in einem Rachen schwankten sie dahin, ließen das Essen hinter sich kalt werden, die Diener ungeduldig werden, den Gast denken, was ihm gefiel, die Hausordnung und ihre eigenen Bestimmungen für den Tag zerstörend.

In ihrem Gesange war keine Energie, keine Schule, keine feinere Ausarbeitung dieses einzelnen Stückes, das sie vielleicht auch zum ersten Male sangen; aber ein ebenes, lässiges Zusammengleiten der Melodie; die hellen Nuancen der Stimmen glitten wie lieblosend angenehm in einander über, doch lag Anmuth über dem Ganzen.

Sie sangen Vers auf Vers, und je länger je besser zusammen, und immer heiterer. Als sie endlich aufhörten und sie an meinem Arme auf ihre etwas schwerfällige Weise zu Tisch ging, er vorausschlenkerte, um Stina den Schlüssel zum Weinkeller zu geben, da war in ihren Augen keine Frage mehr zu sehen, nur Freude, milde, schöne Freude, und er pffiff wie ein Kanarienvogel.

Wir setzten uns zu Tisch, während er draußen war! und warteten eine Unendlichkeit auf ihn; entweder hatte er Stina nicht getroffen, oder

sie hatte ihn nicht verstanden; — er war selbst in den Keller gegangen und kam so beschmutzt wieder zurück, daß wir in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Frau Atlung hörte plötzlich auf zu lachen und saß dann stumm da, während er hinging, um sich zu waschen und umzukleiden.

Er schlürfte von der Suppe Löffel auf Löffel mit gieriger Hast, wurde wieder guter Laune, als sein erster Hunger gestillt war, und sprach unaufhörlich, bis er plötzlich, während er den Braten tranchirte, nach den Knaben fragte. Sie hätten gegessen; sie konnten nicht so lange warten. „Haben Sie die Kinder gesehen?“ — „Ja,“ antwortete ich und sprach von ihrem natürlichen Wesen, und wie sehr der eine seiner Familie ähnlich sei und der andre der seiner Frau. — „Aber,“ warf er ein, „es ist schlimm, daß beide Geschlechter verhältnißmäßig zu viel Phantasie haben; es ist etwas Weichliches darin. Und die Knaben haben von beiden bekommen. Hier ereignete sich vor ungefähr vierzehn Tagen eine traurige Begebenheit. Ein Spielfkamerad ertrank im Fischteiche. Was die Knaben — natürlich mit Hilfe von Stina — daraus gemacht haben, ist rein unglaublich. Ich habe heute daran gedacht. Ich habe nichts gesagt, denn es war zugleich belustigend; auch wollte ich es ihnen nicht mit Stina verderben. Aber dumm ist es. Höre, Amalie, es ist beinahe besser, sie in einer Schule zu haben, als daß sie so herumtreiben in allerlei Gemäsch.“

Die Frau antwortete nicht.

Ich wollte ablenken und fragte, ob er Herbert Spencers Abhandlung „Von der Erziehung“ gelesen habe.

Da wurde er lebendig! Er hatte sich gerade zurecht gesetzt, um zu essen, aber er vergaß es, nahm einige Wissen, vergaß es wieder; ich glaube, wir saßen bei diesem einen Gerichte eine Stunde lang, während er Spencer docirte; daß ich, der fragte, ob er das Buch gelesen habe, es aller Wahrscheinlichkeit nach selbst gelesen hatte, kümmerte ihn nicht im Geringsten. Er theilte mir das Buch oft Punkt für Punkt mit eigenen Anmerkungen dazu mit. Die eine von diesen war, daß wenn, wie auch Spencer will, die Lehre von der Erziehung als eines der wichtigsten Fächer in den Schulen eingeführt würde — die Meisten dessenungeachtet nicht Talent dazu haben würden, ihre Kinder zu erziehen, denn die Erziehung sei ein Talent, welches sehr Wenige haben. Er seinerseits würde, sowie die Kinder groß genug dazu seien, sie zu einer Dame senden, die, wie er wisse, dieses Talent und die Kenntnisse, welche unerbittlich dazu gehörten, besäße. Sie war eine begeisterte Anhängerin von Spencer. Er sagte dieses, als sei es längst aus- und abgemachte Sache. Frau Atlung hörte es an, als etwas definitiv Abgemachtes. Ich war sehr erstaunt darüber, daß sie es mir nicht gesagt hatte, als wir vor Kurzem von den Kindern sprachen. — Nun erinnere ich mich nicht, in welche Materie wir dann hineingeriethen, als er mit einem Male seine Uhr hervorzog: „Ich habe Hartmann ganz vergessen! Ich hätte in

der Stadt sein sollen! Ja, ja, — es ist noch nicht zu spät! Entschuldigen Sie!“

Er legte die Serviette fort, trank noch ein Glas Wein, erhob sich und ging. Die Frau erklärte mir entschuldigend, daß Hartmann sein Disponent, daß leider keine Telegraphenverbindung sei, und daß wahrscheinlich etwas Wichtiges rasch zu beantworten sei.

Während wir weiterspeisten, überlegte ich, daß es eine Stunde dauert bis zur Stadt, eine weitere Stunde erfordert der Aufenthalt dort schon des Pferdes wegen; dann der Rückweg, der stets mehr Zeit in Anspruch nimmt, anderthalb Stunden, und kam zu dem Resultat, daß ich ungelegen gekommen war, und entschloß mich, nach dem Kaffee aufzubrechen.

Wir waren Beide fertig und erhoben uns. Sie entschuldigte sich, indem sie in die Küche hinaus ging, und ich, der also allein blieb, wollte mich auf dem Gute umsehen.

Als ich auf die Treppe zur Vorhalle gekommen war, klang mir lautes Gelächter der Knaben entgegen, unmittelbar gefolgt von einem Worte, von welchem ich nicht gedacht hätte, daß sie es in ihren Mund nähmen, noch weniger laut auf dem Gutshofe ausriefen. Der Älteste rief es zuerst, dann wiederholte es der andere.

Sie standen oben auf der Scheunenbrücke, und ein Mädchen, dem das Wort galt, war im Holzschuppen vor ihnen über einen Schlitten gebeugt. Die Knaben riefen noch ein Wort, womöglich noch schlimmer als das erste, und noch eins und noch eins unaufhörlich, zwischen jedem Wort jubelndes Gelächter. Es war klar, daß die Wörter von Jemandem innerhalb der Scheunenthür soufflirt wurden. Das Mädchen antwortete nicht; sie sah ab und an von ihrer Arbeit rückwärts — nicht nach den Knaben, aber nach Jemand hinter der Scheune, wo der Wagenschuppen war.

Da hörte ich Schellengeläut von dort. Aflung kam zur Reise gekleidet und sein Pferd leitend hervor. Der Schreck der Knaben, als sie den Vater sahen! Plötzlich wußten sie, was sie gerufen hatten, wenn auch nicht ganz, so jedenfalls, daß sie für einen Andern einen schlechten Dienst ausgerichtet hatten.

Der Vater rief ihnen zu: „Wartet nur, Ihr Jungen, bis ich wiederkomme, dann sollt Ihr sicher Beide die Rute fühlen.“ Sich in den Schlitten setzend, das Pferd antreibend, schüttelte er im Vorbeifahren den Kopf.

Die Knaben standen einige Zeit wie versteinert, dann nahm der Älteste so schnell er konnte Reißaus. Der Jüngste hinterher: „Warte, und nimm mich mit! Hörst Du, lauf nicht von mir weg, Anton!“ Er begann zu weinen. Sie verschwanden hinter dem Holzschuppen, doch hörte ich lange nachher noch das Weinen des Jüngsten.

V.

Ich wurde verstimmt und wollte sogleich fort. Aber als ich in die Stube kam, saß die Hausfrau auf der großen gothischen Bank ober Sopha neben der Thür zum Speisezimmer und ich zeigte mich nicht eher, bis sie sich über den Tisch vorbog und fragte: „Was halten Sie von Spencers Erziehung? Glauben Sie, daß wir sie in der Praxis befolgen können?“ — Ich wollte mich nicht darauf einlassen und antwortete darum nur: „Die Praxis Ihres Mannes stimmt jedenfalls nicht mit Spencers überein.“ — „Die Praxis meines Mannes? Er hat gar keine.“ Sie lächelte. — „Sie meinen, er kümmert sich nicht um die Kinder?“ — „O, darin gleicht er wohl den meisten Männern,“ antwortete sie, „sie belustigen sich ab und an mit den Kindern, und prügeln sie auch bisweilen, wenn etwas vorfällt, das ihnen lästig ist.“

„Sie glauben, daß beide Ehegatten hier dieselbe Verantwortung haben sollten?“ — „Ja, das glaube ich gewiß. Die Männer haben dabei auch hier getheilt, wie es ihnen beliebte.“

„Ich wünschte Ihnen Lebewohl zu sagen.“ Sie wurde sehr erstaunt und fragte, ob ich nicht wenigstens erst Kaffee trinken wolle. „Ach, das ist wahr,“ fügte sie hinzu, „Sie haben ja Niemand, mit dem Sie sprechen können.“

Sie ist nicht die erste verheirathete Frau, welche hinterrücks Anfälle auf ihren Mann macht, dachte ich. „Frau Aflung, Sie haben keinen Grund dazu, so etwas zu mir zu sagen.“ — „Das habe ich allerdings nicht. Sie müssen es mir verzeihen.“ — Es war etwas dunkel, doch wenn ich mich nicht irre, so stand ihr das Weinen nahe.

Ich setzte mich an der andern Seite des Tisches. „Ich fühle, liebe Frau Aflung, daß Sie das Bedürfniß haben, mit Jemandem zu sprechen, aber ich bin gewiß nicht der Rechte.“ — „Warum das nicht?“ fragte sie. Sie saß beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt und sah zu mir herüber. — „Nun, wenn aus keinem andern Grunde, so aus dem, daß ein solches Gespräch weiter fortgesetzt werden muß, da es Verschiedenes zu bedenken giebt, und ich heute wieder fortreise.“ — „Aber können Sie nicht wiederkommen?“ — „Wünschen Sie das?“ — Sie wartete etwas, dann sagte sie langsam: „Ich habe gewöhnlich nur einen großen Wunsch zur Zeit. Und zu dem, den ich nun habe, gehört, daß Sie hierher kamen.“ — „Weshalb, Frau Aflung?“ — „Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen, wenn Sie mir nicht versprechen wollen wiederzukommen.“ — „Nun, so will ich es ihnen versprechen.“ — Sie reichte ihre Hand über den Tisch: „Ich danke Ihnen!“ — Ich wandte mich auf dem Stuhle ihr zu und nahm ihre Hand. „Was ist es, liebe Frau?“ — „Nein, nicht jetzt,“ antwortete sie, „aber wenn Sie wiederkommen. Sie müssen mir helfen — wenn Sie glauben, daß es recht ist, es zu thun.“ — „Natürlich!“ — „Denn Sie denken ja in vielen Dingen wie Aflung. Er wird auf Sie hören.“ — „Glauben Sie?“ — „Auf mich hört er jedenfalls nicht.“ — „Geben Sie sich Mühe gehört zu werden?“ — „Nein, das wäre

das Schlimmste, was ich thun könnte. Bei Ailung muß Alles gelegentlich kommen.“ — „Aber, meine verehrte Frau, ich sah doch, daß Sie im Grunde glücklich mit einander leben?“ — „Mein Gott ja, wir amüsiren uns oft gut zusammen.“

Ich hatte das Gefühl, sie wünsche nicht angesehen zu werden, wandte mich um, so daß ich dem Tische entlang und wie vorher saß; die Dämmerung wurde dichter. „Sie erinnern sich wohl unsrer von Dresden?“ — „Ja.“ — „Wir waren zwei junge Menschen, welche mit einander spielten; es war so schön verlobt zu sein, aber verheirathet zu sein mußte noch schöner sein, und daheim das Haus zu führen am schönsten; aber doch noch nicht so wie Kinder zu bekommen. — Ja, nun sitze ich hier mit einem Hause, das ich garnicht beherrschen kann, und mit zwei Kindern, die keiner von uns erziehen kann, jedenfalls meint Ailung das.“ — „Aber machen Sie denn keine Anstalten dazu?“ — „Mit dem Hause meinen Sie?“ — „Nun ja, mit dem Hause!“ — „Mein Gott, wozu würde das nützen? — Als ich dies probirte, erntete ich nur Schelte.“ — „Aber, Sie haben ja Hilfe?“ — „Ja, das ist ja eben das Unglück.“ Ich wollte gerade fragen, was sie damit meinte, als die Thür zum Speisezimmer dicht neben uns sich lautlos öffnete; Stina kam zwei oder drei Mal mit Lampen, aber die große Stube wurde noch lange nicht von den Lampen, welche sie hereintrug, erhellt. Mittlerweile wurde nichts gesprochen.

Als Stina hinausgehen wollte, fragte Frau Ailung nach den Kindern. Stina sagte, daß man sie suche; sie seien nicht auf dem Hofe. Die Mutter achtete nicht weiter darauf und Stina ging. „Wer ist Stina?“ fragte ich, als die Thür hinter ihr geschlossen war. „Oh, sie ist ein unglückliches Geschöpf, das einen Trunkenbold, der sie schlug, zum Vater hatte und dann einen Mann bekam, einen Bank-Kassirer, der auch anfing zu trinken und sie zu schlagen. Nun ist er todt.“ — „Ist sie lange hier gewesen?“ — „Von der Zeit an, da ich das erste Kind erwartete.“ — „Das ist aber eine traurige Gesellschaft für Sie, gnädige Frau?“ — „Ja, sie ist nicht sehr aufheiternd.“ — „Da mußte sie wirklich fort.“ — „Das wäre gegen die Tradition dieses Hauses. Eine ältere Person soll die Kinder warten, und diese ältere Person soll in der Familie leben und sterben. Stina ist brav.“ Wieder kam die, von der wir sprachen, lautlos herein, diesmal mit dem Kaffee. Es war im Grunde etwas Gespensterhaftes mit diesem blaugrünen Portrait von Carlo Dolce, wie es, in der großen Stube auf dem Teppiche schwebend, nach einem Schirme für die Lampen auf dem Kaffeetische suchte, als ob wir es nicht schon vorher dunkel genug hätten. Der Schirm war überdies noch ein punktirtes Bild von der Peterskirche in Rom.

Stina war hinausgegangen und Frau Ailung schänkte ein. „Und so wollt Ihr Männer uns noch obendrein die Hoffnung auf die Unsterblichkeit nehmen?“ Was mit diesem obendrein gemeint war, konnte ich mir deuten wie ich wollte. Sie reichte mir eine Tasse und fügte hinzu: „Als ich heut

Morgen zu dem sterbenden Manne auf der andern Seite des Parcs fuhr, fiel es mir ein, daß der Schnee auf den nackten Bäumen doch im Grunde das schönste Bild von Hoffnung der Unsterblichkeit auf Erden ist, nicht wahr? So rein von oben, und so barmherzig?" — „Glauben Sie, er fiele vom Himmel, Frau Atlung?" — „Er fällt auf die Erde herunter." — „Das ist wahr; aber er kommt auch von der Erde." — Sie schien dies nicht hören zu wollen, sondern fügte hinzu: „Sie sprachen vorhin von Staub. Aber dieser weiße, reine Staub über den gefrorenen Zweigen, auf der grauen Erde, ja, der ist doch wie die Poesie der Ewigkeit, scheint mir", und sie legte einen besonderen Accent auf das Wort „mir".

„Wer hat denn diese Poesie gebichtet, Frau Atlung?" Sie sah mich mit ihren größten Augen an und diesmal nicht fragend, nein sicher. „Giebt es keine Offenbarung von außen, so ist es eine innere Offenbarung, jeder Mensch, der so fühlt, hat sie." — Sie war nie schöner gewesen wie jetzt! Zu gleicher Zeit hörten wir Jemand im Vorgemache, Sie wandte den Kopf forschend dorthin: „Da ist Atlung zurück!" sagte sie, erhob sich und klingelte nach einer Tasse.

Es war wirklich Atlung; sobald er seinen Ueberzieher abgelegt hatte, öffnete er weit die Thür und schritt herein. Sein Disponent Hartmann war ängstlich geworden und ihm entgegen gekommen. Atlung hatte auf dem Landwege Alles mit ihm abgemacht. Die fragenden Augen seiner Frau folgten ihm, während er einige schlenkernde Wendungen machte. Entweder war es ihr unangenehm, daß er uns unterbrach, oder sie sah, daß er schlechter Laune war. Indem er die Kaffeeasse aus ihrer Hand nahm, erzählte er ihr, was die Knaben gethan hatten. Er nannte keines der Wörter, welche die Knaben mit so großem Jubel ausgerufen hatten, aber er sagte genug, um von ihr vollauf verstanden zu werden. Während er trank, erzählte er, daß er ihnen Schläge versprochen habe. „Aber!" sagte er, „hier bedarf es eines anderen Mittels als des Stockes."

Wie sie stand, als sie ihm die Tasse gab, so blieb sie noch stehen, als er geirunken hatte und weiter ging. Angst lag auf ihrem Gesichte und in ihrer Stellung. Ihre Augen folgten ihm im Zimmer, sie erwartete das Andere, was noch mehr sei als Schläge.

„Nun will ich es Dir sagen, Amalie," klang es durch's Zimmer her, „die Knaben sollen sogleich morgen fort."

Sie sank langsam auf das Sopha nieder, ganz langsam; ich glaube, sie wußte selbst nicht, daß sie sich setzte. Die Augen folgten ihm unablässig. Etwas Hilfloseres, Unglücklicheres habe ich nie gesehen. „Du hältst wohl so viel von den Knaben, Amalie, daß Du Dich darin finden kannst? Nun siehst Du, wozu es führt, daß ich Dir damals nachgab."

Wenn er so fortfährt, so tödtet er sie! Sieht er sie denn nicht an!

Ob sie meine Theilnahme sah oder nicht — sie wandte plötzlich ihre Augen, ihre Hände zu mir . . . während er von uns fortschritt; eine Bitte

der Verzweiflung lag in diesem Blicke, in dieser kleinen Bewegung. Ich verstand sogleich, daß hier ihr einziger Wunsch lag; hier ist es, wo ich ihr helfen soll.

Sie begrub ihren Kopf in ihren Händen und blieb so bewegungslos liegen. Ich hörte nicht, daß sie weinte; vermuthlich betete sie. Er ging auf und ab und sah sie an, aber sein Gang wurde immer bestimmter. Er schleuderte die Gegenstände, die er aufnahm, immer weiter und immer heftiger von sich.

Da öffnete sich langsam die Thür des Speisezimmers, es war wieder Stina. Aber diesmal blieb sie auf der Schwelle stehen, bleicher als gewöhnlich. Atlung, der sich soeben gegen uns gewendet hatte, blieb stehen: „Was giebt's, Stina?“ — Sie antwortete nicht gleich; und sah auf Frau Atlung nieder, welche den Kopf zu ihr erhob: „Was giebt's, Stina?“ — stieß auch sie hervor.

„Die Knaben,“ sagte Stina und hielt inne. „Die Knaben?“ wiederholten Beide; Atlung blieb stehen, Frau Atlung erhob sich.

„Sie sind nicht auf dem Hofe, nicht bei den Råthnern . . . wir haben überall gesucht; — bei den Fabriken auch.“ — „Wo sahet Ihr sie zuletzt?“ fragte Atlung athemlos. — „Das Milchmädchen sagt, sie hätte sie weinend dem Parke zulaufen sehen, als Sie ihnen mit Schlägen gedroht hätten.“ — „Der Fischteich!“ stieß ich unwillkürlich hervor, ehe ich mich besonnen hatte, und die Wirkung auf mich selbst und sie Alle war, als ob etwas zwischen uns explobirt wäre. — „Stina!“ rief Atlung — es war kein Vorwurf, nein, es war ein Schmerzensschrei, der schmerzlichste, den ich je gehört habe — und im Nu war er draußen; Frau Atlung lief ihm nach, indem sie seinen Namen rief.

„Besorgt Laternen!“ sagte ich zu den Leuten, welche ich hinter Stina im Speisezimmer sah. Ich ging hinaus, fand meinen Ueberrock, kam wieder zurück und traf Stina, welche mit gefalteten Händen im Kreise herumlief. „So kommen Sie doch, und zeigen sie mir, wo er ist!“ Ohne Antwort, und vielleicht ohne zu wissen, was sie that, veränderte sie ihren Rundgang und kam geradezu, immer mit gefalteten Händen und laut betend: „Vater im Himmel um Jesu Willen! Vater im Himmel um Jesu Willen!“ ergreisend und kräftig; dieses that sie fortwährend hinaus über den Hof, an den Häusern vorbei, durch den Garten, bis in den Park hinein.

Es war nicht gerade kalt, es schneite. Diesem langen, dunkeln Gespenste vor mir im Schneenebel mit derselben monotonen Gebetsformel folgte ich wie im Traume bis unter die hohen, bedeckten Bäume. Ich sagte mir selbst, daß zwei kleine Knaben wohl zum Fischteiche gehen könnten, um Gott, die Engel und die neuen Kleider zu finden, aber in das Loch hineinspringen, wenn dort sonst eines war, und noch dazu zwei zusammen . . . unmöglich, unnatürlich, dumm! Wie in aller Welt war ich dazu gekommen so etwas zu denken oder anzudeuten? Doch all' das Verständige, das man sich in einem solchen Augenblicke selbst sagt, nützt zu nichts, das Schlimmste und Undenkbare gewinnt

doch die Oberhand, auch weckte dieses „Vater im Himmel um Jesu Willen! Vater im Himmel um Jesu Willen,“ welches in höchster Angst um mich herum sauste, in mir fortwährend neue Angst.

Wenn sie garnicht zum Fischeiche gegangen sind, oder wenn sie dort gewesen sind, aber haben nicht in's Wasser springen mögen, so können sie ja anderstwohin fortgetummelt sein. Der Vater von Hans sollte diesen Nachmittag Flügel anbekommen — sollten sie nicht auch in ihrer Herzensangst irgendwo unter einem Baume sitzen und dasselbe erwarten? In dem Falle konnten sie erfrieren. Und ich sah sie vor mir, die armen verfrornen Jungen, die nicht wagten nach Hause zu gehen, den Kleinern weinend, den Ältesten zuletzt auch weinend; ich glaubte buchstäblich, sie zu hören . . . „Still! . . . Was war das!“ sagte sie und wandte sich in plötzlicher Hoffnung. „Hören Sie sie?“ — Wir standen Beide still. Es war aber nichts zu hören als mein eigener Athem, wenn ich denselben nicht länger anhalten konnte. Auch war nichts zu sehen, was zwei zusammenkauernenden Menschen gleichen konnte.

Ich sagte ihr, was ich soeben gedacht habe, und sie plagte flüsternd aber mit zurückgehaltenem Zammern hervor, indem sie mir mit gefalteten Händen entgegenkam: „Beten Sie mit mir! Oh, beten Sie mit mir!“ — „Um was soll ich beten? Daß die Knaben nun sterben möchten, in den Himmel kommen und Engel werden?“ Sie starrte erschreckt, wandte sich und ging wie früher voran, aber jetzt ohne einen Laut von sich zu geben.

Wir folgten einem Fußpfade durch den Wald; er führte zum Fischeiche, dessen ich mich von den Berichten über den kleinen Hans erinnerte; aber wir mußten mehr als die Hälfte des Parkes durchschreiten, um dorthin zu gelangen.

Hier floß ein Bach in eine Schlucht, und hier war ein Damm aufgeworfen; dieser war groß, der Fischeich hatte einen ansehnlichen Umfang. Wir mußten den Fußpfad verlassen, um den Rand des Teiches zu erreichen.

Stina ging immer voraus, und als sie hinauf gekommen war und den Teich sah, und die Eltern auf demselben sah, knicete sie betend und schluchzend nieder. Nun that sie mir leid.

Als auch ich hinauf kam und die Eltern sah, wurde ich stark ergriffen. Im selben Augenblicke hörte ich Stimmen hinter mir im Walde. Es waren die Leute, die mit Laternen kamen. Das flackernde, vom Schneefall gedämpfte Licht, welches die vier Laternen über die Menschen warfen, der Schnee, der untere Theil der Bäume, der Schatten, welchen Einzelne im Zuge und einzelne Bäume oder Gegenstände nahebei warfen, hielten sich für alle Zeiten in meine Erinnerung, zusammen mit den Worten, welche ich gleichzeitig vom Teiche hörte: „Hier ist kein Loch im Teiche!“ Allung's Stimme zitterte vor Erregung. Ich wandte mich und sah seine Frau an seinem Halse. Stina war mit einem Schrei aufgesprungen, der mit einem langen aber ruhigen: „Gott sei Lob und Dank!“ — endete.

Die Beiden auf dem Teiche ließen einander nicht los; mit einiger Mühe gelang es mir, zu ihnen zu kommen; noch hing sie an seinem Halse, und er beugte sich über sie. Ich blieb ehrerbietig ein Stückchen von ihnen entfernt; sie flüsterten sich einander etwas zu. Die Lichter oben auf dem Damme riefen sie erst wieder in die Gegenwart zurück.

„Aber was nun? Wo sollen wir nun suchen?“ fragte Atlung. Ich ging näher. Ich sagte nun den Eltern, obgleich schonender, was ich vorher zu Stina gesagt hatte: Vielleicht sitzen sie hier irgendwo unter einem großen Baume und warten in ihrer Herzensangst auf mitleidige Engel, und dann ist Gefahr vorhanden, daß es sie schon gefroren hat, und sie krank werden.“ Ehe ich ausgesprochen hatte, fragte Atlung die auf dem Walle: „Hatten die Knaben Ueberzieher an, als Ihr sie zuletzt sahet?“ — „Nein,“ antworteten zwei. Er fragte, ob sie Mützen auf hätten; hierüber wurden sie uneinig.

Ich behauptete, sie hätten Mützen auf gehabt, ein Anderer sagte „nein“; Atlung selbst konnte sich dessen nicht erinnern. Endlich glaubte man, der Älteste habe eine Mütze auf gehabt und der Jüngste nicht. „Oh, der kleine Storm!“ klagte die Mutter. Unter den Leuten oben auf dem Teichrande waren einige, welche so weinten, daß wir es unten hörten. Ich glaube, es standen zwanzig Menschen neben einander um die Laternen herum.

Atlung rief hinauf: „Wir müssen den ganzen Park durchsuchen; wir fangen bei den Käthnern an.“ Er kam herüber, kletterte hinauf und half seiner Frau nach.

Hier begegnete ihnen Stina: „Frau, gnädige Frau!“ flüsterte sie bittend, doch Keiner vor ihnen bemerkte sie.

Ich starrte in die Kluft unter uns. Schneebedeckte Bäume von oben gesehen erscheinen wie ein versteinertes Wald.

„Lieber Atlung! willst Du nicht rufen?“ bat die Frau.

Er stellte sich weit vor; es wurde still. Und dann rief er langsam in den Wald hinaus: „Anton und kleiner Storm! Kommt wieder nach Hause zu Vater und Mutter! Vater ist nicht mehr böse!“ War es die Luft, welche in Bewegung kam, oder fiel gerade der letzte Schnee, der den überlasteten Zweig endlich zum Loslassen brachte, oder hatte Jemand einen solchen berührt, — genug Atlung bekam Schneefall von einem großen Zweige zur Antwort — halb zur Seite, halb von vorn. Dieses gab einen dumpfen Krach ab mit Wiederhall im Walde, der Zweig schwankte und schwang sich hinauf und es kam eine Schneewolke über uns. Aber durch die Erschütterung ließen endlich alle mächtigen Zweige ihre Schneebürden fallen, ein Krach und Schneewolken hüllten uns ein, und ehe wir wußten wie, ließ der nächste Baum auf einmal den Schnee von allen seinen Zweigen fallen. Der Luftdruck hierdurch war so stark, daß noch zwei, dann fünf, sechs, zehn, zwanzig Bäume mit gewaltigem Dröhnen und Wiederhall im Walde, und mit Schneestaub, wie bei einem großem Schneesturm, alle ihre schwere Last

fallen ließen! Dann folgte Baumgruppe auf Baumgruppe nach, einige neben uns, einige weiter entfernt, einige ganz nahe vor uns; die Bewegung ging zuerst in zwei Hauptrichtungen, welche sich nach und nach in mannigfaltige theilten; der Wald erzitterte. Der Donner rollte fern von uns, nahe bei uns, nun stoßweise, nun gleichzeitig und endlos. Vor uns stand Alles in weißem Dampf; das starke Gewitter über dem Walde erfüllte uns zuerst mit Entsetzen, nach und nach, als es von uns fortzog und zunahm, wurde es so großartig, daß wir alles Andere darüber vergaßen.

Die Bäume standen wieder schlant und aufrecht, frei und grün; wir selbst sahen aus wie Schneemänner. Alle Laternen waren erloschen, wir zündeten sie wieder an und schüttelten den Schnee ab. Da hörten wir klagen: „Wenn nun die kleinen Knaben unter einem Schneehaufen liegen?“ Es war die Mutter, welche sprach. Einige beeilten sich zu sagen, daß dies ihnen unmöglich schaden könne, er könne sie höchstens umwerfen, sie für einen Augenblick ängstigen, aber sie würden sich daraus hervorarbeiten können. Jemand sagte, sie würden ohne Zweifel schreien, so wie sie vom Schnee befreit seien, und Atlung rief: „Horch!“ Wir standen mehr als eine Minute und lauschten, aber wir hörten nichts als von weither ein und das andere Dröhnen von einer einzeln stehenden Gruppe, die nun erst nachfolgte.

Wenn die Knaben am Waldestrande wären, so hätten wir sie schwerlich da, wo wir standen, hören können. Auf beiden Seiten war ja die Klust höher, als der Wall, auf dem wir standen.

„Ja, laßt uns lieber gehen und nach ihnen suchen!“ sagte Atlung bewegt; er ging inzwischen auf dem äußersten Rande des Walles, wandte sich zu uns, welche begonnen hatten hinunter zu gehen, und bat uns stille zu stehen. „Anton, kleiner Storm! Kommt wieder nach Hause zu Vater und Mutter! Vater ist nicht mehr böse!“ Es war herzergreifend zu hören. Keine Antwort; wir standen lange: keine Antwort. Voll trüber Stimmung kam er zurück und ging unten auf dem Fußpfade mit uns Anderen, seine Frau nahm seinen Arm.

VI.

Wir kamen zum Waldestrande und vertheilten uns mit so großen Entfernungen, daß wir eben einander sehen konnten und Alles, was zwischen uns war; wir gingen den Wald hinauf, dann eine andere Richtung wieder nach unten, langsam, denn alle der Schnee von den Bäumen lag nun über dem alten Schnee auf der Erde; an einzelnen Stellen war derselbe so hart gepackt, daß er uns trug, an anderen Stellen jedoch sanken wir bis zu den Knien hinein. Als wir uns das nächste Mal sammelten, um uns wieder zu theilen, fragte ich, ob es auch wahrscheinlich sei, daß zwei kleine Knaben, nachdem es dunkel wurde, im Walde ausgeschalten hätten. Hierin wurde mir von Allen widersprochen. Sie waren gewohnt, den ganzen Tag, auch des Abends, im Walde zu sein; sie hatten Kameraden,

welche Schneemänner für sie machten, Festungen und Schneestuben für sie bauten, worin sie oft mit Vicht saßen.

Hiermit wurden die Gedanken zu allen solchen Bauarten gelenkt, und zu der Möglichkeit, daß sie zu einer von denen ihre Zuflucht genommen hätten. Doch mußte Niemand, wo sie dieselben in diesem Jahre hatten, da der Schnee erst so kürzlich gekommen war. Außerdem pflegten sie bald hier, bald dort zu bauen. Also mußten wir fortsetzen.

Es traf sich so, daß Stina mir dieses Mal am nächsten ging, und da wir Beiden neben der Klust waren und dieselbe sich an einigen Stellen bog, kamen wir nahe aneinander und hatten keine Strecke zu durchsuchen. Ihre Gemüthsstimmung war offenbar verändert. Ich fragte sie, warum. „Oh,“ antwortete sie, „Gott hat so deutlich zu mir gesprochen. Nun finden wir die Knaben! Nun weiß ich, warum dies Alles geschehen ist! Oh, so deutlich weiß ich es!“ Ihre Madonnenaugen strahlten von schwärmerischem Glücke; ihr bleiches, feines Gesicht war in Verzükung. „Was ist es, Stina?“ „Sie waren vorher so hart gegen mich. Aber ich verzeihe Ihnen. Du lieber Gott, sündigte ich nicht selbst? Zweifelte ich nicht an Gott? Murrte ich nicht gegen Gott? Oh, seine Wege sind wunderbar! Ich sehe es so deutlich, so deutlich!“ — „Aber was sehen Sie denn?“ — „Was ich sehe? Frau Atlung hat in dem letzten halben Jahre Gott nur um eine Sache gebeten, und wir haben ihr geholfen, nämlich darum, daß die Knaben nicht von ihr getrennt werden möchten; Atlung hat damit gedroht. Wäre dieses heute Abend nicht gekommen, so wäre es vielleicht doch geschehen, aber Gott hat sie erhört! Vielleicht bin ich auch ein Werkzeug in seiner Hand gewesen, ich darf es beinahe glauben. Und der Tod des kleinen Hans . . . ja, ganz gewiß auch der Tod des kleinen Hans! Wenn nun die beiden kleinen, süßen Seelen irgendwo sitzen und frieren und auf die Engel warten, o, die lieben süßen Knaben, so haben sie sie ja um sich! Zweifeln Sie? Nein, zweifeln Sie nicht! Wenn nun die Knaben krank werden, und sie werden ganz gewiß krank, ja, so ist das ja ihr Glück! Denn wenn Vater und Mutter zusammen beim Krankenbette sitzen, o, dann senden sie sie später nie fort. Nie, nein nie! Da sieht Atlung, daß es sie tödten würde. O, er sieht es schon heute Abend. Ja, er sieht es ganz gewiß. Er hat es ihr nun schon feierlich versprochen. Denn zuletzt sah sie mich innerlich froh an, und das that sie kurz vorher nicht. Es war, als hätte sie mir etwas zu sagen, — und was hätte es in ihrer Angst auch anders sein können, als dieses? Sie hat Gottes Wege erkannt, sie auch, Gottes wunderbare Wege! Sie danket und preiset ihn, sie wie ich, — ja, hoch gelobt sei Gott um Jesu Willen in Ewigkeit!“ Sie sprach flüsternd, aber bestimmt, ja heftig; das Letzte, oder die Lobpreisung dagegen mit gesenktem Haupte, gefalteten Händen und leise wie zu ihrer eigenen Brust.

Wir kamen von einander und hin und wieder zu einander, wo die Klust uns zusammen trieb, also unsererseits alles Suchen aufhörte. „Ueber eines

fehlt mir die Erklärung“, flüsterte ich ihr zu. „Wenn Alles seit dem traurigen Tode des kleinen Hans geschehen ist, damit Atlungs Knaben bei ihrer Mutter bleiben können, — so muß auch der starke Schneefall, den wir kürzlich sahen und hörten, hinein passen. Aber ich kann nicht sehen, wie?“ — „Das? Das war nur ein Naturereigniß, eine reine Zufälligkeit.“ — „Giebt es denn so etwas?“ — „Ja,“ antwortete sie. „O das greift oft ein. Hier kann ich aber nicht sehen, wie. Es ist eine so große Gnade, daß ich das sehen kann, was ich sehe. Wie kann ich mehr verlangen?“ — Wir spähten umher, aber wir fühlten, daß hier am Schlund die Zungen nicht waren. Was ich zuletzt gesagt hatte, fuhr fort Stina zu beschäftigen. „Was dachten Sie bei dem Schneefall?“ fragte sie leise, als wir uns das nächste Mal trafen. Ich antwortete: „Das werde ich Ihnen erzählen. Frau Atlung hatte, kurz bevor wir in den Park hinausstraten, mir gesagt, daß die Hoffnungen auf Unsterblichkeit von dem Himmel auf uns hinabfallen, ebenso leise, weiß und weich wie der Schnee auf die nackte Erde.“ „O wie lieblich,“ brach Stina hervor. „Und dann dachte ich, als die Erschütterung kam, als der ganze Wald erbehte und der Schnee mit Donnern von den Bäumen herunterstürzte: Ja, werde nur nicht böse — da dachte ich, daß auf solche Weise auch die Hoffnungen auf Unsterblichkeit sowohl von Frau Atlung, von Ihnen und von mir gefallen in der großen Angst für das Leben der Kinder. Wir ließen alle durcheinander in Jammer und in Thränen, Einige in schlecht verhehltem Murren darüber, daß die Knaben von einem andern Leben gerufen wurden, oder daß die Begebenheiten hier sie zum Rande der Ewigkeit geführt hatten.“ — „O, lieber Gott, ja!“ — „Aber nun haben wir die Hoffnung auf Unsterblichkeit viele tausend Jahre gehabt — denn sie ist viel, viel älter als das Christenthum, und sind doch noch nicht weiter damit gekommen.“ — „O, Sie haben Recht! O, Sie haben tausendmal Recht! Denken Sie nur!“ sagte sie und ging in stillem Nachdenken weiter. — „Sie sagten vorhin, ich sei hart gegen Sie. Und da that ich nichts anderes, als Sie an die Unsterblichkeitshoffnung zu erinnern, welche Sie die Knaben gelehrt hatten . . .“ — „O, das ist wahr, verzeihen Sie mir! O gewiß!“ . . . „Denn Sie hatten sie ja gelehrt, es sei viel, viel besser, bei Gott zu sein, als hier; Flügel zu bekommen und ein Engel sein, sei das Höchste, was ein kleines Kind erlangen könne, ja, daß die Engel selbst kämen und die unglücklichen Kinder nähmen . . .“ — „O nein, nicht mehr!“ jammerte sie und legte beide Hände vor ihre Ohren. „O, wie ich unbedachtam gewesen bin!“ fügte sie hinzu. — „Glauben Sie denn nicht daran?“ — „Ja, gewiß glaube ich! Diese Gedanken sind in meinem Leben oft der einzige Trost gewesen. Aber Sie verwirren mich ganz, glaube ich.“ Und dann erzählte sie mir so rührend, daß ihr Kopf nicht mehr so stark sei; sie habe zu viel geweint und gelitten, doch wäre die Hoffnung auf ein besseres Leben nach diesem oft ihr einziger Trost gewesen.

Der melancholische Ruf, der immer mit denselben Worten hin und wieder gehört wurde, erklang gerade wieder, und plötzlich waren wir wieder in der schrecklichen Wirklichkeit, die Knaben noch nicht gefunden zu haben, und je länger es dauerte, ehe wir sie fanden, desto sicherer war es, daß sie mit einer lebensgefährlichen Krankheit büßen mußten. Es schneite noch, so daß wir trotz des Mondscheins im Nebel gingen.

Da klang ein Ruf durch Wald und Schneewehen von einer andern Stimme als Aflungs, und von einer ganz andern Art. Ich konnte nicht unterscheiden, was gesagt wurde, dann hörte man von Neuem den Ruf von einem Andern, dann wieder von einem Dritten, und der letzte klang deutlich: „Ich höre sie weinen!“ Es war eine Frau, die dieses rief. Ich eilte vorwärts, die Andern voran und hinterher, Alle nach der Seite zu, von wo der Ruf kam. Wir waren müde vom Waten in dem tiefen Schnee, aber nun liefen wir so leicht, als sei fester Boden unter unsern Füßen. Das Licht der Laternen hüpfte zwischen uns und über uns, leuchtete uns und blendete; Niemand sprach, nur Athemzüge hörte man. „Horch!“ rief ein junges Mädchen und blieb stehen, wie sie Alle; denn wir hörten die beiden Kleinen jammern mit dem schmerzlichen Weinen, das die Kinder haben, wenn sie viele, viele Stunden vergeblich geweint haben, und dann endlich Mitleid kommt. „O, Du lieber Gott!“ sagte ein älterer Mann, er kannte solches Weinen. Wir konnten hören, daß die Knaben nicht länger allein waren und gingen weiter, doch ruhiger.

Wir waren oben am Fischteich vorbei, eine Strecke von der Kluft, wo die Bäume regelmäßig standen, denn die Stelle lag einsam und versteckt. Das Weinen wurde natürlich deutlicher, je näher wir kamen, und zuletzt hörten wir verschiedene Stimmen damit vermischt. Es waren die des Vaters und der Mutter; sie waren doch die Ersten gewesen. Als wir ganz herankamen, daß wir zwischen den Bäumen durch die Schneehaufen sehen konnten, erblickten wir zwei schwarze Gegenstände im Hintergrunde, etwas Hohes, Weißes, das waren der Vater und die Mutter, auf den Knien liegend, jeder einen Knaben an sich ziehend; hinter ihnen war eine Schneefestung oder zerdrückte Schneehütte, worin die Knaben also Zuflucht gesucht hatten. Als die Laternen näher kamen, sahen wir, wie traurig verstorben und verkommen die Kinder waren, sie waren blau, die Finger steif geworden, sie konnten nicht recht auf ihren Weinen stehen; keiner von ihnen hatte eine Mütze; wenn sie eine gehabt hatten, lag diese vermuthlich unter dem Schneehaufen. Sie beantworteten keine Liebkosungen oder Fragen der Eltern, nicht ein einziges Mal sagten sie ein Wort, sie weinten nur, weinten. Wir standen um sie herum, Stina heftig schluchzend. Das Weinen der Knaben, die Klagen der Eltern, die Fragen und Liebkosungen, mit der Verzweiflung und Freude abwechselnd, waren stark ergreifend.

Aflung erhob sich und nahm den Ältesten, während Frau Aflung sich erhob und den Jüngern nahm. Mehrere erboten sich dazu, den Knaben zu

tragen, sie antwortete jedoch nicht, ging mit ihm weiter, bald ihn tröstend, bald weinend ohne Aufhören, bis sie fehl trat und fiel, der Knabe nach unten und sie über ihn. Sie wollte keine Hilfe haben, sondern richtete sich mit dem Knaben im Arme wieder auf, ging weiter und fiel wieder. Sie sah zum Himmel hinauf, als wollte sie fragen, woher dieses komme, wie es doch möglich sein könne.

Wenn ich nun ihrer gedenke, mit ihrem Glauben und ihrer Hilfslosigkeit, erinnere ich mich ihrer so, mit dem Knaben vor sich im Schnee ausgestreckt und sie auf den Knien über ihm, mit Weinen und Fragen gen Himmel schauend.

Ein Anderer nahm den Knaben auf und Stina half Frau Atlung. Als der Knabe jedoch auf einen andern Arm gekommen war, begann er zu klagen: „Mutter, liebe Mutter!“ und streckte die beiden steifen, erstarrten Händchen nach ihr aus. Sogleich wollte sie hinterher und ihn wieder tragen, aber der, welcher ihn trug, beeilte sich und that, als höre er sie nicht, obgleich sie zuletzt demüthig bat. Sie war indessen kaum auf den Fußpfad gekommen, so eilte sie voran, hielt den Mann zurück und nahm mit vielen zärtlichen Worten den Knaben wieder in ihre Arme. Atlung war nicht mehr zu sehen.

Ich ließ Alle zusammen vor mir her gehen. Doch als ich sie eine Strecke von mir entfernt dort im Schneenebel zwischen den Bäumen sah, und das Weinen und Trösten hörte, verfiel ich wieder in meine alten Gedanken.

Die beiden bedauernswürdigen Knaben hatten die Erwachsenen beim Worte genommen zu deren großem Schrecken. Wenn wir ein Recht dazu hatten, das anzunehmen (denn die Knaben selbst hatten ja noch nichts erzählt, erzählten auch nicht eher etwas, als nach der Krankheit, welche sie nun durchmachen mußten); oder wenn wir ein Recht hatten, es zu glauben, so hatten die Kleinen eine Wirklichkeit gesucht, die höher als die unsrige war. Sie hatten an Wesen geglaubt, liebevoller als die unsrigen, und an ein Leben wärmer als das unsrige; deshalb hatten sie hier der Kälte Trost geboten, wenngleich mit Weinen und Furcht, standhaft auf das Wunder wartend. Als der Donner des Schneefalls kam, hatten sie vielleicht vor der Verwandlung gebebt, und sie wurden nur begraben.

Wie viele Vorgänger haben sie wohl schon darin gehabt?

VII.

Ich verließ sogleich Waldstede und ohne Abschied von den Eltern zu nehmen, die bei den Kindern waren. Ich bekam ein Pferd bis zur ersten Station nach der Stadt, und fuhr langsam auf der Chaussee meiner Bestimmung zu. Der Schneefall hatte den Weg schlechter gemacht, als da ich kam. Einige Schneefläubchen wirbelten noch umher; doch klärte sich das Wetter mehr und mehr auf, so daß das Mondlicht schärfer hervortrat. Es

fiel auf den schneebedeckten Wald, der hier noch unberührt in phantastischer Macht stand, denn das Detail verlor sich und die Gegensätze traten schärfer hervor.

Ich war müde, und meine Stimmung änderte sich demgemäß. In dem noch immer gedämpften Mondlichte sah der Wald wie ein gebeugtes, überwundenes Volk aus; er trug mehr als er tragen konnte, und doch stand er geduldig dort, Baum an Baum, ohne Ende. Das war das gemeine Volk von den Zeiten der Vergangenheit, bis heutzutage, das immer bestäubte Volk. Jener „vom Himmel gefallene barmherzige Schnee“ . . .

Und wie es allen Bildern von der Urzeit her, welche die Mythologie uns dunkel hat verstehen lassen, ergangen ist, daß sie fest wurden in der Phantasie, dann sich befreiten und selbständig wurden, so ging es mit den meinigen. Ich sah die hingeschiedenen Geschlechter im Staubnebel gehüllt, worin sie sich einander nicht erkannten und deshalb gegen einander kämpften, einander millionenweis tödteten. Immer standen die Staubbreuer über ihnen. Ich sah dieselben über Allen, welche verwundet waren oder sterben sollten. Ich sah zwischen ihnen liebevolle, zarte Seelen, welche glaubten, hierdurch das Höchste und Edelste zu thun, gleich jenen ägyptischen heilkundigen Priestern, welche den Kranken und Sterbenden Zauberformeln, als das Stärkste gegen den Tod boten, und Heilmittel auf die Wunden legten, von denen die meisten geheimnißvolle Symbole waren. Ich sah alle Lebenslagen, selbst die gesündesten, von Staubmassen bedeckt; sie davon befreien, würde man wohl das Schlechteste der Welt, die einzige Revolution nennen, die jedes Verhältniß auflösen würde. — Ich wurde noch müder und dieses Bild wich von mir, aber das kürzlich Erlebte tauchte wieder in mir auf, ich hörte es deutlich im Schneestaube, der nicht mehr fiel, weinen; es waren die Kinder, die ich hörte. Sie weinten so sehr, sie klagten so bitterlich, während wir sie liebevoll vom Staube zu noch mehr Staub trugen. Ich kam durch den Wald und fuhr denselben entlang zur Station. Als ich mich dort oben erhob und noch einen Blick über die Bäume warf, waren sie hell vom Mondenscheine erleuchtet. Der Wald lag großartig in seiner Schneepracht.

Das Majestätische des Anblicks überraschte mich nun — und das Bild veränderte sich.

Ein Traum, alle Völker umfassend, unendlich lange vor jeder Weltgeschichte entstanden, in immerwährend neuer Gestalt, wovon eine jede den Untergang einer vorhergegangenen bezeichnete, und immer so, daß der jüngere der Wirklichkeit näher war als der vorletzte, weniger verbergend, freieres Athmen gewährend — bis die letzten Reste einmal in der Luft verdunsteten. Wann wird das geschehen?

Das Unendliche bleibt immer zurück, das Unverständliche gleichfalls; aber es erstickt nicht mehr das Leben. Es erfüllt dasselbe mit Ehrerbietung aber nicht mit Staub.

Ich saß wieder im Schlitten und das einförmige Getöse der Schellen

machte mich schläfrig. In meinem Ohr tönte nun wieder das Weinen der Knaben mit dem Schellengeläute zusammen. Und ich, müde wie ich war, mußte doch wieder daran denken, was nun weiter mit den beiden Kleinen geschähe, und wie in der ersten Zeit das Krankenzimmer der beiden Kleinen zu Waldstedt aussehen mußte, und wie bei denen, die ich soeben verlassen hatte! —

Wie verschieden war das, was ich da dachte, von dem, was später geschehen sollte.

Ich mußte daran denken, als ich zwei Monate später denselben Weg mit Atlung fuhr und er mir erzählte, was vorgegangen. Da war ich im Auslande gewesen und er traf mich in der Stadt.

Und wenn ich das nun wieder berichte, so geschieht es nicht mit seinen Worten, denn ich würde nicht dazu im Stande sein. Was er erzählte, ist Folgendes.

Die Knaben bekamen Fieber, welches in eine Lungenentzündung überging. Alle sahen es von Anfang an, daß es eine ernsthafte Wendung nahm, aber Frau Atlung war so sicher darin, das Alles geschehen war, damit sie ihre Knaben behalten solle, daß auch die Anderen daran glaubten. Wie schwer die Krankheit auch werden könne, — sie würde den Grundstein zu Glück und Frieden legen. Schon im Walde hatte sie ihrem Manne das feierliche Versprechen abgenommen, daß sie nicht fortgesandt werden sollten, sondern daß ein Hauslehrer kommen und sie unter beständiger Aufsicht haben solle. Und am Krankenbette, wenn sie in langen Nächten und ruhigen Tagen sich dort trafen, wiederholte er es, so oft sie wollte. Sie war nie schöner gewesen, er hatte sie nie inniger als jetzt geliebt, eigentlich war sie in fortwährender Entzückung. Sie vertraute Atlung an, daß, seit er zum ersten Male vor etwa einem halben Jahre geäußert habe, daß die Knaben fort sollten, sie zu unserm Herrn und Gotte darum gebeten habe, es zu verhindern, ihn unendlich gebeten, und in der ganzen Zeit um nichts Anderes. Sie wisse, daß, was man in Jesu Namen bäte, das würde gegeben.

Sie hätte es in festem Glauben mehrere Male vorher so gemacht bei Vorfällen, welche in ihr Leben geführt schienen, und es sei immer geglückt. Diesmal habe sie ihren Vater und zuletzt Stina zu Hilfe genommen. Diese hatten beide versprochen, auch nur um dieses Eine zu beten. Es fiel ihr nicht einen Augenblick ein, daß das Ziel auf andere Weise erreicht werden könne, z. B. mit all ihren Kräften, und soweit ihr Glaube es zuließ, Atlungs Meinung von der Erziehung zu studiren und ihn zu einem gemeinschaftlichen Versuche zu überreden, so daß es sich zeigen könnte, ob sie der Aufgabe gewachsen seien. Sie ging davon aus, daß sie es gewiß nicht könne, was konnte sie wohl thun? Aber der liebe Gott konnte, wenn Er wollte. Es war ja Seine eigene Sache, darum sei sie sicher, Er würde helfen. Jedes Ereigniß, jeder Mensch, welcher auf's Gut kam, dachte sie, sei gesendet; auf die eine oder die andere Weise mußten

sie ein Glied werden in der Reihe von Handlungen, welche Atlung zu anderen Gedanken führen sollten. Als sie Atlung dieses in ihrer Unschuld und ihrem Glauben erzählte, fühlte er, daß es jedenfalls nicht in menschlicher Macht sei, ihr zu widerstehen. Er selbst wurde in solchem Grade hingerrissen, daß er nicht nur davon überzeugt war, daß die Knaben wieder gesund werden würden, sondern er bemerkte auch nicht einmal, daß sie selbst krank war.

Der lange Aufenthalt im Parle ohne Ueberkleider und mit nassen Füßen, der überangestrengte Seelenzustand und die Nachtwachen, das ununterbrochene Denken an eine Sache, so daß sie zu essen vergaß, ja dessen auch nicht bedurfte . . . nahmen ihr zuletzt die Kraft. Jedoch trafen die ersten Zeichen der Krankheit mit ihrem ruhelosen entzückten Zustande zusammen, so daß weder sie noch Andere es merkten. Als sie sich endlich legen mußte, war doch eine solche Freude, solche Wonne in ihr, daß die Andern nicht Zeit bekamen, sich zu ängstigen; ihre Fieberphantasien verschmolzen mit ihrem Leben, ihren Wünschen, ihrem Glauben, so daß sie oft nicht gut von einander zu unterscheiden waren. Es verstanden Alle, daß sie krank war, und daß sie oft tobte, aber nicht, daß hier Gefahr war. Der Arzt war einer von denen, die nicht sprechen; aber Alle dachten, er würde sprechen, wenn Gefahr da sei. Etina, welche die Pflege übernommen hatte, lebte in ihren eigenen Vorstellungen und Hoffnungen und verschonte Alles durch ihre Erklärungen, wenn Atlung Unruhe zeigte.

Da kommt er eines Mittags von den Fabriken nach Hause, wärmt sich und geht nach dem großen Saale hinauf, wo sie Alle lagen, denn die Mutter wollte sein, wo die Knaben waren. Ihr Bett stand so, daß sie sie Beide sehen konnte. Er kam sachte herein. Es war dort lustig und angenehm, auch herrschte tiefer Frieden. Niemand, als die Kranken, so viel er anfangs sehen konnte, war im Zimmer, doch bemerkte er später, daß die Wärterin in einem großen Stuhle, den sie in einen Winkel neben den Ofen gesetzt, eingeschlafen war. Er weckte sie nicht, er stand einige Zeit über jeden der Knaben gebeugt, die entweder schliefen oder in Betäubung lagen, und von da ging er eben so leise zu dem Bette seiner geliebten Frau, freute sich darüber, daß auch sie Frieden hatte, vielleicht schlief, denn er hörte ihr Plaudern nicht, welches ihn sonst immer begrüßte. Es war ein Schirm vor das Fenster gesetzt, so daß er, ehe er näher kam, nicht deutlich sah. Sie lag mit offenen Augen; aus denen Thräne auf Thräne rollte.

„Was ist das?“ flüsterte er erschreckt. An ihrer veränderten Stimmung sah er plötzlich, wie schwach, wie erschrecklich schwach sie war. Warum in aller Welt hatte er das nicht früher gesehen? Oder hatte er es gesehen und war in dem Grade von ihrer Sicherheit beherrscht, daß er es für Nichts gehalten hatte. Es war ihm im Augenblick, als müsse er umstürzen, nur seine Furcht davor, daß er dann gerade über ihr Bett fallen würde, gab ihm Kraft sich aufrecht zu halten.

Sobald er konnte, flüsterte er auf's Neue: „Was hast Du, Amalie?“ —

„Ich sehe es Dir an, daß Du es selbst weißt,“ antwortete sie flüsternd; ihre Lippen zitterten, ihre Augen strömten über von Thränen, sonst lag sie ganz still. Ihre Hände — oh, wie waren die mager; der Ring saß viel weiter um den Finger, das hatte er doch vorher gesehen, aber warum nicht bedacht, was es bedeutete? — Ihre Hände lagen ganz ausgestreckt, jede auf einer Seite des Körpers, welcher ihm unter Decke und Laken sehr schmal erschien. Die Spitzen an den Handgelenken lagen geordnet, als habe sie sich nicht gerührt, seit sie gekleidet und geordnet war, trotzdem es mehrere Stunden seitdem sein mußte.

„Aber Amalie!“ brach er aus, und kniete vor dem Bett nieder.

„So meinte ich es nicht,“ antwortete sie, so leise flüsternd, daß er unter andern Umständen nichts hätte hören können. „Was meinst Du mit dem ‚so‘, Amalie? — Oh, versuche noch einmal mir zu antworten! — Amalie!“ Er sah, sie wollte, aber konnte nicht, oder bedachte sich. Thränen auf Thränen liefen über ihre Wangen, der Mund bewegte sich, aber ebenso lautlos wie dieses geschah, ebenso still lag sie. Endlich richtete sie die großen Augen auf ihn. Er bog sich näher zu ihr hin, um zu hören. „Ich wollte sie nicht von Dir nehmen,“ hörte er wie vorhin flüstern; das Wort „Dir“ besonders betonend, und noch in dem flüsternden Tone von solcher Liebe und Klage umgeben, daß nichts auf Erden es an Festigkeit übertreffen konnte.

Er wagte nicht wieder zu fragen, obgleich er nicht verstand. Er begriff nur, daß noch an demselben Vormittage etwas geschehen war, was Leben zu Tod verwandelte. Sie lag wie gelähmt. Ihre Unbeweglichkeit war schrecklich, etwas ungeheuer Großes hatte sie zu lautloser Stille gedrückt, sie zermalmt. Aber er begriff auch, daß hinter dieser lautlosen Unbeweglichkeit eine so starke Bewegung war, daß sie die Kranke zersprengen mußte; er begriff, daß Gefahr war, daß seine Gegenwart diese Gefahr vermehrte, daß hier Hilfe kommen mußte, d. h. er begriff, daß, wenn er selbst nicht fort kam, so war nur sein Gesicht, wie es nun aussehen mußte, genug, um sie zu tödten. Er wußte nicht, wie es zugeing. Er kann sich erinnern, daß er auf einer Treppe war, denn er kann sich eines Bildes erinnern, welches sie selbst dort aufgehängt hatte, den heiligen Christophorus, welcher das Jesuskind über einen Bach trägt. Er befand sich selbst mit etwas Feuchtem auf der Stirn in der großen Stube auf einem Sopha liegend, und zwei Personen neben ihm, von denen die eine Stina war. Er kämpfte lange, wie mit einem bösen Traum. Indem er Stina sah, kam sein Schrecken wieder zurück: Stina, wie geht es Amalie?“ Die Antwort war, daß sie in wildem Fieber läge. „Aber was geschah am Vormittage, während ich fort war?“ Stina wußte nichts. Sie verstand nicht einmal seine Frage. Sie hatte Frau Atlung am Vormittage nicht gepflegt; sie hatte Nachtwache gehabt, und da lag sie in glückseligen Fieberphantasien, gerade wie jetzt.

War denn der Doctor am Vormittage dagewesen? Nein, er wurde erwartet. Er habe gestern gesagt, daß er heute nicht anders als später kommen könne. Dieses deutete von der Seite des Doctors auf Sicherheit. Hatte seine Frau sonst mit Jemand gesprochen? Das müßte denn mit der Wärterin gewesen sein. „Hole sie!“ Stina ging, er sandte die Andere, welche da war, auch fort, er bedurfte der Sammlung. Er setzte sich mit dem Kopfe zwischen seinen Händen, und ehe er es wußte, begann er zu weinen. Er hörte sein eigenes Schluchzen in der großen Stube und schauerte. Er fühlte es, — oh, er fühlte es, daß er hier allein sitzen solle, und es wochenlang hören. Und in dem grenzenlosen Verluste trat ihr Bild klar hervor; sie kam wie aus dem Bette in ihrem weißen Gewande und gab ihm Wort für Wort, was sie gemeint hatte. Ihr Gebet zu Gott war gewesen, die Knaben behalten zu dürfen, und nun war ihr Gebet schrecklich erhört, denn nun sollte sie dieselben im Tode mit sich haben. Dieses war es, was sie gelähmt hatte. Und so wiederholte die Geliebte: „Ich meinte es nicht so; ich wollte sie nicht von — Dir nehmen!“ Aber wie war ihr dieses so plötzlich eingefallen? Warum war ihre unerschütterliche Gewißheit verändert zu etwas so Schrecklichem?

Die Wärterin wußte nichts. Gegen Morgen war der Schlaf über sie gekommen, welcher nach und nach ruhiger wurde. Als sie später am Tage erwachte, lag sie etwas, ehe man zu ihr ging. Sie war außerordentlich schwach, die Haushälterin half ihr. Niemand sprach mit ihr von ihrem Zustande, nicht mit einem Worte. Sie selbst sagte nichts außer einmal, es war nachdem sie etwas Suppe bekommen hatte, da sagte sie: „O nein, es ist gleich.“ Sie legte sich und schloß die Augen. Sie riefen ihr zu essen, aber sie antwortete nicht. Sie standen und warteten etwas, dann ließen sie sie in Ruhe.

Gegen Abend wurde das Fieber stärker, auf den Rath des Doctors wurde sie in das nächste Zimmer getragen. Dieses faßte sie auf wie in's Paradies getragen zu werden, und sang dazu mit einer schwachen, heiseren Stimme. Sie sprach nun auch unaufhörlich, aber mit Ausnahme jenes Psalmes vom Paradiese, war nichts in ihren Worten was darauf hindeutete, daß sie sich etwas erinnerte von dem, was sie in dem Augenblicke, wo sie Bewußtsein hatte, gesagt. Alles war nun wieder Glück und Lachen. Gegen Morgen schlief sie ein; kurz darauf erwachte sie, und damit sogleich kam jener unsägliche Schmerz, doch auch sogleich der Todeskampf. Während diesem bemerkte sie, daß die Betten der Knaben nicht da waren. Sie sah Atmung an, öffnete die Hand, als wolle sie die seine haben. Er verstand, sie glaube, die Knaben seien vorausgegangen, und sie wolle ihn trösten. Mit dieser kleinen kalten Hand in der seinigen und deren leisen Zuckungen während des Kampfes mit den letzten Voten des weichen Lebens, saß er, bis es zu Ende war.

Dann überließ er sich aber auch ganz seinem grenzenlosen Schmerze.

Er fühlte die Verantwortung, nicht versucht zu haben, sie mit in sein eigenes starkes Leben und Denken zu nehmen; daß er sie ein weiches Phantasielieben habe führen lassen, sie die Sorgen für das Haus und für die Kindererziehung tragen lassen, aber daß er nicht Gemeinschaft im Geist und Willen mit ihr gesucht habe, theils aus Rücksichtslosigkeit, theils aus Bequemlichkeit; sie zurückgesetzt habe, wo es auch sei; sich mit ihr amüsirt, wenn es ihm einfiel, doch nicht versucht, zusammen mit ihr zu arbeiten, — das war es, dessen er sich unaufhörlich beschuldigte, ohne Trost, ohne Antwort, ohne Vergebung.

Erst in der folgenden Nacht, als er draußen unter einem sternklaren Himmel umherstreifte, kamen die ersten kühlenden Gedanken. Würde sie jemals ihre kindlichen Vorstellungen verlassen haben, um den seinigen zu folgen? War es nicht ein so tief mit ihrer Natur verschlothenes Erbe, daß nur der Versuch es auszureißen, sie schon unglücklich gemacht haben würde?

Er hatte es ja immer geglaubt, und schließlich war es dieses auch, das ihn dazu bestimmt hatte, seinen Weg zu gehen, und sie den ihrigen. Der Schönen liebliches Bild umschwebte ihn, gefolgt von den beiden Knaben. War es seine eigene Müdigkeit, oder waren es die Vorwürfe, welche sich erschöpft hatten, und die Dinge ihre natürliche Sprache sprechen ließen, — seine Schuld gegen sie, und gegen die Knaben wick zum Theil von diesem und legte sich auf Dinge, die mannigfaltig und schmerzlich genug waren, aber nicht wie jene. Was es war, erzählte er nicht, aber er sah zehn Jahre älter aus.

Der Doctor besuchte ihn am nächsten Tage, weil es ihn drängte zu sagen, wenn er nichts von dem gefährlichen Zustande der Frau geäußert habe, so sei es, weil er nicht anders geglaubt habe, als daß sie es überstehen würde.

Er habe gedacht, ihr eigener glücklicher Sinn werde ihr helfen. An jenem Vormittage müsse etwas geschehen sein. Atlung antwortete nichts. Der Doctor fügte noch hinzu, daß die Knaben aus aller Gefahr seien, der älteste sei es immer gewesen.

Atlung hatte bis jetzt nicht einen Augenblick Mutter und Knaben getrennt. Während ihrer Krankheit fühlte er mit ihr, daß sie leben mußten, während der letzten Tage, daß sie ihr im Tode folgen mußten. Die Mutter ohne sie konnte er sich nicht denken.

Nun, da er sie trennen mußte, war das erste Gefühl — nicht Freude, nein, Schrecken darüber, daß die Geliebte auch hierin sich getäuscht haben sollte! Es war, als lebe sie und könne es sehen, daß Alles Täuschung war, und daß diese letzte Täuschung sie unnöthigerweise getödtet habe.

Die zwei schwarzgekleideten Knaben waren das Erste, was wir auf dem Hofe trafen. Sie sahen blaß und verstört aus.

Sie kamen uns nicht entgegen, die Liebkosungen des Vaters gaben sie nicht zurück.

Zu Gange begegnete uns Etina, sie sah auch angegriffen aus.

Ich gab gegen sie meiner aufrichtigen Theilnahme Ausdruck. Sie antwortete sanft, daß Gottes Wege unerforschlich seien. Er allein wisse, was zu unserm Besten diene.

Altung nahm mich mit zum Familienbegräbniß, einer kleinen steinernen Kapelle in einem Wäldchen in der Nähe des Flusses. Unterwegs erzählte er, daß jedes Mal, wenn er vertraulich mit den Knaben sprechen wolle und versuchen, ihnen Vater und Mutter zu sein, stürme es so auf ihn ein, daß er nicht könne. Es müsse allmählich kommen.

In dem Grabgewölbe, einem kleinen freundlichen Raume, standen die Särge auf dem Boden. Nur war die Thür nicht eine gewöhnliche Thür, sondern ein Eisengitter, welches nun offen stand, denn es wurde in der Kapelle gearbeitet. Wir nahmen die Hüte ab und traten zu ihrem kleinen Sarge. Wir wechselten kein Wort; erst als wir den ihrigen verließen und die anderen Särge und deren Inschriften betrachteten, theilte er mir mit, daß der Sarg seiner Frau in einen steinernen eingesezt werden solle.

Ich bemerkte, daß wir auf diese Weise mehr von unseren Vorfahren unzerstört bewahrten.

„Aber es liegt Pietät darin,“ antwortete er, indem wir hinausgingen.

Die Luft war warm. Ueber dem bläulichen Schnee stand der Wald grün und dunkelgrau, der Meerbusen war drohend frisch. Es war wie Frühling in der Luft, obgleich wir noch mitten im Winter waren.





Die Villa Ronzano.

Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna.

Von

Ferdinand Gregorobius.

— Rom. —

Die Signorenen der schönen, alterthümlichen Stadt Bologna besitzen ihre Landhäuser auf den nahen Abhängen des Apennin. Dort steht manche Villa in reizvoller Einsamkeit, mit der Aussicht über die bethürmte Stadt unten in der Ebene und über die weiten Gefilde der Emilia und Romagna bis zum fernen Saum des adriatischen Meeres hin. Man könnte zweifeln, welche Landsitze vorzuziehen seien, diese bolognesischen hier, oder die florentinischen.

Vor der Porta S. Mammolo steigt man rechts über einer hohen Treppe zwischen Cyressen zu einer Plattform auf, wo eine kleine Kirche steht, und bald findet man sich in einem schönen Berggelände, durch welches ein Weg in Windungen an Felshängen weiterführt. Dort steht ein Landhaus, über dessen Gartenmauer weiße und rothe Rosen und Schlinggewächse in üppigen Ranken niederhängen; in ihm bringt Marco Minghetti mit seiner geistvollen Gemahlin Donna Laura den Sommer zu. Ihre Freunde, die Gozzadini, wohnen höher hinauf. Die Villa Ronzano ist unter allen andern dort die entfernteste und abgelegenste. Schon unten in der Niederung erblickt man sie in Millienweite auf einem grünen Hügel, dessen Gipfel sie zwischen finstern Pinien, Eichen und Cyressen krönt. Sie gleicht in nichts einem modernen Landhause; tritt man aus den Gebüsch des Hügels heraus, so hat man ein alterthümliches, klosterartiges Gebäude vor sich mit einer Capelle an seiner Seite; ringsumher stehen majestätische Bäume auf grünem Rasen. Garten und Park giebt es hier nicht.

Dies Landhaus ist in Wirklichkeit ein Denkmal des Mittelalters und zugleich ein bolognesischer Musensitz der Gegenwart. Sein Besitzer ist der

Graf Giovanni, der letzte des berühmten Hauses der Gozzadini, welches schon in den Tagen des Kaisers Barbarossa namhaft gewesen war, und große Epochen der Republik Bologna in Erinnerung bringt. Die Gemahlin des Grafen, Maria Teresa war lange Zeit hindurch die belebende Seele dieser romantischen Villa, bis sie dort vor einem Jahre starb. Auch ihr Name ruft alte, große Zeiten und Menschen ins Gedächtniß zurück. Sie war vom Hause der Serego Alighieri aus Verona, der Stadt des Can Grande und des Dante im Exil. Ihr Name Alighieri ist auch Dantes Name; sie selbst stammte von dem unsterblichen Dichter ab in der Linie seines Sohnes Pietro.

Noch andere Beziehungen setzen die Villa Gozzadini mit Dante in Verbindung. In Versen wie aus Erz gegossen hat der Dichter der göttlichen Komödie das Brandmal seines Ghibellinenzorns auf die Stirne zweier Signoren Bologna's gedrückt, des Catalano dei Catalani vom Hause der Malavolti, und des Loderingo von Andaló; und diesem Loderingo hat einst Ronzano zu eigen gehört.

Hier stand vor Alters ein Frauenkloster; hier nahm die schöne Diana von Andaló, Loderingos Schwester, im Jahre 1221 den Nonnenschleier. Sie war eine begeisterte Anhängerin des heiligen Dominicus, welcher damals in Bologna lebte. Der große Ordensstifter starb in dieser Stadt in demselben Jahre 1221.

In der Kirche, welche seinen Namen trägt, wurde Dominicus in jenem prachtvollen Sarkophag bestattet, den die erwachende italienische Bildhauerkunst mit den ersten Blüthen ihres Genies geschmückt hat. Diana selbst starb im Kloster S. Agnese, welches sie in Bologna gestiftet hatte; aber ihre Reste ruhen nicht mehr dort, sondern in der Capelle der Villa Ronzano, wohin sie Gozzadini voll Pietät übertragen ließ.

Der Name Andaló erweckt hier so manche Erinnerung an die Blüthezeit der stolzen Städterepubliken, der kühnen Tyrannen, der Guelfen und Ghibellinen. Da ist Loderingo, der Gemahl der India Torelli, einer Enkelin Salinguerras aus dem berühmten Ghibellinenhause Ferraras, in der Hohenstaufenzeit ein Krieger und Staatsmann, zuletzt Stifter eines ritterlichen Ordens, welchen nicht Thaten, sondern nur ein paar Verse Dantes unsterblich gemacht haben. Auf der Universität Bologna hatte er die Rechte studirt; die Republiken Modena, Siena, Faenza, Pisa und Reggio erwählten ihn der Reihe nach zu ihrem Podestá. Sogar die mächtige Stadt Florenz berief ihn neben Catalano zu demselben hohen Amt im Jahre 1266. Da ist endlich der Neffe Loderingos, der große Republikaner Brancaleone von Andaló, der Waffengefährte des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. und des schrecklichen Ezzelin, der Freund des Königs Manfred, der berühmteste aller Senatoren, welche Rom im Mittelalter besessen hat.

Die Republik der Bolognesen war damals durch die wüthenden Parteikämpfe zwischen den Lambertazzi und Geremei und ihren Anhängern dem Untergange nahe gebracht worden. Um solchen Uebeln Einhalt zu thun,

stiftete Loderingo einen Ritterorden, in welchen, nach dem Gebrauch jener Zeit, auch verheirathete Männer eintreten durften. Dieser klösterlichen Miliz gab der Papst Urban IV. die Bestätigung und später verliehen ihr die römischen Kaiser Ludwig der Baier und Heinrich VII. Privilegien. Loderingo nannte seinen Orden von den „Freuden Mariä“; die Mitglieder hießen „Freudenbrüder“, Frati Gaudenti. Es ist begreiflich, daß dieser Name Spötter reizen mußte, ihm eine sarkastische Erklärung zu geben, und Dante selbst scheint dies in jener Stelle des 23. Gefanges der Hölle gethan zu haben, wo er die beiden Freudenbrüder Andaló und Catalano, als schlechte Regenten seiner Vaterstadt Florenz, unter das Schattenvolk der bemalten Heuchler verstoßen hat, welche in schweren vergoldeten Bleikappen einher schleichen müssen:

Frati Godenti fummo, e Bolognesi,
Jo Catalano, e costui Loderingo
Nomati, e da tua terra insieme presi . . .

Loderingo kehrte von Florenz nach Bologna zurück und wählte dann im Jahre 1267 zum Sitz seines Ordens den Hügel Ronzano, wo das alte Nonnenkloster eingegangen war. Er baute dort eine Kirche und einen Klosterhof und starb daselbst im Jahre 1293. Die Frati Gaudenti fuhren fort in Ronzano zu wohnen, bis ihr Kloster seit 1475 in den Besitz der Dominicaner Bolognas kam, und diese benützten dasselbe bereits zu ihrem Sommeraufenthalte. Als nun im Jahre 1798 die geistlichen Orden überhaupt aufgehoben wurden, ging Ronzano in Privatbesitz über; im Jahre 1848 erwarben es die Gozzadini. So zog in das Haus der Andaló eine Urenkelin Dantes ein und das alte Kloster der Frati Gaudenti wurde, nachdem es im Laufe der Jahrhunderte seine Herren gewechselt und manchen Umbau erfahren hatte, zum Sansfouci des Letzten jenes Signorengeschlechts der Gozzadini, welches bereits in Blüthe stand, bevor noch Diana, Loderingo und Dante das Licht der Welt erblickt hatten.

Zu der Zeit, als der Graf Giovanni und seine Gemahlin die Villa Ronzano erwarben, war die Stadt Bologna einer der Schauplätze der politischen Umwälzung, welche das junge Papstthum Pius IX. durch seine phantastischen oder sentimentalen Freiheitsanwandlungen hervorgerufen hatte. Im August 1848 verjagte das bolognesische Volk die österreichische Garnison, aber diese kehrte im Mai 1849 zurück.

Die Regierung des Cardinallegaten, welche die Oesterreicher in der Stadt wiederhergestellt hatten, machte das Leben dort für alle Freigesinnten und Patrioten höchst peinvoll. Die Gozzadini waren glühende Anhänger der italienischen Nationalidee und niemals haben sie der bestehenden Gewalt gedient oder gehuldigt. Als eines Tages die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft durch officiell gebotene Illuminationen in der Stadt und ihrer Umgegend gefeiert werden sollte, wies die Gräfin Gozzadini den Beamten, welcher sie dazu aufzufordern gekommen war, mit einem entschiedenen Nein!

zurück, und die Villa Ronzano, der stille Tempel des Dantecultus, blieb allein dunkel. Die Demonstration reichte in jener Zeit hin, ein Ereigniß zu sein, welches die Gozzadini populär machte. Der Dichter Marchetti feierte ihre Entschlossenheit in improvisirten Versen, die noch heute in Bologna nicht vergessen sind:

Quel no magnanimo
Prezzo non ha —
Oh! splendidissima
Oscurità!

Geschichtliche Erinnerungen und die schöne Einsamkeit des Orts hatten die Gozzadini bewogen, Ronzano zu ihrem Aufenthalt zu erwählen, welchen sie nur in den Wintermonaten mit ihrem städtischen Palast in der Straße San Stefano vertauschten. Sie führten dort, fern von dem Lärm und den Leidenschaften der großen Welt, ein zurückgezogenes, nur den Idealen der Kunst und Wissenschaft geweihtes Leben; zufrieden mit ihrem Tusculum in einer ländlichen, fast noch klösterlichen Einfachheit des Daseins und beglückt durch die entzückende Lage des Landhauses auf der Höhe, von welcher der Blick die große alterthümliche Stadt in der Tiefe, und die schönsten Gartengefüße Italiens umfassen kann.

Der Graf Giovanni hatte schon im Jahre 1839 seine erste historische Schrift veröffentlicht, die Lebensgeschichte des Giovanni II. Bentivoglio. Aber erst seit 1848 versenkte er sich ganz in das Studium der Alterthümer und der Geschichte seiner Vaterstadt. Er durchsuchte die Archive Bolognas, erforschte die Denkmäler der Stadt und ihres Gebietes, grub etruskische Nekropolen aus, wie jene von Villanova und Marciabotto, und beschrieb dann ihre archäologischen Schätze. Seine Gemahlin unterstützte ihn in diesen Mühen durch ihre eigene Bildung und sie erweiterte zugleich seinen Gesichtskreis durch künstlerische und literarische Beziehungen, deren Mittelpunkt ihr vergötterter Ahnherr Dante war.

Den Dantecultus hatte Maria Teresa aus ihrem väterlichen Hause mit hinübergenommen, oder vielmehr von ihrer Mutter geerbt, der Gräfin Anna da Schio, welche sich mit dem Conte Federico Cerego Alighieri in Verona vermählt hatte. Diese geistvolle Frau war eine Charaktergestalt in den literarischen Kreisen Veronas zur Zeit des Congresses gewesen und in den zwanziger Jahren, der verhaßten Epoche der Verfolgung der Patrioten, der Verbannung und der Gefängnisse des Spielbergs. In ihrem Hause zu Verona waren Vincenzo Monti und Pindemonte, Camillo Ugoni, Andrea Maffei, Pietro Zambelli und manche andere Dichter und Gelehrte aus- und eingegangen. Sie hat nicht wenigen Verfolgten ein Asyl und die Mittel zur Flucht gegeben. Ihre Villa Gargagnano bei Vicenza war zu ihrer Zeit ein gefeierter Auseritz; dort hatte Dante, so wollte man wenigstens glauben, einige Gefänge seiner göttlichen Komödie niedergeschrieben. Die Gräfin Anna besaß in ihrem Landhause eine fast vollständige Sammlung aller Ausgaben des Dante'schen Gedichts.

Ihre Tochter verpflanzte sodann die Neigungen der Mutter nach Romano, und seit 1848 wurde auch ihr Haus ein Sammelpunkt der Patrioten, wie vieler Menschen von Talent und Ruf, sei es Fremder oder Einheimischer. Es würde ein anziehendes Culturgemälde unserer Zeit sein, wenn ein Kundiger, vielleicht Gozzadini selbst, die Zustände der bolognesischen Gesellschaft seit den vierziger Jahren zu schildern versuchte, namentlich in Bezug auf die literarischen Kreise, die sich in jener berühmten Stadt damals gebildet hatten. Manches was im Reich der Künste und Wissenschaften dort entstanden ist, war eine Schöpfung der Gozzadini, oder diese waren doch dabei fördernde und lebhaft theilnehmende Zeugen.

Die Gräfin Maria Teresa war nicht eigentlich eine gelehrte Frau, aber es gab wenige Gebiete der Cultur, an deren Erscheinungen sie nicht warmen Antheil genommen hätte. Wenn sie auch nicht den blendenden Esprit besaß, durch welchen Französinnen einen Salon beleben, so fesselte sie doch durch ihr ernstes, nachsinnendes Wesen und durch die Feinheit und Klarheit ihres Urtheils, welches keine kirchlichen Vorurtheile verdunkelten. In der anspruchlosen Bescheidenheit ihres häuslichen Lebens vermochte sie sich mit der Welt draußen in dem regsten Verkehr zu erhalten. Sie stand in Verbindung mit vielen Gelehrten und Dichtern, und schwerlich giebt es einen Italiener von geistiger Bedeutung, welcher nicht den Namen der Gräfin Gozzadini gekannt und verehrt hat.

Sie unterhielt Verkehr mit den Dichtern Carrer, Maffei und Niccolini, mit dem gefeierten Aleardo Alearbi, welcher ein naher Verwandter und Freund ihrer Familie war; mit den geistvollen Bolognesen, dem dichterisch begabten Carlo Böpoli und dem verebten Staatsmann Marco Minghetti, mit Guerrieri Gonzaga, dem Uebersetzer des Faust, und mit Carducci, dem Dichter neuer Rhythmen und Formen, welchen man bei uns den modernen Heine Italiens genannt hat. Ihre begeisterte Liebe zu Dante brachte sie in Verbindung mit den berühmtesten Kennern der göttlichen Comödie, mit Don Michelangelo Gaetani, dem Herzog von Sermoneta in Rom und seiner gelehrten Tochter Donna Ersilia, mit Alessandro Torri und unserem ausgezeichneten Landsmann Carl Witte, mit Paolo Perez und dem Geschichtsschreiber Carlo Troya, welcher ihr die neue Ausgabe seines *Veltro Allegorico* gewidmet hat. Auch die archäologischen Forschungen ihres Gemahls zogen bisweilen bedeutende Ausländer in das Haus Gozzadini, wie Lahary und Schliemann, Dejer und Virchow.

Wenige andere Städte Italiens sind durch alte Traditionen und ihr eigenartiges Wesen so wie Bologna dazu geschaffen, Neigungen zu ernstern Studien zu begünstigen, und diese selbst sind nicht zu häufig in der Aristokratie anzutreffen. Die großartige Stadt, auf deren hohen Thürmen und in deren Wappen das stolze Wort *Libertas* geschrieben steht, mit ihren alterthümlichen Kirchen und mächtigen Familienpalästen, mit ihren langen schattigen Säulenhallen, trägt den Stempel geschichtlichen Alters und selbstbewußter,

republikanischer Kraft. Ihre uner schöp flichen Archive und Bibliotheken, ihre Museen, Akademien und wissenschaftlichen Institute flößen jedem Bolognesen das Gefühl patriotischen Stolzes ein, und sie können wohl Männer von Geist, Talent und Energie dazu ermuntern, die Erbschaft der Vorfahren zu erhalten und zu mehren.

Bologna ist die älteste Universität Italiens. Seit dem dreizehnten Jahrhundert haben sie große Juristen, wie Irnerius und Bulgarus, berühmt gemacht; nicht minder große Künstler, wie Francesco Francia und die Carracci; Naturforscher, wie Mondini, Malpighi, Galvani, welche der Wissenschaft neue Bahnen eröffneten. Auch hat Bologna locale Geschichtsschreiber von Werth aufzuweisen, Malvasia, Ghirardacci, Savioli, Fantuzzi und andere. Im Hause der Gozzadini selbst war die Wissenschaft eine Familientradition, denn unter seinen Mitgliedern zählt man eine Reihe von ausgezeichneten Professoren, namentlich des Rechts.

Meine Erinnerungen an Ronzano und dessen Bewohner sind unauss lösslich mit denen an meinen ersten und theuersten Freund unter den Italienern verbunden, dessen Namen ich schon genannt habe. Es war der Graf Paolo Perez von Verona, ein na her Verwandter der Gozzadini, dem ich die Beziehungen zu diesem Hause verdanken sollte. Ich lernte Perez in Rom kennen, als er im Jahre 1855 dorthin kam. Er hatte zuerst in Padua, noch im jugendlichen Alter, einen Lehrstuhl der italienischen Literatur innegehabt; dann war er vom öster reichischen Cultusministerium dort suspendirt und nach der Universität Graz versetzt worden. Aber der junge italienische Patriot gab diese Stelle auf, weil er nicht länger ein Diener des öster reichischen Staates bleiben wollte. Er ging nach Rom, um in völliger Unabhängigkeit seiner weiteren Ausbildung zu leben.

Perez besaß eine gebiegene classische und moderne Bildung und hatte sich auch der deutschen Sprache bemächtigt. Er gehörte zu den vollkommensten Kennern Dantes und war selbst als lyrischer Dichter begabt. Die gemeinsame humanistische Bildung und das gleiche Verständniß des Genius der beiden Nationen, der italienischen und deutschen, verbanden alsbald den gläubigen Katholiken und den protestantischen Reher zu einer innigen Freundschaft, welche die schwersten Prüfungen zu überdauern vermochte.

Wir wurden in Rom Gefährten; wir durchwanderten mitsammen die antike Trümmervelt. Es gibt in der ewigen Stadt kaum ein irgend bedeutendes Monument, welches nicht durch die Erinnerung an Perez für mich geweiht worden ist. Er wollte mir ein dauerndes Zeugniß seiner Freundschaft geben und übersehte deshalb ins Italienische meine „Geschichte der Corsen“, welche dann die Gräfin Gozzadini bei Le Monnier in Florenz drucken ließ. Ich bemühte mich, ihn in die Studien des römischen Mittelalters hineinzuziehen, in welche ich mich tief versenkt hatte; aber der Realismus der Geschichte, und zumal die unabsehbare Massenhaftigkeit des

historischen Materials widerstrebten dem Geiste meines Freundes, welcher eine entschiedene Neigung zur philosophischen Speculation hatte.

Die Weltanschauung Dantes übte eine fast dämonisch zu nennende Anziehung auf das tiefsinnige Gemüth dieses außerordentlichen Menschen aus. Von meinem Standpunkte aus erschien er mir als eins der vielen Opfer des unsterblichen Dichters, und zwar ein verspätetes. Es war Dante, der ihn in das Labyrinth der Scholastik des Thomas von Aquino hineinzog. Er studirte die Werke desselben unter der Leitung des Dominicaner Guidi, welcher damals Professor an der Minerva war, und später Cardinal und Erzbischof in Bologna wurde. Perez verzweifelte an der Wiedergeburt seines Vaterlandes, welches ihm unrettbar verloren schien. Seine Ungenüge am Leben der Gegenwart, in welchem er vergebens die seinem Geiste angemessene Bahn suchte, Schwäche des Willens und der Thatkraft, religiöser Zweifel und lange Meditationen entfremdeten ihn immer tiefer der Welt, bis er sich zuletzt entschloß, den Frieden in einem ewigen Gefängniß zu suchen.

Eines Tages überraschte er mich mit der Erklärung, daß er in den geistlichen Orden einzutreten vorhabe, welchen Rosmini gestiftet hatte. Dieses Institut hatte in Oberitalien Wurzel gefaßt, wie in Frankreich und England; es besaß auch ein Haus in Rom, in der Nähe der alten Kirche S. Maria in Carleone, welche später abgebrochen wurde, um die dortige Straße zu erweitern. Der Gründer jenes Ordens, ein theologischer Denker von Ruf, der Freund Manzoni's, hatte seine Stiftung mit dem Schein philosophischer Freisinnigkeit umgeben, was um so leichter zu thun war, als sie den Argwohn und Widerstand der Jesuiten herausgefordert hatte. Ich kann mich nur mit Schmerz jener Tage erinnern, wo meine Bemühungen, wie jene der Gozzadini, den durch Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneten Mann den Freunden und seinem Vaterlande zu erhalten, fruchtlos blieben. Er war von mir unbekannten Personen in Neße verstrickt worden, die er nicht mehr zerreißen konnte; er begrub sich endlich für immer in den veralteten Mystereien des Klosterlebens. Da wurde mir zum ersten Male die Gewalt der katholischen Kirche und zugleich die tiefe Kluft offenbar, welche die geistige Cultur Italiens von der protestantischen Deutschlands trennt. Die Gräfin Gozzadini hatte gehofft, daß ich ihren Vetter von dem letzten verzweifelten Schritt noch zurückhalten könnte; so schien es auch mir während einer Zeit, wo Perez, welcher meine Besuche annehmen durfte, wartend geworden war, bis sich jene Klosterpforte für immer hinter ihm schloß und ich seinen Verwandten anzeigen mußte, daß jede Hoffnung vereitelt sei.

Nach heißen Kämpfen mit den Freunden, mit sich selbst und der schönen thatenreichen Welt trat Perez in das Haus der Rosminianer am Forum des Augustus ein, um sein Noviziat durchzumachen; dies vollendete er im Jahre 1858. Er ging dann nach Stresa am Lago Maggiore, wo die Rosminianer ein Collegium besaßen. Hier lehrte er, von seinen Schülern vergöttert, mit glühendem Eifer Theologie und Philosophie, und wenn es je

einen wahren Priester gegeben hat, so ist das dieser edle, selbstlose Mensch gewesen. Er erlebte in Stresa die Erhebung seines Vaterlandes, welches denn doch die Ketten zerbrechen durfte, mit denen es das Papstthum und Oesterreich-Habsburg so lange gefesselt gehalten hatten.

Auch dort in der Klosterzelle machten die Geschehnisse Italiens das Herz des Rosminianers lebhafter schlagen, auch dort ließ er nicht von dem Cultus Dantes ab. In Stresa hat er seine geistvolle Schrift verfaßt: „Die Erklärung der sieben Kreise des Purgatorio.“ Aber seine glänzenden Kräfte wurden leider im Dienste der vielbändigen Werke Rosminis aufgezehrt, deren Herausgabe ihm übertragen worden war. Mein unvergeßlicher Freund starb zu Stresa am 15. September 1879, zwei Jahre vor dem Tode seiner Cousine Maria Teresa, welche er so hoch verehrt, und die sein Schicksal mit so heißen Thränen beweint hatte.

Paul Perez besaß die feinste aristokratische Bildung und jenes bezaubernde natürliche Wesen, welches die Art italienischer Signoren zu sein pflegt; dieses ruhte bei ihm auf dem Grunde des Adels der Natur und herzgewinnender Anmuth. Auf seinem Antlitz von feinen Linien und lichter Offenheit spiegelten sich zugleich das innerlichste Empfinden des Dichters, die Melancholie des Denkers und die heitere Ruhe der reinsten und liebenswürdigsten Menschenseele.

Als er sich von der Welt losriß, legte er mir als sein Vermächtniß die schöne Pflicht auf, die freundschaftlichen Verhältnisse zu seinen Verwandten in Bologna fortzusetzen; in der That wurde die gemeinschaftliche Liebe zu ihm, der uns verloren gegangen war, die Quelle des dauernden Wohlwollens der Gozzadini für mich selbst.

Ich hatte lange den Wunsch gehegt, Ronzano kennen zu lernen, nachdem mir dessen Bewohner bereits in Bologna und in einem anderen Landhause in den Apenninen bekannt geworden waren. Ich vermochte endlich im September 1867 meinen Voratz auszuführen, einige Tage in Ronzano zuzubringen, und mich in die Mysterien jenes Heiligthums der Musen einzunehmen. Als ich in die Villa eintrat, fand ich die Gräfin am offenen Fenster des Empfangssaales sitzend, mitten unter blühenden Blumen und etruskischen Todtenschädeln, welche ihr Gemahl aus irgend einer von ihm entdeckten Nekropole heraufgebracht hatte. Die edle Frau mit dem bleichen Angesicht voll mildem Geiste war damit beschäftigt, die Bruchstücke eines Schädels zusammenzusetzen, der vielleicht einem Lucumonem angehört hatte; in dieser Art musivischer Stiderei hatte sie eine anerkannte Virtuosität erlangt. Rings um sie her lagen auf Tischen und Canapées dergleichen morsche Fragmente des Alterthums. In den zarten Händen einer Edel dame würde sich ein goldbrokatenes Gewebe schöner ausnehmen, als ein antiker Etrusker-Schädel; und hat nicht im Grunde Lamartine doch Recht gehabt, wenn er Italien das Land der Todten genannt hat? Die archäologische Wissenschaft muß in einem so uralt geschichtlichen Lande eine wahrhaft unwiderstehliche

Anziehungskraft ausüben, wenn die Gräfin Gozzadini sich in Studien dieser Natur versenken konnte, und wenn die Tochter des Herzogs von Sermoneta auf den Glanz und die Genüsse der großen Welt verzichtet, um römische Inschriften zu entziffern, mythologische Reliefbilder zu erklären, und in der Eigenschaft eines nationalen Mitgliedes an den Sitzungen der Akademie der Lincei auf dem Capitol Theil zu nehmen.

Die Gräfin zeigte mir die Räume ihrer Villa. Obwohl diese zum Gebrauch ihrer weltlichen Bewohner umgewandelt und eingerichtet worden ist, so haben sich doch die charakteristischen Züge ihres Ursprunges noch erhalten. Die Gemächer mit vergitterten Fenstern sind die ehemaligen Klosterzellen, mit Ausnahme des Empfangsaales, aus dessen Thüren man in das Freie tritt. An den Eingängen der Zimmer stehen Sprüche oder Namen alter Freudenbrüder. Ueber jenem, welches ich bewohnt und vor mir Perez inne gehabt hatte, stand Fra Gotti geschrieben. Hier und da las ich auf den Wänden Dante'sche Verse. Die Capelle und der Klosterhof, aus welchem schwarze Cypressen emporragen, stehen in unmittelbarer Verbindung mit den bequem eingerichteten Wohnräumen.

Wir traten aus dem Saal auf die Terrasse, in den Schatten hoher, im Luftzuge rauschender Bäume. Von hier aus übersieht man eins der großartigsten Panoramen Italiens. Oberwärts ragt im Gebirge die mächtige Kuppel S. Luca auf und die Säulenhalle, welche dorthin über die Höhe führt; hinterwärts steht die dunkle Kette der Apenninen. Zu den Füßen breiten sich die farbigen Landschaften der Emilia und Romagna aus, bedeckt mit Villen, Dörfern und Städten. Parma und Modena erscheinen so nahe, als könnte man sie in kürzester Zeit erreichen; in der klaren Morgenluft werden am fernen Horizont, wie Gebilde der Fata Morgana, sogar die Thürme des alten Ravenna und der hohe Thurm S. Marco in Venedig sichtbar. Unten sieht man, in der Nähe der mächtig hingelagerten Stadt Bologna, den Fluß Reno in seinem breiten Bett voll Riez und Geröll dahinziehen, über welches die lange Eisenbahnbrücke gespannt ist.

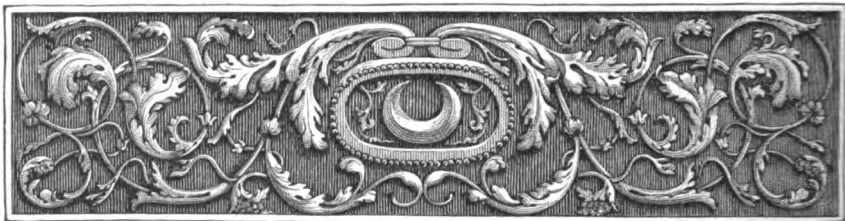
Ich suchte dort unten im Becken des italienischen Rheins einen kleinen Ort S. Giovanni, und mein nachhaltiges Spähen nach ihm erschien der Gräfin unverständlich, bis ich ihr sagte, daß an jenem Ort im März 1527 der Connetable von Bourbon auf dem verhängnißvollen Marsch nach Rom sein Lager aufgeschlagen, und die empörten Spanier und Landsknechte daselbst den erkrankten Frundsberg gezwungen hatten, sich erst nach Ferrara und dann nach Deutschland zu begeben. Dort in S. Giovanni endete die Feldenslaufbahn dieses berühmten Generals. Aber was bedeutete Frundsberg für eine Enkelin Dantes?

Ich begriff es wohl, daß Ronzano ein Aufenthaltsort sei, geeigneter als jeder andere, sich in das Studium der Alterthümer und der Geschichte Bolognas zu versenken. Hier hat Giovanni Gozzadini im Jahre 1851 die Chronik Ronzanos und die Erinnerungen an Loberingo von Andolò ge-

schrieben, denen er seine topographische Schrift über die Thürme der bolognesischen Geschlechter, und die Monographien Giovanni Pepoli und Sixtus V., Manne Gozzadini und Baldassar Cossa folgen ließ. Seit 1859 ist er Präsident der Deputation der vaterländischen Geschichte der Romagna, und er dirigirt auch das Museo civico Bologna's, eine unvergleichliche Sammlung von Alterthümern in den herrlichsten Räumen, die zum großen Theile ihm ihre Ordnung und Vermehrung zu danken hat.

In vaterländische Studien der Vergangenheit versenkt, fanden die Gozzadini zu Ronzano ein Asyl während der traurigen Zeit, als das päpstliche Polizeiregiment und der Druck der österreichischen Besatzung auf ihrem geliebten Bologna lastete. Von der Höhe dieser Villa sahen sie endlich das Morgenroth der nationalen Wiedergeburt aufgehen und sich über das ganze italische Land verbreiten. Von dort begrüßten die Enkelin Dantes und der letzte Gozzadini mit Enthusiasmus die Annexion der Emilia und Romagna an Italien, und die endliche Vereinigung ihres großen Vaterlandes, deren Propheten und Martyrer Arnold von Brescia, Dante, Petrarca, Cola di Rienzi und Macchiavelli und so viele andere berühmte Männer gewesen waren. Ich hatte die Freude, die Gräfin und ihren Gemahl in Rom wiederzusehen, wohin dieser mit ihr gekommen war, um in der neuen Hauptstadt Italiens von seiner Würde als Senator des Königreichs Besitz zu nehmen. Sie verlebten dort einen Winter und kehrten dann befriedigt in ihre Einsamkeit nach Ronzano zurück.

Die Gräfin Maria Teresa konnte hier noch einige Jahre die theilnehmende Zeugin der ehrenvollen Thätigkeit ihres Gemahls sein, bis sie plötzlich der Tod dahinraffte, im September 1881, an demselben Tage, wo der Graf Giovanni die Eröffnung des Museo civico festlich begehen sollte. Diese Feier wurde zu ihrer Todtenfeier, und einen schöneren Abschluß konnte ihr Leben kaum finden. In Bologna wird das Andenken der edlen Frau lange fort dauern; es ist auch mit der Villa Ronzano unzertrennlich verbunden, welche sie in einer denkwürdigen Zeit zum Sitz patriotischer Hoffnungen und Studien umgestaltet und zu einem Tempel des Cultus ihres Vorfahren Dante gemacht hatte. Mit ihrem schon betagten Gemahl, dessen einzige Tochter die Gräfin Zucchini ist, wird einst — möchte der Tag noch ferne sein — das berühmte Haus der Gozzadini erlöschen, welches lange Zeit hindurch neben den Lambertazzi, den Pepoli und Ventivogli in Bologna mächtig gewesen war und selbst auf hellenischen Inseln als ein Dynastengeschlecht geblüht hat.



Ferdinand Gregorovius.

Ein Lebensbild.

Von

Friedrich Althaus.

London.



Es war während des Winters 1852—53, den ich in Nizza verlebte, als eine Folge von Reisebildern aus Corsika in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung mich zuerst mit dem Namen des Schriftstellers bekannt machte, der die Spitze dieses Blattes zierte und seitdem einen so guten Klang in der deutschen Literatur gewonnen hat. An hellen sonnigen Tagen, wie sie während jenes südlich milden Winters nicht selten waren, konnte man von der Höhe des Schloßberges in Nizza am fernen südöstlichen Horizont über der lichtblauen Fläche des Mitteländischen Meeres die Bergumrisse Corsicas erkennen und wenn ich dort oben stand, fühlte ich oft das lebhafteste Verlangen, nach der merkwürdigen Insel hinüberzufegeln, deren wilde großartige Einsamkeiten jene Reisebilder mit so seltener dichterischer Farbenfrische und plastischer Gestaltungskraft vor die Seele zauberten. Es war in diesen Schilderungen Etwas von Goethe'schem Schönheitsfönn und zugleich eine das Naturgemälde belebende Größe und Wärme des historischen Geföhls, die mich außerordentlich anzogen und mit der Sehnsucht nach der fernen Insel den Wunsch einer persönlichen Bekanntschaft mit dem deutschen Landsmann erweckten, der so reizvolle Bilder ihrer Natur und Geschichte entwarf. Wer er war und ob er noch in Italien verweilte, wußte ich nicht. Aber als ich im Frühling 1853 nach Rom kam, gaben neue Artikel der Allgemeinen Zeitung, Charakterbilder römischer Sitten und Zustände, mir die Gewißheit, daß er in Rom war und Nachfragen bei deutschen Landsleuten bestätigten mir diese willkommenen Thatfache. Vergebens jedoch erkundigte ich mich nach seiner Wohnung, oder wo sonst man ihn treffen könne. Auch in dem Palazzo Simonetti, dem damaligen Vereinslokal der deutschen Künstler in Rom, wo viele deutsche Besucher aus- und ein-

gingen, kannte man freilich Gregorovius und wußte, daß er während des Winters in Rom gewesen, vermochte aber keine Aufschlüsse zu geben über seinen damaligen Aufenthalt. Ich hörte, er habe schon seit Monaten zurückgezogen gelebt, ausschließlich beschäftigt mit seinem Werke über Corsika. Einige meinten, er sei bereits nach Neapel abgereist. So schien es denn, als solle mein Wunsch unerfüllt bleiben. Eines Tages jedoch, als ich an dem Monte Citorio vorbeiwanderte, kam es mir in den Sinn, in meiner Verlegenheit eine Behörde zu Rathe zu ziehen, die man damals sonst am Liebsten vergaß. Auf Monte Citorio war der Palast der städtischen Polizei. Ich erinnere mich noch, wie der Eingang und die Vorzimmer gedrängt vollstanden von einer wartenden Menge. In dem letzten Vorzimmer hatte man Queue gemacht; aber ich schritt kühn durch die Reihen hindurch und die Gensdarmen, die aus diesem Selbstvertrauen vermuthlich auf ein Recht schlossen und jedenfalls den Forestiere in mir erkannten, der sich zur Zeit der französischen Occupation in Rom allerlei herausnehmen durfte, ließen mich passiren. Rasch langte ich so in dem Bureau vor einem Beamten an, der mich höflich empfing. Ich erklärte mein Vorhaben und fand, nach einigem Achselzucken und Büchernachschlagen von Seiten des Beamten, zu meiner angenehmen Ueberraschung die Mythe von der Unwissenheit der Polizei bestätigt. Man händigte mir die begehrte Adresse ein und am nächsten Morgen befand ich mich auf dem Wege zu dem Verfasser der Reisebilder aus Corsika.

Gregorovius wohnte damals in der Nähe des Monte Pincio, nicht weit von der Piazza Barberini. Ich traf ihn zu Hause. Und indem ich in sein Zimmer trat und er sich vom Schreibtisch erhob, bemerkten wir auf den ersten Blick, daß wir schon nicht ganz unbekannt mit einander waren. Denn einige Tage vorher hatte ich ihn mit Jacob Burckhardt in den Vaticanischen Galerien getroffen und, von seiner Erscheinung angezogen, um Auskunft gebeten wegen einer Bildsäule, deren Gewandung das Interesse beider Männer zu erregen schien. Unsere Begegnung war also gewissermaßen ein Wiedersehen und bald befanden wir uns in lebhaftem Gespräch. Corsica, Rom, Nizza, Italien, Deutschland — es fehlte nicht an zahlreichen Anknüpfungspunkten. Der Verfasser der corsischen Reisebilder realisirte ganz die Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte. Eine schlanke, stotliche Gestalt, von würdiger und zugleich anmuthig bequemer Haltung, der Kopf männlich ausdrucksvoll, mit schwarzem Vollbart, hoher offener Stirn und lebhaft blickenden dunkeln Augen, der Grundton der Züge ernst, aber rasch aufgehellert durch das Spiel der Phantasie, und in der Unterhaltung ein gedankenvoller Fluß, ein weicher und voller Klang, der reiche Geisteskräfte und ein poetisches Temperament verkündete. Alles in Allem war ich sehr mit dem Erfolg meines Abenteuers zufrieden. Wir verabredeten für die nächsten Tage einen gemeinsamen Spaziergang, er besuchte mich, wir trafen uns häufig auf dem Pincio und im Café delle Belle Arti und verlebten

eine Reihe schöner römischer Frühlingstage, in deren Verlauf ich unter anderm Gelegenheit hatte, meines Begleiters schon damals erstaunliche Lokalkenntniß Roms zu bewundern, die aber leider nur zu schnell verflossen. Gregorovius hatte während des Winters scharf gearbeitet: Das Manuscript seines Buches über Corsica war nach Deutschland abgegangen. Die große Fluth der fremden Besucher, welche zu der Wintersaison nach Rom strömt, hatte sich seit längerer Zeit verlaufen. Auch die noch Zurückgebliebenen geriethen bei dem Herannahen der Sommerhize in abströmende Bewegung und er selbst war mit neuen Reiseplänen beschäftigt. Er beabsichtigte, die kommenden Monate zu einem Ausflug nach Neapel und Sicilien zu benutzen und wollte, da er die Osterfestlichkeiten in Rom miterlebt hatte, auch das Peters- und Paulsfest nicht abwarten, dem ich noch in Rom beizuwohnen wünschte. Unsere gemeinsamen römischen Wanderungen nahmen daher bald ein Ende; doch trennten wir uns nicht ohne die Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen. Denn vor meiner Rückkehr nach Deutschland hatte auch ich einen Aufenthalt in Neapel im Sinne und ehe wir von einander Abschied nahmen, wurde ein Rendezvous in der Bella Napoli verabredet.

So trafen wir uns denn zu Anfang Juli 1853 von Neuem am Strande von Santa Lucia und verlebten in der Umgegend von Neapel einen herrlichen Wandermonat, der für mich vor Allem durch die Gesellschaft meines deutschen Reisegefährten 'genußreich' wurde. Wir bestiegen zusammen den Vesuv, sahen Pompeji und die Landschaft von Pozzuoli und Bajä, fuhrten hinüber nach Ischia, machten die Reise nach Salerno und den Tempeln von Pästum und wanderten von dort, den Golfen von Salerno und Amalfi entlang, über den Bergzug des St. Angelo nach Sorrento, von wo wir endlich zu einer stillen Inselvilleggiatur nach Capri übersehten. Während dieser neapolitanischen Sommerwochen hatte ich Gelegenheit, den Verfasser der corsischen Reisebilder näher kennen zu lernen und erfuhr auch Manches aus seinem früheren Leben. Nichts konnte anregender und erheiternder sein, als jenes Wandern in seiner Gesellschaft. Er fühlte sich glücklich in dem schönen sonnigen Italien, das ihm die Sehnsucht mancher nordischer Nebeljahre erfüllte, glücklich in seiner Natur, seiner Kunst, seinem Alterthum, unter seinem Volke und er sah Land und Volk nicht bloß mit dem Auge des Geschichtsschreibers und des Dichters, sondern mit genialem Sinn für den geselligen Verkehr und den gegenwärtigen Genuß des Lebens. Die tief sinnige philosophische Unterhaltung war ihm ebenso geläufig als das scherzhafte Gespräch und das naive Reden mit dem naiven Volk des Südens. Besonders gern unterhielt er sich mit Kindern. Dabei war seine Phantasie immer thätig. Die bloßen Ortsnamen riefen ihm unwillkürlich geschichtliche Erinnerungen wach und in wenigen an Ort und Stelle gesprochenen Worten entwarf er oft ein Charakterbild der umgebenden Landschaft, das diese dem innern Sinne unauslöschlich einprägte.

Ihm sollte Italien eine zweite Heimath werden. Mich führten andere

Lebenspläne nach Norden. Zu Ende Juli 1853 nahm ich von Gregorovius an der Marina von Capri Abschied und während er nach Sicilien segelte und später in Rom viele Jahre lang den Mittelpunkt seines Wirkens hatte, wanderte ich zurück nach Deutschland und ließ mich bald nachher in London nieder. Doch dem kurzen persönlichen Verkehr folgte ein langer Briefwechsel und natürlich begleitete ich seitdem die Laufbahn des fernen Freundes mit doppelter Theilnahme. Und gern versuche ich nun auch, der an mich ergangenen Aufforderung Folge leistend, im Rückblick auf jene lange Vergangenheit den Lesern ein Bild seines Lebens vorzuführen.

Ferdinand Gregorovius stammt aus Ostpreußen. In dem zu Anfang des 14. Jahrhunderts von dem Orden der Deutschritter gegründeten ostpreußischen Städtchen Neidenburg, nah' an der polnischen Grenze, wurde er als der jüngste von acht Geschwistern am 19. Januar 1821 geboren. Tannenwälder, Hügel und Seen machen die an sich wilde und unfruchtbare Landschaft von Neidenburg malerisch, während der Stadt selbst ein historisches Gepräge verliehen wird durch das Schloß der Deutschritter, ein Denkmal des Mittelalters, das in der Familien-Geschichte der Gregorovius keine unwichtige Rolle spielen sollte und besonders auf die Entwicklung ihres jüngsten Sprößlings von bedeutendem Einfluß wurde. Gregorovius' Vater war Kreis-Justizrath in Neidenburg. Er fand die alte Burg, ursprünglich eine der stattlichsten des Ordenslandes, in theilweisem Verfall und seinen Bemühungen gelang es, von dem Minister von Schön, dem Burggrafen von Marienburg, ihre Herstellung und dadurch ihre Erhaltung zu erwirken. Die Bureaux der Justiz wurden nun in die Burg verlegt und die Familie erhielt dort eine prächtige Wohnung. Umgeben von den Resten großer historischer Erinnerungen, wuchsen die Kinder heran. Das Schloß war ihr Stolz, sie gewöhnten sich fast, es zu betrachten als das Eigenthum ihrer Familie. Vor Allem regte das Leben inmitten seiner Hallen und Säle, seiner Gewölbe und unterirdischen Gellasse, der weite Blick in die Ferne aus seinen Thurmsfenstern, die Phantasie des jungen Ferdinand mächtig an. Seiner eigenen Ansicht nach wurde dadurch die Richtung seines Geistes auf das Alterthum und das Mittelalter früh entschieden. Er würde, so meinte er einmal, vielleicht nie die Geschichte Roms im Mittelalter geschrieben haben, hätte er seine Jugend nicht in jenem alten Schlosse der Deutschritter verlebt.

Zu diesem großen Hauptereigniß seiner Kindheit gesellten sich, als er neun Jahre alt geworden war, die Eindrücke der polnischen Revolution von 1830. Bei der Nähe Neidenburgs an dem Schauplatz der blutigen Kämpfe, welche aus dieser Erhebung hervorgingen, hörte er nicht nur viel von denselben erzählen, sondern fand Gelegenheit, das Erzählte durch unmittelbare Anschauung zu ergänzen. Bald nach dem Ausbruch der Revolution suchte ein von den polnischen Rebellen über die Grenze getriebenes Kosackenregiment in Neidenburg Schutz. Dann wieder, nach der Niederlage bei Ostrolenta,

sah es der Knabe, wie die unglücklichen polnischen Flüchtlinge zu Tausenden an Rußland ausgeliefert wurden. Auch diese Begebenheiten prägten sich seiner Seele tief ein. Sie brachen als grelle, zersetzende Elemente der modernen Außenwelt in den Kreis seiner historischen Träumereien und verknüpften ihm auf rauhe Weise die Gegenwart mit der Vergangenheit. Er erlebte zum ersten Mal die Gefühle des Hasses gegen den Unterdrücker, des Mitleids für die Unterdrückten. Sein Interesse für Polen, dessen blutgebüngte Ebenen er von dem Reidenburger Schloßberge vor sich liegen sah, nahm eine Richtung der Sympathie, die sich von Jahre zu Jahre befestigte und später auch in den Anfängen seiner schriftstellerischen Laufbahn einen hervorragenden Ausdruck fand.

Sonst drang kein Ton von draußen in die Einsamkeit des abgelegenen ostpreussischen Städtchens und seine monotone pfahlbürgerliche Existenz. Gregorovius' Vater war ein strenger ernster Mann, der nur seinem Amte lebte. Seine Mutter, eine Frau von hoher Gestalt und schöner Erscheinung, tief religiös bis zur Schwärmerei, war immer leidend und starb an der Schwindsucht im Jahre 1831. Bald darauf verließ Gregorovius das Elternhaus, um das Gymnasium in Gumbinnen zu besuchen, wo er in dem Hause eines jüngeren Bruders seines Vaters, der ebenfalls Justizdirector war, Aufnahme fand. Seine Neigung war vor allem auf Geographie, Geschichte und alte Sprachen gerichtet — und viel träumte er schon in jenen Knabenjahren von fernem Ländern. Großen Eindruck machte es ihm, als einmal ein Militärarzt in Reidenburg ihm erzählte, er sei drei Wochen in Rom gewesen. Er staunte den Mann an und eilte, dem Vater die wunderbare Thatsache zu berichten, daß er einen Mann gesehen, der drei ganze Wochen in Rom gewesen sei. Einen neuen Flug nahmen seine Gedanken in die Ferne, als im Jahre 1833 einer seiner Brüder als Philhellene mit den Bayern nach Griechenland ging. Wenn er in den Ferien nach Hause kam, konnte er Stunden lang auf dem Schloßberge liegen, den Wolken zusehen und mit ihnen über Länder und Meere wandern. Noch jetzt bilden Reisebeschreibungen aus fernem Erdtheilen die Lieblingslectüre seiner Mußestunden.

Nach vollendetem Gymnasial-Cursus bezog er, siebzehn Jahre alt, im Herbst 1838 die Universität Königsberg. Weil sein Vater aus einer Predigerfamilie stammte (sein Urgroßvater, sein Großvater, und Vater waren alle hintereinander auf derselben ostpreussischen Landpfarre Geistliche gewesen) studirte auch Gregorovius auf des Vaters Wunsch Theologie. Er that dies ohne Neigung und der Umstand, daß mit Ausnahme des einen Cäsar von Lengerke, der sich als Poet in die Dogmatik verirrt hatte, die Theologie in Königsberg wesentlich von geistlosen Pedanten gelehrt wurde, konnte nicht dazu beitragen, ihn dem zwangsweise betriebenen Studium günstiger zu stimmen. Vor allen andern Universitätslehrern fühlte er sich durch den Philosophen Karl Rosenkranz angezogen. Es lag damals noch ein letzter Nachschimmer der Epoche Kants auf der Königsberger Universität und

Rosenfranz, der hochgebildete phantasievolle Denker und glänzende Redner, begeisterte die Jugend. Gregorovius wurde einer seiner besten Schüler. Er studirte Kant und Hegel und glaubte selbst zum Philosophen bestimmt zu sein. Rosenfranz' persönlicher Einfluß und das Leben in jener idealen Welt hielten ihn auch von vornherein aufrecht über dem rohen Treiben der Landsmannschaften, diesem noch heute unaussrottbar scheinenden Rest mittelalterlicher Romantik, in halb lächerlichen halb barbarischen Formen. Von Historikern hörte er Drumann und Voigt, ohne sich indeß befriedigt zu fühlen durch ein weitschichtiges gelehrtes Wissen, dem der Lebensfunke des Genies mangelte. Bei alledem empfand er den Einfluß des freien wissenschaftlichen Geistes, der noch immer in Königsberg herrschte. Die Universität war vielleicht im Sinken begriffen. Mit Ausnahme einiger kurländischer Edelleute empfing sie kaum noch auswärtige Studenten, sie war das Seminar für die Beamtenklasse, die Lehrer und die Geistlichen der Provinz geworden; aber eben dadurch versah sie auch eine Function von großer Bedeutung. Denn in dem Bewußtsein als Leuchtturm deutscher Bildung an den Grenzen slavischer Barbarei zu stehen, nahm das deutsche Wesen in Ostpreußen und seiner alten Hauptstadt sich überhaupt energisch zusammen, die Culturarbeit des deutschen Ritterordens, die Reformation, Kant, die Befreiungskriege, die Neubegründung des Staats auf Principien der Humanität — alles dies war das stolz empfundene und gehütete geistige Eigenthum der Ostpreußen, eines nüchternen, thätigen Volkes, ohne Grazie und Schönheitsgefühl, aber voll scharfen Verstandes und rauher Kraft, voll Gutherzigkeit, Gastfreiheit und redlichem Pflichtbewußtsein; und Gregorovius selbst hatte genug von dem Stempel dieses mannhaften Volksthum's mitempfangen, um die intellectuelle Pflege zu schätzen, welche demselben durch seine Mater Alma zu Theil wurde.

Er verließ die Universität im Herbst 1841, nachdem er das erste theologische Examen bestanden hatte. Schon damals erkannte er deutlich, daß er nicht zum Theologen geboren sei. Mehrere Jahre ging er, zunächst in Meidenburg, dann an anderen Orten in Ost- und Westpreußen, durch das Stadiun des Hauslehrers und Privatlehrers, ohne Sinn zu fühlen für einen praktischen Beruf. Der Gedanke, zeitlebens die Fesseln eines Amtes zu tragen, erschreckte ihn. Gelegentlich träumte er von einer akademischen Laufbahn; jedenfalls war er entschlossen, mit seinen theologischen Antecedentien zu brechen, und noch immer der Meinung, zum Philosophen bestimmt zu sein, promovirte er in der philosophischen Facultät in Königsberg mit einer Doctor-dissertation „Ueber den Begriff des Schönen bei Plotin und den Neuplatonikern“. Wie seinen Lehrer Rosenfranz beschäftigten ihn zugleich eifrige Studien auf dem Felde der schönen Literatur. Der schriftstellerische Trieb erwachte in ihm. Er dichtete viel, besonders Lyrisches und trat im Jahre 1845 vor die Oeffentlichkeit mit seinem ersten Buche, dem Roman „Werdomar und Wladislaw“, in dem die Sturm- und Drangperiode des geistigen Werdens, die er damals durchmachte, sich nach allen Seiten spiegelt.

Dieser Roman, mit seinen polnisch-deutschen Verwicklungen, seinen vormärzlichen Kleinstädtereien und Gefängnißabenteuern, seinem titanischen Welt-schmerz und seinen schwärmerischen Hoffnungen, war ganz aus der Gegenwart herausgegriffen und überrascht öfter durch seinen dem Leben abgelauchten Realismus. Doch der Grundton ist vor Allem romantisch. Nachklänge Jean Pauls, Gölderlins, Eichendorfs, Zimmermanns verschlingen sich zu einer wunderbaren Symphonie. Gregorovius brachte in diesem Jugendwerk der neudeutschen Romantik sein Opfer dar, allerdings schon mit dem erkennbaren Vorgefühl der Abwendung von einer Welt, die ihn in Wahrheit nicht befriedigte. Man kann nicht sagen, daß er den Gegensatz zwischen seinen Idealen und der Wirklichkeit in dem Elemente des Spottes, der Ironie, des politischen und philosophischen Radicalismus empfand wie Heine und dessen jungdeutsche Genossen. Aber seine Sehnsucht ging nach großen Männern und großen Thaten. „Das Epos ohne That,“ sagt er in der Vorrede seines Buches, „das ist unsere Zeit“; und die Menschheit erschien ihm wie wandernd in einer Wüste der Romantik, aus der nur das Auftreten heldenhafter Führer sie befreien könne.

„Werdmar und Wladislaw“ errang keinen durchschlagenden Erfolg; in Königsberg jedoch, wo der Roman in der Universitätsbuchhandlung erschien, erregte er Beachtung und bald nachher, im Jahre 1846, kehrte auch Gregorovius zu einem längeren Aufenthalt in die ostpreussische Hauptstadt zurück. Mittellos wie er war, konnte er noch nicht daran denken, die Lehrtätigkeit ganz aufzugeben; in der That setzte er dieselbe während der nächsten sechs Jahre als Haupterwerbszweig fort. Aber Königsberg bot doch ein anregendes geistiges Leben und die Mittel zur Fortsetzung literarischer und wissenschaftlicher Studien, denen er denn auch den besten Theil seiner Muße widmete. Neben der Philosophie übte die Geschichte von Neuem die alte Anziehungskraft auf ihn aus. Auf Drummanns Veranlassung unternahm er damals eine Monographie des Kaisers Hadrian, ein Werk des Fleißes und der Gelehrsamkeit, das er schon zu Anfang des Jahres 1848 vollendete und das sich des Beifalls jenes Gelehrten erfreute, dessen Erscheinen indeß theils durch die Stürme der Revolution, theils durch buchhändlerische Schwierigkeiten bis 1851 verzögert wurde. In einem Ueberblick über Gregorovius' Leben und Entwicklungsgang erregt diese Geschichte des Kaisers Hadrian noch jetzt aus dem doppelten Gesichtspunkt Interesse, weil sie seine erste bedeutendere historische Arbeit war und zugleich als erster entscheidender Hinweis der Richtung seiner Gedanken auf Rom dasteht. Der Ausbruch der Revolution von 1848 lenkte inzwischen seine Aufmerksamkeit von der fernen Vergangenheit mit unwiderstehlicher Gewalt der stürmischen Bewegung der Gegenwart zu. Das freisinnige Königsberg glänzte damals durch die Kühnheit der politischen Ideen Johann Jacobys und durch Walesrodes satirisch-humoristische Vorträge als eines der Herdfeuer der Revolution. Mehrere von Gregorovius' älteren und jüngeren Studiengenossen, untere

ihnen Wilhelm Jordan und Rudolf Gottschall, traten auf als Dichter einer neuen Sturm- und Drangperiode, und er selbst warf sich begeistert in die Agitation der Volksversammlungen und der Vereine, welche den Befürchtungen und den Hoffnungen, der Liebe und dem Haß jener aufgeregten Zeit als Organ dienten. Er hoffte auf die Neugestaltung des deutschen Volkes, doch nicht auf diese allein. Seine Sympathien waren, seinem demokratischen Glaubensbekenntniß entsprechend, wesentlich kosmopolitischer Natur. Was er für Deutschland ersehnte, forderte er als unveräußerliches Recht auch für die anderen kämpfenden Nationalitäten. Besonders schmerzte ihn die blutige Unterdrückung des Aufstandes der Polen, des Volkes, für dessen Unabhängigkeits-Bestrebungen er nie aufgehört hatte das lebhafteste Mitgefühl zu empfinden, seit er in seinen Knabenjahren in Reidenburg die tragischen Wechselfälle der Revolution von 1830 miterlebte. Seine Ansichten über diese Frage entwickelte er im Frühsommer 1848 in der Velewel gewidmeten historisch-politischen Abhandlung „Die Idee des Polenthums“. Etwas später veröffentlichte er in demselben Sinne seine „Polen- und Magyarenlieder“. Dennoch wurzelte sein Charakter im tiefsten Grunde in Sympathien, nicht der Politik, sondern der Cultur. In seiner Geschichte Hadrians weist er mit Befriedigung darauf hin, daß unter diesem Kaiser so wenige Kriege geführt wurden; denn was uns fehle, sei eine friedliche Geschichte der Menschheit, eine Geschichte der Gesellschaft. Und mitten in den politischen Wirren verlor er jenes Culturideal nicht aus den Augen, an dessen Bedeutung Deutschland gerade während jener Krise nationaler Entwicklungskämpfe durch die erste Säcularfeier Goethes so eigenthümlich gemahnt wurde. Unter den Schriften, welche im Zusammenhang mit dieser Säcularfeier erschienen, war Gregorovius „Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen“ eine der merkwürdigsten. „Wie Natur und Geschichte,“ so bemerkt er in diesem geistvollen Werke, „endlich darauf ausgehen, den Menschen zu finden, so geht auch alle echte Poesie am Ende nur auf die Entdeckung des Menschen aus. Auf diesem Wege liegt alle wahre Tragödie, alle Komödie und alles Epos. Goethe aber ist dieser Columbus, der in seinem Wilhelm Meister das Amerika des Humanismus für uns entdeckt hat.“ Vor allem in den „Wanderjahren“ fand Gregorovius die Grundlagen und Grundideen einer neuen humanistisch geordneten Welt. Die „Lehrjahre“ reflectirten seiner Meinung nach das achtzehnte Jahrhundert; in den Wanderjahren hatte Goethe als Prophet die Zukunft der Menschheit vorausgeahnt und in ihren Hauptzügen angedeutet. Nachklänge der jüngsten Revolutionsstürme, die Strömung der socialistischen Ideen von Frankreich her, mischen sich in diese Analyse der Goethe'schen Gesellschaftsphilosophie. In der Form und theilweise auch in der constructiven Dialektik ist der Einfluß vieljähriger Hegel'scher Studien unverkennbar; doch das verständnißvolle Versenken in die Sinnesweise Goethes deutet auch schon die Abwendung von dem abstracten Formalismus Hegels an, welche nicht lange nachher für Gregorovius eine vollendete Thatfache wurde. Im

Jahre 1851 trat er von neuem als Dichter auf, mit dem Drama „der Tod des Tiberius“, einem Werke, das, wenn kein hervorragendes dramatisches Talent, so doch im hohen Grade jene schöne episch-lyrische Gabe besaß, von der er auch in späteren Jahren noch mehrfache Proben ablegen sollte. Der Umstand, daß er um dieselbe Zeit zwei römischen Kaisern literarische Denkmale setzte, läßt zugleich sein zunehmendes Interesse für die römische Welt erkennen. Damals fing er auch an, sich eifrig mit italienischer Literatur zu beschäftigen. Besonders las er Dante mit Begeisterung. Die Sehnsucht nach dem Lande der künstlerischen Ideale und der schönen Menschlichkeit wuchs in ihm, je beengender und drückender seine Lebensverhältnisse in Königsberg waren. Es bedurfte nur noch eines äußern Anstoßes, um ihn frei zu machen.

Einer seiner Königsberger Freunde, Ludwig Bornträger, ein junger geistvoller Historienmaler, wurde von den Ärzten nach Italien geschickt, weil er brustleidend war. Gregorovius beschloß ihm zu folgen. Seine Mittel zu diesem für ihn sehr großen Unternehmen waren dürftig genug, aber er baute auf sein Talent, und verließ im Frühling 1852 Königsberg, geleitet von dem Vertrauen auf einen guten Stern, der ihm den Weg nach Süden zeigte. In Wien erhielt er im Hause der Schwester Lenas die Nachricht vom Tode des Freundes. Er betrat Italien in Venedig und war wie bezaubert von dieser Wunderwelt. Von dort eilte er an das Grab des Freundes in Livorno. In düsterer Stimmung im Hafen von Livorno umherwandernd, kam ihm der Gedanke, nach Corsica hinüberzuschiffen, dies wilde Napoleonseiland und eine Insel kennen zu lernen. Nie, so meinte er noch viele Jahre später, hatte er einen glücklicheren Gedanken, denn Corsica wurde der Grundstein seines langen Lebens und seiner Thätigkeit in Italien, und das Buch, welches als die Frucht seiner corsischen Wanderungen und Studien erschien, blieb immer eine seiner liebsten Erinnerungen.

Von Corsica ging Gregorovius nach Rom, wo er im October 1852 anlangte. Er kannte in Rom Niemand, hatte für Niemanden Empfehlungsbriefe; mit eigener Kraft mußte er sich dort seine Wege bahnen, seine persönlichen Beziehungen schaffen. Aber er war glücklich in der Ewigen Stadt, er fühlte, daß er ein lang ersehntes Lebensziel, den Boden einer neuen geistigen Heimath erreicht hatte, und das Werden und Wachsen in dieser römischen Welt hatte einen unaussprechlichen Reiz für ihn. Deutsche Künstler wurden seine ersten Bekannten, unter ihnen besonders der Bildhauer Mayer, der Maler Frey, dann der geistvolle Dr. Alerß, früher Leibarzt Gregor XVI. Die Artikel über Corsica, welche schon im Herbst 1852 in der Augsburger Allg. Zeitung zu erscheinen anfangen, lenkten die Aufmerksamkeit der Deutschen in Rom auf den neu angekommenen Landsmann und machten ihn schnell beliebt. Sie eröffneten ihm auch die wichtigen Beziehungen zu dem Hause Cotta in Stuttgart. Das vollständige Buch über Corsica erschien im Verlage jener Firma im Jahre 1854. Es erregte bedeutendes Aufsehen im Auslande.

In kurzer Frist kamen drei englische Uebersetzungen heraus, zwei in London und Edinburgh, eine in Amerika. Dagegen blieb in Deutschland dies Werk verhältnißmäßig unbeachtet, so daß dreizehn Jahre verflossen, ehe eine zweite Auflage veranstaltet werden konnte. Andererseits hatte Gregorovius die Genugthuung, daß Graf Paolo Perez, ein geistvoller Veroneser, mit dem er später in Rom innige Freundschaft schloß, die vorzügliche Geschichte der Corsen, welche seinem Werke als Einleitung voransteht, in's Italienische übersezte. Und noch heute leben die Einflüsse des schönen Buches fort, wie, um nur eins zu erwähnen, noch ganz kürzlich der Umstand bewies, daß die im Jahre 1881 neu gegründete Akademie der Corsen eine französische Uebersetzung in Bastia veröffentlichte.

Inzwischen steigerte das Leben in der so sympathischen römischen Welt Gregorovius' schriftstellerische Kräfte. Er arbeitete mit Leidenschaft. Jeder Tag wurde ihm zum Festtage. Es vollzog sich in ihm ein Proceß geistiger Erneuerung, in dem er seiner selbst und seiner Lebensaufgabe immer klarer bewußt wurde. Die Sonne Roms, die helle heitere Luft des Südens, welche alle Umrisse der Menschen und der Dinge so scharf hervortreten läßt, daß auch das zeitlich wie räumlich Ferne nahe erscheint, reinigten seine Vorstellungen von aller nordischen Sentimentalität und Romantik. Eine klare, feste, große Wirklichkeit mit einem unermesslichen historischen Horizont lag um ihn her ausgebreitet. Die Künste wirkten auf ihn ein, er übte sich an den klassischen Formen im Vatican. Daß irgend Etwas ihn bewegen könne, Rom und Italien bald wieder zu verlassen, schien undenkbar; und nicht lange, so erfaßte er den Gedanken der großen Arbeit, welche sein Leben in Rom über die Sphäre des bloß genießenden Schaffens emporheben, demselben durch ein Werk von monumentaler Bedeutung eine höhere Weihe ertheilen sollte.

Es war im Jahre 1855, zwei Jahre nach seiner Ankunft in Rom, als er eines Tages auf der Brücke der Tiberinsel stand, welche nach Trastevere führt, daß die Idee zu diesem Werke, einer Geschichte Roms im Mittelalter, in ihm aufblühte. Diese Idee lag während jener Zeit des Interregnums zwischen der Restauration Pius IX. und dem Beginn der italienischen Unabhängigkeitskämpfe im Jahre 1859 gleichsam in der Luft. Denn jene Jahre bezeichneten in Wahrheit die Schlußepoche des mittelalterlichen Roms, vor seiner Umwandlung aus der Hauptstadt der Cäsaren und der Päpste in die nationale Hauptstadt des modernen Italiens. Gregorovius war als Geschichtschreiber der Letzte, der noch einmal die ruinenvolle zauberische Stille jenes mittelalterlichen Roms genoß, und schwerlich könnte der Plan seines Werkes heute noch in derselben Weise erfaßt oder ausgeführt werden. Daß er diesen günstigen Moment ahnte und ergriff, muß als glänzender Beweis für seinen historischen Instinct gelten, während die Durchführung einer so großen Arbeit unter den Umständen, in denen er sich befand, ihm zu dauerndem Ruhme gereicht.

Ob wir indeß dieses Hauptwerk unsres berühmten Landsmanns näher beleuchten, muß noch daran erinnert werden, daß er in der Pause zwischen

der Vollendung seines „Corsica“ und dem Beginn seiner Arbeit an der „Geschichte Roms im Mittelalter“ keineswegs müßig gewesen war. In der That war er darauf angewiesen, sich den Genuß des Lebens in Rom und in Italien durch unausgesetzte Arbeit zu erobern und den hellen Farben seines italienischen Lebensbildes fehlte es nicht an dunkel einfallenden Schatten der Sorge. Auch seine Wanderungen nach Neapel und Sicilien und durch die Ebenen, die Bergländer und Küstenlandschaften des Kirchenstaats waren Studienreisen, unternommen ebensowohl zur wissenschaftlichen und künstlerischen Verwerthung der an Eindrücken und Erlebnissen gesammelten Schätze, wie zum Zwecke der Erweiterung seines italienischen Gesichtskreises. So brachte zunächst die Augsburger Allg. Zeitung während der Jahre 1853—55 manches schöne italienische Charakterbild aus seiner Feder, ausgeführt mit jener historischen Naturtreue, jener phantasievollen Farbenfrische und Stimmungsmalerei und vor Allem jener künstlerischen Gestaltungskraft, von deren lebensvoller Wirkung in größerem Umfang sein Werk über Corsica eine so bedeutende Gesamtanschauung gegeben hatte und die er nun von Jahr zu Jahr in einer langen Reihe historischer Stadt- und Landschaftsbilder bewährte, welche durch Styl und Gehalt ohne Frage zu dem Vorzüglichsten zählen, was die neuere Literatur über Italien hervorgebracht hat. Im Jahre 1856 erschien die erste Sammlung dieser kleineren Schriften mit der „Insel Elba“, dem „Ghetto in Rom“, den „Römischen Figuren“, der „Insel Capri“ und den „Idyllen vom Lateinischen Ufer“; und unter dem allgemeinen Titel „Wanderjahre in Italien“ folgten dann in längeren und kürzeren Zwischenräumen vier neue Bände dieser Galerie literarischer Kunstwerke, die alle Theile des Kirchenstaats, sowie Neapel und Sicilien umfaßten. Gleichzeitig mit dem ersten Band der Wanderjahre erschien außerdem im Jahre 1856 Gregorovius' „Uebersetzung der Lieder des Giovanni Meli von Palermo“, in würdigem Anschluß an seine meisterhaften „Corsischen Todtentlagen“. 1857 folgte, als Orientierungsschrift für die Geschichte Roms im Mittelalter, die ebenso originelle als geistvolle Monographie über „Die Grabmäler der Päpste“, 1858 das klassische idyllische Epos „Euphorion“. Die letztgenannte reizende Dichtung, die sich bald einen weiten Leserkreis erwarb und später, ebenso wie die Idylle „Capri“, auch in Prachtausgaben mit Illustrationen erschien, wäre kaum nöthig gewesen, um zu beweisen, was schon Gregorovius' frühere Schriften über Italien bewiesen hatten, daß er nämlich für den Beruf des Geschichtsschreibers mit Gaben ausgerüstet war, die mindestens ebenso wichtig sind, obgleich sie weit seltener gefunden werden, als die gründliche gelehrte Bildung: mit der Phantasie des Dichters und dem gestaltenden Sinne des Künstlers. Für den Erfolg des großen Werkes, dessen Umrisse ihm vorschwebten und zu dem er die Materialien sammelte, während jene kleineren Schriften entstanden, waren das allerdings wesentliche Vorbedingungen; aber sein Begriff von der Größe und Aufgabe, die er sich gestellt hatte, umfaßte auch die unermessliche und mühevollste gelehrte Arbeit. Ein ganzes Jahr lang orientirte er sich in dem Plane

seines Werkes, bis dieser in ihm fest wurde. Dann warf er sich mit Leidenschaft in die Forschungen hinein, deren Ziel er als eine Lebensaufgabe erkannt hatte.

Schon Gibbon hatte den Plan zu einer Geschichte Roms im Mittelalter gefaßt, denselben jedoch wieder fallen lassen. In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts nahm Felix Papencordt diese Idee auf und schrieb eine Geschichte Roms im Mittelalter, die nach seinem frühen Tode Constantin Höfler in einem Bande herausgab. So weit dies Werk reichte, war es gelehrt und gründlich und für Gregorovius von unzweifelhaftem Nutzen als Leitfaden durch das Labyrinth der einschlagenden Literatur. Aber weder der geringe Umfang, noch die Form der Behandlung, noch das Maß gelehrter Forschungen genügten der Größe und Würde des Gegenstandes; was besonders die Quellenkunde betraf, so waren Papencordts Studien auf die gedruckten Quellen beschränkt geblieben. Gregorovius las nicht nur diese alle und in noch größerem Umfang als sein Vorgänger, sondern zog von vornherein die bisher vernachlässigten Forschungen in den Archiven Roms und Italiens in den Kreis seiner Arbeit hinein. Er war der Erste, der die Archive der römischen Fürsten Colonna, Orsini und Gaetani benutzte, und da man ihm mit Wohlwollen entgegenkam, war er bald heimisch in allen Bibliotheken. Selbst in der Vaticana fing man erst ganz zuletzt an, ihm Handschriften zu verweigern, nachdem die Jesuiten dort eingebrungen waren. Nur das geheime Archiv des Vatican blieb ihm verschlossen.

Aber bei aller Begeisterung und Ausdauer waren, ganz abgesehen von der Masse des zu bewältigenden Materials, die Schwierigkeiten des Unternehmens für den mittellosen Fremden ungeheuer. Erst nachdem im Jahre 1859 die beiden ersten Bände seines Werkes geschrieben waren, fand in seinen äußeren Verhältnissen eine günstigere Wendung statt. Freilich blieb das große Publikum ziemlich apathisch und die Gelehrten von Profession, die (vielleicht auch jetzt noch) bei uns mehr als anderswo dem Vorurtheil huldigen, demzufolge ein Mann ohne Amt und ohne Professur unfähig ist zu einer großen wissenschaftlichen Leistung, hielten mit ihrem Urtheil kühl zurück. Doch dieser Mangel an augenblicklichem Erfolg wurde aufgewogen durch das sympathische Entgegenkommen eines Mannes, dessen Stellung ihn ebensowohl zu einem gelehrten Urtheil befähigte, als zu dem humanistisch-weltmännischen Verständnis, welchem das gelehrte Cliquenwesen fern liegt. Baron Bunsen, der Schüler und Freund Niebuhrs, der ehemalige deutsche Gesandte in Rom, der Gründer des archäologischen Instituts auf dem Capitol, der Mitverfasser der „Beschreibung der Stadt Rom“, erwirkte, mit dem lebhaften Wunsch, die Vollenendung eines Werkes, in dem er eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren Geschichtsschreibung begrüßte, durch Hinwegräumung wenigstens aller äußeren Hindernisse zu fördern, noch kurz vor seinem Tode für Gregorovius eine jährliche Unterstützung von Seiten der preussischen Regierung, welche dann durch die Bemühungen des damaligen Gesandten Herrn

von Thile und anderer hochgestellter Personen mehreremal erneuert wurde, ohne daß Gregorovius ein Gesuch stellte. Von den siebenzehn Jahren (1855—1872), die der Ausführung seiner Geschichte Roms im Mittelalter gewidmet waren, arbeitete er neun Jahre aus eignen Mitteln und erhielt acht Jahre lang jenen Beitrag aus der Kasse des preussischen Cultusministeriums — eine Liberalität, welche der preussischen Regierung zur Ehre gereicht und für ihn selbst von der größten Bedeutung war. Denn sie half ihm hinweg über eine kritische Periode seiner römischen Arbeiten und gewährte gleichsam im Voraus jene allgemeinere Anerkennung, die seinem Werke langsam, aber unvermeidlich zu Theil wurde. Und noch in anderer Weise hellten von nun an die Aussichten seines heroischen Unternehmens sich auf. In Folge der 1859 begonnenen großen Umwälzungen Italiens wurden manche bisher völlig verschlossene Archive geöffnet. Schon 1860 bereiste Gregorovius mit Empfehlungen des Turiner Ministeriums die Sabina, Umbrien und die Romagna. Selbst die eifersüchtig gehüteten Archive von Bologna durfte er sehen. Später benutzte er unbeschränkt die Archive von Siena, Florenz, Neapel und Venedig und endlich, für die beiden letzten Bände seines Werkes, die Archive von Modena und Mantua. Zu dieser Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts kam der belebende Einfluß der großen Ereignisse selbst, die mit dem Kriege von 1859 begannen und mit der Einnahme Roms durch die italienischen Truppen im September 1870 endeten, und von denen Gregorovius zum Theil in nächster Nähe ein Zeuge war. In dem kurzen Zeitraum von kaum zwei Decennien seines römischen Aufenthalts sah er, in allen Hauptzügen fremder Invasion, nationaler Unabhängigkeitsbestrebungen, innerer Kriege und des Kampfes zwischen weltlicher und geistlicher Macht, gleichsam ein Spiegelbild der Geschichte der elf mittelalterlichen Jahrhunderte an sich vorüberziehen, die er als Historiker erneuerte — und mehr als dies: der Schluß seines Werkes fiel zusammen mit dem Untergang der weltlichen Herrschaft der Päpste, dem wahren weltgeschichtlichen Ende des römischen Mittelalters. Noch während er mit den letzten Bänden beschäftigt war, vollzog sich die dritte große Umwandlung Roms aus der Hauptstadt des Papstthums in die nationale Hauptstadt Italiens. Wohl selten sind dem Geschichtschreiber so bedeutungsvolle Anregungen zu Theil geworden und mit Recht durfte Gregorovius es am Schlusse seiner Arbeit als ein seltenes Glück rühmen, daß ihm vergönnt gewesen war, dieses inhaltreichste und erschütterndste Trauerspiel der Weltgeschichte (die Geschichte Roms im Mittelalter) „nicht allein in Rom selbst zu schreiben und zu vollenden, sondern auch an ihrem Schluß die endliche Lösung und die Sühne der Schicksale und Leiden Roms, Italiens und Deutschlands zu schauen, welche in diesen Büchern verzeichnet stehen.“

Ausführlicher von seiner „Geschichte Roms im Mittelalter“ zu reden, ist hier nicht der Ort. Sie füllte eine Lücke in der historischen Literatur aus, und die große Stellung, welche dieses Werk, durch eine glänzende Ver-

einigung wissenschaftlicher Forschung und gestaltenden Künstlergeistes, unter den bedeutendsten Leistungen der zeitgenössischen Historiographie in Deutschland wie im Auslande errungen hat, ist gegenwärtig hinreichend genug anerkannt, um mehr als eines allgemeinen Hinweises zu bedürfen. Die Thatfache, daß innerhalb eines Jahrzehnts drei Auflagen dieses achthändigen Geschichtswerks nothwendig wurden, spricht für sich selbst. Von auswärtiger Seite brachte, um nur Eins zu erwähnen, noch ganz kürzlich die Revue des deux Mondes ein umständlich begründetes Urtheil, dessen Würdigung der Verdienste eines deutschen Schriftstellers ebenso dem Autor wie dem Kritiker zur Ehre gereicht. Aber Gregorovius hatte während seiner langen Arbeitsjahre in Italien noch einen anderen Erfolg errungen. Er hatte sich eins der schönsten Verhältnisse zu den Italienern erworben, die je ein Ausländer gehabt hat. Nie vorher wohl fand ein Fremder und ein Deutscher in allen gebildeten Gesellschaftsklassen Italiens, am königlichen Hofe, in der Aristokratie und im Bürgerthum, bei Gelehrten und Staatsmännern, eine gleich volle neidlose Anerkennung, eine gleich warme dauernde Freundschaft. Die Italiener wußten die Gastgeschenke, die er ihnen darbrachte, nach ihrem Werthe zu schätzen. Sie erkannten in seinen Werken nicht nur die wissenschaftlichen Verdienste, die dichterische und künstlerische Begeisterung, sie fühlten und würdigten auch als durchgehenden Grundzug derselben das Streben nach einer Versöhnung, einem Freundschaftsbunde der beiden so lange getrennten Nationen. Obielline wie Gregorovius dem Papstthum gegenüber ist, sah selbst die päpstliche Civiltà Cattolica sich gezwungen, der vorurtheilslosen Würdigung gerecht zu werden, welche er dem kosmopolitischen Wesen des Papstthums hatte widerfahren lassen; und wenn seine Werke später von den antinationalen päpstlichen Censoren auf den Index gesetzt wurden, so gewährte das nationale Italien ihm dafür die Genugthuung, daß es die meisten über setzte und vor Allem die Uebersetzung der „Geschichte Roms im Mittelalter“ durch den Beschluß des römischen Municipiums sicherte. Dieser Anerkennung, ehrenvoll wie sie war, folgte im Jahre 1876 die noch größere und seltenere der Verleihung des römischen Bürgerrechts, eine Ehre, die bis jetzt einzig in ihrer Art geblieben ist durch den Umstand, daß sie zum ersten Mal einem Nichtkatholiken zu Theil wurde. Auch die italienischen Gelehrten ließen es nicht an sichtbaren Beweisen des Wohlwollens fehlen. Die großen und kleinen Akademien Italiens ernannten den Verfasser der „Geschichte Roms im Mittelalter“ zum Ehrenmitgliede.

Mit dem Werke, das er als seine Lebensaufgabe in Rom begriffen und durchgeführt hatte, hatte indeß auch Gregorovius' Lebensverhältniß zu Rom und zu Italien einen bedeutungsvollen Wendepunkt erreicht. Er hatte sich das römische Bürgerrecht verdient und einen unvergeßlichen und unüberäußerlichen geistigen Besitz in Italien erobert; aber mit starken Banden fühlte er sich doch an die Heimath gefesselt. Es zog ihn zurück in das Vaterland, dessen Entwicklungskämpfe er stets mit warmer Theilnahme

begleitet, dessen Neugestaltung er von dem Schlachtfelde von Tagliacozzo aus mit Begeisterung begrüßt hatte*). So schwer nach einem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalt der Abschied von Rom ihm wurde — die alte Heimath forderte ihre Rechte. Nur nach dem fernen baltischen Norden konnte er nicht auf die Dauer zurückkehren. Im Jahre 1874 ließ Gregorovius sich in München nieder. Dort, in der Stadt der bildenden Künste, fehlte es nicht an italienischen Erinnerungen; die Universität und die bayerische Akademie der Wissenschaften, zu deren Mitglieder er ernannt war, boten die nöthigen Anregungen und Hilfsmittel zu einer wissenschaftlichen Thätigkeit, während die Nähe Italiens einen lebhaften Verkehr mit dem schönen Lande erleichterte, das ihm ein zweites Vaterland geworden war. In gewisser Weise mag es bedauerlich scheinen, daß Deutschland dem Heimgekehrten keine Stellung zu bieten hatte, die ihn noch fester mit dem Leben der Heimath verknüpfte. Doch andererseits möchte es ihm auch schwer, wenn nicht unmöglich geworden sein, der schönen Freiheit des Schaffens und des Lebens zu entsagen, welche dem deutschen Gelehrten so selten beschieden ist und die in seinem Falle durch die Beziehungen zu zwei großen Kreisen der Cultur einen doppelten Reiz erlangte. In der That ist es vor Allem diese Doppelstellung zu Italien und zu Deutschland, welche Gregorovius unter den zeitgenössischen Schriftstellern seinen auszeichnenden Charakter verleiht. Nach dieser Seite schließt er sich in der Vergangenheit an Niebuhr und Bunsen, in der Gegenwart an Alfred von Neumont an, dessen verdienstvolle Forschungen während eines langen, größtentheils in Italien zugebrachten Leben ebenfalls beinahe ausschließlich der italienischen Geschichte gewidmet waren. Auch gegenwärtig wird Gregorovius' Leben und Schaffen wesentlich durch diese Doppelbeziehungen bestimmt. Den Sommer und Herbst pflegt er in Deutschland zu verleben, den Winter und Frühling bringt er im Kreise seiner italienischen Freunde, besonders in Rom zu. Ebenso hat er auch für seine späteren schriftstellerischen Arbeiten, nach der Vollenbung der „Geschichte Roms im Mittelalter“, seine Stoffe noch immer meist in Italien oder in den Beziehungen Italiens zu Deutschland.

Daß er nach der Vollenbung seines Hauptwerks nicht müßig war, beweist die einfache Erinnerung an die Reihe der seit seinem Niederlaß auch in München von ihm erschienenen Schriften. Im Jahre 1876 gab seine Monographie über „Lucrezia Borgia, nach den Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit“ ein auf Quellenforschung gegründetes interessantes Charakterbild jener Epoche Papst Alexander VI., die er in geringerem Umfang bereits in seiner Geschichte Roms dargestellt hatte, und vor Allem eine Anschauung des Charakters Lucrezias, welche in manchen Dingen neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung dieser räthselhaften, zum Theil mythisch gewordenen Persönlichkeit eröffnete und, wie italienische und französische Uebersetzungen des Werkes bewiesen, auch im Auslande Beachtung erregte.

*) Vergl. „Wanderjahre“, IV. 373 f.

Das Jahr 1877 brachte unter dem Titel „Apulische Landschaften“, den letzten Band der „Wanderjahre in Italien“. Reminiscenzen der Hohenstaufischen Herrschaft in Süditalien verleihen diesem Schlußband ein eigenartiges Interesse; zugleich erschloß Gregorovius in demselben in künstlerisch abgerundeten Bildern Anschauungen der fernsten südöstlichen Gegenden der Halbinsel, bis nach Lecce und Tarent hin, die vorher kaum je von dem Fuße nordischer Wanderer betreten waren. Im Jahre 1880 veröffentlichte die Familie von Humboldt die Briefe Alexanders an seinen Bruder Wilhelm; Gregorovius übernahm auf den Wunsch jener Familie die Herausgabe, und verfaß sie mit der biographischen Einleitung: „Die Brüder von Humboldt“, ohne seinen Antheil an dieser so schätzbaren Publication mit seinem Namen zu bezeichnen. Hierauf folgte in demselben Jahre die auf Quellenforschungen gegründete Schrift: „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser“ — eine merkwürdige Episode päpstlicher Diplomatie aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die von Gregorovius selbst auch in italienischer Sprache abgefaßt und in Rom herausgegeben wurde. Schon vorher hatte er in Rom, auf Veranlassung des ihm verliehenen Bürgerrechts, die Abhandlung *Alcuni cenni sulla cittadinanza Romana* geschrieben, eine geschichtliche Skizze des römischen Bürgerrechts im Mittelalter, die in den Verhandlungen der Römischen Akademie der Wissenschaften erschien. Die Verhandlungen der Münchener Akademie der Wissenschaften brachten von ihm während desselben Zeitraums den von ihm zum ersten Mal edirten Bericht des Bayern Gumpenberg von der Eroberung und Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte im Jahre 1527, und eine Abhandlung über die diplomatische Thätigkeit der beiden Trivelli, Residenten Bayerns in Rom im siebzehnten Jahrhundert; dann, als Frucht einer im Jahre 1880 unternommenen Reise nach Athen, „Die Mirabilien Athens“, ein merkwürdiges historisches Seitenstück zu den Mirabilien Roms. Eindrücke derselben Reise legte Gregorovius in den meisterhaften Schriften über Corfu und „Athen in den dunklen Jahrhunderten“ nieder, die auch in's Griechische übersetzt wurden. Seine alte Kunst historischer Charakteristik und Landschaftsmalerei bewährte er endlich von neuem in der 1882 erschienenen gleichfalls in Athen übersehten Monographie „Athenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin“, einem Werk, das über den Kreis seiner früheren römischen Studien nach Athen, Konstantinopel und Jerusalem hinüberspielte, wenngleich das Aufsuchen der Athenais in den Römischen Geschichten des fünften Jahrhunderts ihm die erste Anregung dazu geboten hatte.

Bald nach dem Erscheinen der „Athenais“ unternahm Gregorovius eine Reise in den Orient. Ob er geneigt sein wird, die Erfahrungen auch dieser Erweiterung seines Gesichtskreises über den Schauplatz der östlichen Cultur wissenschaftlich zu verarbeiten, muß die Zukunft lehren.



Ein Theaterfind.

Don

François Coppée.

Uebersetzt von

Ferdinand Hiller.

— Köln. —

Wohl trifft es sich, daß einem dunkeln Ort,
Der sonnenlos, doch eine Blum' entspringet.

Souffleur der Vater, Pförtnerin die Mutter,
An einer wohlbekannten großen Bühne,
Die arge Schicksalschläge schon erduldet.
Den Eulen gleich, die hell seh'n in der Nacht,
So lebten jene beiden dort vereint,
Verlassend nimmer ihre dunkeln Zellen.
Woher sie einst gekommen, keiner wußt' es!
Ein Kind entsproß der Ehe, sah das Licht,
Das Gaslicht wohlverstanden, eines Abends,
Zur Stunde, als der Vorhang aufgezo-gen
Ward, zum Beginne eines neuen Stückes.
Der Mann auf seinem Posten, weit entfernt
Vom Lager seines Weibes — aber sie
Gedachten ihrer, die sich wand in Schmerzen,
Die Damen des Theaters — hielten Wacht
Abwechselnd, wie die Scenen es erlaubten,
Geräuschvoll, eilig die Mansard' ersteigend.
Und als vorüber jene schwere Stunde,
Benutzte die Naive den Moment
In welchem sie, beschuldigt vom Geliebten,
Zu Boden stürzt, von Jammer überwältigt,
Um nah' an das Souffleurloch zu gelangen
Und dem besorgten Vater zuzusüßern:
„Beruhigt Euch, es ist ein Töchterlein!“
Es war ein Abend, glücklich und erfolgreich;
Das Melodram — voll Unsinn und voll Gren'!

Zweihundert volle Häuser sollt' es machen.
 Der Mutter und dem Kinde ging es gut, —
 Doch war's dem Vater eine schwere Sorge,
 Und um in etwas ihn zu unterstützen
 Vereinigt' sich die heit're Künstlerschaar
 Des ersten Augenblickes Noth zu lindern.
 Die Wiege ward geliefert vom Inspector,
 Das Saughorn aber gab galant und wüthig,
 Der komische Alte, der ein starker Trinker.
 Denn alle schenkten ihre Lieb' der Kleinen
 Und Antheil nahmen sie an ihrem Loos.
 Udele soll sie heißen — so beschloß man,
 Weil einst ihr Vater, der in besserer Zeit,
 Wie er erzählt, als junger Springinsfeld
 Den Antony, Adelens Freund, gespielt.
 Die Taufe hatte statt. Beruhigt sah
 Nunmehr die fromme Truppe ausgestattet
 Mit einer Eintrittskarte für den Himmel
 Die Kleine, die als Kind sie adoptirt.
 Ihr Pathe, Leo, erster Heldenspieler,
 Entfachte die Bewunderung des Künstlers
 Durch seine ernste, tiefe Frömmigkeit.
 Das Fest verlief in wohlgelung'ner Weise;
 Man fuhr zum Gabelfrühstück nach Asnières,
 Zum Schauspiel war man in Paris zurück.
 Mit Lustgeschrei begrüßten die Gamins
 Die heit're Schaar, in Wagen eingepfercht —
 Und Bonbons wurden dem Pompier gesendet.

II.

Die Mimen haben stets ein gutes Herz,
 Man tritt sich drum, das kleine Ding zu pflegen.
 Die Einen ließen Püppchen vor ihr springen,
 Zur Probe brachten Und're sie herab.
 Die Duenna, bis sie an die Reihe kam,
 Geduldig wiegt' das Kind sie auf den Armen,
 Und wenn das Stichwort ihr gegeben ward,
 An die Soubrette gab sie schnell es ab.
 Kaum war die Kleine achtzehn Monat' alt,
 Als Madame Armand, die der Stern der Bühne,
 Sie gehen ließ allein, zum erstenmal,
 Die ersten Schritte leitend auf den Brettern.
 Doch welch' ein Siegesgeschrei ward angestimmt,
 Als eines schönen Tags Udele, plötzlich
 Gehorchend den Befehlen jener Dame,
 Den Eingang fand durch die bemalten Thüren,
 Zum Garten hier und dort zum Hof des Schlosses,

Das aufgebaut war für ein neues Schauspiel.
 Nun fing sie an zu plaudern und die Mimen
 Sie lehrten Melodramensprüche sie,
 Und als sie kaum Papa, Mama gestammelt
 Versuchte sie zu lallen: „Hohe Götter
 Verlaßt mich nicht in meiner Noth!“ So mächtig
 Erwies sich die poet'sche Atmosphäre!
 Jedoch Frau Armand, fromm auf ihre Weise,
 Sie lehrt auch beten sie, und wenn ein Paar
 In Liebesglück verstummte dort im Walde,
 Da hört es murmeln hinter der Couliſſe,
 Ein Stückchen pater noster, kaum verständlich.
 Und es geschah wohl, daß ein heilig Wort:
 „Erlös' uns von dem Uebel“ oder „Amen“
 Geflüstert wurde zu dem Monolog
 Des Treu und Glauben höh'nenden Verräthers,
 So lebt Adele bis zum sieb'ten Jahr —
 Sie fühlt sich glücklich, so geliebt zu sein,
 Und fand natürlich all' die Unnatur.
 Kaum schaute sie den Himmel und die Sonne,
 Sie spielt' im Dunkel, wie ein Schmetterling,
 In einer finstern Kammer eingefangen.

III.

Zu jener Zeit ging's unsrer Bühne schlecht,
 Der Sommer war erstickend heiß — man spielte
 Durch lange Wochen stets vor leeren Bänken,
 Die Menschen zogen vor, bei Wein und Bier
 Allabendlich Musik im Frei'n zu hören.
 Ein Melodram, das prachtvoll ausgestattet,
 Es brachte nicht einmal die Kosten auf,
 Und eine Feerie macht schmäzlich Fiasco.
 Den Kopf verlor nun gänzlich der Director,
 Verfolgt von Zetteln des Gerichtsvollziehers —
 Der arme Mann! Es war kein scharfer Kopf!
 Verzweifeln wollt' zu guten Stücken jetzt
 Er seine Zuflucht nehmen — ja er dachte
 Ein Trauerspiel in Versen — aufzuführen!
 Jedoch sein Regisseur rieth davon ab.
 Mit sanfter Stimme sagt' er dann: „Mein Herr,
 Wie wär's, wenn wir „die Waise“ wieder brächten?“
 Er schlug sich an die Stirne, rufend: „Das ist's!
 „Die Waise“ wird uns retten aus dem Abgrund.“ —
 Es war ein altes Boulevard-Melodram
 Das Zauberkraft besaß, den Augen Ströme
 Von Thränen zu entlocken — schon der Name
 Genügt' die spröde Menge anzuzieh'n.

Doch zu befehen war die Waife schwer,
 Ein zartes Kind, von Schurken einst geftohlen,
 Sechs Jahre alt, gefühls- und anmuthsvoll,
 Von grauenhaftem Unglück stets verfolgt,
 Bis es im vierten Act die Mutter findet.
 „Wer kann das fpielen?“ fagte der Director,
 „Die kleine Stella fchuf dereinst die Rolle,
 Nun ift fie Gattin, Mutter zweier Kinder;
 Wo fänden wir ein folches Mädchen jezt,
 Zu fpielen fo geeignet und zu fprechen?“
 Der Regiffeur mit einem fchlauen Blick
 (Er war ein Kenner) fagte: „Nehmt Adele!
 S' ift ein Theaterkind, ich fieh' für fie —
 Sie wird gefallen — feht, ich wag 'ne Wette!
 Das A-B-C fchon lernt fie auf den Brettern,
 Ergriffen ift fie leicht von jedem Nichts,
 Die Komödiantin liegt im Blute ihr.
 Geboren ift fie für die Bühne, reizvoll
 Wird der Theaterputz dem Lärvochen fieh'n.“
 Wie träumend fagt der Unternehmer: „Laßt
 Es uns verfuchen — Gott wird mit uns fein.“

IV.

Die Titelrolle gab man nun der Kleinen;
 Begann die erften Proben abzuhalten.
 Die Eltern hatten Scrupel — allzu fchwächlich
 Sei jezt Adele noch — und allzu klein.
 Jedoch ein täglich Handgeld von zehn Franken
 Verfeuchte fchnell die Sorgen und die Angst.
 Behaglich wurd' es jezt im kleinen Haushalt;
 Und aus der Loge ftiegen Wohlgerüche
 Herauf zur Bühne von gefchmortem Braten,
 Von Schruten mit Kaftanien — und das Kind,
 Vor Freude wußt' es fich zu halten kaum.
 Nun endlich follt' es felbft Komödie fpielen,
 In einer eignen, einer großen Rolle!
 Gefchminkt wird fie nun werden, coftümir! —
 Der alte Regiffeur fudirt' mit ihr,
 Und als fie auf der Probe fich gezeigt,
 War jedermann des Sieges ficher. Denn
 Die Kleine fprach wie eine junge Mars —
 Und zuzuhören wußte fie vortrefflich,
 Sogar mit einem Ausruf fchon zu wirken.
 Jezt mußte die Reclame fpielen — es
 Belagert' der Director jede Zeitung.
 War auch das alte Drama dumm und fchlecht,
 Die Sprache niedrig, ficher war er doch,

Nun alles wieder auszugleichen, schnell
 Den Abgrund seiner Schulden auszufüllen.
 Adele prangte auf dem Anschlagzettel
 Hoch über Frau Armand und über Leo;
 Das war zu arg! und von dem Augenblick
 Ward keines Wortes mehr das Kind gewürdigt
 Von der, die ihre Schritte einst gelenkt —
 Herr Leo drohte gar mit einer Klage!
 Jedoch man gab das Stück — welch ein Erfolg!
 Adele trat hervor und sah und siegte.
 In Wahrheit war die Kleine wunderbar,
 Nicht gleich sie jenen armen Creaturen
 Die Papageien gleich herunter plappern
 Was ihnen eingepfropft und was zur Folter
 Dem Hörer wird und ihnen selbst zur Qual.
 Sie lebte ihre Rolle, spielte nicht,
 Die Künstlerin war staunenswerth und doch
 Blieb sie ein Kind mit allen seinen Reizen.
 Ein Thränenstrom ergoß sich in dem Hause,
 Wenn elend selbst und hungrig, sie den Armen
 Die Blumen schenkt, die sie sich abgeplückt.
 Hervorruf ohne Ende — zwanzig Sträuße
 Bedeckten sie und langsam fiel der Vorhang.
 Man schluchzte, schrie, rief: Bravo, Brava, Bravi!
 Und eine königliche Hoheit, die
 Paris besuchte, ging sie zu umarmen
 In Gegenwart von zehn Berichterstatlern.
 Ein Wahnsinn war's! Doch bracht' er Massen Goldes.
 Und hochgepriesen wurde der Director
 Ob seiner feinen Nase — bald bezahlt er
 Sein ganzes Personal, dem er verschuldet.
 Die Claque wird entfernt — erhöht der Eintritt
 Und das Orchester gänzlich ausgeräumt.
 Die feine Welt, die sonst dem Hause fern
 Gelieben, schmückt es jetzt in vollem Staat,
 Die Feuilletons alle sprachen von Adelen,
 Erzählten jedes Wort, das ihr ent schlüpft, —
 Und der Cassirer rieb sich froh die Hände.

V.

Frohlocken wir nicht allzu früh, denn ach!
 Das anmuthsvolle Wunderkind, da liegt es
 Elendiglich — im Auge schon den Tod. —
 Inmitten aller Blumen und Geschenke,
 Berauscht, bethört, in ew'gem Feste lebend,
 Klagt oft Adele, daß der Kopf sie schmerze,
 Ein Schauer schüttelt häufig ihren Körper,

Dann fährt sie mit der Hand sich an die Stirn,
Und scherzt: „Es ist vorüber!“ Eines Abends
Jedoch, als ihre große Scene sie
Beendigt, war ihr Antlitz so entflammt
Daß alle Andern sie erschreckt betrachten,
Bis einer, ein berühmter Poffenreißer
Sie fragt: „Warum bist Du so stark geschminkt?“
Doch sie, die Stirne leis' berührend, spricht:
„Ich habe keine Schminke, — aber Schmerzen“.
Sie spielte weiter — in der Nacht jedoch
Erkrankt sie schwer, gepackt von Fiebergluthen.
Welch Mißgeschick! — Zwar ohne langes Zögern
Vertraut' man ihre Rolle einer andern —
Umsonst — der Beifall schwand — das Haus blieb leer.
Der Arzt, er fürchtete für Adelsens Leben.
Wie steht's mit ihr? so fragt besorgt ein jeder,
Doch wärmsten Antheil zeigte — der Director.
In seine Wohnung hatt' er sie gebracht
Und pflegte sie mit väterlicher Liebe,
Die Nächte bei ihr wachend, legte Eis
Mit eig'ner Hand ihr auf den kranken Kopf
Am Kleinsten auch ließ er es nicht gebrechen. —
In einer Nacht, sie lag im Fieberwahn
Und glaubt' zu sprechen mit dem Kassenschreiber,
„Hat man mein Bildniß heute oft verlangt?“
Und war das Haus, wie sonst wohl, ausverkauft?“
So fragt sie — und man glaubte sie verloren —
Allein der Doctor ruft: „Sie ist gerettet!“
Und wirklich, nach vier Tagen ging's ihr besser.
Da strahlt in Freude alles um sie her;
Nun wird das theu're Kind man wieder schau'n,
„Die Waise“ wieder geben! — Die Collegen,
Vor ihrem Bette waren sie versammelt;
Ein Glas ergreifend, welches der Director
Mit feinstem Bordeaux freundlich angefüllt,
Erhebt Adele sich und lächelt hold
Und spricht: „Euch trink' ich's — Euch gehör' ich wieder!“

VI.

In Eile wollte man beginnen jetzt
Zu spielen — doch gerathen schien's dem Arzte
Vorher ihr eine Woche noch zu gönnen
Damit in freier Luft sie Stärkung fände.
Ein reicher Fabrikant von falschem Wein,
Senator auch und ein gewandter Schwäger,
Clorindens, der Coquette, hoher Gönner,
Besatz in Courbervoie ein grünes Hüttlein,

Wo man zu zwei'n sich wohl befand. Clorinde
 Bot an, sogleich das Kind dorthin zu bringen,
 Damit es seine Kräfte wieder stähle
 Zu neuen Kämpfen und der Kunst zurück
 Gegeben, die Theaterkasse fülle.
 Man einigt sich und läßt die beiden zieh'n.

Clorindens Villa war nur klein, jedoch
 Ein Garten voller Frühlingsblumen lag
 Vor der Veranda weithin ausgedehnt,
 Von warmer Junifonne hell beschienen.
 Dort angelangt, rollt' einen Lehnstuhl man
 Hervor — er nahm Adelen auf — sie wurde
 In weichen Polstern ganz und gar begraben.
 Als nun das frische Bild sie vor sich sah,
 Gewohnt an falsche Blumen nur, an's Licht
 Des Gases, reflectirt vom Glase, rief
 Sie aus: „sieh da, das gleicht ja auf ein Haar
 Dem schönen Park am End' des vierten Actes!“
 Doch überströmte bald die Wonne sie
 Des Ortes, wie sie keinen je geseh'n!
 Durchdrungen von der holden Sonnenwärme,
 Berauscht vom Duft der Blüthen ringsumher,
 Schloß sie die Augen, lispelnd: „O, wie köstlich!“
 Und hingegeben süßer Mattigkeit
 War sie vom Sitz nicht wieder zu entfernen.
 O Gott, wie war das schön und gut und lieb!
 Jedoch Clorinde, die zur Seite stand,
 Sie war bestürzt von ihrem wirren Blicke.
 „Geh'n wir in's Haus, Adele —“ „oh noch nicht,
 Hier laß' uns bleiben bis zum Abend, bitte!“
 Und als die Sonne war am Untergehen
 Erhob sie sich — doch weh! ein leiser Schauer
 Durchbebt sie, als sie sich auf's Lager warf. —
 Die freie reine Luft, die Sonnenflamme
 Des Junitages, allzu stark berührt
 Ihr zartes Wesen — neue Fiebergluth
 Erfast sie in der Nacht — sie redet irre,
 Zur Klarheit kehrt ihr Geist nicht mehr zurück,
 Und als der Morgen graut', war er entfloh'n.
 S' war eine Blume, blühend nur im Schatten,
 Der erste Sonnenstrahl gab ihr den Tod.





Der römische Kestner*).

Von

O. Mejer.

— Göttingen. —

Mir haben Kestner bis in sein einundfünfzigstes Jahr, das zwölfte, das er als Diplomat in Rom lebte, begleitet. Er hat die ewige Stadt dann, von Reisen abgesehen, nicht mehr verlassen, selbst seine 1827 in der Via Gregoriana, Palazzo Tomati, genommene Wohnung, aus deren Fenstern er das ganze Rom bis zu den Pinien des Janiculus hin über sah, nicht mehr gewechselt. Dort hat er erst als Geschäftsträger, später als Ministerresident, und zugleich accreditirt am neapolitanischen Hofe, bekleidet mit den seiner Stellung entsprechenden Ehren, gelebt; die ersten zwanzig Jahre nach 1828 in äußerlich und innerlich mit ruhigem Gleichmaß sich fortbewegenden Verhältnissen, und als 1849 die hannoversche Gesandtschaft aufgehoben ward, hat er die gewohnte römische Existenz nichtsdestoweniger nicht aufgegeben. Bis er am 5. März 1853, wenige Monate nach angetretenem sechsundsiebenzigsten Jahre, in Rom vom Tode ereilt ward.

Dennoch ist aus diesem gleichmäßigen Fortleben nicht Weniges zu erzählen; die Ordnung, in welcher es geschehen mag, entnehmen wir von Kestner selbst.

In den Briefen an seine Verwandten kommt er wieder und wieder zurück auf die Vielbeschäftigkeit, in der er umgetrieben werde, und über die er zwar klagt, an der er aber auch sich freut. In einem Briefe an seine Schwester vom 8. Februar 1829 sagt er darüber: „Meine Geschäfte sind: 1. die eines Gesandten, in Berichten, die ich mache, Rescripten, die ich empfangе, politischen Betrachtungen, die ich suche und austheile, Materialien,

*) Siehe „Nord und Süd“, März und August 1882.

die ich sammle, — 2. eines maître de plaisir, indem ich durch meine Bekanntschaften und meinen Rang mehreren Hunderten zu ihrem Vergnügen ver helfe, sie einführe und empfehle, und Empfehlungsbriefe empfangen, — 3. eines Hofmarschalls, indem ich die Vornehmsten am päpstlichen Hofe und dem Papste selbst vorstelle, bis jetzt waren es den Winter siebenzehn, — 4. bin ich Mensch, indem ich Gelerntes und Gedachtes empfangen und gebe, und Vornehmen und Veringen, soviel ich kann, aus der Noth helfe, und selbst im Wirrwarr auch die Studien nicht ganz versäume. Daß ich hierin sehr Noth leide, kannst Du Dir denken; wenn nicht auch Das Studium genannt werden kann, den manchen Unterrichteten zuzuhören.“ In anderen Briefen gliedert er den letzten Punkt noch weiter, indem er sich, wenn auch nicht ohne bescheidenlich hinzugefügtes Fragezeichen, einen Gelehrten und einen Künstler nennt, oder auch seine römischen Localbeziehungen besonders zählt. In der Aeußerung von 1829 schildert er näher, wie unter so vielfachen Anforderungen der Tag ihm durch die Finger laufe, wie er von Einladungen überhäuft sei — „drei, vier, sechs zum Diner auf denselben Tag, und kein Abend vergeht, wo ich nicht zwei, auch noch mehr Engagements habe“, — wie er schon jetzt beim sechsten Hundert verbrauchter Visitenkarten sei, u. s. f. Der größte Theil seines Lebens sei Umgang; „und man möchte mir vorwerfen, daß ich einer so großen Ausbreitung desselben mich nicht entziehe.“ Aber „steht man einmal zwischen Hunderten Umgangsbesitzener, wie wäre es thunlich, sich mit einem Theile einzulassen und den andern loszuwerden? Für unmöglich muß außerdem anerkannt werden, gegen Menschen, denen man gut ist, und denen man Verpflichtungen hat, sich rauh zu benehmen.“ Und ein anderes Mal (24. Jan. 30): „Ihr werdet fragen, warum ich mich, gegen meine Natur, so frivol dem Strome überlasse. Dies fragte ich Anfangs mich selbst. Aber als ich versuchte, eingezogener zu leben, sah ich an hundert Verlegenheiten, daß es für einen Diplomaten nöthig ist, sein Ohr und Auge dem Getümmel zu verkaufen, dem er selbst verkauft ist.“ Aehnliches sagt er häufig.

Ueberblicken wir nun den Umkreis seines Lebens nach jenen vier von ihm selbst unterschiedenen Seiten, deren Grenzen allerdings ineinanderlaufen.

Seine politischen Gesandtschaftsgeschäfte waren nicht umfassend: neben kirchlichen Expeditionen und der von Zeit zu Zeit nöthig werdenden Besorgung der päpstlichen Confirmationsbullen für einen Bischof, die nicht allemal leicht war, hatte er Berichte zu erstatten über die Lage der Dinge im Kirchenstaate und überhaupt in Italien, die er stets mit großer Sorgfalt abfaßte. Bis zu dem Regierungsantritte Ernst Augusts trugen ihm diese Arbeiten wiederholte und warme Anerkennung von Hannover ein; dann aber vergingen nicht weniger als elf Jahre, bis ihm der König einmal seine Zufriedenheit ausdrückte. Für den Geschmack der hannoverschen leitenden Männer dieser Jahre war er zu liberal; wäre der Geheime Cabinetrath von Falke nicht gewesen, so würde er wahrscheinlich schon damals beseitigt worden sein: da

in den Augen des auswärtigen Ministers Herrn von Scheele ein bürgerlicher Diplomat ohnehin zu den Anomalieen gehörte. Er schickte dann Kestner wenigstens einen, an den Arbeiten doch nicht Antheil nehmenden adeligen Secretair. Was aber Kestners Liberalismus betrifft, so war diese Gesinnung, so wenig sie ihm den Charakter einer ausgeprägten politischen Persönlichkeit gab, nach Art und Farbe genügend erkennbar.

Zwar in den Jahren 1830 fg. äußert er sich noch überwiegend erschreckt; obwohl über das Conclave, das am Jahreschluß statthatte, im Januar 1831 das Wort vorkommt: es „treibe sich mit Miniaturintriguen in der colossalen Welt“, und am 16. Julius es über die von den Oesterreichern im Kirchenstaate gestiftete Ruhe heißt: „ich glaube, daß sie sich noch erhalten kann, aber nur als Aufschub. Die Interessen sind zu getheilt, das Princip der Stabilität und des Absolutismus im Nordosten, der Freiheit im Westen; und dieses hat zu viel Anhänger, als daß sie nicht austoben sollten. Die Pava des polnischen Vulkans wird auch nicht ermangeln mit ihrem edeln Feuer umher zu entzünden.“ Indes damals flüchtet sich der Erschreckte noch in die Einsamkeit und die Natur: „ich schreibe, lese und zeichne, und habe in der letzten Zeit viel Leidenschaft für Landschaften bekommen. Die Zeiten weisen zu sehr auf den Umgang mit der Natur hin; denn diese ist doch noch wie sie war vor Jahrhunderten, und wenn man seinen Beruf mit Eifer erfüllt, und seinen Nebenmenschen hilft und nützt, wo man kann, so giebt es nichts Erlaubteres, als dem edelsten Genuß zu leben, welcher für eine Art von Menschen, zu denen ich gehöre, eine Art von Beruf ist.“ — Vor einem Könige als solchem hat er nicht besondere Ehrfurcht: „Der König von Griechenland,“ schreibt er 27. December 1832 bei dessen Anwesenheit in Rom, „ist ein gutmüthiges, bayrisches Bürschken.“ Ueber des holländischen Generals Chassé damalige Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen gegen eine französische Uebermacht freut er sich; „denn die Sache gehe wie sie wolle, so bleibt ein gutes Princip, womit ich die Festigkeit des Charakters meine, niemals ohne gute Folgen.“ Um jene Zeit ist, ihm empfohlen, Gervinus in Rom: „ein trefflicher, gelehrter, besonnener, höchst gesunder Mann, von Herz und Kopf.“

Im Jahre 1848 klingen Kestners Aeußerungen entschiedener. Bunsens und Ugedoms Einflüsse sind merkbar; denn letzteren meint er (1. April) mit dem einsichtsvollen Manne seiner engsten Intimität, „der mir mit Schmerz Alles vorher sagte, was in Berlin geschehen würde, da der König keine verständigen Rathgeber hören wollte. Heute Gottlob! sehe ich aus den eben ankommenden Berliner officiellen Blättern die Versöhnung zwischen König und Volk, und schöpfe wieder Hoffnung für Deutschland, da der König auf ein Mal das Gegentheil von dem thut, was vorher das schreckliche Unglück herbeiführte. Er stellt sich an die Spitze der Bewegung, und kann es jetzt kräftiger,“ u. s. w. „Auch bin ich über Hannover beruhigt, da der König Alles zugegeben hat.“ In der französisch-republikanischen

Verwaltung von 1848 erkennt er (27. Juni), im Gegensatz zu der von Louis Philipp, die „Rechtlichkeit“ an; doch sei dort ein „einendes Individuum“ nöthig. „Dies vermisse ich, neben aller Achtung vor den Einsichten einiger Wenigen, auch in Frankfurt. Und bevor ich dort nicht eine Gestaltung einer essentiellen Wirkungs-, Beschließungs- und Vollziehungsgewalt sehe, habe ich kein Vertrauen zu irgend Etwas, das man dort zu baden und zu brauen sich versammelt hat. Wozu nützen dort alle Berathschlagungen über mancherlei das einstige politische Ganze betreffende Punkte, als Zoll, Marine, Rechte eines jeden Deutschen u. s. w., so lange die politische Person — ich meine das scharf gezeichnete vereinte Deutschland — noch nicht vor unsern Augen dasteht.“ Aus Ugedoms, der dort war, „Mittheilungen sehe ich, in welcher Verlegenheit man ist, dem Ganzen einen Kopf, ich meine ein Haupt zu geben, und meine Privatan sicht ist, daß hieran die Sache scheitern wird.“ Kestner war in Hannover mit Männern in Zusammenhang, in denen Rehbergs Anschauungen fortwirkten, ferner mit Gerbinus und Genossen, mit Bunsen, mit Ugedom; er verkehrte viel mit Engländern, hatte Beziehungen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dies Alles bezeichnete und bedingte seine politische Meinung; aber immer bleibt merkwürdig, was er so früh über die Frankfurter Verfassungspläne sagt. Möchte man in Rom isolirt sein: in gewissem Sinne konnte man sich dort im Mittelpunkt der Welt fühlen; und so also nahm sich die Frankfurter Nationalversammlung von da angesehen aus.

Außerlich hing mit Kestners diplomatischer Stellung auch die zusammen, welche er am Archäologischen Institute einnahm; innerlich war sie aus edleren Wurzeln, nämlich aus der echten Liebe zur antiken Kunst, von der er begeistert war, erwachsen. Ad. Michaelis hat in seiner schon wiederholt angezogenen Denkschrift mit dramatischer Lebendigkeit die Vorgänge geschildert, in denen jenes Institut aus der hyperboräischen Gesellschaft, deren wir gedachten, hervorging; und wer für solche Dinge ein Herz hat, der wird dabei, wie nach einem spannenden Roman, die Wohlthat der Lösung nicht ohne Nührung empfinden. Hier kann daran nur erinnert, und die noch vollständiger aus Gerhards Hyperboräischen Studien (2, 312. f.) ersichtliche Antheilnahme Kestners berührt werden. Während mit seiner Hülfe Stadelbergs Werk über den Apollotempel endlich fertig geworden, das erste Heft der griechischen Trachtenbilder, welche einen Theil der Kosten decken sollten, erschienen war, hatten die hyperboräischen Freunde den Schatz noch unbekannter Alterthümer in der Umgegend von Neapel und Rom, namentlich den fast überwältigenden Reichthum daran, den das südliche Etrurien aufwies, immer mehr ermessen gelernt; und zuerst war es Gerhard, der ein Sammelwerk „Antiker Bildwerke“, das diesen Reichthum darzustellen bestimmt war, bei Cotta herauszugeben unternahm. Dieser ließ indeß schon das erste Heft unvollendet. Dann stellten die Freunde vereint ein Doppelheft Monumenti antichi inediti della Società Iperboreo-Romana zusammen: Cotta setzte auch

dies Unternehmen nicht fort. Hierauf waren es — zu einer Zeit, wo Panofka und Gerhard nicht in Rom weilten — Kestner und Stadelberg allein, die, als von ihnen Ausgrabungen in der Umgegend von Corneto angeregt, und dabei die ersten etruskischen Wandgemälde, Darstellungen von großem Kunstwerthe, entdeckt wurden, nicht bloß die Stellung des Ersteren für deren Erhaltung benutzten, sondern auch (Herbst 1827) „mit einer Woche hindurch im feuchten Dunkel dieser Grabkammern geübten Ausdauer“ sorgfältige colorirte Zeichnungen des ganzen Fundes eigenhändig ausführten. Wieder blieben dieselben, in München lithographirt, in den Cotta'schen Magazinen: diesmal nicht ohne Verschuldung Stadelbergs. Nun faßte und vermittelte der junge Herzog von Luynes den Gedanken, unter Erweiterung der Gesellschaft zu einer europäischen eine so wünschenswerthe Publication in Paris durch Panofka zu ediren; aber Panofka ging von da weg, und schon der Anfang der Ausführung stockte. Endlich gelang es Gerhard bei Gelegenheit der italienischen Reise des Kronprinzen von Preußen im Herbst 1828 dies künstlerische Gemüth der Sache zu gewinnen; der Mittelpunkt sollte nicht Paris, sondern Rom, das Institut ein deutsches sein; der Kronprinz übernahm das Protectorat; Bunsen, der sich an solchen der antiken Kunst zugewendeten Bestrebungen bis dahin nicht viel betheiligt hatte, den Vorsitz, und so konnten am 9. December 1828, an Winkelmanns Geburtstage, er, Kestner und Gerhard — Stadelberg und Panofka waren nicht mehr in Rom — mit Thorwaldsen und Sea zusammentreten und die Organisation des „Deutschen Archäologischen Institutes“ berathen, welches am 21. April 1829 eröffnet, die Pflanzstätte der fruchtbringendsten wissenschaftlichen Studien geworden und geblieben ist. Bunsen war Vorsitzender bis er von Rom wegging, dann (1838) folgte ihm wie selbstverständlich Kestner. Die Casa Tarpea entstand, und auf das Glücklichsie entwickelt konnte die Anstalt, indem sie in jährlichen Publicationen die Anschauung des Alterthums erweiterte, jenen Schaaren junger Gelehrten Anhalt und theilweise Unterhalt geben, die in Rom diese Dinge studirten. Später ist sie auch nach Athen verpflanzt; und man wird nicht zuviel sagen, wenn man behauptet, daß sie wesentlich geholfen hat, der archäologischen Wissenschaft ihre heutige Gestalt zu gewinnen.

Den Seinigen meldet Kestner von der neuen Stiftung und seinem Antheile daran 4. Juli 1829, und erzählt zugleich von einem mit Bunsen und Gerhard unternommenen Ausfluge zu Lucian Bonaparte nach Massignano, die dortigen Sammlungen zu sehen; denn Prinz Canino sei bei seinen Ausgrabungen „auf eine unermessliche Menge von nie gegrabenen Grabmalern und Grabeskammern gestoßen, so daß er binnen einem Jahre über 2000 gemalte Vasen, zum Theil von großer Schönheit, außer interessanten Gefäßen und sonstigen Alterthümern, gefunden hat. Wir wurden sehr artig von ihm aufgenommen, in seinen Grabungen von ihm herumgeführt und bewirthet . . . Wir fanden ihn in einem Hause von Reisern erbaut mitten unter seinen Gräbern und Ausgrabern, 80 an der Zahl, die Sachen einnehmend, die jede

Stunde gefunden wurden.“ Abends war man in seiner Familie, in angeregtem Gespräche viele Ideen austauschend, und kehrte durch unerwartet schöne Gegenden nach Rom zurück.

Auch wir kehren zurück zu den Kategorien von Kestners Thätigkeit, die wir ihn haben unterscheiden sehen.

Wenn er sagt, er müsse Vergnügensvermittler für viele Fremde und für die vornehmsten Hofmarschall sein, so legte ihm Das die Pflicht des Verkehrs auch mit einer Menge interessanter Menschen auf. Es wäre leicht, einen Katalog der bedeutendsten Namen aufzustellen; ich beschränke mich, nur Einiges daraus hervorzuheben, das Kestners Art und Weise zu bezeichnen geeignet ist. — Im Winter 1828/29 war die Gemahlin des Herzogs von Susex und ihre Tochter Auguste von Este in Rom. Kestner schätzte die Letztere (1. Januar 1829) für „eines der geistvollsten Mädchen“, die er kenne, „voll richtigen Taktes und Gefühls, brillant und voll der Lebhaftigkeit, die unserer königlichen Familie eigen ist.“ Mit Lady Bloomfield und ihren Töchtern, „der treuherzigen Henriette und der nicht genug, mit Hülfe aller guten Geister, der Grazien und aller schönen Blumen in der Schöpfung zu preisenden Georgine“, sowie den Familien Phillips und Morier — letzterer Verfasser des Haggi Baba und einst englischer Gesandter in Persien, — beide Familien gleichfalls mit je einer Tochter, machte er im Frühling 1829 (Brief vom 16. Mai) eine kleine Gebirgsktour. „Diese vier Mädchen waren wie ein Trank der Heiterkeit an der Quelle der Anschuld. Ich war in den sonderbarsten Verhältnissen dabei. Ich werde nie alt, und alle Jugend nimmt mich so an sich, als wenn ich noch zwanzig Jahre zählte; ganz so.“ Im Junius folgte die schon erwähnte Reise zum Prinzen von Canino, im Julius ein Ausflug mit dem Major von Scharnhorst, im Herbst eine Bade-reise nach Castellamare und ein Aufenthalt in Sorrent mit Rehbergs, dem Grafen Voß und Anderen, denen er in Rom hülfsreich gewesen war, und in deren „Freundlichkeit“ er jetzt „große Früchte kleiner Wohlthaten“ genoß. Seit dem Anfange des Jahres 1830 war Gräfin Julie Egloffstein in Rom; „eine so vertraute Freundin täglich wiederzusehen, ist eine große Begegnung, und um so erheblicher, da man nach einer solchen Zahl von Jahren das treubewahrte Vertrauen nicht allein wieder anknüpft, sondern auch vergrößert. Keinen Augenblick bin ich ohne Freude über ihre Ankunft und Nähe“ (24. Januar). Sie ging Mitte Sommers nach Neapel. „Zu nichts ist sie so sehr geboren, als zur Künstlerin; aber leider hat die viele Trivialität oder doch Profanität, in der sie Jahre lang sich herabziehen lassen mußte, ihren Aufstuf vermindert. Ich versuche, ihr das Hohe begreiflich zu machen; im Bedeuten, welches in geschicktem Nachwerk erscheint, braucht sie keine Anweisung“ (5. September).

Am 13. November 1830 schreibt er: „Ende August und Anfang Septembers war ich mit Bunsens in Frascati, wo wir ein Haus zusammen haben und zusammen vergnügt und nützlich sind. Den October gingen

Bunsens allesammt nach Neapel“ u. s. w. Die Jahreszeit sei schön, aber diesmal offenbar ungesund: „in keinem Jahre sind so viel Fremde gestorben, als in diesem. Bei mehreren Kranken war ich mit der lebendigsten Theilnahme interessirt, insonderheit die letzten zehn Tage bei einem jungen Landschaftsmaler Namens Preller aus Weimar, einem höchst interessanten und lieben Menschen von dem ausgezeichnetsten Talente. Noch vorgestern war er sehr gefährlich krank; Gottlob! ist er seit gestern oder heute Morgen außer Gefahr, so hoffe ich, und so glaubt sein Arzt, der ihn schon ruhig dem anderen zur Sorge allein überlassen hat. Und denkt Euch, er bekam die natürlichen Blattern, obwohl er vaccinirt war; indeß, wie sein Arzt an seiner Narbe sieht, nicht hinreichend. Er war hauptsächlich meiner Pflege überlassen; d. h. Freunde hat er die Menge, aber Manche hatten die Blattern nicht gehabt, und Alle sind arm so wie er, und Jemand mußte da sein, der die Leitung der ganzen Pflege übernahm. Der italienische Arzt hat sich sehr geschickt gezeigt; er ist der, den ich, gegen das Vorurtheil Mancher, für den besten hier halte. Nun Preller ist hoffentlich gerettet, Gottlob! Aber ein Anderer, der ebenso nahe meiner Sorge anheim gefallen war, ist gestorben, der einzige Sohn Goethes.“

Verharren wir einen Augenblick bei dem Falle.

„Ich hätte Ihnen, mein theuerster und altbefreundeter Mann,“ so beginnt ein Brief Goethes an Kestner vom 5. April 1830, „schon längst für manche bedeutende Sendung und wiederholte Gefälligkeit zu danken gehabt; die Zustände bewegen sich aber in meinen alten Tagen etwas zu geschwind um mich her, als daß ich auch in die Ferne alle Gerechtigkeit gehörig erwiedern könnte. Jetzt tritt ein junger hübscher Mann bei mir ein, für Rom Abschied nehmend; und wenn ich denke, daß dieser nun bald in die Porta del Popolo einfahren wird, so werden mir jene Bezirke bis zur Rührung lebendig.“ Der junge Mann war ein Sohn des verstorbenen weimariſchen Hofbildhauers Kaufmann; Goethe empfiehlt ihn, dankt für Sendungen das Archäologische Institut betreffend, grüßt Bunsen und Gräfin Egloffstein, und übermittelt Grüße des Kanzlers von Müller, welcher unlängst in Rom gewesen war und mit Dank der dortigen Freunde gedankte. Der damals nahe bevorstehenden Abreise seines Sohnes nach Italien, er reis'te 22. April, erwähnt er nicht; der Reisende sollte auch erst später nach Rom kommen. Bekanntlich nahm er, mit Eckermann, seinen Weg über Mailand nach Genua und ging von da allein weiter über Neapel nach Rom, wo er nur noch wenige Tage lebte. An Kanzler von Müller nun wendete Kestner sich 28. October 1830: „Theuerster Freund, sobald Sie diesen Brief eröffnet haben, lassen Sie es Ihr erstes Geschäft sein, sich aller Zeitungen und sonstiger mit dieser Post in Weimar angekommener Nachrichten zu bemächtigen, die dem herrlichen Greise, Geheimrath von Goethe, beunruhigende Nachrichten aus Rom bringen könnten; denn meine Vorkehrungen könnten fehlgeschlagen haben.“ Nach diesem Eingange erzählt er, wie August Goethe krank geworden sei. „Von

zwei treuen Freunden und Landsleuten bewacht, deren Einer der treffliche Preller war, „habe er ihn am 26. October Abends verlassen;“ um zwei Uhr nach Mitternacht hörten die Wachenden einen tiefen Athemzug, und als sie ihn aufrichten wollten, war er ohne allen Kampf hinübergegangen. Keine Spur des Leidens ist in seiner ruhigen Miene zu sehen. Wollte Gott Ihnen Worte geben, welche dem Vater einen solchen Jammer erträglich machen, und es leiten, daß diese Nachricht die erste sei, welche zu ihm kommt.“ Am Todestage Abends machte Kestner an geeigneten Stellen in Rom folgenden Anschlag: „Unterzeichneter erlaubt sich zu bitten, daß der in letzter Nacht erfolgte Tod des Herrn August von Goethe in den ersten acht Tagen nicht nach Deutschland berichtet werden möge, denn um den Schrecken des Vaters über den Verlust seines einzigen Sohnes zu mildern, wird Unterzeichneter einem Freunde desselben in Weimar mit morgender Post den Trauerfall mittheilen. An die Cotta'sche Buchhandlung geht zu gleicher Zeit das Gesuch ab, dieselbe Sorge für den trauernden Vater auf die Zeitungen zu erstrecken. Die Beerdigung wird am Freitag dem 29. Oct. erfolgen, und der Leichenzug um halb acht Uhr von dem Hause Nr. 17, Via di Porta Salara (?) abgehen.“ In der That erreichte Kestner bei damaligen Verkehrsverhältnissen seine Absicht; in Göttingen z. B. kam eine Zeitung mit der Todesnachricht nicht früher als am 20. November an. Nach Mittheilungen, die Begräbniß und Nachlaß betreffen, und einer Notiz über den Befund der Aerzte, nach welchem das durch vorhandene krankhafte Localdisposition vorbereitete Zerspringen einer Ader im Kopfe die unmittelbare Ursache des Todes gewesen war, fährt Kestner in seinem Briefe an von Müller fort: „In dem anliegenden Briefe habe ich mich der Pflicht zu entledigen gesucht, dem Vater die letzten Lebensumstände zu melden, die den Nachgebliebenen immer so theuer sind, und zur Beruhigung gereichen.“ Müller möge aber die Blätter erst dann übergeben, wenn bei Goethe das Verlangen, von solchen Dingen zu vernehmen, sich lege.

Von diesem Briefe an Goethe liegt nur der Entwurf vor, der mit dem Danke für Goethes Schreiben vom 3. April beginnt, und dann die Zeit schildert, welche Kestner mit „Dem, den wir betrauern, dessen Freundlichkeit ihn mir so schnell befreundet machte“, gelebt hat. Die ersten Tage von August Goethes Anwesenheit in Rom hatte Kestner Geschäfte, dann führte er ihn Freitags zu Thormaldsen — die schöne Begegnung hat er in den römischen Studien geschildert —, in die Villa Albani und nach Maria Maggiore. Sonnabends hatte er ihn bei sich mit Thormaldsen und Preller zu Tische. Sonntags und Montags führte er ihn über Albano nach Frascati. Auf diesem Ausfluge wurde der Gast krank, nach der Rückkehr mußte er das Lager suchen. Dienstags schien die Krankheit unbedeutend, in der Nacht auf den Mittwoch erfolgte jener rasche Tod. — Kestners Briefentwurf zeigt, daß seine Absicht war, mit einer in's Kleine malenden Ausführlichkeit dem Vater vorzuführen, wie die letzten Tage des Sohnes schöner und heiterer

Eindrücke voll und von der Sorge der Freundschaft umgeben gewesen seien; und unzweifelhaft war ihm das gelungen; denn Kanzler von Müller, indem er in Goethes Namen dankt, bezeugt die wohlthuerndste Wirkung. Zugleich bestätigt er jene Kraft und Sammlung, mit welcher Goethe den Verlust ertrug. Dieser erwiedert erst am 27. December: „Je länger ich aufschiebe, theurerster Mann, Ihnen zu schreiben, desto schwerer wird es mir, und möchte mir zuletzt ganz unmöglich werden, wenn ich mich nicht entschlöße, geradehin auszusprechen, wie es mir eben zu Sinn kommt. Es bleibt eine schwere Aufgabe, nach bedeutenden Anfällen sich wieder zu fassen und zu sammeln, da man denn erst später zur Besinnung kommt, wem man dabei eigentlich den größten Dank schuldig ist. Es tritt dann zugleich die Ueberzeugung ein, daß Worte nicht hinreichen, denselben abzustatten. — Wenn ich mich zu Ihnen nach Rom denke, so muß ich mir den bänglich-zweifelhaften Zustand wieder vor die Seele führen, in welchem ich die acht vergangenen Monate verlebte. Mein Sohn reiste um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich; er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtbaren Felder, ihre bewunderungswürdigen Seen mit einem tüchtigen, frohen Antheil bereist und beschaut, war ebenmaßen nach Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetriebten Blicke für Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner früheren mehrfachen Kenntnisse. Ebenso setzte sich's fort in Genua, wo er mit einem alten Freunde vergnüglich zusammentraf, und sich darauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte. Der Bruch des Schlüsselbeines, welcher zwischen gedachtem Ort und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest; aber auch dieses Unheil, sowie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, Beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, ertrug er mit männlich gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen, und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längeren in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen. Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturme, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackeren Künstler Herrn Bahn, der bei seinem Aufenthalte in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beisland vollkommen legitimirte. Seine Briefe von dorthier wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation; wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in dieser Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig. Eine Schnellfahrt nach

Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht beschwichtigen. Leider schließen sich hier Ihre freundlichen Behandlungen, Ihre Fördernisse, Ihre Sorgfalt, Ihre Beihilfe, Ihr Schmerz an meine Briefschaften schmerzhaft an, und ich fahre nicht weiter fort, als um zu sagen, was sich von selbst versteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn nach seiner Rückkehr gesund und munter zu begrüßen, ihm seinen Theil an gemeinsamen Geschäften, die Führung des Haushaltes, die Unterstützung seiner Gattin, die Erziehung seiner Kinder für die Zukunft zu übergeben, dieses Alles nunmehr laßend auf mir zurückbleibt, und ich täglich und stündlich mühsam veranstalten muß, was ich im Ganzen jüngeren Schultern zu übertragen gedachte. Fügen Sie hinzu, daß ich an meinen dichterischen und wissenschaftlichen und sonstigen geistigen Arbeiten noch gar Manches zu ergänzen, zu ordnen habe, Manches redigiren, zurechtstellen, für die Zukunft der Meinigen sorgen muß, auch gegen die gesellige Außenwelt mich gewissen Verhältnissen nicht entziehen kann, so werden Sie Sich überzeugen, daß ich ein operoseres Leben führe, als meinen hohen Jahren zuzumuthen billig ist. Da uns Erdbewohnern aber Kampf und Strauß bis an's Ende zu bestehen nicht erlassen wird, so überfiel mich am Schlusse des vorigen Monats sogar eine bedenkliche Krankheit, von der ich mich schnell möglichst zu erholen das Glück hatte, und nun in dem Falle bin, am Ende meiner Tage noch als wie zu einem neuen Anfange mich einzurichten. Hier muß ich schließen, indem ich nochmals versichere, daß ich alles Dasjenige, was von römischen Gönnern und Freunden meinem Sohne in den wenigen Tagen Ergößliches und Hülfreiches geschehen, so wie das, was nach seinem Ableben veranstaltet worden, in seinem gründlichen Werthe vollkommen anerkenne. Denen Herren Bunsen, Platner, Riccardi — der Arzt — „Thorwaldsen und Allen und Jedem meine dankbarsten Empfehlungen; den guten und geschickten Preller mit eingeschlossen, der, wie ich höre, auch von einer Krankheit angefallen worden. Haben Sie die Güte, einem so schönen Talente mit einsichtigem Rathe beizustehen.“ Das Geschäftliche werde Kanzler v. Müller besorgt haben. „Mich aber- und abermals dankbar an-gehörig bekennend.“ Indem Goethe unterzeichnen will, kommt ihm der erste Band der Bunsen-Platner'schen Beschreibung von Rom zu, und veranlaßt ihn, noch darauf und auf das Archäologische Institut Bezügliches anzuschließen.

Am 9. Junius 1831, nachdem „der gute Preller“, an dem er große Freude hat, in Weimar wieder angelangt ist, schreibt Goethe an Resner verschiedene artistische und antiquarische Aufträge, und regt gegen den Schluß an, er wünschte, wenn es „thunlich und schicklich“ sei, die Ruhestätte seines Sohnes „auf irgend eine Art bescheidenlich bezeichnet. Da der Vater, wie jene Elegie bezeugt, jenen Weg zu nehmen gewünscht, so ist es doch ganz eigen, daß der Sohn denselben eingeschlagen.“ Den hierauf von Resner und den römischen Freunden für solchen Zweck gemachten Vorschlag

nimmt er dankbar an: die bekannte kurze lateinische Inschrift stammt von ihm persönlich.

War allerdings Das wunderbar, was der greise Dichter hier hervorhebt, so war es auch das Zweite, daß dem Sohne Goethes von Lottens Sohne die letzte lebenerheiternde Freundschaft erwiesen und ihm dann an jener einzigen Stelle das Grab bereitet ward. Ein Gemüth wie Kestner wurde tief dadurch ergriffen.

Zuweilen waren die Pflichten, die er sich auflegte, nicht leicht. So erzählt er, im Sommer 1836 habe er nicht nach Ischia gehen können, „hätte mich auch nicht eine Zeit lang die Menschlichkeit daran gehindert. Denn hier war eine halbtolle Mutter mit einer ganz tollten Tochter von einer angesehenen Familie aus Sachsen-Gotha, welche verhungert oder eingestekt sein würden, wenn ich Rom verließ; denn ich war der einzige deutsche Gesandte, der nicht abwesend war.“ Er stattete die Damen mit Geld aus und speiderte sie nach Hause. „Auch hatte ich eine unangenehme Geschichte, um Niepenhausen beizustehen, der von hiesigen Obrigkeiten ungerecht behandelt wurde. An diesen paar Worten Erzählung hängen unzählige unangenehme Augenblicke, die beide Geschichten mir gaben.“ (Brief vom 1. Januar 1837.)

Viel häufiger indeß war ihm das Helfen eine Freude. Eins der schönsten derartigen Vorkommnisse erzählt er seiner Schwester 29. November 1840: „Zu Anfang dieses Jahres starb ein berühmter Archäolog hier, Nibby, und ließ seine Familie von elf Personen ohne alles Vermögen. Obgleich, oder vielmehr da er unser“, das ist, des Deutschen Archäologischen Institutes, „Feind war, so veranstaltete ich als Generalsecretair des Institutes eine Sammlung in ganz Rom und bei den auswärtigen Mitgliedern, und brachte in einigen Monaten über 1700 Scudi zusammen, die ich, so wie es anging, zu hunderten in die Sparkasse legte, welches noch außerdem den Vortheil hatte, daß die Römer, das Gouvernement, das Römische Archäologische Institut zu eben der Milbthätigkeit aufgeregt wurden; und so ist die Familie vom größten Elend in eine bequeme Lage versetzt. Und was noch merkwürdiger, die früher wegen Dürftigkeit des gelehrten, aber ungeschickten Vaters sitzen gebliebenen Töchter gingen nun ab wie warme Semmeln; denn ich gab jeder nach Verhältniß ihres Antheils eine Dote, und habe vier in diesem Jahre anständig verheirathet; denn ich wurde nun durch die Umstände Vormund, und behielt eine unbeschränkte Gewalt zur Bestimmung über dies Vermögen.“ Es kam auch sonst nicht selten vor, daß Kestners Wohlwollen sich italienischer Nöthe annahm, mehr als einmal hat er Familienzwiste vermittelt, Bedrückungen oder sonstige Ungerechtigkeiten durch seine Verwendung beseitigt u. dgl. m. Das Vertrauen zu dem so lange in Rom heimischen „hannoverschen Minister“ ging so weit, daß gelegentlich ein Apotheker aus einer kleinen Stadt des Kirchenstaates ihn um seine Intercession bat, weil der neuangekommene Arzt den anderen Apotheker begünstige, und ihm schade.

In Rom waren es vor Allen die Künstler, denen er jeder Zeit zu helfen bereit war; nicht ohne ein Element kameradschaftlichen Gefühles. Wie sehr er sich oft als ihrer Kunst angehörig empfand, mag ein Geschichtchen aus Frascati andeuten (Br. vom 5. Sept. 1830), wo er mit Bunsen war: „Wie ich denn mit allen Leuten umgehe,“ schreibt er von dort, „so habe ich zwei Wochen sehr viel mit einer Bettlerfamilie zugebracht, von der der Vater mir eine ungeheure Laus, das sechsjährige Kind einen beschwerlichen Katarrh mitgetheilt hat. Es gereut mich aber nicht, was ich an ihnen gethan; denn es hat mir vier interessante Porträts eingebracht. Das Kind ist eine der edelsten Naturen, die ich je gesehen habe, und ich glaube, hätt' ich ein weibliches Wesen um mich, so hätte ich's behalten. Ohngeachtet aller ihrer Blatterzeichen, Narben kann man kaum sagen, fand ein Jeder die kleine Caroline Damiani so reizend wie ich. Ich fand die Familie, noch eine Mutter und ein Säugling waren dabei, in einer Felsenhöhle von Frascati, wo sie aus Armuth wohnten, da sie beim Durchreisen das Fieber bekommen hatten. Es war ein schreckliches Elend. Aber von der Armenanstalt wurden sie geheilt, und wir gaben ihnen Esel, Kleider und Geld, und höchst vergnügt sind sie weitergereist nach Oberitalien. Er ist ein Heiligenbildschnitzer.“

Die Gesinnung, in welcher Kestner den Künstlern beistand, ergiebt ein Beispiel aus dem November 1840: „Eben zahle ich den letzten Posten ab von Schulden, die ein davongelaufener Künstler hier schimpflich hinterlassen hatte, und dann, auf meine Vorstellung, tüchtig auswärtz, in Triest gearbeitet, und nun Alles bezahlt hat.“ In welchem Maße aber jener Beistand geleistet wurde, davon nur ein Fall: „Ein höchst talentvoller, junger Bildhauer,“ schreibt Kestner am 22. Novbr. 1836, „Namens Kummel, Sohn eines Ofensezers in Hannover, hatte vorigen Winter und Frühling eine wahrhaft glänzende Statue eines nackten Jünglings in Lebensgröße, einen Ballspieler darstellend, gemacht, wozu er das Motiv von den hiesigen öffentlichen Ballspielen genommen hatte.“ Thormaldsen, dem Kestner sie vorführte, war bis zu Thränen gerührt von der Schönheit. „In unserm ehrlichen, aber kunstunerfahrenen Hannover war er bereits verkannt und von einem flachen Süddeutschen, Wandel, in den öffentlichen Arbeiten verdrängt; und hätte ich ihm nicht beigestanden, so wäre er empfindlich und verzweiflungsvoll und unermügend mit seiner kostbar zu transportirenden Statue heimgereist, ohne irgend eine Aussicht. Nun führt er das Werk auf meine Kosten aus. Ich zweifle nicht, daß es hier an einen reichen Ausländer verkauft wird; der Profit gehört ihm, und dann kann er beglücklich und muthig sich seinen ferneren Eingebungen überlassen, und ein Mann von Ruf werden. Ohne meinen Beistand würde er vermuthlich verkommen sein. Dies wird mir allmählig etwa 200 französische Louis'd'or kosten; aber was ist das Leben einer edelen Creatur gegen solche 200 Stücke? Ich habe indessen für dies Jahr meine Kutschperde abgeschafft, und es soll keinem

Anderen etwas abgehen durch diese ungewohnte Ausgabe, die, wenn das Glück wohlwill, schon dadurch erstatet würde, daß etwa die mancherlei Vorschüsse, die ich nah und fern ausstehen habe, nun eingehen sollten. Die Künstler brachten mir ein Ständchen, und überreichten mir ein schönes Gedicht, von dem Hannoveraner Hallmann, einem talentvollen Architekten, geschrieben.“ Im November 1840 kann Kestner melden, daß Rümmeles Ballonspieler vom russischen Thronfolger angekauft sei, und der Künstler bereits drei andere Bestellungen habe. Namentlich Hamburger Aufträge hatte Kestner ihm und Lotsch zugewendet. — Wie er in ähnlich aufopfernder und zugleich zartester, und den Helfer verbergender Weise einmal Platner ein verlorenes Capital ersetzte, mag hier bloß erwähnt werden; gewiß, Kestner durfte in einer erhaltenen Tagebuchäußerung von sich sagen: „Ich verstehe mich auf die Freundschaft.“

So lange Bunsens in Rom blieben, — sie reis'ten ab 28. April 1838 — war sein herzlicher Verkehr mit ihnen immer derselbe; wenn er auch klagt, daß in dem Treiben des Winters er sie zu wenig sehe: aber im Sommer in Frascati entschädigte man sich. In einem bald nach ihrem Abgange geschriebenen Briefworte nennt er ihre Abreise „eine der wichtigsten und fühlbarsten Epochen meines Lebens. Noch kann ich mich nicht fassen, um wirklich den Fuß auf den neuen Lebensweg zu setzen. Es ist kindisch von mir, aber wie man einmal geboren ist, so bleibt man!“ Wie um sich und die Schwester zu trösten, zählt er die vielen freundlichen Beziehungen auf, die ihm übrig seien. Außer mit seinen diplomatischen Collegen habe er mit verschiedenen in Rom Ansässigen „sehr freundlichen Umgang. Hierher gehört die Familie des Generals Grafen Level, Alde de Camp des hier lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, an welcher noch zwei andere Familien, Follard und von Moliere, hängen; ferner Visconti, Valentini, Barberi, Antiquar, Kaufmann, Künstler, beide Letztere sehr attachirte, liebevolle Leute. Sodann eine Schaar von außerlesenen und erwählten Künstlern, deren mehrere meiner im höchsten Grade bedürfen, vornämlich Lotsch mit den Kindern, und die vier Hannoveraner Rümmele, Basse, Kupferstecher, Stralendorff, Maler, Riepenhausen. Die andern Auserwählten sind: Thorwaldsen, mit dem ich unter einem Dache wohne, Overbeck, Volz, Widemann, Elssasser, Frommel, Kübler, Scholl, Heuß, Steinhäuser, Koch, Wittmer, Reinhardt, Salter, Gibson, Williams, Rode Vater und Sohn aus Cassel, Macdonald, Phillips, Tenerani, Gnacherini, Benjoni u. a. Noch vergaß ich eine mir nahestehende Familie zu nennen, die arm und anhänglich sind und vortrefflich: Platner, der sächsische Agent beim päpstlichen Stuhle, der in seiner Armuth eine Frau und fünf Töchter und einen Sohn hat Nun kommt noch ein Haufen sehr interessanter deutscher Doctoren, d. h. Philologen, die mir gewissermaßen näher stehen als alle Andere, wegen meines literarischen Verkehrs, insonderheit wegen des Archäologischen Institutes, in welchem ich wegen Bunsens Abreise nun den Vorsitz habe

übernehmen müssen. Diese tüchtigen, jungen Gelehrten, zugleich von dem angenehmsten Umgange, sind zwei Abeken, Heinrich und Wilhelm, aus Dänabrück, der ältere Prediger an der preussischen Capelle, also Leiter der hiesigen deutschen protestantischen Gemeinde, von der ich der älteste Vorsteher bin. Dann Lepsius, Sachse, der gewaltige Aegyptier, Braun aus Gotha, originell, talentvoll, tiefer Philologe und sehr braver Mensch, Papencordt, starker Historiker und sehr kernhafter Mensch aus Paderborn, Katholik, Urrlich, lebendiger Kopf, vollgepropft von Kenntnissen, Franz der Hellenist, Verfasser eines Lexicons und einer Grammatik, mit Frau und zwei kleinen Kindern, war immer sehr bedürftig und kostete mir viel Geld, endlich Carl Meyer. Mehr oder weniger bin ich auf sehr vertraulichem Fusse mit allen Diesen; Meyer aber war mein Intimus, und liebt mich mit Feuer. Er war sehr brillant, Philologe, fast Vielwisseur, und Dichter. Ich sage war, denn dieser und Franz sind mit Bunsens gegangen.“

So sind wir in die Kategorie des rein Menschlichen in Kestners Leben die er, wie wir gesehen haben, von anderen unterschieden wissen wollte, durch ihn selbst schon hineingeführt worden; das „Vornehmen und Geringen, soviel man kann, aus der Noth helfen“, zählte er selber dazu. Was er an jener Stelle nicht ausdrücklich erwähnt, was aber auf das Schönste in ihm menschlich lebendig blieb bis in sein hohes Alter, ist die Liebe, mit der er an Geschwistern und sonst Verwandten hing. Seine Feier der heimischen Erinnerungsfeste bleibt immer gleich frisch. An seinem eigenen Geburtstage spät in der Nacht aus einer Gesellschaft kommend (1840) sucht er aus seinen Mappen die Portraits aller Angehörigen zusammen, sie noch zu grüßen. Hochbeglückt war er, wenn, was wiederholt geschah, einer oder der andere seiner Nissen eine längere Zeit bei ihm zubrachte, und am höchsten, als sein Bruder Carl und die geliebte Schwester Charlotte den Winter 1844—45 bei ihm lebten. Nicht minder besuchte er selbst, so oft es ihm möglich war, die Heimath.

Aber was er an erster Stelle unter der „menschlichen“ Seite seines Lebens versteht, ist, daß er „die Studien nicht ganz verabsäume“, daß er „Gelehrtes und Gedachtes empfangen und gebe“. Wie sehr er in solcher Beziehung im mündlichen Verkehre anregend und bedeutend war, bezeugen Gerhard und Emil Braun. Ersterer indem er von der Zeit der hyperboräisch-römischen Studien (2, 314) sagt: „Kestner gewährte durch seine schönen Sammlungen und durch seine Gastlichkeit den dauerndsten Anlaß und Mittelpunkt belebter Gespräche über die tagtäglich neu vermehrten Gegenstände alter Kunst; wie denn auch persönlich sein bei vielseitiger Empfänglichkeit ungetrübter Geschmaç den Freunden oft leitend war.“ Braun, indem er als Secretair des Archäologischen Institutes an Kestners für die Alterthumswissenschaft wichtige spätere Thätigkeit erinnert (Bulletin 1853 p. 97. fg.), und rühmt, er habe theils auf die Entwicklung des Institutes einen wenn nicht unsäglich, so doch entscheidenden Einfluß geübt, theils mit dem sichersten und feinsten Kenner-

geschmack mehr als ein Kunstwerk der Vergessenheit entzogen, hebt insbesondere seine auf umfängliche und genaue Studien gegründete Kenntniß der geschnittenen Steine und der Menge sonstiger Miniaturkunstwerke des Alterthums hervor, die für die Wissenschaft der alten Kunst nicht ungenüßt zu lassen eine Hauptangelegenheit seiner Kunstliebe gewesen sei. Nicht allein sei seine eigene mit größter Sorgfalt zusammengebrachte bedeutende Sammlung in dieser Richtung höchst ausgezeichnet gewesen, nicht nur habe zuerst er für rationell geordnete Sammlungen von Nachbildungen dieser Dinge gesorgt, sondern namentlich über die Entwicklung der Kunst und des Kunsthandwerkes, durch welche solche Anticaglien hervorgebracht sind, habe er so gründliche Kenntnisse gehabt, und sie in so exacter und präciser Form, namentlich bei Vorweisung von Theilen seiner Sammlung mitgetheilt, daß er darin von den berühmtesten Theoretikern nicht sei übertroffen worden. In den Handbüchern der Archäologie fehle Vergleich; Kestner aber habe in der Darlegung dieser Kunstregeln einen Scharfsinn und eine Gedankenklarheit entwickelt, die den Leistungen der bedeutendsten und glücklichsten Kritiker ebenbürtig, in der Anwendung auf den Einzelfall sie oft übertroffen habe.

Der allmähliche Erwerb, die Ordnung und Erweiterung, das Studium dieser Sammlungen, die sich nicht auf die genannten Gegenstände allein, sondern auch auf größere Antiken, auf Gemälde und Handzeichnungen erstreckten, und zusammen einen der Anstrengungen und der Geldopfer eines langen Lebens würdigen Schatz bilden, der sich gegenwärtig in der Hand eines Kestners Bestrebungen fortführenden Nessen, Herrn Herrmann Kestner in Hannover, befindet, gehörte gleichfalls zu den in seinem Sinne „menschlichen“ Beschäftigungen, die er mit Eifer betrieb.

Außerdem hat er dabei schriftstellerische Arbeiten im Auge. Von diesen ist nicht Weniges zerstreut und ohne Namen erschienen; in der damals von Perz redigirten Hannoverschen Zeitung, wo insbesondere römische Culturbilder sich finden, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, den Publicationen des Archäologischen Institutes, dem Kunstblatte. Auf solche Einzelaufsätze einzugehen versagen wir uns. Dagegen dürfen wir nicht übergehen eine 1830 in Berlin bei Reimer erschienene „Abhandlung über die Frage: wem gehört die Kunst?“ — Sie will (S. 10) untersuchen, was es sei, das zu Urtheilen über die Kunst berechtige; ob die dem Künstler bewohnende Fähigkeit, das Kunstwerk auch hervorzubringen, oder ob das Kunststudium des „Philosophen“, welches die Kunstwerke in ihrer ästhetischen und historischen Bedingtheit zu verstehen bemüht ist. Die Kunst ist (S. 13 fg.) Sprache; es gilt, sie verstehen. „Die Hände treiben das Werk, die Seele betrachtet die Erscheinung, der Künstler sieht das Kunstwerk zum Theil mit den Augen der Hand, der Philosoph nur mit den Augen der Seele; jener das Werden, dieser das Gewordene, der Künstler das Werk, der Philosoph die Erscheinung.“ Nun ist „die Kunst etwas Historisches; kein Kunstwerk wird ganz begriffen, wenn nicht als Glied in der Geschichte der Menschheit betrachtet. Wir sehen die Zeit eine solche Gewalt

über die Künstler ausüben, daß nicht der reichste und mächtigste König, nicht der hochbegabteste Künstler sich von ihrer Macht zu lösen vermag, daß die Hand des ungläubigen Pietro Perugino, gleichsam wider Willen, gezwungen war, Andacht und Glauben in seinen heiligen Familien darzustellen und zu befriedigen, daß zur Zeit der gesunkenen Kunst das begabteste Genie umsonst nach dem Style ringt, welcher die Epoche eines Rafael bezeichnet. Denn das noch so hohe Wirken des Einzelnen bewegt sich nicht über die Grenze des Zwanges der höheren Nothwendigkeit hinaus, und die Kunst ist Eigenthum des Volkes. Der eine thut, was der andere denkt und will.“ Diesen Zusammenhang verstehen und aussprechen lernen, ist die Aufgabe des Kunstphilosophen; „der Künstler weiß, der Philosoph weiß zu benennen“ (S. 34.). Allerdings kann er die Kunst nicht auf Regeln zurückführen: „Alle Systeme werden vor Gottes Augen verfehlt dastehen, denn die Natur wird von keinem menschlichen Auge gesehen wie sie ist.“ So also sieht der Künstler das Kunstwerk zwar in manchen Punkten richtiger, aber er sieht es einseitiger als der Kunstphilosoph. Kestner will die beiderseitige Verechtigung und gegenseitige Bedingtheit Beider zeigen; er unterzieht sich Dem mit heiligem man möchte zuweilen sagen fast religiösem Ernste, und entfaltet vor den Augen des Lesers seine innerste Seele.

Behn Jahre später erhielt er Anlaß zu einer anziehenden Exemplification. Sein Freund Overbeck hatte für das Städtische Institut in Frankfurt sein großes Bild „Triumph der Religion in den Künsten“ vollendet, und eine „Erklärung“ dazu geschrieben, in der er mit warmer Herzlichkeit, aber in den Schranken enger katholischer Gesinnung, den Kunstjünger nur im Dienste der Religion seine Kunst zu betreiben vermahnt. Jede Kunstübung allein um der Kunst willen verwerfend behauptet er, von Rafael und Michelangelo sei, indem sie solche Richtung einschlugen, „die Apostasie in der Kunst“ begangen worden, deutet die heidnische Kunst „als zertrümmerter Göze auf dem Boden liegend“ an, und vermahnt den Künstler, das Heidenthum als solches „mit entschiedener Verachtung liegen zu lassen“, und Kunst und Literatur der Alten nur zu benutzen, „wie die Kinder Israel die goldenen und silbernen Gefäße aus Aegypten mitgenommen“ haben, um sie „zum Dienste des wahren Gottes in seinem Tempel einzuschmelzen und zu heiligen“. An dieser Stelle des Schriftchens hat Kestner an den Rand geschrieben: Sancte Crispine, ora pro nobis! Aber er ließ es nicht beim Scherze, sondern gab im nächsten Jahre (1841) bei Wilmans in Frankfurt eine kleine Gegenschrift heraus: „Overbecks Werk und Wort, ein Aufsatz von einem römischen Kunstfreunde.“ Mit freudiger Bewunderung und ohne Aber erkennt er das Overbeck'sche Werk an; mit nicht minderer Wärme bekämpft er die Beschränktheit des Wortes. Von Rafael sagt er dabei: „wenn sein unermesslicher Ideenreichtum nach allen Seiten hin ausstrahlte, kann man wünschen, daß von ihm auch das kleinste Werk nicht existiren möchte? Von Ihm, der nur in schönen Gestalten dachte, mußten Scherz und Muthwille, ohne welche ein

großer Mann nicht leben kann, zu Gestalten werden; von ihm . . . sollten wir uns bedenklich zeigen, seine Wohlthaten in jeder Miene seiner Laune anzunehmen?“ Unhistorisch erscheine Overbeck's „harter Ausspruch“ außerdem, sobald man sich einerseits des letzten rafaclischen Werkes, der Transfiguration, andererseits seiner Tapeten erinnere, „welche sämmtlich religiösen Inhalts sind, und zu seinen vollkommensten Werken gehören, und, während sie eine glänzende Befruchtung seines Genies mit antiker Kunst bekunden, in die späteste Zeit seines Lebens fallen“. Aehnlich tritt Kestner für Michel-Angelo ein, oder sagt vielmehr, das sei nicht erit nöthig (S. 14. 15.). Ehedem hatte Kestner die Kunststrichtung, die Overbeck vertrat, gegen Goethe in Schutz genommen. Er verwarf sie auch jetzt nicht: „Der Christ soll christlich malen, denn sein höchster Beruf ist, so sagen wir mit Overbeck, das Heilige zu verherrlichen.“ Aber darum die ewige Naturschönheit der antiken Kunst geringgeschätzt zu sehen, das duldete er nicht. Er ist vielmehr überzeugt, „daß wir als Christen heiteren und freien Blicks in die reiche Welt schauen dürfen und sollen; — und das beweisen wir so: Du bist ein Künstler“ — er redet Overbeck an — „liebst also das Schöne. Du bist ein Künstler und weißt folglich, daß das Schöne von keinem Volke so hoch erfüllt wurde, als von dem Volke der Griechen. Was das Schöne sei, können wir zwar nicht aussprechen, aber wir kennen es und wissen, daß es von Gott kommt. Gott muß es folglich den Griechen gegeben haben, und mit Freuden hat Er gewiß, um menschlich zu reden, auf Griechenland hingeseht. Ist das nun Gott nachahmen, wenn wir sauer sehen und die Strich finster ziehen, weil es nicht christlich ist? Ein Wald, eine Quelle, Thäler und Hügel sind schön, sie sind weder christlich noch heidnisch.“ Die „Götzen“ — nach Overbeck's Ausdruck — „welche Venus von Melos, Minerva, Niobe, Juno heißen, werden in göttlicher Ruhe noch nach Jahrtausenden die edelsten Menschen erquickend anlächeln, unbekümmert über die mancherlei Worte, die in mancherlei Zeiten um sie her in den Lüften verwehen“ (S. 7. 11.). Widerspruch Kestner in solcher Weise um seines Kunstgewissens willen mit aller Entschiedenheit, so that er es doch so freundlich und fein, daß auch der Gegner die Blätter nicht ohne einen wohlthuenden Eindruck aus der Hand legen konnte. Die Freundschaft der Beiden bestand unvermindert fort.

Kestner ist auf die Fragen, welche er in seinen drei Schriften von 1817, 1830 und 1841 berührt, auch in den Römischen Studien zurückgekommen; indeß was er aus jenen Schriften dort wiederholt, ist kein genügendes Bild von dem persönlichsten Herzensantheil, den das Pathos der älteren Aeußerungen kund giebt. Mehr ist dies mit den die Musik betreffenden Abschnitten der Studien der Fall; namentlich faßt der über Rossini den Inhalt älterer Aufsätze gut zusammen, deren bedeutendster ein Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom December 1842 über Rossini's Stabat Mater war. Kestner verkennt keineswegs Rossini's außerordentliche Begabung; aber er

wirft ihm vor, in die Musik die Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit des Salons getragen, „elegante Gemeinheiten“ darin begangen zu haben, und solche „Rohheit und Leichtfertigkeit“ versetzt den, welchem die Musik etwas Edles, Hohes, Heiliges ist, in sittlichen Zorn. Am widerwärtigsten zeige sie sich in jenem Stabat Mater. Auch von Anderen sei der heilige Styl in ihren Messen verfehlt worden, „weil durch eine zu lange Praktik in anderen Sphären sich ihrer eine weltliche Art sich auszudrücken bemächtigt hatte. Aber keiner hat doch, wie Rossini in seinem Stabat Mater, sich einer Sünde gegen das Christenthum schuldig gemacht. Die Behandlung des für die Mitwelt tragischsten Gegenstandes hat er durch die Mittel seines scherzhaften Styls vollführt, und den Schmerz der Mutter Gottes beleidigt, wenn nicht verhöhnt, da er ihn dazu verwendet, sich schön damit zu machen.“ In Italien sei die Musik überhaupt durch Rossini degenerirt worden. „Wie reizend waren unsere Träume von den italienischen Serenaden, von denen wir vor Zeiten lasen und erzählen hörten . . . Dank sei es dem lieblos flachen Musikgetändel, dessen Charakter wir darge stellt haben, die Stimme der Natur ist vertrieben aus den italienischen Sommernächten. Nicht mehr harmonirt hier ein ebler, zarter Gesang mit den sehnächtigen Sternen und dem tröstenden Monde; anstatt des Nachtgesanges, dessen Sänger vielleicht mit Freudenthränen heimlich errathen wurde, braust nun durch die Straßen abgenutztes Walzergeklingel . . . Der Liebesgesang ist vertrieben durch flache Lustigkeit.“

Schon früher als die letztgenannten literarischen Arbeiten Restners liegt eine erst nach seinem Tode veröffentlichte. Seine Mutter hatte ihm vor seinen Geschwistern die als Andenken ihrer Jugend treu bewahrten Goethebriefe hinterlassen; als er nun, nachdem erst sie, hierauf auch Goethe gestorben war, von Herbst 1833 bis in den Anfang 1834 einen zweiten Besuch in Deutschland machte, sowohl in Hannover, wie in Thann, benutzte er letzteren Aufenthalt, diese Briefe abzuschreiben und zur Herausgabe zu ordnen; seine Einleitung dazu ist in Thann geschrieben, und später nur in Etwas überarbeitet; so kommt es, daß die erst zwanzig Jahre später gedruckte von Goethes Tode als von einem vor Kurzem eingetretenen Ereignisse redet. Restner wollte die Briefe schon damals veröffentlichen, in der richtigen Empfindung, daß sie nur beitragen können, das Andenken seiner Eltern zu ehren; aber nicht alle seine Geschwister dachten so, namentlich nicht Schwester Charlotte. Sie konnte Goethe die Nichterfüllung seines Versprechens, daß er bei einer neuen Ausgabe der mißverständlichen Verwechselung ihrer Eltern mit Albert und Lotte entgegentreten wolle, nicht verzeihen, und wollte nicht hören, wenn ihr Bruder, sich auf Rehberg, der jene Zeit noch erlebt hatte, berufend, die Erfüllung für eine Unmöglichkeit erklärte. Es war, wie wenn man zum Fenster hinauschießt, pflegte Rehberg zu sagen; der Schuß ist da, er hat gewirkt, Niemand vermag Das zurückzunehmen. Mit Gefühlen ist nicht zu streiten; Restner fügte sich also für den Augenblick, und hat sich gefügt

bis kurz vor seinem Tode; er las aber die Briefe, gewöhnlich auf zwei Abende vertheilt, gern vor; und man muß vor 1848 jung gewesen sein, um ganz zu verstehen, mit welcher beglückten Andacht ihm dabei zugehört wurde. Schließlich setzte er sich über jene Widersprüche hinweg, gab Ende 1852 das Manuscript zur Veröffentlichung an Cotta, und bestimmte das Honorar zu einer Familienstiftung. Noch von seinem Todbette ließ er den Widersprechenden sagen: er wisse, sie würden ihm verzeihen; nur zur Ehre der Mutter habe er gehandelt.

So haben wir versucht die Interessen und die Thätigkeiten zu überblicken, in denen Kestner alt wurde. Unterbrochen ward sein römisches Leben, außer den dazu gehörigen Villegiaturen, nur durch gelegentliche Aufenthalte am Hofe von Neapel oder durch Reisen in die Heimath (1837, 1842), die stets mit gleicher Lebhaftigkeit der Eindrücke, die sie brachten, zurückgelegt, und mit gleich freudiger Befriedigung, wie die früheren, beendet wurden.

Wer um die Mitte der vierziger Jahre den damals fast Siebenzigjährigen sah, der hätte ihn für so alt nicht halten sollen. Es war natürlich, daß der unverheirathet gebliebene Mann in der Gewohnheit des diplomatischen Gesellschaftsverkehres die Mäuren eines jüngeren behielt. Seine elegante, nicht große Gestalt bewegte sich rasch, und gebot mit sicherer socialer Gewandtheit über wohlgeschonte Körperkräfte. Ermüdung kannte er nicht und hat dadurch noch 1851 in Paris drei jüngere Verwandte, welche ihm als Führer dienten, jeden Tag einen nach dem andern verbraucht. Und mit welcher Frische er sich geistig, noch in umfangreichen Gebieten thätig erwies, das zeigen z. B. seine Römischen Studien. Wollte man ihn näher charakterisiren, so konnte dem, welcher für solche Dinge Sinn hat, seine Verwandtschaft mit jenem im Anfange dieser Erinnerung erwähnten höheren Beamtenthume aus den letzten Zeiten des Kurfürstenthums Hannover nicht entgehen: er hatte in seiner Isolirung zu Rom nicht wenige Züge erkennbarer bewahrt, als Die, welche in Hannover selbst die Entwicklung seit 1815 miterlebt hatten. Waren die höheren Interessen der Brandes und Rehberg ethisch-politische, so waren die seinen der Aesthetik und Kunstgeschichte zugewandt, im Uebrigen erwies er sich deutlich als ihr Nachfolger: dasselbe starke Bewußtsein geistiger und nicht bloß geistiger Vornehmheit, aber dieselbe starke Empfindung von den Pflichten, welche sie auflegt. Daß dem Amte mit unbedingter Treue Genüge zu leisten sei, daß die Arbeit, welche erfordert wird, um eine reiche Bildung auf der Höhe der Zeit zu erhalten, niemals ruhen dürfe, daß sittlich und social in großen und in kleinen Dingen Nichts erlaubt sei, was mit dem in Anspruch genommenen geistigen Adel nicht in Einklang war, das Alles wurde, und zwar mit bewußt bürgerlicher Schlichtheit, als selbstverständlich behandelt, und, soviel menschliche Unvollkommenheit zuläßt, auch erfüllt. Ich darf an den in Goethe's Wilhelm Meister behandelten Gedanken der äußerlich und innerlich harmonischen Ausbildung einer bürgerlich-adeligen Persönlichkeit erinnern, welche der durch die Geburt vornehmen Welt vollkommen eben-

bürtig sei: wenn man näher die Gesinnung des althannoverschen „Zweiten Ranges“ betrachtet, so erkennt man, daß Goethe's Gedanke in der Periode, als Wilhelm Meister entstand, in gewissen Kreisen ein Gedanke der Zeit war, und auch Restner drückt ihn in seiner Weise aus, wenn er an einer schon einmal angeführten Stelle seiner Tagebücher sagt: „sich selbst ehren und alles Andere lieben, ist der Sinn des Rechten und Schönen, und umfaßt das geistige Dasein des Menschen“. In der althannoverschen Beamtenschaft hatte die Darstellung jenes Gedankens einen Zug von Pedanterie und Enge, sie bewegte sich in den gemessenen Formen der Popszeit. Bei Restner konnte sich eine leise Erinnerung an dies Costüm noch einmal geltend machen; aber in allem Wesentlichen hatte sein Künstlerverfehr und sein langes Leben in den großen Verhältnissen Roms ihn über solche Enge des Gesichtskreises innerlich erhoben auf die Höhe edelster weltbürgerlicher Humanität. Daß er in Rom lebte, war für eine Natur von Anlagen und Richtungen wie die seinen, von so persönlichstem Bedürfniß des Betrachtens und Studirens der schönen Kunst, von so warmem wohlwollenden Wohlgefallen am Verfehr mit vielen Menschen, ein gar nicht genug zu schätzendes Glück. Gerade an diesem Orte fanden seine Anlagen ihre volle innere Befriedigung; die glücklichen Erfahrungen solcher Eindrücke halfen ihre harmonische Ausbildung vollenden.

Und reden wir von diesem inneren Einklange, so erfordert auch noch die religiöse Seite, die wir schon mehr als einmal haben zu Wort kommen hören, eine kurze Aufmerksamkeit. Restner war erzogen in dem ehrenfesten Rationalismus, von welchem mit Ausnahme vielleicht Zimmermanns der ganze hannoversche Kreis, in dem er seine Jugend zubrachte, beherrscht ward. Voll Ehrfurcht vor dem Christenthum, wie wir gesehen haben, war er der katholischen Kirche freundlich gesinnt als der Pflegerin der Künste, der evangelischen Kirche geneigt als derjenigen, welche individueller Freiheit mehr Raum läßt. Er entzog sich ihrem Gemeindeleben nicht, wenn er auch keineswegs war, was man kirchlich hätte nennen können. Von den Elementen der Romantik, die er in sich aufgenommen hatte, und von der Art seines Antheils an den Gesichtskreisen der Künstler und der Kunst kam ihm, daß er sein Christenthum als eine Sache des Gefühls behandelte, über die zu sprechen er am liebsten vermied. Von der Bewegung innerhalb des Protestantismus, die sich gerade seit er Deutschland verließ dort entwickelte, war er in Rom unberührt geblieben. Ueberhaupt war Restner, sagt der Gewährsmann, auf welchen wir uns hier stützen, eine auf strenges Verfolgen der Consequenz bestimmter principieller Standpunkte nicht angelegte, den Disharmonieen des energijchen Gedankentampfes ästhetisch abholden Natur. Indem er ihn mit Bunjen vergleicht, nennt er ihn eine mehr weibliche; was einen Tadel enthalten soll, und auch noch nach anderer Seite von ihm gesagt werden könnte.

Den im Jahre 1846 gewählten Papst Pius IX. konnte er nicht anders

als mit Freude an seinem ersten Auftreten begrüßen: es ist noch eine Sammlung von allerhand dasselbe betreffenden Anekdoten übrig, die er sich damals angelegt hat. Allein bald erkannte er die Unzulänglichkeit des Mannes. Nachdem der Papst am 24. November 1848 aus Rom entflohen war, schreibt er (1. December): „Schrecklich und die hiesigen Umstände sehr verschlimmernd war die Ermordung des Grafen Rossi, das Resultat einer Verschwörung von — so scheint es — mehreren Hunderten, und zu der vielleicht die jetzt Regierenden mitgewirkt haben. Deshalb schloß sich die Rebellion des folgenden Tages unmittelbar daran, wo der Papst durch seine eigenen Truppen, vor seinem Palaste aufgestellt, und durch Drohungen gezwungen wurde, das neue jetzige Ministerium anzunehmen. Das war am 16. Abends. Am 17. Morgens begab sich das ganze diplomatische Corps zu ihm und bezeugte seinen Antheil. Gewaltthätige Acte, die wir erwarteten, fielen dann nicht mehr vor; der Papst aber protestirte in unserer Gegenwart gegen das ihm durch Zwang aufgedrungene neue Ministerium. Als indeß am 21. der Minister der auswärtigen Angelegenheiten es nun als von ihm eingefestsetzt bekannt machte, bat uns aus Furcht der Papst, die Reception seiner Note zu beschleunigen. Am 24. Abends machte er sich dann davon, und nun fährt derselbe Minister fort, uns seine politischen Mittheilungen zu machen, und wir stehen zwischen den beiden widersprechenden Handlungen der forcirten Annahme und des protestirten Ministeriums. Bis dahin haben wir uns ferner mit Bescheinigung der Reception geholfen; aber lange geht das natürlich nicht mehr . . . vielleicht wird diesem Zustande abgeholfen, wenn der Papst uns zu sich ruft. Er ist soviel man weiß noch in Molo di Gaeta . . . Unsere Nachrichten daher sind sehr unvollkommen und daß er uns im Stiche läßt und gar keine Erklärung von sich giebt über die Regierung seines eigenen Landes ist unrecht; aber ganz in seinem schwachen, elenden Charakter, ohne Entschluß.“ Wenige Tage nachher erfolgte die Berufung des diplomatischen Corps zum Papste, und auch Kestner begab sich nach Gaeta und hierauf, weil er in Gaeta nicht untergekommen war, nach Neapel; von da schreibt er am 19. December: er wisse daß der Papst, wie an alle gekrönten Häupter, so auch an den König von Hannover, „um Beistand rufend“ geschrieben habe.

Hier in Neapel erhielt Kestner um Mitte Februars 1849 seine Abberufung als Gesandter, weil die römische und die neapolitanische Legation aus Sparsamkeitsrückichten aufgehoben worden waren. Die Maßregel war vom Landtage ausgegangen und kam also nicht unerwartet; doch fühlte Kestner sich schlecht behandelt, als seine Pension auf nur etwa den dritten Theil seines bisherigen Einkommens festgestellt ward. Nachdem sich aber zeigte, er werde mit einigen Einschränkungen in Rom fortleben können, hielt er sich bei diesen Gedanken nicht unnöthig auf, sondern griff ohne Weiteres zu literarischer und künstlerischer Arbeit; dann ging er nach Sorrent, von wo aus er durch H. Abeken über den Verlag seiner „Römischen Studien“ abschloß,

und hierauf, ohne „die Entwicklung der Tragödie in Rom“ abzuwarten, zu den Verwandten nach Deutschland. Erst spät im Jahre kehrte er nach Rom zurück, wiederholte die deutsche Reise 1850, wobei er namentlich in Berlin, erst bei Uebom, dann bei Lepsius wohnend, „wegen der Fülle der Freunde“ — er nennt Uebom, Lepsius, Cornelius, mit dem er „jede Falte des Herzens“ berührte, Gerhard, Perz, die Grimms, Olfers — und indem er auch alte diplomatische und römische Bekanntschaften, bis zum Könige hinauf freundlich aufgenommen, cultivirte, viel Vergnügen hatte, aber eben deswegen „von der Stadt und den Merkwürdigkeiten nach meinen Bedürfnissen wenig“ sah. Er war auch im Theater und hörte berühmte Musikstücke: Mendelssohns Elias entsprach seiner Erwartung nicht, und Meyerbeers Prophet „empörte“ ihn. So ging er, der verschiedensten Reiseindrücke voll, im November nach Rom zurück, und schildert die Nothe der Seereise von Genua nach Civita Vecchia mit heiteren Farben.

Im Mai 1851 reiste er über Paris, wo die Elssasser Verwandten sich der Nationalversammlung wegen aufhielten, und über Havre, wo sein jüngster Bruder als Kaufmann und Consul etablirt war, nach London zum Besuche bei Bunsens. Paris gefiel ihm ausnehmend, insbesondere fand er die Bauten und namentlich den Louvre schön: er setzte in dieser Beziehung Paris weit über London. Die Ueberfahrt von Havre nach Southampton war stürmisch, die Fahrt nach und durch London nicht ohne Beschwerde; aber Alles war vergessen, als er in Abbey Lodge, wo er bei Bunsens Sohne wohnen sollte, ankam und „die schöne Erscheinung von Ernst Bunsen“ ihm voll Empfangsjubel entgegentrat. Abends wiederholte sich derselbe im Hause der Eltern; „ich war wie in Abrahams Schooß.“ Auch bei einem Landaufenthalte mit den Freunden fühlte er sich in hohem Maße glücklich. Zuerst bei Baron Stodmar, dann in einer Gesellschaft der Königin, zu der er befohlen ward, sah er Prinz Albert, der, sammt der Königin und vielen Andern, ihn auszeichnete. Das interessanteste Resultat dieser Reise bleibt indeß ein Brief Bunsens vom 2. August 1851, mit welchem er an Restner Papiere zurücksendet, die dieser ihm mitgetheilt hatte. Restner hielt die Aufhebung der hannoverschen Gesandtschaft zu Rom für unzweckmäßig, und empfand die Art, wie sie in gewissen hannoverschen Kreisen, wo man sie als von jeher ein bloßer Luxusartikel gewesene darstellen wollte, wie ein Unrecht. Er hatte daher eine Denkschrift ausgearbeitet, in welcher er nachwies, was sie bedeutet und wieviel sie genützt habe, wollte diese Schrift zu den hannoverschen Acten geben, und hatte sie jetzt Bunsen vorgelegt.

Dieser antwortet: „Mein theurer und verehrter Freund. Indem ich Dir die mir anvertrauten Schriftstücke, die Einziehung Deiner Gesandtschaft und Dein Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Archiven Hannovers, betreffend, mit aufrichtigem Danke zurückreiche, fühle ich mich im Herzen gedrungen, Dir meine innerliche Freude darüber auszudrücken, daß Du diese Form gewählt hast, um Deiner würdig aus einer Wirksamkeit zu

scheiden, welche für unser gesammtes deutsches Vaterland, und für Kunst und Wissenschaft überhaupt, so ersprießlich und segensreich gewesen ist. Ein Ehrenmann, welcher in den öffentlichen Dienst eingetreten, nicht um sich, sondern um dem Allgemeinen zu dienen, und sein Leben daran gesetzt, dieses in der That, also mit Hingebung und Aufopferung durchzuführen, der muß am Abende seines Lebens nicht zugeben, daß Kleinlichkeit, erbärmlicher Kastengeist, hochmüthiges Junkerthum und alle nie absterbende Gemeinheit seine stille und bescheidene Zurückgezogenheit benützen oder späterhin benützen könnten, um das pflichtmäßig, aber mit Ehre und Ruhm Gethane nicht allein in Schatten zu stellen, sondern zu vernichten, und durch Verleumdungen in sein Gegentheil zu verkehren. — Was Du dort in einer bescheidenen Apologie gesagt, ist vor den Augen des in Rom sich sammelnden Europa geschehen; und hättest Du eines weiteren Beweises bedurft, so würdest Du ihn hier in England gefunden haben, in der mehr als anerkennenden, in der dankbaren Liebe und Anhänglichkeit, welche Dir hier vom Throne beginnend von allen Seiten entgegengekommen ist. Es gehört zu den Freuden und Segnungen meines Lebens, während eines zwanzigjährigen schönen Zusammenwirkens und gemeinsamen Strebens in Rom Zeuge gewesen zu sein von der Ehre, welche Du dort verdient genossenst. Die ehrenvollen Anerkennungen Deiner Vorgesetzten und Deiner Könige beziehen sich zum Theil auf diplomatische und also der Oeffentlichkeit noch nicht erschlossene Thatfachen und Erfolge; allein was vor aller Welt Augen dalag und noch daliegt bedarf nicht allein keiner solchen Anerkennung, sondern entzieht sich ihr auch. — Wir stehen Beide am Abende unseres Lebens und genießen des Friedens von innen und des Sonnenscheins von oben, welchen weder Anfeindungen noch Reid uns nehmen, und ebenso wenig die Stürme und Verfinsterungen uns entziehen können, die sich über Europa und namentlich über unserm geliebten Vaterlande, vor Allem aber über dem ewig theuren Rom, dem Capitole und allen sieben Hügeln der einzigen Weltstadt drohend und schicksalsvoll zusammenziehen. Ich danke Gott, daß er zu dieser Zeit uns ein wenigleich kurzes Wiedersehen in diesem Lande wahrer Freiheit und treuer Anhänglichkeit gegeben hat. Habe Dank und lebe wohl! Dein Wunsen.“

Dieser Brief ist ein Zeugniß, dem wir Nichts hinzuzufügen brauchen.

Von England kehrte Kestner über Hannover, wo er seines ältesten Bruders goldene Hochzeit mit feierte, nach Rom zurück. Ruhe hatte er hier, auch seit er nicht mehr Diplomat war, keine. Die Klagen, wenn man es Klagen nennen will, daß er vor vielem Verkehr mit Einheimischen und Fremden zu nichts Anderem gelangen könne, gehen ganz wie in früheren Jahren fort; Briefe vom 30. December 1850, vom 25. November 1852 sprechen sie mit fast denselben Worten, wie die von 1828 oder 1830 aus. „Ich weiß nicht, wo die Zeit geblieben ist,“ heißt es 1852, „und wie sie so schnell gelaufen; weiß kaum wie der vorige Tag ausgesehen hat, wenn der neue anbricht. Wessen Augen nicht den ganzen Tag auf mir ruhen, der

begreift es nicht; aber das zu Viele, was auf mir liegt und um mich her tönt, macht mich weniger als halb. Man hat gut sagen: reiß Dich heraus. So sagt Jemandem, der harmlos ein Bändchen an seinen Arm binden ließ, und nicht wußte, daß es unabsehbar lang und eine unzerreißbare Kette war, die unvermerkt ihn stündlich mehr umschlang und umwickelte. Und nun er eingewickelt ist, sagt noch: reiß Dich heraus! Ich kann die Leute nicht todt schlagen, die schon vor Jahren mich hier kannten und freundlich und hülfreich fanden, und will auch nicht so liebe Leute todt schlagen oder vor den Kopf stoßen und von ihnen hören: ist das Kestner, den die ganze Welt den freundlichen, den aufopfernden, den wohlwollenden nennt? Und nicht nur mit den Wiederkehrenden, sondern auch mit den Schaaren ist es ebenso, welche die alten Freunde in meine Hände schiden, um ihnen beizustehen. Die große Menge von Bekannten, die ich habe, und die sich untereinander nicht kennen, die kosten mir soviel Zeit.“ „Man ist einmal“ sagt er 1850, „gewohnt mich als einen europäischen Mann zu betrachten.“ Wollte er sich zurückziehen und „gegen Gewohnheit und Naturell“ sich als nicht mehr so hülfreich wie ehemals einen schlechten Namen machen, „so müßte ich in die Zeitungen setzen lassen, daß meine unzähligen Freunde, die so sehr an mir hängen, die Ihrigen nicht mehr an mich adressiren sollten.“ Das könne er nicht.

Auch 1852 war er wieder in Hannover gewesen; was ich ausgehoben habe, ist aus dem Briefe, den er nach seiner Rückkehr schreibt, und in welchem er meldet, das erste Mal in seinem Leben habe er sich den Tag nach der recht beschwerlich gewesenem Rückreise, allerdings einen Siroccotag, müde gefühlt. Er hatte in Hannover den damals in seinem Anfangsjahre regierenden König Georg gesprochen, rühmt den gutmüthigen Ton am Hofe, der ganz anders als der unter Ernst August sei, hatte vom Könige Hoffnung auf Wiederherstellung der römischen Gesandtschaft mitgenommen, die er ohne pecuniäre Entschädigung, bloß um mehr nützen zu können, wieder zu übernehmen bereit war; indem er über diese Dinge ein Memoire schrieb, ging das Jahr zu Ende. Am 2. Januar 1853 heißt es im Tagebuche, er habe nicht in die Kirche gehen können „über den vielen Menschen und Sachen“, am 3., wo er die Verse zu einem auf Epiphania anzuzündenden Weihnachtsbaume schrieb: „sehr viel Zeit kosteten mir die Besucher meiner Kunststücken“. Auch seine Geselligkeit blieb den Winter hindurch die alte, noch am 2. März war er nacheinander in zwei Abendgesellschaften.

Eine Erkältung, welche er anderen Tages fühlte, schien erst unbedeutend, verschlimmerte sich aber am 4., und als am 5. gegen Abend sein alter Freund Votsch zu ihm eintrat, um ihn zu besuchen, fand er ihn mit dem Gedanken, daß es zum Sterben gehe, bereits vertraut. Der mehr als Fünfundsiebenzigjährige hatte sich zwar nicht gern, aber er hatte sich schnell und ergeben darin gefunden, und starb wenige Stunden nachher. Ein damals in Rom studierender Großneffe, Votsch, Kestners Secretär, seine Diener waren

um ihn. Alle seine geliebten Verwandten ließ er, sie einzeln beim Namen nennend, noch einmal grüßen; von seiner Umgebung nahm er mit eben der freundlichen Güte Abschied, die er stets für sie gehabt hatte, und entließ sie dann in's Nebenzimmer. Nach wenig Minuten war er still und ohne Kampf entschlafen. Sein letztes Wort im Rückblick auf sein verflorenes Leben war mit Erinnerung an das καλοκάγαδος des Alterthums, er habe „gut und schön“ gelebt; in seiner Gesinnung drückte es seinen Dank gegen Gott für diese glückliche Lebensführung aus.

Der preussische Gesandte von Useedom, auf den und auf dessen Haus, eingeschlossen seine Schwiegermutter Lady Malcolm und ihre Töchter, Kestners alte Freundschaft mit Bunsens sich übertragen hatte, trat ein, als Kestner eben hinübergegangen war. Er hat einige Wochen nach seinem Tode und seinem mit großer Theilnahme begangenen Begräbniß bei Gelegenheit einer Gedächtnißfeier im Archäologischen Institute (21. April 1853) das Andenken des Verstorbenen mit einem Worte geehrt, welches wir, weil es eben so wahr ist wie schön, gern wiederholen. Vorher hatte Braun, mit Erinnerungen, deren schon gedacht ist, Kestners Verdienste um die Archäologie überhaupt und um das Institut insbesondere besprochen, und dabei unter Anderem Das hervorgehoben, wie Kestner niemals das Seine gesucht habe, sondern immer nur Andere zu fördern beflissen und dann durch die Erfolge der Freunde beglückt gewesen sei. An Brauns Rede knüpfte Useedom an, und indem er seine langjährige vertraute Freundschaft mit dieser „anima candida“ als einen der besonderen Vorzüge seines Lebens pries, fuhr er fort: „Kestner hat gänzlich und im eigentlichen Sinne gelebt im Edeln und Schönen. Diese edelste Schönheit war eine Sache nicht bloßer Beschäftigung oder Unterhaltung, sondern der Gegenstand solcher Verehrung für ihn, die ein Gottesdienst genannt werden konnte; sie war ihm eine beseelende und begeisternde Kraft des Lebens. Sein Denken und Handeln empfing von ihr die Anregung. In dieser Gestalt soll sein schönes und edles Bild in unserm Gedächtniß fortleben.“

Frau Bunsen sagt in der Biographie ihres Mannes, indem sie ein Goethewort auf Kestner anwendet, nur die Freundschaft habe „den ganzen Inhalt seines Werthes ermessen“ können. So seien die Worte des Freundes hier der Schluß.





Der Posten der Frau.*)

Von

Heinrich Homberger.

— Berlin. —

In einem vor Kurzem herausgekommenen Schriftsteller-Lexikon, dem seine Verdienstlichkeit nicht abgesprochen werden soll, heisst es von Luise von François: „Den schriftstellerischen Beruf ergriff sie mehr aus äusserer Nöthigung als aus innerem Drang.“

Ich weiss nicht, ob man Schriftsteller-Lexikograph aus innerem Drange wird; das aber weiss ich, dass nicht die äussere Nöthigung Luise von François zu der so innerlichen Dichterin gemacht hat, als die sie in dieser Zeit des schriftstellerischen Gewerbfleisses sich vor Andern ihres Ungleichen auszeichnet. Traurig genug, wenn es wahr sein sollte, dass ein so berufenes Talent, wie die Verfasserin der „letzten Redenburgerin“, mit äusserer Noth zu kämpfen habe. Glücklicher Weise ist in ihren Werken davon nichts zu spüren. Darin findet sich keine Zeile, welche aus Betriebsamkeit geschrieben wäre; vielmehr jedes Wort bekundet den inneren Trieb des echten Talentes, den Drang des Gemüthes, aus welchem allein, ich will nicht sagen Schriftsteller, aber jedenfalls Dichter entstehen.

Gerade jene Geschicklichkeit der Mache, welche der literarische Industrielle sich gar bald erwirbt, fehlt dieser geborenen Dichterin durchaus, fehlt ihr zu ihrem und unserem Schaden viel zu sehr. Die Mängel ihrer Schöpfungen rühren daher, dass sie mehr empfindet als sie auszudrücken gelernt hat — während der literarische Handwerker im Gegentheil mehr auszudrücken versteht als er empfindet. Es ist herbe Kost, was Luise von François mit

*) Luise von François: Der Posten der Frau. Lustspiel in fünf Aufzügen. (Stuttgart, 1881.)

rührender Unbefangenheit dem an Table-d'hôte-Speisung gewöhnten Publikum vorsetzt, herb, echt, kräftig, nahrhaft; aber ihre Schüsseln sind nicht genug zubereitet, und man kann es schließlich den Leuten nur halb verübeln, wenn sie an dieser so wenig mundgerechten Nahrung keinen rechten Geschmack finden. Nicht bloß die Zuthat des Gewürzes mangelt, nicht bloß der lockende Aufputz. An den Schöpfungen dieser merkwürdigen Frau, welche so sehr Dichterin und so wenig Künstlerin ist, läßt sich deutlich gewahren, wie auch der tüchtigste und edelste Gehalt, noch so rein und energisch ausgedrückt, doch unzulänglich bleibt ohne jene Harmonie und Anmuth der Erscheinung, die, weit entfernt, bloß äußerlicher Schmuck zu sein, vielmehr bezeugt, daß der Geist den Stoff durchaus bemächtigt, der widerstrebenden Welt sein Gesetz auferlegt, seinen Frieden dictirt hat. Bei jedem der François'schen Werke empfängt man den Eindruck: welche Frische! welche Gesundheit! wieviel Beobachtung! wieviel Gefühl! welch' hohe Gesinnung! welcher Ernst des Denkens! Aber man sagt sich auch: mit der bloßen Innerlichkeit ist's nicht gethan. In dem Dichter muß nicht nur viel vorgehen, er muß auch aus sich herauszugethen vermögen; er muß nicht nur etwas Rechtes zu sagen haben, er muß es auch so zu sagen wissen, daß die Hörer es recht verstehen und gern und mit Behagen in sich aufnehmen.

Dichterischer Genius und dichterische Kunst sind zweierlei und der eine findet sich ohne die andere. Eine dichterische Technik in dem Sinne, wie man von der Technik der Malerei, der Bildhauerei, der musikalischen Composition spricht, giebt es nicht. Aus dem Ganzen des poetischen Schaffens läßt sich nicht ein besonderer Theil herauslösen, eine Summe von Fertigkeiten, welche, nach praktischen oder theoretischen Anweisungen erlernbar, die Behandlung des körperlichen Elementes der Poesie zum Gegenstand hätte, wie z. B. die malerische Technik die Behandlung der Farben lehrt. Der Körper der Poesie, die Sprache, ist ja selbst wieder Geist. Es giebt poetische Formen, aber — bei aller Reverenz vor den ehemaligen oder heutigen Meistersängern und ihren Tabulaturen — es giebt keine poetischen Arbeitsmethoden, Kunstgriffe und Handwerksgeheimnisse. An der Poesie ist so wenig Mechanisches, daß ein sehr großer Poet ihr den Charakter einer Kunst überhaupt abgesprochen hat. „Man sollte sie,“ sagt Goethe, „weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.“

Allein derselbe Goethe sagt auch:

Die Schöne bleibt sich selber selig,
Die Anmuth macht unwiderstehlich.

Soll der Genius nicht nur sich selber selig bleiben, sondern die Menschen unwiderstehlich anziehen und fortziehen, soll seine angeborene Herrlichkeit auch Herrschaft üben, so darf der Dichter sich nicht begnügen, zu sagen und zu singen, was der Geist ihm eingiebt, so muß zu der „Eingebung“, der aus dem vollen Innern schöpfenden und schaffenden Kraft, die Fähigkeit der Mittheilung, des Sichausgebens kommen, die Kunst, das aus den Tiefen der

Seele aufsteigende Gesicht auch andern Seelen als lockendes und überzeugendes Bild vor Augen zu stellen. Das Schöne auch anmuthig, das Große auch gefällig, das Bedeutsame auch deutlich zu machen, dazu reicht die Eingebung nicht aus; gerade sehr innerlichen, sehr inspirirten Dichtern fehlt oft dieses Vermögen, welches mehr mit dem gebildeten Verstand und dem erworbenen Geschmac als mit dem ursprünglichen Empfinden zusammenhängt. Nun kann ein Lyriker, der im Grunde seine Verse an die eigene Adresse richtet, allenfalls sagen: mir liegt nichts daran, ob ich auch Andern Freude mache. Aber der Erzähler dichtet für Zuhörer, der Dramatiker gar für Zuhörer, welche Zuschauer sind: die Wirkung nach außen gehört hier mit zu dem Wesen der Dichtung. Den Genius erschafft die Natur, den Künstler erzieht die Kunst; sicherlich gehört auch zur bloßen Künstlerschaft eine eigenthümliche Begabung; sie muß im Keime als angeborener Instinct, als ursprüngliche Anlage vorhanden sein; auch zu der Kunst liefert die Natur die *materia prima*; — aber was die Kunst zur Kunst macht, das ist die Bildung, die Erfahrung, die Uebung, die Praxis. Auch der größte Künstler bringt sie nicht mit auf die Welt; sie wird durch Schulung erlangt, wenn auch nicht in einer Schule; sie muß erlernt werden, aber sie ist nicht Wissen, sondern Handeln und Wirken, und alles Handeln und Wirken wird nur erlernt, indem man Hand ans Werk legt; die einzige Lehrmeisterin ist die thätige Uebung, die Erziehung durchs lebendige Beispiel, die Selbstzucht. Wie der empirische Forscher, von Experiment zu Experiment fortschreitend, durch die verwirrende Fülle scheinbarer Möglichkeiten hindurch zu der einen Naturnothwendigkeit gelangt, so ist es auch eine lange Reihe immer weniger unvollkommener Versuche, welche den Künstler zur Meisterschaft, zur Vereinerkennung des Stoffes, oder, wie man wohl ebenso gut sagen darf, zur Herrschaft über sein eignes Genie führt. Der Wahlspruch des Galilei „*Provando e riprovando!*“ gilt für den Jünger der Kunst wie für den der Natur.

Wenn nun das Genie geboren, der Künstler aber gebildet wird, so liegt eine Erklärung nahe für die an sich befremdende Thatsache, daß man leichter einer genialen Frau als einer Meisterin der Kunst begegnet; und wenn zumal zu einem Bühnendichter kein Genie ausreicht, sondern Kunst gehört, so wird man sich nicht so sehr wundern dürfen, daß das Geschlecht, welches eine Sappho, eine Sévigné, eine Droste-Hülshoff hervorbrachte, sich keiner vorzüglichen Tragödien- oder Komödiendichterin zu rühmen hat. Ebendarum aber wird man einem Bühnenstück aus der Feder der Frau, welche „die letzte Redenburgerin“ und den „Räsenjunker“ geschrieben hat, wohl ein großes Interesse entgegenbringen, aber auch ein gewisses Mißtrauen; ein um so größeres Mißtrauen, als gerade Luise von François in ihren erzählenden Dichtungen ein typisches Beispiel der Verbindung genialer Kraft und mangelhafter Kunst darstellt. Luise von François als dramatische Dichterin — das klingt sofort wie ein Problem, wie ein Räthsel. Wie? Ihr, deren Talent einem im

freien Forste gewachsenen Holze gleicht, ganz Saft und ganz Knorren ist, ihr sollte es gelingen, das künstlichste aller Werke ein zur Aufführung geeignetes Stück zurecht zu zimmern? Durchaus schlichte Natur, wie kann sie in den gemachten Sonnenschein der Rampe passen? Ganz ungebrochenes Naturell, wie kann sie ihre Schritte bemessen nach den engen Dimensionen der Bühne? Diese derbe, ehrliche, allzu ehrliche Frau versteht sich nicht zu der Schminke, ohne die man nun einmal keine Theaterprinzessin wird. Sie muß sich zwischen den Couliissen ausnehmen wie die pfälzische Fürstentochter in den Sälen von Versailles. Sie wird sagen, was sie auf dem Herzen hat, und nur was sie auf dem Herzen hat, und wird es sagen, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und keine Rücksicht nehmen auf die Convenienz und den Styl des Theaters — des Theaters, das, so gut wie ein Königshof, eine künstliche Welt ist und kein Sichgehenlassen gestattet, sondern berechnete Geberden, in die Augen fallende Costüme, in die Ohren fallende Reden verlangt. Fertige Dramatiker werden so wenig als fertige Höflinge geboren. Man muß das Ding lange treiben, ehe man lernt, sich auf ragender Bühne mit Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, dem Souverän, dem souveränen Publikum nie den Rücken zu zeigen, die Versenkungen zu meiden. Wie man es unseren Bürgerlichen, die dann und wann — ohne ihre Frauen — zu Hofe befohlen werden, anzumerken pflegt, daß ihnen die eigentliche Höflichkeit abgeht, so merkt man es den meisten unserer Theaterdichter an, daß sie auf der Bühne nicht zu Hause sind. Die nur in stetiger, lebendiger Berührung mit Schauspiel und Schauspielern zu erwerbende Bühnensähigkeit — wie soll sie vollends einer Frau, einer Dichterin kommen, die all ihr Leben lang nur in der stillen Welt des Hauses und des Herzens heimisch war?

Alle diese Zweifel erheben sich gegen das Lustspiel „Der Posten der Frau“, noch ehe man es gelesen; indessen noch ehe man es gelesen, ist man überzeugt, daß es ein, wenn auch ungeschicktes, doch kein untüchtiges Stück sein könne. Und auch kein bloßes Buchdrama! Denn eine so echte Dichterin, wie die Françoise, kann zwar zu wenig Form haben, aber sie ist nicht im Stande, eine Form als bloßes Umhängsel, als Kleid und Farbe zu verwenden. Da sie die dramatische Form gewählt hat, so hat sie ein wirkliches Drama schreiben wollen, und es müssen darin nicht nur Wahrheit und Poesie zu finden sein, sondern auch etwas von dramatischer Wahrheit, dramatischer Poesie. Einzig die dramatische Kunst wird fehlen.

Sagen wir es gleich: unsere Zweifel sind nur halb bestätigt, unsere Erwartungen übertroffen worden. Mit der dramatischen Kunst hapert es in der That: aber daß man diesem ersten Schritte, den die Dichterin auf dem Theater thut, eine speciell weibliche Unzulänglichkeit anmerkte, läßt sich nicht behaupten. Dem schwächeren und schöneren Geschlecht anzugehören ist, scheint es, doch nicht durchaus vom Uebel. Gelangt das Talent einer Frau kaum je zu der vollen Ausbildung, die den Meister macht, so ist es dafür besser gegen Verbildung geschützt. Die Frauen stehen weniger in der

Schule des Lebens, aber auch weniger in dem Leben der Schule. Sie erhalten sich leichter die Naivetät, die Unbefangenheit und unbewußte Sicherheit. Es wird ihnen nicht so viel Methode angedrückt und sie bleiben dafür um so gelenker. Wer weiß, ob, wenn die Gattinnen jener manchmal zu Hof befohlenen bürgerlichen Herren mitgeladen würden, sie nicht ganz anders sicher austräten, sich mit ganz anderer Leichtigkeit bewegten, als ihre soviel gründlicher gebildeten Männer! Doch lassen wir die Hoffähigkeit des weiblichen Geschlechts. Was seine Bühnenfähigkeit betrifft, so wird derselben zum mindesten durch den „Posten der Frau“ kein ungünstiges Zeugniß ausgestellt.

Immerhin liegen die Vorzüge des François'schen Stückes nicht nach der Seite der Kunst, der Technik; sein innerer, der poetische, psychologische, moralische Gehalt ist es, der dem „Posten der Frau“ einen hohen, einen ungewöhnlichen Werth giebt. Nicht nur durch seinen Stoff gehört dieses Lustspiel in eine Reihe mit jenen „preussischen Soldatenstücken“: „Minna von Barnhelm“ und „der Prinz von Homburg“, welche einen so kostbaren Theil unserer dramatischen Literatur bilden: durch die ganze Art der Behandlung, durch den Geist, den es athmet, ist es dieser großen Vorgänger nicht unwürdig. Zumal mit dem Lessing'schen Stücke ist unser Lustspiel in mehr als einem Sinne verwandt.

Das Stück spielt in der Stadt Weissenfels kurz vor und während der Schlacht von Rossbach.

In Weissenfels wohnt, durch den Krieg aus Dresden vertrieben, der kurfürstlich sächsisch und königlich polnisch Kammerherr Moriz, Graf von Fink. Derselbe hat eine Preussin zur Gemahlin, Eleonore, geborene Loß von Wanditten. Als sie, einst mit ihrem Vater auf einer Badereise durch Dresden kam, gefiel ihr der blendende Cavalier, obwohl sie sonst, in der Einsamkeit des väterlichen Hauses, „von Ritterchaaren und von einem Helden“ geträumt hatte. Sie heirathete den galanten Sachsen und fühlte sich wohl in der reichen Welt des Dresdener Hoflebens, in der kosenden Liebe ihres leichtlebigen Gatten, —

da jählings der Griff eines Helden in diese gleißende Welt und welche Rehrseite des blendenden Fitters!

Der Krieg hat ihr, der Preussin, die Augen geöffnet über die Nichtigkeit ihres Gatten.

Mein Mann? Mann: — bah! O, daß er ein Mann wäre, daß er einen Willen zeigte, einmal einen Willen und wäre es einen sträflichen Willen. Alles jedoch nur Laune und Lust und Zeitvertreib.

Mitten in dem Wettersturm des Kriegs kann er nur froh lächeln und vorsichtig und geschmeidig und fügsam sein.

O, daß er aufbrauste, daß er ein Schwert zöge, und wäre es gegen mein eignes Blut! — Armseliger Mann, Du spottest meines Preußen, denn du fühlst, du kennst kein Vaterland.

Sie denkt wieder ihrer Mädchenträume von Rittern und Helden — da erscheint ihr ein echter Ritter und Held in dem französischen Marschall Herzog von Crillon, welcher zu den in Weisensfels liegenden Truppen gehört und als Gast im Hause des Grafen Fink weilt. Der Herzog seinerseits entbrennt in Verwunderung und Liebe für die edle Frau. Seine Huldigungen werden von dem Grafen Fink bemerkt, aber der glatte Sachse, statt offen solchem „Affront“ in seinem Hause zu begegnen und den Gastfreund in seine Schranken zu weisen, fährt fort den Herzog mit allen Zeichen der Ergebenheit zu überhäufen; seiner Frau jedoch verbietet er, ein Ballfest zu besuchen, welches den französischen Mäxten zu Ehren im Wirthshaus zum goldnen Scheffel gegeben wird. Zum ersten Mal zeigt er einen Willen, einen Willen, der ihrer Ehre zu nahe tritt und zu dessen Durchführung er doch wieder Schliche anwendet und gar unritterlicher Weise ihr eignes Mitthun verlangt: sie soll eine plötzliche Migräne vorführen. „Eine Frau,“ meint er,

braucht keine Gründe für einen veränderten Entschluß. Einfälle, Raunen, Vapeurs et caetera sind ihre Raison.

Gräfin. Nicht die meine, Graf, und bei der meinen werde ich beharren, bis Sie mir in Ihres Freundes Gegenwart durch Ihren ausgesprochenen Willen eine triftigere aufnöthigen.

Graf. Und mich auslachen lasse als deutscher Lustspiel-hobereau! Ich danke Ihnen, Frau Gräfin. Ich danke Ihnen viel tausendmal.

Gräfin. Nun, ich habe auch nicht Lust, mich lächerlich zu machen, und darum auf Wiedersehen im Ballsaal, Herr Graf.

Sie begiebt sich also seinem Befehl zum Troß nach dem goldnen Scheffel. Am Eingang des Gasthauses wird sie von dem Grafen unter dem Vorgeben, daß ihr Anzug nicht ganz in Ordnung sei, veranlaßt, in eine Kammer zu treten. Kaum ist sie darin, so schließt er die Thür ab; sie soll da gefangen bleiben und so außer Stande sein, den Ball zu besuchen.

Diese feige Beschimpfung bringt den längst grollenden Ausrubr im Gemüthe der stolzen Frau zu voller Empörung:

Gut, gut, daß es so weit kam. Die Geringschätzung hätte mich langsam vergiftet; die Empörung ist eine stärkende Arznei. Niemals werde ich diesem Elenden wieder angehören; niemals, nein niemals in sein Haus zurückkehren. Pflicht um Pflicht; Treue für Treue bis in den Tod. Aber ausharren, wo man verachten muß, macht uns verachtenswerth; die Gemeinheit überwältigt uns, wenn wir ihrer Gemeinschaft nicht entfliehen.

Sie beschließt zu fliehen, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren, jedoch nicht ohne ihr Söhnchen. Einen Augenblick denkt sie daran, die Flucht zu unternehmen unter dem Schutze und Geleite des Marschalls Crillon; aber eine derbe Bemerkung ihres Kammerdieners, des preussischen

Invaliden Lehmann', enthüllt ihr blickartig ihre Lage, den Zustand ihres eignen Herzens; jezt erst weiß sie ganz, warum sie fliehen will, fliehen muß. Nein, nein und abermals nein! Ich tastete nach einem Ideal, ich tändelte mit einem Traumbild der Seele, aber selber meine Träume waren nicht meiner Treue Feind. Grillon, Grillon! Als Schild der Ehre hast Du mir geleuchtet, sollst mir leuchten bis zum Letzten. Daß aber auch mein Ehrenschild Dir leuchte, muß ich fliehen, ohne Dich, vor Dir — nur vor Dir! Ehre heißt ja nicht Tugend, sie heißt Ruf und Schein. Kein buhlerischer Schein auf ein bis heute makellofes Leben; auf das Bild Deiner Mutter, mein Sohn, Deiner Tochter, mein Vater, auf den Ruf einer Preußin im fremden feindlichen Land und über allem im Freundesherzen eines Feindes!

Sie wird also fliehen ohne Ritter, nur von dem Ex-Wachtmeister Lehmann begleitet; aber vor Allem muß sie ihr Söhnchen haben, welches sich nicht in der gräßlichen Stadtwohnung, sondern auf einem Rittergute jenseits des Flusses befindet. Ihr Entweichen aus dem goldenen Schffel ist entdeckt worden; man hat sie verfolgt. Sie wagt daher nicht sich durch die Stadt über die Brücke nach dem Gute zu begeben, sondern kommt tief in der Nacht zu einem Fährhaus, das dem Schlosse gegenüber liegt. Der Fährmann soll sie übersetzen, allein er ist nicht daheim und sie muß nothgedrungen warten. Sie beschwichtigt ihre Ungebuld, indem sie sich vorstellt, daß sie sich und ihren Sohn unter den Schutz ihres Königs stellen wolle. Friedrich, heißt es, stehe in der Nähe bei Leipzig. Dorthin will sie ihren Weg nehmen. Sie hat ihn nie gesehen, nicht einmal im Bild — (unwahrscheinlicher Weise) — aber unter Tausenden würde sie ihn erkennen. Sie ist eine Preußin, ihren Vater beglückt seine Günst. „Er denkt groß und frei wie nie ein König.“ Bei ihm muß sie Schutz und Sicherheit finden.

Während sie sich so ihre Rettung ausmalt, erscheinen plötzlich an der Thür des Fährhauses preußische Soldaten. Herein in die düstere Stube tritt ein preußischer Offizier. Lehmann, nicht aber die Gräfin, erkennt in ihm den König. Friedrich seinerseits erkennt den Wachtmeister als einen der braven Soldaten von Mollwitz, hört von ihm, warum und mit wem er sich hier befindet, und befiehlt ihm, sofort einem Piket draußen zum Führer zu dienen. Friedrich und die Gräfin bleiben allein in der dunklen Hütte: sie trägt dem vermeintlichen Offizier vertrauensvoll ihren Fall vor; er soll ihr die erforderlichen Schritte bezeichnen, um von dem König einen Geleitsbrief durch preußisches Gebiet zu erlangen. Allein die Antwort lautet anders als sie erwartet. „Die preußischen Geseze schützen keine Frau, die ihrem Manne davonläuft.“

Gräfin. Und wenn ihr die Ehre verbietet, unter seinem Dache zu weilen?

König. Die Ehre? Eine Frau hat keine Ehre, die ihr etwas verbietet.

Gräfin (enttäuscht). Unverschämt!

König. Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin. Was Ehre heißt, haben nur Männer, denn sie allein haben sie zu vertheidigen. Bei den Weibern heißt das Ding anders.

Gräfin (schwebend). Und wie heißt es, wenn ich fragen darf?

König. Es heißt Keuschheit und Treue, Madame.

Gräfin. Und welche Genugthuung soll aus diesem Quiproquo für eine beleidigte Frau deducirt werden?

König. Die Genugthuung einer übereinstimmenden Pflicht. Denn wie der Mann von Ehre seinen Posten nicht verlassen darf, wie zum Exempel ich den meinigen nicht verlassen dürfte, bis der Wachtmeister Lehmann mich ablöst, gleicherweise verpflichtet die Treue auch die Frau, auf dem ihrigen standzuhalten.

Gräfin. Und was nennen Sie den Posten der Frau?

König. Allemal das Haus, in welchem ihre Kinder erzogen werden müssen.

Gräfin. Und wenn sie auf diesem Posten insultirt wird?

König. Mag sie Hand über Herz legen und kein Geschrei erheben. Ein jeder Wachtmeister hat seine Last.

Gräfin (spottend). Eine bequeme Moral für die hohen Herren, die ihre Beleidigungen rächen dürfen.

König. Au contraire, Madame, eine bequeme Moral für die schönen Damen, die sie nicht rächen, eventualiter sich auf einen Vertheidiger berufen dürfen.

Gräfin. Ganz wohl, mein Herr, insofern der zu berufenbe Vertheidiger nicht zugleich der Beleidiger ist.

König. Madame, ein Mann der seine Frau beleidigt, ist ein Poltron und hat alle Chancen, ein Pantoffelheld zu werden. Zu seinem Nutzen und Frommen versteht sich, durch eine raisonnable Frau. Ziehe sie dann die Fäden an seiner Statt an und weber er, noch sie und ihre Schutzbefohlenen werden sich zu beklagen haben.

Die Gräfin kehrt dem unerfreulichen Rathgeber empört den Rücken.

„Ich werde mich an einen Höheren wenden,“ sagt sie.

Inzwischen vergeht die Nacht; am Morgen treten Friedrich und die Gräfin vor die Hütte. Friedrich spricht mit freundlicher Würde die Gräfin an:

Die Ablösung naht, Madame. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich meinen Posten treulich geschützt habe. Thun Sie desgleichen, Gräfin Fink! . . . Auch die Treue hat ihr Selbstenthum wie die Ehre, junge Frau, und es sind vielleicht nicht die schwersten Kämpfe, die mit dem Schwerte in der Faust zum Austrag kommen. Zum Ehestand gehört mehr Herz als in die Schlacht zu ziehen, hat eine Königin gesagt, die freilich nur bewiesen hat, daß sie keins besaß.

(reicht der Gräfin die Hand und wendet sich zum Gehen),

Gräfin. Sie gehen! — von allen verlassen — was soll ich thun?

König. Standhalten, haushalten, Ihr Haus halten, Gräfin Fink!

Bald erfährt die Gräfin, daß der Offizier, der ihr so ganz anderen Bescheid gegeben als sie erwartet hatte, der König selbst ist. Die Preußen haben die Stadt besetzt, sie beschießen das gegenüberliegende Ufer, das Gefecht zieht sich näher; die Gräfin geräth in tödtliche Angst um ihr Kind da drüben auf dem Gute. Mitten durch den Kugelregen möchte sie hin; aber noch immer ist kein Rahn da und die Brücke, die von der Stadt hinüberführt, geht in Brand auf. Sie tritt ins Fährhaus zurück und wird da Zeugin, wie im Verlaufe der Bewegungen der beiden Heere ein französischer Lieutenant auf den König den Carabiner anlegt. Da stürzt sie hervor, zu des Herzogs von Crillon Füßen. „Der König! schützen Sie, retten Sie den König!“ Der Herzog entreißt dem Lieutenant das Gewehr und feuert es in die Luft:

Lieutenant Brunet, Sie waren auf diesen Posten gestellt, um die Bewegungen des Gegners zu beobachten, nicht aber um einen recognoscirenden General muthwillig niederzuschießen. Am wenigsten, wenn Sie in demselben die geheiligte Person eines Monarchen vermuthen, der selber als Feind noch Anspruch auf unsre Ehrfurcht hat.

Die großherzige That des Herzogs entflammt vollends die Gräfin zu höchster Begeisterung. „Gott lohne Ihre That, Erillon!“ ruft sie aus und will gehen. Der Herzog hält sie zurück; er bekennt ihr seine Liebe, sein Verlangen, sie von ihrem unwürdigen Gatten zu erlösen, sich ihr fürs Leben zu weihen. Allein sein Edelmuth hat auch in ihr den Muth der Tugend entzündet. Sie erklärt ihm, daß die Erinnerung an diese Begegnung ihre Sterbestunde freudig machen werde, daß sie ihn aber nie wiederzusehen hoffe, daß sie zurückkehre in das Haus ihres Gemahls, um ihren Sohn nach dem Vorbilde großer Männer zu erziehen.

Fünf Tage, nachdem der ritterliche Franzose das Leben des preussischen Helden beschützt hat, besiegt der preussische Held bei Roßbach die französische Armee. Auf dem gräflichen Gute, wo der letzte Act des Stückes spielt, vernimmt man das Geschützfeuer. Die Gräfin ist in ihr Haus zurückgekehrt. „So spielt das Leben. Die Träume der Jugend erfüllen sich in einer Stunde, die allen Träumen fortan ein Ende macht.“ Ein Held und ein Ritter, wie sie ihr einst in ihren Mädchenträumen vorschwebten, haben ihre Bahn gekreuzt, und sie steht gebannt auf dem Posten kalter, nüchterner Pflicht. Haushalten, ihr Haus halten soll sie, will sie. Mehr nicht. Sie hat dem Grafen ihre Bedingungen kundgethan. Sie fordert das Oberaufsichtsrecht über ihren Sohn und die volle Verwaltung des durch die Sorglosigkeit des Grafen zerrütteten Hauswesens; nur wenn er sich dazu versteht, will sie mit dem Namen seiner Gattin hier auf dem Stammgute bleiben. Während der Graf in seiner leichten Weise gegen dieses mittelalterliche Hausregiment remonstrirt, erschallen Victoriarufe. Der Graf meint nicht anders, als die Franzosen müßten den verhassten Preußen den Garauß gemacht haben. Aber die Preußen haben gesiegt. Während die Gräfin in begeisterten Jubel ausbricht, trifft der Graf Anstalten zur Flucht. „Ich muß fort, ehe er kommt,“ flüstert er seiner Gattin zu; „er wird mich als Feind behandeln.“ „Ich bezweifle es,“ so lautet die schöne Antwort der Gräfin. „Der König wird nicht auf Sie achten, Graf.“

Daß auch ihr Gemahl einen König hat, dem er treu ergeben ist, um dessen Unglück er trauert, rührt sie nicht; sie, die Preussin, verachtet den König von Sachsen und Polen, der während des Kriegs aus Vorsicht außer Landes war.

Graf. Was bleibt ihm als die Treue seiner Diener!

Gräfin. Sie haben recht: antichambriren Sie in Polen.

Graf. Wo er auch sei, ich gehöre zu ihm in seiner Noth. Wirst Du mir folgen, Eleonore?

Gräfin. Nein, ich bleibe.

Graf. Hier? Hier?

Gräfin. Wohl ich gehöre in seiner Noth: in unserem Hause.

Graf. Ich darf Dir nicht abreden. Du bist eine Preußin. Der König wird Rücksicht auf Dich nehmen, Dir eine Sauvegarde bewilligen.

Gräfin (höhnend). Ohne Sorge, Graf. Ich fürchte mich nicht.

Graf (mit wahren Schmerz). Dein Spott ist grausam, Eleonore. Auch ich liebe meinen Herrn.

Aber die Gräfin versteht nicht, wie man einen unwürdigen Herrn lieben kann; ihre Sinnesweise ist zwar eine hohe, aber harte; sie will ihre „kalte, nüchterne“ Pflicht erfüllen, aber sie weiß noch nichts von Milde und Nachsicht.

Da wird der Herzog von Crillon verwundet hereingebracht. Die Gräfin hatte für ihn den Lohn Gottes erseht, als er, ihr Ritter, ihres Helden Leben gerettet hatte. Und nun besteht der Lohn seiner Ritterlichkeit darin, daß der Held ihn geschlagen hat! „Gott der Herr, ich verstehe Dein Gericht,“ ruft sie erschüttert aus. Des Herzogs Liebe zu ihr ist ihm zum Verhängniß geworden; sie fühlt es wie eine eigene Schuld — und mit einem Male erweicht sich ihre Strenge und sie saßt milde die Hand ihres Gatten: „Bleibe Moriz, laß uns gegenseitig vergeben *) und das Schicksal kommender Tage mit einander tragen.“ Aber der Graf muß fort, zu seinem König. Wichtige Schriftstücke sind in seiner Hut; dieselben dürfen dem Sieger nicht in die Hände fallen; er hat gelobt, sie sicher in die Hände des Königs zu bringen. Also nicht Furcht ist es, die ihn forttreibt.

Ich liebe meinen Herrn, Vorchon; Vorchon, was soll ich thun?

Gräfin. Deine Pflicht, Moriz. Eile, und Dein Wort gelöst, kehre heim — zu mir.

Sie saßt es endlich, daß der Vasall auch dem Herrn, der kein Held ist, Treue schuldet. Der Herzog von Crillon hatte es ihr schon gesagt; aber sie hatte sich's nicht gesagt sein lassen. Damals (Act 1. Sc. 7) fragte sie:

Was macht den Helden, Herr Herzog?

Herzog. Der Muth und die Treue, Madame.

Gräfin. Die Treue, gegen wen?

Herzog. Wenn er ein König ist, die Treue gegen sich selbst, d. h. gegen seine gottverlichene Majestät. Wenn er ein Edelmann ist, die Treue gegen den König.

Gräfin. Und wenn er von beiden keines sein sollte, mein Herr?

Herzog. Dann weiß ich von keinem Helden, Madame.

Gräfin. Begnügen wir uns denn mit denen, von denen Sie wissen, mein Herr.

Gesetzt aber, daß eines Vasallen Oberherr ein Schwächling wäre, wie dann?

Herzog. Dann bindet die Treue den Helden auch an den Schwachen und macht ihn stark.

Nun weiß sie's, daß der treue Vasall nicht danach fragt, ob der Herr

*) Laß uns gegenseitig uns vergeben — müßte es heißen. Vielleicht daß dem Leser das Fehlen des zweiten „uns“ zur Last fällt. Aber auch sonst kommen einige sprachliche Versehen vor.

schwach ist — und die Gattin auch dem Gatten, der kein Feld ist, die Treue schuldet. Nun, da sie sich selbst der Verzeihung bedürftig fühlt, verzeiht sie ihrem Mann, der seinen, ob auch schwachen, König liebt; doch zu ihrem Sohne sagt sie: „Du aber, mein Sohn, ehe Du ein Mann wirst, daß Du ein Mann werdest, kenne, liebe ein Vaterland.“

Das Stück schließt damit, daß König Friedrich ins Schloß kommt, den verwundeten Herzog ritterlich nicht als Gefangenen, sondern als seinen Gast behandelt und die Gräfin nach dem Grafen fragt: „Graf Fink, Madame?“

Gräfin. Majestät, mein Gemahl ist auf dem Wege nach Warschau, an der Seite seines Königs die Folgen dieses großen Tages zu erwarten.

Der König stellt sich zornig; sie habe ihrem Mann geholfen, zu fliehen und in Sicherheit zu bringen, was von Rechtswegen die Beute des Siegers sei.

König (mit erkönnstem Borne). Fehlerin, Helfershelferin des Desraudanten, Sie, Sie, eine Preuñin!

Gräfin. Eine Preuñin von Blut und Gemüth, Majestät. Nach Pflicht und Recht aber, so hatte man die Frau des Grafen Fink belehrt, sei sie eine Sachsin . . .

König. Darum also fürchtete die pflichtgetreue Sachsin ein Itineraire ohne preußischen Paß und Schutz?

Gräfin. Nicht darum, Majestät. Aber auch das hatte man sie gelehrt: Der Posten einer Frau sei das Haus, in welchem sie ihrem Sohne den Vater zu vertreten habe . . .

König. Die Posten passen Ihnen gut, Madame. Können Saloppe und Nebellappe getrost nach Polen schicken . . . Der Herr Graf von Fink wird seiner schönen Hausehre die Ehre seines Hauses danken lernen.

Und wir — so möchten wir gleich unser Urtheil über das merkwürdige Stück zusammenfassen — wir danken der Frau, die es geschrieben: es ist ein Werk, welches nicht nur ihr, der Dichterin, sondern der deutschen Dichtung zur Ehre gereicht — ein männliches Werk! wären wir versucht zu sagen, doch da klingen uns zum Glück die Verse in's Ohr:

Und jene himmlischen Gestalten

Sie fragen nicht nach Mann und Weib.

Aus einer himmlischen Vogelperspective — oder sollen wir sagen Poetenperspective? — lassen sich die irdischen Dinge in einer Weise betrachten, die nicht nach Mann und Weib fragt. Vielleicht wäre es gut gewesen, daß auch unserer Dichterin die Worte Mignons ins Ohr geklungen hätten. Wir wissen nicht, ob sie in ihrem Lustspiel die Frage zu entscheiden gedacht hat: welches ist der Posten der Frau? Aber es scheint fast so, und da will es nun uns scheinen, daß die wahre Antwort nicht sowohl in dem Stück ertheilt wird als durch das Stück. In der Regel stehen Frauen, welche schreiben, nicht an ihrem Posten. Doch wenn eine Frau so schreibt wie Luise von François, dann steht sie an ihrem Posten. Gerade damit ist aber bewiesen, daß der Posten der Frau nicht unter allen Umständen das Haus

ihrer Gatten, daß für die Frau, so gut wie für den Mann, ihr Posten da ist, wo sie tüchtig ist.

Wir müssen bei diesem Punkt verweilen; denn der einzige innere, eigentlich dichterische Mangel unseres Stückes ist der, daß die Dichterin den Schein auf sich geladen hat, als ob sie die Lösung eines moralischen Problems aus den tatsächlichen Umständen eines einzelnen Falles habe entnehmen wollen. Das muß der Dichter nie thun. Seines Amtes ist es nicht, sittliche Präcedenzfälle zu statuiren und specielle Regeln des Wohlverhaltens zu formuliren; das muß er denen überlassen, die dazu berufen sind: Pastoren, Schulmeistern, Polizisten u. s. w. Der Dichter ist weder Beamter noch Lehrer der Sittlichkeit, ja nicht einmal Gesetzgeber. Der Dichter legt Zeugniß ab von der Wahrheit, für die Wahrheit, ganz unbekümmert um ihre Anwendung und Anwendbarkeit. Ist's Wahrheit, was er verkündet, so wird die Anwendung sich von selbst machen, ohne daß er dafür zu sorgen hätte.

Wie in dem „Posten der Frau“ die Dinge liegen, sprechen wir der Gräfin Fink nicht das Recht zu, ihren Posten zu verlassen und ihrem Mann auf und davon zu gehen. Allein weil die Gräfin Fink in das Haus des Grafen Fink gehört, so folgt daraus nicht, daß alle Frauen in das Haus ihrer Männer gehören. Das mag wahr sein für neunhundertneunundneunzig von tausend Frauen; aber wenn es nicht wahr ist für die tausendste, so muß der Dichter nicht als allgemeine Wahrheit hinstellen, was in einem, im tausendsten Fall unwahr ist. Angenommen, die Gräfin Fink hätte keinen Sohn, so würde der Satz, der Posten der Frau sei das Haus, wo ihre Kinder erzogen werden müssen, in ihrem Falle keinen Sinn haben. Die Frage: welches ist der Posten der kinderlosen Frau? bliebe noch zu beantworten. Aber läßt sich nicht auch der Fall denken, daß das Haus, wo die Kinder erzogen werden müssen, eben nicht das Haus des Mannes ist? Sollte die Frau eines Thoren, eines Wüßlings, eines Verbrechers nicht befugt, ja verpflichtet sein, ihre Kinder dem verderblichen Einfluß des Vaters zu entziehen? da wäre also der Posten der Frau jeder andere Ort, nur gerade nicht das Haus des Gatten. Das Leben ist eben tausendfältig und täglich neu, und darum darf der Dichter, der diesem Proteus in jeder seiner unendlichen Gestalten gerecht zu werden hat, keine Formeln aufstellen, darf ihn nicht in Uniformen stecken und schnüren, welche seine Manichfaltigkeit verhüllen, seiner Freiheit Gewalt anthun. Das eben ist der Unterschied zwischen der Moral der Praxis und der Moral der Poesie, zwischen der angewendeten und der idealen Sittlichkeit. Die Praxis kann nicht Jedem sein Recht geben; da muß aus Gründen der Nützlichkeit der Unschuldige mit dem Schuldigen, ja für den Schuldigen leiden. Aber die Poesie ist das Tribunal, das einzige Tribunal auf Erden, welches Jedem das Seine giebt, es geben kann, weil der Dichter der einzige allwissende, der einzige unbefangene, der einzige keinem praktischen Interesse dienende Richter ist. Kein König,

und wäre er der weiseste, der gerechteste, kann den Dichter in dieser Rechtsprechung vertreten; der Fehler unserer Dichterin ist, daß sie ihre hohe Justiz dem großen Preußenkönig abgetreten, daß sie jedenfalls gegen den Schein, als thue sie es, sich nicht verwahrt hat.

Der Richterspruch des Königs besteht wie andere Richtersprüche aus zwei Theilen: aus der Entscheidung und aus den Gründen dafür. Die Entscheidung ist richtig, nicht nur von Rechts, sondern auch von Poesie wegen. Aber der Grund, der für die Entscheidung angeführt wird, ist falsch. Wenn der König sagt: „Was Ehre heißt, haben nur Männer, denn sie allein haben sie zu vertheidigen,“ so spricht er wie ein König, wie ein Edelmann, vielleicht wie ein Mann schlechtweg; aber der Dichter-Richter ist kein Mann, kein Edelmann, kein König. Von ihm heißt es, um das obige Citat zu vollenden:

Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verkärten Leib.

Die Ehre, die König Friedrich den Frauen abspricht, haben sie allerdings nicht: es ist die eigentliche Männerehre, ja, die besondere ritterliche Ehre, zu deren Wahrung und Wiederherstellung der Mann, vor Allem der Mann der ritterlichen Stände, die Kraft seines Armes gebraucht. Weil die Körperkraft der Frau geringer ist, so gehört es für sie nicht zu den Geboten der Ehre, zur Vertheidigung ihrer Ehre physische Gewalt anzuwenden gleich dem Manne. Aber wenn die Frau ihre Ehre nicht gerade so vertheidigt wie der Mann, so heißt das nicht, daß sie keine habe, daß sie sie nicht verliere, wenn sie Unwürdiges erleidet. Auch König Friedrich würde nicht leugnen, daß es, wie eine besondere Männerehre, so auch eine besondere Frauenehre giebt, die Ehre, welche Lucretia verliert, ohne daß sie eine ehrenrührige Handlung oder Unterlassung begangen hätte, bloß durch die entehrende That eines Andern. Diese, die weibliche Geschlechtsehre, gleicht sogar dem ritterlichen *point d'honneur* völlig darin, daß sie ganz äußerer, streng formaler Art ist, daß sie nicht nothwendig auf der inneren Ehrenhaftigkeit beruht und dieselbe nicht nothwendig bezeugt, daß sie auch der ehrenhaftesten Frau verloren geht durch die Schmach, welche ein Ehrloser ihr anthut, gerade so wie die Ritterschere auch des edelsten Cavaliers in der Hand eines Raufbolbes steht. Aber während der Ritter sein Wappenschild reinzuwaschen vermag, sei es in dem eignen, sei es im Blute seines Beleidigers, kann Lucretia ihre verlorene Ehre nicht wiederherstellen; sie muß sich den Tod geben. Ein rohes Volk, ein barbarisches Zeitalter, in welchem auch der Mann nur insoweit gilt als er wehrhaft ist, erkennt der wehrlosen Frau keinen andern Werth zu als den, welchen sie für den Mann als sein Besitztum, seine Sache hat. Die weibliche Geschlechtsehre steht bei einem solchen Volke in hoher Geltung, aber ist im Grunde doch nur ein Stück oder ein Reflex der Männerehre. Immerhin dämmert es selbst bereits dem Barbaren, daß der Knecht, der Sklave, die Frau noch etwas Anderes sei, wenigstens sein könne

als eine bloße Sache: eine Sache, die eigner Empfindungen, Entschlüssen, Handlungen fähig ist, kann zur Person werden. Auch schon in den dunkelsten Jahrhunderten vermag die Frau zu der bloßen Geschlechtslehre durch ihre persönlichen Eigenschaften sich eine andere Ehre hinzuzuerwerben, eine Ehre höherer, selbständiger Art. Wenn der geschändeten Lucretia nichts übrig bleibt als sich zu tödten, so gelangt Cloelia zu Ruhm und Preis, indem sie entschlossen und listig ihre Frauenehre in Sicherheit bringt. Die Anschauung, welche sich ausspricht in dem Worte: „Wehrlos, ehrlos!“ nimmt im Laufe der Zeit, mit dem Fortschreiten der Gesittung mehr und mehr an Geltung ab; neben der Tapferkeit kommen noch andere Tugenden zu Ehren, Tugenden, die nicht nur die Starken, sondern auch die Schwachen zu üben vermögen und deren Uebung ihnen zur Zierde gereicht. War früher nur der Mann frei und darum verantwortlich für sein Thun und Lassen, so nun auch die Frau. Sie wird zwar nicht dem Manne gleich, ihre Natur, ihre angeborenen Eigenschaften bleiben verschieden von denen des Mannes, und darum hat sie nicht völlig dieselben Tugenden zu üben wie er; aber auch sie hat nun eine eigene Persönlichkeit, in welche sie sich keine Eingriffe gefallen zu lassen braucht, gefallen lassen darf. Wie der Mann sich jederzeit durch Mangel an Muth und Tapferkeit entehrte, so nun auch die Frau, wenn sie in mattherziger Schwäche die ihr zu Gebote stehenden Mittel, sich einer unwürdigen Behandlung zu entziehen, versäumt. Nicht daß sie mit männlicher Kühnheit und Kraft der Gefahr troge, wird von ihr verlangt; — ein Mannweib verunziert, eher ihr Geschlecht als daß sie es schmückt; — aber auch die Frau soll nicht feige sich aufgeben, soll sich schirmen und wahren und auch wehren, wenn nicht in offenem Kampfe, so doch durch die Taktik der Besonnenheit, der Vorsicht. Ja, ihr kann gerade zur Ehre gereichen, was dem Manne nicht oder doch weniger geziemt: Schlaueit und Verstellung. Um eine Beschimpfung, um auch nur die Gefahr eines Schimpfes zu vermeiden, darf sie, soll sie fliehen und sich verstecken, verstecken nicht nur hinter einer Wand, sondern auch hinter einem Vorwand.

Wenn die Gräfin Fink das Haus ihres Vatten verlasse, um einer wirklichen, ausgemachten Schmach, einer Entwürdigung, welche jedes fühlende Herz als unerträglich fühlen muß, zu entgehen — setzen wir den Fall, weil ihr Mann eine Maitresse ins Haus genommen hätte — so würde ihr König Friedrich sicherlich nicht das Recht, sich solchem Unglumpf zu entziehen, absprechen können. Und spräche er es ihr ab, etwa gemäß der Empfindungsweise des achtzehnten Jahrhunderts, daß solche Dinge noch minder schwer nahm, so würden wir aus unserer heutigen Empfindung heraus den Spruch des Königs verbessern. Aber wie liegt die Sache in unserem Stück? Welches ist der eigentliche, der wahre Grund, warum die Gräfin davonläuft? Ist es wirklich der Schimpf, den ihr Mann ihr anthut, indem er sie in der Kammer des Wirthshauses einsperrt? Sie selbst belehrt uns eines Andern, verräth uns ihr Geheimniß. Noch ehe ihr Mann sie beleidigte, beklemmte die

parfümirte Atmosphäre seines Hauses ihren nach freier, reiner Himmelsluft begierenden Busen. Auch ohne daß er sie beleidigte, würde ihr der Gedanke kommen, daß sie fort wolle, fort müsse. Das Fink'sche Haus ist ihr verhaßt, weil es das Haus eines Sachsen, eines Feindes ihres Königs ist; die Kränkung, die ihr Mann ihr anthut, liefert ihr nicht sowohl den ersten Grund als den letzten Anlaß zur Flucht — und nicht vor ihrem Manne flieht sie, sondern vor Crillon, „nur vor ihm“. Das eigentliche, das einzige unverwindbare und darum unverzeihliche Unrecht des Grafen besteht darin, daß sie, die einst von Helden und Ritterschaaren geträumt hatte und die dann einem Helden und Ritter begegnet, einen Mann zum Gatten hat, der kein Ritter, kein Held ist, und dessen Herr, dessen König auch kein Held ist. Nun gelobt aber ein Mann, wenn er eine Frau heirathet, ihr weder, daß er ein Held sein, noch daß er zu der guten Sache stehen werde, sondern er gelobt ihr Treue und Schutz, und hinwiederum gelobt sie ihm Treue und Gehorsam — nicht als einem Helden, sondern als ihrem Gatten. Weder um eines erträumten Ideals, noch um eines Crillon in Fleisch und Blut willen darf die Gräfin die gelobte Treue, den gelobten Gehorsam versagen, und auch nicht, weil sie Preußen höher achtet als Sachsen. Die Treue wäre nicht Treue, welche nur treu sein wollte, wo sie bewundert; nicht einmal, daß sie Achtung hege, darf sie zur Bedingung machen. Diese Bedingung aber macht die Gräfin. Wenn sie sich darauf beschränkte, ihren Mann, weil er ein Schwächling ist, nicht zu lieben, man könnte sie darum keines Unrechts zeihen. Liebe ist etwas anderes als Pflicht, und zur Liebe kann uns Niemand zwingen, selbst wir selbst nicht. Aber sie versagt ihm auch das, wozu sie verpflichtet ist, wozu sie sich zwingen kann: sie versagt ihm die Treue, sie versagt ihm den Gehorsam.

Den Gehorsam? Wie? Hat die Frau dem Manne bedingungslos zu gehorchen? Oder nur innerhalb gewisser Grenzen? Und welcher Grenzen? Hat sie ihm zu gehorchen wie der spanische Vasall seinem Lehnsherrn, auch wenn er ihr eine unrechte Handlung zumuthet? auch wenn er sie auffordert zu lügen? Hat sie ihm zu gehorchen wie ein unmündiges Kind, auch wenn er ihr eine Unbill anthut? Wenn er sie einsperrt, darf sie da keinen Fluchtversuch machen? Muß sie sich's gefallen lassen, daß er ihren guten Ruf gefährde, daß er sie in ein falsches Licht stelle? Lauter Fragen, welche die Antwort des Königs nicht beantwortet, und welche, setzen wir hinzu, sich durch einen allgemeinen Satz über die Ehre der Frau, über den Posten der Frau nicht beantworten lassen.

Ist die Ehre der Gräfin schon gekränkt, wenn ihr Gatte ihr zumuthet, unter dem Vorwand einer Migräne von dem Ball im goldnen Scheffel wegzubleiben? Schwerlich. Es mag für einen Mann nicht sehr männlich sein, solch eine Ausrede zu gebrauchen. Aber eine Frau, die eine Migräne vorschützt, begeht nichts Unweibliches. Wenn Minna von Barnhelm eines der Gebote der männlichen Ehre für sich geltend macht, so erwidert Tellheim

mit vollem Rechte durch die Frage: „Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch Alles, was dem stärkeren nicht ansteht?“ — Auch die Gräfin Fint begehrt den Sophismus, sich für entehrt zu halten, wenn sie, dem Befehle ihres Mannes gehorchend, sich zu der kleinen Finte herbeiließe, die ja einem Manne nicht sehr anstünde, die aber für eine Frau nichts Schimpfliches ist. Nehmen wir an, es handelte sich darum, einer wirklichen, ernsthaften Gefahr auszuweichen, und es gäbe kein anderes Mittel als eine solche unschädliche Unwahrheit, so handelte sie wie eine Sinnlose, wenn sie sich nicht dazu verstehen wollte. In unserem Falle erscheint nun allerdings die Gefahr als keine wirkliche oder sonderlich ernsthafte; der Herzog Crillon ist ein ritterlicher Herr und die Gräfin eine starke und reine Frau. Indessen ihr Mann sieht nun einmal die Sache anders an; er fürchtet in der That zwar nicht, daß der Franzose sie ihrer Pflicht abwendig machen, wohl aber, daß derselbe seinem, des Ehemanns, Ansehen Eintrag thun könne: allein Crillon ist der Gast seines Hauses, der Verbündete seines Königs, und er glaubt gegen ihn nicht in der sonst dem Manne geziemenden Weise sein Hausrecht wahren zu sollen. Das mag nicht sehr würdig sein; aber wo es sich um die Würde, die Mannesehre des Gatten handelt, hat die Frau mehr seinem als ihrem eigenen Urtheil zu vertrauen, und sie wird ihm vertrauen, wenn sie ihn liebt. Wenn sie ihn liebt, wird sie wahrlich nicht die Frage aufwerfen, ob sie, indem sie ihm zuliebe eine Migräne vorgiebt, sich entehre. Noch mehr! Eine Frau, die aus Liebe zu ihrem Manne eine schändliche, harte, tyrannische Behandlung von ihm erträgt, zum Beispiel eine Einsperrung, wird seine Tyrannei zwar möglicher oder wahrrscheinlicher Weise vor den Augen der Menschen zu verbergen suchen, aber nicht sowohl weil sie fürchtet, daß ihre duldbende Ergebung ihr selbst zur Unehre gereichen möchte — was liegt der Liebe an der Ehre?! — als damit er, der Geliebte, nicht von der Welt „falsch“ beurtheilt werde.

In jener Scene, in welcher die Gräfin, von ihrem Diener Lehmann begleitet, die Frau des Fährmannes aus dem Schlafe weckt und von derselben erfährt, daß Meister Adam nicht daheim sei, heißt es:

Gräfin. Ich werde warten . . . Legt Euch ruhig nieder, Mutter!

Hanne. O, Gott bewahre mich, Gnädige! Ich oben ins Bett und unten die Gnädige auf der Lauer! Da müßte Eine ja gar kein Genier nicht haben thun. Und mein Adam! Du liebe Zeit! Wenn der heim käme, da kriegt ich was Süßes auf die Milche.

Lehmann (lachend mit Pantomime). Fide fide! Das versteht er, Meister Adam, aus dem ff, gelt?

Gräfin (unwillig). Er mißhandelt Euch, alte Mutter!

Hanne. Nee Gnädige, nee; heileibe nicht. Was zur Sache gehört, außerdem nie nicht, nee!

Lehmann (lachend). Na, was gehört denn zur Sache, Mutter?

Hanne. Um Gottes, Christus Willen, wenn Eine Einem zugeschworen ist vor Gottes Altar — —

Lehmann (lachend). Gehört's zur Sache, na freilich.

Gräfin. Barbarische Ehestandslogik! Und Volkes Meinen, Gottes Meinen heißt es.

Ja wohl! Volkes Meinen, Gottes Meinen! Aber es giebt allerlei Meinen in einem Volk, und die Stimme Gottes spricht bald aus den Vielen, bald aus den Wenigen. Warum soll das Meinen der Mutter Hanne für Gottes Meinen gelten und nicht das der Gräfin Leonore von Fink? Für die Frau des Fährmanns Adam gehört es allerdings nur eben zur Sache, daß ihr Mann ihr manchmal etwas auf die Mütze giebt. Sie weiß es nicht anders, die Leute, in deren Mitte sie lebt, wissen es nicht anders, und darum beeinträchtigen die Prügel nicht ihre Liebe zu ihrem Manne, nicht ihre Achtung vor sich selbst. Aber die Gräfin Fink mag sich noch so ernstlich verhalten, daß die barbarische Ehestandslogik der Mutter Hanne auch für sie, die Gräfin, gelte — in ihr empört sich etwas dagegen, und dieses Etwas ist ihr ganz anderes Bewußtsein, ihr ganz anderes Selbstbewußtsein, ihre ganz anders feine Empfindlichkeit. Für sie versteht sich nun einmal die Liebe nicht von selbst zu dem Manne, dem sie zugeschworen ist vor Gottes Altar. Sie kann nicht lieben, wo sie nicht achtet — sie, die nur liebt, wo sie bewundert. In der einfachen einfältigen Seele der Mutter Hanne fallen Liebe, Treue, Gehorsam in Eines zusammen, bilden ein einziges dunkles, unauflösliches, unzerlegbares Gefühl, dem keine Reflexion, keine Kritik Abbruch thut. Aber die Gräfin ist der kindlichen Einfalt der Fährmannsfrau entwachsen; ihr Bewußtsein ist kein so schlichtes, dumpfes, einfaches mehr; ihr Verstand giebt sich Rechenschaft von Dem, was in ihrem Herzen vorgeht, und ihr Herz hat mancherlei Bedürfnisse; es will treu sein, ja, aber es will auch lieben und verehren und sich selbst achten; ihre Gefühle können nicht überallhin mit, wohin „die verdamnte Pflicht und Schulbigkeit“ deutet; die Ehestandslogik der Mutter Hanne leuchtet einen Augenblick ihrem Verstande ein, aber nicht ihrem Gewissen, das doch die entscheidende Instanz ist. Gerade in ihrem Gewissen ist der Zwiespalt, gerade da fehlt jene Gewißheit, in welcher die Frau des Fährmanns auch dessen Prügel als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Mutter Hanne wird durch die Prügel nicht erniedrigt; wer aus Liebe das Unwürdige erträgt, entwürdigt sich nicht. Aber das Gewissen der Gräfin sagt ihr: daß wer ohne Liebe Unwürdiges erträgt, wer „ausharrt, wo er verachtet, sich verachtungswerth macht“. Die Gräfin Fink, die ihren Gatten nicht liebt, würde sich erniedrigen, wenn sie sich der Einsperrung, die er über sie verhängt, nicht entzüge. Zwar lehnt sie sich so gegen den Gatten auf, verlegt die Pflicht des Gehorsams, handelt wider die Logik des Ehestandes, aber sie wahrt ihre Persönlichkeit, ihre Freiheit, ihre Ehre, handelt gemäß der Logik der Liebe.

So geben wir der Gräfin Fink zwar Unrecht, wenn sie ihrem Manne davonläuft, aber daß sie groß und frei empfindet, daß sie sich gegen den ihr angethanen Schimpf empört, daß sie sich vor dem ungeliebten Gatten nicht durch unwürdige Gefügigkeit erniedrigt, das weckt unsre Achtung, unsre Sympathie — und so geben wir ihr doch wieder Recht. Ihr Fall ist

wohl geeignet, uns den Unterschied fühlbar zu machen zwischen poetischer Moral und — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu gebrauchen — moralischer Moral. Die moralische Moral, welche um praktischer Zwecke willen die sittlichen Ideale, soweit sie der Masse der Menschen in einem bestimmten Volke, in einer bestimmten Zeit aufgegangen sind, zu Satzungen für das Verhalten aller Menschen macht, kennt nur allgemeine Formeln, ausnahmslose Regeln: *Thue deine Pflicht, o Mensch! Erfülle das Gebot, einerlei unter welchen Umständen! Bewähre die gelobte Treue! Leiste den schuldigen Gehorsam!* Allein die poetische Moral, welche keine praktischen Zwecke verfolgt, hat nicht nöthig, die sittlichen Ideale in die starre Form von Moralvorschriften zu bringen und so des innersten Lebens zu berauben; sie erkennt und anerkennt die Gesetze, aber sie versteht auch die Freiheit und die Liebe und prüft die Handlungen der Menschen nicht nur gemäß dem Wortlaut des Gesetzes, sondern auch nach ihrem Gehalt an Freiheit und an Liebe, und auf die Gefahr hin, eine Casuistin gescholten zu werden, beurtheilt sie jeden Fall nach seinen Umständen. Es hat seinen guten Grund, daß es den Moralisten bei der Moral der Poeten nie so ganz geheuer ist.

Der Moralist erklärt das Gesetz der Ehe für heilig, fraglos, unantastbar, einerlei ob die Frau den Mann liebt oder nicht. Der König, der Herrscher erklärt die Gemeinschaft des Staates, die Ordnung des Gesetzes für unverbrüchlich, unzerreißbar, einerlei ob die Bürger diese Gemeinschaft, diese Ordnung lieben oder nicht — und sehr begreiflicher Weise sieht ein König auch die Ehe als einen kleinen, unzerreißbaren Staat an. Im Grunde ist ja der König, der Herrscher, der Staatsmann der Moralist der Moralisten, der Erzmoralist. Zwar nicht für sich selbst; wohl bemerkt! Was seine eignen Handlungen angeht, so erachtet es der Staatsmann für sein gutes Recht, Unrecht zu thun. Und nur Die geben ihm darob in alle Wege Unrecht, die nicht wissen, was es heißt, nicht bloß für das eigne Seelenheil, sondern für das leibliche Heil eines ganzen Volkes die Verantwortung zu tragen. Aber die Freiheit, welche der Staatsmann sich vorbehält, den Andern verweigert 'er sie. Für ihn selbst alle Freiheit, — für die Andern, für die Unterthanen das Gesetz, die feste Ordnung, die hergebrachte Sitte, den unverbrüchlichen Gehorsam! Es ist durchaus richtig, ganz der Anschauung des Staatsmannes, ganz dem Königsamte gemäß, daß in unfrem Stücke König Friedrich im Namen der Moral des Staates, der Gesellschaft, im Namen der praktischen Moral zu Gericht sitzt und den Fall der Gräfin Fint in Gemäßheit der allgemeinen Regel entscheidet: *Die Frau gehört in das Haus des Mannes!* — Aber unrichtig dünkt es uns, daß die Dichterin nicht ihrerseits im Namen der poetischen Moral über den König zu Gericht sitzt, daß sie uns nicht zeigt, wie seine Moral, so wichtig im praktischen Sinne, doch in einem höheren Sinne untergeordnet, beschränkt, formalistisch, mehr auf die äußere Nützlichkeit abzielt als auf die innere Wahrheit und auf wandelbaren Voraussetzungen beruht.

Meister Adam ist der absolute Eheherr der Mutter Hanne gerade so wie König Friedrich der absolute Gebieter seiner Unterthanen ist. Aber sowohl das göttliche Recht der Könige als das göttliche Recht der Ehemänner ist nur so lange göttlich, als der Geist, der da weht, wo er will, darin athmet. Wenn der daraus entwichen ist, so sinkt das erst göttliche Recht herab zu bloß menschlichem Rechte. Für jedes Heiligthum kommt die Zeit, wo die Menschen, zuerst nur wenige, dann mehrere, zuletzt alle gewahren, daß es aufgehört hat, von Gott bewohnt zu sein. König Friedrich erkannte Persönlichkeit, Selbständigkeit, Ehre nur den Kriegern zu, welche das Schwert führen. Der Marschall Crillon wußte von keinen anderen Heiden als von Königen und Edelleuten. In Mutter Hanne dämmerte noch nicht der Zweifel, ob die Prügel ihres Mannes etwa doch keine von Gott eingesetzte Nothwendigkeit seien. Aber schon zu Zeiten der Mutter Hanne fühlte sich Eleonore von Fink nicht mehr als die bloße Dienerin, Vasallin ihres ihr vor Gottes Altar angetrauten Gatten. Und heute dürfte auch Mutter Hanne etwas anderes denken über die eheweibliche Pflicht, stillzuhalten, wenn der Mann zuschlägt. Es giebt ein wahrhaft göttliches, ein ewiges Gesetz, das da will, daß die Sagen und Sitten, in welchen der Mensch das Recht Gottes auszudrücken, festzuhalten, einzuschließen versucht, früher oder später zerbrechen und zerfallen. Das Ritterthum mit seinen Herren und Knechten hat aufgehört; die absolute Monarchie mit ihren Unterthanen hat aufgehört; die selbstherrliche Gewalt, welche das Oberhaupt der Familie, welche der Vater über die Kinder, der Mann über die Frau übte, hat aufgehört. Sicherlich ist der Dichter besugt, ist gerade er, dessen Auge die Ewigkeit schaut und die Vergänglichkeit beweint, dazu berufen, zu trauern um das Schöne, Große, Erhabene, was mit den entseelten Ordnungen früherer Zeiten unwiderruflich dahingegangen ist — um die wandel- und wankellose Treue des Vasallen, den unbedingten Gehorsam des Unterthans, die schweigsame Ehrfurcht des Sohnes, die von keinem Zweifel angefochtene Ergebenheit der Gattin. Aber daß diese Ordnungen entseelt sind, daß die alte Einsalt sich gespalten hat, der kindliche Glaube gebrochen, die starre Zucht aufgelöst ist, das darf der Dichter, der ein wahrer, die Wahrheit bezeugender Dichter sein will, nicht verkennen und nicht verschweigen. Und zumal der dramatische Dichter muß wahr, darf nicht ein Romantiker sein, er, der auch wenn er vor den gegenwärtigen Zuschauern die Vorzeit heraufbeschwört, doch immer seiner Aufgabe eingedenk bleiben muß, — der Absicht des Dramas, dem eignen Jahrhundert, eben diesen gegenwärtigen Zuschauern den Spiegel vorzuhalten. Was wäre das für ein Spiegelbild, welches der Tugend und der Schmach, wie sie das Herz der Lebenden empfindet, todt Tugenden, unverständliche Frevel entgegenhielte! Nur Das, was von der Vergangenheit noch lebt, darf der Dramatiker aus dem Schlafe erwecken. Zu Dem, was todt und zerfallen ist, muß er nicht sagen wollen: steh' auf und wandle! Einzig die Geister der Vorzeit können

über das Theater schreiten, welche sich herbeilassen, die Sprache der Gegenwart zu reden. Wenn Hamlets Vater ein Fremdling wäre aus einer anderen Welt, der Bewohner des unentdeckten Landes, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, nimmermehr würde die Magie des Dichters im Stande sein, ihn in dem speculum mundi, auf dem Theater erscheinen zu lassen; er gehorcht dem Rufe des Zauberers und zerbricht die Marmortiefen seiner Gruft, weil er ein ehrliches Gespenst ist, kein leeres Schemen und lügenhafter Spuk: er ist ein Geist, aber ein Geist von Fleisch und Blut, von Hamlets, von unserem Fleisch und Blut, und darum versteht Hamlet, verstehen wir diesen unseren Mitbürger und Verwandten.

Luiſe von François ist viel zu wahr, um eine bloße Romantikerin zu sein. Sie weiß, daß das Jahrhundert sich von den heiligen Stätten, wo die Vergangenheit betete, huldigte, Opfer, Menschenopfer darbrachte, abkehrt, daß es den Gewalten, welche sonst bedingungslos kraft göttlicher Einſetzung herrschten, nur noch bedingten Gehorsam leistet. Ihre Gräfin Fink deckt mit unerbittlicher Klarheit den tiefen Riß, die Todeswunde einer Ehe auf, in welcher ein edles stolzes selbstbewußtes Weib nicht liebt und doch gehorchen soll. Und auch ihr König Friedrich, welcher aus Gründen der Staatswohlſahrt keine gestörten Ehen brauchen kann, heilt die Wunde wahrlich nicht durch sein rationalistisch hausbackenes Recept: Die Frau solle an der Stelle des Mannes das Hausregiment führen! Als wenn eine solche Polizeimaßregel Wahrheit brächte in eine unwahre Ehe! als wenn eine echte Frau sich auf ihrem Posten fühlte, wenn sie lieblos befiehlt statt liebend zu gehorchen! Die Gräfin Fink ist nicht so kühl verständig wie der König; nur mit Widerstreben unterwirft sie sich der Moral der Nützlichkeit. Und sie unterwirft sich ihr im Grunde nur, weil der König, der sie predigt, noch etwas Anderes ist als ein Moralprediger, nämlich ein Held. In ihr lebt eine doppelte Empfindung: die modern-unbottmäßige und zugleich die romantisch-loyale. Sie lehnt sich gegen die Ordnung der Ehe auf aus dem Grunde, daß ihr Mann kein ihrer würdiger Eheherr ist; allein ihre Rebellion entspringt ihrer Schwärmerei für würdige Herren und Herrscher, für Helden und Ritter; sie mag nicht die Vasallin eines werthlosen Herrn sein, aber von dem Glauben an Herrenthum und Vasallenthum ist sie ganz durchdrungen. Das bildet den so psychologisch wahren, so pathetischen, so dramatischen Widerspruch in ihr: sie empört sich in ihrem persönlichen Falle gegen eine Ordnung, welche sie im Allgemeinen für recht, für wahr hält. Sie fühlt sich nicht gebunden an ihren Oberherrn, der ein Schwächling, aber einen Oberherrn, der ein Held ist, ersehnt sie sich; solch einem Herrn würde sie die loyalste Vasallin, ganz Hingebung, ganz Treue sein. Sie merkt nicht, daß das ganze Vasallenthum zerfällt und zerſtiebt von dem Augenblick an, wo der Vasall, statt an das Helbenthum seines Herrn zu glauben, untersucht, ob derselbe ein Held sei. Als richtige Frau denkt sie selbständig nur für ihr eigenes persönliches Bedürfniß und beläßt es im

Uebrigen bei den Anschauungen, den Traditionen, in welchen sie aufgewachsen ist.

Haben wir diesen Widerspruch in Eleonore von Fink aufzufassen als einen Widerspruch in Luise von François? Ist auch die Dichterin zu sehr Dichterin, zu wenig Dichter? Hat auch sie nicht erkannt oder nicht erkennen wollen, daß jede Art Abhängigkeit in dem Maße an innerer Wahrheit und in Folge dessen an äußerer Berechtigung abnimmt, als der Abhängige sich in seinem Inneren, seinem Gewissen selbständig, verantwortlich, frei, mündig fühlt? Diese Mündigkeit — die politischen, socialen, religiösen Parteien suchen sie bald zu überhasten, bald aufzuhalten, sehen sie schon da, wo sie noch nicht ist, oder stellen die unleugbare in Abrede. Und allerdings, entscheiden zu wollen, wie es mit der Mündigkeit eines ganzen Volkes bestellt sei, in welchem es immer zu gleicher Zeit nur wenige Gräfinnen Fink und viele Fährmannsfrauen giebt, ist ein heißes Unterfangen. Zum Glück hat der Dichter nichts damit zu schaffen, darf und soll er das leidige Geschäft den Königen überlassen. Er, der Dichter, ist kein Politiker, hat weder liberale noch conservative Interessen und Grundsätze, weder revolutionäre noch reactionäre Neigungen. Er weiß nur, daß, wenn und wo ein Mensch oder, soweit dies möglich ist, ein ganzes Volk mündig wird, eine Aenderung, ein Bruch eintritt in seinen bisherigen Verhältnissen, wie heilig ihm dieselben bis zu dem Tage auch erschienen, wie heilsam sie ihm gewesen sein mögen.

Sofort nun wende Dich nach innen,
Das Centrum findest Du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne Deinem Sittentag.

Mit der Selbständigkeit hört nicht die Moral auf, ganz im Gegentheil! und auch für den freien Menschen giebt es ein Centrum, das ihm gebietet und dem er gehorcht; ja, er auch hat seine Helden, welche er darum nicht minder ehrt und verehrt, weil er sie nicht auf Befehl oder Hörensagen als Helden anerkennt.*)

Zumal den Frauen wird es nie an Helden und Heldenverehrung fehlen; und die moderne Frauen-Emancipation braucht im Grunde Niemanden zu erschrecken als die der Frauenliebe unwürdigen Männer. Es ist dafür gesorgt, daß die Frauen nicht Männer werden. Selbst in der Heimath John Stuart Mill's ist bekanntlich dies das Einzige, was das allmächtige Parlament nicht auszurichten vermag. Friedrich der Große hat sich, soviel

*) „Hero-worship never dies, nor can die. Loyalty and Sovereignty are everlasting in the world: — and there is this in them, that they are grounded not on garnitures and semblances, but on realities and sincerities. Not by shutting your eyes, your 'private judgment'; no, but by opening them, and by having something to see.“
Carlyle.

man weiß, mit dem schwachen Geschlechte nicht viel beschäftigt; sonst hätte er gewußt, daß die Frau nur selbständig wird, um ihre Selbständigkeit zu den Füßen des Mannes, den sie liebt, niederzulegen. Und es ist am Ende kein Uebel, wenn die modernen Ehemänner wie die modernen Könige sich ein wenig mehr Mühe geben müssen, die Liebe ihrer Frauen und Völker zu erwerben und zu bewahren. Die Völker gehorchen gern und die Frauen lieben gern.

Nie wird die Person und also wird auch nie die Persönlichkeit des Weibes der des Mannes gleichen. Aber darum existirt diese Persönlichkeit doch, existirt auch in der Ehe als etwas Selbständiges, als etwas, worüber dem Manne die Verfügung nur insoweit zusteht, als die von seinem Werthe, seinem Rechte überzeugte Frau sie ihm aus Liebe zugesteht: Liebe ist ja nichts Anderes als das freiwillige Hingeben der Persönlichkeit. Und freiwillig sich hingeben kann nur der Freie. Die Gräfin Sinf ist eine innerlich freie Frau und sie liebt ihren Gatten nicht. Wir finden es daher nur richtig, daß sie ihm selbständiger gegenüber tritt als eine liebende Gattin thut. Aber sie zeigt ein Uebermaß von Selbständigkeit, ein überspanntes Ehrgefühl, sie fordert nicht nur die Ehre, worauf sie als Frau Anspruch hat, sondern macht wie ein Mann, wie ein Ritter, den männlichen, den ritterlichen point d'honneur geltend. Dieser Uebertreibung stellt unsere Dichterin eine Uebertreibung des Königs gegenüber; der König leugnet, daß die Frauen überhaupt eine Ehre hätten; er behauptet, sie hätten Haus zu halten, ihr Haus zu halten, sonst nichts! Indem die Dichterin so nur Uebertreibung gegen Uebertreibung stellt, hat sie sich ihres poetischen Richteramtes begeben hat sie der im Munde des Königs ganz passenden praktisch-moralischen Sentenz beigeppflichtet, statt von der für den Dichter allein passenden poetischen Moral Zeugniß abzulegen.

Allein nachdem wir diesen Irrthum der Dichterin so nachdrücklich betont haben, fügen wir sogleich hinzu: es ist nur ein theoretischer Irrthum, welcher der concreten Wahrheit ihrer Schöpfung keinen Eintrag thut. Der in den Mund des großen Friedrich gelegte allgemeine Satz ist falsch, aber der ist nicht die Hauptsache. Und wenn gleich der richtige Satz vermißt wird, so thut doch auch nicht der schlechterdings Noth. Nicht auf die in einem dichterischen Werke ausgesprochenen oder nicht ausgesprochenen Doctrinen und Theoreme moralischer oder politischer oder sonstiger Art kommt es an, sondern auf die Charaktere und die Vorgänge und darauf, daß die Schicksale den Thaten entsprechen. Nun wird aber in unserem Stücke mit rechtem Maße gemessen, — was verschlägt es, daß der Maßstab uns nicht vorgezeigt wird! Die Charaktere und Vorgänge sind durch und durch wahr die Handlung geht aus richtigen Voraussetzungen hervor und verläuft folgerichtig; die Personen reden und agiren wie echte Menschen, wie echte Menschen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie echte Menschen

der vornehm-: Welt und des gemeinen Bürger- und Bauernstandes jener Zeit, in welcher es, zum Unterschiede von heute, noch absolute Könige und grands seigneurs gab und roturiers, die, weil sie kein Schwert handhabten, nicht die Ehre besaßen, welche dazumal allein als Ehre galt.

Was liegt daran, ob in unserem Stücke der große Preußenkönig richtig oder unrichtig moralisirt, wenn er ein richtiger Friedrich der Große ist, wenn seine falsche Theorie von der weiblichen Ehre in nichts seinem Charakter widerspricht! Und zwar weder seinem historischen Charakter, noch der poetischen Figur, als die er hier auftritt. Denn wundervoll hat es unsere Dichterin verstanden, die historische und die dichterische Wahrheit in eins zu verschmelzen.

Und wie der König ein wahrer König ist, der wahre Friedrich II., so ist die Gräfin Fink eine wahre Frau, Edelfrau, Preußin. Wahr gerade wegen ihres falschen Anspruchs auf männliche, ritterliche, soldatische Ehre. So und nicht anders muß zur Zeit des siebenjährigen Krieges eine nach Sachsen verschlagene adlige Preußin, die Tochter eines ostpreussischen Junker-geschlechtes, gefühlt haben, so geglüht haben für ihr Heimathland, für ihren König, für Felden- und Ritterthum; so brav muß sie gewesen sein, so tüchtig, so hohen Muthes, aber auch hinwiederum so starr, hart, unbillig und solcher Irrungen fähig.

Und ihr Gemahl, der Graf Fink — welch eine Perle von einem glatten und glänzenden, hohlen und leichten Hösling und Sachsen, die Liebenswürdigkeit, aber auch die Charakterlosigkeit selbst! Und doch nicht ganz verächtlich, nicht ganz haltlos: auch er liebt seinen König und liebt seine Frau, und wenn er durchaus unfähig ist, den hohen Sinn der Gräfin zu begreifen, so gewinnt er gerade durch diese Art von Naivetät einen gewissen Anspruch auf unsere Sympathie, und wir sind keineswegs geneigt, der preussischen Verbtheit und Rücksichtslosigkeit gegen das schwächere sächsische Wesen durchaus Recht zu geben. Eines nur hätten wir gewünscht, daß die Dichterin die Liebe des Grafen zu seiner Frau noch stärker betont, noch ausdrücklicher hervorgehoben hätte; wir würden dann williger darauf vertrauen, daß das im fünften Act angebahnte bessere Verhältniß des Paares, daß die aus Neue und Nührung entstandene Liebe der Gräfin zu ihrem Manne auch wirklich den fünften Act überdauern werde.

Eine wahre Prachtgestalt von einem strammen Preußen ist der Invalide Lehmann, der Kammerdiener der Gräfin. Die Just und Werner in „Minna von Barnhelm“ sind keine authentischeren Soldaten des Friedericianischen Heeres; im Gegentheil, ihnen merkt man es an, daß sie die Geschöpfe eines Dichters sind, der dem realen Preußen- und Soldatenthum des siebenjährigen Krieges zwar zeitlich und räumlich näher, aber geistig ferner stand als unsere Dichterin. Luise von François empfindet für die Gräfin Fink wie man etwa für die eigne Großmutter oder Großtante empfindet; dasselbe Blut fließt in den Adern Beider. Und der Invalide Lehmann scheint nicht nur in Ganditten auf

dem Loß'schen Edelhofe, sondern auch bei denen von François in Diensten gestanden zu haben. So eng war Lessing mit den Leuten, die ihm zu den Figuren seines Lustspiels als Modell dienten, nicht verbunden, und er vermochte sie darum mit mehr Unbefangenheit, d. h. mit mehr Humor zu sehen. Ueber „Minna von Barnhelm“ liegt ein weicherer Duft allgemeiner, idealer Menschlichkeit, und in dem mild abgetönten Gesammtcolorit haben die Localfarben der Just und Werner etwas von ihrer natürlichen Schärfe verloren. Aber wenn darum der Invalide Lehmann uns, die wir ihn nicht auf unserem väterlichen Gute gekannt haben, eine etwas geringere Sympathie einflößt als der treue Just oder der schlaue Wachtmeister Werner, so haben doch auch wir die hellste Freude an dem kernigen Burschen, der, obwohl er nichts Höheres kennt als den preußischen Schießprügel, doch Kopf und Herz ganz auf dem richtigen Fleck hat, auf demselben Fleck, wo sich Kopf und Herz auch bei wackeren Leuten, die keine Preußen sind, zu befinden pflegen.

Es ist überhaupt ein wahrer Staat um das Preußenthum unsrer Dichterin; es hat ihr offenbar nicht erst von einem allermodernsten Tendenzhistoriker oder officiösen Zeitungsschreiber als allein heilkräftiges Elixir eingeträufelt zu werden brauchen; es liegt ihr im Blute, sie hat es mit auf die Welt gebracht, und es ist daher seiner angeborenen natürlichen Echtheit so sicher daß es dieselbe nicht durch Anmaßung und Unduldsamkeit zu erhärten für, nöthig findet. Was echt ist, nimmt nicht den Mund voll und läßt anderes Echtes neben sich gelten. So läßt Luise von François' Preußenthum das Sachsenthum und Franzosenthum gelten. Gerade deshalb wird aber dieses Preußenthum auch von nicht preußischen Herzen verstanden als etwas Großes, Edles — nicht bloß Preußisches, sondern Menschliches. Wie am Eid nicht bloß der Spanier, am Bahard nicht bloß der Franzose seine Freude hat, so braucht man kein Preuße zu sein, um den großen Friedrich unsrer Dichterin zu bewundern; er ist ein König und Held auch außerhalb seines Staates und Volkes. Und wenn am Ende des Stückes der Sieg von Roßbach gefeiert wird:

Gräfin. Preußen, das heißt: hoch den Muth in Noth und Tod!

Spänpliz. Das heißt: in Wehr auf Wacht mit seinem Heldenkönig!

so tönt, so schmettert das wie eine Kriege- und Siegesfanfare, deren begeisternder Schall allenthalben widerhallt; also spricht nicht engherziger nationaler Hochmuth, sondern jener hohe Muth, den alle Nationen ehren, weil alle Nationen ihn im Herzen tragen. Man könnte die Scene getrost auch vor einem Publikum von lauter Oesterreichern und Franzosen spielen; sie würden mitjubeln. Wie in „Minna von Barnhelm“ der sächsische Graf zu dem preußischen Major sagt: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag stehen, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben,“ — so läßt unsere Dichterin als die liebenswürdigste Gestalt in ihrem preußischen, den Sieg von Roßbach feiernden Stücke den Franzosen Crillon erscheinen. Wiederum ein so wahrer französischer Edelmann des ancien régime als

je einer ritterliche Tapferkeit mit unmilitärischer Unvorsicht, Kriegsdienst mit Frauendienst gesellte! Kein anderer Vorgang in unserm Stücke berührt uns sympathischer als die Hochherzigkeit, mit welcher der Marschall dem auf den feindlichen Feldherrn anlegenden Lieutenant Brunet das Gewehr aus der Hand reißt. Allerdings scheint es fraglich, ob sich diese Handlungsweise mit den heute giltigen Anschauungen vom Kriege vertrüge, mit der Pflicht des im Felde stehenden Soldaten und zumal eines Befehlhabers, den Feind möglichst rasch und vollständig und dauernd widerstandsunfähig zu machen. Der Krieg ist im Laufe der letzten Jahrhunderte und zumal in unsrer Zeit etwas viel Ernsthafteres geworden, als er vordem war; er ist sehr viel menschlicher geworden, aber doch auch zugleich unmenschlicher, weil unpersönlicher. Es werden weniger unnütze Grausamkeiten und zwecklose Verwüstungen verübt; aber die nützliche Schädigung des Gegners, die, welche ihn wehrlos macht, wird mit mehr Gewissenhaftigkeit und Wissenschaftlichkeit betrieben. Die heutigen Armeen sind minder roh als zu der Zeit, da die Soldaten geworbenes Volk aus aller Herren Länder waren; aber die heutigen Generale sind minder selbständig als zu der Zeit, da die Commandirenden, vornehmer Häuser Söhne, sich mehr als Mitglieder des europäischen Adels denn als Bürger ihres Landes und Beamte ihres Staates fühlten und den Krieg für eine Art Duell ansahen, das die Beobachtung ritterlicher Sitten nicht ausschloß. Der Wunsch der Gräfin Fink, daß ihr Sohn ein Vaterland kennen und lieben möge, ist in Erfüllung gegangen: die heutigen Grafen Fink haben nicht nur einen König, sondern auch ein Vaterland. Aber ach! jeder Fortschritt bedeutet auf dieser Erde, die nun einmal eine Kugel ist, zugleich einen Rückschritt, und es giebt keinen Gewinn, der nichts kostete, der nicht mit einem Verlust bezahlt würde. Die vaterlandlosen Edelleute, welche mehr dem allgemeinen Ritterthum als ihrem eignen Volke angehörten, sind verschwunden; aber verschwunden sind auch ihre gentilen Anschauungen und generösen Wallungen. Der chevalereske Herzog Trillon dürfte einer der letzten Ritter gewesen und seiner bei Roßbach empfangenen Wunde erlegen sein; und wenn es noch Helden giebt wie den großen Friedrich, so haben doch auch sie Bürger ihres Staates werden müssen. Neben der alten Macht der Könige ist die neue Freiheit der Unterthanen ersprossen und gewachsen, aber beide sind beschränkt durch eine dritte Gewalt, mächtiger, freier als sie beide, durch die unpersönliche Gewalt des Staates, des Gesetzes. So giebt es in unserem bürgerlichen Jahrhundert zugleich mehr und weniger Freiheit als ehemals, und selbst, was einst das freieste aller Dinge war, der Krieg, ist gezügelt, gezüchtet worden. An die Stelle der Ritter und Mannen, der Obristen und ihrer Söldlinge sind die Nationen in Waffen getreten, die Bürger, welche dienen, ihrem Stande und seinem Gesetze dienen; an die Stelle einer spielenden adligen Galanterie, welche sich untersagte, selbst dem Feinde gegenüber jeden Vortheil wahrzunehmen, ist der schwere bürgerliche Ernst getreten, welcher verlangt, daß nichts unterbleibe, was zur völligeren Niederwerfung des Feindes, zur rascheren Wiederherstellung des Friedens

führt. Ehedem war der Krieg nicht durch das Kriegsrecht geregelt, nicht durch die Kriegszucht gemäßigt; aber Zucht und Recht, indem sie die menschliche Wildheit an die Kette legen, schränken auch den edlen Trieben des Menschenherzens den Spielraum ein. Es dünkt uns wahrscheinlich, daß, wenn im Kriege von 1870 ein französischer General einen seiner Offiziere verhindert hätte, den deutschen Feldherrn niederzuschießen, er dafür vor ein Kriegsgericht gestellt worden wäre.

Wie, wenn darum der Zweifel erhoben würde, ob sich die That des Marschalls Crillon wirklich auch dazu eignete, in den Mittelpunkt unseres Stücks gerückt zu werden? Falls sie nur aus der Empfindungsweise einer abgethanen Vergangenheit hervorging, was soll sie uns? was haben wir Heutigen zu schaffen mit Rittern und Ritterlichkeit? Kann man von einem heutigen Publikum erwarten, daß es den zuchtlosen, auf subjectiver Willkür beruhenden Edelmuth eines Cavaliers des vorigen Jahrhunderts verstehen, geschweige denn mitfühlen und gutheißen werde? Ist es nicht wahrscheinlich, daß Angesichts dieses nach heutigen Begriffen so incorrecten Vorgangs die Zuschauer, statt über die Großherzigkeit des Edelmanns in Bewunderung, vielmehr über die Pflichtwidrigkeit des Soldaten in Verwunderung gerathen werden? Und ein Theaterstück ist verfehlt, sobald die Zuschauer sich über die Handlung verwundern. — Indessen daraufhin, so bedünkt uns, könnten es die Theaterdirectoren immerhin wagen. Die That Crillons wird keines Commentars bedürfen. Sie gehört nicht nur der Empfindungsweise des Ritterthums an. Die Pflicht des heutigen Soldaten, Alles zu thun, Nichts zu unterlassen, was zur schnelleren Besiegung des Feindes dient, diese Pflicht beruht nur auf dem äußeren Gesetz, auf der Zucht und Ordnung des gegenwärtigen Staates; sie entspringt nur verständiger Berechnung, dient nur vorübergehender, beschränkter Nützlichkeit, gehört ganz und gar dem engen Bereich der praktischen Zeitmoral an. Aber eine That wie die Crillons, welche im Herzen wurzelt, aus der selbstlosen Regung, dem freien Entschluß eines edlen Menschen hervorgeht, solch eine That wird gemessen mit dem Maßstab der poetischen, der ewigen Moral, jener Moral, welche zu allen Zeiten zu allen Herzen spricht. Und darum meinen wir, daß, wenn auf der Bühne der französische Marschall dem Preußenkönig das Leben rettet, sich die Gemüther der Zuschauer von dem Zwange lösen werden, unter welchem das nicht aus dem Innern entsprossene, sondern von Außen auferlegte, auswendig gelernte Denk- und Dienstreglement sie hält: die immer vorhandene, wenn auch noch so correct zusammengepreßte Sprungfeder des großmüthigen Empfindens, des freien Wollens wird freudig in die Höhe schnellen.

Aber werden es die Theaterdirectoren mit unsrem Stücke wagen? wird „der Posten der Frau“ über die deutschen Bühnen gehen? Ach! wer müßte nicht, wieviel schlechte Gründe sich für die Ablehnung auch des aufführungs-würdigsten Stückes geltend machen lassen. Und leider fehlt es in diesem Falle nicht an immerhin halb guten Gründen.

Dieses Werk, an welchem wir so Vieles, für die Geduld des Lesers wohl zuviel zu bemerken und so sehr viel zu loben haben, dieses Lustspiel, als dichterische Schöpfung so hervorragend, leidet, sobald man es unter der Kategorie des praktischen Theaterstückes betrachtet, an erheblichen Mängeln. An erheblichen Mängeln, nicht an wesentlichen. Seinem inneren Gefüge und Gehalte nach strotzt es von Gesundheit, Kraft und echter, wenn auch rauher Schönheit. Aber so wohlgeboren es ist als Schöpfung eines echten Genies, so unvollkommen ist die „Mache“. Es würde zu weit führen und wäre auch zwecklos, die Fehler hier im Einzelnen hervorzuheben. Die meisten derselben würde der ordinärste Stückeschreiber vermieden haben. Sofort beim ersten Lesen drängen sie sich auf. Ja, gerade weil sie auf den ersten Blick stören, wird vielleicht so mancher das Büchlein ungeduldig weglegen. Selten wie schwarze Schwäne sind ja heutzutage die Leser, welche sich verpflichtet fühlen, ein ernsthaftes Dichterwerk zweimal zu lesen, bevor sie darüber absprechen. Wer den „Posten der Frau“ zweimal liest, wird an Dem, was ihm zuerst das Verständniß und den Genuß erschwerte, sich kaum noch stoßen. Und ist es ein kundiger Mann, etwa ein eifriger Director oder kunstliebender Intendant oder gewandter Regisseur, nun, so wird er alsbald gewahr werden, daß dem Stück nur die äußere Uebersichtlichkeit, nicht die innere Klarheit fehlt, — so wird er in Gedanken weglassen, was, zum Fortgang der Handlung unnötig, sie aufhält, — so wird er zumal die größte Ungeheuerlichkeit der Dichterin corrigiren, die, daß sie Dinge, die zur Exposition gehörten, in Monologe verlegt hat, welche sich durch das ganze Stück hinziehen. Er wird — — Wer wird? Wo steht geschrieben, daß Jemand werde? Die Commission, welche alle drei Jahre den sogenannten Schillerpreis entweder austheilt oder nicht austheilt, die wird möglicher Weise das nächste Mal den „Posten der Frau“ krönen; aber wo steht geschrieben, daß, weil ein Stück den Schillerpreis bekommen, unsre kunstliebenden Intendanten und eifrigen Directoren und gewandten Regisseure es zur Aufführung bringen?

Was ist nicht Alles seit Jahren geredet und geschrieben worden über die Nothwendigkeit, das deutsche Theater zu heben, zu läutern, es sittlich und patriotisch und ich weiß nicht was zu machen! Dickleibige Abhandlungen, officiöse Zeitungskartikel, Parlamentsreden! Auch Geschenktwürfe sind den Abgeordneten vorgelegt und mit so und so viel Stimmen Mehrheit, ich weiß nicht ob angenommen oder verworfen worden. Selbstverständlich hat es auch nicht an bitter ernsthaft gemeinten Vorschlägen behufs Errichtung eines Reichs-Theater-Amtes gefehlt, und wer zu diesem Ernste lachte, der wurde für frivol erklärt! — Und während all dieser Spectakel das Reich durchtobt, sitzt in einem thüringischen Landstädtchen eine einsame alte Frau und dichtet ein Drama, das sittlich ist und patriotisch ist und obendrein dichterisch wahr und wahrhaft dichterisch ist. Ihrem Werk fehlt freilich zur künstlerischen Vollkommenheit wie zur praktischen Darstellbarkeit so Manches. Aber du lieber Goit! Wie Manches ihrem Werke oder ihr selbst auch fehlt, das Beste, das Eigentliche hat sie doch, hat sie mit auf die Welt gebracht: ihre große

dichterische Begabung — und das Uebrige ist im Grunde nichts weiter als ein bißchen Kunst, ein bißchen Geschmac, ein bißchen Anstelligkeit, ein bißchen Pragis. Und dieses bißchen, das allerdings sehr viel ist, hätte sie lernen können, könnte sie lernen, wenn — — ja wenn! Das Reichs-Theater-Amt wird es ihr freilich nicht beibringen.

So wie der „Posten der Frau“ vorliegt, ein bedeutendes aber nicht ganz bühnenmäßiges Werk, wird er an seinen Posten, auf die Bühne, nur gelangen und dort seine Wirkung thun, wenn ein praktischer Theatermann sich mit Verstand und Liebe seiner annimmt. Andernfalls wäre zu befürchten, daß ihm kein anderer Erfolg bevorstünde, als daß die Literaturgeschichtschreiber der Zukunft davon reden. In die Literaturhistorie zu kommen, mag für einen tohten Dichter sehr schmeichelhaft sein; der lebende hat vermünscht wenig davon. Ein Drama, welches in kein Verhältniß tritt zu den Zeitgenossen, ist wie ein Mensch, der während seiner Jugend die Stube hüten mußte; mag er später noch so viel werth sein, der beste Theil des Lebens ist ihm unwiederbringlich verloren gegangen. Zwar das Echte bleibt der Nachwelt unverloren, allein auch die unsterblichste Dichtung ist jung doch nur zu ihrer Zeit; sie mag vielleicht von den Späteren allgemach besser begriffen werden; innig ergreifen kann sie nur die Mitwelt, volles, warmes Leben pulst in ihr nur, wenn sie von Lebenden zu Lebenden spricht.

Zu Lebenden! Das ist's! — und Leben läßt sich nicht in einer Phiole „gemächlich componiren“. Was unsrer Bühne Noth thut, das kann nicht durch Schillerpreise und nicht durch kluges Neben und gebildetes Schreiben und vollends nicht durch die große Maschinerie des modernen Gesetzes-, Beamten- und Abstimmungsstaates künstlich gemacht werden.

So lange nicht den Dichter und sein Volk ein Band verknüpft, vergleichbar dem, welches Mutter und Kind verbindet, — eine Ader, durch welche ein voller Strom warmen, lebendigen Blutes kreist, und Nerven, die von Herz zu Herz gehen, so lange bleibt der Dichter nur ein Einsiedler, und mag er ein noch so bedeutendes dramatisches Talent sein, er hält nur Monologe, die nicht gehört werden und die sich ebendarum auch keine Mühe geben, hell und rein und wohl lautend hinauszuklingen. Und schließlich macht die Taubheit der Hörer den Dichter stumm.

Deutschland ist an dichterischen Talenten wahrlich nicht zu kurz gekommen. Und auch nicht an dramatischen! Aber — so spricht der Knabe Senker zur Menge:

Die größten Gaben meiner Hand
Scht! hab' ich rings umher gesandt!
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen, das ich angepfriiht,
Von einem zu dem andern hüpf't's,
An Diesem hält sich's, Dem entchlüpf't's,
Gar selten aber flammt's empor
Und leuchtet rasch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh man's noch erkennt,
Verlischt es, traurig ausgebrannt.



Ein böser Gast.

Weihnachtsmärchen

von

L. Anzengruber.

— Wien. —

Fuer gefällig, Herr Doctor," sagte die alte Magd, sie drückte den Zündholzbehälter an ihre warme Brust und hielt ein Hölzchen zuwartend zwischen den Fingern ihrer Rechten.

Der Herr Doctor war ein kleines, altes Männchen, er starrte die Alte an, dann öffnete er langsam Knopf für Knopf seines pelzgefütterten Ueberrockes, den er eben vor einer Minute gleich sorgsam zugeknöpft hatte. „Hm? Ja," sagte er, holte bedächtig eine Cigarrentasche aus dem Unterrocke und führte die Cigarre, die er daraus entnahm, gegen den Mund, als wollte er die Spitze abbeißen, er vergaß mitunter, daß ihm dazu die Zähne fehlten; nun suchte er in den Beinkleidertaschen nach einem Messer und als er das gefunden und gebraucht, nahm er den Stummel zwischen die Lippen und sog.

Die Alte hatte sich beeilt, das Zündhölzchen anzureiben.

„Ach," seufzte sie, während die Flamme knisternd aufblühte, „meine arme, alte Herrin hat es gewaltig angegriffen.“

„Hm, ja.“ Der Doctor that einige Züge. Die Cigarre hatte Lust. „Aber morgen kann sie schon aufstehen, ein wenig schwach wird sie noch eine Weile verbleiben und ist daher sorgsam zu hüten vor Allem, was sie aufregen könnte; es müßte denn eine freudige Erregung sein —“

„Oh, Herr Doctor, woher in aller Welt sollte die uns kommen? Und morgen, gerade morgen, das ist ein böser Tag. Wo Alles froh und freudig ist, so allein und verlassen dastehen zu müssen, das schon an sich ist so traurig.“

„Hm, ja," sagte der Doctor, „Christabend.“

„Christabend,“ wiederholte die Magd. „Das ist's! Sonst war an diesem Tage unser Haus von Gästen belebt, unser junger Herr, die hübsche Cousine Eleonore, Beide, die man schon so gut wie Verlobte betrachtete, der alte Onkel sammt der Tante, der Schwester meiner armen Herrin — Alle, sie bleiben heuer weg.“

„Der Junge bleibt weg, begreiflich,“ sagte der Arzt und spuckte ein Tabakblättchen, daß ihm zwischen die Lippen gekommen, kräftig nach einer Ecke, „aber warum die Andern?“

„Ach, seitdem Eduard uns das angethan, daß er nach Amerika ging —“

„Was sollte er auch thun? Warten bis die Wechsel, die er auf den Namen seiner gutmüthigen Mutter gefälscht hatte, zur Zahlung präsentirt würden? Daß er nicht die Stirn hatte, an der Stelle zu bleiben und den Jammer der alten, von ihm ruinirten Frau anzusehen, mag vielleicht Andern feig erscheinen, aber wenn er den Muth dazu gehabt hätte, das würde mich vollends gegen ihn eingenommen haben.“

„Wie? Herr Doctor, Sie wissen?“

„Alles, es steht heute eine Notiz in der Zeitung, die das, was ich schon lange aus dem Klatsch der Umgegend wußte, in die Oeffentlichkeit bringt.“

„Um Gotteswillen, Herr Doctor, in der Zeitung, in der heutigen Zeitung, sagen Sie, stünde es, und die habe ich wie jeden Morgen so auch heute ihr mit dem Frühstück hineingetragen.“

„Nun, so nehmen Sie dieselben wieder unter der Hand zu sich, gelesen hat sie das Blatt noch nicht. Sagen Sie, es wäre confiscirt worden, das ist heutzutage sehr glaublich, und so kommt das objectiv Verfahren wenigstens der Kranken zu Gute, für Gesunde halte ich es überflüssig.“

„Ich will das Blatt bei Seite schaffen.“

„Das thun Sie. Hm, ja. Woran liegt's, daß die nächsten Verwandten, ihre eigene Schwester und der Schwager, sich von ihr zurückziehen?“

„Vermuthlich fühlt sich Fräulein Eleonore durch den Streich ihres Veters, unseres jungen Herrn, gekränkt und die Familie giebt ihr Recht und hält sich mit beleidigt; wenn aber auch das nicht wär', Herr Doctor, sie könnten sich ja doch nicht zu uns laden lassen, wo sie wissen, daß sie einer armen, betrogenen Mutter und jetzt in Noth und Sorge sich abmarternden Wittve von der Schüssel essen. Aus dem einen oder dem andern Grund, oder beider wegen, kommen Sie nicht.“

„Hm, ja.“

„Herr Doctor, des Honorars wegen —“

„Hat keinen Anstand, ich bin zwar selten in das Haus gerufen worden, die alte Dame hat eine eiserne Constitution, das zeigte sich auch jetzt wieder, die Natur that das Meiste und ich wäre meiner gelungenen Cur feind und des Vertrauens, das man mir hier in guten Tagen entgegenbrachte, uneingedenk, wenn ich die Reconvalescentin in dieser Hinsicht beunruhigen würde. Legen Sie ihr das zurecht, wie es Ihnen am besten dünkt.“

„Das mög' Ihnen Gott vergelten, Herr Doctor. Sie glauben nicht, wie übel es um uns steht. Meine arme Herrin hat Opfer gebracht, die ihre Kräfte übersteigen, sie hat, um die Ehre ihres einzigen Kindes zu retten, alle Schulden auf das Haus anschreiben lassen, die Zinsen fressen auf, was das trägt, wir wissen nicht, von was leben, ach, Herr Doctor!“

„Traurig, sehr traurig, hm, ja, aber Sie sagten ihres einzigen Kindes, man munkelt ja auch von einer verstoßenen Tochter.“

„Ja, ja, deren Name darf aber hier nicht genannt werden. Ein Speculant auf die reiche Mitgift mußte sie zu gewinnen, sie hat ihn trotz des Verbotes der Mutter geheirathet, in der Erwartung, daß diese doch später verzeihen werde, aber vor dieser Schwäche hat der Herr Eduard unsere Herrin bewahrt, indem er darauf hinwies, daß diesen Leuten nur um das Geld, das an dem mütterlichen Segen hänge, zu thun sei. So bekamen sie nichts heraus als den Theil des väterlichen Erbgesetzes, welchen sie zu beanspruchen ein Recht hatten, und weiter wollte man hier im Hause nichts von ihnen wissen. Die Speculation auf die Mitgift schlug fehl.“

„Hm, ja, die hat jetzt der junge Herr mit all' dem andern durchgebracht.“

„Ach, der verblendete, arme, junge Mann!“

„Hm, ja,“ der Doctor spuckte abermals ein Tabaksblättchen nach einem Winkel. „Kamen die jungen Leute überhaupt betteln?“

„Anfangs ging es ihnen gut, aber damit hatte es bald ein Ende, als zu gleicher Zeit der Mann krank wurde und die Frau in's Wochenbett kam. Damals wandten sie sich an die alte Frau, aber die war charakterstark und ließ ihnen kurzweg sagen, diese Bettelei nähme sie Wunder, sie habe zu allem Anfange jedes Absehen auf ihr Geld zurückgewiesen und dabei bleibe sie.“

Der Doctor stieß seinen Stod gegen die Diele des Vorzimmers. „Donnerwetter! Hm, ja! Und kamen die jungen Leute wieder?“

„Mit Bitten um Geld nicht.“

„Das war brav.“

„Aber sonst, — ich weiß zwar nichts Gewisses darüber, — scheint die junge Frau Manches versucht zu haben, um die Mutter zu versöhnen.“

„Braves Kind!“

„Ei ja, aber die Herrin kannte das und gab kein Gehör.“

„Hm, ja! Natürlich!“ Der Doctor blies gewaltige Rauchwolken von sich. „Wie steht's um die junge Frau?“

„Wie ich höre, soll es ihr wieder besser gehen und da nun die beiden Leute weiter keine Ursache haben, werden sie sich auch um die alte Frau nicht bekümmern, die jetzt nur brauchen würde, aber nichts zu geben hat.“

„Hm, ja. Zu verdienen wär' es ihnen jauch auch nicht. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Herr Doctor!“

Unter der Thüre wandte sich das kleine Männchen um, in seinem zorn-gerötheten Gesichte arbeitete es seltsam, ehe er Worte fand. „Eins, hm, ja, muß ich Ihnen doch noch sagen! Wissen Sie, warum die alte Frau ihrem

Kinde kein Gehör gab? Ich weiß es. Weil ihr in einem Ohr ein nutzloser Wusch und in dem andern eine alte, alberne Gans gelegen hat. Das sagen Sie, wenn wer nachfragen sollte!"

Er trat auf den Gang hinaus und schlug die Thüre hinter sich zu.

Die Magd stand eine Weile, kopfschüttelnd, mit offenem Munde, dann schlich sie sich auf den Zehenspitzen, längs der Laufteppiche, durch zwei große Zimmer, die im Abenddämmer lagen, den Thürvorhang des dritten, kleineren Gemaches schob sie zur Seite und blickte hinein.

"Sie schläft," murmelte sie und ging so geräuschlos, wie sie gekommen, nach der Küche zurück.

An der Rückwand des kleinen Gemaches, den Fenstern gegenüber, befand sich das Bett, in welchem die Kranke, durch Polster aufgestützt, halb lag, halb saß. Die Greisin war feinhörig, sie hatte sich, unmittelbar bevor der Kopf der Magd zwischen den Falten der Portiäre erschien, gegen die Wand gelehrt.

Als sie sich allein wußte, wandte sie das Gesicht der mattbrennenden Lampe zu; dieses Gesicht, mit den vortretenden Backenknochen und wenigen, kaum merkbaren Runzeln, sah glatt und strenge, über der niederen Stirne durchzogen tiefdunkle Haarsträhne den Scheitel, als wolle sich der des Ergauerns erwehren, dieser Kopf war ganz der hohen, nicht hageren, aber etwas verknöchigten Gestalt anpassend.

Die alte Frau verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. Wie leicht doch die Dienerin sich täuschen ließ und sie schlafen glaubte, als ob sie schlafen könnte?

Sie wird nicht schlafen in dieser Vornacht zum Christabende.

Hinter der Mauer, an welcher das Bett stand, führten die Treppentufen empor und da war es, schon als die Dämmerung hereinbrach, daß sie einmal, dann wieder und später noch, ein krazendes Geräusch die Wand hinanfragen hörte, sie wußte wohl, was das war und vernahm mit dem inneren Ohr auch das Rauschen der Schleifen und das Knittern von Flittergold. Die „kleinen Leute," die in den obern Stockwerken wohnten, ja, die Ärmsten, die in den Dachstuben froren, schafften verstoßen die Christbäume nach Hause.

Kein solcher Baum — in seiner für Kinderaugen berechneten Pracht und Herrlichkeit selbst das Auge der Erwachsenen verjüngend — wird morgen ihre Stube durchleuchten, keine befreundete Hand wird die ihre zum Willkomm drücken, kein lachender Blick den ihren suchen, kein dankfreudiges Wort ihr Ohr. Wie öde wird es sein!

Sie hatte ja nichts mehr zu geben, und Niemand, dem sie zu geben hätte.

Sie gedachte der Zeiten, wo sie noch zwei Kinder vor den strahlenden Baum führte und wo es sie jedesmal lachen machte, wenn der Knabe mit festen, begehrliehen Griffen die Zweige plünderte, während das Mädchen un-

thätig stand und lange großäugig, mit träumerischen Blicken in die Lichter starrte.

Den Knaben hatte sie abgöttisch geliebt, gehätschelt, verzogen — und jetzt war der heillose Bube dort drüben über'm Meer, vermißte vielleicht die Gaben, die Mutter nicht!

Und dem Mädchen hatte sie den Segen verweigert, als es zum Altare ging, der jungen Frau hart begegnet, als diese in Kindesnöthen lag, bedrängt von der Angst um den kranken Gatten und von der Sorge für den kommenden Tag, und vor nicht gar langer Zeit war sie in einer Garten-Anlage der Stadt der jungen Mutter begegnet, die an der Hand ein kleines Mädchen führte, ganz ihr Ebenbild aus Kinderzeit, dasselbe pausbäckige Gesichtchen, das die hellblonden Haare wie eine kleine Mähne umwallten, und aus dem die braunen, fragenden, treuen Kinderaugen blickten.

Gar nachdrücklich sprach die Mutter dem Kinde zu, bis dieses sich entschloß und herangetrüppelt kam und schüchtern sagte: Großmama!

Doch ihr schoß die Bornröthe in's Gesicht und sie hob den Schirm, daß das Kind erschreckt zurückfloß.

Daß eine Kind hatte sie durch ihre Schwäche eingebüßt, das andere durch ihre Härte von sich geschleucht. Sie stand allein.

O, was gäbe sie, wenn sie morgen in ein freudig leuchtendes Kinderantlitz blicken könnte! So wird es düster um sie sein, dunkel wie die Nacht, die Nacht, die jenseits des Grabes liegt, in der es nichts mehr gut zu machen gibt, die unsere Phantasie mit Schemen bevölkert, die sich nichts zu Leid noch zu Lieb thun können!

Ach, wie bleiern die Stunden lasten! Wie lange ist's noch hin, bis der Morgen graut? Wie viel ist's an der Zeit?

Die Hand der Greisin tastete nach dem Nachttischchen, wo an dem Hacken eines Ständers eine Repetiruhr tickte, sie rührte an den Knopf und leise klangen zwölf Schläge durch das Gemach.

Ein schwerer Seufzer, der die Brust der Kranken hob, war noch kaum verhallt, da ließen sich vom anderen Ende der Wohnung her schwere, schlurfende Schritte vernehmen, die nah und immer näher herankamen; die alte Frau setzte sich lauschend im Bette auf, ihr Haar sträubte sich und sie starrte mit weitgeöffneten Augen nach der Thüre, der Vorhang an derselben wurde sachte zurückgeschoben und hereintrat die Gestalt eines hageren, etwas verbeugten, schwarzgekleideten Mannes.

Der Ankömmling machte einen lunkrigen und zugleich lässigen Bückling, wie Einer, der zu Artigkeitsbezeugungen weder Geschick, noch guten Willen hat. So lange er schweigend, in seiner Unbeholfenheit und mit nichts-sagendem Gesichte da stand, nahm er sich recht gewöhnlich, fast gemein aus, das sollte sich aber sofort ändern.

„Sie befinden sich elend?“ sagte er, nickte ein paarmal und lächelte

mit den schmalen Lippen dazu und blinkte mit den großen, kalten, grauen Augen. „Widersprechen Sie nicht, es hilft Ihnen zu nichts.“

Da schien es mit einem Male, als sei die vorgeneigte Haltung nur angenommen, um gegen Jemand zänkisch loszufahren, als könnten diese gläsern starren Blicke nur böshaft lauern oder drohen, diese dünnen Lippen sich nur über einem hämischen, schadenfrohen Lächeln schließen, oder zu feindseliger, gehässiger Rede öffnen, und nun machte die ganze Erscheinung plötzlich einen erschreckenden Eindruck von Streitsucht und Unverträglichkeit.

Der nächtliche Besuch trat näher, wobei er die Lampe bedeckte. Hörbar schlugen die Zähne der Greisin gegen einander, als sie die matte Flamme durch seinen Körper hindurch gleich einem rothglühenden Funken sprühen sah.

Der Spuk nahm ohne Umstände auf dem Stuhle zu Füßen des Bettes Platz, stülpte den Hut, den er in der Rechten trug, über das Knie und stützte beide Hände auf das spanische Rohr, das als Knopf einen kleinen bleiernen Todtenkopf trug, aus dessen einer Augenhöhle eine grünschillernde Mitter froch.

„Werthe Verehrte, verehrte Werthe,“ begann er, den Oberkörper, wie ein Pendel, vor- und rückwärts wiegend, „weil ich Sie elend weiß, ganz ausnehmend elend, — widersprechen Sie nicht! — gestatte ich mir das Vergnügen Sie aufzusuchen. Mir ist es eben sympathischer, Jemand dem Leid erliegen, als sich darein ergeben zu sehen, so wie ich das Menschenpach nur austreten kann, wenn es sich schlägt, nicht aber, wenn es sich ver trägt. Ich unterweise es im Uebelwollen und Uebelnehmen, Verfeinden und Verfolgen, und sie sind recht gelehrt, der Einzelne, wie die Menge. Oft ist es mir gelungen, in eine persönliche Feindschaft ganze Klassen und Rassen mit hineinzuziehen, Kaste gegen Kaste, Volk gegen Volk, Secte gegen Secte zu verheßen und dadurch höheren Genien in ihren Geschäften vorzuarbeiten; ich habe darüber die ehrenbsten Atteste aufzuweisen, vom Dämon des Kriegeß, vom Dämon der Glaubensverfolgung. Da!“ Er schlug gegen die Brusttasche, daß die Papiere knitterten.

„Aber wozu das Alles?“ fragte die alte Frau, deren anfängliches Grauen einer gereizten, widerwilligen Stimmung gewichen war, die sie zu einer Gegenrede drängte. „Aber wozu das Alles?“

„Oh, Sie suchen Streit?“

„Wer sucht Streit? Ich wüßte nicht, wie ich dazu käme, einem so wildfremden Individuum gegenüber, das Einem bei Nacht und Nebel in's Haus fällt, man weiß nicht wie und woher!“

„Nicht helfen, Alte, nicht helfen!“

„Der Teufel gebe Dir eine Alte ab! Zeig's Lügenmaul, sagst Du, ich helfere? Sieh' zu, widerwärtiger Gefelle, daß ich Dich nicht Art lehre!“ Sie schüttelte die geballte Faust gegen ihn.

„Oh, oh, gar handgreiflich werden!“ Er grinste hämisch und rieb sich vergnügt die Hände, immer schneller und schneller, plötzlich neigte er sich

vor, hob die Rechte, zog mit dem Zeigefinger derselben den Deckel des einen Auges herab, während er mit dem andern die Greisin anstierte, diese erbleichte und sank in die Kissen zurück.

„Werthe Verehrte, verehrte Werthe,“ wieder pendelte er dazu vor und zurück. „Sie waren eben so hübsch im Zuge meinen Einwürfen durch die That gerecht zu werden und durch Worte zu widersprechen. Verzeihen Sie die Unterbrechung dieser Reminiscenz Ihres ehelichen Lebens, dessen Eintönigkeit Sie durch derlei Scenen Ihrem Gatten weniger fühlbar machten. Sie gestatten wol, daß ich meinerseits ein ander Mal auf dieses Vergnügen reflectire und an die Beantwortung Ihrer Frage gehe: wozu das Alles? Jedes Thierchen hat sein Plaisirchen, und mir kann man es doch auch nicht verdenken, wenn ich überall, wo ich hinkomme, und wie es irgend thöulich ist, jenen Zustand herbeizuführen suche, bei dem allein mir wohl und behaglich ist! Seufzer und Schluchzer, Scheltworte und Flüche sind Musik in meinen Ohren, böse Blicke, arge Mienen, geballte Fäuste, das sind Bilder, die mein Auge ergötzen, und dem Gedankengang eines Ränkesüchtigen oder Rachgierigen nachzuspüren, das ist geistiger Genuß, wie er Euch von keinem Curer lahmen Phantastler und zahmen Grübler geboten wird! Dagegen klingt mir Jauchzen und Freudelärm ohrenzerreißend, durch Frohsinn und Zärtlichkeit sad und widerlich verzerrte Gesichter sind mir ein beleidigender Anblick und die gedankenarme, wortfarge Gefühlsbuselei von Dankbarkeit, Liebe und Freundschaft erregt mir geradezu Uebelbefinden. Psui! Und morgen ist der Tag, wo all’ dieses Unangenehme mit einem Male auf mich einstürzt und ich mich davor nicht retten kann, denn meinen Flüsterungen und Anzettelungen bleiben alle Ohren und Herzen verschlossen; morgen feiern sie die Geburt des Kindes von Bethlehem und da sind sie allsamt und allerorten auf das Freuen und Vertragen wie versessen und der närrische, kindische Festjubil verjagt mich aus Palästen und Hütten! Allerdings wenn sie den Lehren des Mannes, der aus diesem Kinde erwuchs, nachleben möchten, dann wäre schon lange nicht mehr meines Bleibens auf Erden, aber das lassen sie hübsch bei Seite; wenn Einer das zu sagen weiß, so bin ich es! Das ganze Jahr über vertragen sie sich recht gut mit mir und wer auch just nicht zum Tanze antritt, wenn ich pfeife, der hebt wenigstens in seinem Winkel die Füße. So ist’s freilich nur ein Tag, an dem ich nicht weiß, wohin mich verkriechen und wo verbleiben; heuer aber bin ich in der glücklichen Lage, werthe Verehrte, verehrte Werthe, diesen Abend mit Ihnen in gegenseitig gedrückter Stimmung sehr angenehm zu verbringen und komme, Sie auf meinen morgigen Besuch vorzubereiten und Sie, wie dies unter Bekannten üblich ist, zu bitten, sich meinerwegen durchaus keine Ungelegenheiten machen zu wollen.“

„Das siele mir bei,“ sagte aufgeregt die alte Dame. „Ich halte morgen meine Thür versperrt.“

„Thor und Riegel schließen mich nirgend’s aus.“

„Und das ist frech gelogen, daß Sie mir bekannt seien, ich kenne Sie nicht, ich habe Sie nie gesehen!“

„Eh, gesehen! Die Ehre, mich zu sehen, wird überhaupt nur selten einem Sterblichen zu Theil. Trotzdem haben wir mehr als ein Mal mit einander verkehrt. Wer stahlte Ihr Herz und klingelte Ihnen mit dem Geldbeutel vor den Ohren, bis Sie auf den naheliegenden Gedanken verfielen, daß es mit dem Verlangen des Kindes nach Segen nur auf Geld gemünzt sei? Das war ich! Wer machte es damals, als Sie die vorenthaltene Mitgift in die Kasse schlossen, Ihrem Herrn Sohne einleuchten, wie vernünftig und vortheilhaft es wäre, die Kluft zwischen Ihnen und seiner Schwester zu erweitern bis zur Unüberbrückbarkeit? Das war ich! Und wer reichte Ihnen die Hand, in der Sie den Schirm trugen, gegen das Kind auf, womit wir ohne Streich die Mutter in's Herz trafen? Das war ich! O, ich verdanke der Bereitwilligkeit, mit der Sie oft meinen Eingebungen entgegenkamen, manchen vergnügten Augenblick und nun auch den Unterstand für den morgigen Tag, an welchem er für mich wirklich rar ist und ich mir keinen andern zu finden wüßte! Doch ich werde mich dafür erkenntlich zeigen und trachten, daß uns der Abend recht heiter und nicht ungenüßt verstreicht. Es wird ganz unterhaltend sein, von Ihren beiden Kindern zu sprechen.“

„O, daß mich nur nichts erinnerte an den bösen Bub!“

„Ja, der Bub' ist böß', aber gut ist die Dirn' auch nicht, und wenn er schamlos der Mutter Hab und Gut bestahl, so suchte sie hartnäckig davon herauszulocken.“

„Sie ist arg, wie er! Ich weiß das lange. Als Bub' geboren, wär' sie um kein Haar besser!“

„Um kein Haar besser! Und ging er fort, weil nichts mehr zu nehmen war, so bleibt sie weg, weil nichts mehr zu geben ist.“

„O, sie sind Beide ungerathen, unfolgsam, undankbar!“

„Ungerathen! Unfolgsam! Undankbar! Nur haben die Beiden vergessen, daß die Mutter doch noch etwas zu geben hat, nach dem sie zwar nicht verlangen, das aber auf sie drücken wird, schwer, o, schwer! Gerathen Sie?“

„Mein Fluch.“

„Ja, Ihr Fluch! Welche Mutter an Ihrer Stelle und in Ihrer Lage würde ihn so lange bis auf dieses Letzte und Aeußerste verspart haben? In unverzeihlicher Milde verspart haben?!”

„Ja, ja, in unverzeihlicher Milde — aber jetzt soll's damit zu Ende — ich will meine Hände heben über Land und Meere —“

„Jetzt nicht!“

„Lassen Sie mich! Nehmen Sie nicht Partei für diese entarteten, herzlosen Geschöpfe —“

„Aber ich will nicht —“

„Ich will aber, halten Sie mich nicht ab, diesen muttermörderischen Kindern zu fluchen — sie sollen —“

„Eh!“ Wieder beugte er sich vor und zog mit dem Zeigefinger der Rechten das Lid über das eine Auge herab, während er mit dem andern die Greisin anstarrte, diese verstummte und strich fröstelnd mit beiden Händen über den Leib.

„Verzeihen Sie! Aber wie ich mir vorhin zu proponiren erlaubte, lassen wir das für morgen. Da werde ich nicht unterbrechen, sondern wader secundiren und Sie die kräftigsten Flüche lehren. Denn, sehen Sie, schon in der Dämmerungsstunde, wenn sie die Lichter anzuzünden beginnen und das Kindergekreisch sich hörbar macht, wird es mir in den Straßen unheimlich, ich werde also etwas früher erscheinen wie heute, wir haben mehr Zeit vor uns und es kommt uns dann recht zu statten, wenn wir wissen, womit wir sie nützlich und angenehm ausfüllen; das Verfluchen der Kinder giebt ja den Hauptspass! Ja. Werthe Verehrte, verehrte Werthe, gestatten nun wohl, daß ich Sie bis dahin verlasse? Ich will doch noch eine kleine Runde wagen, vielleicht gelingt es mir hie oder da ein paar Leute zu entzweien, der Geschenke wegen, die der eine Theil geben will und der andere nicht geben will. Also auf Wiedersehen! Morgen!“

Als der Spuk gegen die Thüre schwand, richtete sich die Greisin empor. „Nicht über die Schwelle,“ rief sie, „bis ich weiß, mit wem ich zu thun habe!“

„Ei, daß Euch Menschlein immer um einen Namen ist, der Euch die Sache verschleiert! Nun meinethwegen, so nennt mich, der morgen — durch fröhliches Sinnen aus allen Köpfen, durch freudiges Pochen aus allen Herzen gebannt — in der großen Stadt und im weiten, flachen Lande nicht eine Heimstätte findet, außer der, die ihm hier bereitet ist, . . . nennt mich den Geist des Unfriedens!“

Damit schien die Gestalt in einen bleigrauen Nebelstreif zu zerstäuben, der langsam durch die Spalte des Thürvorhanges entwich.

Da that die alte Frau zwei schwere Athemzüge.

Wie nahe daran war sie gewesen, ihre Kinder zu verfluchen? Und sie wird sie verfluchen, in der kommenden Christnacht, unter dem Einflusse jenes Entsetzlichen, Unheimlichen!

Sie schlug die gerungenen Hände vor das Gesicht und grub den Kopf tief in die Kissen.

Erst als die Sonnenstrahlen in das Gemach drangen, verfiel sie in einen Halbschlummer, in dem sie wirre, zerstückte Träume ängstigten, bis sie das Geschelle der Glocke an der Wohnungsthüre aufschreckte.

Wer mag kommen? Der Arzt, dachte sie.

Sie lauschte. Lange Zeit blieb es stille, dann hörte sie leise Schritte herankommen und vor der Thüre innehalten und plötzlich fiel der Vorhang zur Seite und es wurde ein kleines Mädchen hereingeschoben, mit paus-

bäckigem Gesichtchen, das hellblonde Haare wie eine kleine Mähne umwallten; das Kind sah mit den klugen, braunen Augen um sich, und als es der alten Frau ansichtig wurde, rief es erschreckt: „Das ist die Großmama mit dem Schirm!“

Da zeigte sich über dem Köpfchen des Kindes das Gesicht einer jungen Frau, deren Augen thränenfeucht waren.

„Mutter!“

Und „Kind! Kind!“ scholl es vom Bette her und das Kind eilte hinzu und sank in die Kniee und küßte die Hände der alten Frau und diese begannen den weiligen Scheitel liebevoll zu streicheln, dann ließen sie ab und streckten sich verlangend nach dem kleinen Mädchen und unter Thränen lächelnd rief dem die Mutter: „So komm' doch, Häsensuß, die Großmama hat ja keinen Schirm.“

Und als das Kind hinzuhüpfte, da ließ die Greisin eine Hand auf dem Haupte der Tochter, die andere auf dem Köpfchen des Enkelkindes ruhen. „So verzeihst Du, Mutter, so verzeihst Du endlich?!“

Dieser freudige Aufschrei aus dem Herzen des Kindes, jetzt, wo kein Geld an dem Segen der Mutter hing, schnitt wohl und wehe der armen Alten in die Seele, aber alle Selbstvorwürfe aus der Vergangenheit, alles Bedrückende der Gegenwart zerfloh vor der Allgewalt der Kindesliebe, und vor Glück leise weinend, faßte die Mutter wie spielend nach der weichen Hand des Kindes und drückte verstoßen die Lippen darauf.

Plötzlich zog die Kleine ihre Mutter am Arme.

„Hm, ja,“ tönte es von der Thür her. Der kleine, alte Doctor stand dort. „Da hat der Arzt freilich nichts mehr zu verschreiben, das ist Medicin Lebens-Elixir, Universal-Tinktur! Ich geh' nur gleich wieder, weil ich doch hier gar unnütz' bin. Hm, ja. Fröhliche Weihnacht!“

Sie kehrt nun auch in diesem Hause zu, denn ein treues Frauenherz ein freudig leuchtend' Kinderantlitz bannen den Spuk hinweg, der sich den Geist des Unfriedens nennt; möge er nirgends eine Stätte finden und allüberall verschauelt werden durch den traulichen Zuruf:

Fröhliche Weihnacht!





Illustrirte Bibliographie.



Der **Königstochter Brautfahrt**. Ein Gedicht in zwölf Romanzen von N. Munch. Im Versmaß des Originals und mit Genehmigung des Verfassers übersezt von Emil Jonas. Mit Illustrationen von Lorenz Frölich. Breslau, S. Schottlaender.

Können sich unsere Scandinavischen Schwesterliteraturen wohl über Vernachlässigung von unserer Seite beklagen? Beinahe so zahlreich wie einst auf französische und englische Romane, so lauern jetzt die Uebersetzer auf alles Scandinavische, was ihnen der Verbürgerung nach Deutschland werth scheint; selten ist es, daß etwas Bedeutendes ihnen entgeht. Und das deutsche Publikum hat für die Erzeugnisse der nordischen Dichter eine ausgesprochene Vorliebe erfaßt, deren Berechtigung übrigens kaum ernstlich bestritten werden kann. Man findet bei jenen noch häufiger die Frische und Einfachheit des Empfindens, die Anspruchslosigkeit der künstlerischen Form, die bei uns mehr und mehr aussterben zu müssen scheinen und unsre Dichter selten noch recht passend kleiden wollen. Es ist, als wäre das Leben dort der Natur noch verwandter und darum die Dichtung ursprünglicher. — Es mag vielleicht auch der Umstand mitwirken, daß im Norden die germanische Sage noch lebendiger geblieben ist: ein solcher Zusammenhang des volkstümlichen Empfindens mit der alten Ueberlieferung hebt entschieden den Sinn für das schlicht Wahre. In dem vorliegenden Buche finden wir einen Beweis für die Lebensfähigkeit jener Sage. — Der Dichtung liegt die Erzählung zu Grunde, daß zu Zeiten der Kreuzzüge König Salon der Alte, durch zahlreiche, schnell hintereinander folgende Unglücksfälle seiner Söhne beraubt, seine Tochter Christine nach Spanien gesandt habe zur Vermählung mit dem Bruder des Königs Alphons von Castilien, dem Don Philipp von Sevilla, einem berühmten Troubadour. Man muß sich nur ein wenig aus unserer Zeit, wo jüngst erst ein schwedischer Königssohn eine Fürstentochter aus dem Süden heimgeführt, herausdenken, um sofort zu fühlen, wie eine solche Vorlage die Einbildungskraft eines in ferner Abgeschiedenheit dahinträumenden Volkes reizen mußte. Schon die Sage hat diese Brautfahrt mit allem Schmelz des Abenteuers ausgestattet. — Natürlich hat Munch den Stoff nicht so roh hingegenommen. Er hat die Auswüchse beschnitten und edle Reiser eingestropft. Und so ist eine

Dichtung von merkwürdiger Goldseligkeit entstanden, mit der ganzen Frische des Volks-
thümlichen, Gewachsenen, mit der Zartheit dichterischen Fühlens und mit dem
schönsten Maß. Ueber diesem Gebichte liegt eine Poesie, der man sich nicht verschließen



I.

König Hakon verlobt seine Tochter.

Im Tunsberg König Hakon, der Alte, saß in Pracht,
Schon vierzig Jahre mehrend Norwegens Herrschermacht.
Und alles Land im Meere und aller Wogen Bahn
Von Island bis nach Süderö, das war ihm unterthan.

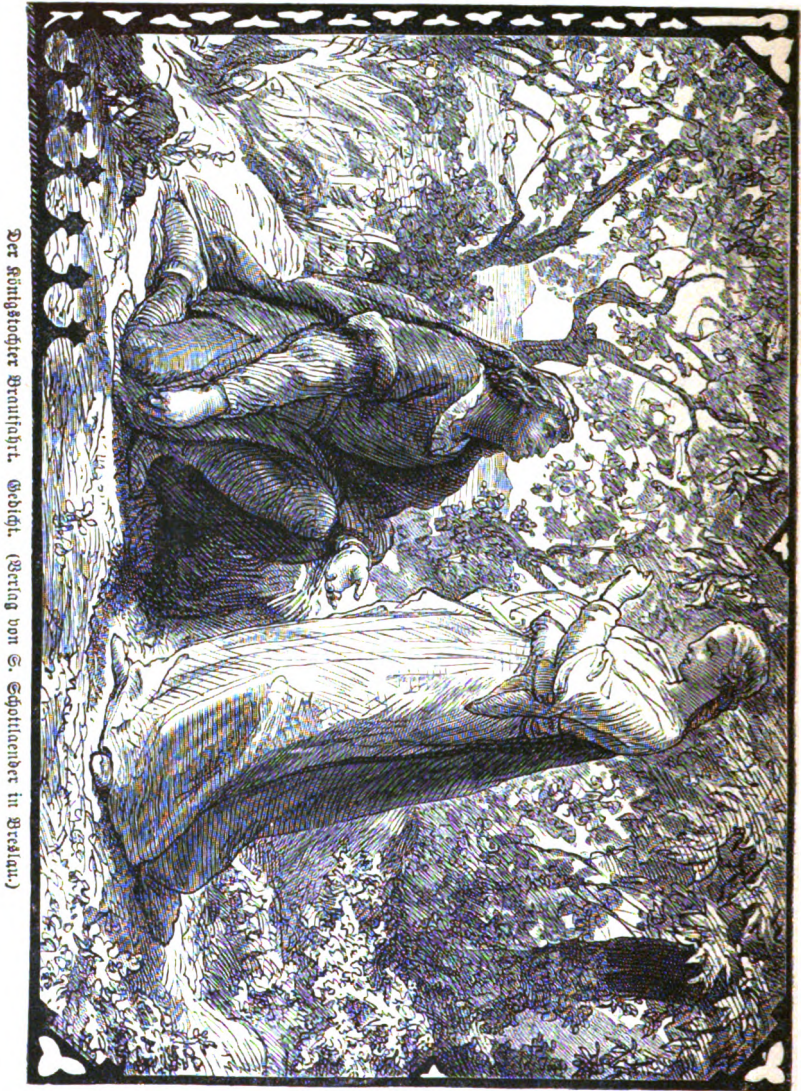
Antotypische Verkleinerung.

Der Königstochter Brautfahrt. Gedicht von A. Munch. (Verlag von C. Schottlaender
in Breslau.)

kann. Es ist unverfälschte Romantik; und man fühlt sich unwillkürlich hingezogen,
dem Dichter auf seinem Ritte in dieses Land zu folgen.

Es ist ziemlich das erste Mal, daß Munch in Deutschland durch eine Uebersetzung
bekannt gemacht wird. Vor einem Menschenalter allerdings wurde eines seiner
Trauerspiele verdeutschet, und es soll viel Anerkennung gefunden haben. Aber darüber
hat ja die Zeit nun schon eine dicke Schicht Vergessen ausgebreitet; und wenn man
davon hört, wundert man sich bloß, daß ein Dichter, den wir heute erst kennen lernen,

schon so lange wirkt. Er wirkt länger; und als er vor zwei Jahren sein fünfzig-jähriges Dichterjubiläum feierte, haben ihm die Norweger bewiesen, daß sie wenigstens ihn kennen und lieben. Wir unsererseits dürfen dem Meister-Übersetzer nordischer



Der Königssohn's Brautfahrt. (Bilder von E. Schollmeier in Breslau.)

Dichtungen, Emil Jonas, nur dankbar sein, daß er uns die Möglichkeit verschafft hat, es jenen nachzutun. Er hat auch diesmal seinen Ruf bewährt; in seiner Verdeutschung kommt Munch's hervorragendes Ausdrucksvermögen, seine flüssige und schwungvolle Sprache ungeschädigt zur Geltung.

Die deutsche Ausgabe — in ihrer Ausstattung durchaus würdig, mit dem starken

Papier und dem wundervollen mehrfarbigen Drude, fast kostbar im Verhältniß zu dem Preise des Buches — hat auch den künstlerischen Schmud der norwegischen übernommen. Wir machen auf diese Weise in dem *Illustrator*, Lorenz Frölich, gleichzeitig die Bekanntschaft eines skandinavischen Künstlers von bedeutendem Talente. Frölich ist sinnig und erfinderisch. Die Gruppen, die er stellt, haben reiches Leben, und besonders schön sind seine Landschaften. Von einer andern seiner Eigenschaften können wir, da seine blattgroßen Zeichnungen unser Format überschreiten, wenigstens durch einen verkleinerten Abdruck allenfalls eine Vorstellung geben. Frölich beweist nämlich ein hervorragendes Geschick in der Beherrschung des Raumes, in der Art, wie er den Kopf und den freien Platz auf der ersten Seite der einzelnen Romane mit der Zeichnung ausfüllt. Dabei ist ihm ein glücklicher, eigentlich höchst seltener Zufall zu Hülfe gekommen. Denn die Ornamente, die er dabei verwendet, hat er einer alten Handschrift entnehmen können, von der man vermutet, daß eben jene Königs-Tochter sie einer ihrer Begleiterinnen zum Geschenke gemacht. Es sind schöne Initialen, in deren Stil sich noch der Charakter des Romanischen und des Gothischen mischt. Die Holzschnitte stammen aus nordischen Werkstätten. Sie zeigen eine Macht, die von der in Deutschland zumeist üblichen einigermaßen verschieden ist und dem eigentlichen Stile des Holzschnittes etwas näher steht. Sie haben scharfe Umrisse und Striche mit geringen Kreuzungen. Diese Art zu schneiden hat etwas sehr Gefälliges; der Abzug sieht ursprünglicher, weniger geleckt und geküßelt aus, als häufig bei unserer, schon etwas überfeinerten Art zu schneiden. So erhält man viel angenehme Eindrücke zu gleicher Zeit und lernt das Buch, von welcher Seite man es auch betrachtet, als eine willkommene Gabe schätzen.

— ck.

Edmondo de Amicis Marocco. Deutsch von Amand von Schweiger = Verchenfeld. Mit 165 Original-Illustrationen. Wien, A. Hartleben.

Die Adria. Von Amand von Schweiger = Verchenfeld. Wien, A. Hartleben.

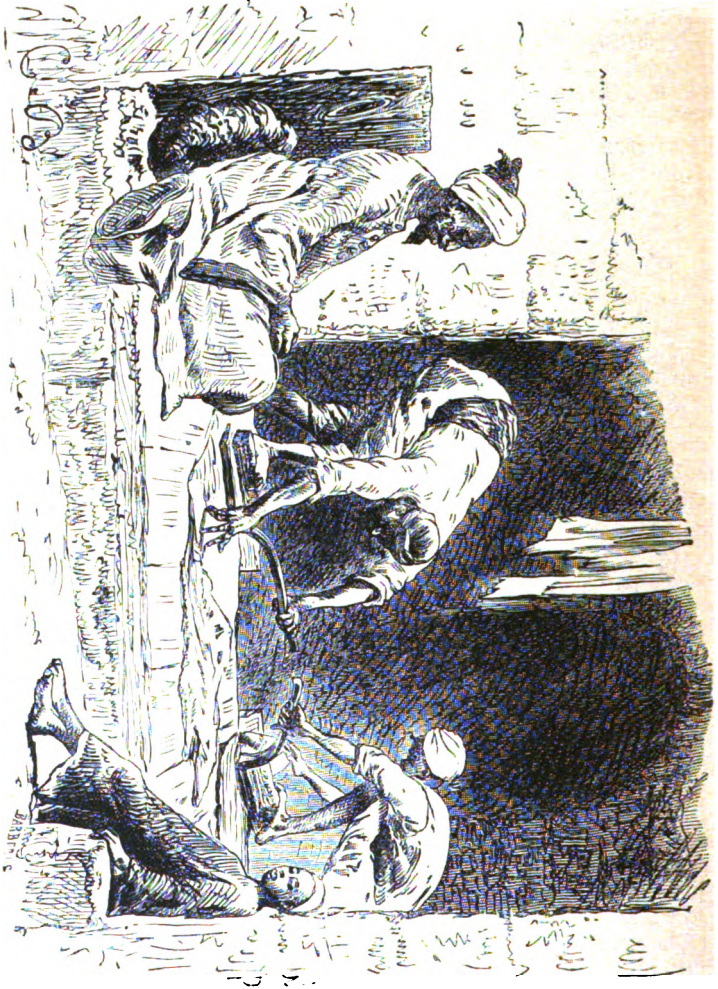
Es scheint in erster Linie die Völkertunde zu sein, welcher der bekannte Wiener Verlag seine ganze Mühsigkeit widmet. Und man kann wohl sagen, daß er dabei Takt und Glück bekundet. Die Auswahl der Stoffe zeugt von Einsicht, und die Ausstattung ist derartig, daß man keines jener ungemüthlichen Prachtwerke in die Hand bekommt, von einem Prunk, der den Gebrauch unfähig erschwert, und den man überdies noch theuer bezahlen muß. Hartlebens Verlagswerke sind Bücher von einem handlichen Formate und von bescheidenem Preise — rechte Bücher für das Haus.

Auch auf seine beiden neuesten Veröffentlichungen trifft das zu. *Marocco* ist seltener Weise eines derjenigen Länder, die man durchschnittlich recht wenig kennt. Von Japan, von China, von Indien, von dem Leben der Eingeborenen dieser Länder und von dem Dasein der Europäer dort hat man deutlichere Vorstellungen als von dem großen Staate an der Nordwestspitze Afrikas, der sich doch die pyrenäische Halbinsel so neugierig zuzuneigen scheint. Der Muselmann erschwert nun einmal ganz allgemein dem Christen das Betreten seiner Gebiete weit mehr als selbst der Wilde; und gerade *Marocco* hat nicht viel, was den Fremden anziehen könnte. Sogar die Romantik hat sich weniger an dieses Land geheftet, als an irgend ein anderes im Orient. In einer jener übermüthigen Novellen der Frührenaissance spielt der Sultan von *Marocco* eine kaum beneidenswerthe Rolle — Hauff hat ein lustiges Märchen dahin verlegt — dann kennt man noch die Niederlage des Königs Sebastian an jener Küste und weiß, daß vor einigen Jahrzehnten Spanien einen Krieg dort führte, an dem auch ein später berühmt gewordener preussischer Soldat Theil genommen — das war so ziemlich die Summe der Vorstellungen, die bis vor kurzem der Name *Marocco* nachzurufen pflegte.

Jüngst hat sich das ein wenig geändert; aber wenn das Interesse zugenommen hat, so ist das Land doch immer noch für den Schriftsteller ziemlich jungfräulich

Boden. Zwei der talentvollsten Reiseschriftsteller sind vor Kurzem, merkwürdigerweise unter ganz gleichen Verhältnissen dahin gelangt: Ludwig Pietzsch, dessen Bericht über die Reise der deutschen Gesandtschaft, schon längst bekannt ist, und Edmondo de Amicis, der Verfasser des nun deutsch bearbeiteten Buches. Es ist bearbeitet und stark bearbeitet, das sei gleich hervorgehoben. Man wird durch diese Wahrnehmung

Edmondo de Amicis Marocco. (Verlag von H. Gortleben in Wien.)



zunächst etwas verstimmt werden; denn de Amicis hat eigentlich eine zu scharfe und zu bekannte schriftstellerische Physiognomie, als daß man diese abgeglättet sehen möchte. Aber bald überzeugt man sich, daß der Herausgeber doch das Richtige getroffen hat. Zwar der eine Grund, den er für sich anführt, scheint nicht erheblich. Es ist ja richtig, daß de Amicis seinen Stoff nicht erschöpft, es ist auch dankenswerth, daß Schweiger-Verschelfeld hier nachgetragen hat — aber wie vielen Leuten liegt denn mehr daran, ein gründliches Buch als ein unterhaltendes zu haben! Dagegen wird Schweiger-Verschelfeld wohl Recht haben, wenn er bemerkt, daß der Italiener in seiner

Gelegenheitschrift zu viele Einzelheiten angebracht habe, die nur dem Italiener und auch dem nur für einen Augenblick interessant oder auch bloß verständlich wären. Im Gegensatz zu jenem Nachtragen hat hier also der deutsche Bearbeiter getilgt; und man ist ihm das Zeugniß schuldig, daß er beides mit Einsicht besorgt hat. Wir besitzen somit ein sehr vollständiges und sehr gut lesbares Buch über Marocco, welches das Beste und jedenfalls das Beste, was de Amicis darüber geschrieben, enthält.

Es ist ein Buch, das vortrefflich unterhält und mannigfach anregt. Indem man die Reise der Gesandtschaft begleitet, lernt man das Land in allen seinen Theilen und aus den verschiedensten Gesichtspunkten kennen. Und es ist ein sehr merkwürdiges Land. Durchaus nicht schön oder blühend, aber so durchaus urwüchsig, wie man es sonst im Orient nirgends mehr findet, daß man von dem Gegensatz zu der europäischen Gesittung ganz überrascht in das dickste Mittelalter hineinversetzt zu sein glaubt. Ein

Gespräch mit einem eingeborenen Kaufmann, der den Occident kennt, berichtet de Amicis und bietet damit ein meisterhaftes Bild von dem Widerspruche der allgemeinsten Anschauungen über Daseinsglück und Unglück zwischen Orientalen und Occidentalern. Geradezu grotesk ist der Eindruck, den man von den Beziehungen der Gesandtschaft zu dem Hofe des Sultans erhält. Amicis sieht den berühmten orientalischen Pomp völlig nüchtern an und findet ihn höchst fade-scheinig, unschön und sinnlos; und dem Bestreben der Orientalen, den Europäern gegenüber stets die beste Seite vorzulehren, weiß er mit boshaftem Geschick, anscheinend ganz harmlos, das Lächerliche abzugewinnen.

Ganz hervorragend ist die illustrative Ausstattung des Buches. Jene Gesandtschaft wurde außer Edmondo de Amicis auch von zwei italienischen Künstlern begleitet, und diese, die Maler Ussi und Biseo, haben nach



Edmondo de Amicis Marocco.
(Verlag von A. Hartleben in Wien.)

ihren Aufnahmen die zahlreichen Zeichnungen für das Buch gefertigt. Diese Anzeige wird von einigen Probeabzügen derselben begleitet, nach denen man leicht die Vorzüglichkeit dieser Arbeiten ermessen kann. Aber natürlich kann man sich dadurch keine Vorstellung von der Vielseitigkeit dieser Talente verschaffen. Man sieht hier nur die ungetrübbte Schärfe der Auffassung, den glücklichen Blick für das Bezeichnende. Die ganze Frische dieser Darstellungen erkennt man erst, wenn man das Buch durchblättert und auf jeder Seite Bilder findet, bei denen allen gleichmäßig die wunderbare Unmittelbarkeit im Festhalten des Augenblicks auffällt. Man hat ihnen gegenüber das stete, wahrscheinlich täuschende Gefühl: als ob hier nichts zurecht gemacht, sondern Alles so getreu aufgefangen sei wie im Rohre des Photographen. Und dabei haben doch diese Blättchen wieder nicht jenes Starre, was jede Photographie nach dem Leben, sei sie auch noch so gelungen, unangenehm macht, sondern überall spürt man die künstlerische Belebung des Stoffes. Die beiden Maler brauchen den Vergleich mit keinem andern, der auf diesem Gebiete thätig ist, zu scheuen. Man darf sich jedenfalls freuen, daß gerade sie mit ihren nüchternen und dabei scharfen Augen, mit ihrem feinen Stifte diesen Stoff unter die

Gand bekommen haben, denn sie haben ihm Alles abgerungen, was sich ihm abringen ließ, und dabei entschieden Schönes geschaffen. — Hervorragend ist auch die technische Wiedergabe der Zeichnungen. Italienische Arbeiten dieser Art bringen selten nach Deutschland, und die, welche zu uns gelangen, lassen uns das Fernbleiben der andern

Gemälde des Künstlers Marocco. (Stich von H. Gortleben in Wien.)



kaum bedauern. Es sind rohe unausgeglichene Arbeiten. Diese hier aber stehen auf einer Höhe, daß man ihnen getrost einen Platz neben den Erzeugnissen deutscher Werkstätten anweisen darf. Wahrscheinlich zinkotypische Verkleinerungen der Vorlagen des Zeichners, sind sie mit einer Sauberkeit angefertigt, daß man manchmal wirklich meint, Werke des Messers vor sich zu sehen. Und dabei geben sie den Strich des Künstlers, das Eigenthümliche seiner Darstellungsart anscheinend auf das Genaueste wieder.

Das Ganze ist eine höchst glückliche Vereinigung von Wort und Bild, eines der anziehendsten Prachtwerke, die leztlich erschienen sind. Die Ausstattung ist eine muster-

hafte: das Papier schwer, der Druck klar und tabellos. Und dabei ist der Preis des Buches ein so geringer, daß man sich ohne Opfer die Freude bereiten kann, es zu besitzen.

Amand v. Schweiger-Lerchenfeld, der Bearbeiter des Buches von Anicis, ist auch der Verfasser der *Adria*, des zweiten Werkes, das aus dem Hartleben'schen Verlage neu vorliegt. Allerdings ist es noch nicht abgeschlossen. Heftweise erscheinend, ist es erst bis zur siebzehnten Lieferung vorgeschritten. Aber das, was man davon



Die Adria. (Verlag von A. Hartleben in Wien.)

in Händen hat, ist doch schon umfangreich genug, um ein annähernd treffendes Urtheil über das Ganze zu ermöglichen. Auch hier ist der Stoff wieder recht interessant. Die Küsten des Adriatischen Meeres sind ungewöhnlich reich an Naturschönheit, ohne doch so abgelassen zu sein wie andere, minder bevorzugte, aber bequemer gelegene Bezirke. Gebirge hüben und drüben, lachende Küstenflächen und über dem Allen das Meer als verbindender und belebender Bestandtheil der Landschaft. Das Meer der Odyssee — mit seiner wechselfarbigen Oberfläche, mit seiner Launenhaftigkeit und mit den zahlreichen Inseln, Felsspitzen mannigfachster Bildung, bewachsen mit Wald und spärlicher Triftung. Jene prächtigen Schilderungen, die Homer in dem zweiten Theile des

Heldenliedes von Ithaka und dem Küstensireisen giebt, treffen noch heute zu: das Land hatte frühe eine gewisse Cultur erreicht und hat sich seitdem im Ganzen nicht erheblich weiter bewegt. In dem vorliegenden Buche ist die Schilderung ausgedehnter und genau; daß einem aber bei dem Lesen derselben so häufig einer jener rollenden Hexameter durch den Sinn geht, das spricht für ihre Treue.

Dieser Nordwinkel des Mittelmeeres ist entschieden ein höchst merkwürdiges Stück Erde. In einzelnen seiner Punkte zeitweise ein Sitz blühendster Cultur, ist er durch



Die Adria. (Verlag von A. Hartleben in Wien.)

eine Kette von Jahrhunderten ein Haupttheater der Weltgeschichte gewesen. Seit den Römerzeiten, seitdem der lateinische Westen sich als ebenbürtiger Feind dem hellenischen Osten und dem eigentlichen Orient entgegenstellte, hat hier stets die Entscheidung der weltbedeutenden Kämpfe gelegen, hat die Adria stets als Straße für den Angreifer dienen müssen. Das hat gedauert fast bis in die Zeit der neuen Geschichte hinein. Ein Jahrtausend hindurch haben alle Weltkriege den Küsten dieses Meeres befrachtet, haben von ihrem Widerhall diese Küsten ertönt. Um so seltsamer wirkt es, wenn man dann die Bewohner dieser Länder betrachtet. Verkommen, zurückgeblieben in der großen Jagd nach Cultur und Wohlstand, oder noch gar nicht von diesem Lärmel

ergriffen, so sieht man die meisten derselben. Ausnahmen sind selten, im Durchschnitt ist es eine Bevölkerung, die so wenig zu dem Europa des neunzehnten Jahrhunderts zu passen scheint, wie ihre bunten Trachten zu dem einförmigen Duster der zeitgemäßen Männerkleidung. Aber es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, sich von dem Ungewohnten reizen zu lassen und das eigentlich Abstoßende als etwas Angenehmes zu empfinden. Wie das Auge gern die vollen Farben jener Nationalkleidungen einfaugt, ohne der Bedenken des Verstandes über den ihnen anhaftenden Schmutz, über ihre Verlumptheit groß zu achten, so forscht man auch gern dem Leben jener Völkerschaften nach, findet es anziehend, ohne zu bedenken, daß die Bedingungen desselben dem Kinde moderner Cultur eigentlich unerträglich und überdies widersinnig erscheinen müßten.

Wendet man sich von diesen Bildern ab, so findet man in dem Werke an anderer Stelle Schilderungen von Triest, der zukünftigen Königin der Levante, von dem Aufblühen dieser Stadt, und fühlt sich mit einem Schlage in die Heimath zurückversetzt. Man folgt der anmuthigen Schwingung des Meerbusens längs der Gebirgswurzel und man betritt die alte, entthronte Königin. Venedig — einer der wunderbarsten Namen! Was es einst gewesen, die Nachfolgerin von Rom, die Vorgängerin von Paris, der große Schleifftein der nordischen Nationen — das merkt man kaum noch in den Anspielungen einer nun auch schon abgestorbenen Literatur. Die noch stehenden Zeugen einstigen Glanzes sind auch schon Zeugen bereits raschelnden Verfalles. Und heute schwindet nun auch die Romantik. In den einstigen Palästen lundt der Angleser an der *Table d'hôte*, und die Geschichte von dem angeblich jüngst erfolgten Tod des letzten, herabgekommenen Falleri-Enkels ist schon so oft wiedergekehrt, daß kein Mensch mehr daran glaubt. Venedig ist eine unbehagliche Stadt geworden. Da ist es doch noch freundlicher in den wenigstens ausgestorbenen Nestern an der Westküste, wo das Leben auf der todten Vergangenheit längst entschlafen zu sein scheint, — es sind stille Stätten unmerklich langsamen Zerbrüchels zwischen den Fingern der Zeit.

Überall dahin führt uns der Schilderer. Und ein fleißiger Stift begleitet ihn, um überall das Sehenswerthe aufzuzeichnen. Die Bilder machen den Eindruck großer Treue, und bei der Anspruchslosigkeit, womit sie auftreten, genügt das, um zu befriedigen. Hervorständigt wird die Ausstattung des Buches durch einige sehr gute und zweckmäßige Karten und Stadtpläne.

—ck.

Das Wissen der Gegenwart. Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender, gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz. Leipzig, G. Freytag.

Gute Einfälle sind fruchtbar, sagt man — und bisweilen haben sie eine unerwartet zahlreiche Nachkommenschaft. Seitdem die Spemann'sche Verlagshandlung den Versuch gemacht, die Abneigung des deutschen Publikums gegen das Bücherkaufen dadurch zu besiegen, daß sie ihm eine bedeutende Anzahl fast durchweg klassischer Werke zu dem billigsten Preise anbot, für den man überhaupt etwas Gebiegenes liefern kann, haben sich Nachahmer die Fülle gefunden. Das spricht für die Vortrefflichkeit jenes Einfalles und ist obendrein eine Art Bestätigung jener Klage, die man nie und da gehört hatte, daß das deutsche Buch viel zu theuer sei. Und wegen dieses zweiten Punktes betrachtet man jede dieser Nachahmungen mit Genugthuung als ein neues Zeichen der Umkehr auf einen besseren Weg. Den blauen Bänden sind rothe Bände, grüne Bände, Bände in allen Farbensufen gefolgt, lauter Unternehmungen, die dem Spemann'schen in dem Grundgedanken mehr oder minder verwandt und in der Ausföhrung möglichst treu nachgebildet waren. Unter ihnen allen nimmt die *Sammlung*, deren Titel an der Spitze dieser Anzeige steht, insofern eine besondere Stellung ein, als sie es sich zum Ziele gesetzt hat, ausschließlich wissenschaftliche Stoffe, in vollständiger Weise behandelt, aufzunehmen.

Der Gedanke an sich ist gewiß höchst lobenswerth. Selbst wenn die deutschen

Gelehrten sich häufiger einer anziehenderen Schreibweise befleißigen wollten, selbst wenn sie sich alle überzeugen wollten, daß Darstellen eine Kunst ist, und zwar die einzige, mittels deren man wirken kann, selbst dann würden diejenigen unter ihnen noch selten sein, die sich der Laienwelt unmittelbar verständlich machen könnten: die meisten würden auch dann noch eines Dolmetschs bedürfen, der zunächst das aus ihren Forschungen



Wissen der Gegenwart. (Verlag von G. Freytag in Leipzig.)

auschiede, was nur den Fachgenossen angeht. Dieser Dolmetsch hat eine höchst verantwortliche Aufgabe, und es ist kein Wunder, wenn durch manchen gewissenlosen die ganze volkstümliche Literatur dieser Art ein wenig in Mißachtung gerathen ist. Es herrschte da eben gar zu oft die leichte, gedankenlose, sogar kenntnißlose Buchmacherei.

Sagen wir gleich von vorn herein, daß die bisher erschienenen Bände des Wissens der Gegenwart zu Vorwürfen der Art nicht den schwächsten Anhalt bieten. Die Verfasser derselben sind durchweg Männer, die ihre Sache gründlich verstehen, theilweise maßgebend in ihrem Gebiete; und sie bemühen sich dabei aufrichtig und mit Erfolg, den rechten Ton der Schilderung und die rechte Mischung des Stoffes zu

die Kunst der Darstellung. Gindeley giebt sich darum redliche Mühe, aber er erreicht da eben nur einen achtungswerthen Durchschnitt. Auch die Höhe der Gesichtspunkte kann er nicht erzwingen. Aber wenn man ihm diese Grenze gezogen, findet man innerhalb derselben viel Befriedigung. Gindeley ist vor Allem außerordentlich klar.

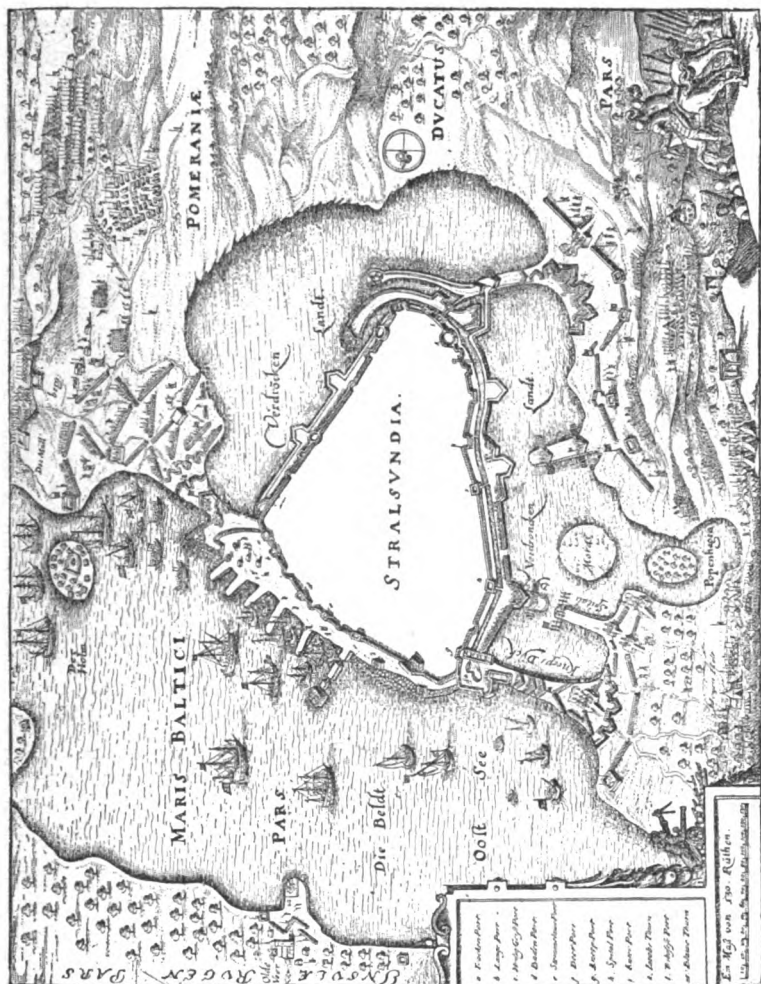


Wissen der Gegenwart. (Verlag von G. Freytag in Leipzig.)

Und sei es, daß er bei aller Objectivität mit dem Herzen doch auf einer andern Seite ist als Schiller, sei es, daß er den ganzen Stoff neu sieht: bei ihm stellt sich Vieles ganz anders; neu und darum anziehend dar. Man hat den Eindruck, daß er, wenn er nicht absolut richtiger sieht, doch genauer hingesehen hat als Schiller. Und wenn er nicht den dichterischen Blick hat, so erfährt er doch auch nicht die dichterische Blendung. Er ist wahrhaftiger. — Von den Illustrationen geben wir einige Proben. Es sind durchweg Nachbildungen gleichzeitiger Darstellungen, Erzeugnisse moderner Einbildungs-

kraft sind streng verboten. Sehr interessant sind auch die alten Pläne von Schlachten und Belagerungen, die zahlreich abgedruckt sind. Das Bild der Vorgänge geben sie natürlich höchst ungenau; um so bezeichnender aber sind sie für die Anschauungen der Zeitgenossen.

Die Anwendung der Illustration ist überhaupt ein Grundzug der Freytag'schen Sammlung. Wir geben noch aus den Bänden, die E. Jung über Australien ver-



Wissen der Gegenwart. (Krieg von E. Freytag in Leipzig.)

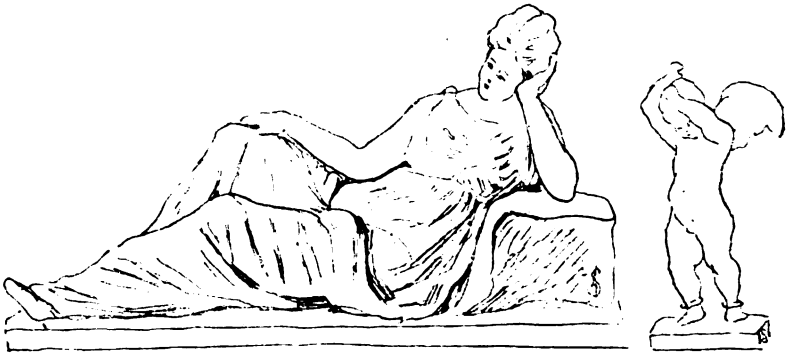
öffentlicht hat, eine Probe. Auch diese bieten schon in der Person ihres Verfassers eine Bürgschaft für ihre Genauigkeit. Denn Jung hat mehrere Jahrzehnte in Australien eine hervorragende Stellung eingenommen — irren wir nicht, so stand er in einem der Staaten an der Spitze des Schulwesens — und hat so hinreichend Gelegenheit gehabt, sich von dem Erdtheile genaue Kenntniß zu verschaffen. Seine Schilderung ist vier Bände stark — ein sehr anziehend, geradezu unterhaltend geschriebenes Buch. Alles, was interessant sein kann, von den einzelnen Dampferlinien nach Australien,

ihrer Schnelligkeit und Richtung an, bis zu den ersten Ansätzen papuanischer Kunst und Geselligkeit wird hier zur Sprache gebracht. Ausgeschlossen ist blos die graue Theorie — diese aber gründlich. Außer einer Allgemeinen Witterungskunde von Herm. J. Klein, einem anscheinend sehr brauchbaren Handbuche, seien endlich noch zwei Bände erwähnt, die C. Taschenberg zum Verfasser haben. Die Insecten nach ihrem Schaden und Nutzen heißt das eine, das andere Die Verwandlungen der Thiere. Beides sind eigentlich Titel, die Niemandem außer etwa einem angehenden Naturforscher viel versprechen. Aber gerade sie sind ein kleiner Triumph der Sammlung. Denn der Verfasser besitzt bei aller Anspruchslosigkeit ein so seltenes Talent der Darstellung, daß man sich wirklich einen Augenblick einreden möchte, man gewönne Interesse an all' dem unschönen, theilweise höchst widerwärtigen Ungeziefer, das er da aufmarschiren läßt.

Damit ist für diesmal die Freytag'sche Sammlung erschöpft. Bei der Schnelligkeit indeß, womit sie Band auf Band folgen läßt, werden wir jedenfalls Ursache haben, bald wieder auf sie zurückzukommen. — ck.

Tanagräische Terracotten.

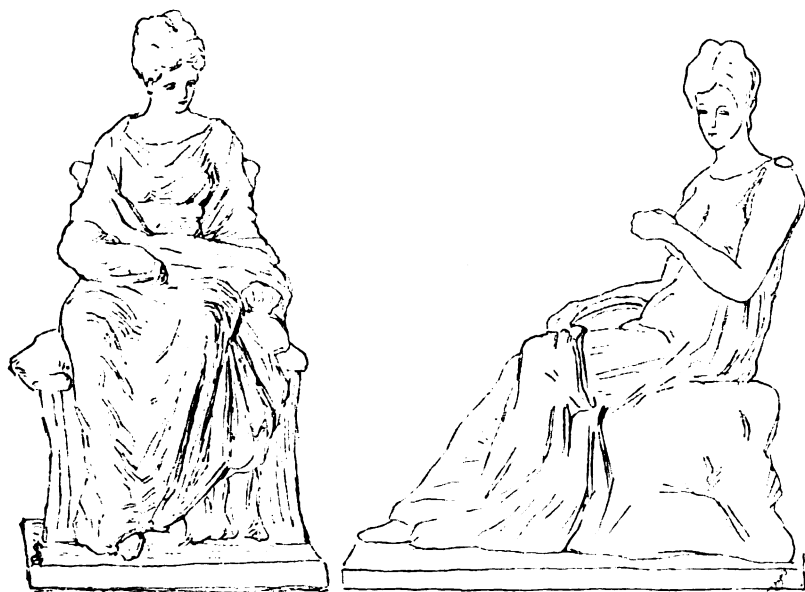
Wenn man annehmen darf, daß unter gewissen Umständen Angebot durch Nachfrage erzeugt wird, so muß man wohl schließen, daß der Geschmack der Gegenwart



Tanagräische Terracotten der Gebr. Schulze in Berlin.

für die Nachbildungen Tanagräischer Terracotten eine besondere Vorliebe gefaßt hat. Fritz Gurlitt war der erste, der nach sechs im Berliner Museum befindlichen Figuren genaue Copien fertigen ließ und diese in den Handel brachte. Seitdem wir davon berichtet, ist ein Jahr vergangen; und wieder gehen uns die Abbildungen anderer Copien zu, die eine hiesige Gießerei für plastische Kunst, die der Gebrüder Schulze, hergestellt hat. Der, der den ersten Einfall gehabt, hat unter den Schätzen unseres Museums natürlich auch die unverkümmerte Muslese gehabt. Gurlitts Figuren sind nach denjenigen gebildet, die am besten erhalten geblieben waren, und sie machen in der That, erwägt man das mehrtausendjährige Alter der Urbilder, einen überraschenden Eindruck von Frische. Jene dagegen, die wir heute vor Augen haben und von denen wir hier Abbildungen geben, zeigen viel deutlicher die Spuren des undenklich langen Lagerns im Erdboden. Die Farben sind verwaschen, anscheinend in eine Art von Braun zusammengelaufen. Aber mittlerweile hat der Geschmack, der von vornherein ja diesen stumpfen Farben entgegenzukommen geneigt ist, sich daran gewöhnt, und das Auge fühlt den Reiz der schönen Form unvermindert. Denn die Linie ist in diesen Figuren nicht minder anmuthig als in den früher in den Handel gelangten. Ja eine ist darunter, die im Entwurfe sowohl als in der Feinheit der Ausführung alle anderen weit übertrifft. Es ist das Bild einer jungen Frau, nach-

lässig zurückgelegt, die Arme in dem knitterigen Stoffe der Gewandung vergraben, ein Bild holdesten Träumerei — und dabei so ganz schlicht, so ohne jeden Anspruch darauf, irgend etwas ausdrücken zu wollen, daß man sich nie satt daran sieht, nie sich davon abwendet wie von einer erlebigen Frage. Denn das ist das Schöne an diesen antiken Gebilden, daß sie nie wüßig sein wollen. Die französischen Terracotten z. B. sind zweifellos sehr viel feiner: aber sie müssen schon einen Theil der Schönheit dem Ausdrücke opfern, und ihr Ausdruck ist in der Regel gesucht. Die Einführung dieser antiken Terracotten in das Privathaus bedeutet einen entschiedenen Fortschritt. Man wird die alte Porzellanfigur nicht ganz verbannen: in der passenden Einrichtung wird



Tanagraßche Terracotten der Gebr. Schülke in Berlin.

sie stets den zierlichsten Eindruck machen; und sie tritt verhältnißmäßig recht bescheiden auf. Auch für die französische Terracotte mit ihren scharfen, boshaften Zügen findet sich Platz. Aber zu der Einrichtung, wie sie in Deutschland durchschnittlich bevorzugt wird — mit ihrem schweren Hausrath und den dunklen stumpfen Farben stimmt nichts so gut als die verschwimmende Linie der griechischen Terracotte, ihre sanfte Farbe, diese ganze sorglose Heiterkeit, die da, wo sie steht, ein Licht um sich zu verbreiten scheint. — Ein sehr merkwürdiges Figürchen ist der kleine schmiedende Gros: das ist ein Einfall, den eben so gut ein Meister des Roccocos gehabt haben könnte, und den er ebenso ausgeführt haben würde. Beispiele dieser Art scheinen in der Kleinkunst des Alterthums sehr selten zu sein. Doch auch dieser theilt mit allen den Figuren den wunderbaren Liebreiz. Es ist sehr schwierig, sich unter ihnen für irgend eine zu entscheiden, der man den Vorzug geben möchte.

Zur Kategorie der Prachtwerke, und zwar der hervorragendsten Art, gehört ein aus dem Verlage und aus der Officin von C. Schottlaender in Breslau und Leipzig hervorgegangenes Werk in größtem Folioformat: „Erinnerungsblätter an die Vermählungs-Feierlichkeiten Ihrer Königlichen Hoheit der

Kronprinzessin Victoria und des Kronprinzen Gustav von Schweden und Norwegen und die Silberne Hochzeit-Feier Ihrer Königlich Hoheiten der Großherzogin Louise und des Großherzogs Friedrich von Baden. Herausgegeben von Emil Jonas, Königlich Dänischem Wirklichen Kammerrath, Ritter 2c. Mit Illustrationen von Ender, Frölich, Gamborg, Hellqvist, Johanson, Kay, Nielsen, Peters, Tallberg. Der vorstehende ausführliche Titel überhebt uns der Mühe, den Zweck des großartigen Unternehmens näher darzulegen; aber eine schöne Aufgabe der Kritik ist es zu constatiren, daß sich in diesem Werke die gewandte, kundige und sichere Feder des Herausgebers, der Eist und Griffel der Künstler und die typographische Meisterschaft verbunden haben, um eine Leistung *par excellence* hervorzubringen. Durch das Auge finden Geist und Herz in diesem Werke ihre volle Befriedigung, Alles daran, innerlich wie äußerlich, ist würdig des erhabenen Gegenstandes, jener Doppelfeier, an welcher zwei große Völker und alle Glieder ihrer Herrscherfamilien den innigsten Antheil genommen. Mit großem Geschick hat der Herausgeber und Verfasser des Textes, welcher mit der Berichterstattung officiell beauftragt war, seine umfassende Aufgabe gelöst. Der Leser erfährt aus dem stattlichen Schmutzbande Alles, was sich bei den vielen Festlichkeiten der Hochzeitfeier des kronprinzlichen Paares bei der Silberhochzeit des großherzoglichen Paares auf der Brautfahrt nach dem Norden und beim Einzug in Schwedens Hauptstadt ereignet. Sämmtliche theilhaftig gewesene hohe Fürstlichkeiten, Allen voran unser erhabener Kaiser, der seine geliebte Enkelin weggab, treten vor unsere Augen, die Festzüge der Bürgerschaft, das glänzende Museumsfest in Carlstruhe, die solenne Trauung, die Ballfeste, die prunkvollen Mahle, die herrlichen, überreichen Braut- und Ehrengeschenke, dann die großartigen Veranstaltungen von Seiten des schwedischen Volkes. Alles ist authentisch, farbenreich und mit einem Hauche warmer Poesie dargestellt, so daß Darstellung und Veranlassung sich gegenseitig aufs Beste decken. Der Leser durchlebt gleichsam die schönen Feste noch einmal in der Seele mit, er erhält eine vollständige Geschichte derselben, wobei seine Sympathie unwillkürlich geweckt und sein Geist reizvoll unterhalten wird. Der Bilder Schmuck bestehend aus vielen Portraits, Festzügen, See- und Gruppenbildern, Architekturen, Landschaften 2c. ist reich, lebenswahr, künstlerisch schön, die gesammte Ausstattung glänzend und musterhaft, so daß es kein würdigeres Festgeschenk geben kann als diese „Erinnerungsblätter“.

König Mithra von Emil Taubert. Berlin, Walthers u. Agolant.

Emil Taubert, dessen vorjährige Novelle *Der Antiquar* bereits die dritte Auflage erlebt hat, bietet diesmal ein Heldengedicht, dessen Stoff dem Sagenkreise des Mittelalters entnommen ist. Solche Stoffe scheinen nicht untergehen zu können: schon aus dem Mittelalter besitzen wir mehrere Bearbeitungen des vorliegenden, und auch diese Neubildung begrüßt man mit besonderer Befriedigung. Der Stoff bietet viel menschlich rührende Züge, und dabei reizt der buntfarbige Grund, die Schilderung des Lebens am Byzantinerhofe und des Krieges mit Babylon fortwährend die Aufmerksamkeit. Taubert hat als Vers wieder die frei behandelte Ottave mit vierfüßigen Zeilen hervorgefucht und behandelt sie mit entschiedenem Glück; das Ganze bekommt dadurch einen leich alterthümlichen Ton, der dem Gegenstande gut entspricht. In zahlreichen lyrischen Einlagen läßt er dann dem modernen Wesen freien Lauf. Die Ausstattung ist geschmackvoll und gebiegen.

Ludwig Anzengruber, Kleiner Markt. Studien, Erzählungen, Märchen und Gedichte. XII und 172 S. Breslau 1883, S. Schottlaender.

Den Lesern von „Nord und Süd“ braucht zum Lobe Ludwig Anzengrubers kaum noch ein Wort gesagt werden. Die Beiträge, welche er für unsere Monatsschrift geliefert hat, gehören zu den schönsten Bieren derselben. Man erinnere sich an

die drei Studien zur Psychologie der Bauern: „Wie der Huber unglaublich ward“ und „Der gottüberlegene Jacob“, „Die fromme Kathrine“, man denke an die beiden novellistischen Seelenbilder: „Das Sündkind“ und „Sein Spielzeug“. Jede einzelne dieser Arbeiten zeigt uns Anzengruber als einen der originellsten Schriftsteller unserer Tage, der in seiner Art neben sich keinen zweiten hat, als den tiefen Kenner der menschlichen Seele, als das warm empfindende Herz voll Mitgefühl für menschliches Leid und Elend, als den scharfen Beobachter der ihn umgebenden Menschen und Dinge. Scharf und dabei von liebenswürdiger Ironie. Dazu quillt aus allen Schilderungen Anzengrubers ein starkes unerschütterliches Gefühl für Recht und das Rechte für die sittliche Freiheit: er ist ein natürlicher Gegner jeglichen Pfaffenthums; in welcher Gestalt er ihm auch entgegentreten mag. Diese kurze Charakteristik Anzengrubers ist hierher gestellt, weil sie durch den Inhalt dieses jüngsten Buches des Dichters voll und ganz bestätigt wird. Von Neuem bewährt er sich hier als der große Seelenkundige, der uns ergreift, zum Nachdenken zwingt, uns belehrt und besser macht. Er zeigt sich in dem Buche auch von einer neuen Seite: als Märchen- und Fabeldichter. Freilich dient ihm das Märchen ebenfalls dazu, den Menschen einen Spiegel vorzuhalten. Das vorliegende Heft von „Nord und Süd“ bietet ein solches Märchen: „der böse Gast“: es ist ein ausgezeichnete Beweis für das, was Anzengruber auch auf diesem Gebiete zu leisten vermag und für die Art seiner Auffassung der Mission des Märchens. Man wird dieses zierliche, von dem Verleger reizvoll ausgestattete Buch nicht aus der Hand legen, ohne dem Verfasser sich innerlich verpflichtet zu fühlen.

Wintertage. Drei Erzählungen aus Frankreich. Von Rudolf Lindau. Breslau, E. Schottlaender.

Es ist nicht hier der Ort, Rudolf Lindaus dichterische Eigenschaften zu zergliedern, dazu ist er ein hier zu bekannter, gerngesehener Gast. Ist doch die eine dieser drei Erzählungen, Im Parke von Willers, erst vor wenigen Monaten in dieser Zeitschrift erschienen. Sie zeigte damals den Novellisten von einer wesentlich neuen Seite. Aber der vorliegende Band, auf dessen Erscheinen hier einfach hingewiesen werden soll, enthält noch zwei andere Stücke, die ebenso interessant und ebenso bezeichnend für die Eigenart des Verfassers sind. Das kurze Souvenir, das den Schluß des Buches bildet, schildert einen ganz unscheinbaren Vorgang, aber mit so scharfer Beleuchtung des Handelnden und einer solchen stillen Art von Humor, daß das Geschichtchen einen ganz eigenen Reiz erhält — gleich irgend einem Stückerl werthlosen Stoffs, das zufällig in die Hand eines wirklichen Künstlers gerathen, nun einen Preis gewinnt, den nur die Arbeit und der Geist, die darauf verwandt sind, rechtfertigt. Es ist eine Skizze ähnlich einer anderen desselben Dichters, die vor Jahresfrist gleichfalls hier erschien, und die zu dem Feinsten gehörte, was er jemals geschrieben. Die dritte Erzählung Hans der Träumer ist die umfangreichste. Es ist eine Charakterstudie, zu deren Hintergrund die Fremdencolonie von Paris gewählt ist. Wenige Figuren, aber jede mit liebevoller Schärfe ausgearbeitet. Lieft man solche Arbeiten des Verfassers und denkt dabei an die Klarheit seiner Beobachtung und die Wahrhaftigkeit seiner Schilderung, so regt sich immer wieder das Bedauern, daß er unwillkürlich darauf verwiesen worden ist, diese seltenen, schätzbaren Gaben der Behandlung fremder Verhältnisse zu widmen. Ihnen gewinnt er immer neue Seiten ab. Was hätte er erst in der Schilderung heimischen Lebens leisten können, und was könnte er uns dann erst sein! Denn Talente dieser Art sind in Deutschland gar zu selten, und noch seltener gelangen sie auf jene, von Rudolf Lindau erreichte Lebenshöhe, wo sie sich erst voll betheiligen können.

— ck.

Neue Gedichte von Emil Scherenberg. Leipzig, Ernst Reil.

Es ist ein dünnes Bändchen — von nicht einmal hundert Seiten. Aber was der Dichter hier in weiser Beschränkung ausgewählt, ist dafür auch durchaus werth-

voll — und vor Allem die Anfänger sollten sich dieses Beispiel des schon Erprüften zu Nutzen machen: sie, die sich noch nicht genug gethan zu haben glauben, wenn sie in ihren ersten Band all' ihre Erzeugnisse hineingepackt und noch eigens etwas dazu gebichtet haben. Scherenberg hat von seinem Vater den männlichen, wohlthunenden Zug in der Dichtung überkommen: er erscheint ernst und in sich gefestigt. Was er bietet, das ist eine bunte Auswahl vom einfachen Spruch bis zum ehern tönenden Zeitgedichte. Er bestätigt hier von Neuem, daß er seinen eigenen guten Platz in der Reihe der zeitgenössischen Lyriker beanspruchen darf. —ck.

Mein Frühjahr. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, N. G. Liebeskind.
Von der Landstraße. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, N. G. Liebeskind.

Rudolf Baumbach sprudelt der Quell der Dichtung reichlich zu; so reichlich, daß es Manchen schon des Guten zu viel zu werden scheint. — Oder wie soll man es sich anders erklären, daß sie ihn eintönig finden. Ein so billiger Anspruch an Vielseitigkeit vom Dichter, als ob man den Waldbach tadeln möchte, aus dem man eben erst erfrischenden Trunk geschöpft, daß er nun nicht auch Soole zum Bade giebt. Gewiß der Lyriker Baumbach (bekanntlich hat der Dichter auch andere Gebiete als Meister betreten) bewegt sich in einer geringen Anzahl von Stimmungen — ob er außerdem noch mehr kennt, darauf kommt wenig an. Jedenfalls weiß er diese Stimmungen immer ansprechend und schön zu gestalten — wenn sie nicht gefallen, kann ihnen ja immer aus dem Wege gehen. — Ueberraschende Räthsel findet der Leser auch in diesen beiden Festen nicht; aber die Lieder derselben sind gute Genossen auf der Landstraße oder im knospenden Walde — und auch sonst. Merkwürdig ist, daß Baumbachs Lieder wohl kaum schon gesungen werden. Sangbar sind sie gewiß wie nur irgendwelche sonst. Nur steht unsere Zeit dem Gedicht nicht mehr so unmittelbar gegenüber, läßt es viel mehr durch das Auge auf sich wirken als durch das Ohr und muß darum immer erst auf den Componisten warten, der ihm das Lied in kunstvoller Weise als etwas ganz Neues giebt. Früher war es besser, wenigstens für den Dichter und kunstlosen Sänger, als die Weise sich wie von selbst zum Worte stellte. — Die Ausstattung ist wieder die bekannte, schöne, elzevirartige — sie bedarf keines Lobes mehr. —ck.

Aus England. Neue Bilder aus dem Leben in England von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Mit einem Plane des alten London. Berlin, H. Hofmann und Comp.

Ompteda gehört zu den Bevorzugten, die wirklich sehen; das hatte er schon in seinen ersten Bildern aus dem Leben in England bewiesen, und in der neuen Folge beweist er es wiederum. Es ist eine Eigenschaft, die man nicht häufig findet; die meisten Leute sehen auf ihren Reisen nichts als den Erscheinung gewordenen Text des Bäcklers, sie können sogar in ihrer Heimath geboren werden, leben und sterben, ohne jemals sich eine eigne Vorstellung von dieser gebildet zu haben. Sehen können ist eben ein Geschenk der Natur, und sehen ist kein leichtes Ding, sondern eine Arbeit. Nun, Ompteda hat auch diesmal seine Arbeit sehr gut gemacht, und sein Bericht ist in Folge dessen zu einem sehr lehrreichen Buche geworden. Es will ja schon etwas besagen, über London und über England noch etwas zu schreiben, was neu aussieht. Ompteda hat solches gefunden; Abschnitte, wie Ein Tag im alten London, Rochdale, Noch mehr Fabriken u. dgl., lesen sich mit entschiedenem Nutzen — und dabei angenehm. Es ist zu bedauern, daß die Studie über die Wohltätigkeitsanstalten in diesem Lande nicht mehr hat Aufnahme finden können; sie hätte ein schönes Gegenstück zu dem Abschnitt über die Trunksucht in den ersten Bildern geliefert. Uebrigens ist an dem vorliegenden Buche doch auch der Einfluß der Verjähung zu bemerken. Ompteda spricht noch immer mit rückhaltloser und ja auch

berechtigter Bewunderung von den vielen guten Seiten Englands und der Engländer: aber er ist doch kühler geworden und kritisiert. Das ist jedenfalls ein Vorzug dieses Bandes.

Aus dem Leben des General der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt.

Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters zusammengestellt von Heinrich v. Brandt, Oberst z. D. 3. Bd. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Eine Art Schicksal hat über dieser Auswahl aus der Hinterlassenschaft des bekannten, verdienstvollen Militärs gewaltet. Nachdem der erste Band mit den Aufzeichnungen über die Feldzüge Napoleons I., in dessen Dienste eigenthümliche Umstände den jungen preussischen Offizier gezwungen, ein Russen weit über Deutschland hinaus erregt hatten, blieb das Erscheinen des zweiten Bandes fast unbeachtet. Das lag nicht am Stoff, sondern an der Ungunst des Tages: das Buch erschien am Vorabend des französischen Krieges. Jetzt liegt der dritte Band, frisch aus der Presse, vor. Ueber die Aufnahme, die er finden wird, braucht man sich schon jetzt keinen Zweifeln mehr hinzugeben: als sein Inhalt abschnittsweise in einer Zeitschrift erschien, erregten diese Skizze schon lebhafteste Theilnahme. Diese ist hier vielleicht noch mehr berechtigt, als sogar bei den bunten Abenteuern der Kriege in Spanien und Rußland 1808—1812. Denn hauptsächlich die Zustände in Berlin nach 1848 bilden den Gegenstand dieses Bandes. Selbst wenn man nicht wüßte, welche bedeutende Rolle General von Brandt in den damaligen Verwickelungen gespielt, würde dieses Thema allein schon lothend sein; denn unsere Kenntniß dieser Jahre ist noch lange nicht bestimmt genug: vor Allem fehlt es noch immer viel zu sehr an Aufzeichnungen einsiger Mitwirkender über ihre eigenen Eindrücke. So erscheint dieser Band höchst willkommen. —ck.

Das Trinkgeld von R. Thering. Braunschweig, Georg Westermann.

Einen Separatabdruck dieser Studie, deren Erscheinen in Westermanns Monatsheften so lebhaft erörtert wurde, begrüßt man mit Freude. Man liest nun die geistvolle kleine Schrift mit weit größerem Behagen und würdigt sie besser, unbefangener. Liegt doch die Tagesfrage des Trinkgeldes — leider! anscheinend bereits hinter uns. In Deutschland fehlt jene Auffassungsgabe, die sich zugleich zur Thätigkeit gedrängt fühlt; und so werden wir denn das Trinkgeld wohl noch eine Weile zu steuern haben. Möge Thering's Ruf wenigstens, nachdem er aus dem Lärm des Tages ausgeschieden, dauernd fortdauern. Er war es werth, als etwas Besonderes aus einer mit Vergänglichem überladenen Monatschrift hervorgefucht zu werden.

Carl Maria von Weber. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von August Reichmann. Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen. Berlin, Rudolf Oppenheim.

Der liebenswürdige Componist der Romantiker ist bereits der Gegenstand einer eben so reichen wie gründlichen Literatur. Das vorliegende Lebensbild von dem Verfasser des Handlexikons der Tonkunst (dessen hier ja gleichfalls ehrend Erwähnung gethan worden) ist dennoch kein nutzloser Zuwachs. Verstreutes wird hier gesammelt, Weiterschweifiges zusammengefaßt, Ueberschwängliches zurechtgestutzt. Auch zu einer Nachlese hat sich hier und da Gelegenheit gefunden. Dabei hält das Buch die rechte Mitte zwischen sachmäßiger und volksthümlicher Darstellung: für den einen nicht zu tief, für den andern nicht zu flach, lieft es sich durchaus angenehm.

Merke nette Pflanzen. Weitere Kinderlieder aus Wald und Feld, von Wiesenflur und Garten von Richard Schmidt-Cabanis. Mit Bildern von Lothar Megendorfer. München, Braun und Schneider.

Ein sehr hübsches Kinderbuch. Schmidt-Cabanis läßt seiner Laune und seiner Reimsfertigkeit lustig die Zügel schießen, und Megendorfer, den Lesern der Wipplätter

ebenso wenig ein Unbekannter, beweist in prächtigen Zeichnungen, wie tüchtig er sich entwickelt hat. Das Buch hat etwas vom Etruwelpeter: es stilisirt, so zu sagen, das Leben. Aber es stilisirt dasselbe nicht in das Häßliche und Gruselige, sondern in das Lustige. Die Ausstattung ist hübsch, auch die Rücksicht auf Dauerhaftigkeit scheint nicht vergessen. Einen eigenthümlichen Reiz empfindet man, in den Illustrationen das Werk des Zeichners nicht, wie sonst in den Witzblättern, durch Zinkotypie verkleinert, sondern in seiner ursprünglichen Größe zu sehen. Man merkt, wie viel der Maßunterschied thut, um den Eindruck auf den Beschauer zu verändern. — ck.

Kulturgegeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth (Herausgeber des „Formschatz“, des „Deutschen Zimmers“ u. s. w.). Erster Band. Leipzig und München, G. Hirth.

Mit dem vorliegenden Werke vermehrt Georg Hirth die Reihe seiner zahlreichen Verdienste um ein neues. Was er beabsichtigt, das ist, durch strichgetreue Wiedergabe alter Bildbrude eine möglichst vollständige Anschauung des Lebens im 16. bis 18. Jahrhunderte zu erwecken. Er nennt das Werk mit Recht ein Bilderbuch für Erwachsene. Wie hoch er von dem Werthe desselben denkt, wie hoch er sich sein Ziel gesetzt, das muß man in seiner Einleitung nachlesen, wo er mit warmen Worten davon spricht: „Diese Blätter gehören dem Zauberkreise an, in welchen wir uns aus dem herzlosen Getriebe des Tages flüchten. Die andächtige Vertiefung in das stille Leben der alten Meister bereichert nicht bloß unsern Geschmack und unser geschichtliches Wissen, sondern sie bewirkt auch, indem wir die langsame Culturarbeit vergangener Jahrhunderte in kunstgeweihter Lebensfülle so recht anschaulich vor Augen haben, daß wir in unsern Erwartungen gedulbiger und verständlicher, in unserm Gemüthe selbst ruhiger und freier werden.“ Das sind schöne Worte, die ihren Verfasser ehren. Und er wird seine edle Absicht erreichen. Dieser erste Band (das Werk ist auf deren drei berechnet) enthält über 500 Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert, allem Anscheine nach fast lauter Werke deutschen Ursprungs. Es ist ein prächtiges Bild überquellenden Lebens, das sich da eröffnet, ganz entsprechend Puttens jubelndem Spruche: „O Jahrhundert! Die Geister erwachen, die Studien blühen: es ist eine Lust zu leben!“ der dem Buche vorgegedruckt ist — und der unserm düster scharwerkenden Geschlechte schier unbegreiflich klingt. Es befreit wirklich das Gemüth, den Blick in den Spiegel einer glücklicheren Vergangenheit hinabtauchen zu lassen. — In den folgenden Bänden werden auch die Meister andrer Völker berücksichtigt werden. Die Nachbildungen sind ausgezeichnet — wie sich das ja auch nicht anders erwarten ließ. Auch die Verkleinerungen, die gegeben werden mußten, sind gelungen. Die Auswahl ist mit vielem Takte getroffen worden: von einem kritischen Apparate hat der Herausgeber mit Recht abgesehen: die Gelehrten brauchen ihn nicht, den Ungelehrten ist er eine Last. So ist es denn ein Buch der reinen Erholung. Und mehr als das: eine Zierde unserer Literatur, ein Prachtwerk allerersten Ranges. — ck.

Mubens und die Antike. Eine kunstgeschichtliche Untersuchung von Friedr. Frhr. Goeler von Ravensburg. Mit sechs Tafeln in Lichtdruck. Jena, Hermann Costenoble.

Ein Band von allerersten Ranges Ausstattung ist es, worin Goeler von Ravensburg das Verhältniß des großen Mubens zur Antike unter allen Gesichtspunkten betrachtet. Es ist eine Studie, die von ebensoviel Gelehrsamkeit als Kunstsinne zeugt, des bedeutenden Rufes, den sich der Verfasser auf dem Gebiete der Kunstgeschichte durch seine Schriften über die Venus von Milo und über den Kölner Dom erworben, durchaus würdig. Jenes Verhältniß des Mubens zur Antike ist allerdings merkwürdig genug. Der geniale, überall fädelgerechte Mann war auch einer der bedeutendsten Latiniten seiner Zeit. Ohne die Antike mit jenem unbefangnen Nachempfinden zu beleben wie die Meister der Hochrenaissance, schon mehr ein Gelehrter im Sinne der Nachblüthe, war er jener doch

so innig verwandt, wie kein anderer Künstler bis auf die neuere Zeit. In seinen Darstellungen aus der Antike kann er den Geist seines Jahrhunderts nirgends verleugnen, aber er findet eine Vereinigung zwischen diesem und jener, aus der ein wirkliches, wenn auch ganz eigerartiges Leben entspringt. Das Alles kann man sich ungefähr sagen, wenn man vor seinen Bildern steht. Aber der Verfasser der vorliegenden Schrift hat hier erst das Material gesammelt, das diesen ganzen Vorgang erklärt. Die Lichtdrude (von Ad. Braun in Dornach) sind ganz vorzüglich. Besonders werthvoll sind zwei von ihnen, welche Gemälde des Meisters wiedergeben, die, in Schottischen Schlössern vergraben, noch nie vervielfältigt worden sind.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Lize.

Hamerlings Dichtung, aus der ein Gesang jüngst an dieser Stelle abgedruckt worden ist, liegt jetzt vollständig der Öffentlichkeit vor. Das Werk hat in Thumann einen Illustrator gefunden, um den man den Dichter wohl beneiden könnte. Sinnig und anmuthig — das ist das Wort, mit dem man jede neue Schöpfung des Künstlers bezeichnet. Wer in der nahesten Weihnachtszeit sich dieses Buch auswählt — es werden ihrer gewiß viele sein — der wird schwerlich leicht sagen können, was ihn mehr gelodt: die Dichtung oder die Zeichnung. Die Ausstattung ist sehr reich und geschmackvoll; besonders die Lichtdrude (von Fr. Bruckmann in München) sind musterhaft. Zu ruhigerer Betrachtung, als der Schwall der Weihnachtszeit sie erlaubt, werden wir auf das Werk zurückkommen.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz u. s. w. Von Georg Büchmann. Dreizehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Paude und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Eigentlich genügt die Anführung der Thatsache, daß Büchmann sich in neuer Auflage eingestellt hat. Aber es verdient doch wohl bemerkt zu werden, daß das Buch, trotzdem es mehr denn 150 neue Citate aufgenommen, an Umfang verloren hat. Wie die Kürzung möglich gemacht worden ist, das ist ein halbes Räthsel: jedenfalls begrüßt man sie aber mit Freude. Denn wenn der Band auch noch nicht über die Grenzen des Handlichen hinausgequollen war, so sah man doch schon den Augenblick, wo das eintreten müßte. Nun ist wieder Spielraum gewonnen. In der Einleitung wirkt die Kürze geradezu schnaubbärtig — ihr Ton erinnert an die Leutseligkeit, die man häufig bei vielbeschäftigten Beamten findet — trotzdem oder deswegen liest man gerade die Einleitung mit besonderem Behagen. —ck.

Das Buch der Bücher. Aphorismen aus der Welt-Literatur. Gesammelt und geordnet von Egon Berg. Teschen, Karl Prochaska. 2 Bde.

Sammlungen von Aphorismen sind ja überaus zahlreich; ihrer keine hat aber wohl einen solchen Umfang wie vorliegende. Der Verfasser hat vielleicht nicht so ganz Unrecht, wenn er dafür die Anerkennung einer Art von wissenschaftlichem Werthe beansprucht. Die Vertreter der nicht gerade landläufigen Literaturen unter den hier angeführten Schriftstellern sind durchaus nicht selten; und auch unter den Angehörigen der großen Literaturen finden sich Namen, die man kaum noch berücksichtigt zu sehen erwartet. Ja man kann wohl fragen, ob der Herausgeber seine Gastfreundlichkeit nicht hie und da gar zu weit ausgedehnt hat. Wie dem auch sei: interessant ist dieses Buch in seiner Reichhaltigkeit. — Der Verfasser betitelt die beiden Bände, den einen Herz und Natur, den andern Geist und Welt und findet auch für die Unterabtheilungen eine gewisse Ordnung. Immer noch geschickt genug, denn ohne Willkür geht es dabei erfahrungsgemäß nie ab. Im Grunde ist das auch ein ziemlich gleichgültiges Ding. Brauchbar und dankenswerth sind die Register.

Deutsche Lieblingslieder. Mit zehn Vollbildern in Phototypie und zahlreichen Textbildern von Alexander Zid. München, Fr. Bruckmann.

Unter den zahlreichen Anthologien zeichnet sich diese nicht nur durch ihre geschmackvolle Auswahl, sondern auch durch ihre schöne Ausstattung aus. Der Illustrator hat hier ein entschiedenes Talent, ebenso sinnig wie vielseitig, bewiesen. Die Phototypieen sowohl wie die Holzschnitte sind ganz ausgezeichnet. Wir werden auf dieses Werk ausführlich zurückkommen; ebenso auf das vaterländische Prachtwerk die Hohenzollern, das, in demselben Verlage erschienen, soeben abgeschlossen worden ist. —ck.

Stalden-Ränge. Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter, gesammelt von Eufemia Gräfin Ballestrem und Hermann Lingg. 8. 570 S. Breslau, 1883, Schottlaender. M. 4.50, in Original-Prachtband gebunden M. 6. —

Eine neue Anthologie, aber diesmal keine überflüssige! In der Mehrzahl der im Uebermaß vorhandenen Gedichtsammlungen ist die Ballade zu kurz gekommen; Goethe, Schiller, Uhland zc. stellen da mit ihren bekanntesten Meisterwerken auf dem Gebiete das Hauptcontingent, die späteren Dichter sind kaum berücksichtigt, abgesehen von etlichen der bekanntesten Balladen Heines, Geibels; was die modernste Balladenichtung geleistet, erfährt man nur selten aus diesen Anthologien. Dabei wird von den Herausgebern die Begriffsbestimmung der Ballade nur selten in aller Schärfe festgehalten. Die Ballade ist, nach Gottschalls richtiger Definition, das epische Lied, in welchem der Ton der Stimmung und die sangbare Form vorwaltet und welches daher das Ereigniß ganz in Empfindung auflöst. Nur bei genauester Beobachtung dieser Erklärung wird die Hauptstreitigkeit zwischen Ballade und Romanze, deren Verwirrung durch den schwankenden Gebrauch dieser Ausdrücke von Seiten unserer großen Dichter noch vermehrt ist, ein für allemal grundrechtlich regulirt. Die Romanze ist dann eine episch-lyrische Mischgattung, eine kleine „poetische Erzählung“, in welcher das Interesse des Colorits und der Schilderung überwiegt und die lyrischen Andeutungen und Sprünge, das Element der musikalischen Stimmung, die Sangbarkeit und Kürze gänzlich verdrängt. Die Ballade ist ein Lied, die Romanze eine Erzählung; die Ballade sangbar, die Romanze nicht; die Ballade hebt die Handlung in der Stimmung auf, die Romanze die Stimmung in der Handlung; die Ballade skizziert das Epische nur in traumhaften Umrissen, die Romanze giebt ihm den vollen Glanz der Schilderung; die Ballade ist wesentlich lyrisch, die Romanze vorwiegend episch. Eine Revision des uns überlieferten Balladen- und Romanzenschatzes nach diesen von Gottschall aufgestellten Grundsätzen würde ergeben, daß von den Schiller'schen episch-lyrischen Gedichten nur der „Ritter Loggenburg“ wegen seines sangbaren Charakters hierher gehört, während Goethes vom Hauch der Stimmung wunderbar durchzitterter „Erlkönig“ ein durchgreifendes Naturbild der modernen Ballade ist. Der echte, moderne Balladendichter ist Heinrich Heine. In seinen Balladen: die Grenadiere, die Heimsuchung, die Botschaft, Belsazer, die Fensterchau, in seinen Gedichten von der „Lorelei“ und vom „Hirtensknaben“, in vielen einzelnen kleinen Liedern, in denen das Epische gleichsam im lyrischen Aether verzittert, ist der liederartige Charakter, das stimmungsvolle Element in mustergiltiger Weise vorherrschend. Dieses sanfte Verschweben des Epischen charakterisirt auch einzelne Balladen von Uhland, ebenso traumhaft sind einzelne Balladen Brentanos und Eichendorffs, neuerdings hat Theodor Fontane den Balladenton mit großem Glück getroffen . . . Die echte Ballade wird aus der Stimmung des Jahrhunderts herausgesungen, mag sie, wie oft bei Heine, das eigene Erlebnis liederartig gestalten oder irgend eine Begebenheit des socialen und politischen Lebens, aus der Fülle des eigenen Herzens wiedergeboren, im frischen Lieberquell hervorprudeln lassen.“ Das sind die Anschauungen von denen die Herausgeber dieses Balladenbuches sich haben leiten lassen: ein feiner dichterischer Kopf wie Hermann Lingg und eine Frauenhand mußten hier das Richtige

treffen. So ist besonders die Auffassung von dem Erklängen der Ballade aus der Zeit heraus der Auswahl sehr glücklich zu statten gekommen; ein nicht geringer Theil der Gedichte führt uns in die Gegenwart oder in die jüngste Vergangenheit hinein, und hier sind es zumeist neben den „Berühmtheiten“ junge Talente, die zu uns sprechen: das ist auch ein Vorzug und eine sehr zu schätzende Eigenthümlichkeit der Sammlung. Hin und wieder hätte die Aesthetik des den einzelnen Dichtern — es sind deren fast hundert — zugemessenen Raumes mehr nach der Bedeutung derselben eingerichtet werden sollen: es steht nicht recht im Verhältniß, wenn Gerhard von Amynor, Eufemia Ballestrem, Alfred Friedmann und Schmidt-Cabanis mit 15, 24, 6 und 14 Seiten bedacht sind, wo z. B. einem Meister wie Fontane — er folgt dazu noch unmittelbar auf Friedmann — sich mit kaum drei und Lingg mit nicht viel mehr Seiten sich begnügen muß. Spätere Auflagen, die gewiß nicht ausbleiben, werden auch hier Rath schaffen. Diese „Stalbenklänge“ verdienen weit vernommen zu werden. Die Ausstattung des Buches ist eine ganz vortreffliche, dabei ist der Preis des 570 Seiten umfassenden Bandes überraschend mäßig.

Otto Spamers Verlag (Leipzig) tritt mit gewohnter Massenhaftigkeit in den Weihnachtsverkehr. Unter der großen Zahl seiner neuen Veröffentlichungen und neuen Auflagen seien hier nur einige hervorgehoben. Zunächst Otto von Leigners Geschichte der fremden Literaturen, die nun in zwei Bänden (Band 3 und 4 der Illustrierten Literaturgeschichte) abgeschlossen vorliegt, ein sehr fleißig zusammengestelltes, hübsch ausgestattetes Buch. Ferner vier Bände der Neuen Volksbücher: das verschwundene Document, eine volkstümliche Erzählung von Adolf Glaser, der Erbknecht, Charakterbilder aus einer kleinen Stadt von Ernst von Waldow, die Voers und ihre Selbstständigkeitskämpfe von M. O. Mohl und der Sohn des Schwarzwaldes von Franz Otto. Diesen letzten Band heißen wir besonders willkommen. Er enthält eine Lebensgeschichte Johann Peter Hebels und eine Auswahl aus dessen Hausfreund Erzählungen. Hebel ist einer Derjenigen, die ihren dauernden Platz nicht nur in der Literaturgeschichte, sondern auch recht im Herzen des Volkes beanspruchen dürfen, und Alles, was geschieht, ihnen den zu erhalten, ist wohlgethan. Das Lebensbild ist ansprechend geschrieben, die Auswahl ist verständig getroffen worden, und gerade dieser Band ist besonders reich und hübsch illustriert theilweis mit Bildern der Stuttgarter Ausgabe. Nennen wir außerdem noch den zweiten Band von Meyers Poetischem Vaterlandsbuche, einer Auswahl aus der vaterländischen Dichtung der jüngsten Tage, eine culturgeschichtliche Erzählung von Adolf Glaser, Savonarola, und die treffliche Erzählung des armen Georg Hiltl, der alte Derfflinger und sein Dragoner, die in dritter Auflage erscheint. Einige Veränderungen sind an dem Texte vorgenommen worden, da neue Illustrationen hinzugekommen sind, denen jener wohl oder übel angepaßt werden mußte; aber der Herausgeber ist dabei mit Vorzicht und mit der gebührenden Achtung vorgegangen.

Als einen erweiterten Abdruck aus seinen deutschen Heldensagen läßt Wilhelm Wagner die Nibelungen in einer wohlfeilen Ausgabe erscheinen. Seine Darstellung berücksichtigt sämtliche Fassungen der alten Sage, H. Vogel, F. W. Heine u. A. haben sehr wirksame Bilder dazu gezeichnet. Eine Erzählung ähnlicher Art aus der Zeit Alexander des Großen ist Pandragon, sie hat den bekannten Philosophen J. Nägeli zum Verfasser; die Illustrationen dieses Buches, fast bloße Umzeichnungen im französischen Geschmack, stehen auf einer sehr hohen Stufe. Endlich sei noch E. Laufschs Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke erwähnt. Das Buch ist uns ganz besonders sympathisch wegen des Geschmacks, der bei seiner Anlage geherrscht hat. Der Herausgeber hat nämlich weitaus die größte Anzahl der Stücke, anstatt sie nach sonst beliebter Art neu zu bearbeiten, in der Fassung abgedruckt, die durch seine berühmten Vorgänger, die Grimms, Bechstein, Müllers, Andersen u. A. classisch geworden ist. Dem-

entsprechend sind für die Illustrationen vielfach die bekannten Vorlagen von L. Bechstein, Carl Reinhardt u. A. benutzt worden. Das heißt mit Pietät — und praktisch handeln: denn von diesem Buche sind, um einmal eine Zahl zu nennen, bereits 140000 Abzüge verkauft worden. — ck.

Deutsche Jugend. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Unter künstlerischer Leitung von Oskar Pletsch. Band 20. Leipzig, Alphonse Dürr.

Das ist ein regelmäßiger und ein stets gern gesehener Gast in der Weihnachtszeit — schon so allgemein bekannt, daß er einer Vorstellung gar nicht mehr bedarf, um überall, wo es Kinder zu beschenken giebt, freudig willkommen geheißen zu werden. Aber auch ein Erwachsener blättert wohl noch einmal in dem Buche nach, ob die beiden Herausgeber das halten, was ihr Name auf dem Titelblatte verspricht. Sie haben ihre Unterschrift ehrlich eingelöst: der Band steht hinter keinem seiner Vorgänger zurück. Unter den beisteuernden Schriftstellern finden wir Heinrich Seidel (der dafür sehr fleißig gewesen ist), Julius Sturm, A. W. Grube, Adolf und Karl Müller, Johannes Trojan, den Herausgeber u. s. w. — das ist doch ein stolzes Mitarbeiterverzeichnis! Und unter den Zeichnern, um nur einige zu nennen, Fedor Flinger, Woldemar Friedrich und Johannes Gehrts. Anerkennungswerth ist auch die Sorgfalt in der ganzen Ausstattung. Die Holzschnitte sind in den vornehmsten Werkstätten ausgeführt worden; Tegetmeyer und Kaesberg und Dertel sind daran theilhaft; und einzelne Blätter gehören zu den besten Leistungen dieses Jahres.

Jugendchriften aus dem Verlage von Ferd. Hirt u. Sohn, Leipzig. Hirt's Verlag entfaltet auf diesem Gebiete eine lebhafteste Thätigkeit. Für heranwachsende Mädchen hat Brigitte Augusti zwei hübsche Bücher geschrieben: *Liebe um Liebe* (frei bearbeitet nach J. Colomb's *les étapes de Madeleine*) und *Haus und Welt*, jenes mit zahlreichen Abdrücken der reizenden französischen Illustrationen, wahre Perlen, dieses mit Zeichnungen von J. Kleinmichel. Ferner ist zu nennen E. Wörishoffers Buch vom braven Mann, *Bilder aus dem Seelenleben*, das um bewußten besondere Berücksichtigung verdient, weil es der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger eine ausführliche Darstellung widmet. Die Illustrationen rühren von Johanna Gehrts her. *Kabett u. Feldmarschall* von Oskar Höcker (mit Illustrationen von Karl Römer) ist eine Erzählung aus der Zeit des Großen Kurfürsten. Es soll den ersten Band einer Reihe bilden, die unter dem Titel *Preußens Heer — Preußens Ehr'* die Entwicklung dieser Hauptstütze des deutschen Volkes schildern soll — einem Gedanken Ausdruck gibt, den man nicht früh genug in die Herzen unserer Jugend impfen kann. — ck.

Kinder-Lust. Ein Bilderbuch für kleine und große Kinder. Mit 40 Seiten Illustrationen. In Buntdruck gebunden Mf. 3. 50 Pf., in Braundruck gebunden Mf. 2. 40 Pf.

Walter Crane's Bilderbücher. 1. Blaubart, 2. Dornröschen, 3. König Glückskind, 4. Rothhäppchen, 5. Prinzessin Wunderstern, 6. die Hirschkuh im Walde. Cartonniert à 80 Pfennige. Verlag von E. Zwiemeyer in Leipzig.

Die Verlags-handlung hatte eine glückliche Idee mit der Verpflanzung dieser fremdbländischen Bilder- und Kinderbücher auf deutschen Boden und verdienen dieselben auch in der That den großen Erfolg, dessen sie sich mit dem Momente ihres Erscheinens zu erfreuen hatten. Die Ausführung der Bilder ist reizend und ganz originell; die kleinen Kinder werden sicherlich die größte Freude an denselben haben, während sich die „großen Kinder“ wohl ebenfalls mit daran ergötzen. Die Ausstattung ist geschmackvoll und die Preise billig.

Nordlandfahrten. Materische Wanderungen u. s. w. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Gerade zu rechter Zeit, kurz vor Weihnachten, hat dieses schöne Werk einen Abschluß gefunden. Allerdings nur vorläufig. Denn das Gebiet, das die Herausgeber ursprünglich zu behandeln beabsichtigten, Skandinavien und die britischen Inseln, ist zwar in den vorliegenden Bänden erschöpft. Indes haben sich jene entschlossen, noch einen Nachtrag folgen zu lassen, der die Niederlande und Dänemark umfassen soll. Das was wir von den Nordlandfahrten bereits besitzen, hat die besten Erwartungen so vollauf gerechtfertigt, daß man sich auch von der Fortsetzung viel versprechen darf. Einige Proben daraus, die uns vorliegen, beweisen, daß auch diese durchaus auf der Höhe der vorangehenden Bände bleiben wird. Das Buch ist nicht nur meisterhaft illustriert, sondern auch sein Text ist mit ganz hervorragendem Geschick zusammengestellt, so daß Wort und Bild auf das Glückliche zusammenpassen. Wir behalten uns vor, der Fortsetzung noch einmal ausführlicher zu gedenken. — ok.

Im Lande der Winternachtsjonne. Von Paul B. du Chailu. Deutsch von H. Helm. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Nicht ganz ein Jahr nach der ersten Lieferung dieses Werkes wird nun die letzte ausgegeben. Jenes ist an dieser Stelle schon so ausführlich charakterisirt worden, daß es eine bloße Wiederholung sein würde, auf seine Vorzüge nochmals aufmerksam machen zu wollen. Wir freuen uns, daß dieses interessante und liebenswürdige Buch nun für unsere Literatur erworben ist. Es bildet eine Studie über Land und Leute, die in ihrer Art als musterhaft bezeichnet werden darf. — ok.

Die Säugethiere in Wort und Bild von Carl Vogt u. F. Specht. München, Fr. Brudmann.

Wir geben heute nur eine Anzeige von dem Erscheinen dieses Werkes, dem wir eine aufmerksamere Betrachtung widmen werden, sobald erst einige Lieferungen vorliegen. Die erste, die dieser Tage ausgegeben worden ist, erweckt die höchsten Erwartungen. Carl Vogt, den man sonst wohl selten bei Arbeiten solcher rein berichtenden Art antrifft, zeigt sich wieder als den Schriftsteller von Vollblut, dem gelingt, was er auch anfaßt. In hohem Grade bemerkenswerth sind die Illustrationen. F. Specht hat hier Thierbilder von reinsten Lebenswahrheit und von hervorragender Schönheit obendrein gezeichnet. Ein Bild des Nilpferdes ist darunter, dieses Wappenthieres zufriedener Philosophie, mit einem tropisch üppigen Ufer als Hintergrund, das ein wahres Kunstwerk ist. Kunstwerke sind auch die Holzschnitte. Die Werkstätte von C. G. Specht in Stuttgart hat Platten geliefert, die ausnahmslos zu dem Allerbesten zählen, was der moderne Holzschnitt überhaupt zu liefern vermag. Der Stoff scheint hier mit einer Leichtigkeit überwunden, als ob die Schwierigkeiten seiner Behandlung Kinderspiel wären.

Bei den Patagoniern. Ein Damenritt durch unerforschte Jagdgründe, ausgeführt und geschildert von Lady Florence Dixie. Frei nach dem englischen Original übersezt von H. von Bobeser. Mit vielen Holzschnitten. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Einer etwas hitzigen Vorkämpferin der Frauenrechte wird nachgesagt, sie habe sich einmal geäußert: „Schon der Anblick der weiblichen Gestalt zeigt, daß die Frau zur Schreibarbeit geeigneter ist als irgend ein Individuum; ja noch mehr — es scheint, daß es die Natur darauf abgesehen hat, in der Frau ein Geschöpf für die sitzende Lebensweise zu erschaffen!“ Ungeahnte Anwendung Darwinscher Lehren! — Doch betrachtet man die Entwidlung, welche die englische Literatur genommen hat, so möchte man fast meinen, daß jener Satz sich dort bekräftige. Die Frau hat den Mann fast ganz aus der Literatur verdrängt; oder hat sich wenigstens in ein Gebiet

eingeschoben, das jener zu räumen anfang. Der Engländer muß wohl glauben, seine Zeit besser verwenden zu können, wenn er auf das Buchschreiben verzichtet; da aber die Engländerin nicht die Literatur entbehren mag, so schreibt sie sich diese selber nach ihrem Bedürfnisse. Sie schreibt nicht nur Romane und Gedichte, sondern sie versucht sich in Allem, und nächstens werden wir wohl ein philosophisches System von ihr erhalten. Eine der seltsamsten Blüthen dieser Frauenliteratur sind die Sportbücher. Es giebt zwar noch männliche Globe-Trotters, zu deutsch Weltbummler, aber diese schreiben nicht mehr. So haben wir die Bücher der Frau Drassay erlebt, und heute beschenkt uns Frau Dixie mit einem neuen. Es ist ein hübsch geschriebener, hübsch ausgestatteter Band. Die Lebensweise dieser Frau und ihrer Gesellschaft unter den Patagoniern ist merkwürdig an sich und anziehend geschildert. Die Verfasserin kann keine so unbedeutende Frau sein. Schon daß die Tochter des keltischen Albions es magt, sich auf einem Bilbe rittlings zu Pferde darstellen zu lassen, zeugt von geistiger Freiheit. Rittlings — so daß ein Stück des allerdings hochgestieften Beins vorhaut: verhülle dein Haupt, Alt-England! — ok.

Gabriele Sillard, Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Ausgewählte Gedichte. Der fleißigen Frauenwelt gewidmet. Gesammelt und herausgegeben. 12. VIII. u. 336 S. Mit vielen Kopfsleisten, Motive aus weiblichen Handarbeiter darstellend. Wien, Pest und Leipzig, 1882. A. Hartlebens Verlag. M. 3. 60.

Die Dichtung hat nicht selten in ihren Schöpfungen das Weib verherrlicht; die hervorragenden Dichter selbst entnehmen die Stoffe für zahlreiche ihrer Poesien dem Frauenleben, wobei namentlich auch oft jenes wichtige Gebiet der weiblichen Thätigkeit, die weibliche Handarbeit, in den Kreis der Betrachtung tritt und sinnig verwerthet in den Werken einen würdigen Platz findet. Wie und inwiefern die Dichter die Beschäftigung fleißiger Hände in ihre Dichtungen verslochten haben, dies dürfte für die gebildeten Frauen von lebhaftem Interesse sein. Hierauf gestützt wird allen Freunden der weiblichen Handarbeit die vorliegende ausgewählte Sammlung übergeben, welche in der reiz- und stilvollen Ausstattung sicher manche vergnügte Stunde bereiten wird.

Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert. Von Albert Kretschmer und Carl Rohrbach. Zweite Auflage. Leipzig, J. G. Bach.

Mit der vorliegenden 26. Lieferung ist dieses vortreffliche Trachtenbuch nun abgeschlossen. Dieses Schlußheft ist natürlich in gewissem Sinne das interessanteste: handelt es doch von der Tracht unserer eigenen Zeit; und man läßt sich immer gern die eigene Umgebung geschichtlich entwickeln und sich auseinanderlegen, wie ein geschriebter Mensch, der als Sachkundiger gründlich beobachtet und darüber nachgedacht hat, über diese Umgebung urtheilt. Wir Männer brauchen mit den Schliessen des Verfassers nicht unzufrieden zu sein; er findet unsere Tracht zwar nicht gerade schön, erkennt aber an, daß sie zweckmäßig und bequem ist. Frauen dagegen — falls wirklich Frauen ein solches Buch lesen — würden mit dem, was sie betrifft, wohl weniger einverstanden sein. Der Verfasser findet die heute gebräuchliche Tracht sogar unschön — ein Satz, der den Aeußerungen mancher anderer Männer von Geschmack und Kenntniß widerspricht. In vielen Punkten begegnet sich hier Rohrbach mit Vischer; nur daß er sich mehr mäßigt, als dieser es in seinem berühmten, einst in diesen Blättern veröffentlichten Horneskrufe für nöthig oder passend gehalten hatte. Mögen die Frauen das mit dem Verfasser austragen; Wortführer werden sie, wie gesagt, hinlänglich finden. Sehr treffend sind die Bemerkungen, die über den Einfluß, welchen die Nähmaschine seit ihrer Erfindung auf die Mode ausgeübt, hier anscheinend zum ersten Male gemacht werden. Diese habe die Näharbeit außerordentlich vereinfacht; aber sofort habe sich auch die Ausgleichung hergestellt, indem die Mode der Nähterin ein größeres Maß von Arbeit zugewiesen habe. Die Thatfachen, womit das bewiesen

wird, und die Folgerungen daraus sind wirklich lehrreich. Einen besonderen Hinweis verdient auch die Schlußbetrachtung, die sich noch einmal zur Entstehung der Trachten zurückwendet und sich dann mit dem Verhältniß von Mode und Tracht beschäftigt. Hier kann nicht näher darauf eingegangen werden: es sei nur eines Satzes gedacht: „An der Entstehung der Trachten waren drei Schwestern theilhaftig, die sich höchst unähnlich sind: die Eitelkeit, die Scham und die Vorsicht.“ Das ist nicht ganz neu; aber es ist wenigstens hübsch ausgedrückt. — Wir haben diesem vortrefflichen Werke erst kürzlich eine längere Anzeige gewidmet; es seien daher diesmal nur noch einige Punkte erwähnt, die das damals Gesagte vervollständigen. So z. B. das Register, das allerdings sehr knapp gearbeitet ist. Indessen hat der Verfasser sich hier beschränken können, indem er mit Recht auf die ungewöhnlich übersichtliche Anlage und die entsprechende Anordnung seines Werkes im Drude verwies. Stichproben beweisen, daß man, was man braucht, ohne jede Mühe findet. Auch das Verzeichniß der kunstmäßigen Ausbrüche ist durchaus vollständig. Die Vorrede bemerkt noch, daß im Texte dieser zweiten Auflage der die Ägypter behandelnde Abschnitt — was in Folge der jüngsten Ausgrabungen möglich geworden — sehr stark umgearbeitet worden ist, und daß zu den Tafeln vier neue, darunter drei allein für „geistliche Trachten“ hinzugekommen sind. — Der Verfasser darf mit Befriedigung auf das nunmehr wieder einmal abgeschlossene Werk zurückblicken; und die Leser werden dasselbe sicherlich mit den gleichen Gefühlen entgegennehmen.

W. Wurm. Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen. Ein Familienbuch. 8. 200 S. Stuttgart, W. Spemann. (Collection Spemann 25. Band). Geb. M. 1.—

Das mit vollster Sachkenntniß verfaßte Buch, welches auch den Vorzug einer klaren und verständlichen Darstellung besitzt, handelt in vier Capiteln von dem Wasser und seiner Stellung zur allgemeinen Natur und zum menschlichen Organismus, von seiner Bedeutung als diätetisches Mittel für den gesunden Menschen, am ausführlichsten aber von seiner Bedeutung als Heilmittel, die der Verfasser als Dirigent einer großen süddeutschen Wasserheilanstalt wohl zu würdigen versteht. Das Buch darf den Freunden naturgemäßer Heilmethode bestens empfohlen werden. — In derselben Collection und zum nämlichen Preise erschien gleichzeitig Johann Jacob Engels classisches Charaktergemälde **Herr Lorenz Stark**. Engel gehört zwar nicht zu den Größen unserer Literatur, obgleich ihn viele seiner Zeitgenossen den Besten beizählten, aber von der Klarheit und Eleganz seines Stils, der Feinheit seiner Beobachtung, der Lebendigkeit seiner Schilderung können auch heute noch Viele profitieren. Der Deutsche hat Grund, seinen Engel hochzuhalten, um dieses „Herrn Lorenz Stark“ willen, in dem biederer deutsches Wesen, echtdeutsches Bürgerthum so vortrefflich personificirt ist.

J. Paludan-Müller, „Adam Homo“. Aus dem Dänischen übersetzt von Emma Klingensfeld, mit einer Vorrede von Georg Brandes. 2 Bde. 8. LII u. 330 S. u. 284 S. Breslau 1883, E. Schottlaender. M. 7.50

In zwei Original-Prachtbände gebunden

M. 10.—

Paludan-Müller gehört unstreitig zu den größten Dichtern Scandinaviens, er wird vielfach über Adam Dehleschläger gestellt und als der bedeutendste Dichter dieses Jahrhunderts bezeichnet, welcher Dehleschläger, sowohl was die Fülle der Ideen, als die Tiefe des sittlichen Ernstes und die formelle Schönheit der Darstellung betrifft, weit überragen soll. Wenn nach Georg Brandes, welcher der deutschen Ausgabe eine musterhafte Einleitung vorausgeschickt hat, die Richtigkeit dieser Behauptung auch zweifelhaft erscheint, so ist es doch unzweifelhaft, daß Paludan-Müller (geboren 7. Februar 1809, gestorben 28. December 1876), weit mehr als irgend ein anderer unter den neueren dänischen Dichtern fremde Leser ansprechen muß, und sein tiefer grübelder Geist ist besonders dem deutschen Geiste verwandt. Brandes, dem die

nachstehenden Bemerkungen folgen, nennt „Adam Homo“ das wahrste und lebendigste Gedicht, das die dänische Literatur bis dahin (die vierziger Jahre) hervorgebracht hatte, ein Werk, dessen Held kein poetisch angezogener Gedanke, sondern der leibliche Bruder des Lesers ist und dessen Wesen eine blutige Satire ist. Dem Schyloef'schen Pfund Fleisch vergleichbar, sei das Buch dem lebenden Geschlechte, seinem Herzen zunächst, mit dem Messer des unerbittlichen Sittengesetzes ausge schnitten. Das Gedicht war ein Stück Dänemark, ein Stück Geschichte, ein Stück lebendiges Gewebe, von dem großen Webstuhl der Zeit geschnitten. Das metaphysische Spiegelbild des menschlichen Wesens, das die Mythenbildung gegeben hatte, war hier von dem psychologischen und ethischen Studium des einzelnen Menschen verdrängt. Der Ort war nicht mehr ein Hof im Lande der Romantik, noch ein Lustschloß im Aetherreich, die Handlung spielte in Züftland, die Zeit war nicht mehr der ewige Augenblick oder das phantastische „Es war einmal“, sondern die Jahre 1830—1848, die goldenen Jahre der Bourgeoisie in Westeuropa und diejenigen, in welchen sie ihre Herrschaft in Nordeuropa begründete. In „Adam Homo“ stellte sich der Dichter die Aufgabe zu zeigen, wie ein Mensch aus der Menge, weder von dem am besten noch am schlechtesten Ausgerüsteten, von Jugend an wie alle Besseren voll idealer Hoffnungen und Vorsätze, damit verfare, sein ganzes geistiges Vermögen durchzubringen, um zuletzt als seelenloser Spießbürger zu enden: er wollte gleichzeitig schildern, wie der Held für jede Stufe, die er geistig und sittlich heraufstieg, gesellschaftlich eine Stufe erklimm und erklimmen müsse.

Die doctrinäre Aesthetik wird nicht wenig gegen ein Epos einzuwenden haben, dessen Totalbild so wenig erbaulich und dessen Totalstimmung so unvollkommen, eigentlich nur theologisch veröhnt ist. Aber auch von einem nicht doctrinären Standpunkte aus läßt sich eine Haupteinwendung machen. Die von dem Stoffe bedingte Schwierigkeit war die, daß Paludan-Müller nicht, wie so unendlich viele andere Dichter gethan haben, uns den fertigen Spießbürger in seiner ganzen Herrlichkeit vorzuführen beabsichtigte, um ihn sodann der scharfen Examination des Ideals gegenüber durchfallen zu lassen, sondern daß er uns das Werden des Spießbürgers zeigen wollte. Die meisten Spießbürger in der Poesie wie im Leben haben kein oder fast kein Werden gehabt, sie sind geborene Philister. In derartigen Gestalten löst sich das Häßliche ohne den geringsten disharmonischen Nachhall in's Komische auf. Ein solcher Spießbürger ist z. B. Adam Homos Vater, der deshalb so vollendet komisch ist. Aber das Entstehen des komischen Charakters darzustellen, ist überhaupt ein Stein des Anstoßes für die moderne Poesie. Aristophanes ließ sich nicht darauf ein; wie die griechische Tragödie mit der Katastrophe, so beginnt die griechische Komödie sogleich mit der verkehrten Welt. In „Adam Homo“ ist die Folge dessen, daß der Held komisch wird und nicht von Anfang ist, kurz gefaßt die, daß er Anfangs durch seine Lebenswürdigkeit Sympathie, schließlich durch seine Komik Feindschaft erweckt. Aber der Uebergang selbst, der darin besteht, daß ein wohlangelegter Mensch zu Grunde geht, ist widerlich traurig, und doch ist derselbe die Pointe des Ganzen. Wenn der Totalindruck dennoch nicht unbedingt komisch ist, so beruht dies auf einem Umstand, den Mendelssohn in seinen „Rhapsodien“ scharf und richtig mit folgenden Worten bezeichnet hat: „Wir lachen nicht über Personen, die uns lieb sind oder uns nahe stehen, sobald ihre Fehler oder Thorheiten einen irgendwie bedeutenden Charakter annehmen.“ Der Standpunkt Paludan-Müllers ist kein Humor, sondern eine ethische Ironie; denn was die Ironie vom Humor trennt, das ist ihr Mangel an Mitgefühl mit dem Objecte. Dieser Standpunkt ist nicht der rein künstlerische, der mit derselben liebevollen Vertiefung bei dem Kranken wie bei dem Gesunden, bei dem Laster wie bei der Tugend, bei dem, was der Künstler in der wirklichen Welt hassen, und dem, was er lieben würde, verweilt. Diese Anschauungsweise ist eben so wenig die rein humane, die von Liebe zum Menschengeschlecht getragen, mild, überlegen und harmonisch bleibt und ein Lachen erzeugt, das ohne Bitterkeit ist. Paludan-Müllers Satire ist kalt und vernichtend und hat dadurch ihre eigenthümliche Gewalt.

Adam hat im Ganzen drei Perioden: in der ersten ist er naiv, in der zweiten ist er schlecht, in der dritten ist er dumm. In der ersten und dritten ist die Meisterschaft der Schilderung nur ergötlich, in der mittleren Periode der Selbsttäuschungen und des langsamen inneren Verderbens und Verfaulens kann dieselbe Meisterschaft dem weiseren Leser, besonders der Leserin bedrückend vorkommen. Aber derartige Einwendungen können den Werth eines Gedichtes nicht beeinträchtigen, wenn es den Vorzug besitzt, daß es lebt und „Adam Homo“ hat das Leben in sich, das eine Reihe von Menschengenerationen überdauert. Die Werke, die mit diesem Gedichte zusammen genannt werden, als es erschien, sind längst vergessen; zu ihm aber wird man vermuthlich noch nach einigen hundert Jahren zurückkehren wie zu einem der klassischen Werke der dänischen Literatur; denn „Adam Homo“ ist nicht nur ein Kunstwerk, sondern eine historische Urkunde ersten Ranges.

Gewiß haben die Ansichten eines vergangenen Zeitalters in dieser Satire, die sich eben über jenes Zeitalter erheben und es richten will, starke Spuren hinterlassen. Aber andererseits würde der Dichter ohne einen so kräftigen Halt in der ganzen überlieferten theologischen und socialen Lebensanschauung kaum im Stande gewesen sein, die nie versagende Sicherheit des moralischen Urtheils zu bewahren, die jetzt das Gedicht so klar und durchsichtig macht. Für ihn wie für seine Zeitgenossen in Dänemark ist David Strauß ein Schrecken und George Sand eine Lächerlichkeit. Er ist so eifrig, dem Ersteren zu Leibe zu gehen, daß ihn die Pathen schon im ersten Gespräch bei Adams Taufe nennen — obwohl Adam beim Erscheinen des Gedichts 1841 ungefähr 25 Jahre alt sein mußte und „das Leben Jesu“ von Strauß erst 1835 erschien. Und will er eine Vertreterin jenes weiblichen Typus, den er verabscheut, schildern, so weiß er nichts Besseres, als sie die Frauen-Emancipation karikiren und das Bild George Sands an ihrer Wand haben zu lassen. Man darf sich aber nicht an ein einzelnes unverständiges Urtheil oder an eine Beschränktheit in einem einzelnen Punkt hängen, wo so viel findet, das von dem durchdringendsten, umfassendsten Geiste Zeugniß ablegt. Mögen die metaphysischen Fäden, die sich durch die Erzählung winden, die vielen Erwägungen über Freiheit des Willens, Zufall und Nothwendigkeit — Abschwelungen, die in vorliegender Uebersetzung ohnehin zum Theil gestrichen sind — uns schon jetzt ein bißchen veraltete vorkommen; sie nehmen im Ganzen so wenig Raum ein, daß sie den Totaleindruck keinem empfänglichen Gemüth beeinträchtigen können. Und welche Fülle tiefer und klarer Eindrücke ist nicht übrig!

Mir scheint unzweifelhaft, fährt Georg Brandes fort, daß dies das männlichste Dichterwerk ist, das in dänischer Sprache geschrieben wurde. Wie viele andere Dichter der modernen Zeit sind Kinder oder blinde Schwärmer oder muthwillige Jungen oder eitle Egoisten gewesen, aber der Dichter, der „Adam Homo“ geschrieben hat, war ein Mann! Andere Dichterwerke der dänischen Literatur zeichnen sich durch Unmuth, Schönheit, romantische Begeisterung, feine Naturauffassung aus; dies Buch ist wahr — und dies Eine macht es schreicher und tiefer als alle früheren. Man lese es nur immer wieder und man wird sich von der Wahrheit überzeugen. „Adam Homo“ ist mehr als alles Andere, was Paludan-Müller schrieb, ein nationales Gedicht. Es unterliegt keinem Zweifel, meint Brandes, daß es wie Kuschlins „Eugen Onegin“ durch Byron's „Don Juan“ hervorgerufen oder angeregt wurde; die Form des Werkes, das Versmaß, der Stimmungswechsel, das barocke Pin- und Herschwanken zwischen Ironie und Pathos, endlich Einzelheiten, wie Adam Homos Verliebtheit als Schuljunge u. dgl. m., erinnern an die berühmte englische Epopöe; aber obwohl „Adam Homo“ seine jetzige Gestalt nicht hätte gewinnen können, wenn das Byron'sche Gedicht nicht vorausgegangen wäre, so hat das dänische Dichterwerk doch einen solchen charakteristischen Ergoß des Bodens, der es erzeugte, daß es unter den wenigen epischen Gedichten ersten Ranges, die Europa in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat, schon durch seine Originalität seinen Platz behaupten kann. Es ist eine in der Gesammtliteratur einzig dastehende Dichtung. Wer mehr über die Lebensschicksale und

die Dichtungen Paludan-Müllers erfahren will, der wird aus der erwähnten Einleitung reichste Belehrung schöpfen. Die von Fräulein Emma Klingensfeld besorgte Uebersetzung der Dichtung ist eine ganz vorzügliche Leistung, sie bekundet überall feinstes Verständniß der Sprache — der dänischen und der unsrigen: dazu kommt die absolute Beherrschung der dichterischen Form. Durch das Zusammenwirken dieser beiden Factoren ist die Lebendigkeit, die Leichtflüssigkeit des Originals auf die Nachdichtung übergegangen, ohne daß diesem oder unserer Sprache Gewalt angethan worden ist. Hier und dort ließe sich über Einzelheiten rechten, ließe sich die eine Wendung durch eine andere ersetzen — aber als Ganzes betrachtet gehört diese Uebersetzung zu den bedeutungsvollsten Leistungen unserer neueren Uebersetzungskunst. — Dem Werk selbst, das hier in einer sehr würdigen Ausstattung geboten wird, ist eine warme Aufnahme zu wünschen: es macht uns mit einer großen, vornehmen Dichtererrscheinung bekannt.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Aga**, Gottfried, Die Slaven, Trauerspiel in fünf Acten. Halle, C. E. M. Pfeffer (R. Strecker).
- Clement**, Lothar, König Ludwig XI. von Frankreich. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.
- Die deutsche Bühne**. Dresden, Wilh. Streit.
- Erfindungen der neuesten Zeit**. Leipzig u. Berlin. Otto Spamer.
- Freiligrath**, Ferdinand, Nachgelassenes. Stuttgart. (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.)
- Friedrich**, Friedrich, Die Schlossfrau, Roman. Bd. I. II III. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.
- Glaser**, Dr. Adolf, Savonarola. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.
- Graefe**, Julius, Wahrheit und Dichtung. Gedichte. Leipzig, R. Linckes Verlag. 1883.
- Hiltl**, Georg, Der alte Derfflinger und sein Dragoner, Leipzig und Berlin, Otto Spamer.
- Holltischer**, Ph., Im Banne Fortunas. Budapest, Commissions-Verlag von E. Grills k. Hofbuchhandlung.
- Körners**, Theodor, sämtliche Werke. Illustrierte Prachtausgabe. Herausgegeben von Heinrich Laube. Wien und Prag, Verlag von Siegm. Bensinger.
- La Mara**, Musikalische Studienköpfe. V. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Leixner**, Otto v., Illustrierte Literaturgeschichte, III. u. IV. Bd. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.
- Liszt**, Fr., Streifzüge, kritische, polemische und zeithistorische Essays. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Marbach**, Oswald, Aeschylus Tragödien. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Meisterwerke**, Historische der Griechen und Römer. Heft 6, Lieferung 6. Leipzig, Verlag von E. Kempe.
- Meyer**, Johannes, Poetisches Vaterlandsbuch II. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.
- Musikalisches Künstler - Album**. Augsburg. P. Schmidtsche Buchhandlung, (A. Manz).
- Müller**, Adolf & Carl, Thiere der Heimath. I. Buch. Kassel und Berlin, Verlag von Th. Fischer.
- Müller-Amorbach**, Wilhelm, Der Dürrbacher Mostgeist. Würzburg, Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung.
- Pleper**, Dr. W., Briefe aus Italien. Hannover, Selbstverlag des Verfassers.
- Polke**, Elise, Unsere Mama. Novelle. Verlag von Schulze & Co. in Leipzig.
- Preyer**, Johann N., Hunyady László, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, Carl Gerolds Sohn.
- Riecke**, Dr. Adolf, Pythagoras. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.
- Roeber**, Friedrich, Marionetten. Eine Novelle. Iserlohn, J. Baedeker.
- Rosegger**, P. K., Der Gottsucher. Bd. I. II. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Rosenberg**, A., Das Judenthum und die Nationalitätsidee.
- Schönlank-Carolath**, Prinz Emil zu, Dichtungen, Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Seuffert**, Bernhard, Deutsche Literaturdenkmale, Nr. 7. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Spamers**, Otto, Neue Volksbücher. Nr. 8, 16, 11, 44. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.
- Stengel**, F. von, Was die Meereswellen sagen. Stuttgart, Richter & Kappler.
- Storch**, Frdr., Gedichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Voss**, Max, Lieder. Berlin, Druck und Commissions-Verlag Eugen Grosser.
- Wanlek**, Dr. Gustav, Immanuel Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Warder**, Anna von, Bienenchen. Leipzig, J. C. Hinrichs Buchhandlung.
- An der Waldeiche. Leipzig, J. C. Hinrichs Buchhandlung.
- Frau Ludwike. Leipzig, J. C. Hinrichs Buchhandlung.
- Zöller**, Hugo, Der Panama-Canal. Stuttgart, W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten, **selbst** vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den **billigsten** Preisen nach allen Ländern Europas. Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem andern angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** und **franco** an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten



des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig :

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder.
Stoffrüschen.
Rüschen in Battist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.
Weiße Battist- und Atlas-Cravatten für Herren.
Bunte Satin-Cravatten.
Schwarzseidene Blindsehlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder.
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Haussleinen und Prima geklärte Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze.
Herren- und Knaben-Oberhemden.
Nachthemden für Herren.

Frauenhemden.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirts, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaren, Gamaschen, Hosen und Jacken.
Gesundheitsjacken für Damen und Herren.

Gestickte Streifen und Einsätze.
Stickeren in Battist und Leinen.
Hand-Stickeren.
Gestickte waschbare Rüschen.
Piqué, köper und geraute baumwollene Stoffe (Barchent).

Monogram-Briefpapiere und Couverts.

Tafel-, Dessert- und Tranchir-Bestecke.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee.
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt.
Kaffee-Ersatz.
Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert
und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig**, garantirt und verschiekt nur beste Waare zu den **billigsten** Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

<? ^//<>5^ ^ ./<^<?^

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Oaul Tindau.
XXIII. Vand. — October ^882. — 67. Heft.
»Mit einem siorüoi! in Rodiung: Ra>I Vraim>U)ieil>nt>c!!.)

Breslau.
Druck und Verlag von 5. Schottlaender.

Unvergeßbare Worte.

Novelle,
von
Paul Dense.
— München. —

!us dem südöstlichen Thor von Vicenzci, Porta Monte genannt, weil der Fuß des Monte Berico hier dicht bis an die Stadt herantritt, rollte an einem sonnigen Äprilnachmittage des Jahres 1849 ein leichter Wagen auf der Landstraße dahin, dem Lauf des hellen Fließchens Vacchiglione entgegen, das in sanften Krümmungen durch die heiteren Flnren strömt. Ein schönes junges Fräulein saß im Wagen, nachlässig zurückgelehnt, ohne darauf zu achten, daß ihr breiter Sommcrhut sich verbog und die dunklen Sammetbänder zerknittert wurden. Nesto aufrechter hielt sich ihr gegenüber auf dem Rücksitz eine ältliche Dame mit einem seidenen, blumcngcschmückten Hut, einem zierlichen Sonnenschirm und schwarzseidener Mcmtille, die von Zeit zu Zeit durch eine goldene Lorgnette die Gegend betrachtete. Ob die Zwei sich gegenüber saßen, weil für die sehr umfangreiche Person der Aelteren kein hinlänglicher Platz im Fond übrig blieb, oder weil es einer Kammerfrau nicht ansteht, neben einem Prinzeßchen zu sitzen, war nicht zu errathcn. Zwar deutete das feiue, etwas kühle und stolze Naschen des Fräuleins auf eine vornehme Herkuuft. Aber auch die Acltere wußte ihrem breiten, gutmüthigen Gesicht den Ausdruck einer nicht geringen Wichtigkeit zu geben, und indem sie dann und wann ein Gähnen verbarg, sah sie auf das fruchtbare Land zu ihrer Rechten und die zerstreuten Häuschen und Hütten an den Abhängen des Monte Berico zur Linken mit so herablassender Gleichgültigkeit, als ob es eine besondere Gnade wäre, daß sie einen Blick ihrer kleinen vergißmeinnichtblauen Augen an sie wendete.

So waren sie noch keine halbe Stunde gefahren, als der Wagen rechts in einen Hohlweg einlenkte und nach einem kurzen, mühsameren Anstieg vor

2 f>au! Hcyse in München.
einem hohen Gartcnthore hielt, dessen mächtige Steinpfeiler durch drei eiserne Gitter verschlossen waren. Ter Kutscher sprang vom Bock und riß an einem rostigen Glockcnzug, der weit ins Innere eines niedrigen Gebäudes hinter dem Eingang führte, so daß der Schall der Klingel draußen nicht ver-
nommen wurde. Auch dauerte es eine Weile, bis aus dem Hause drinnen ein Lebenszeichen zurückkam.
Inzwischen hatten die Tamcn Zeit, durch das Gitter in den Garten zu spähen. Ein breiter Weg führte zwischen zwei dichtgeschorenen Wänden von immergrünem Laube zu einer freien Höhe hinan, auf welcher ein vier-eckiges Gebäude von mäßigem Umfang mit flachrundem Tuche stand. Ein Porticus mit niedrigem Giebel sprang vor, auf sechs schlanken Säulen ruhend, zu denen eine breitstufige Treppe hinaufführte. Tiefer zierlich-feierliche Bau lag in der tiefsten Einsamkeit, rings von hohem Grase umwuchert, und die vielen Götterbilder von gelblichem Stuck, die sich auf allen Vorsprüngen des Taches und der Freitreppe, ja schon auf den oberen Mndern der beiden Hecken niedergelassen hatten, schienen als die alleinigen Herren den zauber-haften Frieden dieses verödeten Landsitzes zu genießen.
Maria Joseph! rief die ältere Tame, nachdem sie einen kurzen Blick durch ihre Lorgnette geworfen, ich glaube gar, Neßchen, das ist wieder so ein Heidentcmpel, wie wir schon mehrere gesehen haben, mit lauter unan-ständigen Götzenbildern. Müssen wir hier wirklich aussteigen und all diese ullti,'iuitö8 in der Nähe beschauen?
Tu kannst sitzen bleiben, Iephyrine, und hier im Wagen deine ver-säumte Siesta nachholen, erwiderte das Fräulein mit lächelnder Miene. Nur muß du dann dein Lebtage eingestehen, daß du eine der größten Sehenswürdigkeiten von Vicenza verschlafen hast. Tics ist lein Tempel, sondern die berühmteste Villa der ganzen Lombardei, die der große Palladio für einen reichen Marchese gebaut hat, derselbe, weißt du, der all die schönen Paläste und das Stadthaus und das seltsame antike Theater, von dem wir eben herkommen, erfunden und ausgeführt hat. Ta ich für deiue Kunstbildung verantwortlich bin, Hab' ich dir auch das zeigm wollen. Aber zwingen will ich dich nicht. Ta kommt eben der Pförtner, dem kannst du mich ruhig allein anvertrauen.
Was denken Sie nur, Neßchen! rief die Andere und machte Anstalten, zuerst auszusteigen. Ich bin wahrhaftig nicht müde und habe nur so geredet, weil ich die ewigen Säulen nicht leiden kann. Aber vielleicht verstehe ich das nicht. Wenn es die letzten sein sollen für heute, will ich auch das noch über mich ergehen lassen. Es ist nur so schwül, und an Schatten scheint in diesem Verwunschenen Park kein Ucberfluß zu sein.)I«-oi. uwn aini.)Io voilu!
Tiefe Worte richtete sie an einen kleinen mürrischen Alten, der das Eitenpfürlchcn aufgeschlossen hatte und jetzt ohne ein Wort zu sagen an den Wagen trat, um den Tamen behüflich zu sein. Sie setzte, da sie keine

Unvergeßbare Orte. 3

Silbe Italienisch wußte, voraus, daß Jedermann ihr Französisch verstehen müsse. Dabei schwang sie sich mit so jugendlicher Grazie vom Wagentritt hinab, wie man es ihrer schwerfälligen Figur nicht zugetraut hätte, wandte sich dann nach dem Fräulein um und bot ihr zum Aussteigen die Hand. Hierauf gingen sie langsam den sanft ansteigenden Weg hinan, die Aeltere nicht ohne einiges Keuchen, obwohl der Schatten der hohen Laubwand die Hitze milderte, das Fräulein mit einem ruhigen, leichten Schritt, den feinen Kopf ein wenig in den Nacken zurückgeworfen und mit den zarten Nasenflügeln und dem halbgeöffneten Munde die wollüstigen Düfte dieser grünen Einsamkeit einathmend. Als sie die Höhe erreicht hatte, stand sie still und ließ ihre großen dunklen Augen langsam über die einzelnen Theile des reizenden Gebäudes schweifen, das hier in seiner greifbaren Gestalt sie noch mehr entzückte, als in den Abbildungen, die sie früher davon gesehen. Das reine Blau des Frühlingshimmels umfloß die edlen Linien der vorspringenden Giebel; wie ein durchsichtig weiches Gewebe sich um schöne ruhende Glieder schmiegt, so nahe schien der unendliche Aether an das Gestein heranzutreten. Dazu die blühende Wildniß ringsum, in der keine Spur einer ordnenden Menschenhand zu entdecken war, die Rosen an den verfallenen Mäuerchen, die bunten Blumen, die aus der verwilderten Wiese sie anlachten, und fern in den Neben- und Manlbeergärten, die das Sommerhaus unabsehlich umringten, ein betäubendes Geschwirr von Grillen, Vogelstimmen und Laubfröschen, während die schwüle Luft mit fast sichtbarem Zittern hin und her wogte.

Indessen war der Alte, dem die Bewachung dieses verlassenen Paradieses anvertraut war, die vordere Treppe hinaufgeeilt und hatte die Thür unter dem schattigen Porticus aufgeschlossen; dann verschwand er ins Innere, während die beiden Damen ihm langsam folgten. Das Fräulein sprach kein Wort. Zephyrine dagegen konnte sich nicht enthalten, über die — wie sie sich ausdrückte — mythologischen Unschicklichkeiten, die hier überall herumstanden, ihre mißbilligenden Bemerkungen zu machen. Nenn sie noch wenigstens der Sünde werth wären! rief sie mit drolliger Entrüstung. Aber sehen Sie nur, Neßchen, diese Nymphe mit der völlig zerflossenen Taille und diesen klorrnu'8 von Plattfüßen, und jener junge Mann, — nein, im Ernst, <^ui LS resspecte, sollte mit solchem Inanvai» gsnit verschont werden, und wenn es zehnmal darunter stünde, daß man es hier mit Göttern und Göttinnen zu thun hat!

Die Junge sah an alle dem vorbei und rümpfte nur leicht die feine Oberlippe zu dem Geschwätz ihrer Begleiterin. Als sie aber jetzt durch den dunklen Eingang in den schauerkühlen mittleren Raum eintrat, jene berühmte Notunde, die durch eine schlank sich wölbende Kuppel so stolz und nnmuthig geschlossen wird, entfuhr ihr ein Ah! der kindlichsten Bewunderung. Sie stand eine ganze Weile in diesem Helldunkel mit halbgeschlossenen Augen, die nichts Einzelnes sahen, nicht die Stuckornamente in ihren verblichenen

H Paul Heyse in München.

Farben, noch die Statuen auf ihren verstaubten Sockeln. Nur ein seltsames Wohlgefühl durchströmte sie, indem sie sich des scharfen Contrastes bewußt war zwischen der schwülen, durchsonnten Helle da draußen und der kühlen Heimlichkeit dieses Raumes, dessen Dämmerung sich mehr und mehr lichtete, da nun die vier im Kreuz einander gegenüberstehenden Thüren eine nach der anderen durch den Alten geöffnet wurden und Wärme und Licht von draußen eindringen ließen.

Der Haushüter war wieder zu ihr getreten und fragte, ob sie nicht die Wohnzimmer sehen wolle. Sie nickte und folgte ihm durch eine Reihe sehr verwahrloster Gemächer, die um den Mittelsaal herum sich aneinander-schlössen. Sie waren dürrtüg müblirt, und der Staub lag auf den altmodischen Sesseln aus der Napoleonischen Zeit, den dünnbeinigen Tischchen, den Vett-gestcllen, deren Pfühle und Matratzen seit Jahren nicht gelüftet zu fein schienen. Die Herrschaften hielten- hier fchon lange nicht mehr ihre Villeggiatur. Sie feien nicht gut zu sprechen auf das österreichische Regi-ment und hätten andere Landhäuser genug, so daß sie die Notonda verfallen ließen. Auch müßte, um sie wohnlich zu machen, gar zu viel hineingesteckt Werden.

Das Fräulein hatte dem alten Murrlopf geduldig zugehört, während er die früheren Zeiten pries, wo es hier zuweilen hoch hergegangen sei und Sänger und Geiger den Kuppelsaal von der schönsten Opernmusik hätten widerhallen lassen. Er schleuderte die Worte mit einer wunderlichen Heftig-keit hinaus, als mache er auch sie, die er mit Recht für eine Oesterreicherin nahm, für die traurige Veränderung der Dinge verantwortlich. Sie be-trachtete dabei aufmerksam die Deckengemälde, die Marmorgsimse der Kamine und was irgend an die verschwundenen festlichen Zeiten erinnerte. Da-zwischen warf sie die Frage hin, ob er wohl glaube, daß die Familie, wenn sich ein Käufer fände, die Villa hergeben würde.

Der Alte sah sie groß an. Ein solcher Gedanke war ihm offenbar nie durch den Kopf gegangen. Während er mit einer achselzuckenden Gebcrde die Fragerin anstarrte, wandte sie sich nach ihrer Begleiterin um, die ihr unlustig gefolgt war. Was meinst du, Iephyrine? sagte sie. Müßte es sich hier nicht herrlich Hausen lassen, natürlich nicht in der heißesten Zeit, aber so im Herbst, wenn es auf Hainstctten schon rauh und unwirthlich zu werden anfängt? Man könnte den Garten hier ganz so lassen, wie er ist, nur die Zimmer müßten sauber werden und — ist eine Küche da? fragte fie den Alten. Nun, die ließe sich in den Kcllerräumen zur Noth ein-richten. Ist es nicht drollig, Zephyrine, daß von einer Küche hier gar keine Rede ist? Als ob die Besitzer, wie die Statuen draußen, immer nur von der Luft gelebt hätten, oder gar wie die olympischen Götter von Nektar und Ambrosia.

Zephyrine war nicht gelaunt, auf diese Scherze einzugehen. Sie be-hauptete, die Moderluft in diesen Räumen falle ihr auf die Brust, und als

Unoergeßbare Worte. 5

sie in einem Eckzimmer, wo jetzt die Sonne breit hereindrang, ein mit verschossenem Seidenstoff überzogenes Sopha erblickte, lief sie darauf zu und ließ sich auf das harte Polster sinken mit der Miene eines gehetzten Wildes, das endlich auf einer gesicherten Stelle zusammenbricht.

Das Fräulein nickte ihr mit einem zerstreuten Lächeln zu und ging weiter. Auch den Alten verabschiedete sie. Er brauche ihr nicht immer auf den Fersen zu bleiben. Er werde es ohnehin müde sein, immer dieselben Zimmer zu durchmustern und vor jedem Fremden die Persianen aufzumachen. Ob er oft Besuch erhalte?

Es sei verschieden, je nach der Jahreszeit. Im Frühjahr und Herbst kämen die Meisten. Auch heute Vormittag sei schon Jemand da gewesen, ein junger Herr, der zu Fuß von der Stadt herausgekommen und Alles sehr genau besichtigt, ihn dann abe» fortgeschickt habe, weil er eine Zeichnung habe machen wollen. Hernach fei er Plötzlich verschwunden gewesen, ohne etwas mitzunehmen, wie er sich genau überzeugt, doch freilich, auch ohne etwas zurückzulassen.

Das Fräulein griff in die Tasche, zog ein Geldbeutclchen heraus und gab ihm ein großes Silberstück. Das Geschenk, das weit über seine Erwartung war, machte ihn aber nicht freundlicher. Er nickte finster mit dem Kopf, indem er sich zum Gehen wandte: die Damen möchten nur bleiben, so lange sie wollten, er müsse in sein Haus, nach seinem bischen Essen sehen, das auf dem Herde stehe. Seine Enkelin sei ein dummes Ding von sieben Jahren und lasse die Polenta gern anbrennen.

Als sie nun allein war, ging sie wieder in den Kuppelsaal und setzte sich auf den Sockel einer Iupiterstatue. Da überließ sie sich einer schwer-müthigen Träumerei, indem auf einmal ihr ganzes junges Leben, wie in ein großes Tableau zusammengedrängt, vor sie hin tret und trotz der bunten Farben sie mit einem unheimlichen Gefühl von Leere und Kälte durchschauerte. Sie tonnte es endlich nicht länger aushalten, stand mit einer stolzen Bewegung, wie Jemand, der einer feindlichen Macht die Stirne bietet, auf und warf die Locken zurück. Der Hut fiel ihr in den Nacken, sie fuhr leicht zusammen, als habe sie ein Fremder an den Schultern berührt. Dann ging sie, da die Götterbilder mit ihren leeren Augen und erstarrten Lippen ihr plötzlich abscheulich vorkamen, langsam quer durch den Saal und trat durch den gegenüberliegenden Porticus ins Freie.

Hier war sie im Schatten und konnte, während die sanfte Luft ihre freie Stirn umspielte, die herrliche Gegend draußen betrachten. Gerade gegenüber sah sie die grüne Kuppe des Monte Berico, aus dessen Waldwipfeln die kleine, helle Kirche sich bescheiden erhob. Dann weiter hinaus zur Linken in violetten Duft getaucht die Euganeischen Hügel nnd bis an ihren Fuß sich hinstreckend das fruchtbarste Gelände noch im ersten Grün des jungen Jahres. Keine Wolke hing an den fernen Berghohen, kein Mcnschenlaut drang aus den Hütten, die in die Vigncn hineingestreut lagen.

6 Paul Heyse in München.

Unten, wo die Nösch bis dicht an den Mauerrand hinaufkletterten, jagten sich zahllose Schmetterlinge von einer Art, die sie nie zuvor gesehen. Sie ging langsam die Stufen hinab; es lüftete sie, einen zu fangen und näher zu betrachten. Als sie aber unten angelangt war und um die Treppengewänge bog, blieb sie plötzlich mit einem leichten Erschrecken stehen. Im hohen Grase, dort wo die Freitreppe mit der Wand des Hauses einen tiefen Winkel bildet, lag ein Schlafender lang ausgestreckt, der Kopf in die verschränkten Arme zurückgeworfen, der Hut über die halbe Stirn gedrückt. Hier war noch vor Kurzem der kühlschte Schatten gewesen. Aber die Sonne, die das Gebäude umwandelte, drang eben durch die Säulen des nächsten Porticus vor und ließ einen schiefen Strahl auf den Schläfer gleiten, der von den Knien aufwärts über die Brust vorrückte und in Kurzem das Gesicht erreichen mußte.

Es war ein blasses, junges Gesicht, mit hageren Zügen, die selbst im Schlaf etwas Gespanntes und Leidmüthiges hatten. Das blonde Haar siel dicht und schlicht von der Schläfe herab, daß der sehr weiße Hals sichtbar war. Zuweilen, wenn dem Schläfer im Traum etwas Heiteres vorbeigehen mochte, zog sich die Oberlippe ein wenig von den Zähnen zurück, die dann in der Sonne blitzten. Die Augen aber, im Schatten des Hutrandes, blieben streng geschlossen, und zwischen den Brauen stand eine nachdenkliche Falte. Eine Weile halte ihn das Fräulein betrachtet, ohne sich zu rühren, so ernsthaft, als ob sie alle Gedanken und Bilder, die durch seine schlummernde Phantasie zogen, ihm vom Gesicht hätte ablesen können. Dann schien sie es plötzlich als etwas Unschickliches zu empfinden, daß sie den Arglosen so belausche. Eine leichte Röthe stieg ihr ins Gesicht, sie wandte sich kurz ab und ging langsam mit lautlosen Schritten die Treppe wieder hinauf. Nur unter den Säulen oben warf sie noch einen raschen Blick nach dem Fremden zurück, dem die Sonnenstrahlen jetzt schon den unteren Rand der Augenlider streiften. Sie sah noch, daß er eine Bewegung machte, wie um etwas abzuwehren. Tann trat sie wieder über die Schwelle des runden Saals. Das Licht aber war nach und nach Herr über die traumumfangenen Sinne des Schläfers geworden. Er suchte erst das Gesicht wieder in den Schatten zu wenden, dann nies'te er ein paarmal kräftig und schlug die Augen auf. Doch war ihm zu wohl auf seinem grünen Lager, um sich sogleich zum Aufstehen zu entschließen. Er mutzte sich offenbar auch erst besinnen, wo er lag. Als er es dann wußte, streckte er sich erst recht in wonniger Trägheit aus und ließ seinen Blick in den unergründlichen tiefen Himmelsglanz versinken. Da hörte er plötzlich eine Frauenstimme aus dem Innern des Hauses, die einen fußen, klagenden Gesang anstimmte: „Ach, ich habe sie verloren“ — er erkannte die Weise und die Worte sogleich; doch Juar es ihm, als hätte er sie nie so rein und seelenvoll singen hören. Es schien ihm wie ein Märchen, daß in dieser Einsamkeit unter italischem Himmel das Lied des Orpheus aus einem deutschen Munde ertönte. Langsam, als

Unvergßbare Worte.?

ob jedes leiseste Getäusch den Zauber verscheuchen tonnte, richtete er sich im Grase auf und horchte so eine Weile. Tann trieb ihn die Neugier doch endlich, aufzustehen und vorsichtig schleichend die Treppe zu ersteigen. Als er oben unter die Säulen trat, brach der Gesang plötzlich ab. Er sah, wie die schlanke Gestalt der Sängerin mitten im Saale stand, ihm den Rücken zukehrend. Jetzt bewegte sie sich ruhig nach der entgegengesetzten Seite, die letzten Noten der Arie halblaut vor sich hin summend. Er ging ihr hastig nach, blieb aber stehen, da sie sich jetzt umwandte und ihn mit einem kühlen Blick von oben bis unten maß. Mein Fräulein, sagte er, ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich Ihren Gesang unterbrochen habe. Ich selbst aber bin am härtesten dadurch bestraft worden. Ich werde mich sogleich wieder zurückziehen. Sie antwortete nicht auf der Stelle, sondern schien ihre Musterung seiner Person erst beenden zu wollen. Tann ging ein kaum merkliches Er« röthcn über ihr Gesicht.

Sie haben mich durchaus nicht ssestört, sagte sie, und wenn Jemand sich zu entschuldigen hat, bin ich es. Mein Singen hat Sie aus dem Schlaf geweckt, und daß ich es nur gestehe: ich Hab' es mit Absicht gethan. Ich fand Sie draußen im Grase liegend und sah, wie die Sonne Ihnen ins Gesicht rückte. Tas tonnen nur die ohne Schaden ertragen, die in diesem Lande geboren sind. Tie Fremden bekommen leicht den Sonnenstich. Und Sie haben mir den Fremden gleich am Gesicht, oder vielmehr am Haar angesehen, versetzte er lächelnd. Was aber mögen Sie davon gedacht haben, daß ein Reisender in dieser paradiesischen Umgebung nichts Besseres zu thun weiß, als zu schlafen?

Ich wüßte nicht, was mich verpflichten könnte, Ihnen meine Gedanken zu verrathen, erwiderte sie ein wenig scharf. Uebrigens beruhigen Sie sich: ich habe mir wirklich gar nichts dabei gedacht. Warum soll man nicht schlafen, wenn man sich an etwas Schöнем satt gesehen hat? Ter alte Mann, der dieses Landhaus behütet, sprach von einem Fremden, den er schon am Vormittag hier herumgeführt habe und der ihm dann abhanden gekommen sei. Wenn Sie derselbe sind —

Ich kann es nicht läugnen, sagte er, immer mit der gleichen halb ironischen, halb schwermüthigcn Miene, die ihm einen anziehenden Ausdruck gab. Ich schickte den Mann fort, um ein paar Striche in mein Skizzenbuch zu machen. Na ich aber nur ein armseliger Tilettant bin und diese Landschaft meiner schwachen Kräfte spottet, verfiel ich in eine Art Trüb-sinn und war endlich froh, daß der Schlaf sich mein erbarmte. So werden Sie mir zürnen, daß ich mir herausnahm, Sie zu wecken. Aber ich gehe sogleich und überlasse Sie wieder Ihrem Tröster. Sie setzte ihren Strohhut auf und band ihn nnter dem Kinne fest. Er konnte die Augen nicht von dem schönen Gesicht wenden, dessen reines iüval in dieser Umrahmung nur noch bezaubernder erschien.

8 Paul Heyse in München.

O mein Fräulein, sagte er, es wäre jetzt umsonst. Der Gedanke, Sie verscheucht zu haben, würde mir keine Ruhe lassen, auch wenn mich die stacht hier noch fände und ich zwischen allen Schlafzimmern dieses Hauses die Wahl hätte. Ueberhaupt ist es um meine Nächte übel bestellt, seitdem ich in Italien bin, und zumal in diesem benedeiten Vicenza. Wissen Sie, wer mich nicht schlafen läßt? Sie werden es schwerlich begreifen, da ich weder ein Maler bin, noch ein Baumeister, noch überhaupt ein Künstler, sondern nur ein simpler Doetor der Philosophie: es ist aber kein Anderer, als der große Palladio, dessen Schatten mir hier die Ruhe stiehlt. Und eben, weil ich die ganze vorige Nacht kaum eine Stunde lang ein Auge schließen tonnte, überfiel mich in der Schwüle draußen so etwas wie eine Betäubung, mit der die Natur sich zu ihrem Rechte verhnlf.

Sie hatte ihn, während er sprach, mit immer erstaunteren Augen detrachtet. Zuerst war die große Sicherheit seines Wesens ihr fast beleidigend erschienen, da sie es gewohnt war, junge Männer durch ihre Schönheit ein wenig in Verwirrung zu bringen. Dann schwand diese kleine Regung vor einem edleren Gefühl, da er so offen und redlich zu ihr sprach, wie zu einer längst vertrauten Person, der man Alles sagen kann.

Was hat Ihnen Palladio zu Leide gcthan? fragte sie endlich und ließ sich, so unbequem der Sitz war, wieder auf den Sockel der Iupiterstatue nieder.

Ich weiß in der That nicht, ob Sie mich verstehen werden, versetzte er, während sein Blick an ihr vorbei an den schlanken Pfeilern hinauf in das Helldunkel der Kuppel irrte. Ich müßte Ihnen erst von meiner geringen Person ein Mehreres sagen, und das würde Sie schwerlich intercssircn. Warum nicht? Es käme auf den Versuch an.

Er lächelte trübsinnig. Weil es wirklich nicht interessant ist, versetzte er. Wie komme ich überhaupt dazu, Ihnen, mein Fräulein, der ich nicht die Ehre habe bekannt zu sein — und eben fällt mir erst aufs Herz, daß ich Sie von Ihrer Gesellschaft zurückhalte. Ich muß zum zweiten Mal um Entschuldigung bitten.

Er verneigte sich leicht, als ob er sich verabschieden wollte.

Meine Gesellschaft? erwiderte sie lächelnd. Die ist so gescheidt, wie Sie vorhin waren, nur noch ein wenig gescheidter, da sie sich einen Winkel zur Rast ausgesucht hat, wo sie vor zudringlichen Sonnenstrahlen sicher sein kann. Nein, ich habe gar keine Eile, und wenn es nicht indiscret ist, wüßte ich gar zu gern, warum der große Palladio, der seit dreihundert Jahren so viele Menschengen entzückt hat, Ihnen Ursache zur Melancholie geben konnte, da Sie ja, wie Sic sagen, kein Vorbild in ihm sehen, dessen Lorbeeren Sie nicht schlafen ließen.

Und wenn es dennoch so wäre? sagte er hastig, und seine Blicke starrten jetzt unverwandt auf den Boden. Aber nochmals: es ist umsonst, davon zu reden. Gewisse Stimmungen, die leicht einen Mann überwältigen

Unvergeßbare Worte. 9

können, haben nun einmal keine Macht über ein weibliches Wesen. Ich weiß nicht, ob ich meine eigene Schwester, wenn ich eine hätte, zur Vertrauten machen würde. Wollen wir nicht lieber von etwas Anderem reden, von etwas Hübscherem? Waren Sie schon in dem Garten droben auf dem Monte Verico, von wo man den schönen Blick auf die Stadt und das Gebirge genießt?

Sie warf den Kopf ein wenig zurück. Ich habe nicht das mindeste Recht auf Ihr Vertrauen, sagte sie langsam; aber wenn Sie mich so ohne Weiteres nur nach der üblichen Ansicht vom weiblichen Geschlecht beurtheilen, möchten Sie sich doch tauschen. Leider habe auch ich, so jung ich bin, allerlei Stimmungen kennen gelernt, die ich einer Schwester — wenn ich eine hätte — schwer begreiflich machen könnte. So stehen wir also gleich. Und da ich nicht Lust habe, über schöne Aussichten zu sprechen — Sie stand auf und machte ihm eine leichte Verbeugung. Das riß ihn plötzlich aus seiner spröden Befangenheit.

Verzeihen Sie, mein Fräulein, sagte er lächelnd, wenn ich mich vielleicht unhöflich ausgedrückt habe. Es ist in der Thal wunderbar genug, daß ich hier einer fremden jungen Dame fast wie ein armer Sünder gegenüberstehe, der verhört werden soll und den Verstockten spielt. Damit Sie aber keine schlechtere Meinung von mir mit fortnehmen, als ich verdiene, will ich nur eingestehen, was für Regungen in meiner armen Seele durch diesen Palladio geweckt worden sind. Sie kennen ihn ja auch. Sie haben ohne Zweifel alle die Wunderwerke gesehen, die er da unten in der Stadt errichtet hat, von der überherrlichen Basilica, dieser einzigen Vermählung der Anmuth mit der Majestät, bis zu dem Häuschen am Corso, das mit seiner schmalen Front zwischen den gemeinen Bürgerhäusern steht, wie ein Prinz von Geblüt, der in Reih und Glied mitmarschiert, weil er von der Pite auf dienen muß. Ich weiß nicht, ob Sie einen besonderen Sinn für Architektur haben. Mir hat er bis dato gefehlt, oder noch in mir geschlafen, und erst hier sind mir die Augen aufgegangen und mit den Augen das Herz. Denn gerade, weil mir die übrigen Künste, obwohl ich keine selbst ausübe, immer Herzenssache waren und die Baukunst nur zu meinen äußeren Sinnen sprach, ist sie mir fern geblieben. Und nun komme ich nach Vicenza und gehe ganz arglos unter diesen Steinen herum, die alle Einen Namen tragen, und plötzlich sieht mich aus all den stummen Säulen, Pilastern und Giebeln ein Menschengesicht an, das heiterste, erhabenste und lebenswürdigste, das ich je gesehen, und mir ist, als fühlte ich durch die Adern dieser Marmorblöcke einen lebendigen Pulsschlag klopfen, und wo ich sonst nur ein unpersönliches Wesen zu verehren Pfl egte, welches in der Kunstsprache Maß genannt wird, Proportion und Harmonie der Glieder, entdeckte ich jetzt zum ersten Mal ein Menschenherz voll unsterblicher Wärme, das mir etwas zu sagen hätte und dessen leisestes Wort ich verstünde. Sie werden mich für einen tollen Phantasten halten, mein Fräulein; aber sie haben mein Geständniß verlangt: dieser

^0 Paul Heyse in München.

Tollheit habe ich mich in allem Ernst schuldig gemacht, und nicht am wenigsten auch hier in der einsamen Notonda, bis der Schlaf so gnädig war, mich wenigstens nicht mehr mit offenen Augen träumen zu lassen. Sie sah an ihm vorbei durch die dunkle Vorhalle in den sonnigen Garten hinaus. Ich verstehe Sie ganz gut, sagte sie nach einer kleinen Weile. Auch ich habe dergleichen erlebt, nur nicht gerade an Gebäuden, doch bei etwas Verwandtem. Kennen Sie Vach? Nun sehen Sie, aus manchem von seinen schwersten Fugenrättseln, die den Meisten nur wegen ihrer starken Architektur bewunderswürdig scheinen, habe ich gerade seinen Herzschlag heraustönen hören. Vielleicht weil ich mich ein wenig verwandt gefühlt habe — nur ganz von fern, da ich mich mit einem solchen Niesen natürlich nicht messen kann. Aber es war mir, als hörte ich da dieselben Blutwellen rauschen, die auch meine geringe Kraft stählen, daß ich meinen Willen nicht beugen mag. Sie lächeln. Erst Hab' ich mich Ihnen neugierig gezeigt, jetzt gestehe ich, daß ich eigensinnig bin; man kann nicht offener sein seine Schwächen beichten wenn man auf sie stolz ist, was ich wahrlich nicht bin. Aber Sie sollen mit Ihrem Vertrauen wenigstens nicht allein bleiben, nicht allein das Gefühl haben, verhört worden zu sein. Nur das Eine sagen Sie mir noch: warum hat Sie das traurig gemacht, daß Sie, wo Sie nur einen talentvollen Vaumcister erwarteten, einen großen und liebenswürdigen Menschen finden sollten?

O mein Fräulein, rief er, wenn ich Ihnen diese Frage genügend beantworte, so erfahren Sie in dieser ersten Stunde einer zufälligen Bekanntschaft mehr von mir, als meine eigene Mutter je geahnt, als ich meinen vertrautesten Jugendfreunden eingestanden habe. Und Sie möchten am Ende müde werden, nicht nur hier auf diesen» kühlen Steinboden zu stehen, sondern vor Allem, mir zuzuhören. Wollen Sie mir nicht erlauben, zu Ihrer Gesellschaft zurückzubegleiten?

Nein, versetzte sie ruhig. Sie wissen ja, daß ich eben so hartnäckig auf meinem Willen bestehe, wie ich neugierig bin. Also ermüde ich nicht so leicht. Aber Sie haben Recht, wir wollen ein wenig herumgehen, während Sie mir das Alles sagen. Niemand eignet sich besser zum Vertrauten, als Jemand, dem man hernach vielleicht nie im Leben wieder begegnet. Wenn ich Geheimnisse hätte, würde ich sie wahrscheinlich Ihnen lieber anvertrauen, als einer sogenannten Freundin, die sie gewiß weiterplauderte, wenn auch nur gegen ihren eigenen Mann, Und meine Mutter — lebt die Ihre noch?

Sie ist schon vor fünf Jahren gestorben.

Die meine lebt, aber sie ist leider die Letzte, der ich etwas von meinem inneren Leben mittheilen könnte. Sie hat meinen Vater so leidenschaftlich geliebt, daß sie, als er starb — das ist schon über acht Jahre her — aus der dumpfen Verstörung, in die der Schmerz sie versetzte, nicht wieder völlig aufgewacht ist. So lebt sie hin in einer Art geistigem Helldunkel. Sie kennt Alles um sie her und nimmt auf ihre Weise an Allem Theil, aber es

Nnrergeßbarc Worte. ^

ist, wie wenn einem Menschen die Hände abgestorben sind: was er ergreift, dringt nicht mehr in sein Bewußtsein. Sie sehen nun, warum ich eigenwillig geworden bin; es war die bitterste Nothwendigkeit, daß ich einen Willen für Zwei haben mußte, ja für Drei, da ich noch einen kleinen Vruder habe, der erst wenige Monate nach des Vaters Tode zur Welt kam. Glauben Sie mir, es ist kein Glück, zu früh selbständig zu werden und, wenn man mit seinen Mädchenträumen noch nicht fertig geworden ist, schon ein großes Haus regiere« und seine eigene Mutter bevormunden zu müssen. Und nun habe ich Ihnen genug von mir erzählt, nun ist die Reihe wieder an Ihnen. Aber lassen Sie uns lieber in den Garten hinaustreten. Indessen schläft meine gute Zephyrine den Schlaf der Gerechten fort. Ich werde Sic dieser meiner sogenannten Erzieherin nachher vorstellen, mit deren Erziehung ich jetzt meine liebe Roth habe.

Zcphyrine? sagte er lachend. Welch ein drolliger Name!

Und sehr wenig passend zu ihrer jetzige» Erscheinung, wie Sie selbst sehen weiden. Vor fünfundzwanzig Jahren aber, als ich noch nicht auf der Welt war, soll sie wirklich ihrem Namen Ehre gemacht haben. Denken Sie nur, meine ehemalige Bonne begann ihre Laufbahn auf den Brettern, als Tänzerin. Sie war die Tochter eines französischen Tanzmeisters, der eine wohlhabende Wiener Bürgcrstochter gcheirathet hatte. Ueber die Lampen hinweg bezauberte sie einen jungen Kaufmann, der sie heirathen wollte, vorher aber zu ihrer Ausbildung sie in eine Pension that; denn außer ihrem angeborenen Französisch hatte sie nicht die bescheidenste Bildung genossen. Und wie sie nuu nach etlichen Jahren eine ganz leidliche Figur machen konnte, starb ihr Verlobter und Beschützer, und sie stand Hülflös und mittellos in der Welt, da es auch mit ihren Eltern ein übles Ende genommen hatte. Um diese Zeit sah meine Mutter sich nach einer Bonne für meine junge Person um, und weil es hauptsächlich auf Französisch ankam — wir lebten damals wie noch jetzt auf uuferem Gute iu Steiermark — wurde Nemoiselle Zcphyrine damit betraut, meine ersten Schritte ins Leben hinein zu überwachen. Im Lauf der Jahre hat sich das Verhältnis; umgekehrt, ich bin jetzt für ihre Ausführung verantwortlich und zugleich für meine eigene, denn wie sie über mich wacht, haben Sie ja mit erlebt. Sie läßt mich seit einer halben Stunde mit cineni unbekannten jungen Herrn die wunderlichsten Gespräche führen, ohne daß der geringste Gewissensbiß ihren Schlummer beunruhigt.

Er lachte, was ihm gut zu Gesichte stand. Nun wäre die Reihe an mir, mich Ihnen vorzustellen, sagte er. Aber in meiner Biographie geht Alles sehr bürgerlich und alltäglich zu. Mein Vater war Professor an einem Gymnasium, und ich selbst wurde in der Meinung erzogen, daß dies mich für mich das höchste Ziel des Ehrgeizes sein müsse. Er aber hatte vor seinem Sohne etwas voraus, was es ihm möglich machte mit so bescheidenen Ansprüchen dennoch das Glück zu finden: er liebte die Jugend

1.2 Paul Neyse in München.

und lehrte gern. Ich hatte nur eine Leidenschaft zum Lernen, immer Mehr zu lernen, unter Anderem auch mich selbst kennen zu lernen. Das Ergebnis; war nicht geeignet, mich übermüthig zu machen. Ich glaubte bald einzusehen, daß ich wohl das Zeug dazu hätte, ein nützlicher Mensch zu werden, aber die bloß nützlichen Menschen schienen mir im Grunde ziemlich überflüssig. Einer mehr — bei dem großen Vorrath redlicher Arbeiter, für den die Natur und die Gesellschaft gesorgt hat — was kommt darauf an? Ich wäre so gern etwas für mich selbst geworden, etwas Neues, Besonderes, so recht Erfreuliches, daß nicht bloß eine Handvoll Schulbuben etwas an mir gehabt hatten, sondern, was man so die Menschheit nennt, zunächst die Mitwelt. Für die Nachwelt wäre mir dann nicht bange gewesen. Aber mit einem bischen Philologie und Philosophie war das nicht zu hoffen. Damit treibt man eben in der großen Heerde mit, die auf der nahrungssprossenden Erde friedlich weidet in dumpfem Genuß. Immer nur danken müssen für das, was Andere einem zu genießen geben, — es widert uns an auf die Länge. Wie muß einem Menschen zu Muth sein, der so reich ist, daß er sich selbst Alles verdankt, oder doch das Beste: den Genuß einer großen und starken Persönlichkeit? Ich weiß; nicht, ob ich mich Ihnen deutlich mache, mein Fräulein. Frauen pflegen das nicht zu entbehren. Wenn sie nicht durch unglückliche Umstände traurig verbildet sind, haben sie eben das vor uns voraus, daß sie nicht allgemeinen Zwecken dienen und Uniform tragen, sondern daß Jede ein Wesen für sich sein darf, gut oder schlimm, liebenswürdig oder unerquicklich, jedenfalls Alles, was sie ist, kraft ihrer eigenen Persönlichkeit. Und ich — um des lieben Lebens willen, da ich kein Vermögen habe, — ich hätte nichts Anderes anfangen können, als kleinen Knaben zu beibringen, bis ich endlich so weit hinaufgerückt wäre, grünen Jünglingen den Plato zu interpretiren. Da erbarmte sich meiner ein dummer Streich und eine barmherzige That. Der erste bestand darin, daß ich mich in die politische Bewegung stürzte und an einer Zeitung mitarbeitete, was für einen Schulamtskandidaten höchst frevelhaft war. Und als ich mir damit meine Karriere verdorben hatte, starb eine entfernte Verwandte, die mich immer bevorzugt hatte, und hinterließ mir ein Legat von zweitausend Thalern. Da wartete ich nicht ab, bis man mir den Stuhl vor die Thür des Gymnasiums setzte, sondern schüttelte den Schulstuhl von den Schuhen und wanderte gen Süden. Ich nahm mir vor, hier in dem gelobten Lande, wo es all die Jahrhunderte hindurch nicht an Menschen gefehlt, die frank und frei sich Herausnahmen, sich zu erfreulichen Charakterköpfen auszuwachsen, noch einen letzten Versuch zu machen, ob ich es etwa auch so weit brächte. In welchem Stil und mit welchen Thathandlungen, war mir völlig gleich. Und nun begreifen Sie vielleicht, das; es mich zu einem melancholischen Neide reizen mußte, wie ich hier die Bekanntschaft dieses Palladio machte, eines Menschen von solcher inneren Fülle und Schönheit, daß er nach Jahrhunderten noch angestaunt, nachgeahmt, geliebt und beneidet wird. Und

Unrergeßbaie Ivorte. ^5

das Alles, obwohl auch er „ein Enkel" war und sich mit einer großen Erbschaft von Formen und Gedanken schleppen mußte. Wie aber hat er das Alles wieder in sein Eigcnihum verarbeitet, den Goldschatz, den ihm die Antiken überliefert, in deü Schmelzticgel seiner Phantasie geworfen nnd Allem sein eigenes Profil aufgeprägt! Wer so etwas vermag, der verdient zu leben, ja der nur lebt eigentlich, und wir herumvegetirenden, ewig empfangenden, ewig hungrigen Dutzendmenschen —

Er wandte sich ab, und riß an einem Rosenzwcig, daß die Blüten abblätterten und ins Gras fielen. Das ist nun das Erbärmlichste, setzte er zwischen den Zähnen murmelnd hinzu, daß ich mich verleiten lasse, von solchen ohnmächtigen Anwandlungen zu reden, als ob ich um Mitleid betteln wollte, oder schlimmer, mir noch etwas darauf zu Gute thäte, daß ich wenigstens meine Nichtigkeit empfinde. Aber seien Sie großmüthig, ver- ehrtes Fräulein, und vergessen Sie Alles, was ich Ihnen da vorgestammelt habe, und am besten: vergessen Sie, daß Sic überhaupt diesem unzulänglichen Menschen begegnet sind. Dafür will ich Ihnen von Herzen Alles gönnen, was Sie haben und find, zur Freude von Göttern und Menschen. Leben Sie wohl? Er lüftete den Hut, ohne sie anzusehen, und waudte sich zum Gehen.

Aber ihr erstes Wort hielt ihn zurück.

Glauben Sie an einen Zufall, Herr Tactor, oder daß Alles, was zwischen Himmel und Erde geschieht, Bestimmung sei oder Schicksal, wie man es nennen will?

Er sah sie groß an und suchte in dem schönen stolzen Gesicht, das eben jetzt seinen sanftesten Ausdruck hatte, nach einem Aufschluß darüber, wie sie zu dieser Frage gekommen sei.

Ich für mein Theil, fuhr sie fort, habe immer ein Gefühl von Schwindel, wenn ich mir klar machen will, wie es mit diesem Geheimniß beschaffen sein mag; als glitte ich unaufhaltsam in einen bodenlosen Ab- grund. Ich fühle aber sogleich wieder festen Boden unter den Füßen, sobald ich mich selbst zu irgend Etwas entschließen soll. Denn was ich will, ist mir nie ein Geheimniß. nur wie mit dem großen Willen, der die Welt beherrscht, mein Eigenwille sich verträgt. Sie müssen sich an das erinnern, was ich Ihnen von meinen häuslichen Verhältnissen erzählt habe. Wo käme ich dahin, wenn ich nicht Gottseidant wüßte, was ich wollte? Also nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich unsere so seltsame Bekanntschaft mir gleich zu Nutze mache, als vollzöge ich nur einen Schicksalswink. Sagen Sie mir aufrichtig: wenn Sie mit Ihren zweitausend Thalern zu Ende sind, ohne noch gefunden zu haben, was Sie in Italien suchen, was denken Sie, daß aus Hhnen werden soll?

Er sah still vor sich hin. Vielleicht wissen Sie es, mein Fräulein, oder ahnen es. Jedenfalls weiß es das Schicksal.

Was ich etwa ahnen mag, ist nichts Heiteres oder Tröstliches. Aber sagen Sie offen: muß es gerade Italien sein, wo Sie der Dinge harren,

^ f>aul k>evse in München.

die da kommen sollen? Ich fürchte, Sie versinken, so als ein einsamer Wanderer, immer rettungsloser in Melancholie. Wollen Sie mir einen Vorschlag erlauben, natürlich ü pionäro ou i, lai^zor? Warum nicht, mein Fräulein? Wir haben von so manchen Dingen geplaudert, mit denen man nicht bei einem flüchtigen Begegnen unterwegs fertig wird. Wie Ware es, wenn wir das Gespräch noch ein wenig fortsetzten, in aller Ruhe? Vielleicht kommen wir doch zu einem befriedigenderen Resultat. Tarum wäre mein Porschlag. Sic geben einstweilen Ihre Reise auf, das heißt, Sie verschieben sie nur und begleiten uns nach unsenn Gut, Sie werden es dort ein wenig langweilig finden; aber da Sie damit beschäftigt find, sich selbst zn entdecken, kann Ihnen das einförmige Leben nur dazu Vorschub leisten. Und wenn Sie etwa Bedenken tragen, nur so ganz einfach die Gastfreundschaft fremder Menschen anzunehmen, so können Sie sich in Ihren Mußestunden, wenn Sie mit sich selbst gerade nichts zu schaffen haben, ein großes Verdienst um uns erwerben, indem Sie fich meines lleincn Bruders ein wenig annehmen. Ter alte Pfarrer wird schon recht kindisch; von seinem Latein habe ich nicht die beste Meinung, und daß er es nicht bis znm Griechischen gebracht hat, gesteht er selbst. Cäsar ist wie ein wildes Füllen, aber ein gutartiger Bub. Sic würden keine Last mit ihm haben und blieben ganz Ihr eigener Herr; denn den Schulinspector mache ich selbst, die ich eine große Ignorantin bin. Was sagen Sie zu diesem Einfall?

Nein, fuhr sie fort und erröthete ein wenig, da sie seine Augen fest auf ihr Gesicht gerichtet sah, sagen Sie noch nichts, nicht gleich, nicht heute oder morgen. Ich vergaß, daß Sie keine besondere Freude am Lehren haben, jedenfalls nicht einen Schüler annehmen werden, den Sie noch nicht kennen. Verzeihen Sie mir meine Voreiligkeit. Aber wenn Sie bedenken, daß ich für die Erziehung dieses Knaben allein verantwortlich bin, werden Sie begreifen, wie sehr ich wünschen muß, ihn in solchen Grundsätzen aufwachsen zn scheu, wie ich sie Ihnen zutraue — nach dem Wenigen, was Sic mir gesagt haben. Mein guter Vater hat ihn Ellsar genannt; er war ein schwärmerischer Anhänger Napoleons, unter dem er noch gedient hatte. Aber ich fürchte, es wird nichts Großes aus ihm, wenn fich Niemand seiner annimmt, als ein schwacher alter Priester und seine eigene junge Schwester. Wenn Sie nun auch ein wenig abergläubisch wären und es für ciuen besonderen Schicksalswink hielten, daß wir uns hier begegnet sind, so wäre es schön von Ihnen, uns nach Haus zu begleiten, nach uuserm Gut. Sie sähen sich dort unser Leben an und vor Allem den Zögling selbst. Wenn Sic lein Herz zn ihm fassen können, sagen Sie's ganz ehrlich. Sie haben dann nichts verloren, als ein paar Wochen, in denen Sie ein Stück uuseres schönen Landes kennen gelernt haben. Morgen früh um neun Uhr reifen wir. Wögen Sic von Ihrem Palladio fich noch nicht trennen, so können wir auch bis übermorgen warten.

Unvergeßbare warte. ^5
Er streckte ihr plötzlich die Hand entgegen.

Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein, sagte er; ich danke Ihnen herzlich für dies Anerbieten. Wenn ich es nicht sofort annehme, sondern mir bis morgen früh Bedenkzeit ausbittc, geschieht es wahrlich nur, weil Sie mich mit Ihrem Schicksalsglauben angesteckt haben. Nun weiß ich freilich, daß Niemand seinem Schicksal entgeht. Doch da wir Alle mit dem Vorurtheil auferzogcn weiden, als wären wir Herren unserer Handlungen und müßten dieselben nach den Geboten der Vernunft einrichten, um hernach doch zu thun, was wir nicht lassen können, so erlauben Sie mir, über Nacht auf eine höhere Eingebung zu hoffen. Es würde wie ein fades Complimcnt klingen, wenn ich sagen wollte — nein, ich schweige lieber. Sie werden meine Unbeholfenheit mit meiner Ueberraschung entschuldigen. Denn wahrhaftig, daß ich hier am Fuß der Rotonda einschlafen sollte, um durch eine solche SchicksalZbotin geweckt zu werden —

In diesem Augenblick hurten sie eine Stimme im Innern der Villa, die ängstlich einen Namen rief. Da ist die andere Schläferin, fagte das Fräulein lächelnd. Kommen Sie! Ich muß Sie ihr vorstellen. Sie braucht vorläufig noch nichts von unserem Plan zu wissen. Aber ich vergesse: ich weiß noch nicht, Wen ich vorzustellen habe.

Mein Name ist Philipp Schwarz.
Und der meine Victoire Clümence Freifräulein von Hainstettcn. Wenn Sie mich von meiner alten Bonne „Ncßchen" nennen hören, so ist das nichts als die Abkürzung von Baroneßchen, wie sie mich schon als Kind angeredet hat. Sehen Sic, da tritt sie eben zwischen den Säulen hervor. Sagen Sie ihr gelegentlich etwas Artiges über ihre eleganten Bewegungen, wenn Sic ihre Eroberung machen wollen.
Sie hatten sich zu der Treppe zurückgewendet, auf welcher jetzt die stattliche Dame in sichtbarer Aufregung, zugleich von ihrem Schlummer und der Angst um das unsichtbar gewordene Fräulein gerüthct, eilig herabstieg. Sie blieb sehr betroffen stehn, als sie den Fremden erblickte. Das Fräulein aber, nachdem sie den Doctor mit einer scherzhaften Wendung ihr vorgestellt hatte, drängte zum Aufbruch und führte ganz allein das Wort auf dem Wege zum Gitter hinab. Unten am Wagen fanden sie den Pförtner, der argwöhnifch die Brauen zusammenzog, als er den Fremden vom Vormittage so unvermuthet wiedersah. Doch begütigte ihn alsbald ein ansehnliches Trinkgeld, das der Doctor ihm in die Hand drückte. Das Fräulein ihrerseits schien vergessen zu habcu, daß sie ihn bereits belohnt hatte. Oder machte eine besonders gehobene Stimmung sie zur Freigebigkeit geneigt? Der Alte betrachtete mit weitlufgerissenen Augen bald den lehguldenschein, bald die junge Verschwenderin und raunte dem Kutscher zu: Eine Engländerin! — dann half er ihr ehrerbietig in den Wagen, während Zephyrinc mit aller Anmuth, die sie erschwingen konnte, sich leicht auf den Arm des Fremden stützte. Fahren Sie nicht mit uns, Herr Doctor? sagte das Fräulein, da sie Nord und 2lid. XXNI, «?. 2

^6 s>aul lzeyse in München.

allein im Fond wieder saß, Sic sehe», es ist noch Platz, Wir wollen den Rückweg über den Monte Nerico machen. Die Berge müssen in der Abendbeleuchtung besonders schön sein.

Er entschuldigte sich, er habe noch Briefe von der Post zu holen und selbst zu schreiben. Er war still und zurückhaltend geworden, seit sie nicht mehr miteinander allein waren. — Wie Sie wollen! erwiderte das Fräulein mit gleichmüthigem Ton. Hoffentlich also auf Wiedersehen!

Sie nickte ihm freundlich zu, Zephyrinc bewegte huldvoll grüßend ihren Sonnenschirm, und der Wagen rollte davon.

Indessen saß in einem hohen, luftigen Zimmer des Albergo di Roma eine kleine Dame auf dem Sopha, hatte auf dem Tische Karten ausgebreitet und legte unermüdlich Patience. So oft sie mit einem Spiel fertig war, stand sie auf, trat ans Fenster oder durch die Balconthür, horchte in den Hof und auf die Straße hinaus und klingelte endlich, nm zum zwölften Mal ihre Kammerjungfer zu fragen, ob Baroneß Victoirc noch nicht zurück sei. Wenn sie die immer gleiche Antwort erhalten hatte, ließ sie sich wieder auf das Polster nieder und mischte seufzend die Karten von Neuem. Es war wie wenn von Zeit zu Zeit ein Windstoß in ein verglimmendes Kohlen-Häufchen fährt und ein Flämmchen hcrvorlockt, das gleich wieder in die Asche zurücksinkt.

Das zarte kleine Gesicht erschien trotz der grauen Haare jugendlich, zumal durch die glänzenden schwarzen Augen, die einen Hülfllos stauenden und bittenden Ausdruck hatten, wie Augen eines Kindes, das gescholten wird und nicht recht weiß, warum. Wenn in ihrem Spiel irgend eine schwierige Wendung sich glücklich lös'te, erglänzte ein sanftes Lächeln auf dem noch immer schönen Munde, ein Zug von triumphirendcm Stolz wie auf eine gelungene List. Gleich darauf wurden die Züge wieder müde und kummervoll. Nun fuhr ein Wagen in den Hof hinein, der das Haus von der Straße scheidet; sie horchte auf, ohne fich in ihrem Spiele stören zu lassen, und auch als die Thüre aufging und die Tochter hastig eintrat, legte sie die Karten noch nicht aus der Hand.

Schilt mich nur aus, maman! rief das schöne Mädchen, indem sie ihren Hut auf einen Stuhl warf und dann neben der ruhigen kleinen Gestalt auf den Teppich niederglitt, sie lebhaft an sich ziehend. Wir haben uns abscheulich verspätet, wir wußten nicht, wie weit der Weg und wie steil der Berg ist. Was hast du nur angefangen in der ganzen Zeit? Es ist mir gut gegangen, iind, sagte die alte Dame auf Ungarisch, da sie die Sprache ihrer Heimath immer zu sprechen pflegte, wenn sie mit ihrer Tochter allein war. Alle meine Patiencen sind aufgegangen, auch die neue, die ich probirt habe. Wie spät ist es denn? Wo ist Iephyrine? Diese trat eben ins Zimmer, da es ihren Begriffen von Anmuth und Würde widersprach, die Treppe hinaufzustürmen wie ihr einstiger Zögling.

Unvergeßbare Ivorte. ^?

Mclnms I» dllionno, sagte sie, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, Neßchen wird Ihnen erklären —

Die kleine Frau stand auf. Wir wollen Licht bringen lassen, sagte sie, ich merke jetzt erst, wie dunkel es schon geworden ist —

Sie sah sich ängstlich im Zimmer um. Iephyrine beeilte sich, die Kerzen anzuzünden, die auf dem Sims des großen alten Kamims standen. Dos Fräulein war indessen an die Valconthüre getreten und sah zu den immergrünen Büschen hinab, die unten im Hofe wuchsen, und zu der Mondsichel über dein Palast drüben an der Straße.

Hlarnan, sagte sie plötzlich, weißt du, daß wir noch einen Reisegefährten haben werden? Ich habe einen Hofmeister gefunden für Cäsar, einen jungen Gelehrten, der schon morgen mit uns fahren wird. Du weißt, UWI2Ä2, ei muß endlich ansangen, ordentlichen Unterricht zu bekommen, Pater Daniel ist selbst der Meinung.

Einen Hofmeister? wiederholte die Mutter. So — so — so!

<3inen Hofmeister! Nun, du mußt das wissen, Kind, du und Pater Daniel, ihr müßt das wissen.

Ist das Ihr Ernst, Neßchen? rief die alte Bonne. Aber wie in aller Welt — und seit wann — ich kann doch nicht glauben —

Du kannst allerdings glauben, Iephyrine, daß ich die Augen offen behalten habe, während dir die deinigen ein wenig zufielen. Ein sehr ernster und zuverlässiger junger Mann, liebe in.-liNÄN, ein Deutscher natürlich, ein Dr. Philipp Schwarz.

Nun das gesteh' ich! rief Iephyrine im, höchsten Erstaunen. Und davon haben Sic mir während der ganzen Fahrt — und Alles ist schon fix und fertig abgemacht, und Sie haben seine Zeugnisse geprüft und Erkundigungen über seine Befähigung und Moralität eingezogen —

Gewiß, theurcr Zcphyr, das Alles habe ich hinreichend gethcm und iibernehme die volle Verantwortung. Er hat sich freilich noch bis morgen Bedenkzeit cmsgebctcn. Aber daß er kommen wird, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel.

Natürlich' warf die etwas gekränkte Vertraute hiu. Wie tonnte er widerstehen? Er ist natürlich bis über die Ohren in unser Neßchen verliebt — ein solches Moü-Ms unter lauter Heidengöttern —

Meine liebe Iephyrine, sagte das schöne Fräulein mit sehr bestimmtem Ton, du bist zwar meine Jugendfreundin und darfst dir allerlei indiscrete Neben erlauben. Ich möchte dich aber doch bitten, in diesem Fall deine Gedanken für dich zu behalten. Nenn unser neuer Bekannter nur das Geringste von solchen Anzüglichkeiten zn hören bekäme, wäre er im Stande, sich ohne Weiteres zu empfehlen. Denn obwohl er kein reicher Mann ist — oder vielleicht gerade deßhalb — ist er sehr reizbar im Punkt der Ehre.

Auch bitte ich dich, inarQllil, nicht zu vergessen, daß er sich vorläufig zu Nichts verpflichtet hat, als uns nach Hainstätten zu begleiten und dort eine Zeit

^8 f)aul licyse in München.

lang unser Gast sein. Er will die Erziehung Lasars nicht eher übernehmen, bis er ihn kennen gelernt hat. Das Wort „Hofmeister“ darf also in seiner Gegenwart nicht genannt werden. Willst du mir das versprechen, meine geliebte kleine mnm^n?

Alles, was du willst. Kind. Alles, wie du es für gut findest. Ich — seit ich allein geblieben bin — seit ich dies entsetzliche Unglück erlebt hllbe, daß dein Vater —

Sie fing plötzlich leise an zu weinen. Die Tochter nahm sie in die Arme, küßte sie beschwichtigend, gab ihr allerlei Schmeichelnamen und bracht? sie endlich so weit, daß ihre Thränen zu fließen aushörten und sie fragte, ob der Thee nicht servirt werden könne. Tann ließ sie sich zu dem Tische führen, auf dem Iephyrine inzwischen mit Hülfe der Kammerjnngfer und des Gaslhoskellners die abendliche Collation hergerichtet halte. Victoire war sehr aufgeräumt und erzählte der Mutler von Allem, was sie diesen Nach' mittag in der Stadt und Unigegend gesehen, in dem Tone wie man einem horchenden Kinde Märchenschlösser und Zaubergärten beschreibt. Es war dem sanften, alten Gesicht nicht anzusehen, ob Alles verstanden wurde. Iephyrine saß schweigend dabei.

Eine Stunde später, nachdem die Mutter zu Vette gebracht und se» geschwind, wie wenn sie das schwerste Tagewerk hinter sich hätte, eingeschlafen war, trat die Tochter leife durch die Valconthür auf die Gallcrie hinaus, die oben auf den drei Seiten der Hofmauer herumläuft, und ging bis an die Straße vor, in die man über eine niedere Brustwehr hinabblickt. Dort im Winkel setzte sie sich auf den hölzernen Kübel eines großen Granatbaums und ließ die Nachtschwärmer drunten an sich vorüberwandeln, die hier im Corso die Kühle genossen, rauchend und plaudernd. Es war ihr wunderbar hell und froh zu Muth, wie fie es schon seit Jahren nicht mehr erlebt hatte. Tic weiche fremde Luft um sie her, die weichen fremden Laute, die dunkle Einsamkeit oben in ihrem Versteck, von dem aus sie in ein Leben blickte, das sie nichts anging, das ihr leine Sorgen und Pflichten auferlegte, all das gab ihr ein Gefühl von Befreiung und Losgebundenheit, dessen fie sich mit starkem, frohem Herzklopfen bewußt wurde. Und im Hintergründe ihrer Gedanken stand die Erinnerung an jene Stunde in der Notouda und jedes Wort, das da gesprochen worden war, und erhöhte die triumphirende Stimmung, den Stolz auf ihren Willen und ihre Kraft, das abenteuerliche Leben zu beherrschen und sich ein Glück zu erkämpfen, wie fie cs bedurfte. Sic hörte druntcn ein paar jungc Stimmen ein damals beliebtes Volkslied singen und sang die Melodic mit. Wenn ein Lachen zu ihr heraufscholl, ertappte sie sich darauf, daß sie mitlachen mußte. Plötzlich aber wurde sie still und ernst. Drüben auf der anderen Seite der Straße sah sie eine Gestalt daherkommen, die sie trotz des zweifelhaften Laternen-scheines sofort erkannte. Ter jungc Fremde ging da mit gesenktem Haupt durch die muntere Menge hin, den Hut in die Stirn gedrückt. Gegenüber dem

Unverg bbare Worte. ^9

Hofthor des Hutels blieb ei stehen; er sah hinauf, ja sie glaubte zu fühlen, daß seine Blicke den Granatbaum umschweiften, unter dem sie in ihrer dunklen H lle regungslos zurückgelehnt saß. Den Athem hielt sie an und schloß unwillkürlich die Augen. Als sie wieder hin bersah, war der Späher verschwunden. Da blieb sie noch eine Weile sitzen, bis sie es wagte, über die offene Gallerie ins Zimmer zur ckzuhuschen. Sie war am anderen Morgen kaum aufgestanden, als die Kammcrjungfer ein Villet brachte, das der Hausknecht eines anderen Gasthofs für sie abgegeben. Es enthielt nur die Anfrage, ob es ihr noch Ernst sei mit dem Anerbieten, das sie ihm gestern gemacht. Er werde es ihr durchaus nicht verdenken, wenn ihr inzwischen Zweifel gekommen sein sollten, ob er auch die Eigenschaften habe, die sie von dem Erzieher ihres Bruders verlangen ni ffe. Wer niit seiner eigenen Bildung noch so viel zu thun habe, sei schwerlich geeignet, Andere zu leiten. Wolle sie es aber auf einen Versuch ankommen lassen, so werde er in einer Stunde sich erlauben nachzufragen, ob es bei der Abreise bleibe, und sie bitten, ihn ihrer Mutter vorzustellen. Sie warf nur die Worte auf eine Karte: „Ich p flege meine Entschl sse nicht über Nacht zu ändern. Sie werden willkommen sein. Victoire."

Eine halbe Stunde später kam er selbst, iu dem grauen Reiscanzuge und dunklen Filzhnt von gestern, ein Koffer von bescheidenem Umfang wurde ihm nachgetragen. Er trat dem Freifräulein scheinbar ganz unbefangen entgegen und verneigte sich 'ehrerbietig vor der Mutter, die ihn erstaunt betrachtete und erst, als die Tochter ihr etwas ins Ohr geflüstert hatte, ihm vertraulich wie einem alten Bekannten zunickte. Zephyrine machte ihm ein ceremoni ses, schulgerechtes Eompliment und sah bann standhaft an ihm vorbei, während das schöne „Neßchen" ihm freundlich die Hand bot und ihm dankte, daß er Wort gehalten. Dann führte sie die Mutter, die sich immer ängstlich im Zimmer umsah und nach hundert Kleinigkeiten fragte, ob sie auch nicht vergessen seien, langsam und vorsichtig die Treppe hinab an den Wagen, der unten ihrer harrte, und hob sie hinein. Es war einer jener altci-thümlichen Neisewagen, denen das heutige Geschlecht nur noch auf alten Bildern begegnet, breit und tief genug, daß fechs Personen sich darin unterbringen konnten, hinten angehängt über dem tiefen Schacht für das Gepäck ein zweisitziger Ausbau für die Dienerschaft mit eigenem D chlein und selbst so groß wie eine heutige Kalesche. Vier Postpferde zogen das gewaltige Gebäude, die jetzt schon eine Weile ungeduldig das Pflaster des Hofes gestampft hatten. Als die Drei drinnen Platz genommen, blieb auf dem N cksitz neben Iephyrine noch Raum genug für einen schwächtigen deutschen Gelehrten.

2V Paul licyse in München.

Victoirc unterdrückte ein Lächeln, als sie die feierliche Miene sah, mit der ihre „Jugendfreundin“ die Mantille zusammenzog und sich möglichst in die Ecke schmiegte, um mit dem neuen Reisegefährten jede Berührung zu vermeiden. Sie sehen, Herr Toctor, sagte sie, Sie machen uns nicht die geringste Unbequemlichkeit. Versuchen Sie es also mit uns drei schutzlosen Namen. Auch brauchen Sie nicht zu fürchten, daß unsere Conversation Sic ermüden werde. Wir haben es uns zuni Gesetz gemacht, während der Fahrt uns im Schweigen zu üben, und Jede hängt ihren eigenen Gedanken nach. Sollte es Ihnen trotzdem auf die Länge unheimlich unter uns werden, so nehmen wir's nicht übel, wenn Sie unter dem Vormund, die Gegend besser zu genießen, sich zum Postillon auf den Bock flüchten, oder zu unsrer Fanny auf den Rücksitz, der Sie damit eine große Ehre anthun werden. Er stieg lächelnd ein und betheuerte, er werde sich in allen Stücken der Hausordnung fügen, die in dieser Wagenburg eingeführt sei. Ihm gegenüber saß die Mutter, ganz eingehüllt, gleich ihrer Tochter, in ein weites schwarzseidenes Reismäntelchen, dessen Kapuze ihr blasses Gesicht zierlich umschloß. Sie hatte ihre schonen schwarzen Augen während der Fahrt beständig ins Weite gerichtet und nahm von dem neuen Bekannten nicht die mindeste Notiz. Auch Victoire gönnte ihm nur selten ein Wort, wenn sie in dem Reisebüchlein, das sie fleißig studirte, den Namen eines Ortes oder Berges fand, an denen sie gerade vorbeikamen. Tic Sonne schien gedämpft durch leichtes Sciroccogcwölk, das wie ein leichter grauer Flor über dem schönen Lande hing. So war es, da die Pferde wacker ausgriffen, ein vergnügliches Reisen unter dem hohen schattigen Dach, und selbst Zcphyrine fühlte sich auf die Länge unfähig, die Schranke zwischen sich und ihrem Nachbarn aufrecht zu erhalten. Zumal als er bei einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und dem Freifräulein ihre Partei ergriffen und ihr zum Siege verholsen hatte, fand sie ihn plötzlich so liebenswürdig, daß sie ihm ihr Fläschchcn mit kölnischem Wasser anbot, sein Tuch damit zu betupfen, was die einzig wirksame Erfrischung in der Hitze sei. Nun erfuhr er auch, daß die Tarnen die Reife unternommen hatten, um in Mailand die Schwester der Baronin zu besuchen. Sie sei au einen Grafen vcrheirathet, der, obwohl von italienischer Abstammung, doch im österreichischen Heere diene,)I»n,»n habe sich sehr gesehnt, ihre Schwester wiederzusehen, es aber nicht langer als acht Tage dort ausgeholten. Tir ist doch nur wohl in Haiustctlen, kleine inamn! sagte die Tochter mit einem Blick auf Philipp. Nuu wirst du ja bald wieder auf deiner geliebten Altane sitzen und Cäsar im Garten herumtollen sehen. Es war lieblich zu beobachten, wie die Tochter unermüdlich sich um die Mutter bemühte, sie beständig zu erheitern und es ihr bequem zu machen suchte. Es war, als tonne sie sich noch immer nicht entschließen, den Gedanken zu ertragen, daß der Geist in dieser theuren Gestalt nur noch ein Traumleben führe und nie wieder zu voller Klarheit aufwachen werde. Dies

linvergeßbare Worte, 2^

lindliche Gefühl, die Trauer und Sorge um einen Verlust, den sie schon mitten im Besitz erleiden sollte, schien ihr Gemüth so völlig auszufüllen, daß kein Raum darin blieb für ein wärmeres Interesse an anderen Menschen. Manchmal, wenn sie während der langen Fahrt die Augen schloß, die durch Staub und Sonne beschwert wurden, vertiefte sich Philipp in das Räthsel dieses jungen Gesichts, das keinen Zug von der Mutter hatte und seltsamer Weise, wenn es so schlummernd sich zurücklehnte, plötzlich eine fast erschreckende Ähnlichkeit mit diesem erloschenen Frauenbilde bekam. Und doch fesselte sie ihn gerade dann um so unwiderstehlicher. Wenn er ihren wachen Augen begegnete, die so gleichmüthig über alle Menschen Hinblicken konnten, fühlte er sich zum Widerstände gegen ihre Macht aufgefordert. Im Schlaf verrieth ihr Gesicht, daß sie nicht glücklich sei, daß sie ein Hülflöses und vielbcdürftiges Herz, wie Andere ihres Geschlechts, in ihren Busen trug und nur zu stolz war, es irgend wem zu verrathen.

Zuweilen, wenn er Wälder und Berge betrachtete, oder in dem kleinen Homer las, den er auf der Reise immer bei sich führte, fühlte er auch ihre Augen lange und fest auf sein Gesicht geheftet. Blickte er dann plötzlich nach ihr hin, so verleugnete sie es keineswegs, daß sie ihn betrachtet hatte. Doch ertrug sie seinen Gegenblick so ruhig, daß sie jeden Gedanken fern hielt, als sei er ihr mehr, als einer der vielen Gegenstände rings umher, die kennen zu lernen vielleicht der Mühe wert!) wäre. Ein paar Mal hatte er versucht, das Gespräch fortzuspinnen, das sie in der Rotonda geführt. Es glückte aber nie. Auch vermied sie es, wenn sie Abends an ihrem Rastort angelangt waren, ihm noch irgendwo allein zu begegnen, und doch empfand er deutlich, daß keine Absicht, ihn durch dies Vermissenlassen desto mehr zu reizen, ihrer Zurückhaltung zu Grunde lag. Sie bedurfte ihn nicht; sie ließ ihn sich eben gefallen, wie sie sich so Manches gefallen ließ, was gerade da war und ihr nützen konnte.

Das empfand er, und ein dumpfer Unmuth ergriff ihn, je länger es dauerte. Denn immer deutlicher ward es ihm, daß er sie bedurfte, daß er ihre Nähe nicht mehr entbehren konnte, auch wenn er sie mit heimlichen Schmerzen erkaufen mußte.

Und so war er am Ende froh, als sie sich dem Ziele näherten. Zehn Tage hatte die Fahrt gedauert, die man heute bequem in zweien zurücklegen kann. Er hatte es oft versucht, seine Bande zu sprengen, die ihm, so unter acht Augen in dem rings umschlossenen Wagen, das Herz allzu heftig einschnürten. Aber selbst auf dem freien, luftigen Sitz neben dem Postillon wollte der Druck von seiner Seele nicht weichen. Er verwünschte die Stunde, wo er sich freiwillig in diese Gefangenschaft gestürzt hatte. Das Wenige, was er bisher in jungen Liebschaften, die bald wieder vergessen waren, von seinem Herzen erlebt hatte, war gerade genug gewesen, um ihn zu warnen, da er jedesmal mehr Herzblut verschwendet hatte, als die Sache werth gewesen war. Und jetzt, eine so rasch anwachsende Leidenschaft für diese kühle,

22 Paul Heyse in München.

stolze, hochgeborene und hoch über ihn hinwegsehende junge Schönheit, der er gerade gut genug war, um im Unterricht eines Knaben den alten Pfarrer abzulösen — und das verschleierte Vild seiner Zukunft, das auf ihn wartete, — Italien, dem er schon an der Schwelle wieder den Rücken gewendet hatte — er sagte sich's ins Gesicht, daß es für einen scchsundzwanzigjährigen Philosophen doch eine allzu starke Thorheit sei, daß es an Wahnsinn grenze, wie er sich auf-führe, — uud dann brauchte ans dem Nagen nur ein gleichgültig hin-geworfenes Wort von jenen vcrhängnißvolleu Lippen zu ihm heraufzutönen, und alle Kraft des Trotzes uud aller Freiheitsdrang in seiner Seele war plötzlich wie von weichen Händen niedergehalten und er konnte den Augen-blick nicht erwarten, bis er vom Vock hinunterspringen und das junge Gesicht in der Kapuze wieder darauf ansehen durfte, ob es ihm noch nichts Trau-licheres zu sagen hätte.

Die letzte Nacht hatten sie in Graz zugebracht. Sie waren früh genug angekommen, daß Victoire ihre Mutter ruhig im Hütel bei ihren Patience-Karten zurücklassen und mit Philipp und Zephyriue, die jetzt eiue fast schwärmerische Neigung für den Tactor zur Schau trug, eine Fahrt durch die herrlich gelegene Stadt machen konnte. Sie selbst war ungewöhnlich vergnügt. Zephyrine neckte sie- das Glück, morgen schon ihren alten Anbeter, den Pfarrer, wiederzusehen, strahle ihr ans den Augen. Als sie aber am anderen Tage nach einer zweistündigen Fahrt sich dem Thale näherten, in welchem Schloß Hainstetteu lag, überschattete eine tiefe Schwcrmuth, die sie zum ersten Male nicht bemcistern konnte, ihre sonst so gelassene Stirn. Philipp konnte sich nicht der Frage enthalten, ob die Heimkehr ihr schmerz>liche Erinnerungen wecke. — Nein, crwicderte sie, nur die Angst davor, dies freudlose Leben wieder genau da aufzunehmen, wo ich es vor vier Wochen fallen ließ. Oder glauben Sie wirklich, daß ein lebendiger Mensch seinen Hunger nach Glück stillen kann bloß mit erfüllten Pflichten? Es ist, wie wenn ein Verschmachtender Baumrinde nagt. Er füllt die Leere in sich, aber es dringt Nichts ins Blut. Doch wozu davon reden?

Er hatte ein Wort auf der Zunge, aber die Gegenwart der Andern ließ ihn verstummen. Ueberdics sah er, daß sie sich geflissentlich zur Mutter wandte, an ihrer Kapuze ordnete, die sich verschoben hatte, und ihr, nun wieder mit ihrem heitersten Gesicht, mittheilte, sie würden gleich zu Hause sein. Siehst du Cäsar schon? fragte die kleine Fran, und über ihr welches Gesichtchen flog eine leichte Röthe. — Nein, in»,«!«!. Ich habe uns nicht angekündigt, wie du weißt. Ich wollte sie Alle überraschen, um einmal zu sehen, wie sie sich betragen, wenn sie sich selbst überlassen sind. Darauf rief sie dem Postillon, daß er halten solle. Sie müssen durch-aus auf den Vock steigen, Herr Doctor, sagte sie lächelnd. Wir sind eitel auf unser altes Nest, und es nimmt sich am schönsten bei der Anfahrt von dieser Seite aus.

Er gehorchte ihr sogleich, und nun fuhren sie in gestrecktem Trabe auf

Unvergeßbare Worte, 23

der glatten Straße hin, dem Schloß entgegen, das auf einer mäßigen Erhöhung über der Thalsohle zwischen dichten Laubwipfeln sich stattlich genug erhob,. Die oberen Fenster glänzten in der Mittagssonne, hinter den grauen, schiefergedeckten Zinnen und Vorsprüngen des Daches dunkelten unabsehbliche Waldungen, die bis zur halben Höhe der nahen Berge hinanstiegen, so daß die kahlen Felsgipfel wie ein graues Inselriss aus einem dunkelgrünen Meer emporragten. Am äußersten Ende des langgestreckten Thalgrundes sah man eine zerstreute dörfliche Ansiedelung, in deren Mitte das rothe Ziegeldach eines niedrigen Kirchleins hervorschimerte.

Nicht lange mehr, so bogen sie in den Schatten einer uralten Ahornallee ein, die bis dicht an das Schloß heran gepflanzt war. Die Luft war kühl und rein, auf den hellen Wiesen zur Seite summten zahllose Bienen-schwärme, und Nester bauende Vögel schwirrten durch die Zweige. Auf einmal hörten sie Hundgebell, Das ist Hector! sagte Zephyrinc. Der bewilltommt uns zuerst. — Philipp sah eine große, gelbe dänische Dogge schon von Weitem wie toll heranjagen; als sie den Wagen erreicht hatte, versuchte sie mit betäubendem Freudenheul hineinzuspringen, daß das Fräulein halten lassen mußte, damit der Hund nicht von den Rädern zermalmt wurde. Sofort war er mit einem gewaltigen Satz im Innern, Zephyrine schrie auf, die Mutter rückte nur ein wenig beiseit, dann saß der Hund, von Victoire gelockt, ganz ehrbar ans dem Platz, den Philipp freigelassen hatte, bis er endlich nahe beim Schloß wieder hinaussprang.

Sie waren an der Rückseite vorgefahren, wo einige Stufen zu einer Altane hinaufführten, die an der ganzen Breite des Gebäudes hinlief. An der steinernen Brustwehr standen in großen Kübeln hohe, rundbeschnittene Orangenbäumchen, dazwischen Oleander und kleine Cypressen. Dahinter lag ein hoher Gartensaal, dessen Thür und Fenster offen standen, so daß die rothseidenen Gardinen leicht vom Windzuge bewegt wie lose Segel und Wimpel den Anlommnen entgegenwehten. Von hier aus sah man in den nach französischer Art angelegten Garten hinab, der jetzt mit seinen Fontänen, Taxushccken und steinernen Vasen und Amoretten lautlos in der Frühlingssonne lag. Auch sonst schien Alles im Hause wie in Dornröschens Schloß zu schlafen. Bald aber wurde es lebendig. Aus den niedrigen Seitengebäuden, die hinter den Hcckenwänden versteckt lagen, stürzten Einzelne von der Dienerschaft herbor, die alte Beschließerin, die ihre Haube nicht gleich hatte finden können, kam mit hochrothem Gesicht die Stufen herab, der Verwalter, der Gärtner, sogar der Koch mit seiner weißen Mütze erschienen auf der Altane, wo die alte Frau sofort sich in einen niedrigen Lehnstuhl gesetzt hatte und einmal rbers andere erklärte, sie gehe hier nicht wieder weg. Selbst an ihren kleinen Sohn schien sie nicht mehr zu denken über dem Wohlgefühl, endlich wieder einmal auf dem gewohnten Platz in der langentbehrten Ruhe zu sein.

Das Fräulein hatte sogleich nach dem Junker geschickt, der zu dieser

2^ Paul Neysc in München.

Zeit im Pfarrhaus? zu sein pflegte, um seine Lection auf dem Klavier zu üben. Nach wenigen Minuten sah man den Knaben heranstürmen, baarhaupt. die blonden Haare umflatterten ein rothwangiges Geficht, aus dem die braunen Augen der Schwester hervorleuchteten. Er warf sich ungestüm der Mutter an den Hals, fprang dann zu der Schwester hin, die er in einem übermüthigen Wirbeltanz herumfchwang, und nahm endlich das ehrwürdige Haupt Zephyrincns fo respectlos zwischen seine Hände, während er sie auf beide Wangen tüßte, das; die eifrig scheltende Dame sich nur mit Mühe seiner erwehren tonnte, Dann erst erblickte er den Fremden, und feine helle Stirn verfinsterte sich. Er fah jetzt der Schwester ausfallend ähnlich, die ihn lächelnd bei der Hand nahm und ihn Philipp vorstellte. Wir sind nicht immer so ausgelassen, sagte sie, und wenn wir nur wollen, haben wir auch einen ganz anschlägigcn Kopf und Talent zu allerlei Künsten und Wissenschaften. Wie weit bist du mit der Haydn'fchcn Sonate? Aber das kann ich ja gleich den Herrn Pfarrer felbst fragen.

Tiefer kam soeben auf demfelbcn Weg, den der Knabe im Sturm lauf zurückgelegt, mit wankenden Kniecu hcrangeschritten, ein kleiner hagerer Greis mit einem milden Apostelgesicht, das jetzt beim Anblick der Schloßherrinnen sich förmlich verklärte. Werden Sie glauben, flüsterte das Fräulein Philipp zu, daß dieser ehrwürdige Diener Gottes mit dem Kinderlächeln bei den Jesuiten erzogen worden ist, die sich doch sonst auf die Auswahl der Ihrigen verstehen? Sie merkten es freilich, daß ihr junger Pater Taniel ihnen niemals sonderliche Ehre machen würde, und waren froh, ihn von ihrem 3)rdcn wieder abzuschütteln. Mein Pater lernte ihn irgendwo auf einer Reise kennen und sorgte, da er einen Blick in seineu unseligen Zustand gethan, für feine Einsetzung als Pfarrer in unsere Kirche. Früher war hier eine Schloßkapelle, und der Kaplan wohnte in einem benachbarten Häuschen. Das haben wir beibehalten, auch nachdem wir den Dorfleuten weiter unten im Thal ihre Kirche gebaut haben. Und fo hat Cäsar seinen ersten Lehrmeister in der Nähe gehabt. Aber der gute Alte hat feine achtzig übcrfchritten. Sie sehen, wie mühsam er sich forthilft.

Mit diesen Worten eilte sie die Stufen hinunter, begrüßte den Alten und führte ihn sorgsam die Altane wieder hinauf zur Mutter, der er ehr- erbietig die Hand küßte. Victoire hatte sich indeß zu dem Verwalter gewendet, auch an Jeden der Ucbrigen lichtete fie ein kurzes freundliches Wort. Philipp fah, daß Aller Augen mit einem Ausdruck von Vertrauen und tiefer Unterordnung an den Lippen dieses jungen Wesens hingen; wie wenn eine Fürstin nach einer Iwischenrcgierung in ihr Land zurück- kehrt und die Zügel der Herrschaft wieder iu ihre sanften und festen Hände nimmt.

Die alte Beschließerin, der sie ein Wort gesagt, näherte sich ihm jetzt und fragte, ob es ihm gefällig fei, in fein Zimmer hinaufzusteigen. Es ist nur ein vorläufiges Unterkommen, rief das Fräulein ihm zu. Wenn Ihnen

Unvergeßbar«: Worte. 25

die Lage nicht zusagt, mögen Sie selber wählen, wo Sie am liebsten wohnen möchten. Sie sehen, es fehlt in dem alten Hause nicht an Raum.

Er folgte wie im Traum einer Führerin durch den Gartensaal in das gewaltige Treppenhaus, das sich nach der Vorderseite des Schlosses öffnete. Durch hohe schmale Fenster strömte hier ein Uebermaß von Licht herein, daß er fast geblendet wurde und mit halbgeschlossenen Augen die breiten Stufen hinaufschritt, bis zum zweiten Geschoß. Na stand er einen Augenblick auf das Geländer gestützt und sah in die Tiefe hinunter. Der alte Bau war, wie er deutlich erkannte, in der Zeit der Weltherrschaft Ludwigs des Vierzehnten und des Versailler Geschmackes aufgeführt worden, mit verschwenderischer Pracht, die kaum hier und da ein wenig verblichen war. Selbst die Vergoldung der Stuckornamente zeigte nur einen leichten Lieberzug von Staub. Ein seltsames Gefühl von Bangigkeit und Trauer überfiel ihn. Ties Alles war sie von Jugend auf zu sehen gewohnt, und so weit man aus den Fenstern dieses Zauberschlosses blicken konnte, war Alles dem Wink dieser jungen Augen unterthan. In demselben Augenblick stand ihm die enge Treppe vor der Seele, die zu der Wohnung seiner Eltern hinaufgeführt hatte. Und nun war er hier, einer der Untergebenen dieser stolzen Herrin und doch unfähig es zu ertragen, daß irgend ein Weib auf ihn herabsah. Wenn er sich seiner Feigheit nicht geschämt hätte, am liebsten hätte er seine Führerin stehen lassen, um die Treppen im Fluge wieder hinab zu eilen und durch die vordere Thür dieses glänzenden Gefängnisses in die Freiheit zurückzuflüchten.

Schon aber hatte die brave Person, die zu gut geschult war, um einem Gast des Hauses, selbst wenn er keinen ebenbürtigen Eindruck machte, nicht mit allem Respect zu begegnen, schon hatte sie eines der vielen Zimmer geöffnet, die auf den hellen, teppichbelegten Corridor hinausgingen, und indem sie um Entschuldigung bat, daß nicht Alles im besten Stande sei, da man die Herrschaften noch nicht zurückerwartet habe, öffnete sie die herabgelassenen Jalousieen und ließ die frische Bergluft herein. Der Herr Doctor habe hier die Morgensonne, auch sei das Zimmer zwar hoch gelegen, aber desto stiller, da zur Zeit in dem ganzen oberen Stockwerk Niemand wohne, als der Herr Verwalter auf dem entgegengesetzten Flügel.

Philipp war ans Fenster getreten und fein überraschter Blick umschlang das wundervolle Bild, das sich vor ihm ausbreitete, den Garten zu feinen Füßen, dahinter die uralten Wipfel des Parks und die Felsen, die seinen Horizont begrenzten. Unten von der Altane herauf erklang die Stimme Victoire's, die dem alten, etwas tauben Geistlichen von Mailand erzählte, das Lachen des Knaben über ein paar drollige Abenteuer, die Zephyrine zum Besten gab, und wie er draußen überm Walde einen großen Raubvogel schweben sah, der sich höher und höher in den stahlgrauen, von Glanz zitternden Aether erhob, war es ihm plötzlich, als wüchsen auch ihm unsicht-

26 f>aul l^eyse in München.

bare Schwingen und trügen ihn hoch über alle irdischen Sorgen hinweg, in Höhen des Lebens, von denen er bisher sich kaum hätte träumen lassen. So blieb er denn, und nachdem er die erste Nacht unter diesem Dache geschlafen, schien es ihm selbst und Allen im Hause so natürlich und uothwendig, daß lein Wort weiter darüber gesprochen wurde. Er hatte, nachdem das erste Staunen überwunden war, eine leichte, freie, unbekümmerte Art, sich in diesem ungewohnten Glanz zu bewegen, als hätte er Zeit seines Lebens von Silber gespeist und edle Weine aus geschliffenen Kelchgläsern getrunken. Denn im Grunde war er viel zu sehr mit seinen inneren Schicksalen beschäftigt, nm auf Äußerlichkeiten viel zu achten, fo lange sie in seine große Lebensfrage nicht eingriffen. Er hatte Victoirc gebeten, ihrem kleinen Bruder uicht zu verrathcn, was der neue Hausgenosse für ihn zu bedeuten habe. Der Knabe maß den Unbekannten anfangs mit scheuen, fast trotzigem Blicken. Er war gewöhnt, daß man sich schmeichelnd mit ihm beschäftigte, ihn halb wie ein Kind verzog, halb als den künftigen Schloßherrn respectirtc. Es machte ihn stutzig, daß der Toctor sich gar nicht um ihn bekümmerte, nur manchmal, wenn er zu Anderen sprach, auch auf ihn den Blick richtete. Auch daß er ihn sogleich mit Du anredete, war ihm höchst ärgerlich. Doch als am Abend, da sie um den Theetisch herumsaßen, Victoire das Gespräch auf die politischen Umwälzungen der letzten Zeiten brachte und Philipp in der schlichtesten Weise seine Erlebnisse schilderte, hing das Auge des Knaben in leidenschaftlicher Spannung an dem seinen. Am andern Morgen in aller Frühe klopfte er behutsam an die Thüre des Gastes. Mit hochgcrothetem Gesicht trat er ein, sah sich verlegen und zutraulich im Zimmer um und sagte, seine Schwester habe ihn geschickt, sich zu erkundigen, wie der Toctor geschlafen habe. Er verschwieg, daß er selbst sie um die Erlaubniß gebeten, zn ihn» hinaufzugehen. Tann nahm er den kleinen griechischen Homer in die Hand, der auf dem Tische lag. und wie er die fremden Schriftlichen sah, fragte er, was das für eine Sprache sei und was in dem Buche stehe. Philipp sagte es ihm und fing an, ihm den trojanischen Krieg zu erzählen, womit er natürlich an diesem Tage nicht zu Ende kam, auch nicht auf dem Spaziergang, den sie Nachmittags mit einander machten. Von da an aber war ihm der Knabe mit Leib und Seele ergeben. Auch an der Lateinstunde beim Pater Daniel, die ruhig fortgesetzt wurde, fand er jetzt mehr Gefallen, seit sein neuer Freund ihm die trockenen grammatischen Formeln auf mancherlei Weise vertraut zu machen suchte, ihn das todte Werkzeug in lebendiger Anwendung üben und schätzen lehrte. Alle im Hause bemerkten den Einfluß, den er auf das unbändige Herrlein gewonnen, aber Niemand wunderte sich darüber, da von der ersten Stunde an sein Wesen auf Alle einen überlegenen Eindruck gemacht hatte. Nur einmal, als der Knabe in einer wilden Laune sich durch ein einziges ruhiges Wort seines Meisters hatte zähmen lassen, sagte das Fräulein mit

Uürelgeßbare Worte. — 2?

einem stillen Lächeln zn ihm: Sie haben sich verleumdet, als Sie sich das pädagogische Talent absprachen. Wissen Sie wohl, daß Sie mir auch in der Erziehung meiner guten Zephyrine beistehen? Sie langweilt sich gar nicht mehr so sehr bei einem ernsthaften Gespräch, wie es früher ihre Art war. Unfern Wildfang haben Sie nun vollends umgewandelt. Sie müssen mir einmal verrathcn, mit welchen Zaubermitteln Sie das so rasch zu Stande bringen konnten.

Er hatte es schon auf den Lippen, ihr zu erwiedern, daß sie dessen nicht bedürfe, da er sie selbst einen weit größeren Zauber Tag für Tag auf so viele Menschen ausüben sehe. Doch hielt er sich zurück, da er sich's zum Gesetz gemacht, ihr gegenüber nie in den Ton eines galanten Eavaliers zu verfallen.

Ter Junge hat mein Herz gewonnen, sagte er. Sie wissen, gnädiges Fräulein: nicht nur die großen Gedanken kommen aus dem Herzen, sondern auch die guten, und was uns Herzenssache ist, wird uns leicht.

Und Ihre eigenen Angelegenheiten? Ihre Pflicht, sich selbst zu entdecken? Er sah still vor sich hin. Ich muß gestehen, sagte er, daß ich mir selbst immer weniger interessant werde, je mehr ich mich für das Wachsen und Heranblühen dieses jungen Pflänzchens interefsire. Am Ende war es Ihnen vorbehalten, dahinter zu kommen, wozu ich eigentlich bestimmt bin. Sie erwiedcrtc Nichts auf diefcs doppelsinnige Wort, und auch das bewunderte er an ihr. Nie war ihni ein weibliches Geschöpf begegnet, das sich so sicher in der Gewalt hatte, ohne den Reiz ursprünglicher Anmuth und naiver Harmlosigkeit darüber einzubüßen. Er sah mit täglich wachsendem Erstaunen, welch' eine Last von Sorgen und Pflichten auf diesen schlanken Schultern lag, und wie spielend sie dieselbe zu tragen schienen. Tenn auch der Verwalter des ausgedehnten Besitzes war gewöhnt, keine größere durchgreifende Maßregel zu treffen, ohne das gnädige Fräulein vorher davon verständigt zu haben. Die ungeheuren Waldungen, die mehrere Schneidemühlen beschäftigten, die weitllusgebeiteten Viehweiden mit einer großen Alpenwirthschaft, die Patronatspflichten gegenüber dem Dorf — all das schien nur zu gedeihen, wenn das klare Auge der jungen Herrin darauf ruhte. An manchem Morgen, wenn Philipp sie beim Frühstück vermißt hatte, sah er sie auf ihrem derben kleinen Traber in Begleitung des Verwalters von einem weiten Umritt zurückkehren, den sie vor Thau und Tage unternommen hatte, um an entfernten Punkten ihrer Besizung nach dem Rechten zu sehen. Sie trug dann einen einfachen Anzug, den sie sich selbst ausgedacht hatte, da die koketten Reit» costüme der Damen ihr mißfielen. Nie aber schien sie ihm reizender, als wenn sie mit dem blassen Gesicht, da jede Anstrengung sie bleich machte, aus dem dampfenden Thiere saß und es noch eine Weile durch die Allee hin nnd wieder gehen ließ, bis sie sich dann mit leichtem Anstand, auf den Arm ihres treuen Dieners gestützt, herabschwang.

Und doch waren dies die einzigen Momente, in denen er wieder an

2 8- f>aul ticyse in München.
die gesellschaftliche Kluft, die ihn von ihr trennte, erinnert wurde. Erfüllte Scham darüber, daß er allerlei ritterliche Hebungen vernachlässigt hatte. Unter dem Vorwande, Cäsar begleiten zu wollen, der schon fleißig einen feurigen Pony tummelte, bat er, daß er an den Rcitstunden des Knaben Theil nehmen dürfe. Victoire warf ihm einen Blick zu, der ihm ins Innerste drang; als ob sie ihm sein Geheimniß aus der Brust hätte stehlen wollen. Unseren Gästen stehen immer alle Pferde zur Verfügung, crwiederte sie gleichmüthig. Cäsar wird froh sein, Sie auch zu Pferde neben sich zu haben. Sie schien damit andeuten zn wollen, daß sie für sich selbst seine Begleitung auf ihren Ritten nicht wünsche. Er empfand einen Schmerz, wie die Berührung einer eiskalten Hand auf einer Wunde. Doch machte ihn ihre gleichmäßige Freundlichkeit wieder irre daran, ob sie eine Zurückweisung beabsichtigt hätte.
Und wäre es auch anders gewesen, — sein Zustand war schon so hoffnungslos, daß er nicht den Willen und die Kraft gefunden hätte, sich zurück-zuziehen. Zumal ihr abendliches Beisammensein nährte seine leidenschaftliche Schwermuth. Sie pflegte dann, wenn die Mntter zu ihrer Patience nicht mehr hell genug sah und doch beim Lampenlicht ihre Augen schonen muf;te, sich a» den Flügel im Gartensaal zu sehen und aus Glnck'schen Opern Alles zu singen, was zu ihrer Stimme paßte. Armida und die tanrische Iphigenie waren die Lieblinge der alten Frau, die sie in ihrer glücklichen Zeit unzählige Male gehört hatte. Victoire dagegen zog den Orpheus allen anderen Weiten des Meisteis vor. Wenn sie dann die rührenden Töne sang, mit denen der Einsame die Geister der Unterwelt beschwört, saß Philipp in einer Ecke des weiten Raumes ohne sich zu rühren, mit verhaltenem Athem, wie ein Mensch, über den nach tagelangcr Schwüle cin Gewitter hereinbricht, das ihn zugleich erschüttert und erquickt. Manchmal war der Eindruck so stark, daß er, sobald der Gesang zu Ende war, auf sein Zimmer flüchten uud sich in Thiänen erleichtern mußte. Er kam dann für den Rest des Abends nicht wieder zum Vorschein.
So waren ein paar Summermonate verflossen, und während es in seinem Innern von Tag zu Tage verstörter und rnthloscr aussah, ging um ihn her Alles seinen gleichmäßigen Gang unter der stillen Herrschaft dieses klaren Willens und dieser unbestechlichen dunklen Augen. Die Besizung lag so abgeschieden und der Zustand der Mutter war so wenig zur Geselligkeit gemacht, daß es auch an Besuchen völlig fehlte. Nur einmal, in der Nosczeit, deren Flor ein besonderer Stolz des Echloßgärtners war, kam eine befreundete Grazer Familie in großer Anzahl nach Hainstetten hinaus und quartierte sich auf eine Woche sehr zwanglos und tumultuarisch cin. Dieser Ueberfall schien Allen, anßer Victoire, Vergnügen zu machen. Doch sah Philipp, daß sie sich auch durch den Wirbelwind von Vergnügungen aller Art, der nun durch Haus und Garten tobte, nicht aus dem Gleichgewicht

Un vergeßbaie Worte. 29

bringen ließ. Er selbst, nachdem er am ersten Mittag jene gütig herablassende Behandlung erfahren hatte, durch welche hochgeborene Herrschaften einen namenlosen Hofmeister zu ehren glauben, hielt sich während dieser ganzen Zeit auf seinem limnier. Wenn er bei den Mahlzeiten erschien, wußte er mit seiner gleichgültigen Miene und ironischen Höflichkeit dem hochmüthigen Schwärm denn doch so unheimlich zu erscheinen, daß man es vorzog, keine weiteren Gnaden an ihn zu verschwenden. In der Einsamkeit, da ihn auch der Knabe, den er liebte, seht tagelang vernachlässigte, verließ ihn nur allzu oft die mühsam errungene Kraft, und mit einer Art Wollust gab er sich seinen Schinerzen hin, während er von der Altane die übermüthigen Stimmen der jungen Herren und Damen heraufklingen hörte, die wenigstens keine Ahnung davon hatten, wie unnahbar auch ihnen die junge Schloßherrin blieb.

Da geschah plötzlich eine Wandlung mit ihm, die so auffallend war, daß sie selbst den fremden Angen nicht entging. Am letzten Tage blieb er gegen seine Gewohnheit nach der Tafel unten im Garten und nahm mit so guter Laune uud sicherer Gewandtheit an allen Spielen und Lustbarkeiten der jungen Herrschaften Theil, daß man ihn verwundert betrachtete und sich flüsternd gestand, der Hofmeister sei gar lein übler Mensch, und hätte man das früher gewußt, wäre er ein sehr angenehmer Zuwachs ihres Kreises gewesen. Auch Victoire warf ihm zuweilen einen forschenden Blick zu, den er mit stillem Lächeln aushiclt. Am Abend dann, als das gastliche Gewitter nun endlich abgezogen war und das ganze Haus in der alten Stille behaglich aufzu-llthmen schien, begegnete sie ihm, da sie von einem Wirthschaftsgang zurückkehrte, unten im Gartensaal, wo Zephyrinc eben die Leuchter am Flügel angezündet hatte, da die Mutter nach etwas Musit Verlangen trug. Während der ganzen Woche waren nur Tanze gespielt worden.

Er saß vor dem offenen Instrument und sab wie im Traum lächelnd auf die weißen Tasten nieder, als sähe er dort gewisse schlanke Mädchen-singer hin und her geisten. Schon seit einer Weile war sie auf dem weichen Teppich ihm gegenübergetreten, ehe er ihre Nähe bemerkte und mit einer Entschuldigung, daß er ihren Platz eingenommen, aufstand.

Gestehen Sie es nur, Herr Doetor, sagte sie: Sie empfinden es wie eine Art Genefung, daß das Haus wieder still geworden, daß Orpheus wieder zur Unterwelt hinabsteigen darf, nachdem es oben im Licht so bunt und lärmend zugegangen ist.

Er sah ihr heiter ins Gesicht. Um Ihretwillen bin ich allerdings froh, sagte er, daß diese Faschingslarvcn wieder fortgestürmt sind. Ich Hab' es Ihnen angesehen, wie wenig Sie dazu gestimmt waren, das Leben von früh bis spät nur wie einen Mummenschanz zu betrachten. Mir, wenn ich es ehrlich sagen soll, war das wilde Treiben mir in der ersten Zeit lästig. In den letzten Tagen fühlte ich mich innerlich so wohl, daß mir Nichts meine Kreise stören konnte. Vielleicht habe ich es gerade diesem jähen Anfall zu danken,

30 j?aul l5cyse in München.
daß ich nun so plötzlich mit mir ins Reine kam. Es war wie die ttrisis
in einer physischen Krankheit.
Sie sah ihn mit fragenden Augen an. Tarf ich wissen, fragte sie
zögernd, was mit Ihnen vorgegangen?
Warum nicht, gnädiges Fräulein? Hab' ich nicht in der ersten Stunde
unserer Bekanntschaft Ihnen eine Generalbrichte abgelegt, und sollte nun
irgend ein Geheimniß vor Ihnen behalten, das mein Seelenheil betrifft?
Aber erwarten Sie nichts Besonderes. Ich glaube nur den Punkt gefunden
zu haben, auf den ich mich stellen muß, um nach meinen Kräften ein Stück
Welt zu bewegen. Während hier unten Reif gespielt und getanzt wurde,
bin ich auf den Gedanken gekommen, die Bücherkiste auszupacken, die ich mir
schon vor drei Wochen von Hause nachschicken lassen, aber in meiner
trägen Mißlaune noch nicht angerührt hatte. Na sielen mir meine alten
Tröster, die griechischen Tragiker, in die Hände, und ganz gedankenlos fing
ich an zu lesen. Ich war noch nicht mit dem zweiten Stück zu Ende, und
auf einmal legte ich das Buch weg und ging wie ein Unsinniger, halb
berauscht, halb helllichtig, als tonne mir Nichts mehr entgehen, nachdem mir
endlich die Schuppen von den Augen gefallen, wohl ein paar Stunden lang
im Zimmer auf und ab. Es war eine Idee in mir plötzlich zur Blüte
gekommen und plötzlich aufgebrochen, die langst in mir gekeimt und Sprofsen
getrieben hatte. Nun weiß ich, was ich zunächst zu thun habe: ich will ein
Buch schreiben, ein schönes, starkes Buch, Fräulein Victoirc, das so viel
Seele und Geist enthalten soll, daß es immerhin der Mühe verlohnt, auf die
Welt zu kommen, um so ein Buch darin zurückzulassen.
Sie lächeln, gnädiges Fräulein? fuhr er fort, obwohl sie ernsthast den
Kopf schüttelte. Sie glauben, ich sei bei dem Bemühen, mich selbst zu ent-
decken, ein wenig übergeschnappt und bildete mir ein, umgekehrt wie der
Sohn des Kis, ein Königreich gesunden zu haben, da es doch nur ein armer
Esel sei. Aber selbst wenn Sie Recht hätten und an dieser meiner Idee
nichts so Kostbares wäie, wie ich jetzt noch glaube: darauf kommt es ja
nicht an, daß man das Unerhörte. Unvergängliche leistet, fondcru daß man
an sich selber glauben lernt und sich so hoch schwingt, wie es die Natur jedem
Einzelnen gestattet. Freude an sich selbst gewinnen, ist das nicht Alles, was
von cimm armen Mcnschcnlinde verlangt werden kann? Erst dann können
wir unseren Ncbenmenschc» erfreulich sein, was doch unsere höchste Pflicht
und unser bestes Glück ist. Seit ich das Vertrauen zu mir gefaßt habe,
daß ich etwas zu sagen habe, was die Welt von manchem bängen, Mißver»
ständniß erlösen kann, seitdem ist aller armselige Kleinmuth und jenes bittere
Gefühl der Unzulänglichkeit von mir gewichen, das mich besonders heftig
überfiel, wenn Sie Ihre Oipheusaricn sangen und ich aus jedem Ton
heraushörte, welch eine starte Seele in Ihrer Brust wohnt.
Er hatte das Letzte mit leiserer Stimme gesagt, in der sich eine tiefe
Bewegung verrieth. Sie vermied es, seinen Augen zu begegnen.

Unvergeßbare Worte. 2^

Das Alles haben Sie Ihren griechischen Tragödien zu verdanken? So viel Heiterkeit und Selbstgewißheit jenen traurigen alten Geschichten, die ich freilich nur vom Hörensagen kenne?

Es würde mich glücklich machen, versehte er, wenn Sie mir erlaubten, Sie in diese wundersame Welt einzuführen. Für wen sind diese ewigen Gedichte geschaffen, wenn sie Ihnen fremd bleiben? Aber Sie dürfen sie nicht traurig nennen. Sie athmen die seligste Ruhe und Freudigkeit, wenn man sie tiefer ergründet. Nur haben die weisen Herren, die sich mit ihnen beschäftigt, dm Schlüssel nicht gefunden, der ihre innersten Geheimnisse auf-schließt, und so ist das heitere Gesicht, das sich hinter der Schreckensmaske verbirgt, den Meisten unsichtbar geblieben.

Und Sie wollen es nun zeigen?

Es soll sich selbst offenbaren, nachdem ich all die Irrlichter aus dem Wege geräumt habe. Sie leben hier so entfernt vom Lärm und Zank der ästhetischen Schulen. Aber auch Sie haben gewiß gelesen, daß es in einem richtigen Trauerspiel vor Allem eine sogenannte tragische Schuld geben müsse, und ferner, daß der Zufall aus einem echten Kunstwerk zu verbannen sei. Nun sehen Sie, was das Erste betrifft, bin ich zu der klaren Ertenntniß gekommen, daß eine Schuld nur tragisch genannt werden darf, wenn sie vor dem Richterstuhl der wahren Sittlichkeit als Unschuld erscheint. Denn daß ein großer Verbrecher, und wäre er so mit dichterischer Kraft ausgerüstet, wie Macbeth, durch die Strafe, die er leiden muß, nur den ganz prosaischen Gerechtigkeitssinn befriedigt, daß hier von einer tragischen Erschütterung nicht die Rede sein kann, wenn auch Hexen und Geister heraufbeschworen werden, uns das Haar zu sträuben, wer kann es läugnen? Ein großer tragischer Dichter hat hier einen Stoff von geringem tragischen Gehalt durch seine Kunst so geadelt, daß sich die Menge über den Unwerth der Fabel als solcher täuschen läßt. Nehmen Sie dagegen eine einfache, fast kindische Liebesgeschichte, Wie die jenes harmlosen jungen Paares aus feindlichen Häusern, das alle Weltklugheit, alle Rücksicht auf die Folgen verachtet und weil es ohne einander nicht leben kann, mit einander den Tod findet! Die Schuld dieser Neiden ist keine andere, als daß sie eben den Muth haben, ihren Heizen zu folgen. Es ist tragisch, mit einem Herzen geboren zu sein, das sich von seinem eigensten Gefühl Nichts abdingen läßt. Hierin liegt das Recht und das Verhängniß aller wahrhaft tragischen Helden: ihr innerer Adel in der armseligen Welt, die ihre ^Gesetze nach dem Mittelmaß der Schwäche eingerichtet hat, stürzt sie in hoffnungslose Kämpfe, wo sie von der Wucht der Alltäglichkeit erdrückt werden. Und zu dieser Verschwörung des Gemeinen gegen das Erhabene gehört auch die Rolle, die der Zufall so häusig spielt, und darum berührt gerade sein Eingreifen so erschütternd. weil wir dadurch an die Mächte erinnert weiden, die selbst die stärksten Seelen vergewaltigen, an das Nichtige. Aeüßerliche, rein Tückisch? der Wirklichkeit, dem so oft das Ideale erliegt, — freilich ohne in seinem inneren Glanz «loii und Gld. XXNI.«?. 3

22 Paul kzeyse in München. —-
dadurch getrübt zu weiden. Und von diesem Punkt aus entspringt die Quelle der Heiterkeit, die durch alle Adern einer echten Tragödie stießt. Aber verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich halte Ihnen da einen förmlichen Vortrag, der Ihnen vielfach dunkel bleiben muß, da Sie die Wege nicht gewandelt sind, auf denen ich zu diesen llaren Ueberzeugungen gelangt bin. Sie schwieg einen Augenblick und sann vor sich hin. Wollen Sie mich diese Wege nicht auch gehen lasten? fragte sie dann. Unsere Abende sind oft ein wenig leer und zerstreut. Vielleicht lesen Sie uns ein oder das andere Stück und erklären uns dabei, wie es zu verstehen sei. Sie wissen, wie ungebildet ich bin. Und auch Zephyrine ist noch nicht zu alt, um etwas zu lernen. Nicht wahr, theurer Zephyr? Die alte Gouvernante war eben hinzugetreten. Als sie begriffen hatte, um was es sich handelte, erklärte sie sich eifrig dafür, daß man gleich heute Abend anfangen solle. Sie sei immer mit Vorliebe ins Theater gegangen, wenn etwas recht Schauerliches und Rührendes gespielt worden sei. Nur hoffe sie, daß in den alten heidnischen Trauerspielen der Anstand etwas besser gewahrt werde, als bei ihren Götzenbildern. Er war ganz roth geworden vor Glück und Stolz, daß er ihr etwas zugegeben hatte, was sie in all ihrem Ueberstuß entbehrte. Gleich diesen Abend, nachdem sie gegessen hatten und die Mutter mit einer Häkelarbeit in ihrem gewohnten Sophawintel hinter dem grünen Lampenschirm Platz genommen, fing er an die Antigone vorzulesen, die er frei aus dem Original übersetzte. Er kam erst am folgenden Abend damit zu Ende. Ten Tag hatte er benutzt, sich ein wenig vorzubereiten und die mächtigsten Chorstellen rhythmisch nachzudichten. Als er geendet hatte und Zephyrine sich in hohen Lobsprüchcn erging, auch seine Kunst des Vortrages immer von Neuem bewunderte, fchwieg das Fräulein lange Zeit. Zuletzt sagte sie nur: Ich verstehe jetzt erst ganz, was Sie gestern über die tragische Unschuld gesagt haben. Und auch hier — wie erschütternd, daß Alles am Haar eines Zufalles hängt, um das Entfctzliche nicht noch abzuwenden. Aber es foll nicht sein. Tas Edle und Reine soll kein irdisches Glück haben. Es hätte sonst zu Viel voraus vor der blöden, selbstsüchtigen Menge. Nur daß es mich heiter stimmen sollte, können Sie nicht verlangen. Ich bin vielleicht zu schwach und weibisch, um mich der Thräneu zu enthalten, mitten in dem stolzen Gefühl, daß diese, Die so edel hingegangen, von meinem Geschlecht war. Sie stand auf und trat an die offene Gartenthür, durch welche das Mondlicht mit dem süßen Lindendust hrcinströmte. Erst nach einer ganzen Weile, während die Anderen still vor sich hingesonnen hatten, setzte sie sich an den Flügel und spielte ein Vach'sches Präludium, dessen kühl und ruhig auf und ab wogende Tonwellen wie ein reines Vad die erregten Nerven beruhigten.

Unvergeßbare Worte. 33

Nun Vergingen Tage und Wochen, ohne daß der leiseste Mißllang das Zusammenleben dieser so verschieden gestimmten Menschen gestört hätte. Das Feuer freilich, mit welchem Zephyrine Anfangs sich für die Leseabende erklärt hatte, war bald verflackert. Sie unterdrückte aber sorgfältig den Seufzer, mit dem sie sich an den Tisch sehte, wenn der Doctor sein Buch aus der Tasche zog, und da sie im Schlaf ruhig zu athmen pflegte, gönnten es ihr die Beiden, daß sie schon nach den eisten Seiten durch den schönen Vortrag, den sie noch immer rühmte, sich sanft einwiegen ließ, was sie nicht hinderte, sobald sie durch Philipps Verstummen geweckt wurde, in lebhaften, aber vorsichtig allgemeinen Worten ihren Beifall zu spenden. Statt ihrer nahm, da die Abende länger wurden, auch der alte Pfarrer an den Vorlesungen Theil, nachdem er einmal zufällig dazugekommen war. Er halte ein feines, mildes Gemüth, und das Gespräch über das Gelesene wurde durch diese dritte Stimme nur anziehender.

Auch die eisten Abschnitte des Buches, an welchem Philipp arbeitete, las er den Beiden vor. Er war so voll von seiner Aufgabe, daß er selbst, wenn er in den Park ging oder den anstoßenden Wald durchstreifte, immer ein paar leere Blätter bei sich trug, um seine Einfälle, auf irgend einer Bank sitzend, sogleich aufzuzeichnen. Zumal ein Bänkchen am äußersten Rande des Parts halte er sich zu diesen Improvisationen im Grünen auZcrwiihlt. Es stand dicht an einer niederen Hecke, die den Garten von einer Wiese schied, wo das üppigste Gras und die schönsten Blumen wuchsen. Wie eine Insel war diese helle Lichtung von schwarzen Tannen umgeben, und zuweilen konnte man hier ein Neh oder einen Hirsch heraustreten und sich äsen sehen, ohne Furcht vor dem einsamen Manne, der still drüben hinter der Hecke saß und eher selbst einem Wilde glich, das von einem unsichtbaren Schützen gejagt wurde und hier eine kurze Zuflucht gesucht hatte.

Tarübcr war es Herbst geworden, die Zeitlosen thaten sich unter den abgewelkten Sommerblumen hervor, frühmorgens lag schon zuweilen ein bleicher Nebel über Garten und Wiesengründen, und die Schwalben hatten sich zur Abfahrt gerüstet. Da tain eines Morgens der Knabe in Philipps Zimmer gesprungen mit der Nachricht, die Tante aus Mailand mit ihren beiden Kindern werde heut zu Mittag er vartet, sie reisten aber schon Abends wieder ab. Sie seien auf dem Wege nach Wien, wo die Cousine Hochzeit halten werde, und wollten versuchen, ob sie Victoire nicht mündlich bewegen könnten, mitzureisen, was sie ihnen auf ihre schriftliche Einladung abgeschlagen habe. Er freue sich sehr, seine Cousine zu sehen, sie solle so schön und groß sein, noch etwas größer als Victoire, und ihr Bruder, der schon vorm Jahr hier einen Besuch gemacht, sei ein herrlicher junger Offizier, mit dem er tausend Spaß gehabt habe. Auch die kleine Vogelflinte habe er ihm geschenkt und es bei der Schwester durchgesetzt, daß sie ihm das Pony getauft habe.

Ein widriges Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft geben konnte,

3H Paul Heyse in München.

übermannte Philipp bei diesem harmlosen Bericht. Am liebsten hätte er den ganzen Tag in tiefster Einsamkeit zugebracht, in seine Arbeit vertieft, bis die Störung des gewohnten Lebens wieder gewichen wäre. Als er vollends aus dem leichten Wagen, der die Reisenden brachte, einen schlanken jungen Mann in der kleidsamen österreichischen Uniform herausspringen und, nachdem er einer älteren und einer jüngeren Dame hinausgeholfen, ganz unbefangen Victoire umfassen und auf die Wange küssen sah, während der Knabe an ihm hinaufsprang, empfand er droben in seinem stillen Späherwinkel wieder die ganze Fremdheit, die ihn am ersten Tage so traurig gemacht hatte, und alle die vertrauten Stunden, in denen er sich als dazugehörig, als diesen Menschen in jedem Sinne gleichstehend betrachtet hatte, waren aus seinem Gedächtnisse wie weggeätzt. Er verglich seine eigene schlichte Gestalt und den unscheinbaren Nock, den er trug, mit dem bestechenden Aeußeren des jungen Grafen, der hier so übermüthig als ein Recht in A»spruch nahm, was er als den Lohn einer ewigen Hingebung, als die Krone eines ganzen Lebens sich hatte vorschweben sehen. Diese Gestalt umfassen, auf diese Wange seine Lippen drücken zu dürfen — so oft er es gedacht hatte, war er fast unsinnig geworden vor schwindelndem Glück. Und nun wurde das einem Anderen zu Theil, der kein anderes Anrecht darauf hatte, als den Zufall des ver» wandten Blutes.

Er meinte, den Anblick dieser Vertraulichkeit nicht gelassen ertragen zu können. Dann erschien es ihm wieder als Feigheit, vor der grausamen Wirklichkeit die Augen zu schließen. Und sie — wie mußte sie von ihm denken, wenn er sich wehrlos einer eifersüchtigen Laune hingab, die sie jedenfalls durchschaut hätte!

So erschien er endlich zur Mittagstafel unten im Saal, und sein Stolz gab ihm die Kraft, eine gleichgültige Heiterkeit zu zeigen. Er hatte sich nicht zu beklagen, daß man ihn nicht nach seinem Werthe gelten ließ. Die Gräfin Mutter gab ihm so freundlich die Hand, als od er durchaus zur Familie gehörte, und dankte ihm für alles Gute, was er ins Haus gebracht und wovon die Briefe ihrer Nichte, die nicht leicht zu befriedigen sei, ein beredtes Zeugniß ausstellten. Cäsar sei durch den kurzen Umgang mit ihm so unglaublich zu seinem Vortheil verändert, als ob er ihn schon jahre-lang genossen hatte. Dann fragte sie mit dem lebhaftesten Antheil nach seinen Studien, seinen Erlebnissen und wie er sich in Hainftetten gefalle. Der junge Graf, der draußen Arm in Arm mit Victoire auf der Altane gelustwandelt hatte, trat hinzu und begrüßte ihn gleichfalls mit einer cordialen Wärme, der die eisige Stimmung Philipps nicht widerstand. Er mußte sich sagen, daß dieser glänzende junge Aristokrat wirklich liebenswürdig sei und der Ehre werth, daß ein Tropfen vom Blute Victoires in seinen Adern floß. Um so tiefer versank er in heimliche Schwermut!) und mußte alle Kraft zusammennehmen, um seine Fassung zu behaupten. Doch sorgte die Munterkeit der jungen Gräfin dafür, daß seine Einsilbigkeit nicht als Be«

Unoergeßbare Worte. 35

Ilommenheit erschien. Sie Win, ihre kleine Tante führend, der sie eben geholfen hatte, eine festliche Toilette zu machen, im vollen Glanz ihrer fremdartigen Schönheit lachend in den Saal und unterbrach ein drolliges Geschichtchen, das sie zu erzählen im Begriff stand, um Philipp gleichfalls eine Hand zu reichen und ihn zu versichern, daß sie neidisch sei auf ihre Cousine, der er so viel herrliche Dinge mittheile, wie sie ein armes Weltkind unter lauter Sorgen für Putz und Tand sich nicht träumen lasse. Aber sie hoffe, wenn sie erst eine ernsthafte Hausfrau geworden, Vieles nachzuholen, was an ihrer Bildung velsäumt worden fei. Er wisse doch, daß sie den Abstecher nach Hainstetten nur gemacht, um ihre lieben Angehörigen zu ihrer bevorstehenden Hochzeit nach Wien abzuholen. Auch er dürfe dabei natürlich nicht fehlen. Zunächst aber müsse er ihr helfen, Victoires Eigensinn zu besiegen, die von einer Reise nach Wien nichts wissen wolle.

Sie wählte sich dann bei Tische den Platz an seiner Seite und unterhielt ihn so lebhaft und anmuthig, daß auch er sich fortgezogen fühlte und allen schwarzen Gedanken zum Trotz sich von seiner besten Seite zeigte. Heimlich aber, während es ihr sichtbar gelang, ihn mit ihren veilchenblauen Augen, dem weichen blonden Haar und allem Reiz ihres etwas unvollkommenen, mit Mailändischem Italienisch gemischten Deutsch ein wenig zu bezaubern, blieb immer der Druck auf seinem Herzen, und er brauchte nur flüchtig hinüberzublicken, wo der junge Graf Victoire mit seinem fröhlichen Geplauder völlig in Beschlag genommen hatte, um sofort wieder die ganze Unseligkeit seines Zustandes zu empfinden.

Das Mahl hatte länger als sonst gedauert; die edelsten alten Weine aus dem Schloßkeller waren durchgekostet worden; als man endlich aufstand, fühlte Philipp sich unfähig, seine Stimmung länger zu bemeistern, und da es ihm höchstens als ein Nebermaß von Discretion ausgelegt werden konnte, daß er die Familie unter sich lassen wollte, zog er sich, ohne sich zu verabschieden, zurück, ging erst auf sein Zimmer, dann aber, als es ihn in der schwülen Einsamkeit dort nicht lange litt, ins Freie.

Die Nebligen waren auf der schattigen Altane beim Kaffee zusammengeblieben und hatten, da in der That allerlei Familiensachen durchzusprechen waren, sein Fortgehen kaum bemerkt, bis auf Victoire, die seine wechselnde Laune auch über Tisch wohl beobachtet hatte. Als die Sonne sich endlich zu neigen begann, die beiden alten Schwestern sich zu einer kleinen Ruhe zurückgezogen hatten und Cäsar nicht mit Bitten nachließ, bis der Vetter mit ihm ging, um sich das berühmte Pony zeigen zu lassen, nahm die junge Gräfin Victoires Arm und forderte sie auf, mit ihr durch den Garten zu gehen, da ihr das Stillsitzen lästig werde und sie ihr noch tausend wichtige Dinge anzuvertrauen habe.

Nun wandelten die beiden schlanken Gestalten, traulich einander umschlungen haltend, zuerst durch die sonnigen Kieswege des französischen Heckenlabyrinths und dann in die Schatten der hohen Eschen- und Ahornbäume

36 Paul Heyse in München.

hinein. Sie waren bis zu ihrer Firmelung in demselben Kloster erzogen worden, und gerade der Gegensatz ihrer Naturen hatte sie so eng an einander angeschlossen, daß sie gewohnt waren, sich Alles zu sagen, und auch nach ihrer Trennung das schwesterliche Vertrauen Eine der Andern bewahrt hatte. Manches aber konnte in Briefen nicht so ohne Zwang zu Worte kommen, was jetzt von Mund zu Mund gehen durfte. So beichtete jetzt die junge Mailänderin die ganze, nicht immer glatte Geschichte ihrer Liebe und Verlobung, die einer früheren, hoffnungslosen Neigung ein Ende gemacht hatte. Die Erinnerung an die überstandenen! Stürme ihres jungen Herzens hatte sie ernster gemacht, als ein flüchtiger Beobachter es diesem üppigen, vom Glück und der Natur verzogenen jungen Wesen zugetraut hätte. Als sie mit ihrem kleinen Roman zu Ende war, ging sie noch eine ganze Weile stumm neben der Freundin her. Tann warf sie plötzlich die Locken zurück, sah sich um und sagte:

Ich habe mir vorgenommen, diese alte Geschichte mit sieben Siegeln zu verschließen und keiner sterblichen Seele wieder davon zu sagen, wenn ich zum letzten Mal mit dir davon gesprochen hätte. Also genug davon, und jetzt will ich auch das andere Gelübde halten, das ich mir gethan, als ich meinem Egon mein Jawort gab: so glücklich zu werden und ihn so glücklich zu machen, wie es zwei thörichte Menschen überhaupt nur zu Stande bringen können. Nun aber ist die Reihe, zu beichten, an dir, Vittorina. Ich müßte mich sehr täuschen, oder deine schöne Seele ist auch nicht immer so glatt gewesen wie ein Spiegel, sondern hat manchmal Wellen geschlagen, die ziemlich hoch gingen. Laß uns aber dort auf dem Bänlchen niedersitzen. Die Sonne scheint zwar gerade Hieher, aber wir können die Schirme aufspannen, und von der Wiese drüben weht eine frische Luft über die kleine Hecke. Ich wollte dich um Etwas bitten, Ghita, sagte Victoire, als sie neben der Freundin saß, den Rücken der Wiese zugekehrt, während sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens die wellen Blätter im Wege zu kleinen Häufchen zusammentrieb. Du mußt Gaston sagen, daß er den Gedanken, ich wäre eine Frau für ihn, ein für alle Mal aufgibt. Schon bei seinem letzten Besuch habe ich mir alle Mühe gegeben, ihm klar zu machen, daß noch Mehr dazu gehört, um mit einander ein ganzes Leben lang glücklich zu sein, als daß mau als Kinder mit einander gespielt hat und sich Cousin und Cousine uennt. Du begreifst das, nicht wahr?

Gewiß, versetzte die Andere rasch. Aber ist denn hier nicht noch Mehr vorhanden? Ist er nicht seit zwei Jahren so sterblich in dich verliebt, wie wenn du ihm wildfremd gewesen wärest, und du — mußt du ihn nicht auch liebenswürdig finden? Und wenn er vorläufig, da du ihm gar keine Hoffnung machst, aus einer Art Dcsperation sich einem bedenklichen Leichtsinn überläßt, steht es nicht in deiner Macht, so bald du nur willst, ein Muster von Ehemann aus ihm zu machen?

Unvergeßbare Worte. 2?

Victoires Mund lächelte ein wenig, während ihre Augen sehr ernsthaft blieben.

Dies Alles will ich nicht bestreiten, sagte sie ruhig, wenn ich auch meine leisen Zweifel hege, ob er genau weiß, was er an mir liebt, und nicht hernach doch enttäuscht sein würde. Aber du weißt, Liebste, daß ich entschlossen bin, meine Mutter nicht zu verlassen, so lange sie lebt, und daß ich von Heizen hoffe, sie bleibt mir noch recht lange. Du wirst es vielleicht nicht ganz begreifen, aber es ist die volle Wahrheit; ich habe nie im Leben Etwas so sehr geliebt wie dieses arme Herz, das für nichts Lebendiges mehr schlägt. Und siehst du, da ihr nun nirgend anders, als in Hainstetten, wohl ist. ein flotter, junger Offizier aber, wie Gaston, sich unmöglich in unserer Weltabgeschiedenheit glücklich fühlen kann, selbst wenn er für seine Frau eine unvergängliche Leidenschaft empfände, so wäre es die größte Thorheit von der Welt, wenn ich nicht Vernunft behielte für uns Zwei, oder für uns Vier, und diese Laune meines theuren Vetters ernst nähme, die ihm selbst wohl nur darum so wichtig ist, weil er bisher nicht erfahren hat, was versagte Wünsche heißt und Verzicht auf irgend eine — noble oder ignoble — Passion.

Die Schwester schien die letzten Worte überhört zu haben. Sie warf einen raschen Blick auf Victoire und schüttelte dann den Kopf, wie Jemand, der ein Rathsel ahnt, das er nicht zu lösen vermag.

Ist das wirklich dein wahrer und einziger Gruud, Vittorina? Und wenn morgen deine arme gute Mutter abgrufen würde — auch dann würdest du dich weigern —

Ich weiß nicht, was ich morgen thun würde, nur was ich heute lassen mutz. Warum stellst du mir so künstliche Fallen? Kannst du es mir ver«denken, daß ich mich geflissentlich gehütet habe, Gaston so liebenswürdig zu finden, wie er dir und andern jungen Damen erscheinen mag, weil ich von Anfang an erkannte, daß es zu Nichts führen könne, als zu unfer Beider Unglück?

Die junge Gräfin fchwieg wieder eine Weile. Dann sagte sie plötzlich: Und so hast du dich selbst dazu verurtheilt, wenn die Tante hundert Jahre alt wird, hier in der Einöde deine Tage hinzubringen und eine alte Jungfer zu werden?

Wer fugt das? erwiderte Victoire gelassen. Nein, so thöricht, so sehr die Feindin meines eigenen Glückes bin ich wahrlich nicht. Ich will mich vermählen, so gut wie Andere, doch ohne darum meinen Pflichten untreu zu werden. Sollte das so ganz und gar unmöglich sein?

Unmöglich? Wenn man so aussieht wie du, und die Herrin Von Hainstetten ist? Aber war es nicht immer deine Angst, schon im Kloster, daß sich Jemand eben so leidenschaftlich in Hainstetten wie in deine schönen Augen verlieben möchte? Hast du jetzt einen Talisman gefunden, der dich dagegen schützt? Oder gar schon den Phönix von einem Freier, der dich

38 Paul Heys« in München.
trotz Deiner Eigenschaft als reichste Eibin in der ganzen Provinz zu seiner Frau machen möchte?

Victoire sah still vor sich nieder. Und wenn ich ihn gefunden hätte? —

Um Gotteswillen! rief die junge Gräfin, mit ungeheucheltem Entsetzen aufspringend — es ist doch nicht gar — nein, das ist unmöglich! Das mußt du mir selbst versichein, damit ich's glaube. — Wie? dieser interessante Fremdling — der Hofmeister — dein Vorleser und Vildungsprofessor — Herr Doctor Philipp Schwarz?

Sprich ein wenig leiser, Liebste, bat die Andere, indem sie ihre Blicke spähend umherschickte. Hier ist zwar leine Menschenseele, aber auch die Vögel im Wald brauchen es noch nicht zu wissen, eh' Alles reif geworden ist. Komm, setz dich nur wieder her und bitte, mach nicht ein so feierlich schmollendes Gesicht. Die Sache ist ja höchstens lebensgefährlich für mich selbst, und ich weiß ganz genau, was ich thue; auch bin ich kein von thörichter Liebe verblendetes Mädchen, dem eine gute Freundin die Augen öffnen müßte. Siehst du, Ghita —

Du bist nicht einmal in ihn verliebt und willst dennoch —

Laß mich nur ausreden, Herz, es ist eine wunderliche und doch simple Geschichte. Sie fing in der Notonda bei Vicenza an und soll, wenn Alles glückt, auch darin enden. Ich schrieb dir ja, daß ich dort eine unvergeßliche Stunde zugebracht habe, auch, wenn mir recht ist, daß mir der Gedanke kam, dies verwunschene öde Häuschen zu laufen und es wieder im alten Glanz herzustellen. Zum ersten Mal empfand ich, daß es doch ein Glück ist, sehr reich zu sein, so reich, daß selbst so abenteuerliche Einfälle nicht bloße Träume bleiben müssen. Was ich aber damals nicht erwähnte, war, daß ich mich gleich entschloß, die Villa mit ihrem gesammten Inventar zu erwerben, und dazu gehörte ein gewisser junger Mann, der dort schlafend im Grase lag und den ich singend weckte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber nach den ersten hundert Worten, die wir gewechselt hatten, stand es ganz fest bei mir, daß ich auch ihn dazu haben müsse, wenn das Gelingen meines Planes mich freuen sollte. Nenne es eine Grille, eine phantastische Tollheit, aber du weißt ja noch aus unserer Klosterzeit, wie gerade die abenteuerlichsten Einfälle mich am weitesten zu führen pflegten. Ich glaubte dann immer es meiner Ehre schuldig zu sein, dadurch, daß ich eine solche Laune durchsetzte, mir selbst und Anderen zu beweisen, sie sei im Grunde ganz vernünftig gewesen. Und nie ist es mir besser damit geglückt, als diesmal. Denn den Eindruck, den ich in der ersten Stunde von ihm empfing: daß ich ein ganzes Leben mit ihm verplaudern tonnte, ohne je so etwas wie Langeweile zu spüren, hat sich all die Monate, seit ich ihn auf die Probe gestellt, nicht nur bestätigt, sondern verstärkt. Haft du nicht selbst heut bei Tische erfahren, daß seine Unterhaltung einen Reiz hat, wie die sehr weniger Menschen?

Unterhaltung! rief Ghita, immer noch mit dem Ausdruck einer Überraschung, von der sie sich nicht erholen konnte; auch ein Buch kann uns aufs Allerbeste unterhalten; aber wem würde es einfallen, ein Buch zu heirathen? Ich will gar nicht von dem sehr unscheinbaren Einbände dieser deiner Lieblingslectüre reden, obwohl du zugeben wirst, daß er nicht gerade schön, nicht einmal absonderlich aussieht. Aber die Hand aufs Herz, Vittorina: liebst du ihn denn? möchtest du ihn —

Sie verstummte und wurde plötzlich von einer duntlen Nöthe übergössen.

Die Freundin blieb so ruhig wie zuvor.

Ich weiß nicht, was du lieben nennst, sagte sie nach einer Weile.

Eine Leidenschaft, die mich aus den Fugen brächte, wenn ich daran dächte, daß ich ihn nie besitzen sollte — nein, davon ist keine Rede. Vielleicht, weil ich von Anfang an meiner Sache sicher war. Ich wußte, er konnte mir nicht entgehen, sobald ich ernstlich wollte, fühlte meine Macht über ihn und habe in all den Monaten fchen tonnen, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Kannst du mir das verdenken, Liebste? Weißt du nicht so gut wie ich, wie arm mein Leben trotz all meines Reichthums bisher gewesen ist, und wenn ich nun meinen Wunsch und Willen darauf gesetzt habe, statt eines Tizian von fabelhaftem Preise oder einer griechischen Statue mir diesen unscheinbaren Mann damit zu erlaufen, würde dir das ein so strafbarer Luxus scheinen?

Aber ein Mann, der sich laufen laßt —

Still! unterbrach sie Victoire. Sprich nicht ein so häßliches Wort, das obenein ganz falsch ist. Gerade weil er ein solcher Träumer und Schwärmer ist, dem alle irdischen Schätze werthlos sind gegen eine einzige große Idee oder ein schönes Kunstwerk, gerade darum darf ich es mit ihm wagen. Ich weiß es ganz gewiß, er würde mich eben so heftig lieben, wenn ich arm wäre, wie Zephyrine, und er der Erbe von Hainstetten. Er hat es dir gestanden?

Noch nicht, außer durch seine Blicke, die eine deutliche Sprache reden.

Er ist viel zu stolz, um zu werben, ehe er seiner Sache sicher ist. Und dcnnm will er erst ein Werk schaffen, das beweisen soll, er gehöre trotz seiner bürgerlichen Herkunft doch auch zum Adel der Menschheit. Darin ist er so thöricht, wie alle Männer, die etwas auf sich halten. Als ob er nur erst gedruckt zeigen müßte, was er ist. Ich aber lasse ihn ruhig thun, was er nicht lassen kann. Wenn es mir zu lange währt oder gar nicht zu Stande zu kommen droht — ich weiß, Ghita, du hältst mich nicht für eine Kokette. Aber ich müßte kein Weib sein, wenn ich ihn nicht, so bald es mir gefiele, dahin bringen sollte, mir seine verschwiegenen Gefühle zu gestehen. Und dann — bann — je nun, dann will ich ihn so glücklich machen, wie ein so gnter Mensch zu werden verdient.

Und hast du auch bedacht, was die Welt dazu sagen wird, wenn das Freifräulein Victoire von Hainstetten sich in eine Frau Doctor Schwarz

HO Paul Heyse in München.
verwandelt? Tu weiht, ich selbst bin sehr vorurtheilsfrei. Ich Hütte
meinen Lorenzo geheirathet, obwohl er ein simpler Lieutenant war, ohne
Familie und mit einem mäßigen Vermögen. Aber so ein ganz namenloser
armer Teufel, den du am Wege aufgelesen — denn daß du dich in sein Griechisch
verliebst hast, wird den Leuten noch unbegreiflicher sein.
Als ob mir daran läge, von ihnen begriffen zu werden! Nein, Ghita,
ich habe bisher nicht erlebt, daß die Welt sich Mühe gab, mich glücklich zu
machen. Nun soll sie es mich auf meine Fa<?on werden lassen, und da wir
hier in der Einöde, wie du es nennst, leben werden, ist es nicht einmal
nöthig, daß ich ihm den Adel laufe. Wenn wir dann auf unserer Hochzeits-
reise nach Mailand kommen — natürlich besuchen wir zuerst unsere Rotonda
— ich habe schon Unterhandlungen mit dem Besitzer der Villa angeknüpft,
mein Geschäftsführer schreibt mir, es sei Aussicht, daß der Kauf zu
Stande komme — die Familie mache nur noch Schwierigkeiten, um den An-
stand zu wahren. —
In diesem Augenblick hörten sie die Stimme des Knaben, der durch den
Park gelaufen kam und jetzt aus den Schatten hervorspähend sie bemerkte.
Wo steckt ihr denn so lange? rief er ihnen außer Athem entgegen.
Der Wagen ist längst vorgefahren, die Tante hat euch überall gesucht —
Mama erlaubt, daß ich auf meinem Pony euch noch eine Strecke begleite.
Die beiden Mädchen standen auf. Was ich dir anvertraut habe,
muß in dir wie begraben sein, flüsterte Victoire rasch. Nicht einmal dein
Bräutigam —
O Vittorina, rief die Andere und schlang ihren Arm lebhaft um den
schlanken Nacken ihrer Freundin — es würde mir nicht, über die Lippen
kommen, schon aus Furcht, für eine Tollhäslerin gehalten zu werden. An
Gastons Jammer und Wuth, wenn es wirklich so weit kommen sollte, darf
ich gar nicht denken. Aber ich hoffe noch immer —
Wißt ihr denn nicht, wo der Doctor geblieben ist? rief der Knabe
dazwischen, der sich jetzt an Ghitas Arm hing und sie stürmisch fortzog,
dem Schlosse zu. Ich habe ihn überall vergebens gesucht — er hätte so
gut mitreiten können — jetzt muß es der Stallmeister thun — ich dachte,
ihn noch am sichersten hier bei euch zu finden, da das sein Lieblings-
platz ist.
Tu siehst, wir waren hier ganz allein, erwiderte Victoire. Er wird
nach dem Dorf gegangen sein, am Wasser entlang. Aber es ist schade, daß
er euch nicht mehr Adieu sagen kann.
Nein, Herz, sagte Ghita halblaut. Es ist mir lieber so. Ich weiß
nicht, ob ich ihm ein unbefangenes Gesicht hätte zeigen können.
Der Nagen, der die Gäste nach der Stadt zurückbrachte, war längst
fortgefahren, auch der Knabe von seinem fröhlichen St<?t in der Abendkühle
^

Unvergeßbare Worte. H5

zurückgekehrt, Philipp ließ sich noch immer nicht blicken. Man hatte endlich ohne ihn den Thee eingenommen, die Mutter saß, da es auf der Altane schon längst zu duntrl war und ein herbstlicher Wind vom Garten heraufwehte, im Saal hinter ihrem grünen Lampenschirm, und die Erinnerung an den Besuch, die in ihr nachklang, ließ sie ihres Kartenspiels vergessen. Zephyrine saß ihr gegenüber bei ihrer Stickerei und plauderte unaufhaltsam von dem schönen jungen Paare Gaston und Ghita, nicht ohne verstohlene Seitenblicke auf Pictoire. da sie seit Jahren sich gewohnt hatte, den glänzenden gräflichen Vetter als künftigen Gemahl ihres Zöglings zu denken. Das Fräulein aber sprach kein Wort. Da ihr endlich das eintönig fortrieselnde Geschwätz lästig wurde, stand sie auf, nahm ein Tuch um die Schultern und trat auf die Altane hinaus.

Ein Heller Abglanz des Herbsthimmels lag über dem Garten und häufige Sternschnuppen schossen unter dem lichtblauen Firmament dahin und schienen in den schwarzen Wipfeln des Parkes zu erlöschen. Da sah sie unten am Rand der Fontäne, deren Strahl jetzt ruhte, eine dunkle Gestalt, die unbeweglich nach dem Hause hinüber blickte. Ohne sich zu besinnen, schritt sie die Stufen hinab über den breiten Platz vor der Altane hinweg und dem einsam Harrenden entgegen.

Sie haben sich vermissen lassen, Herr Doctor, sagte sie heiter. Wo hat Sie der Geist noch so spät umgetrieben? Und nicht einmal jetzt kommeu Sie zu uns herein, um uns über Ihr Verschwinden zu beruhigen.

Ich sann darüber nach, versetzte er, indem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, wie ich es Sie wissen lassen sollte, daß ich eine kurze Unterredung mit Ihnen unter vier Augen wünschte. Wollen Sie noch ein paar Schritte mit mir durch den Garten machen?

Sie blieb regungslos stehen. Ihre Augen suchten die seinen, die von dem breiten Hutrände verschattet waren.

Was haben Sie? sagte sie hastig. Ihre Stimme klingt so verwandelt. Sie müssen etwas erlebt haben — etwas, das Ihnen sehr nah gegangen ist. —

Sie haben Recht, erwiderte er. Ich habe etwas erlebt — etwas, das tragisch genug ist, um einen arglosen Menschen bis ins Innerste zu erschüttern. Wenn ich bloß Geist wäre und einzig am Erkennen der Dinge Interesse hätte, müßte mir das willkommen sein. Als eine Studie zu meinem Buch ließe sich's verwerthen. Denn wirtlich, es ist eine recht nachdrückliche Probe auf meine Theorie. Ueber zwei ganz Unschuldige bricht das Verhängniß herein, und auch an der schicksalsvollen Tücke des Zufalls fehlt es nicht. Nur von der berühmten Heiterkeit, die ich früher durch alles Grauen hindurchschimmern sah. spüre ich nicht den leisesten Schimmer. Vielleicht, weil der heroische Tropfen in meinem Blute fehlt. Vielleicht, weil die Dinge sich anders ausnehmen für den Mitspieler, als für den bloßen Zuschauer. Und übrigens wird diese Studie kaum meiner Arbeit zu Gute kommen. Denn

H2 Paul Heyse in München.

es ist sehr fraglich geworden, ob ich sie überhaupt zu Ende führe, da ich wieder ein unstater Mensch sein werde. Ich hatte Sie nämlich zu sprechen gewünscht, gnädiges Fräulein, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich muß noch heute Abend fort.

Immer noch starrte sie ihn ahnungslos an. Aber das ist ja unmöglich! brach es endlich aus ihr hervor.

Unmöglich? Vielleicht. Es kann sehr wohl sein, daß es über meine Kräfte geht. Dennoch muß es geschehen. Ich will Sie nicht täuschen, nicht Ausfluchte suchen. Wir sind uns denn doch zu nahe gekommen, um uns nicht die ganze Wahrheit schuldig zu sein. Wissen Sie denn, daß ich Ihr ganzes Gespräch mit Gräfin Ghita mit angehört habe.

Sie fühlte es wie einen Eisstrom durch all ihre Adern rinnen. Ihr Herz stand einen Augenblick still. Ein schwacher Laut des Entsetzens kam von ihren Lippen. Sie drückte die Augen zu, wie um sich gegen ein grelles Licht zu schützen, das plötzlich auf sie eindrang. Sie wäre umgesunken, wenn die Taxuswand, an die sie sich anlehnte, nicht fest genug gewesen wäre, sie zu stützen.

Sie werden das zunächst als eine Sünde gegen alle Schicklichkeit verdammen, fuhr er mit einer traurigen, tonlosen Stimme fort. Horchen ist verpönt. Man soll sich in kein Vertrauen einschleichen, das einem nicht entgegengebracht wird. Aber auch zu diesem unheilvollen Vergehen kam ich recht tragisch unschuldig. Mir war nicht wohl zu Muth bei der Tafel, wo ich Sie mit Ihrem Vetter so traulich plaudern sah. Denn natürlich mußte ich denken, er stehe Ihnen sehr nah. Da überfielen mich wieder meine alten quälenden Zweifel, ob ich Ihnen je so nah kommen könnte, wie ich es ersehnte, wie ich glaubte, es nicht mehr entbehren zu können. Das trieb mich hinaus, weit über die Felsen und durch die Föhren, bis ich meinen Körper hinlänglich abgemattet hatte und meine arme Seele in eine Art Dumpfheit gewiegt. Ich bedurfte der Ruhe und suchte sie auf jener Vant, wo ich so manche Stunde der glücklichsten Träumerei zugebracht hatte. Aber ich fand dort die Sonne, die mir lästig war, und wählte endlich den schattigen Wiesenfleck hinter der Hecke, um meine Glieder auszustrecken. Sie kennen ja meine Schwäche, die so oft meine Rettung war: wenn ich traurig bin, einzuschlafen. Einmal kam mir in solchem Schlaf das Glück. Heute weckte mich dieselbe Stimme, wie damals — aber schwerlich zu meinem Heil. Und nun werden Sie begreifen, daß ich unter diesem Dache kein Auge mehr schließen könnte, selbst wenn ich es für schicklich hielte, eine solche Gastfreundschaft noch zwölf Stunden länger anzunehmen.

Er verneigte sich bei diesen Worten leicht, als ob er sich von ihr verabschieden wollte. Da sie aber mit tief gesenktem Haupt vor ihm stand, übersah sie diese Gcberde. Er aber schien sich nicht losreißen zu tonnen, ohne noch einmal ihre Stimme gehört zu haben.

Ich habe meine wenigen Habseligkeiten in den Koffer zusammengelegt,

llnvergeßbare Worte. H5

fuhr er fort, und ein Nillet an Sie auf dem Tisch zurückgelassen, in welchem ich Ihnen mittheile, daß ich durch den Brief eines Freundes nach Graz gerufen wurde. Er habe mir wichtige Eröffnungen in Aussicht gestellt; hoffentlich aber würde ich nicht lange ausbleiben. Die Nacht ist mild, ich denke den Weg zu Fuß zurückzulegen. Wenn dann ein Brief von mir kommt, worin steht, daß ich geuöthigt sei, eine weite Reise anzutreten, so wissen Sie, Sie allein, daß ich nie zurückkehren werde, und warum ich es nicht darf. Den Andern — mögen die Gründe räthselhaft bleiben. Ich gestehe — und seine feste Stimme sing an zu zittern — ich gehe mit schwerem Herzen von dem geliebten Knaben, der mir so sehr ans Herz gewachsen ist. Auch Ihre theure Mutter nicht wiederzusehen, kostet mich einen Kampf. Das geht nun in Einem hin. Sagen Sie ihnen -

Er stockte und wandte sich ab. Da fuhr sie aus ihrer Betäubung auf.

Es ist nicht möglich! sagte sie. Wenn Sie Alles gehört haben —

Alles — nein, Sie können nicht unversöhnlich gekränkt sein durch ein paar hingeworfene, unglückliche Worte — Sie muffen begreifen, in welchem Zusammenhang diese Worte —

Gewiß, unterbrach er sie. Ich begreife Alles, und so kann ich auch Alles verzeihen. Aber vergeben ist nicht vergessen. Denn es giebt Worte, die ein Mann von Selbstgefühl und Würde nicht vergessen darf, selbst wenn er dazu geneigt wäre. Gekränkt? Nein, ich habe kein Recht, mich gekränkt zu fühlen. Sie haben mir ja ein ganz ehrenvolles Zeugniß ausgestellt, ich habe nicht wie andere Horcher an der Wand meine eigene Schande hören müssen. Aber ich bin auch wahrlich nicht aus Eitelkeit liegen geblieben, um mich an meinem Ruhme zu laben. Ich gestehe Ihnen, daß ich fast körperlich gelähmt wurde durch die plötzliche Erlenntniß, wie Sie unser Verhältniß auffassen. Sie wissen, daß ich selbst darüber in Sorge war, ob ein Mensch, wie ich, der Mühe werth sei, die sich seine Eltern, seine Lehrer, sein Schicksal mit ihm gegeben haben. Und auch in der letzten Zeit, wo ich leinte Freude an mir selbst zu haben, etwas von mir zu halten und von mir zu erwarten, — übermüthig machte mich meine Selbstschätzung nie. Nur so weit freilich würde sie mich über kurz oder lang geführt haben, daß ich bor Sie hingetreten wäre um Ihnen zu sagen, wie über Alles ich Sie liebe, und wie ich trotz des äußeren Abstandes den stolzen Traum genährt habe, Sie zu meinem Weibe zu begehren. Denn Sie haben sehr richtig von mir gesagt, daß ich gerade, weil ich ein armer Teufel bin, von irdischen Schätzen mich weder verführen noch schrecken ließe. Ich hege allerdings die überspannte Meinung, daß, wenn zwei Menschen einander geistig und sittlich ebenbürtig sind, aller äußerliche Unterschied nichtig und verächtlich sein müsse, Und ich hielt mich Ihrer werth und werde fortfahren zu glauben, daß ich gar leinen Grund gehabt hätte, zu Ihnen hinaufzusehen und es als eine Gnade zu betrachten, wenn Sie von Ihrer Höhe sich zu mir herabließen. Nun habe ich hören müssen, wie Sie darüber denken.

HH Paul Heys« in München.

daß ich Ihnen als ein schätzbares Inventarstück einer Villa ganz lieb und werth sei, daß Sie sich Ihres Reichthums freuten, weil er Ihnen erlaubt, den Preis auch für mich zu zahlen und sich den Luxus gönnen zu dürfen, einen namenlosen armen Teufel zu Ihrem Gatten zu erwählen, und wenn Sie auch selbst ihn nicht leidenschaftlich liebten, ihn doch so glücklich zu machen, wie er es verdient. Sie müssen es nun dem Armen nicht ver- denken, daß auch er das Einzige festhält, woran er Uebervfluß hat: seine Freiheit und seinen Mannesstolz. Oder wollen Sie mir sagen, daß all diese arglosen Worte Ihnen nicht aus dem Herzen gekommen seien? Daß Sie nur so gesprochen hätten, um gegen Ihre Freundin eine Beschönigung Ihrer künftigen Mesalliance zu finden?

Sie zögerte einen Augenblick. Nein, sagte sie dann mit fester Stimme.

Ich kann nicht lügen. Ich würde es nicht können, auch wenn mein Lebens- glück davon abhinge. Aber Sie sind grausam, all diese unglückseligen Worte Zu wiederholen, die doch nicht das volle Gewicht haben, das Sie darin finden. Tenn wenn Wahrheit zwischen uns sein soll, bin ich auch das Ihnen schuldig zu sagen, daß ich nicht Alles, nicht mein allerletztes Gefühl damals ausgesprochen habe. Wenn es Ihren verwundeten Stolz heilen kann, daß ich meinen Mädchenftolz vor Ihnen beuge, und Ihnen gestehe — nein, Sie würden mir jetzt nicht glauben. Aber Sie werden es einst glauben müssen, wenn Sie wirtlich von mir gegangen sind, und später einmal erfahren, daß ich kein Glück im Leben mehr gekannt habe, weil ich mir keines mehr denken konnte ohne Sic, und zu stolz war, mit einem geringeren vorlieb zu nehmen. Sie wandte ihr Gesicht nach der Laubwcmd, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Ihre Stimme aber war fest geblieben.

Ich danke Ihnen, sagte er in heftiger Bewegung, ich danke Ihnen hon ganzen Herzen für dies Geständniß. Auch dieses Wort wird zu den nnvergeßbaich gehören, und wenn die andern mich erdrücken wollen, mich aufrichten. Aber lassen Sie uns enden. Ter Jammer ist doch unaussprech- lich groß, daß wir Zwei von einander gehen muffen, durch einen schnöden Streich des Zufalls geschieden. Wen» ich die Worte nicht gehört hätte, wäre Alles mit der Zeit gut geworden, ja herrlich und Göttern und Menschen ncidenswerth. Nenn ich weiß, Victoire, daß auch ich Sie so glücklich gemacht hätte, wie ein so guter Mensch zu werden verdient. Tann hätte nur in der Ferne eine junge Frau über mich die Achseln gezuckt, daß ich ahnungslos als ein williger Factor in Ihrer wohlbedachten Lebcnsrechnnng mitfigurirt und daß die Rechnung ein reines Facit ergeben hätte. Jetzt aber, und wenn ich die Mitwisserin ermordete, — die Gedanken in mir brächte ich nicht zum Schweigen. Mitten im schönsten Glück würden die unvergetzbaren Worte wieder auftauchen i sie war reich genug, dich zu kaufen. Klagen Sie nicht mich der Grausamkeit an; unser Schicksal ist es. Wir wollen sehen, ob wir aus diesem Zusammensturz unserer schönsten Träume mehr davontragen, als das nackte Leben.

Er streckte die Hand nach der ihren aus. Als sie sie ihm nicht überließ, sank er plötzlich vor ihr in die Kniee, umfaßte stürmisch ihre wankende Gestalt, drückte seine Lippen auf dm Arm, mit dem sie ihn abzuwehren suchte, und stammelte in wahnsinnigem Schmerz ihren Namen. Tann ritz er sich mit seiner letzten Kraft in die Höhe und floh von ihr hinweg, während sie hilflos an der Stelle, wo sie stand, zusammenbrach.

Vier Jahre waren vergangen. In Hainstetten hatte sich nichts verändert. Nur das helle Gesicht des Knaben, der nach Graz zu einem Gymnllsial-Professor in Pension gethan war, fehlte in Haus und Garten, und das Antlitz seiner Schwester hatte Niemand mehr lächeln sehen.

Na kam eines Tages ein Brief der jungen Gräfin Ghita aus Rom, wohin sie mit ihrem Gemahl gereis't war, um einen Winter dort in der Stille zu leben, da die Mailändische Geselligkeit sie in der Zeit, wo sie sich Mutter fühlte, übermäßig anzugreifen drohte. Sie plauderte in der alten schwesterlichen Weise von tausend Dingen, die der Freundin freilich sehr gleichgültig waren, von ihrer Reise, ihren alten und neuen Bekanntschaften, vom heiligen Vater und den Bettlern auf der spanischen Treppe. Zum Schluß des zwölf Seiten langen Briefes erwähnte sie einer Fahrt nach der Pyramide des Cestius, an deren Füßen der Friedhof der Protestanten mit seinen Cypressen und Denksteinen sich ausbreitet.

„Was wirst du sagen, Liebste,“ hieß es wörtlich weiter, „wenn du hörst, daß ich hier, wo ich nun eine stille Stunde der Sammlung an der feierlichen Stätte genießen wollte, eine schmerzliche Ueberraschung erlebte. Ein einfacher, schräg auf dem Hügel ruhender Stein trug den Namen jenes Norddeutschen, den ich an dem Mittag in Eurem Haufe zum Tischnachbarn hatte. Di-. Philipp Schwarz — kein Datum der Geburt oder des Todes. Darunter aber die beiden lateinischen Worte: Odivizoi nshneo. Ich verstand sie natürlich nicht, und auch mein Mann ist mit seinen! bischen Latein bald zu Ende. Abends aber, im Salon der Fürstin Chigi, wo sich stets eine Menge Gelehrte und Künstler einfinden, wurde mir ein berühmter Archäologe vorgestellt, der seit Jahren auf dem Capitol in dem dortigen preußischen Institut seine Wohnung hat, und wie das Gespräch hin und her schweifte, nannte ich auf einmal jenen Namen und fragte nach dem seltsamen jungen Mann, der so räthselhaft aus Hainstetten und so früh aus dem Leben verschwand. Dn bist ja all meinen Fragen über die Gründe dieses plötzlichen Bruches ausgewichen. Nun erfuhr ich, daß gerade der Professor, mit dem ich von ihm sprach, ihm sehr nahe gestanden, so nahe, als überhaupt ein Mensch diesem wunderlichen Träumer stehen konnte. Er habe ihm sogar Bruchstücke aus einem Werk über den griechischen Voltsgeist mitgetheilt, das eine Fülle tiefer Forschungen und ganz neuer Ansichten enthalten habe. An diesem Buche zu arbeiten und dazwischen

H6 Paul kjeyse in München.

in tiefer Einsamkeit die Trümmerwelt Roms und die Eampagna zu durchstreifen, sei das ganze Leben des merkwürdigen Menschen gewesen. Ein kleines Eapital, das er mitgebracht, hätte er leicht durch allerlei lohnende Arbeiten vermehren können. Statt dessen habe er, indem er es langsam aufzehrte, standhaft alles Andre abgewehrt, um nur sich selbst zu leben, da er fest daran geglaubt habe, sein Verhängniß werde sich so oder so erfüllen, entweder ihn zur rechten Zeit zu Grunde gehen lassen, oder ihm die Mittel gewähren, fortzuleben. Nun sei leider das Erste eingetroffen. Der Freund habe ihn oft halb scherzend beschworen, doch nicht die Zahl der trefflichen Deutschen zu vermehren, die sich durch Fleiß ums Leben gebracht. Da habe er immer tiefsinnig lächelnd den Kopf geschüttelt, einmal aber erwidert: wenn er früh sterbe, sei nicht sein Fleiß Schuld daran, sondern unvergeßbare Worte. Was er damit gemeint, sei sein Geheimnis; geblieben. Und endlich habe ihn im Juli, da er nicht zu bewegen gewesen, die fieberhafte Stadt zu meiden, der römische Typhus, die sogenannte Perniciosa, in etlichen Wochen fhingerafft. In seinem Nachlaß aber habe sich von jenem großen Wert nicht ein Vlättchen vorgefunden.

,Wie ich nun dem Professor die Inschrift zeigte, die ich sorgfältig in meinen, Notizbuch aufgeschrieben hatte, und die er noch nicht kannte, da er die letzten Monate nicht in Rom gewesen, waren wir Beide höchlich erstaunt. Oddivisoi ueguoc) heißt nichts Anderes als: ich kann nicht vergessen. Weißt du nicht das Näthsel zu lösen, welche unvergeßbaren Worte den Armen in den Tod getrieben haben?"

Die lebensmüde alte Baronin überlebte ihren einstigen 'Hausgenossen noch um volle zwölf Jahre. In dieser ganzen Zeit verließ die Tochter sie nicht einen einzigen Tag, Sie bewahrte ihre Schönheit bis in die reifen Jahre, und Mancher kam, der um den Preis, sie heimführen zu dürfen, auch in die Verbannung nach dem abgelegenen Erdenwinkel gewilligt hätte. Sie wies aber jeden Antrag ruhig und ohne Besinnen ab. Ein halbes Jahr, nachdem die Mutter endlich ihre getrübten Augen geschlossen hatte, fand man sie eines Morgens durch einen Herzschlag entseelt in ihrem Bette und in ihrem letzten Willen die Bestimmung, daß man sie im Park begraben und einen einfachen Stein auf ihren Hügel legen solle mit der Inschrift: Oblivisoi nshuso.

Iveltpolitik und Kleinstaaterei 5 860.

Hannoversche Remimscenzcn.

von

Marl Braun - Wie ^ t> ad en.

— Leipzig. —

jie große Politik von einem Kleinfürsten betrieben, bietet ein seltsames Schauspiel. Nichtiger gesagt: Trauerspiel. Denn es nimmt in der Regel ein trauriges Ende.

Während der Zollvereins-Krisis der Jahre 1862 bis 18t!4

stand in meiner Heimat!) Nassau, die damals noch ein „souveränes“ Herzogthum war, die Negierung auf der Seite der antipreußischen mittelstaatlicheu Coalition, die Bevölkerung aber auf preußischer Seite. Letzteres schon deshalb, weil das Ländchen so zu sagen eine preußische Enclave war. Vis zum Anschluß an den Zollverein blutarm, hatte es sich seitdem durch Fleiß und Regsamkeit zu einigem Wohlstand emporgearbeitet; es war daher natürlich, daß die Leute einen Rückfall in die frühere Armnth fürchteten, wenn wieder Zollschränken aufgerichtet würden, namentlich gegenüber Preußen, mit dessen Wirthschaftsgebiet wir untrennbar verbunden waren. Das nassauische Abgeordnetenhaus, dessen Präsident ich damals war, gab dieser Auffassung der Dinge wiederholt entschiedenen Ausdruck und stieß dabei auf ein noch entschiedeneres Mißfallen der Negierung.

Eines Tags nun, als ich in der erwähnten Eigenschaft Audienz bei meinem Landesherrn hatte, sagte mir derselbe unter Anderm:

„Was sollen diese Demonstrationen in der Kammer wegen der Zollangelegenheiten?“

Ich setzte ihm mit gebührender Ehrfurcht die Lage des Landes, die Befürchtungen desselben und den augenblicklichen Stand der Zollvereins-Krisis auseinander, welche, wenn die mittelstaatliche Coalition an ihrer Auffassung festhalte, nothwendig zu einer Sprengung des Zollvereins führen müsse.

Noil und Tild. XXIII, 67. 4

H8 Karl Vraun°wiesbaden in leipzig.

Der Herzog unterbrach mich, indem er mit einiger Heftigkeit bemerkte:

„Ach was, das ist ja Alles preußischer Wind. Und wenn auch das Alles so wäre, wie Sie da sagen, so sollte die Kammer doch schweigen. Das ist hohe Politik. Das ist ja ganz lächerlich, wenn darin so ein Kämmerchen mitsprechen will, das nur zwei Dutzend Deputirte hat. So ein ganz kleines, winziges Kämmerlein!"

Ich stand da als Repräsentant dieser Kammer. Ich betrachtete mich als Vertreter eines Ländchens, das in seinen Lebens-Interessen bedroht war.

Ich antwortete in ruhigster und gemessenster Tonart:

„Ich bitte Eure Hoheit mir gnädigst eine Bemerkung zu erlauben.

Was von der Volksvertretung eines kleinen Landes gilt, das gilt auch von der Regierung desselben."

Seitdem war ich in Ungnade gefallen. Sie dauerte bis 1866, bis zur Einverleibung des Ländchens in Preußen. Es war dieselbe Politik, welche Nassau während der Zollvereins-Krisis von 1862 und welche es während der Ereignisse von 1866 einhielt.

In jener Krisis ist die nassauische Regierung gleich allen übrigen Opponenten noch in der letzten Minute untergekröchen.

In dieser Krisis erfolgte die Entscheidung auf dem Schlachtfeld. An die Stelle des unblutigen Krieges der Tarife und der Depeschen, war der blutige Krieg der Kanonen und der Zündnadeln getreten, und da hieß es. wie Herr von Varnbüler 1866 in der Richtung gegen Preußen gesprochen:

„Wehe den Besiegten".

Hätte der Herzog Adolph von Nassau nur damals meinen aufrichtig gemeinten Nachschlagen ein geneigtes Ohr geliehen, so wäre er nicht deposedirt worden.

Ich hatte an alles das seit Jahr und Tag nicht mehr gedacht; als ich aber vor einiger Zeit die „Memoiren" von Oscar Meding (Bd. I. und II, Leipzig 1881, ein dritter Band soll 1882 erscheinen) las, da wurde ich durch das, was Meding von Hannover erzählt, lebhaft an jene nassauische» Erlebnisse erinnert.

Es trat mir auch hier jenes Bild in vollendeter Klarheit entgegen, wie der kleine Staat, ohne alle Rücksicht auf das größere Ganze, von welchen! er einen integrierenden Bestandtheil ausmacht, sich selbst als Mittelpunkt der Welt sieht; wie der kleine Staat als solcher große Politik macht, während er doch weit Besseres thun könnte, nämlich im Innern gut administriereu.

Man gedenkt dabei des Spruches von Goethe:

„Nie unglücklich ist der Mann,
Der unterläßt Das, was er lann,
Und unterfängt sich, was er nicht »ersteht,
Kein Wunder, dah er zu Grunde geht."

Doch ich habe nicht die Absicht, die tragische Seite der Sache zu erörtern. Ich will einen Stoff behandeln, den ich wenigstens nicht ganz

lveltpoliti? und Kleinstaaterei ^8«). HZ
ernsthaft zu nchmcn im Stand bin. Freilich nimmt ihn Herr Meding außer-
ordentlich ernsthaft. Mag denn nun der geneigte Leser beide Theile hören
und sich dann darüber entscheiden, ob die Sache von der ernsten oder der
heiteren Seite zu betrachten.
„Das Schicksal Europas liegt einen Augenblick in den
Händen Georgs V. von Hannover," schreibt Oscar Meding vom
Jahre 1860. Klingt etwas unglaublich. Sehen wir uns die Sachen
naher an.
Im Gegensatz zu den meisten westdeutschen Staaten hatte Hannover
leine französischen oder französclnden Gelüste.
Die Mehrzahl der Mittel» und Kleinstaaten im Westen haben schon seit
dem siebzehnten Jahrhundert stets Rheinbund gespielt und mit Frankreich
gegen den deutschen Kaiser Complotte geschmiedet und Bündnisse eingegangen.
Die geistlichen Staatsoberhäupter, namentlich die Kurfürsten, standen an der
Spitze dieses unlüblichen Treibens. Ter Kurfürst-Erzbischof von Mainz,
welcher <1s jui-o der Erzkanzler des deutschen Reichs war, war in der Regel
6s inoto der Nathgeber und Spießgeselle des mit den Türken Verbündeten
„Reichsfeindes", des Königs von Frankreich.
Georg V. war — das muß man ihm zu seinem Lobe nachsagen —
Von Natur ganz frei von solchen unsaubern Gelüsten; und wenn sein Minister
von Norries wirtlich, aus Furcht vor dem Nationalverein, eine rheinblndlerisch
klingende Aeußcrung gethan hat, so geschah das gewiß nicht im Sinne des
Königs, wenngleich der letztere die Idiosynkrasie gegen den „Nationalverein"
theilte und dessen Bedeutung ebenfalls fehr überschätzte.
Das Frankreich Napoleons I. hatte sich an Hannover vergriffen.
Georg V. hatte die Eindrücke des Freiheitskrieges der Jahre Dreizehn und
Vierzehn mit jugendlich empfänglichem Herzen aufgenommen. Er war englischer
Prinz, und endlich überhaupt durchdrungen von streng legitimistischcr Gesinnung.
Das Alles wirkte zusammen, um ihm vor Napoleon III. einen gründlichen
Abscheu einzuflößen, und er pflegte von diesen seinen Gefühlen felbst gegen-
über dem französischen Gesandten, Grasen Damrsmont, kaum ein Geheimniß
zu machen. .
Im Anfang Juni 1860 ließ Napoleon III. bei König Wilhelm anfragen
wegen einer Zusammenkunft beider Monarchen in Baden-Baden. Als Georg V.
davon hörte, ergriff ihn ein Schrecken. Er fürchtete, Napoleon werde Preußen,
wie Piemont, berücken und zu antilegitimistischen Actione« hinreißen. Er,
der sonst so unentschlossen, hatte einen plötzlichen Einfall, den er auch sofort
ausführte. In finsterer Mitternacht setzte er sich auf den Eilzug, um gen
Berlin zu fahren; und schon um sieben Uhr Morgens erschien er in dem Palais
des Prinz-Regenten, des jetzigen Kaisers. Glücklicher Weise ist König Wilhelm
ein Frühaufsteher und beeilte sich, seinen hannoverischen Veiter auch zu so
ungewöhnlicher Stunde zu empfangen, obgleich er natürlich durch den uner-
warteten, außergewöhnlichen und unangemeldeten Besuch sehr überrascht war.

50 Karl Frauü'Iviesbabben in leipzig.

König Georg V. hat immer behauptet, er habe es damals, um Preußen vor piemontesischen Velleitäten und um die Mittel- und Kleinstaaten vor Mißtrauen gegen Preußen zu bewahren, bei König Wilhelm durchgesetzt, daß auch alle andern deutschen Fürsten nach Baden-Baden eingeladen wurden. Thatsache ist, daß die Einladung erfolgte, daß dieses improvisirte Fürstcn-Collegium, in welchem übrigens Oesterreich fehlte (gerade so wie drei Jahre später Preußen aus dem Fürstentage in Frankfurt), in dem schönen Schwarz-waldbllde sogar förmliche Sitzungen hielt, daß König Johann von Sachsen, der Gelehrte unter den Fürsten, höchsteigenhändig das Protokoll führte. — daß aber bei alledem gar nichts herauskam. Man debattirte nämlich die Stärkung und Zusammenfassung der deutschen Wehrkraft; man war „im Princip" vollkommen einig; als es aber an die Ausführung ging, wurde man wieder uneinig und Alles fiel auseinander. Doch das sind Nebensachen.

Die Hauptsache, wenigstens hier, ist Napoleon UI. Er kommt am 16. Juni nach Baden-Baden, und „obwohl ihm Georg V. seinen Georgs» 3!iden noch nicht verliehen hatte," macht er, als höflicher Mann, zuerst dem-selben seinen Besuch. Er wartet im Salon. Eine Anmeldung scheint auch hier nicht stattgefunden zu haben. So wenig,' wie kurz vorher in Verlin.

Als nun Napoleon — natürlich in Civil und ohne allen schlittenpfcrdartigcn Aufputz — in dem Zimmer steht, erscheint Georg V. auf der Schwelle, geführt von seinem alten Kammerdiener Mahlmann. Der Letztere hatte kaum den einfachen Mann im schwarzen Frack erblickt, als er ihn mit gröblichen Worten hinausweist, — der Kammerdiener den Kaiser!

Napoleon natürlich nimmt hiervon keine Notiz, sondern richtet seine Anrede an den König. Dieser merkt sofort, wen er vor sich hat. Ter blinde König sieht darin mehr als der sehende Kammerdiener. Napoleon zieht den Großcordon der Ehrenlegion aus der Tasche. Georg. ^'. nimmt solchen in Empfang und ist nun gezwungen, auch mit seinem Sanct-Georgs-Cordon nicht länger zurück zu halten. Dieser Hergang ist sehr charakteristisch. Er verlieh Napoleon dem Dritten von vornherein eine Art Ueberlcgenhcit. Denn im Verkehr der Fürsten sowohl, als in dem der gewöhnlichen Sterblichen gewährt vornehme Höflichkeit ein gewisses Uebergewicht. Georg V. war nicht nur durch die polternden Worte seines vorgrciflichen und anmaßenden Lakaien im Nachtheil, fondern auch dadurch, daß es Napoleon war, der zuerst kam und zuerst seinen Grand-Cordon offerirte.

Georg, der, so kleinlich er auch in manchen Dingen sein konnte, doch nu touü clu «osur ein Gentleman war, scheint sich diesem Eindruck selbst nicht ganz verschlossen zu haben. Er pflog während seines Aufenthaltes in Baden-Baden mit dem Kaiser der Franzosen wiederholte und längere Gespräche und es gelang dem Letzteren, den Erstcren so zu bezaubern, daß derselbe von nun an eben so günstig über Napoleon nrtheilte, wie früher ungünstig. Napoleon hatte, darüber sind Alle, die mit ihm in persönliche Berührung gekommen, einig, außerordentlich viel Einnehmendes, namentlich in der Eon-

Weltpolitik und Kleinstaaterei ^860. 51.

versation. Die erste Kunst ist hierbei nämlich nicht die zu sprechen, sondern die zu hören. Man muß zunächst den Andern sprechen lassen, wenn nicht gnr sprechen machen; ihm ein nicht nur geneigtes, sondern auch seine und seiner Aeuhcrungen Wichtigkeit und Weisheit ohne allen Rückhalt anerkennendes Gehör schenken, und erst nachdem man ihn hierdurch gewonnen, die Erreichung der eigenen Zwecke verfolgen, und zwar auf den Wegen, welche uns der Andere durch seine mittheilmigslustigen Aeüßerungen selbst gezeigt und geöffnet. Napoleon ließ in Befolgung dieser Regel zunächst dem König von Hannover fein legitimistisches nnd revolutionsfürchtiges Herz ausschütten und dann versicherte er, er habe ja nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa vor der Revolution gerettet, ja im Grund des Herzens sei er ja selbst legitimistisch.

Für die erste Behauptung konnte er sich zur Roth auf seinen zweiten Dccember berufen, obgleich ihm dabei die Revolution, d. h. die Nadicalen und die Sozialisten, aus Abscheu gegen die Nationalversammlung eine Art von passiver Assistenz lieh, ähnlich wie am 27. October 1881 in Berlin Social-dcmolraten für Stücker nnd Genossen stimmten, weil sie die fortschrittlichen Bourgeois nicht liebten.

Etwas schwieriger war es, für die zweite Behauptung auch nur den Schallen eines Beweises zu liefern.

Indessen Napoleon III. brachte es fertig.

Sein großer ^heim, so setzte er auseinander, befand sich in einer Nolhlage. Wollte er die Revolution schließen, so mußte er sich der öffentlichen Gewalt bemächtigen. Dieselbe war nun einmal den legitimen Bourbons entgangen. An dieser vollendeten Thatsache war nichts zu ändern. Es galt, die auf der Erde schleifenden Zügel zu ergreifen. Dies that Napoleon I. Auch er war der Retter des Staats und der Gesellschaft. Sein Verhalten gegen England und Hannover wurde natürlich mit Stillschweigen übergangen. Ebenso wenig konnte es frommen, des Duc d'Enghien zu gedenken, den Napoleon I. in Deutschland hatte aufgreifen und in Paris hatte todt schießen lassen, um dadurch wieder einmal acl I>oo die Sympathien der „Rothen" zu gewinnen und den Bruch mit der Legitimität, mit den „Weißen", auch für die blödesten Augen erkennbar zu markiren.

Dann kam Napoleon auf sich selber zu sprechen. Was konnte er dazu, daß auch er berufen war, den Staat und die Gesellschaft zu retten?

„Bin ich nicht mit allen legitimen und legitimistischen Regierungen solidarisch, die Hydra der Revolution zu bekämpfen?" rief er.

Georg V. schenkte dieser Versicherung Glauben. Denn er fürchtete sich vor der Revolution und vor seinen eigenen Unterthanen; so wenig kannte er die Natur des hochconscrvativen niedersächsifchen Volksstammes, der nur dann murrte, wenn man Neuerungen versuchte, namentlich Neuerungen im Katechismus. Denn dieser stand ihm höher als die Verfassung.

Es scheint, daß in der That der König von Hannover nie etwas davon gehört hatte, daß der „Legitimist“ Louis Napoleon Bonaparte auf dem Gebiete der Verschwörung wetteifern konnte mit Giuseppe Mazzini; daß er gegen alle europäischen Negierungen, namentlich auch gegen die französischen, und daneben auch gegen den heiligen Vater, conspirirt hat; und daß er selbst das Metier eines Kaisers betrieb in einer Weise, die, namentlich was die politische Polizei anlangt, halb an Verschwörung, halb an Spionage erinnert. Etwa so, wie seiner Zeit Fouquier-Tinville und später Fouché, Königs-Mörder, Polizei-Genie und Herzog von Otranto.

— Ja, aber wie ist es denn nun mit der Legitimität, mit jenem Legitimus, welcher König Georg über Alles geht, der für ihn eine Religion ist, der ihm höher steht, als selbst der Noyalismus und der Sanct-Georgs-Kampf mit dem Drachen der Revolution?

Nun sag', wie stehst Du mit bei Religion?

Nu bist ein herzensguter Mann,

Allein, ich glaub', Du hältst nicht viel davon.

Auch darauf weiß der gekrönte Earbonaro zu dienen.

„Majestät, oder Sire“, sagt er treuherzig, „was kann ich dazu, baß Heinrich V. sich politisch unmöglich gemacht hat? Und vor Allem, was kann ich dazu, daß er leine Kinder hat; freilich, «oenn er Kinder hätte, dann ließe sich ja Alles noch machen. Dann tonnte ich ja zu Gunsten dieser lebensfähigen Dynastie abdanken. Aber jetzt, wenn ich es thiite, was wäre die Folge? Zunächst würde ein Kampf auf Leben und Tod entstehen, und zwar zwischen der Legitimität und der socialen Revolution, zwischen den Weißen und den Nothen, — und die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß, sobald nicht mehr ich mit starker Hand die Ordnung aufrecht erhalte, I? FpQLti-L ron^o zum Siege gelangen würde. Nehmen wir aber auch an. Heinrich V. würde siegen. Das wäre noch schlimmer. Denn er ist schon alt, und da er keinen successionsfähigen Nachkommen hat, so würden nach seinem Tod die Orleans auf den Thron gelangen. Aber was sind die Orleans, mein Königlicher Bruder? Sind fie Legitimisten? Nein, sie sind die schlimmsten Feinde der Legitimität. Sie haben stets gegen die VourbonZ conspirirt. Theils durch Erbschleicherei und durch Meuchelmord. Theils durch offene Parteinahme für die Revolution, für die Guillotine. Sie sind es, die 1793 ihren legitimen König geköpft, die ihn 1830 von dem Thron gestoßen haben. Sire, würden Sie von mir verlangen, daß ich diesen Menschen die sacrosancte Krone ausliefere, an der sie keinen Rechtstitel haben, als den des Diebstahls? Sollen diese Antilegitimisten den Thron besteigen?“

„Nein, nein, und abermals nein,“ rief Georg V., welcher der glänzenden Beredtsamkeit des großen Conspirators nicht zu widerstehen vermochte und dabei vergaß, daß Louis Napoleon Bonaparte, bevor er den kaiserlichen Thron von Frankreich bestieg, sogar gegen den welsischen Thron in Hannover

Weltpolitik und Kleinstaaterei ^8klI. 53

conspiirt hatte. Napoleon hatte nämlich, während er auf der Festung Ham seine Strafe wegen des Attentats verbüßte, mit dem abgesetzten Herzog Karl von Braunschweig, dem Vertreter der älteren welfischen Linie, einen Vertrag abgeschlossen, wonach er sich diesem, gegen Auszahlung einer ansehnlichen Summe Geldes, verpflichtete, ihm wieder zur Negierung zu verhelfen und ihn an der jüngeren welfischen st. i. hannoverschen) Linie zu rächen. Auch von diesem Pakt, von welchem doch längst alle Politiker unterrichtet waren, scheint König Georg nichts gewußt zu haben. Er war vielmehr, wie gesagt, von Napoleon ganz bezaubert; jedenfalls, so glaubte er, sei Napoleon ein geringeres Uebel, als die „Kronräuber“, die Orleans; auch biete er die alleinige Garantie gegen Revolutionen, und wenn er nun gar noch dem legitimen Könige Heinrich V. ein seiner würdiges Schicksal bereite, so tonne man im Grunde genommen, nichts mehr gegen ihn haben; kurz, Napoleon und Georg schieden als Freunde. Georg kam als Saulus und ging als Paulus. Napoleon reiste am 17. Juni 1860 wieder ab. Der Moniteur vom 18. Juni verkündigte dessen Neise nach Baden-Baden und charakterisirte sie als eine mit den glücklichsten Erfolgen gekrönte Improvisation. „Die plötzliche Neise,“ schreibt er, „welche der Kaiser soeben gemacht, hat, daran ist nicht zu zweifeln, die glücklichsten Resultate. In der That, indem der Kaiser hinging und den in Baden-Baden versammelten Monarchen offen auseinandersetzte, wie seine Politik nie von Recht und Gerechtigkeit abweichen werde, mußte er so ausgezeichneten und so vorurtheilsfreien Geistern die Ueberzeugung beibringen, welche ein wahrhaft empfundenes Gefühl, mit rückhaltsloser Ehrlichkeit auseinandergesetzt, niemals einzuflößen verfehlt.“ Wohlgesetzte Worte, mit welchen wenig gesagt ist. Allein sie machten Eindruck.

Am 19. Juni kehrte Georg V. nach Hannover zurück, ebenfalls c^ull»! re dene F«8w. Denn er erllärte sofort nach seiner Rückkehr, jener Kaiser der Franzosen, von welchem er bisher nur in der verächtlichsten Weise gesprochen, sei „ein außerordentlicher Mann voll großer und edler Gesinnung und voll bewundernswürdigen Geistes“.

Auch Napoleon zeigte ein besonderes Entgegenkommen, indem er den Grafen Damrömont zurückrief und statt seiner einen Herrn von Malarei nach Hannover schickte, der es dort schnell fertig brachte, sich Lieblind zu machen und von Georg V. bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet zu weiden. Allein obgleich der König von Hannover am 16. Juni 1860 die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Napoleon III. „eigentlich ein Legitimift sei“ und nur halbwegs unfreiwilliger oder gezwungener Maßen die Krone Frankreichs trage, und obgleich er in dieser Ueberzeugung durch den Gesandten de Malaret bestärkt wurde, so hatte das doch auf den Gang der Geschicke Europas, welche damals angeblich Georg „einen Augenblick in der Hand hielt“, absolut leinen Einfluß. Im Gegentheil nahm das Schicksal Europas gerade damals eine ganz ausnahmsweise antilegitimistisch-revolutionäre Wendung, und zwar durch diesen angeblichen Legitimiften Napoleon.

5H Karl Vraunwiesbaden in Leipzig.

Rufen wir die Hergänge in unser Gedächtnis; zurück:

In demselben Monat Juni des Jahres Sechzig, in welchem Napoleon in Baden-Baden erschien und eine Art deutschen Fürsten-Collegiums daselbst tagte, hatte Garibaldi die Eroberung der Insel Sicilien vollendet und in Vorbereitung der Annexion sich die Tictatur derselben übertragen. Im Juli war in Neapel die Convulsion, im August die Agonie eingetreten. Am 6. September floh. König Franz II. aus der Stadt, indem er in einer zu-rückgelassenen Proclamation versicherte, er habe dieselbe verlassen, um „die erwähnte Hauptstadt, die Bewohner und ihr Eigenthum, die Tempel, die Monumente und die Kunst«Sammlung?n vor dem Grciuel des Krieges zu be-wahren." Am zweiten Tage danach zog Garibaldi triumphirend in Neapel ein, indem er im Namen Victor Emanuel „Königs von Italien" die Tictatur übernahm. König Franz floh nach Gaeta. Am 2. October legte Graf Cavour den sardinischen Kammern in Turin einen Gesetzentwurf vor wegen Annexion von ganz Süd- und Mittel-Italien. „Ganz Italien ist nun frei" sagte er bei der Begründung — „nur Venezia macht eine schmerz-liche Ausnahme — und dann Nom — aber die römische Frage gehört zu denen, welche sich nicht mit dem Schwert lösen lassen." Gleichzeitig besetzte Victor Emanuels Armee, die Armee beider Sardinien, das Königreich beider Sicilien, und Franz II. protestirte. Die See-Veste Gaeta, wohin er geflohen, hielt sich noch eine Zeit lang, bis sie am 13. Januar 1861 capitulirte.

Sehen wir nunmehr zu, was zwischenzeitig in Hannover geschah, wo

König Georg „die Geschicke Europas in der Hand hielt" und auf

Napoleons legitimistische Gesinnung vertraute.

In dieser „Metropolis von Europa" befand sich damals ein französischer

Eprachmeister. Er nannte sich Bloche, mit dem Zusatz „de Montbrun"

welcher Zusatz wahrscheinlich auf einem Act der Selbstläufe beruhte. Er

gab u. A. dem Kronprinzen Ernst August Unterricht in der französischen

Sprache. Der junge Mann wußte etwas aus sich zu machen. Er brüstete

sich in demonstrativer Weise mit seiner hyperlegitimistischen Gesinnung.

Gleichzeitig aber versicherte er, sehr genaue Beziehungen zu dem Grafen und

späteren Herzog Walewski zu haben. Nun war aber besagter Walewski

keineswegs ein Legitimist, sondern ein eingefleischter Bonapartist, und so lange,

bis er von dem auf ihn eifersüchtigen „Vicelaiser" Nouher weggebissen wurde,

Präsident des bonapartistischen Oor^8 Isssizlgtif. Ja noch mehr, er wac

notorischer Maßen der Sohn Napoleons I. und einer vornehmen Polin. Ob

nun, was alle Welt wußte, allein in der gedachten Metropolis unbekannt

war? Fast will es so scheinen. Denn man glaubte dem Herrn Vlache, daß

er der Vertrauensmann des Walewski und zugleich auch begeisterter Legitimift

sei, was doch schwer zu vereinen. Ja, der Sprachmeister wußte sich so wichtig

zu machen, daß er sogar eine Art diplomatischer Verwicklung herbeiführte.

Schon vor dem Tage von Baden-Baden, war „Heinrich V." eines Tages

durch Hannover gekommen, um dort am wölfischen Hofe mit Königliche!! Ehren empfangen zu werden. König Georg benutzte diese Gelegenheit, um dem König in p»rtibu8 den combinirtcn Chambord-Walewsli-Sprachmeister vorzustellen. Er soll dabei dem Letzteren gegenüber sich der Worte bedienen haben: „Venex, ^6 V«n8 loini 1'lionneur <Io Von« rMzonwr ü Votrs Nov". — Kommen Sie, ich will Ihnen die Ehre erweisen, Sie Ihrem König vorzustellen. Diese Worte waren weiter getragen worden und auch dem Grafen Damrömont zu Ohren gelangt. Tiefer hatte darüber nach Paris berichtet, auch in Hannover den Minister des Auswärtigen zu Rede gestellt, kurz Alles gethan, was bei folchen Kleinigkeiten Diplomaten zu thun pflegen, die keine andere Beschäftigung haben und es deshalb Kuito clo mienx lieben, aus Mücken Elephanten zu machen. In Paris aber fchienen die Leute vernünftiger gewesen zu sein, als in Hannover. Wenigstens hat man nicht gehört, daß damals zwischen Frankreich und Hannover „ein Krieg in Sicht war". Dann kam endlich die Entrevue in Baden-Baden, und nun war Friede und Freundschaft in den Hallen von Troja.

Nur dem Sprachlehrer Nlache scheint der Umstand, daß seiner in diplomatischen Actcnstückeu gedacht und er zum Gegenstand internationales Verhandlungen gemacht worden war, ein wenig zu Kopfe gestiegen zu sein. Er entdeckte in sich einen Diplomaten und suchte das zu verwerthen. Just um die Zeit, als gerade König Franz II. sich von Neapel entfernt und nach Gacta in ein besseres Jenseits zurückgezogen hatte, erschien Monsieur Vlachc bei Herrn Oscar Mcding, wie uns der Letztere des Näheren mittheilt.

Monsieur Blache eröffnete Herrn Meding, eine „Persönlichkeit von hohem Einfluß", welche es aber vorziehe in der Anonymität zu verharren, habe ihn beauftragt, den hannoverschen Hof zu sondiren in Betreff eines Abkommens zwifchen Napoleon III. und dem Grafen Chambord. genannt Heinrich V. Nlache überreichte sogar ein Aetenstück, enthaltend den Entwurf zu einem Vertrage zwischen den beiden genannten Herrschaften, von welchen die eine auf dem Thron saß, ohne legitim zu sein, und die Andere zwar legitim war, aber nicht auf dem Thron saß. Ter Entwurf schlug Folgendes vor:

I. Der Graf Chambord übernimmt folgende leistungen:

1. Er erkennt Napoleon III. als Kaiser an, jedoch mit folgender feinen Tistinction:

2. „8uoos380!lr iLFitimo" (berechtigter Nachfolger äs surs clivino) sei Napoleon zwar nicht, wohl aber <üontinnatenr äs 1», v^nn^tio (Fort» seher der legitimen Dynastie der Bourbous — die Orleans werden natürlich mit Stillschweigen und Verachtung übergangen).

3. Chambord wird diese Anerkennung allen Legitimisten und Regierungen anzeigen.

Zugleich wird er die Dynastie Orleans von allen Rechten auf den

56 Karl Vrau»«wiesl>aden in Leipzig, französischen Thron ausschließen (damit sie auch nach Chambords Tod keinerlei Aussichten habe).

II. Der Aaiser Napoleon übernimmt folgende Gegenleistungen:

1. Er erkennt dem Grafen Chambord den Titel 21aj68ts Rohnls zu, giebt ihm alle Besitzungen seines Hauses (auch die confiscirten Orleans'schen Güter?) heraus und räumt ihm in dem Gebiete Frankreichs diejenige Residenz ein, welche er sich wählt. Nur Paris soll er nicht wählen.
2. Napoleon wird dem Victor Emanuel (welcher, wie wir gesehen haben, gerade damals in dem Zustande der Mauserung lag — oder der Verpuppung. um alsbald die jungen, glänzenden Schwingen eines Alles für sich einnehmenden „M cl'Italia" zu entfalten) die Annexion des Königsreichs Neapel, verbieten. Er wird ihn zwingen, das neapolitanische Gebiet von seinen Truppen zu säubern; auch Garibaldi und dessen Freischaaren wird er zwingen, dasselbe zu räumen. Das also geräumte Gebiet wird er dem König Franz II. zu beliebigem legitimistischen Gebrauche wieder zustellen und auch fernerhin die Dynastie Bourlwn auf dem Thron von Neapel erhalten.

3. Endlich steht Napoleon bereit, seine guten Dienste eintreten zu lassen, um den Vourbons das Herzogthum Parma zu erhalten oder wenigstens der herzoglichen Familie volle Entschädigung zu verschaffen.

So etwa lautet? das Papier.

Herr Meding glaubt an die Mission des Monsieur Blache. Die außerordentlich feine Unterscheidung zwischen dem „Nachfolger" und dem „Fortsetzer" dünkt ihm „eine so überlegene Beherrschung des Ausdrucks, daß er keinen Augenblick glauben konnte, Herr Blache sei der Verfasser dieses Programms". Im Grunde genommen traut er seinem französischen Sprachlehrer doch etwas zu wenig Französisch zu. „Ist es Walewsti, der Sie beauftragt hat?" fragt Meding. Monsieur Blache sagt nicht „Ja", aber noch weniger „Nein". Meding glaubt nun an Walewsli.

Er trägt die Sache dem König Georg V. vor. Der König ist förmlich betroffen. Er ruft:

„Das kommt vom Kaiser. Ganz dasselbe hat er mir vor zwei Monaten in Baden-Baden gesagt."

Und nun beeilt sich Meding, seinem Freunde, Hofrath Louis Schneider, früher komischer Schauspieler in Berlin und dann russophiler Vorleser bei Friedrich Wilhelm IV., das Programm zu übersenden, um von ihm zu hören, „was man in Berlin darüber denke".

Schneider erscheint sofort in Hannover. Der König empfängt ihn sehr gnädig. Schneider giebt demselben die Versicherung, „daß der Prinz-Negent dieser Idee^und deren weiterer Verfolgung ein hohes Interesse zuwendet."

Der König läßt Monsieur Blache rufen und eraminirt ihn in Gegenwart

weltpolitik und Kleinstaaterei ^86N, 5?

Schneiders. Blache bleibt dabei, er sei durch sein Ehrenwort verpflichtet, seinen Gewährsmann nicht zu nennen. Auf die Frage, ob es Walewski sei: „Er wolle nicht verneinen, daß es Dieser gewesen“; nur den Grafen Platen fügt er hinzu, müsse man in der Sache umgehen, „denn der Gewährsmann glaube, Platen könne nicht schweigen“. Selbst das ließ sich der König gefallen. Er mied seinen eigenen Minister des Aeußern, schenkte dem fremden Sprachlehrer sein Vertrauen «nd schickte diesen nach Paris, um nähere Information einzuholen. Da um dieselbe Zeit ein französisches Geschwader vor GaLta erschien, so betrachtete man in Hannover diesen Umstand als geeignet, dem durch sonst nichts beglaubigten Schulmeister zur Legitimation zu gereichen. Herr Blache aber, als er von Paris zurückkam, bracht? nichts mit, als einen Brief des Grafen Damr6mont, worin dieser erklärte, er sei bereit, auf Grund eines solchen Programms mit einem Vertreter des Königs Georg zu verhandeln. Was Blache dem Grafen Tamr^mont vorgetragen, ist natürlich nicht zu ermitteln. Bemerkt zu werden verdient aber, daß Damr6mont gar nicht mehr Gesandter und überhaupt zur Zeit nicht in activem Dienst war. In welcher Eigenschaft wollte er also unterhandeln?

Da nun König Georg V. mit seinem eigenen Minister nicht sprechen durfte (darauf hatte ihn der Sprachmeister verpflichtet), er aber doch der Sache nicht ganz traute, so ließ er sich zur Verathung seinen Gesandten von Wie» lomnien. Dieser, Herr von Stockhauscn, von welchem Mcding behauptet, „er habe sich über die Grenzen der formalistischen "Tradition der bureau-mäßigen Diplomatie nicht erheben tonnen," scheint doch im Uebrigen ein leidlich vernünftiger Mann gewesen zu sein. Denn er meinte, von Hannover aus „könnten solche Fragen nicht angeregt, geschweige denn ausgetragen werden." Nun wurde der König unsicher. Er schickte zwar noch einmal Herrn Blache nach Paris, allein da derselbe nichts zurückbrachte, als Erzählungen, die man glauben konnte oder auch nicht, da er namentlich nichts Schriftliches hatte, nicht einmal von Herrn Damr6mont, der übrigens noch immer außer Dienst war; lieh man die Sache fallen. Zum großen Verdruß des Herrn Meding, welcher sich fpäter in Paris überzeugt haben will, daß jenes Programm wirklich von Napoleon ausging, und daß dieser damals einen hohen Werth auf dessen Ausführung legte. Auch für diese Behauptung werden keine factischen Anhaltspunkte, geschweige denn Beweise gegeben. Er sagt wörtlich:

„Erst als immer und immer von Hannover nichts kam, überließ endlich Napoleon die italienische Entwicklung ihrem Schicksal."

So entschlüpfte den Händen des Königs ein Faden, durch welchen er einen mächtigen Einfluß auf die damals in der Gährung'befindlichen Schicksale Europas hätte gewinnen können."

Im Weiteren fährt er dann noch aus, daß die Sache auch zu einer Gemeinschaft mit Preußen geführt hätte und dadurch „wohl, auch die Katastrophe von 1866 vermieden worden wäre."

28 Karl Vraun-Wiesbaden in Leipzig.

Bekanntlich kann Herr Meding keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne diese Versicherung zu geben, daß die „Katastrophe“ vermieden worden wäre, wenn man seine Nachschlage befolgt hätte. Viele Hannoveraner aber sind der Meinung, besagte „Katastrophe“ sei dadurch herbeigeführt werden, daß man zu sehr seinen Nachschlagen gefolgt sei.

Später erzählt er uns noch, wie er dabei gewesen, als ein Eomits conscrvlltiver und cleritaler deutscher Edelleute dem König Franz von Neapel einen „Ehrenschild“ gestiftet; und damit ist dann die „neapolitanische Frage“ definitiv und glücklich erledigt.

Die ganze Geschichte ist recht anschaulich erzählt. Tie Scene in Baden-Baden ist zum Malen. Diese Gegensätze: Der kurze dicke Franzosentaiser mit dem ledernen Gesicht, dem schwarz gewichsten Schnurr- und Knebelbart, den erloschenen und unter dem oberen Augenlid verborgenen Augen, die doch so scharf observiren, auf der einen Seite. Auf der andern der hochgewachsene schlanke blonde König; ein schöner Mann, auch mit hübschen glänzenden blauen Augen, die aber leider nichts sehen. Ter Eine sieht furchtbar scharf und thut, als wenn er nichts sieht. Der Andere thnt, als ob er Alles sähe, während er in Wirklichkeit absolut nichts sieht. Der Eine ist abwechselnd Verschwörer und Polizeichef, der auf Verschwörungen Jagd macht. Der Andere schwärmt in sublimen Ideen von Legitimität und Wclfenthum, für die ei von dem Himmel besondere Privilegien und Protection?!! erwartet. Ter Eine ein Mann von tausend Projecten, für welche er „alle Fragen studirt“ und alle Combinationen mit Hartnäckigkeit verfolgt und mit Entschlossenheit ausbeutet, vor Allein geschickt, sich in die Auffassungsweise Anderer hinein-zudenken. Der Andere, ein Kind, ein großes und kluges, ein hochbegabtes Kind, aber doch immer ein Kind, und zwar ein egoistisches Kind; voll von jenem einseitigen, kurzsichtigen und naiven Egoismus, der sich für den Mittelpunkt der Welt hält, wie dies den Kindern cigcnthümlich, bezieht er Alles auf sich und blickt mehr nach Innen; nach Außen kann er leider nichts sehen und deshalb hat er, ich weiß nicht soll ich sagen „das Glück“ oder „das Unglück“ in einer imaginären Welt zu leben, — für den Privaten vielleicht ein Glück, für den Herrscher unter allen Umständen ein Unglück. Ter Eine sieht aus, wie ein alter holländischer Schifjs-Rheder, der reich geworden und sich zur Nuhe gesetzt hat, um sein Leben ^uouä poszo noch zu genießen. Ter Andere wie der Sprößling eines vornehmen Hauses, dessen körperliche und geistige Ausbildung jedoch nicht vollständig gelungen, und der namentlich nicht recht Herr ist über seine ausgedehnten Gliedmaßen.

Und nun die Unterhaltung.

Ter kurze Schwarze spricht mit großem Geschick, nicht wie ein pathetischer Redner, sondern wie ein kluger Ueberrcder. Er spricht mit dem tiefen Brust-ton der innigsten Ueberzeugung, der doppelt wirkt auf Jemand, der dabei das verlebte confiscirte Gesicht des Herrn Nedners mit der etwas grotesken Nase, und das seltsame Mienenspiel zu sehen nicht im Stand ist.

> weltpolitik !i»!> Kleinstaaterei ^8<><i, 5)
Eben so überlegt und berechnend, wie der dicke Schwarze, eben so unüberlegt, so romantisch, so schwärmerisch spricht der lange Monde. Ihm ist es heiliger Ernst mit seinem legitimistischen Tic! Er schwärmt für Alles, was er für legitim hält, auch für Chambord, für den „Nachkommen des heiligen Ludwig", für das „ent»nt de mii-acüo", — obgleich bekannter Maßen dies Mirakel, um es recht glimpflich auszudrücken, einen recht frivolen Beigeschmack hatte und die Herzogin von Berry auch später wieder nieder- kam, ohne daß selbst ihre begeistertsten Anhänger noch von einem „Wunder" zu sprechen wagten; denn Wunder pflegen nicht so zu repetiren. Ter Blonde redet mit Wärme, mit Enthusiasmus in den Schwarzen hinein. Ter Schwarze horcht und weiß darauf zu laufen. Dem Schwarzen kommt es so genau nicht darauf an. Nie sein großer Oheim bald für und bald gegen die Revolution war, bald auf den Schultern der Demokratie in die Höhe stieg und bald dieselbe niederkartätschte, bald die Fürsten absetzte, nnd bald sich mit der Tochter eines der ältesten Fürsten- häuser vermählte, bald in Rom den getreuesten Sohn der heiligen katholischen Kirche spielte und sich dafür den „Gesalbten des Herrn" nennen ließ, „der da sitzt zur Rechten," bald sich in Aegypten den Turban aussetzte und, sich für einen gläubigen Bekenner Mohameds ausgebend, einstimmte in das „.4,1 ^llllll il ^llall ^ e ^lolialumyâ rasül Halali," so war auch der Neffe. Bald War er „die gekrönte Socialdemokratie" und bald der „Netter der Gesell- schaft". Bald war er die Revolution und bald der Feind und Unterdrücker derselben; und während er in Italien die Revolution entfesselte, bekannte er sich dem blinden König gegenüber als ein unbedingter Anhänger des Lcgitimitäts- Principes, wie solches Talleyraud 181.5 erfunden, um die naiven Romantiker auf dem Wiener Congreß zu bethören. „Also, wie ist es mit dem Grafen Ehambord?" fragte Georg. . „Oh, ich werde ihn gern zufrieden stellen," antwortete Louis, „freilich müsse er dann seinen Idiosynkrasiecn entsagen, welche er gegen mich hegt, obgleich ich eigentlich sein aufrichtigster Freund bin." Bis dahin ist Alles klar und begreiflich. Mit dem Auftreten des Monsieur Blache aber verliert die Erzählung diesen durchsichtigen und an- schaulichen Charakter. Um es kurz und ohne Unischweife zu sagen- Ich glaube, daß Monsieur Blache seinen Entwurf nicht nach Pariser Instruction gemacht hat, sondern nach dem, was der außerordentlich mittheil- slline König Georg selbst nach der Rückkehr von Baden-Baden seinen Ver- trauten über seine Unterredungen mit Napoleon III. erzählt hat, namentlich wie dieser in Frankreich den faktisch bestehenden Zustand mit dem rechtlich anerkannten Legitimitätsprincip aussöhnen wolle. Diese Mittheilungen gingen, natürlich immer unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit, in Hannover von Munde zu Munde und gelangten auch an Herrn Blache, welcher, wenn er wirklich ein so leidenschaftlicher Legitimift war, wie er

60 Kall Vraun-Wiesbadeu in leipzig.
solches asfichirle, geneigt sein mußte, an die Ernsthaftigkeit und an die Möglichkeit solcher Pläne zu glauben, und nun mit seinem Programm ober gar „Vertrags-Entwurf“, (Beides ist doch sehr verschieden von einander, was Herr Meding zu übersehen scheint), sowohl in Hannover als in Paris Hausiren ging und nach beiden Seiten so weit, wie es ihm in seiner unter« geordneten Stellung möglich war, die Arme ausstreckte, um da oder dort den Ariadne-Faden zu erreichen, der ihn weiter führen konnte. . Beinahe wäre es ihm ja gelungen, in Hannover ein Mandat zu erreichen, wenn nämlich nicht, wie Meding meint, jener „alte, bornirte, zünftige Diplomat“ von Wien dazwischen getreten wäre. Mit einem solchen Auftrag des Königs von Hannover in der Hand würde dann Monfieur Nlache auch in Paris Aufnahme und Gehör gefunden und, wenn auch nicht seinen „lio?“ nach Frankreich zurückgeführt, dann doch sich selbst in das vortheilhafte Licht eines Mannes von Geist gesetzt und sich einen Weg gebahnt haben, welcher ihm mehr versprach, als der eines französischen Sprachlehrers in Deutschland. Jedenfalls giebt es zu denken, daß Herr Blache den Grasen Platen so sorgfältig ausschloß; denn Platen war in Paris p6i-»oira Fi-aw und über alle dortigen Hergänge genau unterrichtet. Diese Methode, sich eines Geschäftes zu bemächtigen, ist nicht neu. Man begegnet ihr sehr häufig bei einer Sorte von Mäklern, welche ihre Vermittelung schon eintreten lassen, ehe sie von irgend einem der Interessenten einen Auftrag erhalten und ehe auch nur ein Embryo zu einem Geschäfte vorhanden. Jedenfalls aber, mag dem sein, wie ihm wolle — ich kann ja meine Hypothese eben so wenig beweisen, als Herr Blache seinen Auftrag — bin ich fest überzeugt, daß Napoleon niemals das Project eines solchen Abkommens mit dem Vertreter der Legitimität ernstlich gehegt, und daß er, selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, zu dessen Verwirklichung nicht den ganz sinn- und zwecklosen Weg über Hannover gewählt hat. Denn in Paris selbst gab es doch eine Menge Personen, welche in besserer Verbindung mit dem Grafen Chambord standen und eher auf ihn einwirken tonnten, als die Herrn Blache und Meding in Hannover. Daß der allzeit fix und fertige Hofrath Louis Schneider sofort bereit war, sich in die Sache einzumengen, beweist nichts; auch hat derselbe vielleicht bei dem kranken Friedrich Wilhelm IV., aber niemals bei König Wilhelm Einfluß besessen. Stockhauseu dagegen und Platen wollten nichts davon wissen. Dem Letzteren hat nämlich König Georg nach seiner Tepossediruug die Absicht lundgethan, sich direct und persönlich an Napoleon zu wenden, unter Anknüpfung an das Project von 1860 und die gemeinfame legitimistische Ueberzeugung. Allein Graf Platen widerrieth ernstlich und so ist denn auch glücklicher Weise nichts daraus geworden. Zwischen Hannover und dem Vonapartismus war es nicht möglich, ein sympathisches Band herzustellen. Und eben so wenig zwischen den Noncrpartes

Weltpolitik und Uleinstaateiei >,8c>o. 6^ und den Bourbous. Hatte ja doch Napolon I. den Duc d'Enghien lediglich zu dem Zwecke hinrichten lassen, um ein für alle Mal zwischen sich und die Dynastie der Vergangenheit einen dicken schwarzen Strich zu ziehen, der unverwischbar sein und der Welt sagen sollte, welch ein Unterschied zwischen einem Nonarpate und einem Monk sei. Die Memoiren der Frau von Rümusat gewähren uns darüber den interessantesten Aufschluß. Was nun das Verhalten Napoleon HI. im Jahre 1861) anlangt, so ist es nach den Aufklärungen, welche seitdem, namentlich von italienischer Seite, schon reichlich an den Tag getreten, unzweifelhaft, daß zwar das rasche Zum-Ziel-Schreiten der italienischen Einheits - Idee ihm Anfangs wenig erwünscht war, und daß er sich selbst gern aus dem italienischen Teiritorial-törper ein Stück heiaustranchirt hätte, aber fürwahr nicht, um es den Bourbons wiederzugeben, sondern um eine bonapartische Secundogenitur. sei es für den Prinzen Napoleon, sei es für den Prinzen Mural, daraus zu machen. Allein er hat auch diese Idee nicht mit dem Nachdruck und der Ausdauer verfolgt, die zu ihrer Verwirklichung nothwendig gewesen wären, sondern er hat, allerdings zögernd und vielleicht recht ungern, der politischen Einigung Italiens ihren Lauf gelassen, wie aus folgenden Thatsachen hervorgeht, für welche ich mich auf des italienischen Deputirten Giuseppe Massari Biographie des Grafen Camillo Cavour berufe. Das Unternehmen Garibaldis auf Sizilien hat Graf Cavour zwar nicht geplant, aber mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf das Kräftigste unterstützt, nicht ohne Napoleon davon vertraulich Kenntniß zu geben. Napoleon hat ferner die Sendung der Truppen Victor Emanuels nach Umbrien und in die Marken ausdrücklich gebilligt und thatsächlich dadurch unterstützt, daß er Oesterreich, welches dort einmarschiren wollte, mit Erfolg davon ab-mahnte Massari, Cap. I^XXIX), Allerdings hatte er eine von dein Ndmiral Varbier le Tinan befehligte Flotille in die Gewässer von Ga^ta geschickt, und deren bloße Anwesenheit (denn gemacht hat sie gar nichts) wurde vielfach so gedeutet, als liege darin eine Demonstration zu Gunsten Franz II. Preußen, Oesterreich, Nußland und Spanien beschworen sogar Napoleon, die Schiffe doch nur nicht aus den Gewässern von GMa zurückzuziehen. Die Antwort lautete einfach ablehnend, man könne irgend eine Verpflichtung nicht übernehmen. Vald darauf erhielt denn Varbier le Tinan wirklich den Vefehl, abzudampfen. Und zwar erhielt er ihn auf Cavours Betreiben. Dieser hatte den Grafen Ottaviano Vimercati nach Paris geschickt, welcher bei Napoleon und dessen Minister Thouvenel (Walewski war damals nicht Minister) die wohlwollendste Aufnahme und die größten Sympalhieen für Italien fand, und denselben vorstellte, die Anwesenheit dieser Schiffe ermnthige einerseits die „Codini" und Vourbonisten, andererseits die Republikaner und Mazzinisten, und werde dein Grafen Cavour die Parlamentswahlen verderben. Napoleon meinte nun. er müßte den mißtrauischen Großmächten gegenüber sehr vorsichtig und rücksichtsvoll zu Werke gehe, um nicht eine Cociliation

Karl Vraun-Wies baden in Leipzig.
heraufzubeschwÄ¶ren. Gleichwohl rief er Barbier le Tinan ab. Kaum
waren die Schiffe verschwunden, so verschwand auch Franz II., von welchem
¼berhaupt in der ganzen Verhandlung keine Rede gewesen. Franz ging
nach Nom und hat nie wieder neapolitanische Erde betreten (Massari. Cap.
1.XXX.)
Ich frage nun:
Wie pa¶t zu diesen weltgeschichtlichen Ereignissen der hannover'sche
Kleinkram der Herren Blache, Louis Schneider und Meding?
Sollen wir der Weltgeschichte Glauben scheuten oder diesem gesch¶ftigen
Kleeblatt?
Damit will ich bei Leibe leinen Zweifel in Betreff des guten Glaubens
des Herrn Meding ausgesprochen haben. Seine Memoiren machen den Ein-
druck, da¶ er die Absicht hat, die Wahrheit zu sagen.
Aber von dem specifisch hannover'schen Gesichtswinkel aus gesehen, machen
selbst weltgeschichtliche Ereignisse einen eigenth¶mlichen Eindruck.

Zeitgemäße patinafragen.
von
Mcou von Falke.
— Wien. —
>as ist Patina? — „Patina ist der Wille Gottes." sagt Isaschar
Abraham. — Aber wer ist Isaschar Abraham, fragt der Leser. —
Isaschar Abraham ist Antiquar und — Engländer, Als Eng-
länder, wie heute alle Engländer, steht er mit Gott auf be..
sonders vertrautem Fuß und muß es wisse»,
Patina also ist der Wille Gottes. Das will sagen, sie ist nicht das
Wert der Menschenhand, Zeit und Umstände haben sie geschaffen ohne mcusch«
liches Zuthun, und sie soll darum auch von Menschenhand unberührt bleiben.
Diese fatalistische Auffassung Isaschar Abrahams wird so ziemlich von allen
Kunstfreunden getheilt, den enthusiastischen zumal.
Nu» ist aber die Patina doch ein gar verschiedenartiges Ding und nicht
immer ist sie das bloße Werl der Zeit. Sie ist verschiedenartig nach ihrer
Substanz, nach dem Gegenstände, darauf sie sich befindet, und auch nach der
Meinung der Leute.
Um zu ihrem eigentlichen Wesen zu kommen, gehen wir vom Allge-
meinsten aus. Sehen wir von der künstlichen Patina ab, so ist Patina die
Oberfläche eines Gegenstandes (speciell eines Kunst» und Alterthumsgegen-
standes), wie sie sich im Laufe der Zeiten, seien diese uuu kurz oder lang,
auf naturgemäßem Wege verändert hat. Die Veränderung ist mechanisch
oder chemisch.
Tic mechanische Veränderung geschieht durch den Zusatz oder Ansah
von Staub, Erde oder sonstigen Stofflichkeiten, welche wir im gewöhnlichen
Leben als Schmutz bezeichnen. Den Schmutz hat einmal ein berühmter
Chemiker als Dinge definirt, die nicht au ihrem Orte sind; Sauce z. B.
kann in der Schüssel und auf dem Teller etwas sehr Gutes sein, auf dem
Noid und Lud. XXIII. «7 , 5

6H Jacob von Falke in wie».

Tischtuch aber ist sie — Schmutz. Diese Definition ist nun allerdings zu allgemein gehalten, denn es kann Wohl Vieles nicht an seinem Platze sein, und ist darum noch nicht Schmutz. Aber jedenfalls ist der Schmutz, wo er ist, nicht an seinem Platz. Mit dem Schmutz auf Kunst- und Alterthumsgegenständen soll es freilich anders sein. Der enthusiastische Kunst» und Alterthumsfreunb, der den Schmutz, wenn er alt ist, ebenfalls als Patina betrachtet, schließt sich auch in seiner Beziehung der fatalistischen Ansicht Isaschar Abrahams an und will ihn um Gotteswillen nicht entfernt haben, unter keiner Bedingung.

Es giebt dafür auch einen Grund, der sich hören läßt. Es giebt Kunstwerke oder Alterthumsgegenstände, deren Wirkung durch hinzugefügten Schmutz sich verbessert. Der schwarze Schmutz, der sich bei plastischen Metallreliefs in die Tiefen setzt, verstärkt die Schatten und den Gegensatz der Tiefen zu den glänzenden Höhen und läßt dadurch den Gegenstand selbst pikanter, malerischer erscheinen. Allein das bewirkt der neue Schmutz wie der alte Schmutz und es ist nicht nöthig, daß dieser erst durch die Zeit geheiligt und ehrwürdig werde. Wir unsrerseits aber waren immer der Meinung und sind es noch, daß, was die Kunst schafft, reinlich sein soll, wenigstens im Resultat, denn bis das Kunstwert fertig ist, muß es allerdings im Staube liegen oder durch Schlambäder gehen. Das ist unzertrennlich von der Geburt des Schönen. Aber das vollendete Werk hat den Erdenstaub, den Schmutz der Wertstätte abgestoßen und soll in reiner, Heller Schöne glänzen. Bedarf es dann noch des Schmutzes zu seiner Wirkung, so ist das nur die Afterkunst.

Den Schmutz also verwerfen wir, ob er nun alt oder jung ist, ob er Patina heißt oder mit seinem rechten Namen genannt wird. Er ist nie an seineni Platze.

Anders mit der wirtlichen Patina, mit derjenigen, welche durch chemische Veränderung der Oberfläche im stillen Laufe der Zeit ohne gewaltsame oder absichtliche äußere Einwirkung entsteht. Diese Patina, gemeiniglich die Wirkung des Sauerstoffs in der Luft, im Wasser, in der Feuchtigkeit der Erde, ist eine Art Oxydation. Die einen Gegenstände nehmen solche Patina schneller an, die anderen langsamer. Gold widersteht lange und muß doch endlich mit der heute so beliebten Färbung von „Altgold" sich überziehen. Silber verliert schon rascher seinen Glanz, um sich in nicht ferner Zeit gar schwarz zu färben. Bei Bronze und Eisen ist die Oberfläche rasch verändert, jener zum Vorthail, diesem zum Nachtheil. Glasirte Thonwaaren, Majoliken, Fayencen, insbesondere Porzellan leisten der Einwirkung des Sauerstoffs langen und hartnäckigen Widerstand. Sind aber Jahrhunderte über sie hinweggegangen, so vermögen auch sie das Auge des Kenners nicht mehr zu täuschen. Selbst Glas sucht vergebens sein Alter dem geübten Blick zu verbergen. Beim Buchdruck und beim Kupferstich vergilbt und ergraut das Papier. Das Anfangs lichte Holz färbt sich dunkler und

Zeitgemäße Patinafiagen. 65

dunkler und nimmt die schönsten warmen, braunen Töne an. Vei dem Oelgemälde tritt Luft in den harzigen Firniß, trocknet ihn aus, zerstört seine Cohäsion und macht ihn dadurch undurchsichtiger, das Bild aber trüber, die Farben verlieren von ihrem Licht, von ihrer Helligkeit: sie „dunkeln nach“.

Das alles, was als Patina bezeichnet wird, gilt nun im Allgemeinen als ein großer Vorzug, und dieser Vorzug ist ja eine der Bedingungen, auf welchen die Wertschätzung der Alterthumsgegenstände beruht. Es ist aber nicht immer ein Vorzug, denn der Rost, der als Oxyd das Eisen überzieht, zerstört dasselbe und wird daher unbedenklich entfernt. Der Firniß des Oelgemäldes, wenn er trübe und undurchsichtig geworden, verhindert den Genuß und wird abgenommen und durch einen anderen ersetzt oder durch Regeneration wieder erfrischt, wieder durchsichtig gemacht. In anderen und in den meisten Fällen vielleicht erhöht die Patina in der That die Schönheit des Gegenstandes. Sie nimmt den grellen, glänzenden Schein der Neuheit, sie mildert oder erwärmt die Farben, sie besänftigt die Gegensätze und stimmt das Vunte zu schönerer Harmonie, sie schafft Farbentöne, neu, zart, schmelzend und eigenthümlich, wie sie der Farbenkessel unserer Färber, die Palette unserer Maler gar nicht kennt.

Da nun solche Veränderung der Farbe oder solche Harmonie die Wirkung eines natürlichen Vorganges ist, so ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn derartige Patina mit sorglichster Pflege gehütet und bewahrt wird, oder wenn selbst der Künstler (wie es wohl bei Vronzewerlen der Fall ist) auf diese stille Wirkung der Zeit und ihre günstige Veränderung rechnet.

Aber die Sache ist nicht immer so einfach. Die Gegenstände, welche uns aus vergangenen oder alt vergangenen Zeiten überliefert worden, sind nicht immer nur allein mit ihrer natürlichen Patina bedeckt. Mechanische und chemische Veränderungen sind zusammen gekommen, der Staub der Jahre und der Jahrhunderte sitzt auf der wirklichen Patina oder hat sich mit dieser zu einer unlöslichen Einheit, zu einer untrennbaren Mischung verbunden. Ter Gegenstand ist Restaurationen unterzogen worden oder hat gute und schlechte Reinigungen, gute und schlechte Ergänzungen überstanden, und man hat, um diese zu verbergen, oder auch Wohl aus verändertem Geschmack, ihn ganz oder theilweise mit neuer Farbe überzogen. Wer eine gebrochene Fayenceplatte restaurirt, zieht, um die Risse zu verdecken, seine Farbe, seinen Firniß auch über die angrenzenden Theile. Terracotten und Holzsculpturen sind in anderer Zeit mit weißer Oelfarbe überstrichen worden, ihnen Marmoransehen zu geben, und andere wieder hat man als Erz wollen erscheinen lassen; selbst Bronze, doch ein edles Material, hat man in seiner Eigenthümlichkeit unter Farbenanstrich verschwinden machen.

Wenn es sich blos um einen solchen fremdartigen Ueberzug handelt, so hat der heutige Geschmack gewiß Recht, wenn er ihn alsbald zu entfernen

66 Jacob von Falke in Wien,
trachtet. Wie aber, wenn die Jahrhunderte verschiedene Schichten auf dem
Gegenstand zurückgelassen haben? Und wenn diese Schichten so mit ein-
ander sich verbunden haben, so in einander gewachsen sind, daß sie nicht zu
unterscheiden, viel weniger denn zu lösen sind? Es kann sein, daß sich
eine Kruste gebildet hat, die aus Staub und Niederschlägen der Luft, au-
dem Qualm von Weihrauch und Wachskerzen, aus dem Ruß der Kohlen-
feuerung, zugleich aber auch aus einem künstlichen Anstrich, und endlich darunter
auch aus einer wirklichen chemischen Patina besteht.

Solches ist z. B. der Fall bei den bekannten überlebensgroßen Metall-
statuen in Innsbruck, welche dort in der Hoftirche dem Monument des
Kaisers Maximilian zu Seiten stehen. Es sind in der überwiegenden Mehr-
zahl ungeschlachte Figuren, roh in der plastischen Arbeit, roh in der Technik,
roh im Material, Figuren, welche, künstlerisch betrachtet, den Lärm gar nicht
verdienen, den sie jüngstens hervorgerufen haben. Immerhin machen sie
durch ihre Kolossalität, durch ihr? mohrenhafte Schwärze einen gewissen
Eindruck, sie gehören, heute wenigstens', zum Monument des Kaisers, und
sie sind einmal da, historische Repräsentanten einer Kunstepoche, und wollen
als solche respectirt und mit Respect behandelt sein. Wenn man nun ihre
Oberfläche untersucht, so findet man, zumal in den Tiefen, eine erste Schicht
von Staub und Schmutz, eine zweite schwarze Schicht, welche die gesummt
Figuren fast gänzlich überzieht, eine Schicht, über deren fremde Herkunft
man bei sorgfältiger Betrachtung nicht in Zweifel fein kann; sodann, wo
diese fremde Schicht, sei es durch die Glätte des Metalls oder durch die
häufige Berührung der Besucher, hinweggestoßen, eine wirkliche, dichte,
glänzende, chemische Patina, wie sie allemal dem Metall, worauf sie sitzt,
an Farbe angemessen ist, roth auf Kupfer, grüngelb auf Messing. Zum
vierten stoßen wir dann auf das pure, unoxydirte Metall. Ob nun diese
dichte Patina, welche an den Höhen und den geglätteten Stellen oft zu Tage
liegt, auch unter jener zweiten schwarzen Schicht sich befindet, das ist
möglich, aber nicht constatirt.

Eine etwaige Reinigung, welche darauf hinausgeht, das Ungehörige
hinwegzuschlffen, wird gewiß auf diesen zweifelhaften Punkt mit aller Vor-
sicht Rücksicht zu nehmen haben. Sie wird zunächst den offenbar vorhandenen
Staub und Schmutz entfernen, und wenn sie die schwarze Schicht als eine
fremde Zuthat oder als einen ungehörigen Ueberzug der Zeit, z. B. als
Niederschlag von Ruß, erkannt hat, so wird sie ihn mit der Vorsicht hinweg-
zubringen trachten, welche die etwaige, darunter befindliche wirtliche Patina
erhalten läßt. Kann sie Letzteres nicht, so muß sie lassen, was besteht, es
sei denn, daß sie Besseres an die Stelle zu setzen hat und setzen will, und
das ist mit moderner Kunst wohl auch möglich.

Wir führen diese Innsbrucker Erzfiguren nur als ein Beispiel an —
wir werden als solches sie noch in anderer Beziehung benützen — als ein
Beispiel, welche Schwierigkeit und Verlegenheit uns die Patina bereitet.

Zeitgemäße paünafragen. 6?

wenn wir praktisch mit ihr zu thun haben. Bei keinem Kunstmaterial spielt die Patina eine größere Rolle, bei keinem ist sie wichtiger, in ihrer Bedeutung anerkannter, als bei der Bronze, bei keinem ist mehr von ihr die Rede? gewesen, und bei keinem ist sie noch heute ein größeres Räthsel. Die Patina ist bei der Bronze ein so nothwendiges, fast untrennbares künstlerisches Element, daß, wenn wir von Patina schlechthin sprechen, wir diejenige der Bronzegegenstände meinen, und wenn sie an Weilen des Alterthums sich befindet und die richtige Farbe hat, so nennen wir sie edle Patina oder edlen Rost.

Dieser edle Rost der alten Bronzen zeigt, wie bekannt, eine schöne grüne Farbe mit glatter, glänzender Oberfläche. Er erscheint zuweilen wie eine dicke Emailkruste, die sich absprengeu läßt, aber auch nur wie eine dünne Schicht, nicht dicker als eben zu opaker Färbung der Oberfläche nöthig ist. Ist die grüne Fläche nicht blank und glatt wie polirtes Metall, sondern körnig und rauh, so ist die Patina mit erdigen Bestandtheilen vermischt oder sie ist auch ein grünspanartiger Fraß. Das ist schlechte Patina.

Nicht immer aber ist die Farbe grün, wenn auch meistens bei denjenigen Bronzen, welche uns das classische Alterthum hinterlassen hat. Sie geht von grünen Tönen zum Grüngelb, zum Goldbraun, zum Rothbraun, zum reinen Braun und selbst zum glänzenden Schwarz. Braun, Goldbraun, vder tiefbraun, sind meistens die Bronzen der Renaissance, andere freilich, namentlich solche, welche im Freien stehen, zeigen dasselbe glänzende Grün wie die Bronzen des Alterthums. Geschätzt sind die einen wie die anderen. Tic braune Patina, wenn sie glänzend und glatt ist, hat künstlerisch den gleichen Werth wie die grüne.

In einer oder der anderen Färbung nun zeigen die Bronzegegenstände, welche die vergangenen Zeiten uns hinterlassen haben, bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, in der Regel eine schöne, glänzende, gleichförmige Patina. Ebenso ist es mit den Bronzen des Orients. Durchaus aber nicht ist das bei den modernen Bronzen der Fall und ganz insbesondere fehlt sie den großen Vronzemonumentcn des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie öffentliche Aufstellung erhalten haben. Diese alle bedecken sich in kurzer Zeit mit einer stumpfen, glanzlosen, fleckig schwarzen Oberfläche, welche ihnen ein trostloses, unschönes Ansehen verleiht.

Das Factum hat längst die Aufmerksamkeit von Künstlern und Technikern und Gelehrten auf sich gelenkt und bereits vor zwanzig Jahren in Berlin eine gemischte Eommission ins Leben gerufen, welche vor Kurzem zum zweiten Male mit ihren Beobachtungen in die Oeffentlichkeit getreten ist.

Man suchte sehr einfach und natürlich die Ursache zunächst in dem stärkeren Kohlenverbrauch der modernen Großstädte, welcher die Luft mit Ruh erfüllt, mußte sich aber doch sagen, daß das gleiche trübe Aussehen sich auch dort einstellt, wo ein solcher Kohlenverbrauch nicht stattfindet, und daß es andererseits Bronzearbeiten giebt, welche diesem Einfluß der Luft

68 Jacob von Falke in Wien.

Widerstand leisten und ihm zum Trotze gut Patiniren. Es stellte sich ebenso natürlich der Gedanke ein, daß die Patina von der Beschaffenheit des Erzes abhinge, von dem Mehr oder Minder des Zinn- oder Zinkzusahes zum Kupfer. Man fand aber, daß die verschiedenartigsten Legirungen gut Patiniren, und dieselben Legirungen gut und schlecht patiniren können. Wenn also die Legirung einen Einfluß hat — und sie hat einen Einfluß, wie wir noch sehen werden, aber in ganz anderer Richtung, — so ist sie jedenfalls nicht der entscheidende Factor für eine gute Patina. Man stellte nun Versuche in anderer Weise an. Man nahm gleiche Bronzebüsten von gleicher Beschaffenheit des Materials, setzte sie dem gleichen Einfluß von Luft und Wetter aus und reinigte sie in verschiedener Weise, indem man sie mit Wasser übergöß und mit Oel abrieb oder auch ganz ungereinigt ließ.

Da stellte sich nun das Factum heraus, daß die mit Oel steißig abge»riebene Büste besser patinirte als die ungereinigte oder die blos mit Wasser übergossene.

Ein Resultat war also gewonnen, aber es blieb die Frage unbeantwortet: war nun das Oel die Ursache der besseren Patinirung oder die Abreibung? Zur Beantwortung dieser Frage war der Umstand entscheidend, daß eine gute Patina sich nur dann eingestellt hatte, wenn das aufgetragene Oel wieder so vollkommen abgerieben worden, daß kein Ständchen auf der ganzen Oberfläche haften konnte. Es ließ sich also Ucrmuthen, daß die Abreibung und damit die Glättung weit mehr und weit eher die Ursache gewesen war als das Oel.

Und für diesen Schluß konnte und kann man den vorhandenen Monumenten leicht die Bestätigung ablesen. Ueberall bort, wo es Stellen giebt, mit denen das Publikum in Contact geräth, welche seine Kleidung berührt, über welche die gleitende Hand des Vorübergehenden hinwegstreift, oder welche sich die lebenswürdige Straßenjugend zum Tummelplatz ausersehen hat, z. B. Ketten oder Pfosten von Erz, auf denen sie herum reitet, überall dort findet man gute Patina, nicht nothwendig eine grüne, aber eine glänzende, glatte Patina von gutem Farbenton.

Kein besseres Beispiel für diese Beobachtng als die bereits oben angeführten Erzstatuen in der Innsbrucker Hofkirche. Die Figuren sind vom denkbar schlechtesten Material, wie sich auch durch die erhaltenen Rechnungen nachweisen laßt, und noch dazu von ganz verschiedener Legirung; die Oberfläche erscheint rauh und körnig, wie im Rohguß, und ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem schwarzen Farbenanstrich überdeckt worden. Sie stehen mitten in der Kirche frei auf niedrigen Sockeln, so daß sie mannigfach von den vorübergehenden Besuchern gestreift werden. Ueberall an den vor»springenden Theilen nun, wo dies geschehen kann und geschehen ist, tritt glänzende Patina zu Tage. Da streckt einer der Helden seine eherne Hand aus, grade bequem, um einem Zuschauer, der seinen Platz auf dem Sockel

Zeitgemäße patinaflagen. 69

nimmt, zum Halt zu dienen. Sie ist wunderschön grünlichbimin patinirt.

Eine der Damen trägt ein Schleppkleid, das sich wie ein bequemer Sitz über das Postament hinlegt und auch als Sitz von den Bauerfrauen benützt wird. Die ganze Fläche zeigt die schönste glänzende Patina. Und so vieler Orten.

Aber es giebt auch Stellen an diesen Figuren, welche nicht vom Publikum berührt weiden und doch eine gute Patina haben, so z. B. die offene Brust einer der Frauengestalten. Aber diese Brust hat bereits vom Erzgießer ausnahmsweise eine glatte, glänzende Oberfläche erhalten. Sie besitzt also von Anfang an, was an anderen Stellen erst das Publikum besorgt hat.

Das Resultat ergiebt sich aus diesen Erfahrungen und Beobachtungen nunmehr wohl zweifellos, nämlich: hänsiges Abreiben befördert eine gute Patina in sehr günstiger Weise.

Damit aber ist die Frage noch nicht beantwortet: Warum haben die alten Bronzen eine gute Patina? und warum patiniren die modernen Nronzemonumente schlecht? Und doch ist die Antwort darin enthalten.

Was thut die häufige Abreibung? Sie glättet die Oberfläche. Die Alten haben nun wohl schwerlich eine Reinigungsanstalt für die zahllosen Vronzestatuen an öffentlichen Plätzen, in Tempeln, Basiliken, Häusern und Gärten gehabt, sie haben die Statuen schwerlich abgerieben, weder mit noch ohne Oel. Aber sie haben von vornherein etwas Anderes gethan, was Reinigung und Abreibung überflüssig macht. Sie haben die Statuen eben auf der ganzen Oberfläche glatt ciselirt. Die Glätte hat beständig allen Schmutz, Staub und Regen, alle Unbilden des Wetters abgestoßen und hat erlaubt, daß die Patinirung rein und ruhig vor sich gegangen.

Das ist eigentlich unter Künstlern gar kein Geheimniß gewesen, und schon Klenze hat seiner Zeit in München nachgewiesen, daß .eine glatte Oberfläche zur monumentalen Behandlung der Bronzen erforderlich ist, um eine gleichmäßige Färbung zu erlangen, weil an den rauhen Stellen die Oxydation anders haftet als an den glatten". Fügen wir hinzu, daß an den rauhen Stellen Staub, Schmutz, Nässe festhaften und mit der sich bildenden Patina eine einzige Schicht bilden.

Trotzdem nun sind alle modernen Bronzemonumente rauh ciselirt, und das eben ist, wenn nicht die alleinige, doch die entscheidende Ursache ihrer schlechten Patina.

Es ist auch leicht einzusehen, wie so das gekommen ist. Der Bildhauer hat im Laufe der neuen Zeit aufgehört Modelleur, Erzgießer und Marmor«arbeiter in einer Person zu sein. Die Aufgaben des Gießers und des Steinarbeiteis hat er Anderen überlassen und sich nur die Modellirung behalten. Er sieht sein Werl in stumpfem Thon entstehen, sieht in diesem die Feinheiten seiner Arbeit, und das Auge ist ungewohnt des Glanzes, der vom blanken Metall, dem neuen zumal, unzertrennlich ist. Er will sein Wert nicht in diesem neuen Glänze, der allerdings sein Unangenehmes hat,

70 Jacob von Falke in Wien.

den Augen des Publikums enthüllen. Lieber als ein paar Monate warten, bis das Stechende, die Neuheit des Glanzes sich von selber verliert, läßt er sein Werk Ihunlichst in der körnigen Gußhaut oder er läßt es rauh ciseliren. Billiger ist dieses Verfahren auch wohl. Was nun aber für den Moment von Vortheil, das erscheint im nächsten Jahre schon als ein Nachtheil, der nicht wieder gut zu machen ist. Auf einen Moment der Freude folgen Jahre, Jahrhunderte des trüben, tristen Anblicks.

Was ist nun zu thun? Schlecht patinirende Monumente stehen vor aller Augen, und ihre Nachfolger werden nicht minder schwarz weiden. Bei jenen den vorhandenen, wird sich wohl die Notwendigkeit herausstellen, daß man sie von Zeit zu Zeit von der Schmutzkruste, welche sich unausbleiblich auf ihnen bildet, befreit, sie reinigt und wenn möglich Abreibungen damit verbindet. Jedenfalls werden wir einen besseren Anblick damit erzielen, als er sich gegenwärtig uns darstellt. In dieser Beziehung hat in jüngsten Tagen das österreichische Museum in Wien die Initiative ergriffen und nach eingehenden Berathungen durch den Chemiker Professor A. Bauer ein Gutachten ausarbeiten lassen, welches zn den Erzmonumenten auch diejenigen in Stein in den Vereich der Untersuchung zieht. Und dieses mit Recht, denn, wenn die Vronzedenkmäler bloß ästhetisch leiden, so sind diejenigen von Marmor, wenn sie nicht in der Oberfläche rein gehalten weiden, mit baldiger Zerstörung bedroht. Das Gutachten ist in den Mittheilungen des Museums abgedruckt und an Viele, die es angeht, zur Beachtung gesendet worden.

Anders steht die Sache bei den Monumenten, die erst kommen sollen. Bei diesen ungeborenen Kindern ist man noch so glücklich, nach ganz modernem Heilverfahren die prophylaktische Methode anwenden zu können. Der Künstler hat es ja in seiner Hand, eine künftige gute Patina zu erzielen, indem er fein Weil glatt ciseliren läßt. Es kommt nur darauf an, das Publikum aufzuklären und ihn selbst auf den Erfolg des Augenblicks Verzicht leisten zu lassen.

Und selbst das ist nicht einmal nützig. Die Erhaltung der sogenannten Gußhaut, auf welche der moderne Künstler soviel Werth legt, ist allerdings bei glatter Ciselirung eine Unmöglichkeit, denn die Ciselirung besteht eben in der Hinwegnahme derselben. Aber ihre Erhaltung ist auch in den meisten Fällen nur Schein. Die Gußfehler und die Gußnähte zwingen überall, wenigstens zur theilweisen Ciselirung, gewöhnlich aber wird Alles völlig überciselirt, nur geschieht es nicht glatt, sondern mit sehr künstlicher Kreuzschraffirung, so daß die Oberfläche aussieht wie etwa eine Kupferstichplatte. Statt dessen überschmicrt man auch wohl solche Statuen, die sich noch ihrer wohl erhaltenen Gußhaut rühmen, mit einer Art von Bronze«firniß oder Bronzefarbe, die beim Reiben mit dem Finger als Schmutz an demselben haften. Wir haben berühmte Figuren dieser Art gesehen (und

Zeitgemäße j)atinafr>igen. ?l.
auch geprüft), denen man auf diese Weise— höchst glücklich und geschickt —
das Ansehen bronzirter Gipsfiguren gegeben hatte.
Auf diese Weise nimmt man allerdings den Erzfiguren den stechenden
Glanz der Neuheit, aber man laiin dasselbe Ziel auch auf eine andere
Weise erreichen, welche die Zulunft des Monumentes nicht gefährdet, näm-
lich durch eine künstliche Patinirung.
Das Wort „künstliche Patinirung" wird vielleicht unsere enthusiastischen
Kunst- und Alterthumsfreundc erschrecken; es ist in Wirtlichkeit aber gar
leine Ursache dazu, denn es giebt gar viele und geschätzte Bronzen aus alter
Zeit mit künstlicher Patina. Zwar ist das richtig, verschiedene, sehr ver-
schiedene Legirungen patinircn in verschiedener Färbung je nach den Mischungs-
verhältnissen. Mehr Kupfer (das will sagen, im Verhältnis; viel Kupfer)
giebt röthliche Patina, die echte Zinnbronze grüne oder braune. Messingbronze
gelbliche. Man kann das z. N. an de» mehrerwähnten Statuen in der
Innsbrucker Hofkirche auf das Deutlichste erkennen. Hier sind in dieser Be-
ziehung die wunderlichsten Dinge zu sehen: einige Figuren sind fast wie ganz
aus Kupfer, andere aus Messing, andere zum Theil aus Kupfer, oder sogar,
wie Kupferbronze, zum Theil aus Messing. So ist die Patina (wo sie
sichtbar ist) bei der einen roth oder kupferroth, etwa wie bei den wohl-
bekannten Theekesseln, bei den anderen gelb, bei anderen wieder zum Theil
roth, zum Theil gelb, z. V. bei einer tupferrothen Dame ist der ganze linke
Arm, weil derselbe eben aus Messing besteht, auch messinggelb in seiner
Patina.
Das ist nun richtig, aber man würde irren, wenn man alle so vcr-
verschiedene Färbung älterer Bronzegegenstände lediglich ans die Verschieden-
heit der Legirung oder des Alters zurückführen wollte. Bekanntlich ver-
stehen sich die Franzosen heute ganz vortrefflich auf die künstliche Patina und
sie überziehen ihre Bronzen mit allen Farben, wie sie nur alte Muster
bieten können, vom lichten, goldigen Ton und dem edlen Grün des Alter-
thums bis zum glänzendsten Schwarz. Sie verwenden sie mit vollkommenem
Geschmack bei Salonfiguren und Scilongeräth wie bei monumentalen Statuen
und Reliefs.
Aber die Franzosen verstehen es nicht allein. Ich will nicht davon
reden, daß Andere es vor ihnen oder im Wetteifer mit ihnen gelernt haben,
so die Italiener nnd die Wiener Bronzefabrikanten. Besser noch als die
Franzosen mit reicherer und schönerer Palette üben die Japaner, und so auch
die Indier und die Chinesen, die künstliche Patina, nnd von jenen, den
Japanern, haben ihrerseits die Franzosen erst in jüngsten Tagen mancherlei
gelernt. Welche wunderschönen goldig braunen oder röthlich braunen originellen
Töne tragen die Bronzegefäße oder Götterbilder jener ostasiatischen Völker,
und mehr noch die alten Gegenstände als die neuen! Und alle diese
glänzende und eigentümliche Patina hat die Kunst geschaffen, nicht die Zeit;
nicht die Zusammensetzung war die Ursache, nicht „der Wille Gottes".

?2 Jacob von Falke in Wien.

Und wie bei jenen asiatischen Völkern, so ist auch in Europa die künstliche Patina seit Jahrhunderten kein Geheimniß gewesen. Wir der» leihen heute allen modernen Nronzemedailen ihre reizende braune Färbung auf künstliche Weise und geben ^ihucn dann durch zweite Prägung den „Glanzstoß“. Wenn wir das bedenken, werden wir uns vielleicht nicht allzu heftig gegen die Annahme zieren, daß zahlreiche, ja vielleicht in der Regel, die alten Vronzemedailen, zumal die berühmten des fünfzehnten Jahrhunderts, ihren dunkelbraunen glänzenden Ton künstlich erhalten haben. Und wie die Medailen, so auch andere Bronzegegenstände der Renaissance und der späteren Zeit, deren Färbung wir uns schwer anders erklären können. Ich denke hier z. B. an eine weibliche Büste des sechzehnten Jahrhunderts von glänzendster Ebenholzschwärze, welche das österreichische Museum besitzt. Aber freilich wird man fürchten, daß die künstliche Patina, zumal bei öffentlichen Monumenten, nicht wetterbeständig sei, daß das Uebel, welches man an den heutigen monumentalen Werken beobachtet, auch bei ihnen, wenn auch erst später, doch mit der gleichen Sicherheit austreten werde. Diese Furcht aber braucht Niemand zu schrecken, denn, wenn die künstliche Patina verschwindet, oder durch äußere Einflüsse abgestoßen wird, so tritt in lang» samem Proceß und nihiger Nildung die natürliche Patina an ihre Stelle. Damit aber dieses geschehe, ist es nothwendig, daß die künstliche Patina auf glatt ciselirter Oberfläche ruhe. Und glatt ciselirt sind alle besseren Bronzen der Renaissance, alle feineren des Orients und durchweg alle modernen französischen Bronzen, deren Reiz nicht zum mindesten eben darauf mit beruht.

Wir brauchen also in der That vor der künstlichen Patina nicht allzu großen Schrecken zu haben und nicht überängstlich zu sein, wenn wir mit ihrer Hilfe einem ehernen Kunstweit, das durch irgend ein Unglück an seinem Aeußeren zu Schaden gekommen ist, wieder zu besserem Ansehen verhelfen können. Die heutige Technik erlaubt es, ihm durch metallischen, homogenen, traditionell geübten Ueberzug oder vielmehr durch solche Umwandlung der Oberstäche jeden gewünschten Ton, selbst glänzende Mohrenschwärze zu geben. Bedenken wir doch, daß oftmals, wo wir die ureigenste Schöpfung der Natur zu fehcn glauben, wir nur eine Leistung der Kunst vor uns haben, denn nicht jede altüberlieferte Patina ist, mit Isaschar Abraham zu reden, „der Wille Gottes“, sondern gar häufig nur das Werk der Menschenhand.

Diokletian in Halona.
Scenische Dichtung
tz. Lingg.
— München. —
Terrasse de« Aasserfalast« in Salon« ml! Aussicht auf die Meerbucht. E5 ist um Sonnenuntergang,
Villlletian.
Jerrissne Wolken glüh'n im Abendlichte,
<3s sind die Sonnenblumen die der Tag
Zerpflückt hat und damit die Nacht bekränzt;
Die Nacht! — Lin Schauer rieselt durch die wogen
Des weiten Meeres, eine bange Zchwerenth
Vemächtigt sich der Feele, wie das Dunkel
vom Thal heraufwächst am Gebirg', so wölkt
Zich immer höher über uns ihr schatten,
Je höh're Zahl von Jahren wir erreichen.
Da landet spät ein Tegel noch — viel Glück,
viel überstand'ne sorgen bringt es mit;
Veneidenswerth ist, wer für andre Wesen,
wer für ein liebes lebt und kämpft und leidet,
wer für sich selbst nur lebt ist arm, — V Götter,
wer je hat mehr erlebt als ich und sah
Dem Umschwung alles Glücks gelassener zu
Als ich, ich der vom höchsten Thron der Welt
Herniederstieg, freiwillig, ungebrochen.
Um hier in Abgeschiedenheit den Glanz
Des größten Ruhmes noch zu überbieten
Durch jene inn're Kraft, die ihm entsagte,
Ich habe mehr als je ein sterblicher,
Das schwerste Hab' ich über mich vermocht;
Ach eben dieser stolz, ein Gott zu sein,
läßt mich nun missen, was ich war; wie einsam.

^ k>. lingg in München.
wie ausgeschlossen bin ich jetzt! Die leere
Olympischer Erhabenheit vergönnt
Mir keine Freude mehr am leben — wahrlich
«rst wenn wir aller wünsche Ziel errangen,
Erst dann empfinden wir mit ganzer Wucht
wie nichts, wie eitel alles ist.
csiliub lritt ein,>
Vlllnlrtlän.
was bringst Du?
Sllms.
Die Stadt bereitet sich ein Fest zu feiern,
Und will es Dir zu Ehren hier begeh'n
wenn Du genehmigst, Herr?
VinKlctian.
lass' erst mich hören,
von welcher Art es sein soll.
SlliuZ.
wie Du weißt,
ward in dem Kriege Lasars mit Pompejus
Salona durch des letztern Heer in harter
Velagerung gedrängt zur Uebergabe,
Schon war es nah daran, da stürmten einstmals
Die Frauen Deiner Vaterstadt bei Nacht
Al« Furien gekleidet in das lager
Des Feindes, warfen ihre Fackeln zündend
In Zelt und Sturmgeräth und brachten so
Verwirrung in die Reihen der Velag'rer;
Ei» rascher Ausfall, den zu ssleicher Zeit
Die Männer unternahmen, schlug noch vollends
Die Gegner in die Flucht — zum Angedenken
An diese That begeh'n sie jedes Jahr
Das Fest, es zeigen sich Salonas Frauen
In jener Retterinnen Tracht mit Fackeln
Und singen einen lobgesang im Ehor,
Die Ahnen feiernd, ihre tapsern Mütter.
Sie sind im Tempel Aeskulaps versammelt;
Ich führe sie den unterirdischen
verborgnen Gang von dort herauf — hieher
Sie treten dann durch jene Pforte, dringen,
Und wie es ihre Rolle fordert, plötzlich
Mit Ungestüm hervor.
Violllletian.
Sie werden mir willkommen sein, gern seh' ich's.
Daß sich die Räume meines stillen Hauses
Bevölkern mit Vergnügung, meinen frohen
Mitbürgern laß ich Thermen und Theater

Diokletian in Salona. ?I
Und meine Gärten für das Fest eröffnen,
Ich grüße sie. Und noch, was hast Du noch?
Ein Vote von Ilicinius ist so eben
Mit wicht'gem Auftrag, wie er sagt, gelandet.
Er bittet, Dich zu sprechen,
Diokletian.
lass' ihn vor;
Ein Vote von Ilicinius?! was bewog ihn,
Nach mir in meiner weltvergesfenheit
Sich umzuseh'n? Erheischt er meinen Rath?
verlangt er mich zur Seite, soll die würde,
Die mich »mgiebt, sein junges Ansehn stützen?
Auf mich, der ihn erhob, blickt seine Hoffnung.
Und ich? Mir nochmals winkt von sichrer Rüste
Der Höhe lockung — geb ich ihr Gehör?
Es war doch einzig groß, mit einem Neigen
Millionen zu beglücken, im Triumphzug
Das Iwölfgespann zu lenken, Aller Stolz
Und Aller Hochgefühl zu sein, den Göttern
Das Opfer darzubringen für ein Volk!
Glorreiche Tage, Euch erblick' ich wieder! —
wohin verirrt' ich, lös' ich schon das wort,
Das ich der Tugend gab? V nimmer, nimmer!
Es war ein allzutiefer Sturz, ich will
Und darf den Gang der Dinge nicht mehr lenken,
was sich dem Schooß der Zeit entwinden muß,
Ich werd es nicht zu hemmen mehr versuchen,
wir stehn vor so geheimnißvollem werden,
Daß ungc borene Gedanken mehr,
schon mehr vermögen, als selbst wort und Chat:.,
Den alten Vaum, den keine Stürme brachen,
Entwurzelt eines neuen Keim, wir beugen
Dhnmächtig vor der Zukunft unser Haupt.
Verodian Nri» ein,.
Vionletilm.
Ilicinius sendet Dich zu mir? Und Du? . .
Auch Du bist mir bekannt, Du warst Tribun
In gleichem Jahr, als ich den Thron bestieg.
yeiotlilm.
Es ist so, wie Du sagst.
MnNletiiM.
Man hatte Dich
Vei mir verklagt, es hieß, Du läugnest
Die Götter und bekennst insgeheim Dich
Zu dem von mir verbot'nen Christenglauben.

?6 H. lingg in München.
lZerodwn.
Du hörtest nicht darauf, Du bliebst mir gnädig
Und schenktest nach wie vor mir Dein vertrauen.
Vionletl«».
Weil ich Dich prüfte, weil ich sah, Du wärest
Nicht einer jener finstern Weltverächter.
Und Feind der tebensfreude wie die Andern;
Denn wisse, liebe zu den Menschen war es,
was mich beivog, die Christen Zu verfolgen,
Die Christen nicht, nein, ihre lehren nur.
Ich sah die Götter als uns freundlich an,
Die heitern Götter im Vlymp, sie lachten
Uns Sterblichen herab in ew'ger fugend;
Der Andern Eifer aber schien gefährlich
Dem ötaat, der Ilunst, der Kriegszucht und der Litte.
tzerodian.
Du hattest Recht vielleicht
Vionletilm.
vielleicht? vielleicht nur?
Und was hast Du als Wahrheit ausgefunden?
Hrrobwn.
Nach Wahrheit dürft' ich nicht mehr, ich gehöre
Auch keinem Glaubenswort mehr an, ich lebe
Und diene nur dem Tag und meiner Pflicht,
Gin Fechter, der in die Arena tritt
Und weder sich noch eines andern schont,
Gleichgiltig, ehern, wie das Schicksal selbst.
Violllctian.
Wohl, ich verstehe Dich, Tribun, Du siehst,
was Einsamkeit und Alter aus uns macht,
Ich bin ein plauderhaftes Kind geworden,
Das immer fragt und Alles wissen will.
So melde Deinen Auftrag denn!
tzzrilltilln.
licinius,
Der Herrscher Roms, mein Herr und Deiner!
Dillülctian.
Halt!
Und Adoptivsohn Diokletians,
vergiß das nicht, wenn Du mir seine würde
Und seine Macht verkündigst, ich Hab' ihn
Dazu gewählt. Allein ich tauschte nicht mehr
Mit seinem Glück. Ich werde morgen Dich
In meine Gärten führen, Dir den Velbamn
Und meine Reben zeigen, dann vergleiche
Die Früchte seiner Mühen mit den meinen,

Diokletian in Zalona.??
Und Du wirst zugesteh'n, daß ich auf meine
Mit bess'rem Grunde stolz bin. Trete näher!
Und nun, was bringst Du von Icinus — sprich!
tzerolnan.
«Lin Todesurtheil.
VmMetian.
wie, ein Todesurtheil?
Und wagt er nicht, es selbst vollzieh'« zu lassen?
Ich soll wohl die Gehässigkeit der Vlutthat
Durch mein Justimmen mildern? Nein, ich habe
Vei allen Göttern einen Schwur gelobt,
Ich werde keines mehr vollstrecken lassen.
Geh' hin und meld' ihm dies mein Wort.
Verobmn.
Ich darf
vor seinen Augen nicht erscheinen, darf
von hier nicht fort, bis Alles so geschehen,
wie er befahl.
Diokletian,
Das lautet ja, als ginge
Dein Auftrag Hieher?
Vwnlctlln.
Ich erstaune, Freund!
von Allen, die mich hier umgeben, treu
Ist Jeder mir, von Herzen Hugethan,
Hier giebt es weder Zünder noch Verräther,
Hier schleicht sich kein verschwor«« ein, ja nicht
Nicht einen Unzufriednen fändest Du.
Hier leben gute Menschen nur um mich,
Und über ihr friedfertig Dasein hat
Rein anderer Herr ein Recht, hier bin ich noch
Gebietet einer Welt, darauf besteh' ich.
yerudicm.
Du weißt nicht mehr, was Undank ist, Du hast
Die Vosheit dieser argen Zeit vergessen,
vergessen, daß, wer nicht gefürchtet ist,
Auch nicht mehr frei und sicher lebt, Icinus
Ist voller Eifersucht auf Dich.
VwNletisn.
«r fühlt,
Daß nicht mit gleicher unbegrenzter Liebe
Das Volk ihm zugethan ist, wie es mir war:
An jenem Tag, als ich vor meinen Römern
Den j?urpur niederlegte, mußst' ich schleunigst
Mich ihrem Vlick entzieh'n, sie hätten mich
Gewaltsam auf den Thron zurückgeholt.
Hcrodill».
02s fürchtet, es beargwöhnt Dich der Herrscher.

?3 H. lingg in München.
Diokletian.
so bald hat ihn der Throne Fluch, die Furcht,
verblendet und umgarnt! er fürchtet mich,
Und ließ ich ihm denn Vllrgschaft nicht genug,
Als ich der Macht entsagt' daß jede Regung
Der Herrschsucht längst in mir erloschen ist?
Er fürchtet mich? Und dieser Mann trug Helm
Und schwelt und gab Veweise seines Muthes!
ycrodian.
licinius schläft nicht mehr, er sieht im Traume
Zu Deinen Füßen sich entthront, ihm mundet
Nicht Trank noch speise, überall verspürt er
In jedem Vecher ein verborg'nes Gift.
Er hält sich nicht in seinem Reich für sicher,
so lang' Du lebst.
Vionletimi.
so lang' ich lebe! — Ha! —
Du wagst es nicht, mir iu's Gesicht Zu schauen?
Nein, wende Dich nicht ab — dies Todesurtheil
Gilt mir. verbirg mir nichts, ich bin nicht feig
wie er, den mein, des Greises müder Vdem
In schrecken setzt, sprich, wer soll sterben?
yrrobian.
Du Diokletian — Du
?!,
Dilllllcticm.
Ihr Ewigen
Im Himme! und auf Erden, höchste Richter,
Ihr habt's gehört! Er gönnt mir nicht, dem Müden,
Den Frieden nach so vielen stürmen, nicht
Die kurze Rast am Abend meines lebens. —
Ach, nicht Verborgenheit, verstummung, Alter;
Nicht Vrandung, Klippe, nicht Gcbirg' und schlucht
Veschützen vor dem Mann, der zittern muß!
yeindian.
Es ist des weisen Vorrecht, daß er auch
Gerechtem schmerz nicht unterliege.
Vionlerian.
wahrlich,
sein Undank schmerzt mich mehr noch als mein schicksal.
Ich sah es oft so kommen und ich bin
Vcreit, hast Du Vefehl, mich hier sogleich
Zu tödten, oder gönnt mir der Tyrann
Noch eine spanne Zeit.
ycrcidlün.
Du hast die Wahl,
Zu sterben wie Du willst.

Diokletian in 2a!ona. ?9
DinMctiiM.
Ja, rasch zu Werk
Geht Undank. — Krieger, weißt Du wohl, man stirbt
Im Alter nicht so leicht, als in den Tagen
Her vollen l!raft. Nein doch, sei ohne Zorge
Ich bin noch stark genug, mich selbst zu tödten.
Du weißt, daß dieser Arm die Feinde schlug,
Er wird auch dieses Herz zu treffen wissen,
Ich zög're nicht.
ycrlldmn.
Vcreüs ist dein Palast umringt.
Vionlclian.
Aus meinen Dienern? —
Vcrlldian.
<Ls wäre auch vergeblich
was ward
Alle sind sie schon
DiaKlcttan.
Gebunden. Treue wird bestraft, das ist
Die Folge jeder Unthat, Jupiter!
In gleichem Maße wachse fort das Vöse!
<Ls mehre Frevel und verbrechen sich,
Die Fäulniß, die Verworfenheit, sie sammle
Als Unheil über seinem Haupte sich,
Um als Verschwörung einst, als blut'ger Aufruhr
Auch ihn zu treffen!
<läl!N von Autzen,>
yerlldian.
was geschieht, wer kommt?
Vionlrtian.
Ls sind nur Frauen, die ein Fest begeh'»
wenn sie hier eingetreten sind, dann öffne
Den Vorhang dort, es ist dann Alles gut —
3ie können gleich den Klaggesang beginnen.
D» knieest, was ist Dir?
tzcrodian.
Könnt' ich Dich erretten!
Grhab'ner, wie bewund're ich Dich, vergieb,
vergieb mir!
Vmnletign.
Mann, ich sehe Deinen Schmerz.
Steh' auf! Ich habe Gutes Dir erwiesen;
Ich Hab' das Todesloos, das über Dir
Linst schwebte, von Dir abgewandt, Du möchtest
Das Gute jetzt mit Gutem mir vergelten.
Nun denn — Du kannst es, bring' ihm diesen Ring
Und sage, daß Du mich getödtet habest.
Ich will mich in die Verge flüchten, dort,
Nord !!!',) Tüd, XXIII, «I. 6

80 H. lingg in München.
von keinem Menschenantlitz mehr geseh'n
Die Zeit, die mir vergönnt ist, noch erleben.
Ja, lass' mich leben, alle schätze hier,
Das ganze land und mein Palast sei Dein.
yeiodi«n.
V wenn es möglich wäre, Jeugen aber —
sind mit mir angelangt, die mich bewachen,
Die Deinen leichnam schau'n und öffnen werden.
cpxxs«)
sobald's gescheh'n, entschwinden wir Vollstrecker
Mit unsrem Voote wieder gleich den schatten,
Und Niemand weiß es morgen, wer wir waren'
woher wir kamen und was wir vollzogen.
Dwnlrtign.
Und wenn die Meinen mich zu wecken kommen,
so finden sie mich. so sei es! lebet wohl!
Furchtbare Nacht erwarte mich, ich komme!
Mein Geist ist müde, I^erbigkeit erfüllt,
Und nichts als Herbigkeit den Rest des Vaseins.
Da meiner denn so lang' der Tod geschont,
2» will ich selber ihm entgegengeh'n,
Vald in der Dinge ew'gen ström versunken,
werd' ich verschwunden sein, der Mensch ist nur
Ein Vildniß, das zerfällt. Nimm, schauervolle
Vernichtung, mich in Deine dunklen Arme!
Herabian <s<hiägt »„ die Vru,i>.
licinius herrscht hier nicht mehr — laß mit Dir,
Mit Dir mich sterben! Als ich den verruchten
Vefehl erhielt und auszuführen ihn
versprach, erwog ich nichts, als daß ich blindlings
Gehorchen müsse, jetzt erst seh' ich ein,
<Ls birgt sich unter der vermeinten Pflicht
Das scheußlichste verbrechen — unwerth bin ich
In eines Menschen Vlick zu schauen, ich finde
Nie wieder Ruhe, nirgends wo.
An feinem Vrt der Welt!
Violllctia».
IZcradwn.
vergönnt Du mir kein wort mehr? sprich es ans
wie tief Du mich verachtest — fluche mir!
Violllctlün.
Geh' hin, und sühne was Du gegen mich
verbrechen mußtest, wisse, daß licinius
Um meine schwester wirbt, die ihn verabscheut,

Diokletian in salona. 8^
von seiner Werbung wüßt' ich und begünstigt',
Ach nur zu sehr begünstigt' ich auch hierin
Den Undankbaren. Eile zu ihr, schütze
Die Theure, rette sie vor ihm.
tzerodizn.
Zu spät.
weißhalb?
wohin?
«s ist
Viunletian.
herlldian.
sie ist aus Rom geflüchtet.
VlnKletian.
yerodian.
Zu Dir zu fliehen war ihr letztes,
Ihr letztes Hoffen.
Vwnletwn.
(!), ich ahne nun —
Auch siel —
tzcrodlan.
sie wurde eingeholt, verhaftet,
Und an Aegyptens Küste ausgesetzt, —
Am öden unwirthbaren Strände, dort
Erlag sie bald der sonnengluth, dem Fieber,
Der äußersten Entbehrung.
VmNletian.
schwester, schwester!
Du gingst voran — ich folge.
Dir jedoch
Vleibt nichts mehr. Mögen Dich die Götter richten,
Die Alles schau'n. Trag', Elender, Deines
Vewußtseins last, so lang Du muß — ich danke
Für Deine Votschaft, sie erleichtert mir
Das Ende, lethes strand ist nicht mehr einsam, (Ab.)
tzcrodiim.
Er geht, geht um zu sterben hin, so ruhig,
so fest, als harre nur ein Gastmahl seiner.
V söhn des srlaven des Diokles, heim
Nun kommst Du zu der Flur der Deinen wieder,
Im Nachtgefild' der schatten, dort den f)urvur,
Den Du von Deinen schultern warfest, breiten
sie aus vor Dir, und jenes Diadem,
Das Du von Deinen schlafen nahmst, nur größer
wird Dich es schmücken in der seel'gen tand,
vollende!
Fackeln und Dolch«!»,)

82
h. lingg in München.
chnr der Miauen.
So bestürmten den wall und der Feinde Gezelt
Uns're Mütter dereinst in dem Krieg um die Welt.
Sie befreiten die Stadt, denn sie schwangen mit Muth
In der rächenden Hand die zerstörende Gluth,
Sie errangen sich Ruhm und unsterblichen Dan?.
In den Flammen versank
Der beschildete Churm der Belagerung,
wir rufen Dich, Herr! Wir beginnen den Tanz,
Sei gütig und komm, gieb dem Fest den Glanz,
Und der Ersten von uns, ihr gewähre den Kranz —
Dich grüßen die Frauen Salonas.
(yerodilln schlag! den vochong zun',!»),
HcrodiÄN.
Vlickt hin, er ist nicht mehr — beginnet ihm
Den Rlaggesang.
Thor.
In seinem Vlute liegt
verblutend unser Herrscher, wehe, wer
hat das vollbracht?
yeradilin.
Ein Mann, der mußte, mußte
vollstrecken, was ein höchster ihm befahl,
Mit Euch betraur' ich ihn, er aber gab
Sich selbst den Tod, nicht mich verklagt dies Vlut!
^harMr«!!,.
Nicht Dich? wen sonst? wer außer Dir betrat
Seit einer Stunde diesen Saal? Kein Anderer.
Sein Mörder bist Du, ja. Du zwangst dazu.
Du Zwangst ihn zn der ungeheuren Chat
Die schwache Hand, die zitternde, bewaffnet
Und gegen seine eigne Vrust gekehrt,
Sein würdic-huldreich leben so zu schließen!
wir Rächerinnen sind zur rechten Stunde,
von wem gerufen sind wir hergekommen?
Gerufen von den Göttern, um zu strafen.
Da steht er, der den Mord beging, er sterbe!
yrindla».
Die Rasenden! mein Arm erlahmt, nicht mehr
vermag ich's, mich zu wehren — wehe, wehe!
Die Schuld ist über mir, verflucht, verflucht sei
Gehorchen! Ich erliege — ja durchbohrt mich!
^ljarMrciln.
Durchbohrt ihm die Vrust und zerreiet sein herz
Dem verräterischen Mann mit der Seele von Erz!
Auf! Töchter des Grau'ns und des nächtlichen Flugs,
Auf! Töchter der Nacht und des grausen Vollzugs!

Diokletian in salona. 83
yciodilln (Mi,.
yclüdlan.
Halt! Haltet ein! senkt, Römer, Cure Waffen,
was dort geschah, ist nur das halbe Werk.
Ich folge Dem, dem ich den Tod gebracht,
verkündet Eurem Herrn, was hier geschah,
sagt ihm, er brauch'
vor einem, der ihn hochhielt, und vor Einem,
Der ihm getreu und ihn verachtend stirbt. —
(kr stiib!,)
cijnr.
V Mütter, die wir Euch gerufen,
Angelangt ist ein andrer Gast,
Blut rinnt von den Marniorstufen
Fliehet, fliehet den Trauerpalast!
Kränze, statt zum Fest geschwungen,
weiden von Flammen jetzt verschlungen.
Doch gesiegt hat einer, schaut!
Der dort auf deu Vurpurdeckcn!
Hört ihr ferner Trompeten laut?
Hört ihr der Macht und des Krieges schrecken!
Nie mehr werden sie ihn wecken! —
Darbende, der Euch beschenkt und gelabt
Tempel, der Euch geschmückt und begabt
Garten, der Euch gepflegt — er verschied.
Auf nun; wir wollen im Reigen
Unter Eypressenzweigen
Klagend ihm singen das Trauerlied.

M«BD
^M^M^W!
^,<" ,^G. ^^>^W^
, i^^MM,^»MM' ^«^ ^WIVII^.-'H^ RR^
MM
!, —"^^^^,^
Vilder aus Indien.)
von
Oberst 5. D. tz. von Brandt.
— Verlin. —

II.
I!!s Lord Canning diese schwerwiegenden Worte sprach, da ahnte er nicht, daß aus**) der kleinen Wolle an Indiens Himmel bald das gewaltigste Unwetter hervorbrechen würde, welches je den Besitz Englands in Frage gestellt hat. Lord Palmerston dachte nicht, als er die Segnungen des Christenthums in dereinstige Aussicht stellte, daß Indianer und Muhamedaner, vereint im wilden Fanatismus und blinder Mordbegier, Hunderttausende von Christen in kurzer Zeit dahin schlachten und trotz im Allgemeinen jahrelanger bewiesener Duldsamkeit England nur auf erbitterte, Haß erfüllte Herzen stoßen werde. Lord Eanning erfreute sich in England als Knabe, Jüngling, Mann und Staatsmann keiner großen Anerkennung. Das Licht seines Vaters hatte zu stark geleuchtet, um den Sohn nicht in den Schatten zu stellen und es ihm nicht schwer zu machen, sich Anerkennung zu verschaffen.

‘) Vergleiche „Nord und Süd“, Vand XX., Heft 60.
“) Ich glaube, daß Lord Canning den zu icncr Zeit sehr populairen Prescottt bei jener Stelle seiner Rede benutzt hat. Ncr Historiker spricht von dem I. Aufstand der Mezicancr — Prcscotts Geschichte der Eroberung Mexicos 1. Vand Seite 551. Voston 1843. Amerikanische Ausgabe Vcrlin 1845.
„Der ganze Zustand der Dinge war im spanischen Lager jetzt verändert. Statt der Sicherheit und Ruhe, denen die Truppen sich noch vor Kurzem überlassen hatten, empfanden sie düstere Furcht und Gefahr, die den Muth dcßhalb nicht weniger nieder-drückte, weil sie sich für das Nuge lnum zeigte; — gleich dem schwachen Flcckcn, dm der Reisende in den Wendekreisen nur kaum über dem Gesichtskreise bemerkt und der dem gewöhnlichen Blicke nur eine Sommerwolke zu sein scheint, der aber dem erfahrenen Eccmcmn das Nahen eines Sturmes verkündet.“

Die niederen politischen Stellungen, welche er vorher eingenommen, waren treu und gewissenhaft von ihm erfüllt worden, hatten ihn aber nirgends gezwungen, seine Fähigleiten voll zur Geltung zu bringen, Niemand ahnte, wie er sich in ernsten Lebenslagen bewähren würde, und sowohl der alte erprobte Beamte der Compagnie, als die neue unter Lord Dalhousie gebildete Schule sah ihn nicht anders als mit zweifelhaftem, ängstlichem Kopfschütteln hin in das Land der gewaltigen Schwierigkeiten und als Lord Dalhousies Nachfolger unter Segel gehen. Glückliche in seinen häuslichen Verhältnissen (er war seit September 1835 verheirathet mit tllis Konmiradls Charlotte Stuart, älteste Tochter des Lord Stuart de Rothesay, wie der Biograph sagt, einer Dame von «srens lmcl ^ntls hW^t)' nnd inan^ i-ars Bitt« ot nui^), segelte er nach manchen politischen Verzögerungen Ende November 1855 mit Lady Canning, seinem Neffen, Lord Hubert de Vurgh (später Lord Hubert Canning), Capitän Bouvery, feinem Adjutanten und einem Arzt Dr. Leckie noch der neuen Hcimath via Aden, Bombay, Madras und landete am 29. Februar 1856 in Calcutta.

Nach alter Sitte sofort vereidet, nahm er ohne Zögern seinen Sitz im Rath ein, so daß keine Zweifel irgend wie und wo entstehen konnten, wer zur Zeit General-Gouverneur war. Fünf Minuten nachdem er das Schiff verlassen, schreibt Lord Canning heim, wäre er eingeschworen und installiert worden. Und nun begann die Arbeit ohne Ende, das Studiren verwickelter, bis dahin, wenigstens in ihren Details, unbekannt gebliebener Fragen. Die ihm zur Seite stehenden Arbeiter waren zum Theil bedeutende Männer, doch fast bei Jedem walteten besondere Schwierigkeiten ob, welche zum Theil in den Charakteren, zum Theil in Richtungen der geschäftlichen Thatigkeit ihren Grund hatten.

Der oberste Rath bestand zu jener Zeit 1. aus General John Low Bons; kenntnißreich und gründlich gebildet in den verschiedensten Theilen der indischen Geschäftsführung, Geschichte und Politik, war er ein Veteran ohne Flecken, ein Zögling der alten Schule und ohne von Lord Dalhousie viel gehört zu werden, wurde er von demselben doch als Mensch geehrt und hoch geachtet. — Sein Fehler war sein hohes Alter und die damit verbundenen Eigenschaften.

2. Mr. Törin wird weder als ein Mann von großen Anlagen, noch als von hohem Charakter bezeichnet. Er hatte weder Kenntnisse von Land und Leuten, noch Ernst, Enthusiasmus und Energie, wohl aber das Bestreben es sich immer bequem zu machen; kein brauchbarer, aber auch kein unbequemer College.

3. Ueber John Grant spricht die Geschichte ein günstigeres Urtheil aus, als begabt mit weiten, freien Ansichten, etwas durch osficielle Reserve als Secretär eingeengt, aber völlig unangefochten sowohl in seinen Ansichten als in der Unbescholtenheit seines politischen und Privatlebens.

Mr. Barnes Peacock war der vierte, mehr geduldet als gesetzlicher Bei-

86 Vberst z. v. H. von Viandt in Verlin, stand, denn durch strenges Recht zum Mitglied des Rathes gehörig. Ei scheint, wie es denn wohl öfters mit Juristen der Fall zu sein pflegt, die Schwäche seines Amtes nach allen Richtungen bemängelt und kritisirt zu haben. Mit einem klaren Kopf und scharfen Verständnis; verband er leine weiten Gesichtspunkte. Er war gut, ihm vorgelegte Gesehentwürfe zu moduliren, aber ging er daran, eigne Arbeit zu produciren, so wurde er daran durch die genannten Eigenschaften und völlige Unkenntnis; von Land nnd Leuten gehindert.

Ini Allgemeinen hätte sich in ruhigen Zeiten mit solchen Beamten wohl arbeiten lassen, aber Zeiten der Gefahr standen bevor.

Die Regierung suchte in General Anson einen angemessenen passenden Vertreter als General en c-nsl zu gewinnen, aber auch ihm fehlten viele der nöthigsten Eigenschaften. Mann der Rennbahn und was damit zusammenhangt, hatte er sich in der Jugend nicht in Indien acclimatisirt. Wenn ihm auch die Zähigkeit der Jugend und Erfahrung im Dienste abging, so war er dafür nicht alt und körperlich rüstig; mit Lord Canning von früher Zeit befreundet, ersetzte er durch Liebenswürdigkeit im Verkehr und im Temperament die böse Eigenschaft, welche in Indien den General-Gouverneuren und commandircnden Generalen zugeschrieben wird, daß Beide in einer Person vereinigt, nicht 24 Stunden mit einander leben könnten, ohne auch in Zwie° tracht mit einander zu gerathen.

Acht Tage Zusammensein mit Lord Talhousie gewährten Lord Canning gewiß schätzbare Winke, nur schade, daß sie, und damals mit Recht, auf Frieden und Ruhe berechnet waren und nicht auf Kampf und Aufruhr.

Nur in einer Frage war der neue General-Gouverneur wohl völlig unterrichtet, denn er hatte in der Heimath dafür gestimmt, „die Annexion von Oude“. —

Aber mit einem Stabe geschickter Secretaire und Provinzial-Beamten hätten sich die Sorgen einer ruhigen Negierung leicht überwinden lassen, wie wohl in solch' großem Reiche Frictionen aller Art jederzeit vorkommen werden, aber außer diesen, durch Streitsucht und Unverträglichkeiten der eignen hohen Beamten der Compagnie erregten unbequemen Zuständen, traten Verwicklungen äußerer Politik mit Persien, welche einerseits Energie dann aber auch große Vorsicht bedingten. Es erhoben sich Schwierigkeiten hinsichtlich der Wahl des nach Persien zu sendenden Generals. Das Glück löste sie für Lord Canning in befriedigender Weise. General Outram, der Sieger von Oude, war schwer erkrankt nach England zurückgeschickt worden; sein Zustand hatte sich erst wesentlich verschlechtert und dann so schnell gebessert, daß er seine Dienste für die Expedition anbieten und plötzlich in Cillcutta eintreffen konnte. Glück bei Führung eines gewaltigen Schlages gegen Persien, Schließung eines schnellen vorteilhaften Friedens mit jenem Lande und Abschluß eines Vertrages durch Sir John Lawrence und Herbert Edwardes mit Englands altem Feinde Dost Mahomed waren Glücksfälle, welche sich beim nahen Ausbruch des Aufstandes fühlbar machen sollten.

Vilder au? Indien, 8?

Ich erwähne die Facta hier, weil sie zum Verständnis; von Lord Cannings Lage gehören und nachher nicht weiter Rücksicht auf sie genommen werden soll.

Nothwendig ist auch zur Veurtheilung der Sepoys die Kenntniß ihrer gewaltigen Scheu, auf den schwarzen Wassern zu dienen. Man war in früheren Zeiten zwar immer der drüben Unzufriedenen Herr geworden, allein auch manche Gewissenlosigkeit, mancher Vertrauensbruch war begangen worden, und Lord Canning beschloß; um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, bei der Abschließung neuer Contracte mit den Soldtruppen das Dienen jenseits des Meeres in Anbetracht zu ziehen und erließ die sogenannte ttLQlral 8ervios Nnliztmenr »et, welche diesen Punkt mit von Europäern anerkannter Gerechtigkeit regelte. —

Das gewaltige Anwachsen des britischen Territoriums rief im Lande den Ruf nach mehr Offizieren hervor, denn man hatte zur Aushilfe vielfach in die Reihen der besten Offiziere gegriffen und recurrierte nun an die Heimath, um zwei für jedes eingeborene und vier für jedes englische Regiment, eine Forderung, welche in London eingesehen und bald bewilligt wurde, obgleich sich auch über diese Principien-Frage viele gediegene Indien-Kenner abweichend äußerten. Groß war das Geschwätz darüber in allen Lagern und Bazaren, den Tummelplätzen der Müßigen, Lügner, Schwätzer und Agenten aller Art. Als nun zur Verstärkung der Wirkung oben erwähnter Acte eine starke Rekrutirung oder vielmehr Anwerbung des Sikhs erfolgte, da stieg die Aufregung unter den Sepoys außerordentlich und wurde durch die thörichtsten Gerüchte über gewaltsame Verdrängung des Hindothums durch das Christenthum entsprechend verstärkt. Blinder Eifer von Fanatikern aller Stände mag unberufen hervorgetreten sein, aber eins steht fest, daß die Iritisirten Maßregeln und Reformen unter Lord Dalhousies Amtszeit sielen und daß Lord Canning ein tadelnswerther Glaubenseifer nirgends nachgewiesen werden kann. Leopold von Ranke erzählt in seiner Geschichte der Päpste bei Anführungen der Leistungen der Jesuiten, daß in früherer Zeit die Jesuiten, welche sich bei Ausbreitung des Christenthums an die Parias, die Armen und Elenden, die Kastenlosen gewendet hätten, gescheitert wären, daß aber der Jesuit Pater Nobili, welcher es mit den Brahminen versucht, bis zum Jahre 1606 siebzig zum Uebertritt zum Ehristenthum, zur Taufe bekehrt hätte.

Hält man diese, allerdings Jahrhunderte auseinanderstehenden Facta an einander, so liegt die Betrachtung doch nahe, daß 1857 die Sache mehr mit der Agitation und Politik zusammenhing, als mit der Religion und daß die Jesuiten höchst brauchbare und kluge Emissäre waren. Zu allen diesen Gerüchten gesellte sich noch eins und nicht das ungefährlichste — eine alte Prophezeiung, daß nach 100 Jahren die englische Herrschaft über Indien ihr Ende 185? erreichen würde. Die kleine Wetterwolke, welche Lord Canning am blauen, unbewölkten Himmel Indiens an jenem berühmten

88 Vbcist z. v. H. von Vrandt in Verlin.

Vllntet mit prophetischem Geiste prophezeit, sie zog noch näher heran, und im Anfang Januar war das Land im vollsten Aufstände. Die berühmte Geschichte der gefetteten Patrone ist in jedem Buch gut oder schlecht über den indischen Aufstand zu finden, warum also ihr, wie so vielen anderen Einzelheiten jener Zeit zu nahe treten? Möge mir der Leser gestatten, nur bei wenigen chaialterisirenden Vorfällen zu verweilen und dem kleinen Kriege, wenn auch manchmal Großes auf dem Spiel stand, in gleicher Weise fern zu bleiben.

Die Freude über das neue vortreffliche Gewehr, statt der alten di-o-ma VccU>, war schon vor geraumer Zeit in den Lagern verbreitet gewesen, man lobte die Regierung für die beabsichtigte Einführung und Ausbildung damit in den drei großen Depots. Als mit den Anfertigungen der Patronen vor» gegangen wurde, erhob sich ein Streit zwischen einem hochlastigen Vrahminen und einem niedrigen Leskaren, der im Magazin arbeitete.

Die Verwendung des unheiligen Schweines, der heiligen Kuh wurden ausgesprengt und mit der wunderbaren Eile, mit welcher in Indien alle Gerüchte verbreitet werden — es liegt in der Luft sagt der Eingeborne — war in jedem Depot, in jeder Garnison, in jedem Lager und Cantonnement. über das ganze Land die gefährliche Nachricht verbreitet. Hand in Hand gingen damit die Aufregungen bei den Sepoys, die nächtlichen Zusammenrottungen der Soldaten, welchen die unfehlbaren Symptome drohender Gefahr, das Anstecken öffentlicher Gebäude folgte. Trotzdem jedoch der Aufruhr im ganzen Reich aufloderte, wären die Engländer doch vielleicht noch zu jener Zeit Herren desselben geworden, wenn nicht ein schlimmer Fehler, den sie begangen, den zerstreuten Massen keinen Führer, aber einen Namen, ein Panier gegeben hätte. Anfang Mai brach in Mirat, einer wichtigen Station und großen: Waffcnplatz, der Aufruhr aus, wurde unterdrückt und die Meuterer aus der Stadt gejagt. - Die Militär- und Civil-Behörde statt das Große und Ganze im Auge zu behalten und an Vernichtung der Rebellen zu denken, sie zu verfolgen und bis auf den letzten Mann zu vertilgen, dachten nur an die Sicherung ihres Etablissements. Die Nebellen, unverfolgt, vereinigten sich mit anderen Haufen und zogen plündernd auf Dehli zu, vereinigten sich mit den dortigen Sepoys, lichteten ein grausames Blutbad unter den Engländern an und riefen unter Aufziehung der Kaiferstandarte den letzten Sprößling der Mogul-Familie zum Großmogul aus, einen alten kümmerlichen Mann, ohne jede Bedeutung und uur, was auch von Lord Canning völlig eingesehen wurde, im Princip von gewaltiger Bedeutung. Die Ereignisse von Kahnpur schließen sich am 4. Juni an und weiden, so lange in den Herzen der Menschen noch Gefühle der Scham und Ent-rüstung wirkungsvoll sind, als wohlüberlegte, mit langer Hand verbreitete, bedachtsam ausgeführte Verbrechen im grauenvollen Andenken bleiben. Die ganze Schändlichkeit oder vielmehr Nana Sahibs Schwäche in den Händen seiner Werkzeuge und Nathgeber zeigte sich in den entsetzlichen Tagen, welche

Vilder aus Indien. 8Z

der unglückliche Tivisions - General Sir Hugh Whecler und die Garnison durchzumachen hatten. Nichts wurde den Frauen und Kindern erspart. Am hundertjährigem Jahrestage von Plassey, als in London die ersten officiellen Nachrichten über die Verschwörung erschütternd die verschiedenen Festlichkeiten störten, schlugen die braven Veitheidiger zwar den ersten Sturm ab, aber bald zwangen Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel, Noth und Entbehrungen aller Art die Besatzung zu capituliren, um dann unter Lug und Trug in verrätherischer, nichtswürdiger Weise hingeopfert zu werden. Doch der Triumph Nana Sahibs dauerte nicht lange. Der durch seine Frömmigkeit und Tapferkeit, wie seine Soldaten, berühmte General Havelock nahte sich mit einer kleinen Abtheilung und griff ungesäumt die Aufrührer an. Nach heißem Kampfe floh Nana Sahib mit seinen Begleitern nach Bithür. tödtete dort sein letztes weibliches Opfer und verschwand, nach Aufführung einer elenden Komödienscene, welche an seine Hinopferung fürs Vaterland glauben machen sollte, vom Kriegsschauplatz. Die Engländer zerstörten Bithür und von all den kolossalen Neichthümern, die er besessen haben sollte, wurde keine Spur entdeckt.

Sein Name taucht noch und immer ohne irgend welche romantische Beimischung, ohne die geringste Anerkennung, welche der unparteiische Geschichtsschreiber so gern dem besieigten Feinde gewährt, noch bis zum December 1858 in den verschiedenen historischen Werten neuerer Zeit auf; er gilt als Erzfeind Englands, aber seine Brüder, sein Neffe und vor Allen Azimoolah, sein unzertrennlicher Gefährte, galten überall als die Triebfedern, welche ihn in Bewegung setzten. Dann verschwindet Nana Sahib vom Schauplatz nicht seiner Thaten, denn er hat keine verrichtet; aber man hört nichts mehr von ihm, als daß er in Nipal existiren soll. Ein unter seinem Namen vor einiger Zeit auftretender Mensch wurde als Betrüger entlarvt. Einiger Persönlichkeiten, welche in dem Aufruhr eine zum Theil vorbereitende, theils bedeutende thätige Rolle gespielt, will ich hier gleich gedenken, um dann in einem Guß, ohne Beschwerung mit Details, der Politik Lord Cannings und der hauptsächlichsten Helden der Engländer mich zu widmen.

Einem Anhänger (im nächsten persönlich abhängenden Verhältniß stehenden ioloco) Nana Sahibs war es vergönnt, wenn gleich am Galgen, doch mit Ehren zu sterben, und seinen Tod durch die Schriften der besten oft divergirenden, hier aber übereinstimmenden Historiker der Neuzeit gesühnt zu sehen.

Tantiü Topi wurde durch Verrath seiner Freunde gefangen und die Engländer beeilten sich, den gefährlichen Parteigänger und Führer im kleinen Kriege, der ihnen viel Schaden zugefügt und immer entwischt war, möglichst schleunig vom Leben zu Tode zu bringen. Nach einem Verhör im Lager von Maschairi wurde er gehängt.

Oberst Malleson giebt zu, daß die Zeitgenossen mit seiner Hinrichtung völlig einverstanden waren, aber er appellirt an die Nachwelt, daß Tantiu

90 Oberst; . D. I?, von Vrandt in Verlin.

Tosii im strengsten Dienstverhältnis; zu Nana Sabib gestanden, zu jener That verpflichtet gewesen wäre, wie der Clansmann dem Häuptling des Clans gegenüber, und daß seine Thätigkeit bei Niedermetzlung der Engländer in Kahnpur völlig unerwiesen geblieben wäre.

Der genannte Schriftsteller geht dann noch weiter, und eine Parallele zwischen dem Tyroler und dem Indier ziehend, verleibt er die poetischen Worte seinem Buche ein.

„In beiden Fällen waren sie die Helden ihrer eigenen Landsleutc, Der Eine, der Europäer, ist noch heute ein Held für die Welt; der Marethü, wer nennt jetzt noch in Europa seinen Namen? Aber das wissen wir nicht, ob nicht heute noch in den stillen Thütern des Gambal, der Narbadü und Paibadi sein Name mit Achtung und Verehrung genannt wird," Die interessanteste und in ihrer Thätigkeit bis heute noch mit einem dichten Schleier bedeckte Persönlichkeit, welche zur Organisirung und Ausbreitung mehr als Jemand betrug, ist der sogenannte Moulavee, mit vollem Namen Lyakut Ali. Sir John Kaye gesteht zu, daß zur Zeit des Ausbruchs der Verschwörung und Empörung die Persönlichkeit desselben in Dunkelheit gehüllt war und daß die genauesten und späteren Nachforschungen dasselbe nicht mehr gelüftet hätten. Im District früher den englischen Behörden unbekannt, später seiner Kaste nach als Weber, seines Gewerbes nach als Schulmeister ermittelt, erfreute er sich eines großen Rufes der Heiligkeit und wurde nach der Einnahme von Dehli im Namen des Groß-Moguls an die Spitze des Tistricts von Allahabad und Ncnares gestellt.

Es mag wohl mit einiger Sicherheit angenommen weiden, daß der Moulavee, als Mohamedaner von Geburt, aus einem der in Rebellion ausgebrocheneu Districte der Doab stammend und als aufwiegelnder Reise-Emissär von Lukhnau aus verwendet, gewiß mit einem Theile der Pläne bekannt war, welche die Leiter der Bewegung durchzuführen dachten und hofften. Er nahm sein Hauptquartier in den Chara-Nagh, einem geräumigen mit Wällen versehenen Garten, in welchem heilig gehaltene Gräber den Besuch der Menge anlockten und die Schnur seiner Anhänger vermehrte. Angeblich mit Wunderkräften begabt, blendete er den Geist seiner Leute und fllnatisirtc sie mehr und mehr, aber wie Gespenster und Geister vor der Pistole, dem Schwert in der Hand eines muthigen und entschlossenen Mannes immer verschwinden, so verschwand auch von den Forts von Allahabad der Moulavee mit seinen Leuten vor der Annäherung des Mannes, der, nachdem er Benares gerettet und gesichert hatte, zur Unterstützung ,Allahabads heraneilte, des braven und energischen Oberst James George Neil.

Der Moulavee entzog sich und seine zuchtlose Schani der eisernen Umarmung der wenig zahlreichen, aber tüchtigen englischen Soldaten und wandte sich gegen Lakhnau, wo er aber auf einen anderen tüchtigen Heerführer, den eben aus Persien zurückgekehrten General Outram stieß, mehrfach von demselben geschlagen, aber doch in den Augen der Engländer als tüchtig, muth-

Vilder aus Indien, 9^

Voll und Vor Allem als unverzagt anerkannt wurde. Bei der Wiedereinnahme von Lilkhnau gelang es ihm, einen andern Kriegsschauplatz zu erreichen und bei dieser Gelegenheit Sir Colin Campbell, nachherigem Lord Clyde, um einen rein militärischen Ausdruck zu gebrauchen, mehrere Male auszumcnövriren. Auch sein Loos sollte sich nicht auf dem Schlachtfelde erfüllen; ihm war bestimmt, von der Hand seiner Landscute zu fallen. Glühenden Hasses gegen die Erdrücker seines Landes voll, llug, energisch, hatte er es verstanden, sich einen maßgebenden Einfluß auf die Begum von Lathnau zu sichern. Er war beauftragt, mit dem Mjä von Iaggernath Singh, der in Povain, einer Stadt an der Grenze von Oude und Nohillund residirte, in Unterhandlungen zur Fortsetzung des Krieges gegen die Engländer zu treten, doch der Mjä, fett, bequem, dachte nicht daran seine Stellung gegen die nun fast überall siegreichen Engländer zu gefährden. Der Moulavce fand die Thore der Stadt verschlossen, den Bruder und die Angehörigen des Räjü auf dem Wall am Thor. Als guter Menschenkenner sah der Unterhändler, daß nur eine Ueberrumpelung ihm das Gewünschte bringen konnte; er ließ seinen Elephanten gegen das Thor vortreiben, um es zu zertrümmern, schon brach es, als der Bruder des Mjü, ein Gewehr ergriff und den in so vielen Gefechten bis auf eine Verwundung unverletzt gebliebenen Moulavee todtschoß. Darauf eilten der Mjä und sein Bruder, das abgeschnittene blutige Haupt in ein Tuch geschlagen, zur nächsten englischen Station und legten die widrige Trophäe zu den Füßen der Engländer. Sie wurde an einer weit sichtbaren Stelle aufgepflanzt, zum Wissen und zur Entmuthigung aller seiner Anhänger. So starb der Moulavee Ahmed Unah of Faizabad. Auch ihm stellt Oberst Malleson das ehrenvolle Zeugniß aus, daß er nie zum Morde herabsank, nie mit Mördern und Verbrechern in Verbindung trat, aber männlich ehrenvoll, energisch im Felde gegen die Fremden focht, welche sein Vaterland in Besitz genommen hatten. Sein Andenken ist zur Achtung aller tapfern, edelherzigen Menschen berechtigt.

Im Mittelpunkt von Indien, umgeben von den kleinen Fürstenthümern von Bundcltund, lag der Staat von Ihansi, im Besitz eines Mahratta-Häuptlings, Vasall des Peishwah.

Als unter Lord Ausland (1835—1842) der Mahratta-Staat annectirt wurde, da entging, zumal in jener Zeit, die im Ganzen ihre Politik nicht auf zu gewaltige Vergrößerung des Gebietes der Cumpagnie richtete, Ihansi diesem Geschick. Aussätziger und Aussähiger folgte stets in der unbeanstandet gebliebenen Erbfolge, indessen die englische Regierung durch Controle ihre besonders finanziellen und sonstigen Rechte sicherte und das Land vor zu arger Mißregierung schützte. Zur Zeit der Regierung Lord Dalhousies starb der Throninhaber. Kein Indier dachte an Annexion, aber der iucUvIäualinan, der Schöpfer und Benutzer des Rechts vom Heimfall an den Staat, hatte andere Pläne als seine Vorgänger, sprach die Annectirung Ihansis an den Staat aus und führte sie trotz aller Widersprüche

92 Vberst z. D. y. von Vrandt in Verlin.'

durch. Vergebens schilderte der britische Agent den Charakter der Fürstin, der jetzt berechtigten Erbin, als den einer Dame von stolzer Gesinnung und hochgeachtet im ganzen Lande; vergebens führte sie selbst die Treue und Anhänglichkeit ihres verstorbenen Mannes, seiner Vorgänger, die große Schwäche der Argumente Lord Dalhousies, welche auch von allen Special- oder General-Historilern Englands anerkannt werden, in ihrem Streite an; der General-Gouverneur hatte gesprochen und das Schicksal des Staates war besiegelt und er wurde aus Gründen des Staatswohles, der politischen Notwendigkeit und seines eigenen Gedeihens wegen annectirt. Sir John Kaye fügt ironisch dem Wortlaut von Lord Dalhousies Erklärung den Satz hinzu: „Erfahrung hat gelehrt, bis zu welcher Ausdehnung die Bewohner von Ihansi die Wohlthaten der Annectirung zu schätzen wußten". Welche Fülle von Haß und Erbitterung der Verlust ihrer Würde, ihres Reiches dem stolzen leidenschaftlichen Weibe auferlegten, wird Jeder beurtheilen können, und nun kamen zu den Keulenschlägen des Schicksals noch die Nadelstiche kleinlicher Demüthigungen, welche Ungeschicklichkeit, böser Wille oder Mißachtung der englischen Negierung der Nani zufügten. Die Gerüchte, welche über den Ausbruch der Unruhen in Mirath, des Nufstandcs in Dehli nach Ihansi drangen, erregten Hoffnungen auf Nache und Vergeltung im Herzen der stolzen Frau. Der politische Resident bei ihr, Capitain Alexander Stene, von dem Oberst Mallesou schreibt: „81>o Imcl 8olt luatsi-i»! to voi-K upon", die englischen Offiziere, alle ließen sich von der weiblichen und indischen Schlaueit einwiegen und gestatteten derselben Befugnisse, welche gewiß nicht in den Dienstvorschriften vorgesehen waren. Nichts störte die dem Tode geweihten Opfer in ihrer Verderben bringenden Sicherheit. Das Niederbrennen der Baraten. das Ausbrechen einer anderen großen Feuersbrunst, stets sichere Vorboten einer Meuterei, der unbcfohlene Einzug in das Stern-Fort von Ihansi, Alles blieb unbeachtet, und fo traf am 6. Juni, nicht vier Wochen nach dem Fall von Dehli die englische Besatzung der tödtliche Schlag. Die huldreiche Fürstin verwandelte sich in ein falsches, verrätherisches Weib und vertilgte mit einem Schlage, was an englischen Männern, Weibern und Kindern in Ihansi war. Ueber die Beute erhob sich ein Streit zwischen der Rani und den Sepoys, aber sie wußte mit klugem Sinn die blutberauschte Menge zu gewinnen; sie gab ihr das Geld, behielt Land und Macht und wurde zur Rani ausgerufen. In jedem Regierungsact fpürte man die Energie eines starten, entschlossenen Charakters. Voller persönlichen Reize, jung, kräftig und nicht erschreckt, der Menge vor die Augen zu treten, gewann sie großen Einfluß auf die Herzen ihres Volkes und diesen Einfluß, diese Charakterstärke waren es, verbunden mit unerschrockenstem Muthe, welche die hochbegabte Frau in den Stand setzten, einem hervorragenden Führer der Engländer, Sir Hugh Rose, einen energischen Widerstand zu leisten, der unter weniger ausgezeichneter Leitung leicht hätte mit Erfolg gekrönt werden können. Sir

Vilber aus Indien. 9^

John Kaye erwähnt mit wenigen Worten, daß man versucht hätte, ähnlich der Reinigungs-Theorie, welche auch bei uns namhafte Schriftsteller beherrscht, die Rani als schuldlos an dem schwarzen Verrath darzustellen, aber orientalische Rachsucht, Gefühl des gekränkten Rechts und die ganzen vorbereiteten Schritte erscheinen zusammen betrachtet mit dem augenblicklichen Nutzen, welchen sie von ihren Handlungen zog, doch gegen diese Annahme zu sprechen, wenn gleich juridisch der Beweis ihrer Schuld nicht geführt ist. Unaufgeklärt, wie trotz aller bisherigen Forschungen Unzähliges in der Geschichte des Aufstandes geblieben ist, wird sich auch bei den Verhältnissen in Indien das Dunkel wohl niemals lüften. Die Operationen und Siege Sir Hugh Roses hatten die verschiedenen Heerhaufen der Aufständischen gesprengt und Entinuthigung in Aller Heizen, nur nicht in dem der stolzen Fürstin hervorgerufen. Sie, und ihre alleinige Autorschaft steht unbestritten da, entwarf einen kühnen Plan und führte ihn mit den von ihr fortgerissenen anderen Führern zu Anfang glanzvoll durch.

Maharaja Sindia, der Freund und Verbündete der Engländer, war zum Opfer auserfehen. Es galt, seine Armee zu gewinnen, ihn vom Thron zu stoßen, seine Hauptstadt Gwalior zu besetzen und neue Kräfte und Stützpunkte zur Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Emissäre zur Verführung der Truppen wurden vorausgeschickt, die Colonnen folgten, vorsichtig aber schnell marschirend, und langten am 30, Mai in der Nähe von Gwalior an. Erst in der Nacht vorher hatte Sindia die Nähe der gefährlichen Gäste erfahren. Dieser Fürst, der bedeutendste der Mahratten - Fürsten, hatte Monate lang das Schicksal der Engländer in der Hand. Er stand treu zu ihnen, aber in seinem eigenen Lande und Heere waren starke Parteien, welche die Vereinigung mit den Aufständischen wünschten. Das war der Rani und ihren Verbündeten wohl bekannt und demgemäß handelten sie. Die beiden Heer» Haufen, jeder 6—7000 Mann stark, standen, im Begriff, das Gefecht zu beginnen, einander gegenüber, aber nach dem ersten Abfeuern der Kanonen gingen Sindias Truppen zu den Rebellen über, und nur durch die Aufopferung seiner Leibwache gelang es dem Fürsien, sich nach Agra zu retten. Die Aufständischen ernannten eine Regierung mit Nana Sahib als Peishwah (das letzte Mal, daß sein Name in der Geschichte vorkommt) und Nuo Sahib als Gouverneur von Gwalior an der Spitze und benutzten die spärliche, ihnen gelassene Zeit zu militärischen und politischen Maßregeln aller Art. Sir Hugh Rose, welcher die Fühlung mit dem Feinde verloren, wußte zur Zeil nicht, welche Richtung derselbe auf seiner Flucht genommen hatte. Er glaubte ihn zersprengt, und war im Begriff, beim Eintritt der schlimmsten Iahrzeit auf ärztlichen Rath die Armee zu verlassen, als er die Meldung der wichtigen und in ihren Folgen gefährlichen Ereignisse erhielt. Er übernahm sofort wieder das Commando und eine Reihe gut commandirter und mit Tapferkeit gut durchgeführter Operationen, sicherte ihm nach dem Gefecht von Gwalior auch den Besitz der Festung. In einer Eavallerie-Nttaque siel die

HH Oberst z. D. H. von Vrandt in Verlin.

tapfere Fürstin, von einem Husaren vom Pferde gehauen, doch retteten ihre Getreuen in der Nacht den todten Körper und verbrannten ihn, damit sich der Feind nicht rühmen könne, auch nur den Leichnam ihrer Rani zu besitzen, So starb das klügste und entschlossenste Weib Indiens, zum Aufruhr getrieben durch schlechte, ungerechte Behandlung — lebend und sterbend für ihr Vaterland.

Der gerechte General widmete ihr im Armee - Befehl die Worte als Nachruf: „Ter tapferste Mann auf der Seite des Feindes war die todtgefundene Frau, die Rani von Ihansi," Die Stärkeverhältnisse der englischen und eingeborenen Truppen waren zur Zeit des Ausbruches der Empörung ungefähr folgende. Nord-Indien — 120,000 Eingeborene und 22,000 Engländer, die drei Präsidentschaften 300,000 Eingeborene, 43,000 Engländer und circa 10,000 detnchirte Truppen.

Der ritterliche Henry Lawrence, welcher für die Eingeborenen seiner Provinzen wie ein Vater sorgte, war doch, als er 1857 auf den ihm angewiesenen Posten als Gouverneur nach Lathnau abging, voller Sorge und schrieb:

Was die Europäer zu wiederholten Malen gethcm haben — gemeutert — mag sicherlich auch von den Eingeborenen erwartet werden. Wir würden unklug sein, ein solches Ereigniß abzuwarten. Kommen wird es, wenn nicht vorausgesehen. Dann mag kein Clive zur Hand sein. Und solche Warnungen wurden geschrieben, als das „H.U Lersno" noch die Parole des Tages war!

Das Mißachten des schweigsamen Reifens der Zeit, das Aufzwingen der Ideen des Westens auf die Völker des Ostens und das demgemäß? Verletzen von Vorurtheilen, sowie das Vernachlässigen von Verpflichtungen fühlten mit unfehlbarer Cunsequenz zum Aufstand.

Die Nachrichten aus Dehli schmetterten wie ein Blitzstrahl in die englische Selbstüberschätzung hinein.

Lord Canning, welcher mit jedem Tage den Ernst der Frage mehr erkannte, bewies sich seiner Stellung völlig gewachsen und beherrschte sie im Allgemeinen, leider von seiner Umgebung und den Engländern in Calcutta, schlecht unterstützt, mit jedem Tage mehr und mehr. Er sah, daß ein möglichst schnelles Heianschaffen europäischer Truppen nothwendlg war, um den schweren Sturm abzuwettern. Glücklicherweise führte der persische Krieg General Outram mit seinen Soldaten nach Indien zurück, die Gouverneure der Präsidentschaften von Madras und Bombay, Lord Harris und Lord Elphinstone, halfen mit Rath und That, und besonders dem Letzteren, einem gründlichen Kenner Indiens, wird wegen seiner ganzen erfolgreichen Thätigkeit während des Aufstandes ein reicher Lorbeerkranz gewunden.

Lord Elgin verschob die Züchtigung Chinas und die Gouverneure von Ceylon, Mauritius, vom Cap zeigten denselben guten Geist. Gewiß gereichte es Lord Canning zur Befriedigung, wenn er, der Neuling im

Vilder aus Indien. 9^

Amte, den alten India-Kennern auf ihre Rathschläge ein ruhiges „Längst gethan“ erwidern konnte. Das Vaterland war auch nicht müßig und sendete, was es irgend entbehren konnte, und was mehr war, einen tüchtigen im Feldlager ergrauten Soldaten, der im Heere geehrt und geachtet, schon in Indien gefochten hatte und früher bereits von seinem alten Chef Sir Charles Napier den Beinamen tlis ^ar dreä — das Kriegsblut — erhalten hatte. Sir Colin Campbell, dessen Leben und Thaten den Lesern dieser Blätter zur Genüge bekannt sind, wurde die Oberbefehlshaberstelle von Lord Panmure angeboten, angenommen und in 24 Stunden war der neue General en clisl, nachdem die Königin ihn empfangen, eingeschifft nach Calcutta, woselbst ei am 13. August 1857 eintraf. Monate vergingen, ehe die überall geforderten Verstärkungen eintrafen, das nüthige Material beschafft, Alles organisirt war, denn die Vorbereitungen zu einem Kriege waren ungenügend nnd die Verluste vieler Depots bedeutend gewesen. Am 27. October konnte jedoch Sir Colin seinen Abgang ins Hauptquartier melden, wo Männer wie Henry und John Lawrence, Havelock, Oturam, Willson, Robert Napier u. A, mit Heldenmuth und Energie die Interessen des Vaterlandes gewahrt hatten. Im besten Einverständnis; mit dem General-Gouverneur kam mit dem neuen Fcldherrn Ordnung und Plan in die Operationen. Der erste größere Erfolg war die Evacuation Lakhnaus (14. bis 17. November), in welchem Outram und Havelock eingeschlossen und hart bedrängt waren. Letzterer erlag der Cholera, tief betrauert von den Seinigen. Die Eroberung der in so trauriger Weise berühmten Stadt Kahnpur folgte und darauf wurde dem entschieden ausgesprochenen Willen Lord Cannings gemäß, welchen politische Erwägungen bestimmten, während den General en Hef nur militairische leiteten, der Feldzug gegen Oudh und Lakhnau beschlossen und glorreich mit so geringen Verlusten durchgeführt, daß fie wohl an den berühmten einen Kosaken aus den Tscheikessenkriegen Rußlands erinnern. Die englische Streitmacht belief sich um diese Zeit auf ca. 20,000 Mann gegen 100,000 Aufrührer; es blieben also noch Leute genug zur Vernichtung durch Cholera, Fieber und Sonnenstich übrig. Im Hauptquartier zu Allahabad, von wo in treuem Zusammenwirken vereint Lord Canning nnd Sir Colin die politisch-militairischcn Operationen leiteten, erreichte den Feldherrn der Dank seiner Königin, die Erhebung zum Lord Clyde. Das eifrigste Bestreben Lord Cannings, welchem sich alle anderen politischen und militärischen Gedanken unterordnen mußten, war die Wiedereinnahme von Dehli, welche am 20. September 1857 von einer kleinen Streitmacht unter den schwierigsten Verhältnissen glücklich durchgeführt wurde. General Nicholson, einer der gefeiertsten Helden jener Periode, fiel an der Spitze der Sturmcolonnen und starb nach drei Tagen, nachdem die englische Fahne wieder ans dem Paläste des Moguls aufgezogen war. Nord und Ciid. XXIII, !!?. 7

96 Vberst z. V. k>. von Vrandt in Verl in.

Tic Gefangennahme des alten Kaisers und seiner Familie, zu welcher ein junger Offizier, Hudson of Hodsons Horse, die Erlaubnis; vom zeitigen commandirenden General Wilson erhalten hatte, gaben dem blutigen Drama einen blutigen Abschluß. Der alte Kaiser und seine Weiber wurden zwar verschont; er wurde aber später verhört, zur Transportation verurtheilt und verbrachte sein trauriges Dasein in Nangoon und Vritisch-Vurmah, nachdem die Capcolonie ihm die Aufnahme verweigert hatte. Am Tage nach der Gefangennahme des Kaisers ließ Hodson die drei königlichen Prinzen von Dehli ergreifen, verhörte, vcrurtheilte und tödtete sie in eigener Person. Sir I. W. Kaye spricht sich über die Thal Hodsons sehr streng aus und sagt, er hätte Niemand getroffen, der sie nicht mit Trauer und Abscheu beurtheilt habe. Hodsons General und Kameraden müssen anders gedacht haben, denn nach wie vor focht er mit ihnen mit seiner berühmten tollkühnen Tapferkeit und siel bei der Einnahme von Lathnau. Sir William Peel, Sohn des englischen Staatsmannes, wurde dort auch schwer verwundet und starb auf dem Transport nach Calcutta zu Kahnpur an den Pocken. Eine schöne Marmorstatue erinnert die Einwohner von Indiens Hauptstadt an den heldenmüthigcn Führer der Nauual-Brigade.

Glücklicher wie die beiden letztgenannten Männer war eine dritte viel genannte historische Persönlichkeit. I)r. Nrydon, der einzige dem Leben erhaltene Theilnehmer des afghanischen Feldzuges, der auch hier glücklich den Gefahren entging und sich rühmen konnte, die Ereignisse von Kabul, Iellalabad und Lathnau überstanden zu haben.

Nachdem mit Dehli das Banner der Revolution und der rechte Flügel des Emporerheeres gefallen war, concentrirten sich die politischen und militärischen Anstrengungen, wie bereits erwähnt, auf die Wiedcrbcsitzcigrcifung der Hauptstadt von Oudh, in welcher General Havelock und Sir James Outram, eingeschlossen und belagert, ein gefährdetes Dasein führten. Mit dem Fall von Lathnau betrachteten die politischen und militärischen Leiter die Revolution für abgeschlossen, wenn auch der Muth und die Geschicklichkeit einzelner Parteiführer in günstigen Gegenden noch einige Zeit das Banner der Empörung aufrecht erhielt.

Unter den Persönlichkeiten, welchen Oberst Malleson die begeisterten Lobsprüche widmet, steht obenan Lord Elphinstone, Gouverneur von Bombay, welcher im rastlosen Eifer nicht allein feine Regentschaft in Ordnung hielt, sondern auch weit hinaus ins insurgirte Gebiet mit starkem Arm helfend eingriff. Ueberhaupt muß man es anerkennen, daß, wenn die Engländer viel gethan, uni den Aufstand hervorzurufen, sie auch durch Muth, Energie und Todesverachtung ihre Sünden wieder gut gemacht haben. Liest man die das Gepräge von Poesie und Wahrheit tragenden Schilderungen von Kaye und Malleson, hat sich das Interesse immer mehr und mehr gesteigert und erwärmt, man möchte nicht zu erzählen aufhören, was der und jener Wunderbares geleistet.

Nil der aus Indien. 9?
Das letzte Wort der Bewunderung sei dem General-Gouverneur Lord Canning gewidmet. Ein Neuling in indischen Verhältnissen und Geschäften, nicht überall richtig, sogar nach Oberst Mallesons sehr scharfem Urtheil mehrfach geradezu falsch und fchlecht bcrathen, thürmtcn sich bald nach seiner Ankunfft die Schwierigkeiten auf. Ruhig, fnssungsvoll, muthig, nirgends provocirend, wartete er die Entwicklung der Ereignisse ab und zog sich durch seine Haltung den Spitznamen Clemcncy-Canning zu, welcher ihm späterhin, als die Empörung niedergeworfen war, und viele der ersten Führer nnd Helden zu grausamen Rachemaßrcgeln drängten, als Ehrenname verblieb. Mit staatsmännischem und militärischem Blick begabt, wußte er nach allen Richtungen hin seiner Aufgabe gerecht zu werden, besiegte durch seine Haltung und correctes Verfahren Lord Ellenborough (damals Präsident des Board of Control) nnd nöthigte ihn, seine Entlassung zu nehmen. Nach harten parlamentarischen Kämpfen brach denn anch „John Coinpagny“, wie der englische Spitzname der ostindischen Compagnie lautete, zusammen, und in der berühmten Proklamation vom 1. November 1858 übernahm die Königin selbstständig die Regierung Indiens, indem sie als «ersten Vicetonig Lord Emining ernannte:
„^nä ve, repo»inF Lx^cial trnst gnä eonllcleuce in tlie lovalt^,
«dilitv aucl ^nÜFinent ot' our ri^dt tru8tv ancl '«eil lielovscl eouzin anä oonueillor, (?I^r1s8 .Iolin Viscmint (ÄnniuF, clo lieredv constituts ancl »1'point liim, tlio «>nl Vi^oonnt ^'aiminF, to ds our ür^t Vicorov and Oovoruor 6<?neral,"
Später unter Lord Veaconsfields Auspicien nahm die Königin den Kaisertitel von Indien an, und führte der dahingefchiedene Staatsmann damit und mit der Reise des Prinzen von Wales einen Theil des Orient-Programms aus, welches er in einem seiner politischen Romane verherrlicht hat. Ob die englische Fahne dereinst von einem neuen Kaiserpalast in Indien wehen wird, ob England das Loslösen auch dieses Landes, nachdem es sich entwickelt und gestärkt hat, der rechte Mann für die rechte Stunde gekommen ist, einst erleben wird? Wer hätte den Muth, zu prophezeien und auszu-klügeln, was die Götter gnädig verhüllen mit dem Schleier der Zukunft.

W
Allerlei Gedichte aus Nord und öüd.
3pätsoin»>erlichcr^Vrief.
von (
Vau! Lindau.
— Verlin. —

!>i» den» nieinetlocgen! Aber Sie allein, meine verchrteste Freundin,
haben die Verantwortlichkeit zu tragen! Wenn Sie mich auch
keineswegs überzeugt haben, so will ich Ihre Gründe doch gelten
lassen und alle meine Bedeute» niederschlagen. Als Sie mir bei
iinsrer letzten Begegnung an einem der übliche» Regentage dieses unerfreulichen
Sommers sagten, das; Sie von Zeit zu Zeit den Alten gern sähen, erlaubte
ich mir. Sie höflich darauf aufmerksam zu machen, wie der Ort der Handlung
doch von großer Bedeutung für die Wirkung sei, wie das, was hier allenfalls
berechtigt erscheinen könne, dort als durchaus unzulässig betrachtet werden
müsse, und wie ich lediglich aus diesem Gründe meine Briefe an Sie, die
in der Wochenschrift von liebenswürdigen Lesern noch mit in den Kauf
genommen worden, in der anspruchsvolleren Monatsschrift eingestellt hätte.
Sic hatten die Güte, mir sehr anfmmerksam zuzuhören. Sie sahen mich mit
Ihren klugen Augen noch ausdrucksvoller als gewöhnlich an; ich meinte, Sie
vollkommen überführt zu haben; nnd als ich mit meiner Beweisführung
glücklich zu Ende war. da sagten Sie: „Das ist mir ganz einerlei; ich
wünsche aber, von Ihnen ans die verborgenen Schönheiten der zeitgenössifchen
Literatur aufmerksam gemacht zu werden. Auf die Werke von Spiclhagen,
Hopfen, Scherr, Kruse, Ebers uud Nildenbruch, und wie die Verfasser der
von Ihnen befprochcnen Bücher sonst noch heißen, brauchen Sie mich nicht
erst hinzuweisen; die finde ich allenfalls ohne Ihre Führung: Sie sollen
mich wie früher auf die Spur nach entlegenen unbekannten Merkwürdigkeiten
nusrer geistigen Schöpfung bringen; das ist der Dienst, den ich von Ihnen
erbitte, und den ich auf Grund unsrer alten Freundschaft und des Gewohn-
heitsrechts beinahe beanspruchen darf."

Allerlei Gedichte aus !7ord und 5üb, 99

So soll es denn also geschehen! Und nachdem ich mich einige Male geräuspert habe, beginne ich meinen Vortrag also:

Es ist Ihnen nicht unbekannt, meine Verehrteste, das, sich die Menschen von Zeit zu Zeit etwas denken. Manche haben sogar die Eigenthümlichkeit, das, was sie sich denken, aufzuschreiben, und wenn sie es drucken und bei einem Verleger erscheinen lassen, so nennt man sie Schriftsteller, machen sie sich aber die Aufgabe des Niederschreibens dadurch noch besonders schwer, daß sie den nächstliegenden Ausdruck verschmähen und eine^ kunstvolle Form wählen mit einem bestimmten Rhythmus und einer bestimmten, wohlgefälligen Wirkung für das ^hr, durch Gleichklang von Silben bei verschiedenen Anfangsbuchstaben, so nennt man sie Dichter. Tiefe Dichter haben außer verschiedenen anderen Obliegenheiten, die ich übergehen will, den Beruf, uns das Dasein zu verschönen, indem sie unserer Phantasie Nahrung geben, unsere gute» Gefühle anregen und erheben, unfern Sinn adeln.— Vielleicht haben Sie früher schon einmal etwas Ähnliches gehört; aber man kann das gar nicht oft genug sagen.

Da nun der gewöhnliche Mensch nach der Beschaffenheit seines leiblichen Organismus und nach den Bedingungen der Lebensverhältnisse, wie sie unsere Cultur herausgebildet hat, bisweilen gewisse seelische Störungen erleidet, die man Verstimmungen nennt, so kann er, um solche unfreundliche!! Anwandlungen zu bannen, gar nichts Geschicktercs thun, als zu den Werken der Dichter zu greifen. Woher sich denn auch die Beliebtheit unserer Classiker erklärt. Aber man will in trüben Stunden bisweilen auch mal etwas Anderes lesen als Goethe, Schiller und Kleist. Diese Erkenntnis; ist eine weitverbreitete, und um dem allgemeinen Bedürfnis; nach noch nicht dagewesenen geistigen Erfrischungen zu entsprechen, wird flott weitergedichtet. So haben wir also auch die Erklärung für die große Anzahl von neuen Gedichten, die unaufhörlich erscheinen, und von denen ich einige Ihrer gütigen Aufmerksamkeit empfehlen möchte.

Nebenbei bemerkt, bitte ich Sie, zu beachten, wie schnelgerecht dieser Vortrag abgefaßt ist, wie ich mit dem Allgemeinen beginne und nach Lefsiings Vorbild die Kreise immer enger ziehe. Den Uebergang habe ich auf diese Weise denn auch glücklich schon gefunden.

Wenn Sie nun aber vom Lefsi dichterischer Werke wirklich Genuß und vollen Gewinn haben »vollen, so müssen Sie nicht systemlos durcheinanderlesen, was Ihnen just in die Hände kommt, i^rdennug ist, wie überall, auch beim Lesen die Hauptsache. Um Ihnen das Vergnügen zu erleichtern, habe ich mich selbst der Mühe der Sichtung unterzogen. Der Titel, den diese Zeitschrift führt, hat mir den Weg gewiesen, den ich einzuschlagen hatte und auf dem ich Sie bitte, mir zu folgen. Wir »vollen mit einem Dichter des Nordens beginnen, in Mitteldeutschland kurze Rast machen, dann uns nach dem deutschen Süden wenden und in Oesterreich die Wanderung abschließen. Der Norddeutsche ist ein Dramatiker, der Mitteldeutsche ein Humorist, der Süddeutsche ein Tendenzdichter, der Oesterreicher ein Lyriker und Epiker.

^00 Paul lindau in Verlin.
„Auf Woiselwitz" heißt das „vaterländische Schauspiel" in fünf Acten,
das der Norddeutsche, Herr Carl Villain in Berlin,*) hat erscheinen lassen.
Das Trama spielt im Jahre 1761 in Schlesien und verherrlicht Friedrich
den Grüßen, der uns als König und freundlicher Mensch nahegebracht wird.
In dem Torfe Woiselwitz lebt als Grundbesitzer und Ortsrichter Herr
Kufstein mit seiner Frau Lcnore und seiner Tochter Anna. Anna hat sich
mit einem gewissen Wilhelm Kappet verlobt, aber dieser ist in den Krieg
gezogen und hat seit geraumer Zeit nichts von sich hören lassen. Kufstein
plant daher eine andere Verbindung seiner Tochter, und zwar mit dem
reichen Bauern Ferchland. und um den Sinn der Seinigen für diese geplante
Heirath günstiger zu stimmen, sagt er seiner Frau, daß seine L,ige eine sehr
bedrängte sei, und daß ihm ein reicher Schwiegersohn sehr willkommen wäre.
Als die Unterhaltung ihrem Ende zugeht, Hort man Schritte — ich Uer-
muthc schwere Schritte — auf dem Flur. Frau Leonore sagt:
„Schon hör' ich kommen, nach dem Gang die Nicke,
Wir werden in der Wilthschaft schon ucrmiht!
Da ist sie ja —"
Riete, die Frau Lcnore richtig an dem Gang erkannt hat, tritt ein
uud sagt:
„Madam, es schreit die Zicke,
Todt liegen alle Hühner auf dem Mist."
Lcnore: Nah Gott erbarm'!
Kufstein: Hier gilt nur schnelles Handeln,
Lauf', was Tu kannst, hol' den Geuatter Klaus!
Nicke: Der leidet selber an gefchwoll'ncn Mandeln,
Kufstein: Wenn Tu nicht gehst, dann jag' ich Nich hinaus,
Du Kalbsgcsicht Du! . . .
Lcnore: Wer wein, was noch kommt —
Nicke: Lange noch nicht Alles.
Lcnore Ischi >»nt): Wcrd' ich's erfahren?!
Kufstein: Alte, schrei' nicht so!
Die blinde Wnth reißt Keinen aus dem Dalles,
Thut nimmer gut, macht keinen Menschen froh.
Niele wird verabschiedet, das Gespräch um die häuslichen und wirth-
schaftlichen Angelegenheiten wird weitergcfpounen. Lenore weiß die Er-
klärung:
„Tns schlechte Futter, das verdirbt die Säfte,
Es tritt cin Mangel dcr Ernährung cin,
Damit verliert das Vieh zugleich die Kräfte —
Gefährlich ist der Zustand für das Schwein,
lind für dic wcistc Grethe und die Liese
Mitsnmmt der Bärbel, uusrcr bcstcn Kuh,
Tic Krankheit holten sie sich uon dcr Wicsc!"
und Kufstein findet nun folgenden sinnigen Uebergang:
„Last' endlich 'mal das liebe Vieh in Nuh'
Und Tir erzählen uon dem Schwiegersöhne —"
) Gedruckt bei Gustau Hoffmann, Suaudaucr Straße 17. 1669.

Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. ^VI.
und rühmt nun Ferchlcmds Vorzüge; aber die Mutter macht darauf auf-
merksam, daß Anna noch immer ihren Wilhelm Kappel liebe. Sie sagt
das in ihrer sinnigen Weise:
„Da mühte schlecht das Weib die Weiber kennen,
Denn ehedem ein Mädchen war das Weib,
Ihm nicht zu wissen um der Liebe Brennen:
Und wem das Herz gehört, gehört der Leib.
Kufstein: Es könnte manchen bösen Auftritt setzen,
Kam' mir der Bursche blindlings iiber'n Hals,
Die Hunde wiird' ich ihm cntgcgcnhctzen! —
Lenorc: Das wäre roh!
Kufstein llnü ein,: Ich meine, schlimmstenfalls.
Etwas beunruhigt ist die Familie nach dadurch, daß Johann, der Groß-
knecht nicht kommt:
„Noch immer sind die Pferde nicht daheim,
Er hält doch sonst so auf die Besperpausen,
Sein Leibgericht, Kartoffeln, Haferschleim.
Johann, den wir nach seinem Leibgericht als einen anspruchslosen
Menschen schon liebgewonnen haben, kommt wie gerufen. Er berichtet auch
über allerhand Unglücksfälle in der Wirtschaft. Es stellt sich aber schließ-
lich heraus, daß das Alles nur eine Komödie war! Die Wirtschaft blüht
und gedeiht; Nieke und Johann haben lediglich auf Herrn Kufsteins Befehl
die erfundenen Hiobspostcn gebracht. Kufstein redet seiner Anna nun schwer
ins Gewissen, sie möchte doch ja den reichen Ferchland heirathen. Er hat
vernünftige Ansichten, dieser Herr Kujstein. Er sagt zu seiner Tochter:
„Das Glück ist nur zu finden in der Liebe,
Fehlt's beiderseits nicht an dem nöth'gcn Kies,
Scheint auch der Himmel manchmal noch so trübe,
Das Geld gehört zum wahren Paradies."
Der zweite Act führt uns tiefer in die Verwicklung hinein. Der
Zufall und Herr Carl Villain will es, daß König Friedrich nach Woifelwitz
kommt, und mit ihm Wilhelm Kappel, der des Königs Leibjäger geworden
ist. Der König, obwohl er zur angegebenen Zeit der Handlung noch ein
Mann in den allerbesten Jahren war, wird immer der „alte Fritz" genannt.
Seine Leutseligkeit äußert sich in allen möglichen liebcnswcrthen kleinen Zügen.
Es thut ihm leid, daß Kappels Braut sich mit einem Andern verlobt hat,
aber als Philosoph tröstet er sich und Andere, und vom Volke verabschiedet
er sich mit den erhabenen Worten:
„Lebt Alle wohl denn, heiter seid nicht wenig,
Nicht jede böse Kugel macht ein Loch"
worauf das Volk begeistert einstimmt in den Ruf:
„Hoch soll er leben, unser guter König!
Er lebe hoch, er lebe dreimal hoch!"
Das ist die Handlung des zweiten Actes.
Der König ist auf dem Schlosse von Woifelwitz abgestiegen, dessen
Wirth, Naron Warkotsch, österreichische Sympathien hegt. Die Baronin theilt

1,(12 Paul Lindau in Verlin.
diese Gesinnungen, und Philipp ist sogar Lieutenant in österreichischen
Diensten. Diese drei brüten Verrath gegen den König. Ter alte Baron
vermißt in seinem Sohn noch die nöthige Begeisterung und tlagt über die
Thatlosigkeit der Jugend:
„Was sind dagegen heute unsrc Jungen
Für Schwächlinge, milchfarben uon Gesicht,
Mit Hasenherzen und geschwächten Lungen —
Ein morsches Nauwcrl, das leicht wanlt und blicht!
Kein Kern! Kein Leben! Kein lebcmd'gcr FuntVn,
Zur stolzen Orif lamme angefacht! . . ."
Ich streite nicht gern, aber ich muß sagen, dieses letzte Bild erscheint
mir doch gar zu kühn! Ich habe mir gedacht, daß Oriflamme eine Fahne
sei. Der Dichter meint aber, eine solche Oristamme lasse sich wie jede belie-
bige andere Flamme aus Funken anfachen. Das ist sehr kühn und erinnert
an die ungedruckten Gedanken irgend eines Collaborators: „Die Hausfrauen
klagen über die hohen Fleischpreise — es ist natürlich: wie kann ein
Schlächter auch ein Guter sein?" — oder: „In der idealen Verklärung
als Engel besitzt der Mensch zwei Flügel — in seiner irdischen Unvoll-
kommenheit muß er sich oft mit einem Pianino begnügen." — oder: „Die
Magnetnadel weist nach Norden, die Reclame der goldnen Hundeitzehn nach
Westen" :e. Nach diesem Verfahren darf allerdings auch der Dichter sagen,
daß aus Funken eine Oriflamme angefacht werden solle. Aber die Kühnheit
ist eine der charakteristischen Eigenschaften unseres Dichters, z. B. auch die
Kühnheit in der Orthographie der Fremdwörter. Der Adjutant des
Königs klagt darüber, daß ihn der Wirth, Baron Warkotsch, „anigirt".
Offenbar hat Herr Villain eine Ehrenrettung unseres heimischen Dialektes,
dem man zum Vorwurf macht, daß in ihm das G wie I ausgesprochen
werde, unternehmen wollen — Herr Villain schreibt „anigiren", wie jetzt
jeder Gebildete schreiben müßte. Ebenso kühn ist seine Benutzung der
Classiker. Schiller war zur Zeit der Handlung doch erst zwei Jahre alt:
das verhindert aber nicht, daß derselbe Adjutant im Jahre 1761 schon aus
der „Glocke" citirt:
„Selbst Weiber, sagt man, werden zu H»änm."
Dieser Adjutant warnt den König vor seinem Wirthe, aber der König
denkt nur an seine Mutter, denn:
„Das Herz schlägt wärmer untcr'm rauhen Helme,
Schlicht es das Thcuerste, die Mutter ein! —"
Der vierte Aufzug führt uns wieder in die Idylle. Ein neckischer
Auftritt zwischen Johann, dem Großknecht, und Nicken mit dem leisen
Schritt eröffnet denselben. Johann liebt Nieten und er drückt das so aus:
„Ich schwöre Dir's beim Schimiml, unsci'm Vlaucn,
Wie dem nach Hafer, fleht nach Dir mein Sinn!"
Als Gegensatz zu dieser Liebcsscue spielt sich zwischen Kappel und

Allerlei Gedichte aus Nord und Süd, 1,03
Anna eine ernstere, bewegtere ab. Kappel schlägt die wärmsten Töne der Leidenschaft an:
„Und so lamm' ich und mache Dir Visite.
Ich weih, Du schenktest einst mir Dein Vertrau'«:
Zahlt für Dein Herz auch Ferchland höh'rc Miethe,
Vielleicht kann ich doch noch auf Hoffnung bau'n!"
Die Sache ist nun die: der König soll auf eine Jagd gelockt, soll überlistet und gefangen genommen werden. Welche Rolle Kappel und Ferch-
llnd bei dieser Gelegenheit spielen, das will ich hier weiter nicht verrathen;
lurz und gut: sie gehen auf die Jagd, der König unterhält sich mit der Baronin, und die Baronin als vornehme Frau weiß sehr gründlich Bescheid.
Huldvoll sagt Se. Majestät:
„Das zeugt nicht wenig von hohem Int'ressc,
Das Sie für Jagd bekunden, beste Frau! —
worauf der Baron einfallt:'
„Es liegt in der geborenen Eomtsse
Einmal so drin!"
Es liegt nun einmal so drin! So sind diese Aristokraten.
Durch Kappels Treue wird der Anschlag vereitelt, die Verräther werden abge-
straft, der König vermählt Anna mit dem treuen Leibjäger, und die Sache ist aus.
Nur an wenigen Beispielen habe ich auf die Eigenthümlichkeit dieser patriotischen Dichtung hinweisen wollen; aber diese wenigen Stellen werden Ihnen schon genügen, um Ihnen zu beweisen, daß echter Preußengeist aus diesem Schauspiel spricht.
Auf den Sänger aus Mitteldeutschland will ich nur mit wenigen Worten hier verweisen. Er heißt Hermann Rudolph, und sein Wert, „Bilder und Klänge aus Gera", das von ihm selbst gedruckt worden ist, ist zum großen Theil in der reußischen Mundart jüngerer Linie abgefaßt. Ter llnmuthige Band ist Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten Heinrich XI V. iu tiefster Ehrfurcht gewidmet. Ter Dichter und Trucker ist ebenfalls ein guter Patriot. Das zeigt schon sein erstes Gedicht: „Kaiser und Papst". Er läßt darin Pius IX., wie dies schon einigemale vorgekommen ist, au die Himmelsthür pocheu. Um nun klar zu machen, daß unser Kaiser Wilhelm trotz des Culturklmpfes in gutem Einvernehmen mit dem heiligen Petrus und der Jungfrau Maria steht, hat der Dichter den hübschen Einfall gehabt, die Beiden mit preußischen Orden zu schmücken. Man kann sich das Erstaunen des Papstes bei diesem allerdings unerwarteten Anblick denken.
„Du klagst nun an dem höchsten ilrte,
Denkt er, und geht zum Himmel frei:
Herr Vctrus öffnet ihm die Pforlc:
Jedoch — wie seufzt er: .Steht mir bei!"
Als er im klaren Sonnenlichte
Das Ordcnslreuz ‚Pour lc meritc>,
Gleich einem Wort uom Weltgerichte,
An Petrus hcil'gem Knopfloch sieht.

^OH Paul lindau in Verlin.
Und jener selbst — macht ein Honncur,
Wie ob's im Dienst ein Prcuhe war'."
Sein Erstaunen wird noch größer, als er nun in den Himmel eintritt
und die heilige Jungfrau vor sich erblickt:
„O weh! wie ist er bald erschrocken!
So plötzlich lam's, was ihm geschah,
Als er den schwarzen Adlcrordcn
Am Busen der Maria sah."
Ich will die Willung nicht verderben und breche schnell ab. Ich muß
Sie ja auch noch mit einem echten Sohne Süddeutschlands bekannt machen,
der eine noch viel ausgeprägtere Physiognomie und ein viel charakteristischeres
Wesen besitzt als die Dichter, von denen ich bis jetzt gesprochen habe.
Thumser heißt er, Königlich bayerischer Hauptmann z. D. ist er, und
„Hermanill" heißt sein Lied. Zu München ist es erschienen im Jahre 1880
und in allen Buchhandlungen für vier Marl zu kaufen. Herr Thumser ist
Soldat und Dichter wie Körner, wie Strachwitz, wie Kleist; Leyerund Schwert ist
sein Leben. Ein ganzer Mann, ein energischer Mann, mit klaren, wenn auch
nicht sehr freundlichen Ideen, mit einer bestimmten düstern Weltanschauung, mit
einer Keckheit in der Sprache, der Wortbildung, der Orthographie und Grammatik,
die ganz erstaunlich genannt werden kann. Gleich in dem ersten Gedichte
finden wir bei der Schilderung der heimkehrenden Cherusker die Verse:
„Da wurde gemundscht, durchcinandrrgcbuntscht
Und Heil, und Glück und Segen gewünscht —"
die uns einen guten Vorgeschmack der Genüsse geben, die unser beim Durch-
lesen des Werkes harren. Das umfangreichste Gedicht, welches Timmsers
gefammte Weltanschauung wiedergiebt, heißt „Traumgesichte"; es ist siebzig
Druckseiten lang. Sehr viele der interessantesten Verse kann ich hier nicht
mittheilen, sie sind wirtlich zu stark in der Form und im Ausdruck. Außer»
dem muß ich offen bekennen, daß mein Verständnis; zu der Höhe der von
Thumser aufgeworfenen dichterischen Probleme nicht immer heranreicht. Herr
Thumser träumt, und er sieht im Traume in charakteristischen Gestalten unser
ganzes Jahrhundert an sich vorüberziehe». Die meisten dieser Gestalten sind
schreckliche Verbrecher. Einen derselben schildert er uns:
„Statt männlicher Entschlossenheit
Treibt er das Werk: Nathlosigkeit.
Ein Zwerg im Thun, ein Nies im Misteln,
An Fleiß der Wespe gleich im Schrifteln,
Hilft er als Kuppler bcideiscit
In dieser Vcrgbegattungszeit,
Und wird Hcbammendicnst gewähren,
Wenn Spinnncngift die Verg' gebären,"
Ich gestehe, daß ich das nicht vollkommen verstanden habe. Hier ist
der Rede Sinn etwas dunkel; bisweilen aber ist Herr Thumser deutlich,
ganz deutlich, z. B. in den folgenden Versen:
„Die Leute sind hier wohlbeleibt,
Man sieht's, das; sie kein Hunger Ineipt,

Es glänzen ihnen roth, gleich Lichtern,
Nie Wangen in den Angesichtern."

TII kann von einem Mißverständnis; nicht die Rede sein. Herr Thumser
findet offenbar an Fischart und Abraham a Sancta Clara großes Wohl-
gefallen. Lesen Sie z. V. folgenden merkwürdigen Vers:

„Man warf ihn in den Fcucrofrn
Der Schamgluth zu Groftandrohhofm,
Zu Grobenhausen, Tiickewitz,
Zu Schreiauf, Fahran, Augcnblitz,
Umringte ihn mit Leoparden
Und Tigern, die schon drauf warten,
Ihn durch Cchandnrmciie Gewalt
Zu führen in die Irrenanstalt."

Ich sagte schon, Herr Thumser ist auf nichts gut zu sprechen
und besonders nicht auf Preußen. Wie er von der Regierung Friedrich
Wilhelms IV. spricht, kann ich hier nicht einmal andeuten. Aber nicht nur
diese, auch unsere neueste Zeit findet in dem bayerischen Offizier einen un-
versöhnlich strengen Richter. Man muß zugeben, Herr Thumser ist schwer
zufrieden zu stellen. Er tadelt zunächst den Krieg gegen Dänemark und
den Bund zwischen Preußen und Oesterreich:

„Durch Briiderbeisland wären schon
Die Unrechlforderer entfloh'!!,
Nenn nicht ein Paar von schwarzen Aaren,
Die einem weiften dienstbar waren,
Die Wage der Gerechtigkeit
Verschoben halten . . .

Jedoch das schwarze Ndlcrpaar,
Das, feit's besteht, zwicträchtig war
Und nur zum Raube sich vereint,
No ihm ein Fang recht leicht erscheint,
Vereint sich, ein Zaunlöniglein,
Anfangs beschüft, in Stnckrlcin
Zu reiften und sich in die Beute
Zu thcilen mit Schwnrzadlcrfrcude."

Er tadelt aber auch de» Krieg von 1866:

„Der Brudermord hat sich erneut
Den Abel Kain neu todthäut,
Atreus, Th>icslcs neu sich bieten
Das Fleisch der Kinder, das sie brieten.
Etcoklcs und Poliniz
Einander bieten sich die Spitz';
Don Cäsar und Emanucl
Sich baden im Vlutbrudcröl."

Er tadelt aber auch den Krieg von 1870—?I. Er ficht, immer im
Traum, Cyklopcn und:

„Noch eh' er solche recht uesch'n,
Sic bleiben schon laut heulend sleh'n,

^06 Paul lindau in Verlin.
Eröffnen ihre Schlangcnbüäuche
Gebührend ein zahlloses Gekrcuche
Von wimmelnden, stets sich ändernden Haufen,
Forcllcngleich glitzernd, sich schlängelnd wie Schlaufe»,
Sich windend durch die fruchiigen Fluren,
Die sie zertreten gleich Wisenten, Urcn."
Er tadelt auch die Pariser Belagerung:
„In einen Käfig eingezwängt,
Von Pol>iphcmcn rings umdrängt
Die Eingekeilten hungern müssen.
Maus', Ratten werden Leckerbissen
Mit dreifach schwerem Gold bezahlt
In der Herrschaft der Kricgsgcwalt."
Er tadelt die Begründung des deutschen Reiches mit Ausschluß von
Österreich:
„lim Deutschlands Spaltung festzumachen,
Lieft sich der Sieger mit einem Schwarzdrachen
Im Wappen die Kaiserkrone versprechen,
Die der noch besitzt uon zwei Schwarzbrachen,
lim deren Vcsitz die Kaiser die beiden
Auf's Neue wiederum miisscn streiten."
Er tadelt natürlich auch den Krach; er tadelt, daß Deutschland von
der Weltausstellung sich ausgeschlossen hat; er tadelt die deutsche Kunst:
„Betrachte ich die altern Säle,
Find' ich uiel bessere Gemäle . . .
Viel schön're Menschen, als hier sind,
Man fast in jeder Bicrstub find't,
Und sicherlich auf jedem Ball
Gibt's schon'rc Wesen dutzcndmal,
Wie die uon Künstlern dargestellten,
Zu Schönhcitsgöltinnen gewählten,
Sie haben Alle einerlei
Gesichter, Mienen, Lcibsgebäu."
Er tadelt die Professoren der Aesthetit, ihre Bücher und ihre Personen:
„Wenn man die Schreiber selbst anschaut,
So schaudert einem fast die Haut.
Wie Sh>)lock, schielend, sie aussch'n . . ."
Er tadelt auch deren Frauen und die Mode:
„Auch der Acsthctilprofccssoren
Hlludfraucn haben selbst erkoren
Die Moden, die uon Aussen kommen,
Trag'n Krinolincn uorn Einkommen
Der-Männer, sowie Schenkelfcsseln,
Kehrbesen gleich, die thun entfesseln,
Den Staub, als wenn Schwadronen kämen,
Die Aussicht Anderen zu nehmen."

Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. ^0?

Er tadelt auch die Schulen:

„Denn strts, wo uiele Schulen sind,
Da wird der Geist der Völler blind, . . .
Heroen Hot es nur genbcn,
Als schullos war der Völker Leben,"

Er tadelt mit einem Worte alles, was geschehen ist, und was besteht;
es muß „allcns verruugcnirt", es muß alles anders werden: neue Zustände,
neue Menschen müssen geschaffen werden, und der Nichter Thumscr will zu
diesem großen Neformationswerke gern das Seinige beitragen. Ob er auch
cm uusre unglückliche Orthographie, die sich in der letzten Zeit so mannig»
fache Quälereien hat gefallen lassen müssen, die bessernde und umgestaltende
Hand legen will, weiß ich nicht. Jedenfalls ist die Schreibweise des Herrn
Thumser eine ungewöhnliche und wahrt sich, namentlich in den Fremd-
wörtern die stolzeste Selbständigkeit. Keiner der preußischen Kameraden des
bayerischen Hauptmanns schreibt so wie Herr Thumscr. Die Orthographie
der Fremdwörter ist vielleicht auch eiu bayerisches Nefervatrecht. Unser
Dichter bringt die bekannte englische Mehlspeise mit „plump" in Verbindung
und schreibt „Plumppudding", den frischen Seewind mit dem Schnupfen,
er schreibt also „Priescnwiud" anstatt „Brise"; er schreibt „schönircn" anstatt
„gcniren". „manöbriren"; der Plural „Passiva" genügt ihm noch nicht, er
macht noch einen neuen dazu und schreibt „Passiva" :c.

Unser Dichter führt, wie Sie gesehen haben, eine wuchtige Sprache,
und wenn man einige seiner Gedichte gelesen hat, so hämmert es uns im
Kopf; wir verlangen nach fanftercn Tönen, nach harmloseren Weisen, und
ein Dichter Österreichs ist es, der uns von den dornigen Pfaden, auf die
der bayerische Pessimist uns geführt hat, wieder auf blumige Auen zurück-
führt und Rosen auf unfern Weg streut. Franz Zablatzky, dem wir das
Werk „Traum und Leben, ein Cyclus neuer Dichtungen" zu danken haben —
Kremsier, im Selbstverläge des Verfassers — ist ein vielseitiger Dichter.
Gleich das tieffinnige Motto, welches die Sammlung eröffnet, läßt uns etwas
Ungewöhnliches erwarten:

„Das Leben ein Traum: — doch wnrc es nie,
Dann lohnte zu leben, es oft nicht der Mich." —

Seit einigen Wochen denke ich beständig über diese Sentenz nach, und
bin bis heute Nachmittag noch nicht in ihre Tiefe gedrungen. Aber ich
habe Vertrauen zu Herrn Zablatzky. Er wird wohl Recht haben: wenn
das Leben nicht wäre, dann wäre es überhaupt nicht der Rede werth, zu leben.
Die Lyra unseres Dichters ist reich besaitet; für das Epos, die Elegie,
die Lyrik, für Ernstes, Grausiges, Neckisches, für alles, was des Dichters
Herz bewegt, hat fie den rechten Ton — ich weiß nicht, ob ich den großen
erzählenden Dichtungen oder den kürzeren freundlichen Tändeleien den Vorzug
einräumen soll. Mit beiden will ich Sie wenigstens oberflächlich bekannt zu
machen suchen.

^08 Paul lindau in Verlin.

Eines der größeren Gedichte heißt: „Marcella die Sclavin". Der Dichter geleitet uns auf einen Sklavenmarkt. Als tiefer Menschenkenner führt er uns verschiedene weibliche Charaktere vor, Weiber von soliden Grundsätzen und andere:

„Nie Eine jammert laut,
Ihr macht das Feilschen heiß,
Die Andre lacht und schaut
Und gibt die Reize preis!
Gar manche windet sich
Und hüllt den Busen zu,
Manch' Andere denket: Ich?
Ich füge mich in Ruh. —"

Es ist auch ein Käufer da, dem aber keine der Sklavinnen so recht gefallen will. Der Verkäufer preist seine Waare mit schaudererregendem Cynismus an, namentlich eine rühmt er mit Worten, die ich nicht wiederholen mag; das mildeste Sol>, das er ihr spendet, ist:

„Da steckt viel Gluth darein! —
Die hat Temperament."

Es ist Marcella. Als der Fremde diesen Namen hört, schaudert er. und das Weib

„— wankt bleich zurück
Mit tief zerknirschtem Leib!"

Alle möglichen Leiber kann ich mir vorstellen, aber einen tief zerknirschten — ich muß gestehen, daß meine Phantasie nicht so weit reicht. Das Weib ruft: „Arthur!" und stürzt besinnungslos zu Boden. Man erräth schon den fürchterlichen Zusammenhang: Marcella ist Arthurs Weib. Sie ist ihm eines Tages durchgegangen. Ihre Reue ist tief, und sie findet dafür den folgenden herzerreißenden Ausdruck:

„Nicht ich allein bin Schuld,
Du bist es mehr als ich,
Lansi litt ich in Geduld,
Eh' ich uon banne» schlich."

Sie erzählt ihre traurige Geschichte und Arthur läßt sich rühren:

„Da regt sich in der Brust
Des Mannes wohl die Pein,
Doch drückt er sie mit Lust
An sich — und ließ es sein. —"

Ein ruhiger, vernünftiger Mann, dieser Arthur! Er läßt es eben sein. Was kann da sein! Diese versöhnliche Stimmung, die aus den meisten Gedichten des Herrn Iablatzky spricht, berührt den Leser ungemein wohlthuend. Aber bisweilen kann er auch düster und schauerlich sein, wie in dem schönen romantischen Gedichte: „Die wüste Mühle" — dieser Titel sagt genug wohl schon. Der Ort der Handlung ist, wie ebenfalls aus dem Titel hervorgeht, eine wüste Mühle. Es ist Winter, es ist Weihnacht. Der Wind braust; es ist grimmig kalt. Der Müller, sein Weib und sein

Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. 1,09
Kind haben keinen Weihnachtsbaum angesteckt; sie wollen sich eben zur Ruhe begeben, da klopft man an die Thür, und herein tritt ein junger Mensch, der von der Kälte ganz erstarrt ist. Der Müller ist ein gastfreier Manu, die Lampe, die schon am Ausgehen war, wird wiederum gespeist:
„Tann zog man auf den Lampendocht
Und brachte noch zu Tisch
Gar manches — was man nur vermocht —
Auch ohne Weihnachtsfisch."
Also Karpfen gab es nicht, aber der Jüngling lebt dessen ungeachtet wieder auf, und trinkt soviel
„Wic's nur mit Anstand ging . . .
Doch als die würz'ge Suppe kam
Und das gesott'ne Ei,
Da erst schlich Vertha, wol mit Scham
Und schüchtern auch herbei."
Vertha, die gleichzeitig mit dem gesottenen Ei erscheint, ist die Tochter, und sie macht auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck. Aber es wird spät, man muß sich zu Bett legen. Der Jüngling ist offenbar nicht sehr selbständig — die Frau Müllerin bringt ihn zu Vett wie ein kleines Kind:
„Man hat zum Schluß den Jüngling warm
In's Federbett gelegt,
Na tißtc ei der Müll'rin Arm,
Die ihn so wohl gepflegt."
Am andern Morgen steht er wieder auf. anscheinend ohne fremden Beistand. Er nennt sich Karl und zieht darauf von dannen. Eines schönen Tages kommt er wieder. Vertha hat immer an ihn gedacht, und nun ergießt sich auch sein Herz
„Im heißen Liebeschwur,
Und unter Kuß und leisem Scherz
, Macht Vertha er die Cour."
Er kann aber noch immer nicht bei ihr bleiben, denn er muß erst noch sein Examen machen. Da bricht der Krieg von 1866 aus. Die Mühle wird zerstört, sie brennt auf; man glaubt, es seien die Preußen gewesen. Der obdachlose Müller und sein Kind müssen bei den reichen Nachbarn sich bergen, der auch Müller ist. Der reiche Müller hat einen Sohn, der für Berthas Reize ebenfalls nicht unempfänglich ist:
„Und, der vom Herzen ihr verhaßt,
Der rohe Müllerssohn,
Hat sie nun stündlich angefaßt
Mit frechem Blick und Hohn."
Das würde ich mir selbst von meinem Nirthe nicht gefallen lassen — sich stündlich anfassen zu lassen!
Nun kommen preußische Jäger, an ihrer Spitze Karl, der Reserveoffizier ist. Er ermittelt, daß die wüste Mühle nicht von den Preußen, sondern von dem rohen Müllerssohn, der Vertha stündlich anfaßt, in Brand gesteckt

^0 j)a»I lindau in Verlin.
ist. Karl heirathet denn also auch Nertha nach einiger Zeit und den Mullers-
sohn ereilt die Rache:
„Nenn, in der Näh der wüsten Mühl'
Stand tief ein Baum gesenkt,
Dort bat sich — düster im Gefühl,
Der Mi'illcissohn erhenlt."
Vielleicht noch bedeutender sind die neckischen Lieder. Gleich das zweite
Gedicht der Sammlung ist eine Perle, es heißt: „Die Schwimmer". Ter
Dichter schildert, wie er mit seiner Geliebten sich auf den Wellen schaukelt.
Beide müssen vorzügliche Schwimmer sein, sie schwimmen thatsächlich
stundenlang.
„2ic tauchte die reizenden Glieder
Gar tief in die Fluthcn hernieder
Und schwamm — eine Göttin herauf!
Mir schwanden vor Wonne die Sinne,
Ich hielt in der Freude nicht inne —
Und sprang ihr zur Seite darauf!"
Es wird ihnen ein bischen kalt, aber sie erwärmen sich:
„ . . . wir küßten uns heiß!
Umschlängen die Glieder und spielten
Mit Blumen und Locken und fühlten
Noch weder Ermüdung noch Schweif:! —"
Sie tauchen auch, unter dem Vorwande nach Muscheln im Grunde zu
suchen, und treiben sonst allerhand Kurzweil. — Sechszig Verse lang schwimmen
sie durch Gärten und Auen, um die Mühle, tauchen :c.
„Wir schnellten doch wieder zur Höh'
Tic Herzen, die schlugen und hüpfen
Und, als aus den Fluthen wir schlüpfen,
Da waren wir weiß — wie Schnee! —"
Es muß wunderhübsch ausgesehen haben, und es ist so beruhigend!
Nun regt sich kaum noch die schüchterne Frage: wie waren sie vorher?
Von üppigster Phantasie ist die andere poetische Tändelei „volcs Ku-
uients." Ter Dichter ist in einer jener herrlichen Stimmungen, wie sie nur
die Dichter haben:
„Ich bin ein König, stolz und gros,,
Im Monde liegt mein Königsschlost,
Mein Banner flaggt auf jedem Meer',
Die Schiffe sind uoll Pech und Theer! . . .
Appae Schmerz aus meiner Brusi! . . ."
Warum das „Appae" heißen soll, ist mir nicht ganz klar, vielleicht
meint der Dichter apa^!
„Ich bin ein König, mein Gebot
Gibt den Geschöpfen Leben, Tod,
Es kostet einen Federstrich
Und schon kreist eine Welt um mich!"

Allerlei Gedichte aus Nord und Süd, ^^
Und nun kommt die vom Dichter durch den Federstrich geschaffene Welt:
„Die Grazien mit schlankem Leib,
Wie herrlich — so ein blankes Weib! —
Gar schmucke Dirnen diese Drei,
Da kann man sch'n doch allerlei! —
Die Nymphen (sio) und die S>>lfcn — leicht
Ob die alljährlich geh'n zur Reicht?
Da mo'cht' ick gerne Pater sein,
Mit ihnen flüstern, — doch allein. —"
Das glaube ich, Herr Znblahty ist gar kein Kostverächter! Auch mit
der Venus schäkert er.
„O wonneu oller Augenblick!
O siiher Traum, entschwinde nie!"
Aber er weiß auch seine Würde zu bewahren. Er erzählt uns, wie
er einst Wache stand. Da sieht er ein Gespenst kommen. Er legt an und
er hört eine feine Stimme:
„Macht doch lein so groß Getöse!
Ich suche nur — den Herrn Lieul'nant —"
Herr Zablahky durchschaut die Situation sofort, und er macht der
Dame einen Vorschlag, der sich hören läßt:
„Ach ja, Du kommst, um leis' zu scherzen,
Mein Puppchen — willst zum Herrn Lieut'nant?
Kannst ruhen auch — an meinem Herzen
Mein siißes Lieb, — reich mir die Hand!
Da fällt des Lieut'nants schwere Rechte
Wie Vlei auf meine Schulter hin:
He! He! Du bist ein feiner Hechte; —
Ich sah, — wie seine Augen gliih'n! —"
Der Lieutenant verschwindet mit dem „Geist im Nachtgewande". Herr
Iablatzti bekommt Arrest; aber er rächt sich:
„Doch — als es einstens wieder spuckte,
Ich wieder auf der Wache stand.
Da zahlt' ich's heim — denn die Verrückte —
Die wies ich ab mit kalter Hand! —
Ich wies sie ab — mit kalter Hand!
Diese Dichtungen sind sammt und sonders für die Lectüre und den
mündlichen Vortrag bestimmt. Herr Zablchky hat aber auch Dichtungen für
die Musik verfaßt, z. V. ein Lied „Auf der Haide", von dem er wünscht,
daß es für „Damenchor in D°Dur" componirt werden folle. Woher diese
eigenthümliche Vorliebe für D-Dur stammt, habe ich nicht ermitteln tonnen.
Aber der Dichter wird jedenfalls seine Gründe dafür gehabt haben.
Bei einem anderen Liede, „Liebesgram", macht er die Vorschrift, daß der
Schluß „vom gemischten Chor im Fortissimo" gesungen werde; und
der heißt:
„Wo jetzt die Trauerweide rauscht,
Hat sie so oft auf ihn gelauscht."
Noid und ZU», xxm, «?. 8

^2 f>aul lindau in Verlin.

Man denke sich das in Fortissimo. Weshalb das die Leute so laut
schreien sollen, weiß ich auch nicht. Ein drittes Lied für Solo und Chor
heißt: „Frisch vom Zapfen“. Es ist ein Trinklied, und da entfesselt sich
der ganze wilde, unbändige Humor unsres Dichters:
Solo; Holt! Ich dächt' — cs sei genug.
Trink' ich doch den zehnten Krug!
Freunde, helft, denn mir wird bang,
Fühl' zum Schlimmen großen Drang!
Ach! Das Grimmen in dem Vauch:
Und der Schädel dreht sich auch.
Komm' nach Haus ich lebend nur,
Nimmt das Weib mich in die Cur!
Chor: Was zum Teufel ficht dich an,
Sind wir besser denn daran? . . .
Denn wir wackeln — wackeln auch,
Und — das Wetter in dem Vauch,
Wcnn's im Vauch so knurrt und kracht,
Dank' schön — für die schöne Nacht!
Ich breche ab; denn ich glaube nun wirklich für Ihre Belehrung mehr
als genug gethan und Sie auf lange Zeit hinaus mit anregender geistiger
Nahrung versorgt zu haben. Ich tonnte noch manche ernsthafte Be-
merkung hier anschließen, aber dann würde ich wohl die Aufgabe, die Sie
mir gestellt haben, verkennen. Sie sind ja der Ansicht, daß in manchen
Fällen der Hinweis schon eine Kritik ist; und Sie glauben vielleicht auch,
daß es unter Umständen für andere ganz nutzbringend sein kann, wenn sie
sehen, wie ihre Collegen in Apoll verfahren. Diese sehen sich dann viel-
leicht ihre eignen Verse etwas genauer an und fühlen im eignen Auge zum
mindesten den Splitter. Dann fragen sie sich vielleicht auch, ob man seine
Zeit nicht vernünftiger anwenden kann als dazu, daß man unter er-
schwerenden Umständen sagt, was eigentlich gar nicht gesagt zu weiden
braucht, sie werden zurückhaltender in ihrem Umgang mit der Muse, brauch-
barere Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und überlassen das Reimen und
Dichten denen, die was davon erkannt. — Ich wage Ihnen am Schluß
dieses langen Briefes kaum Auf Wiedersehen! zuzurufen; denn an dieser
Stelle muß ein solcher Brief eine Ausnahme bleiben, der die Regel der ernst-
haften Besprechungen bestätigt. Wenn also überhaupt auf Wiedersehen, dann
über Jahr und Tag!
In alter Gesinnung
der Ihrige
P. 2.

^

Aus Heinrich von Kleists sebens- und siebes-
geschichte.

Ungedruckte Vriefe des Vichters.

herausgegeben von

Itarl Biedermann.

— teipzig. —

«Schluß.)

Verlin, den 11. Januar 1801.

Liebe, thcurc Wilhclmine!

», wenn Du mir so aus Deinem Herzen zu meinem Herzen schreibst,
so mus, ich Dir gleich antworten, und wenn ich noch zehn Mal mehr zu
thun hätte. O wie schmerzt es mich, dah ich vorgestern in meiner üblen
Laune jenen trüben Brief an Dich abschickte, den Du gerade heute empfangen
haben wirst, gerade heute, wo ich den Deinigen empfang, der mir so herr-
lich den Muth und die Liebe uon Neuem belebte. Verzeihe mir diesen letzten Aus-
bruch meiner Unzufriedenheit mit mir, antworte mir gar nicht auf diesen Brief, ver-
brenne ihn lieber ganz und lies dafür diesen «cht oft durch, den ich froh und heiter
und mit Innigkeit für Dich niederschreibe.

— Als ich soweit geschrieben hatte, klingelte Jemand; ich mache auf, und wer
war es? Dein kleiner Bruder uon den Cadctten, den ich noch nie sah und jetzt zu
sehen mich sehr freute. Er wollte Carln besuchen, der aber nicht zu Hause war. Ich
»heilte ihm, an Carls Stelle, Nachrichten uon seiner Familie mit, tüsste dann den
kleinen Schwager, (der Icttchen gleicht und dessen Gesicht etwas Gutes verspricht),
leuchtete dann dem armen Jungen durch die öden, noch nicht bewohnten Zimmer und
Treppen dieses Hauses, und kehre nun wieder zu Dir zurück. —

Ja, liebes Mädchen, so oft ich Dir gleich nach Empfang Deines Briefes antworte,
kannst Du immer überzeugt sein, daß er mir herzliche Freude gewahrt hat; nicht etwa,
weil er schön oder künstlich geschrieben ist — denn das achte ich wenig, und darum
brauchst Du Dir wenig Mühe zu geben — sondern weil er Züge enthält, die mir
Dein Herz liebenswürdiger und Deine Seele ehrwürdiger machen. Denn da ich Dich
selbst nicht sehen und bcurthciln kann, was bleibt mir übrig, als aus Deinen Briefen
8»

I^H Heinrich ron Kleist. —

auf Dich zu schlief;«!? Dm» das glaube ich thun zu dürfen, indem ich Heine Worte- nicht bloß für Worte, sondern für Deinen Schattenriß halte. Daher ist mir jeder Gedanke, der Dich in ein schöneres Licht stellt, jede Empfindung, die Dich schmückt, thcu^r, wie das Unterpfand einer That, wie das Zeichen Deines moralischen Werthes; und ein solcher Brief, der mir irgend eine schöne Seite Deiner Seele zeigt und da- durch unwillkürlich, unerwartct, überraschend mir das Bewußtsein Dich zu besitzen^ plötzlich hell und froh macht, ein solcher Brief, sage ich, wirkt auf meine Liebe, wie ein Oc^llropfcⁿ auf die «erlöschende Flamme, die uon ihm benetzt plötzlich hell und lustig wieder hc^rauflodcrt.

Ja, liebe Nilhclmine, wenn jemals die Erinnerung an Dich in mir immer kälter und kälter werden sollte, so bin ich in meinem heiligsten Innern überzeugt, daß es einzig Deine Schuld sein würde, nie die mcinige. Nur dann könnte und müßte ich gleichgültig gegen Dich werden, wenn die Erfahrung mich lehrte, dnß der Stein, den ich mit meiner ganzen Seele bearbeitete, den Glanz aus ihm heruorzulocken, kein Edel- stein wäre. Ich würde Dich darum nicht «erlassen, — denn warum solltest Du den Irrthum büßen, den ich beging? Aber unglücklich würde ich sein und Du würdest nicht glücklich sein, weil ich es nicht sein tonnte; denn das Gemeine kann man nur brauchen, nur das Edlere kann man lieben, und nur die Liebe macht das Leben süß. Aber sei der Liebe würdig und nie wird es Dir daran fehlen. Nicht als ein Ge- schenk fordr^c sie uon mir, Tu kannst sie Dir erwerben, Tu kannst sie uon mir erzwingen — und nur so wird sie Dich nnd mich glücklich machen; denn das Herz ist das einzige Eigcnthum, das wir uns lieber rauben lasse», als auf Bitten und Gesuche u^crschnc^tcn. Nie ist es einem Mädchen leichter gewesen, sich die Liebe ihres Geliebten zu erhalten als Dir, denn ganz unglücklich würde ich selbst sein, wenn ich sie Dir je entziehen müßte. Ich würde Dich dann nicht »erlassen — denn meine Pflicht ist mir höher selbst als mein Glück, aber eben das würde mich ganz unglücklich machen.

Daher kann ein Wechsler die Ncchthcⁱt der Banknote, die sein Vermögen sichern soll, nicht ängstlicher untersuchen, als ich Deine Seele; und jeder schöne Zug, den ich an ihr entdeckte, ist mir lieber, ja lieber selbst als wenn ich ihn an mir selbst entdeckte. Manches Mädchen habe ich schon mit Dir uerglichⁿ, und bin ernst geworden, z. B. die L . . . ,, die D und manches ist noch hier in Berlin, daö ich gegen Dich halte, und ernst macht mich jedesmal diese Vcrgleichung; aber Du hast eine jahrelange Bekanntschaft, die innigste Vertraulichkeit, eine beispiellose That und ebenso beispiellose Verzeihung für Dich, und wenn Du nur ein Weniges noch, nur die Aehnlichkeit mit meinem Ideale, nur den ernsten Willen, einst es in Dir darzustellen, in Deine Wag- schale legst, so sinkt die andere mit allen Mädchen und mit allen Schätzen der Erde. Ein Gedanke, Wilhelⁿüne, steht in Deinen, Briefe, der mich mit unbeschreiblicher Freude und Hoffnung erfüllt; ein Gedanke, nach dem meine Seele düstete, wie die Nosc in der Mitlagsgluth nach dem Thau — den ich Dir aber nicht in die Seele zu pflanzen wagte, weil er, wie die Orange, keine Verpflanzung leidet und nur dann Früchte trägt, wenn ihn die Kraft des eignen Bodens heruortrcib^t. — Du schreibst mir, daß Dir jetzt ein Gefühl die Seele bewegte, als ob eine neue Epoche sür Dich anheben würde. Liebe Wilhelⁿiine! Soll ich Dir gestehen, daß ich mich oft schon sinnend mit Ernst und Nehmuth fragte, warum sie nicht schon längst eingetreten war? So viele Er- fahrungen hatten die Wahrheit in mir bestätigt, daß die Liebe inimer unglaubliche Veränderungen in dem Menschen hervorbringt; ich habe schwache Jünglinge durch die Liebe stark werden sehen, rohe ganz weichherzig, unempfindliche ganz zärtlich! Jünglinge, die durch Erziehung und Schicksal ganz uernachlässigt waren, wurden fein, gesittet, edel, frei; ihr ganzes Wesen erlitt schnell eine große Reform und gewöhnlich fing sie bei dem Anzüge an; sie kleideten sich sorgsamer, geschmackuoll^r, gewählter; dann kam die Reform an tum Körper, feine Hallung ward edler, fein Gang sicherer, seine Bewegung zierlicher, osslner, frcimülhig^^r, und hierbei blieb es, wenn die Liebe nicht uon der

Aus Heiniich von Kleists lebens< und liebesgeschichte. ^5
höheren Art war: aber war sie es, so kam nun auch die grosse Revolution an die Seele; Wünsche, Hoffnungen, Aussichten, alles wechselte; die alten, rohen Vergnügungen wurden verworfen, feinere traten an ihre Stelle, die vorher nur in dem lauten Gewühl der Gesellschaft bei Spiel und Wein vergnügt waren, überliefen sich setzt gern in der Einsamkeit ihren stillen Gefühlen: statt der abenteuerlichen Ritterromane ward «ine simple Erzählung von Lafontaine oder ein erhebendes Lied von Holt» die Lieblingslectiirc: nicht mehr wild mit dem Pferde strichen sie über die Landstraße, still und einsam besuchten sie schattige Ufer oder freie Hügel, und lernten Genüsse kennen, von deren Dasein sie sonst nichts ahndeten: tausend schlummernde Gefühle erwachten, unter ihnen die Wohlthütigkcit meistens am lebhaftesten: wo ein Hülflöser lag, da gingen sie, ihm zu helfen: wo ein Auge in Thrnnen stand, da eilten sie, sie zu trocknen. Alles, was schön ist und edel und gut und groß, das faßten sie mit offener, empfänglicher Seele auf, es darzustellen in sich: ihr Herz erweiterte sich, die Seele hob sich ihnen unter der Brust, sie umfaßte irgnid ein Ideal, dem sie sich uerähnlichen wollte. Ich selbst hatte etwas Achnliches an mir erfahren: und nun mußte ich mich wohl bei Nir fragen: Warum — warum —?

Das war meine erste Frage: und die zweite: liebt sie mich etwa nicht? War doch meine erste Ahndung, daß sie mich nur zu lieben glaube, weil ich sie liebe, gegründet? Das, liebes Mädchen, war, im Vorbeigehen gesagt, die eigentliche Ursache meiner Traurigkeit an jenem Abende. Damals wollte und konnte ich sie Dir nicht sagen, und auch seht würde ich sie Dir verschwiegen haben, wenn Du mir den Gedanken nicht selbst aus der Seele genommen hättest. Du selbst fühlst nun, daß Dir eine Epoche bevorstehe, und ich ahnde mit unaussprechlicher Freude, daß es die Liebe ist, die sie Dir eröffnet.

Unsere Väter und Mütter und Lehrer schelten immer so erbittert auf die Ideale, und doch gicbt es nichts, das den Menschen wahrhaft erheben kann, als sie allein. Würde wohl etwas Großes auf der Erde geschehen, wenn es nicht Menschen gäbe, denen ein hohes Vild vor der Seele steht, das sie sich anzueignen bestreben? Posa würde seinen Freund nicht gerettet haben und Max nicht in die schwedischen Haufen geritten sein. Folge daher nie dem dunkeln Triebe, der immer nur zu den» Gemeinen führt! Frage Dich immer in jeder Lage Deines Lebens, che Du handelst: wie könntest Du hier am Edelsten, am Schönsten, »m Vortrefflichsten handeln? — und was Dein erstes Gefühl Dir antwortet, das thue! Das nenne ich das Ideal, das Dir immer vorschweben soll.

Aber wenn Deine Seele diese Gedanken bestätigt, so girbt es doch noch mehr für Dich zu thun. — Weißt Du, welchen Erfolg an jenem vorletzten Abend Dein guter, vernünftiger Roth hatte, doch zuweilen mit Deinem Vater ein wenig zu sprechen? Ich th»t es auf der Stelle.

Daß Du endlich auch jenen guten Räch mit dem Tagcbuchc befolgst, freut mich herzlich und ich verspreche Dir davon im Voraus viel Gutes. An dem meinigcu arbeite ich auch fleißig und aufmerksam und gelegentlich können wir sie einmal, wenigstens stellenweise, austauschen.

Ich eile zum Schlüsse, liebes Minchen, denn es ist spät, und morgen früh kann ich nicht schreiben.

Deine Gefühle auf dem Uniucrsitätsbcrge, Deine Erinnerungen an mich, Deine Gedanken bei dem trockenen Fußsteige, der neben dem beschwerlichen Pfad «»betreten blieb, sind mir wie Perlen, die ich in Gold fassen mögte.

Hier noch einige Nüsse zum Knacken.

1. Wenn die Flamme sich selbst den Zugwind verschafft und so immer höher hcraufloderte, in wiefern ist sie mit der Leidenschaft zu vergleichen?
2. Wenn der Sturm kleine Flammen auslöscht, große aber noch größer macht, in wiefern ist er mit dem Unglück zu vergleichen?

^6 Heinrich von Kleist.

3. Wenn Du dm Nebel siehst, der andere Gegenstände verhüllt, aber nicht den, der Dich selbst umgiebt, womit ist dos zu vergleichen?

Schreibe bald und l'ang und oft, Du weißt warum?

Nachschrift, den 12. Januar 1801.

Als ich oben diesen Brief einsiegcln wollte, reichte mir Karl das Versprochene.

Liebe Wilhelmine, ich lüssc Dich. Das Ideal, was Du für mich in Deiner Seele trägst, macht Dich dem ähnlich, das ich für Dich in der Seele trage. Wir werden glücklich sein, Wilhclmine — o fahre fort, mir diese Hoffnung immer gewisser und gewisser zu machen! Schenke mir oft einen folchen oder ähnlichen Aufsap, der mir, wenn er so unerwartet lommt, wie dieser, das Vergnügen seiner Lesung verdoppelt. Es athmet in dieser Schrift ein Ernst, eine Würde, eine Ruhe, eine Bescheidenheit, die mich mit unbeschreiblicher Freude erfüllt, wenn ich sie mir nn Deinem Wesen dcnle. — Hat Karl vielleicht noch einen Aufsatz bei sich, den er mir erst heute Abend oder morgen früh geben wird —?

Den 21. Januar 1801. Berlin.

Liebe Wilhclmine, ich habe bei Clausius zu Mittag gespeist und mich gegen Abend (jetzt ist es ? Uhr) weggeschlichen, um ein Stündchen mit Dir zu plaudern. Wie froh macht mich die stille Einsamlcit meines Zimmers gegen das laute Gewühl jener Gesellschaft, der ich soeben entfloh! Ich saß bei Minna und das war das einzige Vcrgnügen, das ich genoß— die andern waren lauter Menschen, die man sieht und wieder vergißt, sobald man die Thür hinter sich zugemacht hat. Eine magdeburgische Kaufmannsfamilie waren die Hauptpersonen des Festes. Der Vater, ein Hypochonder, gesteht, er sei weit glücklicher gewesen, als er ehemals nur IOv.tXX) Thlr. besaß,— Mutter und Tochter tragen ganz Amcrla an ihrem Leibe, die Mutter das nördliche Labrador, die Tochter das südliche Peru. Jene trägt auf ihrem Kopfe einen ganzen Himmel von Diamanten, Sonne, Mond und Sterne, und es scheint, als ob sie mit diesem Himmel zufrieden sei, diese hat ihren Busen in zehnfache Ketten von Gold geschlagen, und es hat das Ansehen, als ob er unter diesen Fesseln nichts Höheres begehrt. Man wird, wenn man vor ihnen sieht, ganz kalt, wie die Steine und das Metall, womit sie bepanzert sind. Leckerbissen sind es, die der Fischer über den Angelhaken zieht, damit der Fisch ihn nicht sehe — und auf gut Glück wirft er ihn aus in den Strom — aber wer den Betrug kennt, schaudert: denn so schön der Schmuck auch ist, so fürchte ich doch, daß er an ihnen das Schönste ist.

Doch nichts mehr von ihnen — von Dir, liebes Minchen, laß mich sprechen: ihnen konnte ich aus meiner Seele lein Wort schenken — sür Dich habe ich Tauscude auf dem Herzen.

Ich muß Dir auf zwei Briefe antworten; aber ich kann es nur kurz — über jeden Gedanken mögtc ich tagelang mit Dir plaudern, aber Du kennst es, das Einzige, was ich höher achte. — Nicht verloren nenne ich die Stunden, die ich Dir widme, aber ich sollte sie doch meinen, vielmehr unfern Zwecken nicht entziehen.

Daher hatte ich auch zu Anfange nur etwa auf einen Brief für jede 14 Tage gcrechncti aber wie konnte ich schweigen, wenn Du mir so schreibst. Deinen ersten Brief (vom 15.) empfing ich '/4 Stunde vorher, ehe Clausius' Wagen vor meine Thüre fuhr, mich abzuholen zum Colonie-Ball — o, wie gerne hätte ich mich gleich niedergesetzt, Dir zu antworten. So tief kannst Du empfinden, Mädchen? Ich kenne die Erzählung vom Ins (Ä8Ä3 nicht und weiß nicht, ob sie ein so inniges Interesse verdient, obschon es von einem Schriftsteller, wie Engel, zu erwarten ist. Aber das ist gleichviel — daß Du so tief und innig empfinden kannst, war mir eine neue, frohe Entdeckung. Große Empfindungen zeigen eine starke, umfassende Seele an. Wo der Wind das Meer nur flüchtig kräuselt, da ist es flach, aber wo er Wellen thürmt, da ist es tief. — Ich umarme Dich mit Stolz, mein starkes Mädchen. Der Zweifel, der Dir bei der Lesung des Aetna einfiel, ob ich nämlich nicht gleichgültig gegen Dich

Aus Heinrich von Aleists lebend und liebesgeschichte. ^?
weiden würde, wenn mir Dein Besitz gewiß wäre, möge Dich nicht beunruhigen. Laß nur Liebe immer für mich der Preis der Tugend sein, sowie es die meinige für Dich sein soll — dann wird es immer für uns Etwas geben, das des Bestrebens würdig ist, und wenn es nicht mehr das Geschenk der Liebe selbst ist, die wir schon besitzen, so ist doch die Erhaltung derselben, da wir sie immer noch verlieren können.
Du Host ein gutes Vertrauen zu dem Strome, der die Eisscholle trug, ein Vertrauen, das wir Beide rechtfertigen können und wollen und werden. So weit auch die Klippe hervorragt in den Lauf des Stromes, die Scholle, die er trägt, scheiternd an sich zu ziehen — sein Lauf ist zu sicher, er führt sie, wenn sie auch die Klippe berührt, ruhig fort ins Meer. —
Ganz willige ich in Deinen Vorschlag, eine oder ein paar Wochen mit Schreiben zu pausircn, um nur dann desto mehr schreiben zu können. Sorge und Mühe muß Dir dieser Briefwechsel nie machen, der nur die Stelle eines Vergnügens, nämlich uns mündlich zu unterhalten, ersetzen soll.
Aber ich sehe nach der Uhr, es ist Zeit, daß ich wieder uon Dir scheide. Ich muß wieder zu Clausius, so gerne ich auch bei Dir bliebe. Wann werde ich mich nie uon Dir trennen dürfen?
Den 22. Januar.
Ich komme nun zu Deinrni andern Briefe.
Schmerzhaft ist es mir, wenn Du mir sagst, daß ich selbst an der Vernachlässigung Deines eigenen Acußern Schuld bin. — So freilich, wie Du diesen Gegenstand betrachtetest, kannst Du Recht haben. Du «erstehst unter Deinem Acußeren nur Deine Kleidung, und daß diese nicht mehr so gewählt und precïos ist und nicht mehr so viel Geld, und was noch schlimmer ist, so viel Zeit kostet, daran mag ich freilich Schuld sein und es reut mich nicht. Ich bin immer im Wohnzimmer lieber, als in der sogenannten Putzstube, wo ich mich eng und gepreßt fühle, weil ich kaum auftreten und nichts anrühren darf. Fast auf eine ähnliche Art unterscheide ich die bloß angezogenen und die geschmückten Mädchen. Dieser künstliche Bau uon Seide und Gold und Edelsteinen, die Sorge, die daraus hervorleuchtet, die vergangene für feine Ausführung, die gegenwärtige für seine Erhaltung, die heruorstcchcnde Absicht, Augen auf sich zu ziehen und in Ermangelung eigenen Glanzes durch etwas zu glänzen, das ganz fremdartig ist und gar leinen innern Wcrth hat, das Alles führt auf einen Ideengang, der unmöglich den Mädchen günstig sein kann. Daher schaden sie sich meistens selbst durch den Staat — daß Du aber diesen abgelegt hast, das habe ich nie an Dir getadelt. Ich habe Dich nie ordnungs- und geschmacklos angezogen gefunden, und das würde ich Dir gewiß haben merken lassen; denn eine einfache und gefällige Unterstützung ihrer natürlichen Reize ist dem Mädchen mehr als bloß erlaubt und die gänzliche Vernachlässigung derselben ist gewiß tadelnswürdig. Aber, liebes Mädchen, an Deiner Kleidung habe ich ja nie etwas ausgesetzt, und wenn ich einmal stillschweigend Dich fühlen ließ, daß mir an Deinem Aeußcren etwas zu wünschen übrig blieb, so verstand ich darunter etwas ganz anderes. — Doch dieses ist ja kein Gegenstand für die Sprache, noch uiel weniger für die Belehrung. Diefes Aeuhere kann nicht zugeschnitten werden, wie ein Kleid, es gründet sich in der Seele, uon ihr muß es ausgehen, und sie muß es der Haltung, der Bewegung mitthcilen, weil es sonst bloß theatralisch ist.
Wenn Du mich nicht verstehen solltest, so halte darum diese unverständliche Sprache nicht für Geschwätz. Fahre nur fort, Dich auszubilden, und wenn sich einst auch Dein Sinn für das Schöne erhöht und verfeinert hat, so lies dies einmal wieder, dann wirst Du es verstehen.
Deine Ucbereilung in der Thcegcscllschaft bei Tante Masson darf ich nicht mehr richten; Du hast Dich selbst schon gerichtet. Fahre fort, fo aufmerksam auf Dich selbst zu sein, und wenn auch jetzt zuweilen Blicke in Dein Inneres Dich schmerzen, künftig werden sie Dich entzücken. — Keine Tugend ist weiblicher als Duldsamkeit bei

I. ^8 Heinrich von Kleist.
den Fehlern Anderer. Darüber will ich Dir künftig etwas schreiben. Erinnere mich daran!

Adieu. Ich danle für das Geld, bald empfängst Du es wieder.

H. K.

Straßburg, d. 20. Juni 1801.

Liebe Wilhclmine, ich habe wieder in Mannheim und in Straßburg vergebens nach Briefen von Dir gefragt, und Weih nun seit 5 Wochen nicht, wie Du Dich befindest, wie Du lebst, was Du thust, nichts, als daß Du mich liebst. Diese Nachricht bleibt treuen Liebenden nie aus, und ich hoffe, Du wirst sie auch von mir empfangen haben. Täglich habe ich mit der alten Innigkeit an Dich gedacht und jede einsame Stunde benutzt, meine Wünsche im Traume zu erfüllen. — Im Traume — denn in der Wirklichkeit —

— Ach Wilhclmine, wird es nicht einst einen Augenblick geben, wo wir uns in die Arme drücken und rufen werden: endlich, endlich sind wir glücklich —?

Ich muß von andern Dingen reden. — Ich wollte Dir heute von Strasburg aus einen recht langen Vrief schreiben, wozu ich auch so zinnlich gestimmt war. Aber höre, auf welche Art Du um bisse» langen Brief gekommen bist. Man hat uns hier so viel von den Fricdensfesten, die am 14. Juli in Paris gefeiert werden sollen, uorerzählt, das; wir uns entschlossen haben, die Schweiz im Stiche zu lassen und dirccct nach Paris zu gehen. Nun aber dürfen wir keinen Tag verlieren, um zur rechten Zeit hinzukommen. Wir reisen also in einer Stunde schon ab, und ich nutze diese Frist bloß, um Dir im Kurzen einige Nachricht von mir zu geben. Sobald in Varis das Friedcnsfcst vorbei ist, schreibe ich Dir gleich, und zwar einen langen Vrief. — Ach Wilhelmine, von der einen Seite ist es mir lieb, endlich einmal wieder ein wenig zur Ruhe zu kommen, von der andern ist es mir, als ob sich mein Herz vor der Stadt, die ich betreten soll, sträubte. Noch habe ich von den Franzosen nichts als ihre Gräuel, ihre Laster kennen gelernt. Und die Thorcn weiden denken, man komme noch Paris, um ihre Sitten abzulernen! Als ich in Halberstadt bei Gleim war, trauerte er, daß ich nach Frankreich ginge. Auf meine Frage: warum? antwortete er: weil ich ein Franzose werden würde. Ich versprach ihm aber, als ein Deutscher zurückzukehren.

Doch ich muß eilen, der Koffer ist eingepackt. Schreibe mir sogleich nach Paris: (H. Hluu8. äs KILLüt, ei-6sv»llt lisutenant 6»u8 I«8 Baräs» prussILIML»); poste-rezwuts) wohl viel von Dir, aber auch etwas von den Freunden. Du bist die Einzige, von der ich Briefe empfangen aus meinem Vaterlande. Adien, Dein treuer Heinrich.

Frankfurt n.M., d. 2. Deccmber 1801.

Liebe Wilhelmine, ich fürchte nicht, daß Dich Ulrilens Ankunft ohne mich schmerzhaft überraschen wird, da ich Dich bereits von Paris aus daraus vorbereitet und Dir meinen Plan, noch in diesem Winter nach der Schweiz zu reisen, darin mitgeteilt habe.

Deinen Brief habe ich noch in Paris, noch an dem Morgen meiner Abreise, fast kaum eine Stunde, ehe ich mich in den Wagen setzte, erhalten. — Ob er mir Freude gemacht hat?

Liebe Frcundinn, ich mögtc nicht gern an Deiner Liebe zweifeln müssen, und noch wankt mein Glaube nicht. Wenn es auch keine hohe Neigung ist, innig ist sie doch immer, und noch immer, trotz Deines Briefes, kann sie mich glücklich machen.

Ich wüßte kein besseres, herzlicheres Mittel, uns Beide wieder auf die alte Bahn zu führen, als dieses: Laß uns Beide Deinen letzten Brief vergessen!

Herzlich lieb ist es mir, daß ich ihn nicht gleich in der ersten Stimmung beantwortete, und daß ich auf einer Reise von 15 Tagen Zeit genug gehabt habe, Dich zu entschuldigen. Ich fühle nun, daß ich doch immer noch auf Deine Liebe rechnen kann,

— Aus Heinrich von Kleists lebens- und liebesgeschichte. ^9

und daß Deine Weigerung, mir nach der Schweiz zu folgen, auf vielen Gründen beruhen lann, die unserer Vereinigung gar leinen Abbruch thun.

Deine Anhänglichkeit an Nein uätcrlichcs Haus ist mir so ehrwürdig und wird mir doch, wenn Du mich nur wahrhaft liebst, so wenig schade?., daß es gar nicht nöthig ist, das Mindeste dagegen einzuwenden. Sind nicht fast alle Töchter in demselben Falle, und folgen sie nicht doch, so schwer es ihnen auch scheint, dem weisen Spruche aus der Bibel: Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen?

Wenn Du mich uur wahrhaft liebst, wenn Du nur wahrhaft bei mir glücklich zu werden hoffst, — Und da mogte freilich in meiner ersten Einladung, aus Furcht Dich bloß zu überreden, zu wenig Uebcrzeugndes, zu wenig Einladendes liegen. Deine ganze Weigerung scheint daher mehr ein Mißverständnis, als die Frucht einer ruhigen Prüfung zu sein. Du schreibst, Dein Körper sei zu schwach für die Pflichten einer Bauersfrau — und dabei hast Du Dir wahrscheinlich die niedrigsten, ekelhaftesten gedacht. ?lucr denke Dir die besseren, angenehmeren, denke, daß Dir in einer solchen Wirthschaft, wie ich sie unternehmen werde, wenigstens 2 oder 3 Mägde zur Seite gehen, wirst Du auch jetzt noch zu schwach sein?

Liebe Wilhclminc, wenn Du Dich jetzt nicht recht gesund fühlst, so denke, daß vielleicht Dein städtisches Leben an manchem Schuld sei, und daß gewiß die Art der Arbeit, die ich Dir vorschlage, statt Deine Kräfte zu übersteigen, sie vielmehr stärken wird. Aufblühen wirst Du vielleicht. — Doch ich verschweige Alles, was nur irgend einer Ueberredung ähnlich sehen könnte. Freiwillig und gern muß Du mir folgen tonnen, wenn nicht jeder trübe Blick mir ein Vorwurf sein foll. — Dennoch würde ich mehr hinzusetzen, wenn ich nur mit voller Ueberzcugung wüßte, daß Du mich nicht weniger innig liebst, als ich es doch nothwendig bedarf. Manche Deiner Gründe der Weigerung sind so seltsam. — Du schreibst, Küssschmerzen bekämst Du ini Sonnen-schein. — Doch nichts davon! Alles ist vergessen, wenn Tu Dich noch mit Fröh-lichkeit und Heiterkeit entschließen kannst. Ich habe Dir kurz vor meiner Abreise von Paris Alles gezeigt, was auf dem Wege, den ich Dich führen will, Herrliches und Vortreffliches für Dich liegt. Die Antwort auf diesen Brief soll entscheidend sein. Du wirst ihn wahrscheinlich schon nach Bonn geschickt haben, und ich ihn dort bei meiner Durchreise empfangen. Es wird der Augenblick sein, der über das Glück der Zukunft entscheidet.

Heinrich Kleist.

IV. 8. Louisens Vorschlag ist mir um des Wohlwollens willen, das ihn gebildet hat, innig rührend. Aber, wenn ich auch, als ich Deinen Brief erhielt, meinen Koffer noch nicht durch die Post nach Bern geschickt gehabt hätte, so würde ich doch nicht haben nach Frlft. zurücklehren lönnen, wenigstens jetzt noch nicht. Denn, ob ich gleich alle die falschen Urtheile, die von Gelehrten und Ungclehrten über mich ergehen werden, in der Ferne ertragen lann, so wäre es mir doch unerträglich gewesen, sie anzuhören oder aus Mienen zu lesen. Ich kann nicht ohne Kränkung an alle die Hoffnungen denken, die ich erst geweckt, dann getäuscht habe — und ich sollte nach Frlft. zurückkehren? Ja, wenn Frlft. nicht größer wäre, als der Nonnenw Intel. —

Küsse Louisen und bitte sie, ein gutes Wort für mich bei Dir einzulegen.

Sage ihr, daß wenn mir leine Jugendfreundin» zur Gattin würde, ich nie eine besitzen würde. Das wird sie bewegen.

CarlIn hätte ich eigentlich nothwendig schreiben müssen wegen Johann. Es ist mir aber unmöglich und ich bitte Dich, ihn zu benachrichtigen, daß dieser Mensch mich auf eine unwürdige Art, 2 Tage vor der Abreise, da schon die Pferde gekauft waren, in Paris verlassen hat. Wäre er mir nur halb so gut gewesen, als ich ihm, er wäre bei mir geblieben. — Giebt es denn nirgends Treue? — Ach Wilhclmine!

I. 20 peinlich r> on K le ist.

«rief der Vr»ut.

Franlfurth a. 2. am 10, April 1802.

Mein lieber Heinrich! Wo Dein jetziger Aufenthalt ist, weiß ich zwar nicht bestimmt, auch ist es sehr ungewiß, ob das, was ich jetzt schreibe, Dich dort noch treffen wird, wo ich hörte, da« Du Dich aufhältst: doch ich kann unmöglich länger schweigen. Mag ich auch einmal vergebens schreiben, so ist es doch nicht meine Schuld, wenn Du von mir keine Nachricht erhältst. Ueber zwei Monate war Deine Familie in Gulben, und ich konnte aucn nicht einmal durch sie erfahren, ob Du noch unter den Sterblichen wandelst, oder vielleicht auch schon die engen Kleider dieser Welt mit bessern vertauscht hast.

Endlich sind sie wieder hier, und, da ich schmerzlich erfahren habe, wie wehe es thut, gar nichts zu wissen von dem, was uns über alles am Herzen liegt, so will ich auch nicht länger säumen, Dir zu sagen, wie mir es geht. Viel Gutes wirst Du nicht erfahren.

Ulrike wird Dir geschrieben haben, daf> ich das Unglück hatte, ganz plötzlich meinen liebsten Vruder zu verlieren — wie schmerzlich das für mich war, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Du weiht, dast wir von der frühesten Jugend an immer recht gute Freunde waren und uns recht herzlich liebten. Vor kurzem waren wir auf der silbernen Hochzeit unserer Eltern so sroh zusammen, er hatte uns ganz gesund verlassen und auf einmal erhalten wir die Nachricht von seinem Tode. — Die erste Zeit war ich ganz wie erstarrt, ich sprach und weinte nicht. ?Ihlcmann, der während dieser traurigen Zeit oft bei uns war, versichert, er habe sich über mein starres Lächeln sehr erschreckt. Die Natur erlag diesem schrecklichen Zustande, und ich wurde sehr krank. Eine Nacht, da Louise nach dem Arzt schickte, weil ich einen sehr starten Krampf in der Brust hatte und jeden Augenblick glaubte, zu crsticken, war der Gedanke an den Tod mir gar nicht schrecklich.

Doch der Zuruf aus meinem Herzen: „es werden geliebte Menschen um Dich trauern, Einen kannst Du noch glücklich machen!" der belebte mich auf's neue, und ich freute mich, dah die Medicin mich wieder herstellte. Damals, lieber Heinrich, hätte ein Brief von Dir meinen Zustand sehr erleichtern können, doch Dein Schweigen vermehrte meinen Schmerz.

Meine Eltern, die ich gewohnt war immer froh zu sehn, nun mit einmal so ganz niedergeschlagen und besonders meine Mutter immer in Thräncn zu sehn — das war zu viel für mich. Dabei hatte ich noch einen großen Kampf zu übcrslehn. In Lindow war die Domina gestorben. Und, da man auf die älteste im Kloster viel zu sagen hatte, und ich die zweite war, konnte ich erwarten, das, ich Domina werden würde. Ich wurde auch wirklich angefragt, ob ich es sein wollte: Mutter redete mir sehr zu, da dieser Posten für mich sehr vortheilhaft fein würde, und ich doch meine Zukunft nicht bestimmen könnte. Doch der Gedanke, in Lindow leben zu müssen, (was dann nothwcndig war) und die Erinnerung an das Versprechen, was ich Dir gab, nicht da zu wohnen, bestimmten mich, das Fräulein von Randow zur Domina zu wählen, welche nun bald ihren Posten antreten wird.

Bedauerst Du mich nicht? ich habe viel ertragen müssen. Tröste mich bald durch eine erfreuliche Nachricht von Dir, schenke mir einmal ein paar Stunden und schreibe mir recht viel!

Von Deinen Schwestern höre ich nur, das; Du nicht oft an sie schreibst, höchstens noch den Namen Deines Aufenthaltes, Du kannst Dir also leicht vorstellen, wie sehr mir verlangt, etwas mehr von Dir zu hören.

Freuden giebt es für mich fehl wenig: -- unsere kleine Emilie macht mir zuweilen frohe Stunden. Sie fängt schon anzusprechen: wenn ich frage: „was macht Dein Herz?" so sagt sie ganz deutlich: „mon eosur p»Iz>its" und dabei hält sie die

Aus Heinrich von Kleists lebens» und liebesgeschichte. ^2^
rechte Hand auf's Herz. Frage ich: „wo ist Kleist?" so macht sie das Tuch voneinander und licht Dein Bild.
Mache Du mich bald froher durch einen Brief von Dir, ich bedarf es sehr, von Dir getröstet zu werden.
Der Frühling ist wiedergekehrt, aber nicht mit ihm die frohen Stunden, die er mir raubte! Doch ich will hoffen!! Der Strom, der nie wiederkehrt, führt durch Klippen und Wüsten endlich zu fruchtbaren, schönen Gegenden, warum soll ich nicht auch vom Strom der Zeit erwarten, daß er auch mich endlich schöneren Gefilden zuführe? Ich wünsche Dir recht viel frohe Tage auf Deiner Reise und dann bald einen glücklichen Ruhepunkt.
Ich habe die beiden Gemälde von L. und ein Vuch, worin Gedichte steh«, in meiner Verwahrung. Das übrige von Deinen Sachen hat Dein Bruder. Man glaubte, dies gehöre Carl« und schickte mir es heimlich zu.
Schreibe recht recht bald an Deine Wilhelminc!
»leistS letzter Vrief an seine V»»»t.
Auf der Aarinsel bei Thun, b. 20. Mai 1802.
Liebe Wilhelmine, um die Zeit des Jahreswechsels erhielt ich den letzten Brief von Dir, in welchem Du noch einmal mit vieler Herzlichkeit auf mich einstürmst, zurückzukehren ins Vaterland, mich dann mit vieler Zartheit an Dein Vaterhaus und die Schwächlichkeit Deines Körpers erinnerst, als Gründe, die es Dir unmöglich machen, mir in die Schweiz zu folgen, dann mit den Worten schließest: „Wenn Du dies Alles gelesen hast, so thuc was Du willst!" Nun hatte ich es wirklich, in der Absicht, mich in diesem Lande anzulaufen, in einer Menge von vorhergehenden Briefen an Bitten und Erklärungen von meiner Seite nicht fehlen lassen, so baß von einem neuen Briefe kein besserer Erfolg zu erwarten war; und da mir eben aus jenen Worten einzu-leuchten schien, Du selbst erwartetest keine weiteren Bestürmungen, so ersparte ich nur und Dir das Widrige einer schriftliche» Erklärung, die mir nun aber Nein jüngst empfangener Brief doch nothwendig macht.
Ich werde wahrscheinlicher Weise niemals in mein Vaterland zurückkehren. Ihr Weiber versteht in der Negcl ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich thörichter Weife durch eine Menge von prahlerischen Schlitten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterland« erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden, wie die Natur meiner Seele.
Ich war im Begriff, mir ein kleines Gut in der Schweiz zu kaufen, und Pannwitz, hatte mir schon den Nest meines ganzen Vermögens dazu überschickt, »Is ein abscheulicher Volksaufstllnd mich plötzlich, acht Tage ehe ich das Geld empfang, davon abschreckte.
Ich fing es nun an für ein Glück anzusehn, daß Du mir nicht hattest in die Schweiz folgen wollen, zog in ein einsames Häuschen auf einer Insel in der Aar, wo ich mich nun, mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellern machen muß.
Indessen geht, bis mir dieses glückt, wenn es mir überhaupt glückt, mein kleines Vermögen gänzlich darauf, und ich bin wahrscheinlicher Weise in einem Jahre ganz arm. Und in dieser Lage, da ich noch außer dem Kummer, den ich mit Dir thcile, ganz andre Sorgen habe, die Du gar nicht kennst, kommt Dein Brief und weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war.
Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunsch, als: bald zu sterben! H. K.

Die ungarische ^»taatsidee.

Aus Ungarn,

von

Ä. A.

ist die heutige Oesterreichisch-Ungarische Monarchie?

Ist sie in der That ein durch ,Staatsverträge stabilisirter

Bund zweier besonderer Einheitsstaaten? So behaupten es bei

»iM! uns sowohl die Freunde, als auch die Gegner unseres zu Oesterreich

bestehenden Verhältnisses. Nur erblicken die Elfteren in demselben die

Sicherung, die Anderen hingegen die Preisgebung der Staatlichkeit und

Souveränität Ungarns, Ein Widerstreit, der niemals seine Lösung finden

wird, insolange man an der gegebenen Definition festhalten will. Wäre

das fragliche Verhältniß; wirklich nur die Ehe zweier besonderer Einheits-

staaten, dann hätten beide Ansichten ihr Für und Wider, keine oder beide

hätten bis zu einer gewissen Grenze Necht.

Ungarn war immer, selbst als man es begraben wollte, ein Einheits.

staut. Die „Königreiche und Länder" des heutigen Oesterreichs waren ver-

bunden durch die Dynastie, zum Theil, aber auch nur zum Theil, durch

die Zugehörigkeit zu Deutschland nnd durch den Absolutismus. Es gab ein

„Haus Oesterreich", welches Jahrhunderte hindurch eine Weltstellung inne-

hatte, welches in seinen glanzvollsten Tagen ebenso deutsch als spanisch,

italienisch und ungarisch war, weil es seinem schweizer Ursprünge nicht

unentsprechend, immer mehr kosmopolitisch als exclusiv national war und

seine große Haus-Politit nie einer nationalen Stacits-Politil unterordnete:

aber einen Staat Oesterreich gab es außer dem kleinen Erzherzogthume

bis 1804 nicht. Freiherr v. Bach machte den Versuch, durch den Abso-

lutismus einen Einheitsstaat zu schaffen. Auch die, 1804 feierlich aufrecht

erhaltene Selbständigkeit nnd unabhängige Sonderstellung Ungarns wurde

für ein kurzes Jahrzehnt aufgehoben. Ter Versuch scheiterte scheinbar an

Die ungarische ötaatsidee. ^25
dem passiven Widerstände Ungarns, in Wahrheit an dem totalen Mangel geschichtlicher Grundlagen, an dem Widerspruche zwischen dem Streben und den thatsächlich bestehenden politischen Verhältnissen. Die Februar-Verfassung des Ritters v. Schmerling machte einen ganz unvollkommenen und unzulänglichen Versuch, einen Einheitsstaat und zwar wenigstens im Sinne des sogenannten Eisleithaniens zu schaffen. Auch dieser Versuch, dem sich Ungarn nicht mehr widersehte, den aber Ezechien und Polen um so lebhafter bekämpften, scheiterte wohl aus ähnlichen Gründen wie der vorige kühnere. Heute kann, als sowohl durch Regierung, wie durch Parlaments-Majorität aufgegeben, seine Erneuerung als fruchtlos, ja hoffnungslos betrachtet werden. Eigentlich Inn aber doch auch nicht von einem Bund, von einer Ehe die Rede sein. Bund und Ehe sind löslich. Wir aber gehören zusammen. Nur der Tod kann uns trennen, und die Trennung wäre für alle Theile, große und kleine, der staatliche, der politische und wohl auch für die meisten der nationIII-culturelle Tod.

Das Verhältnih beruht aber auch nicht auf einem bloßen Staatsvertrage. Seine Grundlagen sind bessere, dauerndere. Der Staatsvertrag giebt nur einem innerlichen Bedürfnisse, einer notwendigen Zusammengehörigkeit formellen Ausdruck. Die heutige Oesterreich-Ungarische Monarchie ist die innerlich vielleicht noch nicht ganz abgeschlossene, aber bereits hochgedichene Ausbildung eines geschichtlich uralten Entwicklungsganges. Dieser Entwicklungsgang war oft gehemmt, ja zurückgeworfen. Wiederholt schien er der Vernichtung nahe, ja bereits vernichtet. Aber gerade daraus geht feine Macht, seine Zukunft, seine Notwendigkeit hervor, daß der anscheinend geringste gerettete Keim genügte, damit er selbst unter den mißgünstigsten Verhältnissen, aus dem Gestein und der Luft seine Nahrung schöpfend, auf's Neue Wurzel fasse und Wurzel und Krone wieder mächtig nach allen Seiten ausbreite. Dieser Entwicklungsgang fällt zusammen mit dem Entwicklungsgänge des ungarischen Staatswesens, und besteht darin, daß vermöge einer europäischen Notwendigkeit um das centrale Ungarn immer wieder ein großes Reich zusammenstehen muß, dessen Förderung nnd Aufrechterhaltng eben die Mission der ungarischen Race ist, die hierdurch ihren eigenen, aber auch den Interessen einer ganzen Reihe kleinerer Racen und zugleich einer europäischen Notwendigkeit entspricht. Und beständig wurde dieses Ziel durch die ungarische Race und ihren Staat angestrebt vom Anbeginne ihres Erscheinens in der Tiefebene von Pannonien. Unter Ludwig dem Großen und Mathias Corvinus schufen sie dieses große Reich, und nachdem es sich aus seinen Trümmern durch historische Notwendigkeiten wieder zusammengesunden hat, macht sich in Ungarn die Erkenntnis! immer mehr geltend, daß die Erhaltung und Förderung dieses Reiches durch die Traditionen und Interessen, durch die Vergangenheit und die Zukunft Ungarns gleicherweise geboten wird, und daß Ungarn nur hierin und hiedurch wieder eine europäische Bedeutung gewinnen kann.

^2H Die ungarische Ztaatzidee.

Im ungarischen Voltscharatter giebt es einen Zug, der zur Behauptung einer leitenden Rolle unentbehrlich, bei dessen Mangel die endliche Unterordnung und Dienstbarkeit unabwendbar ist. Es ist das die durch das ganze Volt gehende stete Bereitschaft für große Ziele, für die Behauptung der Individualität Alles zu wagen. Wunderbar vereint sich aber dieser zum Zuschlagen stets bereiten Neigung eine umsichtige Ueberlegung, eine rechnende Nüchternheit. Und es ist nicht das Hinsterben der eisten Eigenschaft, sondern das Vorhandensein der zweiten, wenn die staatsrechtliche Opposition, die äußerste Linke, die mehr oder weniger offen den Bruch mit Ocsterreich anstrebt, heute bereits ausschließlich auf jene Schichten angewiesen ist, welche sich in der Politik Wohl durch Gefühle, aber nicht durch das Urtheil leiten lassen, und wenn ihre intelligentesten Anhänger und Wortführer selbst weit mehr durch Rücksichten persönlicher Politik, als durch politische Ueberzeugung in diesem Lager festgehalten werden. Aber nicht nur die politisirende Intelligenz, die in Ungarn mit der Intelligenz überhaupt fast identisch ist — auch die ihrem Instincte und meist einem gesunden Instincte folgenden Massen haben es erkannt, daß die Politik der äußersten Linken lein großer Kampf für ein großes Ziel ist. Diese Politik tonnte selbst im Falle ihres glanzvollsten Erfolges nur zu einem höchstens formell unabhängigen, aber unbedeutenden, wesentlich von seinen Nachbarn abhängigen mageren Ungarn führen. Die Ungarn müßten eben alle Erinnerungen einer leitenden Stellung der Vergangenheit rein vergessen haben, wenn sie sich für eine Art von ungarischem Bulgarien begeistern sollten. Sie finden in ihrer gegenwärtigen Stellung weit mehr nationale Sicherheit und internationale Bedeutung, und immer mehr muß sich die Erlenntniß ausdrängen, daß es eben die alte ungarische Staatsidee ist, die in der neuen österreichisch-ungarischen Monarchie auf's Neue auflebt. Der Grundirithum der Unabhängigkeits-Partei, wie sich die äußerste Linke nennt, ist der, daß sie in dem heutigen Oesterreich noch immer jene Habsburgische Weltmacht erblickt, die bei der Unverhältnißmäßigkeit der Kräfte natürlicherweise schwer auf Ungarn drückte und bei der Gemeinsamkeit der Dynastie eben so oft eine Bedrohung, als ein Schirm der ungarischen Selbständigkeit war. Ueberdies war Ungarn nicht nur relativ, es war auch absolut schwächer als heute. Nach dem Zusammenbruche bei Mohács gewann es seinen Besitzstand nur allmählich, und erst in neuerei Zeit in größerem Maße aus Türtenhänden zurück. Das habsburgische Imperium dagegen gebot über die Niederlande, das Deutsche Reich und Italien. Die Unabhängigkeits-Partei nun vergißt, daß 1866 etwas geschehen ist, daß ein hundertjähriger Proceß zur Entscheidung gekommen, daß eine gigantische, aber übermenschliche Politik zur unvermeidlichen Katastrophe gekommen ist, daß sich vollzogen hat, was geschehen mußte. Es scheint, daß die politischen Gestaltungen eine physische, eine territoriale Grenze haben, über die hinaus ihre Unhaltbarkeit eintritt. Es giebt

Vie ungarische Ztaatsidee. ^25
eine Grenze des Machtzuwachses, mit deren Überschreiten er zur Schwäche wird. Das ganze kühne Gebäude bricht zusammen, oder — es fällt entzwei. Es lassen sich hierfür der Reiche viele als Beispiel anführen. Die beiden größten, die an Macht, Umfang und Dauer nicht ihres Gleichen hatten, also am lautesten sprechen, waren das römische und das Habsburgische Imperium.
Als das Römerreich an jener Grenze des Machtzuwachses angelangt war, brach es entzwei. Das westliche Reich wahrt seinen römischen Charakter. Das östliche nimmt rasch den Charakter jenes Volkes an, welches seinen Kern, seine Grundlage bildet, und allein im Stande war, zugleich eine bedeutende geschichtliche Vergangenheit zu bieten. Nach dem Sturze Roms beansprucht das Franken-Reich die Erbschaft. Rafch theilt es aber in Frankreich und Deutschland. Letzteres übernimmt die großen Traditionen und Aspirationen Roms. Die römisch-deutschen Kaiser aus dem Haufe Habsburg begründen eine Weltherrschaft, die von Stralsund bis Neapel, von Gibraltar bis zum schwarzen Mrere gebieten will, und die thatsächlich eine Oberhoheit über den größten Theil dieses ungeheuren Gebietes ausübt. Allerdings ist das leine Herrschaft Deutschlands, welches gewissermaßen nur für die Mittel derselben aufzukommen hat. Es ist eine Herrschaft des Hauses Habsburg, das in Spanien spanisch, in Italien italienisch, in Ungarn ungarisch ist. Aber dennoch; eine solche Herrschaft kann durch eine Reihe politischer Genies geschaffen werden, nicht einmal eine Reihe politischer Genies kann sie zusammenhalten. Vorerst theilen die Habsburger unter sich, und nach dem Absterben der spanischen Linie mußten sie Spanien aufgeben, weil diese Macht bereits zu sehr in Ungarn, im Orient engagirt ist. Und wie sich die habsburg'sche Macht im Osten ausbreitet und festigt, fo mindert und schwächt sie sich fortwährend im Westen. Die deutsche Kaisermacht wird immer mehr zum Schatten. Im Beginne unseres Jahrhunderts gehen in rascher Folge die niederländischen Staaten, die süddeutschen Besitzungen, 1806 geht die deutsche Krone verloren. Noch immer bleibt aber eine Vormachtsstellung in Deutschland. Fürst Schwarzenberg gewinnt in den 50er Jahren für die Erben Habsburgs eine imponirende Stellung in Deutschland und Italien. Diese soll gefestigt weiden, indem die Wiener Staatsmänner jetzt zum eisten Male, außer dem kurzen Versuche Joseph II., das Deutschthum auf ihre alte römisch-ultramontane und spanisch-absolutistifche Fahne schreiben. Aber was Joseph II. im Bunde mit der Aufklärung nicht gelungen, tonnte dem Freiherrn von Bach im Bunde mit dem Concordate und dem Absolutismus noch weniger gelingen. Es ist theils zu spät, theils überhaupt unmöglich. 18L6 vollzieht sich, was sich schon längst vorbereitete. Das durch die Habsburger gegründete Imperium reißt entzwei. Es war aber groß genug geworden für zwei große Reiche. Das eine ist das alte deutsche Reich, ncugegründet durch das Haus

^26 Die ungarische Staatsidee.

Hohenzollern, welches seine ausschließliche deutsche Vergangenheit zu dieser Mission beruft, das andere verbleibt der alten Dynastie, in Ungarn hat es sein Schwergewicht, im Osten seinen Beruf.

Und ein neues Habsburger-Reich entsteht, aber kein solches, gegen das sich Ungarn zu wahren hatte. Nenn es beruht eben auf Ungarn, wie das schon Gentz erkannte, als er, die definitive Spaltung des alten Imperiums bereits 1804 voraussehend, den ungarischen und nicht den österreichischen Kaisertitel empfahl, der keine historische Grundlage hatte und nur in Hinblick auf die Wiedergewinnung der deutschen Stellung bevorzugt wurde. In dieser neuen Habsburger^oMonarchie ist es nicht nöthig, den Schwerpunkt erst nach Ofen zu verlegen, er fällt von selbst dahin. Und die Consolidirung dieser neuen Monarchie ist nichts anderes, als die Wiederaufnahme der alten ungarischen Staatspolitik.

In dem Theile Europas, der zwischen dem großen deutschen und dem großen russischen Reiche liegt, hat es nie etwas anderes gegeben und ist nichts anderes denkbar, als die Fremdherrschaft oder die chaotische Anarchie, oder die geordnete und consolibirte Gruppierung um ein centrales Ungarn. Ordnung, Friede, Fortschritt sind auf diesem Territorium nicht anders zu sichern; deshalb war dieses Territorium immer der Schauplatz der ungarischen Staatspolitik, die Sphäre der ungarischen Staatsidee; deshalb brach auf diesem Territorium mit dem ungarischen Königreiche zugleich die Ordnung, die Freiheit, der Fortschritt zusammen, deshalb konnten auch diese erst mit dem ungarischen Königreiche zugleich wieder erstehen.

Nimmt man die Elemente einer selbstständigen geschichtlichen Vergangenheit, der Politischen Potenz, des politischen «avoir iairs und des ftaaten-bildenden Geschickes, einer selbstständig entwickelten Cultur und der Cultur« Fähigkeit in ihrer Vereinigung, dann überwiegt Ungarn, wenn auch nicht in jedem einzelnen dieser Factoren, aber doch in ihrer Summe, eine jede der kleineren politisch-historischen Individualitäten, die mit Ungarn zusammen den Complex dieses Territoriums bilden. Und deshalb sowohl, als auch vermöge seiner centralen Lage ist Ungarn die natürliche Basis, der natürliche Vermittler und Einiger. Deshalb war die alte Rolle Ungarns auf diesem weiten Gebiete kein vergänglicher Zufall, nicht eine Episode, sondern eine politisch-ethnographische Notwendigkeit, die durch die Fremdherrschaft, die mongolische, die türkische Invasion, zurückgedrängt werden kann, aber immer wieder zur Geltung gelangt, sobald die fremde Invasion gebrochen oder in ihre natürlichen Grenzen zurückgetreten ist. Denn außer der ungarischen Rare sind alle anderen Raren dieses Territoriums entweder nur zu einer politisch-historischen Sonder - Existenz gelangte Bruchstücke eines auswärtigen Voltsclementes, das eine eigene große Existenz bietet, wie z. B. die Bewohner der deutsch-österreichischen Alpenländer, oder ihre Existenz gesondert

Die ungarische Ltaatsidee. ^2?
wahrende Bruchstücke eines Voltselementes, das seine eigene große Existenz verloren hat, wie die Polen in Galizien; ober es sind zwar in sich abge-
schlossene, integre Voltselemente, die aber vermöge ihrer Minderzahl in ihrer geschichtlichen EntWicklung und daher in politischer und cultureller Potenz, niemals dauernde Selbstständigkeit, umsoweniger eine leitende Stellung erlangt oder auch nur angestrebt haben. Wäre nun auch das am meisten dazu berufene Ungarn außer Stande, dieser Aufgabe der Vermittclung und Eini-
gung zu entsprechen, dann müßte eben zufolge der politischen Naturgesehe eines der großen Nachbarreiche diesen Beruf übernehmen. Denn das politische Chaos zieht immer, wie der Magnet das Eisen, den Eroberer heran. Sobald aber eine außerhalb dieses Territoriums stehende Macht das Werl der Ordnung und Consolidation in ihre Hand nehmen wollte, tonnte es nur im Alpe der Unterdrückung, der Absorption und Vernichtung aller dieses Territorium bewohnenden Ra^en vollzogen weiden. Hier zeigt sich indessen ein wesentlicher Unterschied zwischen Rußland und Deutschland. Es ist fraglich, ob ein solches Unternehmen der russischen Raye nicht zum Verderben gereichen würde, wie es der türkischen zum Verderben gereichte. Es ist fraglich, ob ein solches Unternehmen von deutscher Seite nicht zum zweitenmale mißlingen würde, wie es unter den Habsburgern mißlang, obwohl Deutschland dasselbe mit den schwersten inneren Schäden, mit einer ungeheueren Kraftvergeudung, mit Jahrhunderte langer Erschöpfung zu bezahlen hatte. Denn daß die Habsburger die Kraft des deutschen Volkes statt auf seine innere Sicherung und EntWicklung, an dieses Unternehmen, an ihre ungarische und orientalische Politik heranzogen, ist jedenfalls die Hauptursache der Erschöpfung und des politischen Verfalles in Deutschland, abgesehen davon, daß die Habsburger hierdurch sich zwar ein neues Reich geschaffen, aber das deutsche verloren haben. Sehen wir jedoch den Fall, daß die Aufgabe Deutschland oder Rußland gelingen könnte. Sowohl Deutschland als Rußland ist uns Allen, sümmtlichen Racen dieses Territoriums, viel zu fremd, wir könnten uns gegenseitig viel zu schwer begreifen, unsere culturelle und politische Vergangenheit und EntWicklung sind zu sehr verschieden, als daß die bestehenden Eigenarten weiter bestehen, sich weiter entwickeln könnten; es wäre nicht anders denkbar, als die fremde Cultur auf der tabula ras», auf der Unterdrückung und Vernichtung des Bestehenden. Manche mögen hierin wenigstens einen culturellen Gewinn erblicken, vorausgesetzt, daß wenigstens nicht die russische, sondern die deutsche als eine höhere Cultur an die Stelle des Bestehenden tritt. Aber Cultur verbreiten zu wollen nicht auf dem Wege gegenseitiger Förderung, sondern auf dem der Vernichtung der weniger entwickelten durch die reichere und mächtigere, es mag ein nobler Irrthum sein, aber es ist ein Irrthum, und ein trauriger. Immer gewinnt dabei die Sache der Barbarei mehr, als die Sache der N»id und Tud. XXIII, 67, 9

^28 Die ungarische Ztaatsidee, Cultur, der Entwicklung der Menschheit überhaupt, die vielseitige Arbeit, und die Arbeit verschieden veranlagter Cultur-Individualitäten erheischt. Weifen wir einen Blick auf die Karte und fragen abermals: „Was ist die heutige OesterreichischUngarische Monarchie?"

Vor Allem Ungarn selbst, welches vermöge seiner centralen Lage, seines abgerundeten Gebietes, der Selbständigkeit und Bedeutung seiner geschichtlichen Entwicklung, seines politischen Gewichtes und feiner Consolidirtheit in den Vordergrund tritt; und außer Ungarn fast ausschließlich solche Gebiete, und politisch-historische Gebilde, welche seit der Begründung des tausendjährigen ungarischen Reiches immer in enge Beziehungen zu Deutschen getreten sind, und in diesen ihr Gleichgewicht fanden. Länder und Gebiete die einerseits durch Ungarn mit der ganzen Macht seiner moralischen und materiellen Anziehungskraft in seine Interessensphäre gezogen worden, weil es selbst nur hiedurch jene europäische Bedeutung gewinnen und behaupten konnte, deren es zur Sicherung seiner Existenz und zur Erfüllung seines europäischen Berufes bedurfte; die anderseits selbst ein ständiges Verhältniß zu Ungarn suchten, weil sie nicht mächtig genug waren, um ihre Basis und ihren Schwerpunkt in sich selbst zu finden, aber stark genug um sich nicht assimiliren zu lassen, und eben das Verhältniß zu Ungarn ihnen unter allen überhaupt möglichen die beste Garantie gegen die Assimilation bot. Gerade der Umstand, daß in diesem gegenseitigen Anziehungsproceß fremde Interessenkreise und noch häufiger innere Conflicte störend eingreifen, dieser Proceß aber sich dennoch unaufhaltsam geltend macht, ist ein Beweis, daß wir es hier mit jenen großen Naturgesetzen der Gravitation und Wahl-Verwandtschaft zu thun haben, die ebenso in der moralischen wie in der materiellen Welt herrschen und die nothwendigen Bestrebungen von den zufälligen unterscheiden.

Halten wir uns an die Thatsachen, vermeiden wir die Deduction, die Gefahren einer künstlichen Beleuchtung.

Die heutige Bukowina ist ein Theil jener Moldau, die auf wüstem Gebiete im Jahre 1359 durch rumänische Colonen aus der ungarischen Marmaros gegründet ward und Jahrhunderte hindurch unter ungarischer Schutzherrschaft stand.

Um die geschichtlichen Grundlagen der Verhältnisse zwischen Galizien und Lodomerien — Halitsch und Wladimir — und dem ungarischen Königthume zu suchen, muß auf die ersten Jahrhunderte dieses Königthums zurückgegangen werden. Nachdem Boris, Fürst von Halitsch, nach der ungarischen Krone strebte und, geschlagen, 1139 sein eigenes Fürstenthum verloren hatte, erscheinen die Ungarn, theils zur Hilfe, theils zur Vermittlung aufgefordert, immer wieder in diesem Lande, bis 1183, durch eine Volkspartei gerufen, Béla III. seinen Sohn Andreas auf den Thron setzt und dem ungarischen

Die ungarische Ztaatsidee. ^2H

Königstitel den eines Königs von Halitsch zufügt. Andreas breitet die Hoheit der ungarischen Krone auch über Wladimir aus und regiert diese Länder durch ihn ein-und abgesetzte Fürsten, bis er seinen Sohn Coloman zum König krönen läßt. Das derart begründete Schutz- und Lehens-Verhältniß wird durch die Mongolenherrschaft unterbrochen, aber durch Ludwig den Große» 1337 wieder hergestellt, der diese Gebiete als Theile der ungarischen Krone durch Wojwoden und Capitane regiert. Wenn auch einerseits diese Gebiete zeitweise bis dahin, und später ständig zu Polen gehörten, vereinigten sich anderseits von dieser Zeit an wiederholt und auf längere Zeiten die Kronen von Ungarn und Polen auf demselben Haupte, und so wird das Verhältniß; immer wieder neu belebt. Wenzel von Böhmen wird schon 1300 König von Polen, sein gleichnamiger Sohn 1301 König von Ungarn. Ludwig der Große vereint von 1370 bis 1387 beide Kronen. Wieder vereinen sich dieselben als 1440 Wladislaus von Polen zum König von Ungarn erwählt wird. 1575—1582 herrscht der ungarisch-siebenbiirger Fürst Stefan B thory als König von Polen, und als Polen getheilt wird, übernimmt die Königin von Ungarn Maria Theresia unter ausdrücklicher Berufung auf die alten Rechte und Ansprüche der ungarischen Krone am 4. März 1772 Galizien und Lodomerien.

Die böhmische Krone ist, abgesehen von dem Versuch Wenzels, unter Sigmund von 1419—1437, unter Albert von 1437—1474, unter Ladislaus V. von 1445—1458 mit der ungarischen vereint. König Mathias Corvinus, durch die St nde berufen und 1469 in Olmütz zum König gekrönt, schließt von 1468—1490 M hren und Schlesien an Ungarn, und behält in dem Abkommen mit Wladislaus außer dem Titel eines Königs von Böhmen diese Provinzen der böhmischen Krone, so daß sich noch 1511 ein Streit erhebt, ob dieselben Wladislaus als König von Böhmen, oder als König von Ungarn huldigen sollen. Von 1590 ist die Krone von Böhmen mit der von Ungarn, anfangs unter den Jagellonen, dann unter den Habsburger« wieder und nunmehr ohne Unterbrechung auf demselben Haupte vereint.

Nicht so alt ist das Verhältniß zu den deutschen Alpenländern. Hier beschränkt es sich auf zeitweilige Grenzstreitigkeiten und Bündnisse. Nur Béla IV. schließt die Steyermart, Mathias Corvinus Nieder-Oesterreich an die Krone von Ungarn. Aber ftn Folge des ungarischen K nigthumes der Habsburger, der Lockerung des Deutschen Reiches, des Sinkens der kaiserlichen Macht in Deutschland, vor Allem in Folge des Jahrhunderte langen und immer erfolgreichen Strebens der Wiener Negierungsm nner, diese Länder von Deutschland geistig und culturel abzuschließen, wird das Zusammengeh igkeits-Gefühl und das politische Verhältniß Ungarn gegenüber ein viel innigeres und organischeres, als das zu Deutschland. Wenn diese Länder bei dem großen Scheidungs-Process 1866 außer Deutschland bleiben, so entspricht das nur ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihrem poli-9'

^30 Die ungarische Staatsidee, tischen Bewußtsein, ihrem Zusamnienghörigkeits-Gefühle. In jenen hochgebildeten, aber engen Wiener Kreisen, in welchen man trotz der Bestrebungen, des Absolutismus einen innigen geistigen Zusammenhang mit Deutschland gepflegt hatte, mag man diese Scheidung beklagen, wie man den Verlust der-Vormachtstellung in Deutschland, wenn auch hoffnungslos, noch immer be-
tlagt; aber in der Masse der Bevölkerung und in der Provinz giebt es-
eine solche Klage nicht.

Zu einer richtigen Beurtheilung und Ergänzung der bisherigen Be-
trachtungen dürfte es nicht überflüssig sein, einige wenige Daten über die
Wiedererhcbung Ungarns aus seinem tiefsten Verfall bis zu seiner nun
wiedergewonnenen Stellung mit in Betracht zu ziehen.

Diese Betrachtung wird uns zugleich einen Blick auf die bemerkens-
werthe Thatsache eröffnen, daß unter allen Reichen und Völkern, über die
Habsburg geherrscht, Ungarn und die Ungarn unter dieser Herrschaft am
meisten gewonnen haben. Die häufigen und blutigen Conflict zwischen
Ungarn und der Dynastie, übrigens immer durch die absolutistischen Be-
strebungen der Wiener Staatsmänner herbeigeführt, nach dem Widerstände
der Ungarn immer wieder durch die Herrscher selbst den ungarischen Ge-
setzen entsprechend beigelegt, — diese Conflict haben natürlicherweise in und
außer Ungarn mehr dramatischen Eindruck gemacht, als die allmählichen, aber
großen Endresultate der habsburg'schcn Herrschaft. Diese Endresultate aber
machen jene Conflict geradezu verschwinden. Es ist eine historische That-
sache, daß das Haus Habsburg seine deutsche Mission und seine auf dieser-
fußende Weltstellung seiner ungarischen Mission und der Wiedererhebung des
ungarischen Reiches geradezu geopfert hat.

Es ist der Mühe werth, die folgenden Daten mit der Karte in der
Hand zu verfolgen.

Als die Habsburger durch die ungarischen Stände zur Herrschaft berufen
werden, war das große ungarische Reich, welches seine Schuhherrlichkeit nach
Osten und Süden über Theilc von Roth-Rußland, Podolien und Volhynien,
über die Moldau, die kleine und die große Walachei, Bulgarien, Serbien,
Bosnien und über einen Theil des heutigen Albaniens ausgebreitet hatte,
vollständig zusammengebrochen. Auf der Flucht war der letzte König im
Sumpfe ertrunken. Die Vlütke der Ritterschaft war bei Mohnes gefallen.
Wie das Meer, welches plötzlich die Dämme bricht, die ihm lange wider»
standen, nimmt der Türke Besitz vom Lande, das /«och kurz vorher in den
zu Basel gedruckten deutschen Chroniken „das allermächtigste und gewaltigste
Königreich Ungern genannt" wird. Die Verordnungen des neuen Herrn
crfließen zwar ungarisch, aber immer mit der Anrede: „Du christliches
Schwein", und mit einem Schlußsätze, welcher die baldige Enthauptung
in Aussicht stellt.

Vie ungarische Ttaatsibee. ^3^

Wenn wir eine Karte von 1642 zur Hand nehmen, finden wir, daß Ungarn nichts anders ist, als ein schmaler Streifen Landes an der Ostgrenze der österreichischen und böhmischen Provinzen. Dieses Ungarn liegt zwischen dieser Grenze und einer fast parallelen Linie, die von Sisset nach Kanizsa und Raab (Győr) nordwärts, von hier östlich bis Erlau (Eger) und dann ivicder nördlich nach Eperjes und Nartfeld (Bartfa) an die polnische Grenze läuft. Von Erlau bis Bartfeld geht die Grenze zwischen diesem traurigen Ueberreste Groß-Ungarns und dem otomanischen Vasallen »Fürstenthume Siebenbürgen. Zwischen diesem und dem osmanischen Reiche zieht sich die Grenze südwärts von Erlau über Gyula nach Dóva, Der Friede von Linz, 1645 und von Eisenburg (Vasvár), 1664, restiluiert zuerst die Comitate Borsod, Abanj, Zemplin, Beregh, Ugocsa, dann Szathmár und Szabolcs. Der Friede von Karlowitz dehnt die ungarischen Grenzen bis an die Unna und die Save, bis Karlowitz und Titel, von hier am Maros»Ufer bis Siebenbürgen aus. Der Friede von Passarowitz, 1718, erwirbt nicht nur das Temeser Banat zurück, sondern auch die kleine Walachei bis an die Ott, Serbien bis gegen Kragujevac und einen Theil Bosniens. Hiervon verbleibt aber im Frieden von Belgrad 1739 nur das Temeser Banat, welches 1779 auch mit dem Königreiche Ungarn definitiv wiedervereint wird. 1733 wird die Marmaros und ein Theil von Zarand zuiiclerworben, die bis dahin unter siebenbürgischer Hoheit standen. 1772 übernimmt die Königin von Ungarn, Maria Theresia, auf Grund der alten Rechte der ungarischen Krone an die sogenannten „dreizehn Städte“, an Halitsch und Wladimir, diese Gebiete und überdies Theile der Palltinate von Kralau, Szendomar und Belz, so wie den nordwestlichen Theil der Moldau, — die Nulovina — und es werden die an Polen verpfändet gewesenen „dreizehn Städte“ 1775 Ungarn reincorporirt. Der Friede von Sistow erwirbt 1790 den Kreis von Orsova und «inen Theil des Kreises der Unna, welche aber, von Ungarn abgetrennt, unter militärischer Verwaltung verbleiben. 1791 wird Siebenbürgen als besonderes Kronland. 1848 aber vollständig mit Ungarn vereint. 1873 endlich wird auch die „Militär-Grenze“ aufgelassen, um in die Administration der ungarischen Regierung überzugehen. Das sind die Resultate einer ununterbrochenen Erhebung nach fast vernichtenden Schlägen, die ungarische Ausdauer, kriegerischer und politischer -Geist errungen. Dieser politische Geist aber offenbarte sich am augenscheinlichsten offenbar darin, daß Ungarn die gegen seine Interessen gerichteten Bestrebungen der Wiener Regierungsmänner stets und erfolgreich zu bekämpfen ivußte, trotzdem aber in allen seinen ausschlaggebenden Elementen immer »merschütterlich an der Dynastie festhielt, die es sich im eigenen, richtig

^32 Die ungarische 5tc>atsil>ee.

erkannten Interesse selbst erwählt, und deren Macht und Stütze es als den Hauptsactor seines Wiederaufbaues immer erkannte. Wir finden eine lange Reihe von blutigen Kämpfen gegen die Wiener Negierungsbestrebungen, aber keine einzige Erhebung, die direct gegen die Dynastie gerichtet gewesen wäre. Von allen, ungarischen Insuirections-Führern verfällt nur Kossuth in den Irrthum, den Thronverlust zu proclamiren, und dieser Irrthum begegnet dem lauten Widerspruch der ungarischen Armee selbst und ist die Haupt-ursache der totalen Niederlage der ungarischen Sache. Nunmehr müssen aber die Ursachen auch zu solchen Conflicten als definitiv beseitigt betrachtet werden. Diese Conflicte entsprangen einerseits aus dem Umstände, daß die Dynastie zugleich die deutsche Kaiserkrone trug, anderseits aus dem Absolutismus. Vielmehr aber aus dem Letzteren, als aus dem Ersteren. Denn wenn es auch theoretisch richtig ist, daß dieses enge Verhältniß; einer gemeinsamen Dynastie bei dem Kräfteverhältnisse zwischen dem deutschen Reiche und Ungarn für das Letztere gefahrdrohend werden konnte, so ist doch zu constatiren, daß sich Ungarn über Germcmisations-Versuche außer unter Joseph II. und neuerdings unter der Bach'schen Regierung blutwenig zu betlagen hatte. Ja eher kann man sagen, daß die Ungarn, entgegen den Bestrebungen der Wiener Regierungsmänner und trotz der Schwierigkeiten ja Verfolgungen, die eben von Wien ausgingen, deutschen Geist und deutsches Wissen von den deutschen Büchermärkten und Universitäten nach Ungarn importirten. Wurden ja doch die deutschen Oesterreicher selbst vom deutschen Geiste und deutscher Cultur bis 1848 ängstlich abgeschlossen. Nicht gegen deutschen Geist, sondern gegen römischen Ultramontanismus und spanischen Absolutismus hatte sich Ungarn seiner Freiheit zu erwehren. Und nicht Deutsche, sondern Wälsche waren es, die Namens der Wiener Machthaber von Zeit zu Zeit blutig in Ungarn wütheten: Bllsta, Cllillffa, Montecucoli u. A. Es ist vorauszusehen, daß nach der Beseitigung aller Ursachen zu solchen Conflicten das Vcrhältniß zwischen Ungarn und der Dynastie ein immer innigeres werden wird. Andererseits bedarf auch die Dynastie zur Aufiechtcrhaltung ihres großen historischen Staatswesens einer großen traditionellen Staatspolitik. Diese sind ihr in Ungarn und in der Politik des alten ungarischen Reiches gegeben. Neue Improvisationen tonnen nicht die solide Basis einer Dynastie bilden. Es ^muß das Alte benützt und neu belebt werden. Ungarn ist vermöge seiner Ausdehnung, seiner Lage, seiner Geschichte, ja vermöge des Umstandes selbst, daß die ungarische Rnce keine auswärtigen Verwandten besitzt, die natürliche Operationsbasis für die Consolidirung eines Reiches, das seinen Beruf und sein Existenzrecht nicht in der Vereinbarung, sondern in der Wahrung und Aufrechterhaltung von

Die ungarische Ltaatzidce.

^33

politisch'historischen IndividualitÃœten findet, die alle wie ein Kranz Ungarn umgeben, und von denen sich isolirt keine, wie Ungarn selbst nicht, aufrecht erhalten kÃ¶nnte. Das VerhÃ¶ltniÃŸ der Einzelnen zu Ungarn kann ein sehr verschiedenes sein, unter Allen aber ist immer Ungarn der natÃ¼rliche Mittler und Einiger.

Das war in der Geschichte immer, und das ist auch heute das Wesen der ungarischen Staatsidee.

^Illustrirte Bibliographie.

»chitcltonil der hellcocn von Rudolf Adamu. Mit 135 Holzschnitten. Hannover, Hclwingsche Bcr» Ingsbuchhandlung (Theodor Micrzinslu). Adamys Nrchiteltonil der Hellenen, der dritte Band eines umfangreichen Wertes (Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage), auf das an dieser Stelle bereits früher einmal hingewiesen worden ist, richtet sich gegen Böttichers bekannte, in dessen Tektonik nieder« gelegte Lehre. Böttichers Tektonik ist lange Zeit auf diesem Gebiete das Buch der Bücher gewesen; und es wird Wenige geben, die nicht, auch ohne das Buch selbst zu kennen, von seinen Lehren durchtränkt worden waren. Diese gehören eigentlich schon zu den Piimanererinnrungen. Da kam der alte schläfrige Professor, der griechische Geschichte vortrug, eines Nachmittags in die Klasse, mit einem großen Stoße Bücher unter dem Arm, hinter ihm der Famulus mit zwei noch größeren Stößen unter beiden Armen. Dann wurden aus der reichen Bücherei der Schule, deren Bcnupung nur leider den Schülern selbst gar so schwer gemacht wurde, die großen Kupfcrwcrte herumgereicht, Ansichten der Akropolis und des Parthenons und was Alles foust. Und dabei floh es mächtig von den Lippen des Professors: Echinus, Nhabdosis, Stylobat, lauter großtönende Worte. Mit jener geschäftsmäßigen Begeisterung des Mannes, der unwillkürlich fühlt, daß, wenn er uns das Altcrthum als das Höchste anzupreisen Pfl egte, er nun auch einmal zeigen soll, daß er von dem Wesen desselben mehr weiß, als einige Zahlen und ein paar Sähe aus den Geschichtsschreibern — und der sich doch so unsicher fühlt unter diesen Dingen, die er, halb vergessen, sich erst beim Nachmittagskaffee flüchtig wieder eingeprägt — mit diesem unehrlichen Schwünge, wie man ihn auf den Lippen des Bärenführers trifft, trug er uns die Nöttichcrschen Lehren vor. „Dies ist ein Kissen" — „und hier beugen sich Blätter" — „das ist ein Blumen-

Illustrierte Viblioaraphie.

^35

stengel" es klang so wunderbar! Was man ganz gedankenlos schön gefunden hatte — denn auf die Jugend verfehlt einfache Größe kaum je ihre Wirkung, — das sah man nun in Einzelnes zerpfückt und in einer fo überraschenden Weise gedeutet, daß man sich nicht recht hineinfand. Vielleicht hielt man das Ganze sogar für zu verzwickt, um recht wahrscheinlich zu sein. Jedenfalls aber war man beinahe so froh, daß in der nächsten Stunde darauf nicht zurückgekommen wurde, wie der Lehrer, der sich stellte, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und ruhig über die Perilleischen

Walilipeicr.

Au« Ndam» „Archücltonil", Honnoon-, Helmingliche Vcilllglbuchhoüdlung.
.ftunstbcstrcbungen zu der Tagesordnung des pcloponnesischen Krieges übergang. Man lernte weiter die Quelle» auswendig: „srrliei w Kala" und sagte sie auf und sing an Kissen und Stengel und Blätter zu vergessen. — Nur in der Langeweile der Ferien siel einem vielleicht wieder etwas davon ein, und mau ging zu Mutters Bücherschrank und nahm den Lüble heraus, aus dem sie ihre Weisheit zu schöpfen pflegte. Der Lüfte von damals! Ein rothbrauner Leiucnband mit irgend einer Vignette in Gold-druck, der auf dem rauhen Grunde getörn! aussah und farblos wurde — ein „Pracht-band" von der alten Art, die wir hoffentlich bald überwunden haben. Im Liibke aber stand es gerade so, wie der Professor es gelehrt hatte: Kissen und Stengel und

Nord und Süd.

Blätter: und man legte das Buch nun völlig überzeugt wieder aus der Hand. Erst sehr viel später — auf der Hochschule — holte man dann vielleicht, von wem diese ganze Deutung stamme. Man wurde neugierig nun endlich zu der Quelle selbst zu steigen, und saß denn lange, lange, über das unbequem große und doch so anziehende Buch gebeugt, dessen Wort mit seiner kräftigen Phantasie einen Rausch wirkte, worin der letzte Rest des Zweifels unterging.

Jahrzehnte lang hat der Laie wenigstens Böttichers Theorie in einer Betrachtung wissentlich oder unwissentlich zu Grunde gelegt. Selbst Semper doch gleichfalls sehr geistvolles Werk hat bei Weitem nicht diesen Einfluß gewinnen können: dazu war Nöltcher schon zu tief in das Leben und in die Schule eingedrungen. Auch Adarnus Architektonik wird möglicherweise die Nöltchersche Anschauungsweise nur langsam verdrängen können, so vorzüglich es auch ist. Aber man kann vielleicht hoffen, daß

Dorlich« Gebäl.

Nu« Adam» „Architektur“, Hannover, Helwirsche Verlagbuchhandlung.

es eine unbefangene Beurteilung Böttichers über die Kreise der Fachmänner hin- aus — wo man schon früher zu zweifeln gelernt hatte — unter die nicht eigentlich sachverständigen Kunstfreunde verpflanzen wird.

Der Gegensatz Adamys zu Nöltcher ist freilich kein scharfer. Das Verhältnis zwischen beiden ist ungefähr das des Jüngers zu dem Meister, über den einer weg- geschritten ist, ohne doch vergessen zu haben, daß dieser ihm eigentlich erst den Weg gebahnt. Adam» ist fleißig in der Philosophenschule gewesen, und seine Auffassung begründet sich vorwiegend auf die Beobachtung des Seelenlebens. Er weist der freien Einbildungskraft einen größeren Einfluß auf die Schöpfung der Bauglieder an, als Böttcher ihr hat zugestehen wollen und schränkt dafür den der Beobachtung und Nachahmung der Natur mehr ein. Seine Deutung gewinnt durch ihre größere Einfachheit. Auf den ersten Blick besticht ja häufig eine Symbolik, die dem Blicke die Tiefen zu öffnen verspricht — ein Gleiches hat man an der Betrachtung der Gothik durch die Romantiker gesehen. Aber wie hier der ganze verwickelte Kram von

Illustrierte Vibliographie. —- ^5?

Vogcn und Rosetten mit ihr« Zahlcnmyßil sich bei näherem Zusehen als eine Er-
findung der müßig spielenden, unfruchtbaren Entartung gezeigt hat, so macht man in
der Regel die Erfahrung, daß man in die Dinge leicht viel zu viel hineingeh.imnisft.
Wir können hier dem Gange der Darstellung Ndann>s nicht, folgen so anziehend
diese auch ist. Wenn man eine solche Entwicklung zusammendrängen will, läuft man
Gefahr, da und dort ein Glied abzubrechen; und außerdem kann man i« die Beweise
doch nicht liefern, wie sie im Buche selbst mit überzeugender Fülle gegeben sind.

Innc« Anlichi dcı Puicidonlempclz zu PacNum,
Aul Adamy „AichieNonil", H»nn»»ei, Helwiuglchc Veilagjbuchhündlunz.
Glücklicherweise hat die Verlagsbuchhandlung der Lcsewelt es sehr erleichtert, sich mit
diesem bekannt zu machen, indem sie von dem vorliegenden Bande eine Einzelausgabc
veranstaltete, so daß es auch dem zugänglich ist, der das ganze Werk nicht taufen mag
oder kann. Und dieser Band ist auch abgeschlossen genug, um auf diesem einen
Punkte einen Uebcrblick über die Ansichten des Verfassers zu gestatten. Allerdings
ist die eigentliche Hauptlchre, sür welche die folgenden Thcilc gewissermaßen die Be-
gründung bilden, indem ersten Bande dargestellt: auch der zweite, der die Architektonik
des Orients behandelt, enthält wichtige Dinge, auf die bisweilen zurückgegriffen weiden
muß; aber trotzdem hat Adamy es mit ancrkennenswrthem Geschicke «erstanden,
dieses eine Stück so abzuglätten, daß man nirgends einer Unvollständigkeit
gewahr wird

!?ord und ööd.

Und gerade die griechische Vauweisc ist — das würde wohl auch der streitlustige Hrr Rcichensperger nicht bestreiten — insofern das Urmast jedes anderen, als bis-her noch keine so wie sie die völlige Ilbercinstimmung von Absicht und Ausdruck erzielt hat. Den Grund für diese herrlichste, durchaus vernunftgemäße Ausbildung des griechischenVaucs verlegt Adam!) in einer sehr geistvollen Auseinandersetzung in die mensch-liche Seele, in die natürliche Anlage des Hellenen und in seine geschichtliche Entwickeln««.

Indem er Rötlicher, der die Hauptgabe des Hellenen in dessen Sinn für Mathematik und Philosophie gesehen, berichtet, erinnert er daran, daß die Eigcnthümlichkeit des hellenischen Geistes viel mehr im sinnlichen Denken als in der Abstraction gelegen habe. Der Hellene, der die Natur als etwas Belebtes dachte und die Götter sich als gesteigerte Menschen vorstellte, stand der Natur ganz anders gegenüber als sonst

CuiXenförmiger Mäander Säule »»in Schahhause de» Uüeu
von einer Gradstele auf der Mrofali« zu l" Mylcnac, Meftaurilil.)
Mnlcnae, A»- Adam« „Archilelionil", Hannover
Aus Adam» .Urchitelionil". Hannover. Helmingsche Verlagsbuchhandlung.
Helwingschc Vcrlagibuchliandlung,
fcmals der Mensch. Pothagoras faßt das sehr schars zusammen, indem er sagt: „Aller Dinge Nah ist der Mensch; des Seienden wie es ist, des Nichtscicndcn wie es nicht ist". So stand der Grieche der Natur, die er zu verstehen glaubte, liebevoll und seinen Göttern, denen er sich verwandt fühlte, frei gegenüber. Für ihn gab es weder die Abtehrung von der Welt noch den Drang »lach dem Jenseits, die im orientalischen Mterthumc sowohl als im Ilhristcnthmn bald mehr bald minder sich geltend machen. In dieser Stimmung schuf er seine Kunstwerke, und ihr verdanken sie ihre Ruhe und ihre Einfachheit.

Vibliographie.
,23
Allerdings bemerkt Adam») ganz lichtig, da« ein solch« Höhepunkt nur einmal erreicht werden kann und sofort zum Niedergänge überschritten werden muß. Er nennt RMMMMWW,N
3?^r<
^c^

^ ^ , ^
i'M,
^I,!,:
^ ^
!
'" > ' < ^' > ^' , ^
,!
MM
°" ^ _ ^ ^ V ^

^ ^ H ^ ^
Grllbsttlc ll»i Ml»!c,!»c.
A,l« Adam>> „Alchitlltonil“, Hün»»cr, Hclwinglchc Vcilag?l>uchl,»ndluni,.
die griechische Geschichte den Wendepunkt in der EntWickelung der Menschheit. Eine solche Auffassung der Umgebung, wie sie der Grieche hatte, tan» nur bewahrt werden durch vollkommene Unbefangenheit, und so wird eigentlich schon in ihrer Ausbildung,

NO Uord und 2üd,
und Vertiefung der Keim der Zerstörung mit eingesenkt. Das Denken muhte je weiter je mehr über diesen Punkt hinausführen, zu den Widersprüchen, vor denen wir noch heute riithselnd stehen, und von denen schon die herrlichsten Geister Griechenlands lallend geklagt hoben: die Natur ist gestorben und die Götter sind uon ihrem heitern Olymp hinausgcrückt in die blaue unergründbare Tiefe.

Das glückliche Periklcifche Zeitalter! was hat man nicht Alles damit verglichen: die Mcdicis — den Sonnenkönig, und wir im lieben Deutschland haben beinahe so-viel Städte, die sich durch den Beinamen Athen angenehm gekitzelt fühlen, als die Griechen angebliche Geburtsorte Homers. Es hat sich wohl cinigcmale viel von dem zusammrngcfunden, was das Pcrillcischc Athen glänzend machte. Begeisterung der Mächtigen, Können der Künstler, allgemeiner Aufschwung des Geisteslebens. Aber die eigentliche Würze der Mischung, jene Unbefangenheit, hat sich nie wiederfinden wollen. Und sie wird nicht gefunden werden. So weit die Menschheit auch ihr Weg führen mag: immer wird sie zurückblicken müssen zu dem Gipfel, auf dem der Hellene einst gestanden, und leine Höhe wird sich dazwischen schieben, die jenen verdeckte.

Adamys Sprache ist sehr angenehm. Sie stieß voll und reichlich, und schöne Bilder wachsen wie Blumen aus ihrem Grunde auf. Die einleitenden Abschnitte, die Land und Voll der Hellenen, den hellenischen Geist und seine weltgeschichtliche Bedeutung und die ästhetischen Grundgesetze der hellenischen Architektur behandeln, sind Muster anziehender und geschmackvoller Darstellung, klar und tief. Als kennzeichnend sei angeführt, daß der sprichwörtliche „ewig blaue Himmel" nirgends, auch nicht versteckt, zu finden ist. Allerdings merkt mar. dem Verfasser den Gelehrten an: er spricht die Sprache Iseincr Schule. Sic wird nie unverständlich oder wenigstens dunkel in seinem Munde, aber bisweilen verlieren die Gedanken an ihrer ursprünglichen Kraft, indem sie in dem weichlich bequemen Gewände gewohnheitsmäßig angenommener Worte, die eigentlich selbst nicht mehr Worte, sondern GedankenformcIn sinl>, einher«schreiten. Indcß, das sei ausdrücklich wiederholt, entstellend wirkt diese Eigenheit nicht, und der Gedanke zeigt sich überall so durch, daß man seinen Reiz voll empfindet.

Von den Holzschnitten, womit das Werk sehr reichlich ausgestattet ist, geben wir einige Proben, u. A. einen Wasserspeier uon sehr schöner Ausführung — ein Bau-thcil, den man in weniger ausführlichen Werken selten abgebildet findet. An der Ansicht des Poscidontempcls kann man — wie übrigens an allen anderen auch — deutlich sehen, wie genau und sauber Zeichnung und Schnitt sind. Die Abbröckclungcn <m den Säulen sind mit einer Feinheit wiedergegeben, die beinahe das Vergrößerungsglas herausfordert. Sehr lehrreich sind auch die beiden Stücke aus Mhkene. Das eine zeigt den Mäander in allerdings ziemlich urwüchsiger Darstellung, beweist aber doch immerhin, wie alt diese Zierform ist. Das andere ist insofern höchst lehrreich, als die Verzierung über dem Bildwerke deutlich die ersten Formen der sogenannten ionische» Volute zeigt. Dieses Denkmal ist für die Ausführungen Adamhs uon der höchsten Wichtigkeit: es beweist thatsichlich, was er als Lehrsatz aufgestellt hatte, daß nämlich die einzelnen Bauglicdcr sich nicht mit den» Baue zugleich entwickelt, sondern daß sie in der Vorstellung des Volkes schon viel früher gelebt haben und ursprünglich ganz unabhängig von Beziehungen zur Architektur gewesen sind. In der Thai wird durch die Auffindung dieser Zierform, die sehr viel älter als die ionische Säule ist und, wie ihre häufige Verwendung bezeugt, fehl beliebt gewesen zu sein scheint, in diesem einen Punkte Böttichers Auffassung schlagend widerlegt. Und gerade weil Vöttichers ganze Lehre so vorzüglich, so gleichmäßig durchgebildet und zusammenhängend ist, geräth schon mit diesem einen Satze das ganze Gebäude in das Wanken. Auch die Säule aus Mukcne zeigt das Vorkommen später beliebter und gleichmäßig entwickelter Formen in IlllcrfrUhcster Zeit. Mit dem Bilde von Samothrnke nehmen wir für diesmal von dem Buche Abschied — um ihm hoffentlich in seinen folgenden Theilcn wieder zu

^ Illustrierte Bibliographie.

NI

begegnen. Dieses Heiligthum in tiefster Abgeschiedenheit, umrahmt von den schön-
geschwungenen Verglimm, erweckt die stärkste Vorstellung von weihevoller Grohartig-

Nicmann, Hciligthumer bei großen Glillei auf Eamolhrale.

Aus Adllmy „Aichi!INonll“, Hllim»«el, Hclmingich« Verlagsbuchhandlung.

lcit. Es ist wie ein Zeichen zu Goethes Worten, daß „das Schöne sich selber selig
ist“. Weltentrückt liegt es da inmitten der Einsamkeit — rings tiefe Stille, bah kein
Mcnschcnton die reine Vereinigung schönster Natur und höchster Kunswollcndung
störe. Nur an den großen Festen werden sich hier die Vollsschaaren drängen, und

I.H2 Nord und Süd.

auch sie werden es empfinden, das, sie der gewohnten Enge ihres Lebens entrückt sind. Und solcher Heiligthümer gab es mehrere in Hellas! Man muß sich gerade ihre Lage vergegenwärtigen, um sich klar zu machen, wie reich jenes Leben sein mußte, das solche Pracht bloß für seine Feste aufsparen und sie sonst still fortwirken lassen konnte. Wo findet der Deutsche eine solche Vereinigung von Kunst und Natur in der Einsamkeit? Nennen wir König Ludwigs Walhalla — des Königs, dem wirklich ein Funken Perillischen Feuers in der Seele glimmte, und dem man bei Lebzeiten schon und noch fetzt mit solchen Undank begegnet ist — und damit ist unsere stolze Reihe wohl abgeschlossen. Freilich, auch zu großen Festen drängt kein wimmelndes Volk auf den prächtig herniederrfluthenden Stufen der Walhalla, und es würde sich auch in keinem andern Säulencorridor drängen, gäbe es den. In der Walhalla irren ein paar Reisende umher, das häßliche rothe Vuch in der Hand, das ihnen Alles erst erklären soll: sie ist besten Falls ein Schaustück für die Gebildeten. Unser Volk hat an der wirklich himmlischen Kunst keinen Theil mehr: zwischen dies und jene hat sich die Religion gedrängt, stricngblickend, und ihr erhobener Finger deutet nach oben — wo keine lächelnden Götter mehr auf wolligen Sitzen ruhen. etc.

1/» vle K ?»r18 1881 pl»r ^ules <^l»rstis. Nsuxiöms »nneo. Paris, Victor Havard.

Seiner Zeit haben wir den ersten Band dieser Folge angezeigt, einer Art Jahrbuchs des Pariser Lebens, worin Elaretie seine uierzchntägig für den Temps geschriebenen Plaudereien zusammenstellt. Jener erste Band hat mittlerweile acht Auflagen erlebt, was für ein Buch dieser Gattung schon ein recht schöner Erfolg ist und die Hoffnungen, die wir an sein Erscheinen knüpften, »oll bestätigt. Auch dieser zweite ist ein sehr liebenswürdiger Geselle, mit dem man sich gut unterhält. Er ruft einem Alles, was Paris im letztucrgangenen Kalenderjahre beschäftigt hat, in das Gedächtnis zurück, andeutungsweise, gerade wie man es bei Ereignissen wünscht, die ja noch ziemlich frisch sind. Clarctie zeigt sich hier nicht als der glänzende Erzähler, sondern als der fesselnde Gesellschafter, der von einem Punkt auf den andern, vom Hundertsten in das Tausendste kommt. Man horcht ihm zu und bewundert im Stillen, wie glücklich er die Uebcrgänge findet, um von irgend einem Tagesereignis; zu allgemeinen Gesichtspunkten oder allerlei Erinnerungen, bald näher, bald ferner liegend, zu gelangen. Dann wird er besonders interessant: ein Mann wie er, der mit offenem Aug und Ohr sich von dem vollen Strom des großstädtischen Lebens so lange hat umbrausen lassen, sammelt einen ganzen Schatz der merkwürdigsten Eindrücke an. So erzählt er z. N., daß es 1835 ungefähr 20(1 Privat- und 80(1 Leihbibliotheken gab, die regelmäßig französische Romane kauften. Voltaire hatte einst den Absatz seiner Schriften auf 1500 Exemplare berechnet; 1835 erreichten nur zwei Schriftsteller einen Absatz von 2500 Exemplaren: Victor Hugo und Paul de Kock. Balzac und Sue setzten ungefähr 1500 Exemplare ab, Musset kaum 1000, wo» Gauticrs Grotcsquen wurden 200 Exemplare verkauft. Das hat sich nun allerdings wunderbar geändert: aus Claretics Buch erfahren wir unter Anderem, daß von den Romanen des älteren Dumas jährlich 150,000 Exemplare vertrieben wurden, und daß allein von Zeitungen für den Abdruck derselben im Jahre 1880 50,000 Fr. bezahlt worden sind. Diese Ziffern geben wohl zu Betrachtungen über die Geheimnisse des Buchhandels Anlaß. Aus den Denkwürdigkeiten d'Aitagnans, (wer hätte gedacht, daß er Denkwürdigkeiten hinterlassen haben würde!) führt Clarctie übrigens eine Stelle an, die ein eigenthümliches Licht auf die Achtung des Helden vor den Frauen und die des Dichters vor der geschichtlichen Wahrheit wirft. „Ich hatte mich uchrcirathet wie die Andern," schreibt d'Artagnan, „denn wenn es auch ein sehr dummer Streich ist, sich zu verheirathen, so dünkt es mich wenigstens einer, den ein gcscheidter Mensch einmal in seinem Leben

Vibliographie. I,HI

begehen darf." Allem Anscheine nach ist d'Artagnan lein sehr glücklicher Ehemann gewesen. Claretie ist ein sehr anmuthiger Stilist, ab« er findet auch Wendungen von eindrucksvoller Kraft, so wenn er gelegentlich des Nontour-Schwindcls von den Irientazs» <ie 1'azio spricht und von dem äroit l> l» ruin«, das sich die Frauen erobert hätten, wenn er eine Einladung zu einem ästhetischen Thec die e»rto torcö« äs 1'«nUlou3i»8ms nennt, oder wenn er von den Kindern, die nächtlich umherschweifend eingefangen worden sind, malerisch sagt oe» pauvreg esrvellux pleiu ä<? uuit. Man freut sich, in der Hand des Franzosen die Sprache zu einem so fcingeschlisfencn Werkzeuge werden zu sehen. — Claretie schließt mit einigen Worten der Entschuldigung dafür, daß bei dem Entstehen des Buches der Zufall des Tagesereignisses habe herrschen müssen. Das ist natürlich, und dadurch erhält das Buch etwas Buntcs, was doch nicht unangenehm wirkt. Aber es geht doch ein Grundzug durch das Ganze: die scharfe Eigenart des Verfassers, das ist die tiefe Ehrerbietung vor dem Schönen, die das Nützliche für ein im Vergleich damit verächtliches Ding ansieht. Claretie ist darin ein entschiedener Aristokrat, und der Klage über das Umsichgreifen der Maschine in unserem Jahrhundert, die das Gold häuft, aber die Geister abplattet, begegnet man auf jeder seiner Seiten. Und er hat ein Recht darauf, sich als ein Aristokrat zu fühlen, denn er ist ein Schriftsteller von anständiger Gesinnung und eigenen Gedanken. Er hat deren mehr als jene, die mit einem einzigen Lehrsatz, einförmig wie eine Drehorgelwalze, herumhausircn und denen die Masse nachläuft und nachsingt, während ein Ton schnell verhallt. Vielleicht fehlt ihm dazu die eigentliche Liebe zu feiner Zeit, das volle Eingehen in die Bewegungen derselben. Claretie ist nicht so alt, daß man nicht hoffen dürfte, diese Folge von Bänden noch recht stattlich anwachsen zu sehen. Lucretiuö, deutsch durch Max Seudel (Max Schlierbach). 8. München und Leipzig 1881. R. Oldenbourgs Verlag.

Lucretius ist, abgesehen von Fach-Philologen und Fach-Philosophen, auch den classisch Gebildeten in Deutschland wenig bekannt. Auf den Gymnasien wird er gar nicht oder doch selten und nur bruchstückweise gelesen: dmn er ist allerdings durchaus lein „leichter" Autor, weder der Form noch dem Inhalt nach. Allein er verdient es wahrlich, mehr gekannt zu sein. Denn er ist, was Tiefe, Großartigkeit, Reichthum, Eigenartigcit und Poesie der Gedanken betrifft, der größte römische Dichter, mag ihn Virgilius an der „pompa ssrinou^ l,atini", mag ihn das glänzende, nahezu über das Virtuoschnhaftc hinaus das Geniale erreichende Formtalcnt Ouids im Ausdruck weit übertreffen. Da nun leider in der heranwachsenden Generation der Fall immer seltener wird, daß der absoloirte GIMnasiast auf der Universität oder in anderer Fortführung seiner Bildung zu den antiken Classikcrn als wahrer Fcieitagslectüre zurückgreift — er kann es schon deshalb nur unbequem, weil er diese sämmtlichcn „Schmöker" am Tage nach dem Absolutorium dem Büchertrödlcr zu verlaufen pflegt! — so sind gute, d. h. aber wirklich dem Original nachgedichtete Ucbcrtragungen heutzutage noch dankbarer zu begrüßen als früher. Ucbrigens verlangt die Billigkeit einzuräumen, daß wo, wie in Preußen z. B., für die Juristen nur drei Jahre (von denen eines durch Erfüllung der Wehrpflicht für das Studium völlig verloren zu gehen pflegt) Univcrsitäts-ftudium bestehen, der Student in der That nicht im Stande ist, neben dem bei solcher Frist allein möglichen mechanischen, völlig unwissenschaftlichen „Einpauken" des kolossalen Examinationi-Stoffcs, auch noch „Humaniora" zu treiben. Aber jeder preußische Professor der Rechte hat die Verpflichtung, bei jeder Gelegenheit öffentlich immer wieder Zeugnih dafür zu geben, daß dieser Zustand ein unerträglicher, ein der Nissenschaft unwürdiger und für die ganze Geistesbildung unserer heranwachsenden Iuristengcschlechter geradezu vernichtender ist. Ich habe, nachdem ich ein paar Jahre diese Dinge in Preußen mit äußerstem, schmerzvollen Erstaunen mit angesehen, noch vor College Goldschmidt (dessen allerdings lebhaft ausgedrücktes Urthcil ich durchweg Noid und Lud, xxm, e?. IN

I.HH Nord und Süd.

theile) — gemeinsame Anträge aller preußischen Juristenfacultäten in diesem Sinne wären sehr wünschenswert!) — Schulte und Anderen meine Stimme über diese Unglaublichkeiten erhoben und ein (später auch veröffentlichtes) Denkschreiben gerichtet an jenen ausgezeichneten Mann, den Minister Fall, der sich völlig einverstanden, jedoch durch den Finanz- zumal aber durch den Justizminister (u. Leonhard) an jeder Nöndcrung behindert erklärte. Da es ganz unmöglich ist, den Examensstoff in sechs Semestern wissenschaftlich sich anzueignen, schon das bloße gedankenlose Memoriren desselben kaum geleistet werden kann, darf man leider den Studirenden der Rechte gar nicht einmal illthcn, wie ich es, an die gute süddeutsche Tradition gewöhnt, in den ersten Jahren gethan hatte — neben den Fachcollegien auch Geschichte, Philosophie, Literatur zu treiben und solche Vorlesungen zu besuchen. Das schauderhafte Ergebnis ist dann, das, alle diese jungen künftigen Richter, Staatsanwälte, Advocaten, Verwaltungsbeamten, Staatsmänner in Ministerien und Volksvertretung nie ein Colleg über preußische oder deutsche Geschichte gehört haben, — von Philosophie zu schweigen — so daß ein Banalluscnthum erwächst, dessen sich unsere Väter würden geschämt haben: ein Wort nicht von mir, sondern ein altpreußisches ist es, daß — ich weiß nicht, von wem es ausging — wenn der liebe Gott einen solchen „Kiesrichter“ (alter Terminologie) am jüngsten Tag aufwecckt, er in seinem Gehirn nichts findet, als das preußische Land» recht und ein Spiel Karten.

Vier Jahre Universitätsstudium sind für die Juristen ganz unentbehrlich und dabei muß, wie in Bayern, eine Anzahl (in Bayern 8)') aus den Fächern der philosophischen Facultät beliebig zu wählender Vorlesungen als belegt bei der Meldung zum Referent» alicnexamen verlangt werden. Sind sie belegt und bezahlt, so werden sie auch gehört: in München haben wir Juristen zu Hunderten die Säle von Prantl, Thiersch, Spengler, Sybel, Giesebrecht, Liebig, Lölly gefüllt. Aber freilich müßte das erste Examen in Preußen völlig umgestaltet werden: an der jetzigen Einrichtung ist nichts zu loben als die Vorschrift einer schriftlichen Arbeit. Soll einer der allerwichtigsten Vcrufs-Stände in Preußen nicht in handwerlmäßige Unbildung und gedankenloseste Geistesrohhcit versinken, so muß Abhilfe geschafft werden. Der geneigte Leser fragt mit gerechtem Erstaunen, was das juristische Studium in Preußen mit Lucrcz und Max Seydel zu schaffen habe? Erste Antwort: Auch ein Professor ist, so zu sagen, ein Mensch, und wenn preußische Studenten nach dreijährigem Studium im Examen erklären, die Schweiz grenzt im Osten an die Türkei, der höchste Berg in Europa ist die Schneeluppe und Frankfurt am Main gehört zu Preußen seit dem XIII. Jahrhundert — drei Thatsachen") — so muß dem Professor erlaubt sein, solche Zustände bei jeder Gelegenheit zu rügen. Zweite Antwort: ein bayerischer Jurist — und zwar ein guter — hat diese geradezu classische Lucrcz-Uebersetzung verfaßt. Wie viel preußische Juristen — ich rede nicht vom angeborenen Talent, sondern von der erlernbaren Bildung — besitzen die universelle, philosophische, die philologische, die allgemein humane Bildung, eine auch nur annähernd ähnliche zu verfassen? Und wie viel jüngere preußische Juristen werden sich finden, welche Bildung, Geschmack, Neigung haben, sich an diesem Werk zu erfreuen? Ich rede, wie bemerkt, von der jüngeren Generation. Sehr verchrungswürdig auch in diesem Betracht sind die älteren Herren dieses Berufes, welche, unter besseren Traditionen, bei geringerem Stoffquantum, meist mehr als sechs Semester studirtm, *) Ich aber und sehr viele meiner Studiengcnossen hörten fleißig weit mehr: ich z. B. 16.

*) Die ersten beiden äiow allerdings nicht aus dem Refcrendaricn - Examen: ich wähle sie aber, weil sie einem größeren Leserkreis verständlicher sind, als juristische Monstrositäten. Aber ich kann versichern, daß die juristischen nicht mindcr craß. — Frankfurt am Main scheint — in der Regel — besondere Schwierigkeiten zu haben. Ein Candidat wollte — umgekehrt — im Examen mir lebhaft „bestreiten“, daß diese Stadt nunmehr preußisch sei.

in Zeiten, da man Philosophie, Geschichte, Literatur zu treiben als Ehrensache, als selbstuersländlich ansah. Wir wiederholen: das roheste, handwerksmäßigste Vanauscen- >hum steht in Aussicht, wenn dem Studircndcn der Rechte nicht ermöglicht wird, an der „univslÄtaz litsrnrurn" auch noch etwas anderes in seine Gedanlen aufzunehmen nls das Problcma: „Wie bringe ich es fertig, in sechs Semestern scheinbar wissen- schaftlich zu bewältigen, was ich doch in Wahrheit kaum auswendig lernen lann?" Hie „akademische Bildung" unserer jungen Juristen besteht dermalen meist in der Summe der nachgeschriebenen und auswendig gelernten Collcgienhcfte, — in günstigem Fall — je eines dazu gehörigen Compndiums: es kann nicht anders sein und ist nicht die Schuld der (in Königsberg wenigstens) musterhaft fleißigen Studenten, sondern eines Zwanges, welcher — wie geflissentlich darauf berechnet fchcint — wenn er es auch gewiß nicht ist — um den werdenden Juristen für den einseitigsten gcist- und gedankenlosesten Bureau-Mechanismus abzurichten. Man wende nicht ein: „sie können ja länger sludircn." Wenn der Staat sechs Semester als genügend hinstellt, verlangt der Vater zumal in unfern armen Ostmarlen, dllh der Sohn leiste, was also nach der Norm des Staates bei genügendem Fleiß geleistet werden kann. Soll der Gedanke an „Vrod", d. h. Geld, d. h. Anstellung, wirklich das einzige Ideal unserer Jugend werden?

Aber genug von diesem höchst beklagcnswcithen Zustand: sprechen wir uon Er- freulicherem. — Eine wirkliche künstlerische Nachbildung des Lucrctius zu versuchen, dazu war unter den Lebenden in Deutschland wohl Niemand mehr berufen als Max Ecydel, der frühere Director des l. bayerischen statistischen Bureaus und nunmehr Nachfolger des fo vortrefflichen Publicisten, unseres hochverehrten und herzlich be- trauerten Lehrers, u. Pözl, in München. Dieser Max Scydel, in München und Würzburg zum Juristen herangebildet — ich sehe ihn immer noch vor mir sitzen in meiner Vorlesung über Rechtsphilosophie — hat nun noch allerlei Dinge mehr im Kopf als das bayerische Landrccht und ein Spiel Karten. Sein ganz hervorragendes poetisches Talent ist gepflegt durch eine sorgfältige und umflßsendcGcistcsbildung. Er hatuntcr dem schützenden Namen „Max Schlierbach" (denn auch in Bayern soll es für die praktische und zumal für die akademische Lauf- bahn nicht günstig fein, wenn die Herren College« einem vorwerfen können, daß man unleugbar ein Dichter uon Gottes Gnaden sei—ein bischen Dilettantismus kann eher «erziehen werden —: mag man dann als Lehrer und Forscher eben so viel leisten, ja vielleicht am Ende gar noch mehr als gar mancher der uon der Frcvlerin Phantasie nie Berührten — es hilft nichts: der „Dichter" hat die Kaste eingebüßt — darin haben sie noch ganz Reckt, die Herren, in viel höherem Sinn als sie ahnen — und kann günstigsten Falls nur „geduldet" werden: von solch barbarischer Zopfschulmcistcrschaft und Unbildung weiß man freilich in Frankreich, England, Italien, Spanien nichts und in den Tagen Gottscheds und Gcllerts, ja fogar noch Schillers dachte man auch im Lande der Denker hierin minder roh — dieser Zwischensatz, lieber Leser, ist zu lang gcrathen, ich weiß es wohl: aber es steht auch ziemlich uicl darin: lies ihn lieber noch mal!) Scydel hat also unter dem Namen „M. Schlierbach" zwei Bände Gedichte herausgegeben, welche geraume Zeit ziemlich unbeachtet blieben, weil der Verfasser leine Reclamc macht, «der machen läßt, zu keiner Clique gehört und uor Allem: weil sie wirklich ganz aus- gezeichnet sind und zu dem Vornehmsten und Edelsten zählen, was unsere Lyrik seit Hölderlin und Platen in Darstellung antiker Stoffe, meist auch in antiken Rhythmen geleistet hat. Ich nehme das Verdienst in Anspruch, zuerst laut auf diesen Hellenen in bajuwarischem Staatsdienst mcrlsam gemacht zu haben, worauf denn erfreulicher Weise mehrere fehl achtungswerthc Kritiker mir zugestimmt haben, fo daß sein Name nun als rühmlich bekannt gelten kann. Dieser ucrwundcrsamc Statistiker und Staatsrechtslchrer der Markomannen würde sich freilich unter dem Ministerium Peritlcs am Ilissos behaglicher gefühlt haben als unter dem Ministerium Lutz zwischen dem „Lchcl", dem „Platzl" und dem „Tiirken- ld»

^s
Nord und Süd.
graben". Allein die Nahestunden zwischen der „Vernichtung" des Vundesstaatsbc^r
(der sich übrigens immer noch recht wohl befindet und uon dem ich ihm nächst'
einige Complimcntc bestellen werde) und der Redaktion zweier Fachzeitschriften füllt
mcikwürhige Herminone damit aus, das, er sich von den Schwingen der eigc
formvollendeten Rhythmen möglichst weit weg von der Isar nach Hellas, und 3
tragen läßt. Und in dieser Lucrez-Ucbersetzung hat er nun, alle Vorzüge seiner
gabung und seiner Nildung auf das Günstigste uerwrthend, etwas ganz Ausgleich» ^
geleistet'). So urthcilt nicht blos meine ästhetisch-dichterische Würdigung, so url
auch die philologische eines Sachverständigen wie Freund Ludwig Friedliinder
im letzten Semester seinen Hörern mehrere Partien des Dichters in Scydcis Nebc
tragung — unter wärmstem Lobe desselben — mitgetheilt hat. Ein Kritiker hat d
Bau des Hexameters bei ScydcI bemängelt: ich versichere diesem „goldenen Schneider
daß Seudcl die Geheimnisse des goldenen Schnittes nicht unbekannt sind, und das; «
wo er von der Schablone abweicht, dies aus guten Gründen thul. Eine wntli
bestehende Schwäche ist dem Kritiker natürlich nicht aufgefallen. Den Hiatus zu vc
meiden, wo es ohne Künstelei geschehen mag, habe ich den Commentator der Rcichsuc
fassung wiederholt gebeten, ermahnt und unter Androhung der kritischen Ezecution an
gefordert: allein er scheint, unter Verwerfung der Souveränität der Aesthtik, welche er fi
ein Aggregat uon bloßen Vertragsbestimmungen erklärt, den Hiatus für ein Reseruatrcc
seiner berechtigten Eigcnthümlichkeit zu halten und daran darf man beileibe nicht rühre
Der deutsche Dichter hat uns die tiefsinnige Weisheit des pocsicuollen römisch,
Pantheistus, diese Goldfrucht, in schönster Silbcrschalc gereicht. Dafür gebührt ih
unser warm empfundener Dank, und wir schließen mit eineni freudigen: „Än«w ?c>st»iu,
Felix, Dahn.
') Der lateinlundige Leser wird die Schönheiten der Uebcrsctzung sclbstuerständli,
mit tiefster Befriedigung genießen bei steter Vcrgleichung mit dem Text, z. B. in dc
Ausgabe uon Munro, New York 1880.
Hn His llsäactinn von „Koro un<! Fii6"
2»!!!!, HäoI5, ^Voniu? Loäicuw, 'Wien u. losodsn,
,1. ?. Iliodor.
ll»ul»«n» l.liee»tus><»n>lmn>» ^«« >8. ^»Itsnun«»!'».«.
l!r»!>«e, llr, ^nzou, Der Illtrvinwinnz nnH ««ins
5rün<!>!NI>»n Ilse !>»u»»t»i> l»!r. 2eN l»—16, Dr>
iHiniiss u. Nsrün, Ott» 8p2MSi,
s«tl»e, O. H,, Uelnziuo, RvizcKcz Uoicnt. 8tntt-
8«5<!n!»!>«« «lse Xunlt >!>! z>t»n!>um. I^iol. 3 u. 4.
m«l»!>»»», Orr! ?e,, liicd»rH Vllznerz l.«b«n unH
V^irlien, LH, I, II u. 8npnlemont. I^einÄ^,
Lroitlions «i llürtol.
I^iMi^, ^, rl, >Vod«>.
L»»<!l>!, l'iirztX, 8,, ^»ssemViiis KriezLzuLcdiout«
?lli3il»!. Lsrün, IneoHor l!»ltn.
^, Ltubor.
«»o!>l«!t>'U!»»!>. ^Vitwnborir, ü. 2orrc>5«,
X»n«r, l>lulo«zoi vi. V., LeiweniiN Her <3<?«ol!
Xun»t ^ Xlln»»!«!' >!«» <8. ^»!>s!»»»,l!«!'t». Ur, Ilodor
Down». I<i«l, 1. n.. 2. I«i^!3, D. H,, 8uu
>»0«n>»v»«>, Moeolo, U»nHi»znI», üb«i3swt vo,
K<le<!!l>n^s»!,et»n. 22. üsl. I^sipii^, ,^er<!. Ilir
l: Zuun.
N»<!oi, ?. von, ^,n»«wLins <liiln8 I^snior un,
3«!!«»>,«s-!.«s<!!!«!s»>!!, Häli». I^ist. 5—w, "Wien
8!!»0», 'Id., ^«K«r >l«n Cllltulsinllu55 vsut«cli
2si!»^s ä«3 l>v««nm« «n H«tl. !lot2, Im>
Un!v»e,«l »»>»<><!>»!< X». :ß«, Ner rotks sin,
Verlionä!»!!»»!» lloe 8»»»»»«!»>»N Nie »<<!lun<!» i«
Z»e!!n. I^iuiä IX. Ho. ß n. ?. Lorlin, llioteiiei»
««»«s'» ^!!»»!l>»!!!» »/»!»»«»<!!>!!:!!,<. 2. HntiiM,
« u. ?. !,iol. I^sipÄz, ^VilKolm Dn^«>m»nn,
Mluondeuon, üruzt von, Vütor u. 8ötmo, L«r!in,
VI><!»ne»llt, ^ok»nn von, vi» NiLtoi» ?on Ilorr.'i
Reoigir! unter verantroortlichkei! !>« yerauzgeber;.
Vruck und Verlag von 5. Scholtlaender in Vrcsla».'
II,ibliech!igter Nlichdiuck ans bim Inhalt dlcsel Zeitschrift untersag!. Ueberseyungsreö't l'»rbehalten.

:^
als
schs

^il^nmpl«nl«n nwlwit l>„°n ll»ncu«lll nU5ur wirnnolli««, l^icnr ?nn
l-xit °nd«t«l>«i>d«l l>wi8t»°«„n und Ksmo^un, do«, di» von °l>, nllonNon
l'lnl)elli8wl! ,«u 25 8lÜ«ll per «ort«
^«"° ?°°^ »°^°s«rd«„l,wl> °rl°,cn!°n>. - Wir v«,duu »ncl. in di«««°> Hrtill!»! «n°!>«n,
u^own ^undon d«« Lu«ta und i»i»l«vind!<;5l° i» liuluin, nnd bittnn um Vo^Ksansw'U?«.
d» ll»ld»d , .
IX>s«l<>f. . .
r> 8l>»<i» . ,
Ül «llütn . ,
«! r»«!»n. .
l«Uelt»« . ,
l< !l!»lld»d ,
"Ntoni» . . .
l« c»n>n» , ,
«l «l«n« . .
>H» r>s»» . . ,
IH l>»til» ,
OI!«» d« l»n>>>»,
ll ltie» . , .
IH l»rl»d>l. .
Hl rle»ll!l» . ,
l>» lmn«l!»nrl» ,
l.» 15>>t»l«tw, ,
LI ll«ß!»lu . . .
/!><«« ller a,»s,<.
1,» < «uv«nlenc!» ,
l.» ll!»!«!-!« , , .
l»!l>»»
IH Xut«!l<ll><! . ,
IH Cur»»» <!« R»l>»!l»
5105»
vullu« ll|^un
liluin«,
mitlul ,
!?n»»«« .
U.«'°li»c.!
mit!«!» .
mittel-
lilllMz
mittollü-HNiss
loiclit, mittollllül^
mittollilllltif!
Iniedt und mild
MittulllllllUF
vuU und llrlttüss
Isiolit
lininlicli lirlIsüß
voll und lillllliz»
loin, millollilülliss
mitwIKrUNiz
lilllwL
!1<^
-^!^
^',,,,!»,.-
515
75
75,
^1
,!
1^
,
,,
!',
5,1
zu
5»
5»
5>!<
,:>
?«
7»
!^ ^
^,?
ll?
ll5
tun!, dic-K. r^nu millnlilllllMB 2 5N 4
^loz«. vnll. » , 2 «0 4
Uc>!?!lll>.?»snn mitwIKr, lioml, voll 2 >i0 4
^iu»» ü<,ß»li»-r«cnn nntlolkrllltiz 3—6
mitt«!?. 8nili, Konl luiu pilluant 3 21, S
lll«iu«!> mittol.t'afnn mild 3 75?
diHnzOoncli.. . müwllilllNiss 4 5,0 » 5«
L«L»li»-?»fnn !«!!wlills ««ml vol! »!25> l« — lW
vi« cill-uinll «!!!(! ^!uim,tl. in dun llunäsulb«!, ri»l», color»,!,, l^llil», c«l»!Ul» u, »liulur» 2M l^llzol,
«»!»»« lillnn »nl Lie»l5°n nlr!>t l!°«!l,izt noläon, c!i>ß«^«n lülüon vil Hullril«» <l»s»lll von 2U,«!>.
l>n l>nn«s^«!l »ll«: !!!!>Ul,!l!b N^uweLInnä, >l«r 8(nvo>l, L°,l!!on ll»^>n<l l,l,,! l)ünun«,li,
.^, ^ »°l lllilopllüü llitt °!N V^IM miniw^on» wno 8!,«ll (,^«!,un l» >,l» r»>^,!»«, lc",!>,

>/«> ?<w!un« !«! <len^»n<l:l,n 8,>rt°„, <!is ,il »Nl in !/«, i'2>.Klli>8 »nliwwn. «»NN »ncl> IN vor-
«!!!«>l«non l'reiLliLun, !»us oinnml onti„>m,non «ordon.
Hl« Lw« vonil^licli« Oiznnouznik!,,! «mpfolilon «ir^
(^V<:lül!««l!-nl>r mit «0!'„>,<'!n.,!un,l„!,!l'i>. l»«r 8lii>l< l „arli, p«i- i/< »ulloud !» A«»lli.
Di«»« ciMln,n,«,„itüo !^<>zt«!>t »>>» üv«i luznmmon^cklvubwn llwilon, uio »„«oinmidor
ss°N<,MM0ll VOnlllN !>>>NN«N, IN di» UN^obullltU ttiil,!-« lo^t UU.N dIINN l»«licu «!„ «lN«,NI!l0!,5°5
l,w°li v«!!«o v»tt« v«!cli« dio l-nnclUi^uit d«« lla^l>!N8 liul^»!,',! und dulwl vurlduduit
d»«3 >li«««!Ku bi« in dun ilnnd l^ummt,
«ünlzl. 8lll!>!!.. l!n!!°sc>»nl<!n?

/^<9^^ ^^H'^ c/^^5 ^//^H-/?^ /^. ^s^ H-H-F^?.
^PQI.I.IN/^I3-LNUNN6N, ^«N1-«^I., NI-III^ -PNI5U38I^^.
>ii/F/si/i?^ ^5^5 /?Fi/^55'//^/V ^^//^/3///5 c/^V<3^^.
llen.-3tab3Ä^t K. Urliv.-Prof. Or. von I^U33baum,
IVlüricnVn.
Cell. IVlscI.-klatli Prof. Dr. Vil^orlow, Lorlin.
1878."
Dr. 08car I^i6dr6lc:^, Prof. cisr I^sllmittOllsrirs a.«I.
Univ. Lsl-lin.
1879."
Q6N. Zan.-pÄtn Dr. o. Val-rOntl-Äpp, Frankfurt a. IVl.
I<. Univ.-Prof. DI-. IvI. ^. OkrtsI, IVlür,cr>6N.
"^I/5 e/^/'/^//cv/i/c^ <?^/,<>«/i^ T'«,/« n/e^ 7«ii II^c?« F^)»^///,
««. 16. Hs<»5 1879."
dslI. IVlscI.-slÄtn Prof. DI", s'. w. L6N6cl<6, IVlarour^.
2). ^?/^ 1879."
IanitätL-patr, Ol'. (3. I'^ilsnius, Locisn a. Taunus.
^////?«^ a//^<vc/i//c/. 5. ^//// 1879."

$\sqrt{2}U,$
 $4^<$

November <«82.
Inhalt.
S°i!«
Marie von Redwitz in Meran.
Faima tzanum. Novelle »47
Julius Hübner in Dresden.
Das wiedererwachen der Kunst in Italien und die ilalienischen
Schulen »72
Karl Koberstein in Dresden.
Ein märkischer lu»fer , 85
Julius wolff.
Die Frau des Rachsherrn 2II
f)aul tindau in Verlin.
Rachel. Aus ihrem leben und Schreiben 2I6
Preußen in Kurhessen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die Preußische «Lzpedition in
Kurhessen im November und December »,850 23?
Bibliographie 26?
Hierzu «in Portrait vir« Julius wolff, Radirung von Wilhelm Roh»
in München.
^!»l« und öl»« «Ichtinl «,» Anfang jcdel Mono!« in tzeft« » !»,! ie e!>!« ll«stl>«il»g«,
.—^ P«i5 pi» «Lnarla! <5 tzeft«) « Mais. ^—
Veilagen zu diesem tzeft«
3. Z> Hl««y«»» In «felpl«. <Sha»espeail.«alln!»,)
H. ^. <ll»5»llln> l» ^tlipllg. <Sch>!«e«ie,> aus d«n Alf«nlant«.)
<. A. Kchwelschl« H K»l» >UI, Ul»hn) In V«nnlch»«i,. <Au» allen l,Ilen und t»nb«n.)

Nord und Süd.
Cine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
Oaul Lindau.
XXIII. Vand. — November 5 882. — 68. Heft.
«IM» cinem poXloi! in Iladilungi Iuliuz Wulff,!

Breslau.
Druck und Verlag von 5. 5chottlaender.

EMPTY

Fatma Hanum.")
Novelle

Marie von Ücdwurz.
— Mcran. —

st das ein buntes Voltsgewillhl auf der großen Brücke, die über
das goldene Horu führt und Stambul mit Valuta verbindet!
Da schreien die Verkäufer, jammern die Bettler und dichte
Schaarcn von Menschen aller Nationen, aller Farben drangen
sich geschäftig hin und her. Die Enden der Brücke sind an solchen Frühlings-
tagen zu wahren Blumengärten umgewandelt und Berge von starkduftenden
Narziffcnarten werden neben Veilchen und Crocus feilgehalten.
Bei einem der Blumenhändler stehen zwei Fremde, die sich soeben ein
paar Gardenicnblüthen erworben. Der Dunklere und anscheinend Aeltere
war beschäftigt, die Blume am Rocke zu befestigen, während der Jüngere
mit dem blonden, welligen Haar die Blüthe zur Erde hielt, als vermeide
er, ihren starken Duft einzuathmcn; die andere Hand hatte er über Stirn
und Augen gelegt.
„Du bist wohl ermüdet, Henrik?“ sngte der Russe, „oder hast Du
Heimweh nach dem Norden? Sich' um Dich die blühende Frühlingspracht
und athme auf, wie es für Dein junges Herz sich ziemt.“
Ter also Angeredete zog die Hand von der Stirne, behielt aber die
Augen wie müde gesenkt.
„Vom Frühling sehe ich hier nur die schönen Blumen,“ sprach er,
„sonst meinte man eher mitten im Sommer zu sei«. Was mau erblickt, ist
so grell beleuchtet, daß Eiucm die Augen schmerzen. Der lichte Himmel,
die weißen Häuser und Mauern ermüden; kaum daß man ein paar staub-
*) Frau Fatma.
!!

^8 Marie von Redroitz in Meran.

graue Eypressen neben den blendend hellen Minarets sieht; dazu die warme Luft, die Einem den schier betäubenden Blumcnduft entgegen bringt; der feine Staub, der aufwirbelt, und den man zwischen den Zähnen spürt — das giebt ein Gefühl der Ermüdung und des Unbehagens."

„Das ist der Frühling im Orient," meinte sein Begleiter, „kaum daß das erste Laub zu sehen ist, sängt auch schon der Summer an, mit Staub, Hitze und all den anderen Plagen. Man wird die Stadt bald müde und sehnt sich nach den Ufern des Bosporus. Eure Gesandtschaft wird auch nicht zu lange mehr in Pera bleiben, Tu wirst dann sehen, wie erträglich der Sommer auf dem Lande ist."

Inzwischen waren sie an die Brüstung der Holzbrücke getreten und sahen der Menge kleiner Schiffchen nach, die das goldene Hörn hinaufzogen. In Barten, zum Sinken gefüllt, kauerten die Männer in Fez und Turban; die türkischen Frauen siheu verfchleicrt, nachlässig faul, im gondelartigen Kack, in grellfarbige Mäntel gehüllt, von Blumenbüscheln umgeben, die ihnen und dem Fahrzeug zum Schmucke dienen.

„Wohin ziehen all die Kaits und Barken?" fragte Henrik. „Ist ein Fest in der Mhe?"

„Ach 's ist Freitag heute," rief Basile fich besinnend, „und das Alles fährt nach den süßen Wa'seru von Europa. Es ist der Feiertag der Moslem, und da strömt Türt' und Ehrist aus den staubigen, übelriechenden Straßen der Stadt, um ein paar Stunden angenehm im Freien zu verbringen,"

„Tic süßen Wasser von Europa! Das klingt so märchenhaft und verlockend, daß man Lust bekommt, auch dahin zu gehen."

„Tas können wir ja thnn," sprach Basile.

Sie gingen seitwärts neben der Brücke, wo die Fahrzeuge in Bereitschaft lagen. Tic griechischen Kailführer, deren weiße Kleidung in cigen-thümlichcm Eontrast zu den wettrcgcbraunten Köpfen standen, ruderten mit weitausgcholtcn Schlägen das goldene Hurn aufwärts, zwischen den Dampfern und Segelbarkcn hindurch, vorbei an den Fracht- und Kriegsschiffen und den abgetakelten Trcideckcrn, die als alterssschwache Giganten ihrem allmählichen Verfall hier entgegen sehen. Noch steht am fchwersälligen Bug, wie zum Sprung bereit, ein noch theilweise vergoldeter Leopard oder Löwe und fletscht den Vorbeifahrenden die Zähne.

Henrik faß in die Kiffen zurückgelehnt und sein lebhaftes blaues Auge folgte aufmerksam all' den Gegenständen, die der Freund ihm erklärend zeigte.

Die Serailspitze mit den Thürmen und Kuppeln zwischen den tiefdunklen Eypressen und hochgewölbtcn Pinien, die Aja Sophia, die Achmed-Moschee mit ihren sechs schlanken Minarets entschwanden nach uud nach nnd sie zogen an dem byzantinisch-aristokratischen Griechenviertel Fanar vorbei. Ununterbrochen sind da uud dort Neste und Thünuc der alten Stadtmauer sichtbar uud dazwischen stehen in duftigem Blütheuschnce Mandel- und Pfirsichbäume. Als Silhouette ragen die Ruinen des Belisar-Palastes gegen

Fatm>i lianum. ^9

das Firmament und die blaue Luft und die zieheudcu Wolkenstreifcn sehen duich die Bogenfenster. Da liegt auch Ehub, die cypressenreiche Gräberstadt, deren helle Leichensteine fich bis zum Kamme des Hügels hinaufziehen. Das Wasser wird hier seichter, große Stellen sind mit Pfählen ein» gerahmt, und die im Grunde wachsenden Binsen ragen theilweise über die Wasserfläche. KmlZ und Barken folgen der Winduug des goldenen Horns und biegen nach rechts ab! sie scheinen sich zu mehren, weil der Meerarm sich verjüngt und sie immer dichter der Mündung des Flusses entgegen fahren. Die Fahrzeuge drängen sich im schmalen Flußbett, ein Ruder wird eingezogen und Schiff an Schiff geht es langsam vorwärts, unter der hochgewölbten Brücke hindurch.

„Oh, wiewohl das thut," sagte Henrik aufathmend, als er den Fuß an's Land fetzte, „hier ist Frühling, Frühling nach unseren Begriffen, mit erquickender Luft und srischgrünen Bäumen."
Er sah zufrieden auf das bunte Bild der wandelnden und kauern den Schaarcn, die unter den breitästigen Platanen, welche den kleinen, hölzernen Sultanstios umgaben, sich des herrlichen Tages freuten.
Die Freunde gingen plaudernd zwischen den Fremden ans den Kies- wegen hin und her. Henrik fing dann an, die türkischen Frauen zu mustern, die gruppenweise mit ihren Kindern auf Teppichen im Gräfe saßen. Basile sah lächelnd dem Frennde zu, der mit seinen Beobachtungen nicht ganz zu- frieden schien.

„Wie Alle von Weitem so hübsch aussehen," meinte er verdrießlich, „und in der Nähe findet man kaum ein annehmbares Gesicht."
„Tu verlangst wohl, daß jede Orientalin eine Schönheit sei?" sagte Bastle. „Dir schien wohl auch jeder laschmak (Schleier) ein süß ver- führerisches Näthsel zu bergen! — Daß man sich bei uns noch immer keinen richtigen Begriff von den Türkinnen machen kann! Nenn Einer aus dem Orient in seine Heimath kommt, ist stets die zuerst an ihn gerichtete Frage die nach den türkischen Frauen — man glaubt Wunder was zu er- fahren, und mit dem Fieber scheint auch Du hierher gekommen zu sein. Du siehst, die nüchterne Wirklichkeit wird wenig Deinen Illusionen ent- sprechen, da die schonen Prinzessinnen aus dem Märchen von tausend und eine Nacht hier entweder nicht sichtbar sind oder längst ausgestorben zn sein scheinen. Ist einmal der Reiz der Neuheit geschwunden, dann übt der Schleier keinen Zauber mehr und Du wirst in all den kauern den Gestalten, die Dich jetzt mit den großen Augen träge-blickcnd verfolgen, nur ein mehr oder minder hübsches pox/,o 61 (Hi'NL sehen und nach einiger Zeit wirst Du Dich fragen, wie man je eine bessere Idee von ihnen hegen konnte."
„Aber." fragte Henrik, „gicbt es nicht auch Andere, die europäische Nildung besitzen und sich von den strengen Sitten losmachen? Die müssen doch wohl anders sein, als diese hier?"
„Nicht so viel anders, als man glauben sollte; auch sie fahren nur im

^50 Marie von Redwitz in Mera».

geschlossenen Nagen und tragen den Schleier, wie den Mantel, denn ein vollständiges Lossagen von den Sitten ist heutzutage noch nicht zu wagen, und die Sultanin Balide soll scharf darauf achten lassen, daß alle Moslem den Vorschriften nachkommen — und wäre selbst die Aufsicht weniger strenge, so würden die Schönen den Iaschmak dennoch beibehalten, und zwar aus Koketterie. Sie wissen nur zu wohl, daß mit dem Schleier auch viel von dem Interesse für sie fallen würde, denn, einmal der Europäerin gleich» gestellt, konnten sie sich neben ihr nicht behaupten, während sie jetzt noch immer eine bemekenswerthe Ausnahmsstellung einnehmen. Da sie die Sitte uns fernstellt, scheinen sie uns interessant und begehrenswerth — wir sind nun einmal so einfältig, mochte ich sagen."

„Dir scheint wohl eine der Schönen nicht hold gewesen zu sein?"

fragte Henrik ironisch.

„Weshalb?"

„Weshalb? Nun weil ich Dich früher nie als Feind des schönen Geschlechts kennen gelernt, und Tu das Alles mit so süßsaurer Miene sagst, als hättest Du selbst schlimme Erfahrungen gemacht. Hat man Dir in einer schönen Mondnacht ein Pülverchen credenzen wollen oder versucht, Dir schmeichelnd ein Staatsgeheimnis; abzulocken?"

Basile schien den Worten des Freundes wenig Aufmerksamkeit zu schenken.

Er hatte einen Augenblick nach der Fahrstraße gesehen und die ankommenden und stehenden Wagen gemustert. Seine Augenbrauen zogen sich etwas zusammen. Als Henrik seinen Blicken gefolgt war, nahm ihn Basile unter den Arm und versuchte, ihn nach der entgegengesetzten Seite zu führen. Henrik machte sich frei.

„Ein guter Freund fürwahr," rief er lachend. „Die Häßlichen läßt er mich schaarenweise ansehen, und den Anblick der einzig Hübscheil vergönnt er mir nicht!"

Henrik war nun nicht mehr von der Stelle zu bringen. Unverwandt sah er nach einem eleganten Coupö, aus dessen Fenster ein Kopf im Iaschmak schaute. Er blickte, Alles um sich her vergessend, auf die Dame, die keine Miene machte auszusteigen, und nur ihre großen, dunklen Augen bald gegen den Himmel hob, bald gleichgiltig über die lärmende Menge gleiten ließ.

„Weißt Du nicht, wer sie ist?" fragte er.

Basile blieb ihm die Antwort schuldig und wechselte, sich umdrehend, ein paar Worte mit einem türktischen Offizier, der auf ihn zugetreten war.

Henrik hatte ihn fchon früher bemerkt und beobachtet, daß auch er mit Aufmerksamkeit nach der türkischen Dame gesehen, ohne aber ein Zeichen des Grußes mit ihr zu wechseln.

„Wer ist der?" fragte er, nachdem der Türke sich entfernt.

„Es ist Selim Bey," war die Antwort, „ein türkischer Prinz. Du wirst den Weiberhelden im Elub noch kennen lernen."

Fatma Hanum. ^5^

„Glaubst T>u, daß Selim Boy jene Dame im Wagen kennt?" fragte

Henrik, immer wieder hinüber sehend.

„Vielleicht," meinte Basile achselzuckend.

„Warum grüßen sie sich dann nicht?"

„Weil es die Sitte verbietet," sagte Basile, durch die Fragen des

Freundes ungeduldig gemacht. „Uebrigens," sehte er hinzu, „siehe auch

Tu nicht so auffallend nach dem Wagen, Du könntest Unannehmlichkeiten

haben, denn die Türken kennen in diesem Punkte keinen Spaß."

„Wie selten schön ist sie," sprach Henrik wie träumend vor sich hin.

„Was doch der Iaschmat Alles thut," meinte Basile in einem Tone,

der einen Anflug von Gereiztheit verrieth; „tonntest Du der Dame frei

in's Gesicht schaue», Du würdest nicht die Hälfte der Schönheiten entdecken,

die Dich jetzt entzücken. Es hat die Kunst gar viel auf dem Gewissen.

Das fchöne Rothblond der Haare ist gefärbt, die Augenbrauen find künstlich

vervollkommnet, die Schatten unter den Wimpern sind gemalt und das

zarte Roth und Weiß der Wangen ist auch dem Schminttöpfchen ent-

nommen. Der Iaschmak hüllt das freilich Alles in rcithselhaft weiche Farben

und Formen und wird zuni raffinirtestcn Verschönerungsmittel."

„Wenn Du all' die Details so genau weißt, dann kennst Du wohl

auch ihren Namen?" fragte Henrik, indem er den Freund mit Augenzwinkern

ansah.

„Nein," sagte Basile kurz und verstimmt, schlug dann mit dem Stock

über das Gras, daß die Halme durch die Luft flogen.

Als sich Henrik wieder nach dem Wagen umsah, war er verschwunden,

deshalb gab er jetzt den, Wunsche Basiles nach und trat mit ihm den

Heimweg an.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, als Henrik die lange lärmende

Perastraße durchschritten und auf den freien Platz vor dem Taximgarten

gelangt war. Von da setzte er seinen Weg fort und ging die stillere Straße

von Feritoi entlang. Ohne Unterbrechung reihen sich hier die meist nur

hölzernen Wohnhäuser und machen mit ihren übermäßig hervorspringenden

Erkern ein Gehen auf dem fchmalen Trottoir unbequem und manchmal

sogar unmöglich.

Henrik musterte die Bezeichnung der Häuser, blieb endlich vor einem

stehen, dessen Anstrich von Oelfarbe längst abgebröckelt war, und das so alt

und verwittert aussah, wie all' seine Kameraden in der Nachbarschaft.

Von Innen drang Geschrei und Gepolter. Als der Klopfer gegen die

morsche Hausthür tönte, wurde diese von einem zehnjährigen Knaben

geöffnet; die übrige Jugend war verschwunden, doch zeigte eine Reihe

Stiefeln, die an der Treppe standen, daß sämmtliche Schreihälse zur Familie

gehörten.

^52 Marie von Redwitz in Meran.

„Wohnt hier Professor Klemmer?“ fragte Henrik.

Der rothwangige Knabe nickte.

„Papa ist noch nicht nach Hause gekommen,“ meinte er dann, „aber Mama ist oben.“ Er lud den Gast ein, die hölzerne, nicht sehr rein gehaltene Treppe zu erklimmen. Oben auf dem Flur wurden schnell ein paar Thüren zugeworfen, aber der kleine Führer ließ sich durch Nichts irre machen und geleitete den Herrn in ein limmer.

Bald darauf kam die Frau des Hauses, in einen grauen Flanellschlafröck gekleidet; da er etwas zu lang war, schob sie ihn mit den Fußspitzen nach vorn, dabei klappte der letzte Knopf auf den Boden.

„Oh,“ sagte sie halb englisch, halb deutsch, „mein Mann muß bald kommen. Er hat Ihren Brief wegen des türkischen Unterrichts, den Sie zu nehmen wünschen, erhalten und weiß, daß Sie ihn um diese Stunde besuchen werden.“

Die Conversation ging stockend, und nachdem sie sich gegenseitig gefragt, wie lange sie schon in Konstantinopel weilten und noch zu weilen gedächten, entstand eine längere Pause.

„Das ist mein Vater,“ sprach endlich Frau Klemmer, auf das Bild eines würdigen Mannes deutend.

, Sie hatte den Finger nach der Richtung ausgestreckt, doch als ihr Blick auf ihren Aermel fiel, steckte sie verschämt eine herabhängende Unterjacke hinein und rückte das kleine Häubchen zurecht, das trotz aller Altersschwäche doch noch den Muth hatte, kokett nach links zu balanciren.

„Er ist noch immer als Prediger in Schottland thätig,“ sagte sie.

„Oh, dann sind Sie Schottländerin?“

„Ja,“ meinte Frau Klemmer mit glücklichem Lächeln. „Sehen Sie nur, wie viel schöne Neujahrstarten ich von meinen Freunden aus der Heimat!) bekommen.“

Sie reichte ihm ein altes Album, das die Schätze enthielt. Gelangweilt ließ er die Blicke über die verschieden ausgestatteten Ill»W.v ne^v vs»r und ZIs«^ eliriztm»» schweifen.

„Sehen Sie, hier sind die Porträts meiner Verwandten,“ sagte sie dann, indem sie ein Album mit Photographien vor ihm aufschlug und ihm auf das Genaueste ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Dargestellten erklärte.

Da fiel ein Bild aus dem Buche. Schon wollte er es auf den Tisch zurück legen, doch als sein Blick es flüchtig gestreift, hielt er in der Bewegung inne und betrachtete es aufmerksam.

„Nicht wahr, sie ist schön,“ sagte Frau Klemmer, auf die Photographie sehend, „oh und sie ist auch gut.“

„Wen stellt das Bild vor?“ fragte Henrik rasch.

„Es ist das Porträt von Fatma Hanum.“

„Fatma Hanum,“ wiederholte er, tonlos die Lippen bewegend, Fatma also hieß sie, die er umsonst an den süßen Wassern wiederzufinden gehofft.

Fatma Hanum. ^33

„Und wer ist Fatma Hcmum? Gewiß verbirgt sie ein eifersüchtiger Pascha in seinem Harem?"

„Nein," sagte Frau Klemmer, „sie hat keinem Pascha mehr zu gehorchen, da sie sich von ihrem Manne hat scheiden lassen. Die arme Prinzessin war Frau des egyptischen Mehmet Pascha, an den man sie mit dreizehn Jahren verheirathet hatte. Er muß sie sehr schlecht behandelt haben, und sie ist nun glücklich, im Hause ihrer Mutter ruhig leben zu können," Henrik sah immer noch wie träumend auf das Bild, welches Fatma in einem orientalischen Phantasiegewand, das Hals und Arme freiließ, auf einer Ottomane liegend vorstellte. Ter Kopf war leicht in die Hand gestützt, die großen Augenu schienen einen fragenden Blick auf den Beschauer zu heften, während die vollen Lippen wie zum Sprechen geöffnet waren.

„Nicht wahr, Sie haben die Prinzessin bei den süßen Wassern gesehen?" fragte Frau Klemmer gutmüthig lächelnd.

Henrik sah sie fragend an.

„Als ich ihr neulich einen Besuch machte," fuhr sie fort, „fragte sie mich nach dem neueingetroffenen blonden Fremden. Ich wußte ihr keine Auskunft zu geben, aber jetzt errathe ich, daß Sie es gewesen sein müssen." Er nickte zur Antwort.

„Wohnt Fatma Hanum in Stambul?" fragte er dann.

„Nein, im Winter bewohnt sie ein Haus in Pera, doch hat sie jetzt seit vierzehn Tagen ihr Landhaus in Stenia bei Numeli Hissar bezogen. Morgen werde ich hinfahren sie zu sehen und ihr erzählen, wie sehr Ihnen ihr Bild gefallen. Sie hat es so gern, wenn ich ihr von den Fremden Neuigkeiten sage."

„Mein Mann bleibt lange aus," sagte sie danu aufstehend, „Sie müssen einstweilen Thee mit mir trinken."

Sie rief die Knaben, die bald darauf Tassen und Kannen brachten. Ter Älteste räumte dann einen Tisch von Büchern und Heften rein und deckte eine Serviette darauf. Einige Flecken, die er auf derselben gewahrte, mochten wohl die Ursache gewesen sein, daß er sie in der Luft schwenkend umdrehte, ihr aber nach Besichtigung der andern Seite schnell wieder die erste Lage gab.

Ter Schwede hatte Fatmas Bild so auf den Tisch gestellt, daß er es ungestört betrachten konnte.

Frau Klemmer schänkte Thee in die staubigen Tassen und rührte aus einer längst angebrochenen Blechbüchse condensirte Milch hinein. Ein leises Schanern überlief den Gast, als er sah. daß ihre Fingerspitzen damit in Berührung gekommen waren. Sic nllthigte ihm denn auch »och alte Zwiebäcke, die, wie sie sagte, nur beim französischen Bäcker zu haben seien, mit solcher Herzlichkeit auf, daß er im Hinblick auf der schönen Fatma Bild Alles wie eine bittere Medicin ihr zu Liebe schluckte.

Endlich kam Professor Klemmer, der seinen Gast auf sein Studirzimmer führte.

^5H Marie von Redwih in Meran.

Henrik warf einen letzten Blick auf das Bild und nahm Abschied von der Hausfrau.

Ein paar Tage darauf war Henrik von einem Gange in den Bazar zurückgekommen, als er vor seinem Zimmer einen halbwüchsigen Neger traf, mit dem sein Diener unterhandelte, da der Knabe das Billet, was ihm anvertraut, nur in die Hände des Herrn selbst legen wollte.

Henrik nahm ihn mit auf das Zimmer. Zum Fenster getreten, entfaltete er das Blatt, auf dem in ungeübter Schrift ein paar Zeilen in französischer Sprache geschrieben waren.

„Fatma Hanum,“ sagte er die Unterschrift besehend, „Fatma bittet mich zu ihr zu kommen?“

Er besah das Blatt von Neuem. Sollte er wirklich noch heute in Fatmas Nähe sein?

Der Gedanke versetzte ihn in so freudige Erregung, daß er schnell als Antwort ein paar Verse auf einen Streifen Papier schrieb und dann diesen um den Stiel eines Veilchensträußchens band, das auf dem Schreibtische gestanden.

Als der Neger sich entfernt hatte, warf sich Henrik in einen Lehnstuhl.

Nie verrannen ihm die Minuten so langsam! Warum wollte heute die Dämmerung nicht hereinbrechen?

Fatmas Billet hielt er zwischen den Fingern, und als hätte der dem Blatte entströmende Duft, den er mit Behagen einsog, eine berauschende Kraft, so wogten ihm phantastische Bilder vor die Sinne.

Es war ihm wie ein Traum, daß er Fatma in ein paar Stunden sehen sollte. Er erblickte sich ihr jetzt schon gegenüber, dachte aber dazwischen an Vasile und seine Verstimmung, als er sie im Wagen an den süßen Wassern gesehen. Sollte er in irgend welcher Beziehung zu ihr stehen?

Bei dem Gedanken schoß ihm das Blut gegen den Kopf. Er legte den Brief bei Seite und sah zum Fenster hinaus in den Garten. Die Luft war klar und leiser, kühler Wind wehte vom Meere herauf, umfächelte ihm die heiße Stirn und machte die Nosenrankcn, die lose von der Mauer hingen, unter ihm schwanken.

Die Gedanken zogen ihm nun nüchterner durch den Kopf; er erinnerte sich, wie Basilc ungünstig über die türkischen Frauen gesprochen.

Fatma wird keine Ausnahme machen, sagte er sich, sie wird mich als Spielzeug für ihre Launen wollen, als Abwechslung, um Stunden der Lange- weile auszufüllen.

Nach einigem Nachdenken beschloß er, das eigenthümliche Stelldichein als lustiges Abenteuer zu betrachten, obwohl sein Herz nicht ganz im Einverständnis war mit dem, was der Kopf ihm dictirte.

Als er dann zu Pferde saß und gegen Maßlal ritt, war es still auf

Fatma tjanum. ^55

der großen Straße vor der Stadt und die Hufschläge seines Pferdes kamen ihm als einziges Geräusch übermäßig laut vor. Er sah hinab zum Bosporus, von wo die großen Laternen des Signalschiffes heranfleuchteten. Drüben auf der asiatischen Seite blitzten die Lichter vom Candelli und Anatoli Hissar, Je näher der Reiter seinem Ziele Inm, desto eigenthümlicher ward ihm zu Muthc. Er lam sich vor wie ein Miirchenprinz, der auszieht, die ver« wuuschene Prinzessin zu erlösen.

Nahe an der Schaute von Maßlak sah er die Gestalt des kleinen Negers auf sich zureiten. Schweigend zogen sie auf der Straße weiter, die auf der Hohe nach Therapia und Bujukdere führt. Jetzt, da sie die dick-bäuchigen Thürme von Rumeli Hissar hinter sich hatten, lenkte der Führer in einen Seitenpfad, der abwärts dem Meere zuführt. Er stieg dann an einem ringczäumten Garten ab, übergab dem wartenden Diener die Pferde, brachte den Fremden auf schmalen Kieswegen an einen maurischeu Kiosk und führte ihn in dessen einzigen weiten Raum.

Von der Decke hing eine ampelartige Lampe, die, durch rothes Glas gedämpft, Licht spendete. An den Wänden liefen niedere Diuanc entlang; ein Tisch, ein paar Fautcuils standen in der Mitte, große Spiegel liefen von der Decke bis zum Bodcu, der mit weichen Teppichen belegt war. Vald öffnete sich eine entgegengesetzte Thür, und Fatma trat ein, Henrik die kleine Kinderhand reichend.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen," sagte sie einfach in fließendem Französisch, „und daß Sie den langen Weg des Nachts nicht gescheut. Kurz nachdem ich Ihnen geschrieben, hatte ich es wieder bereut, aber seht, wo ich Sie hier sehe, bin ich dennoch froh, daß mein Zaudern zu spät kam." „Ich wäre auch gekommen, wenn ich den dreifachen Ritt zurückzulegen gehabt hätte," sagte Henrik, angenehm von dem anspruchslosen Empfang berührt.

Er hatte sich nunmehr an das gedämpfte Licht der Ampel gewöhnt und beobachtete Fatma aufmerksam. Ihre Figur, die. obwohl zierlich, doch schon stark zur Corpulenz neigte, war von einem dunklen Seidenkleid nach fränkischem Schnitt umschlossen und schien ihm kleiner, als er sie sich gedacht hatte. Ja, sagte er sich dann, sie noch näher betrachtend, das Haar ist gefärbt, den Bogen der Brauen ist nachgeholfen und unter den langen Seiden-franzen der Wimpern zieht sich ein dunkler Strich, der das Auge schmachtend und größer erscheinen läßt uud der keinesfalls natürlich ist.

Er sah das Alles mit der Spitzfindigkeit einer eifersüchtigen Rivalin — und doch — er mußte sich gestehen, nichts störte die Harmonie in dem Bilde, und je länger er hinsah, desto unklarer verschwamm ihm, was er vorher so deutlich als Natur und Kunst auseinanderzuhalteu im Stande gewesen. Die Gesichtszüge waren nicht regelmäßig; die Backenknochen traten etwas zu stark hervor, die Lippen hätte man zu voll nennen tonnen, doch gab gerade dieses Ab-weichen von den Schönheitsregeln dem feingeschnittenen Kopfe den orientalischen Charakter.

I56 Marie von Redwih in Meran.

In Fatmas ganzem Wesen lag ein solcher Schmelz, eine so hohe An«
muth, daß die Bewunderung der Kritik weichen mußte.

„Jeden Freitag," sagte Henrik nach einer Pause, „führte mich der
Wunsch, Sie wieder zu sehen, nach den süßen Wassern von Europa, aber
es war stets umsonst, und schon gab ich die Hoffnung aus, Ihre Spur
wiederzufinden, als ich bei Frau Klemmer ein Bild von Ihnen entdeckte und
endlich auch Ihren Namen erfuhr."

„Wie, dort bei den süßen Wassern hat man Ihnen nichts über mich
sagen können?" Fatma neigte fragend den Kopf und sah den Sprecher
gerade an.

„Nein, leider nein," sagte Henrik und hob den Blick, der auf den
winzig kleinen Füßchcn geruht, die in blauseidenen Schuhen unter dem Saum
des Kleides heivorsahcn.

In ihrem Lächeln lag ein liebenswürdig ungläubiger Zug, der ihm zu
sagen schien, daß sie seinen Worten nicht volles Vertrauen scheute.

„Wirtlich, nein —" bestätigte er, „übrigens scheinen Sie ein schlechtes
Gewissen zu haben."

Fatma sah, wie über seine Lippen ein ironisches Lächeln glitt; sie
lichtete sich einen Augenblick höher auf und sprach ihn offen ansehend:

„Man ist immer geneigt, schlecht über uns türkische Frauen zu sprechen.
Wir sind Lebendigbegrabenen gleich, und dennoch schmäht man uns. Ihr
seid die Herren, und weil Ihr es seid, steht es Euch schlecht, über Gefangene
zu spotten." — Sie sah finster vor sich hin und legte die Hand über die
Augen.

„Wer von uns wollte sagen, er sei frei? Formen und Gesetze schreiben
uns jeden Schritt vor und auch wir sind nur die Slaven der Gesellschaft.
Aber die Frau, und sei sie auch Muhamedanerin, besitzt trotz beschränkter
Freiheit die größte Macht — sie lenkt die Herzen und mit ihnen die Welt."

„„Und Sie gönnen uns diese einzige Macht, diese einzige Waffe nicht?
Ein bischen Schönheit, ein bischen Witz ist unser ganzer Reichthum und der
Erfolg die einzige Zerstreuung in unserm thatenloscn Leben.""

„Ja, thatcnlos nach außen, aber eine kleine Intrigue hier, eine andere
dort, das schafft doch manche Abwechslung,"

Fatma schien durch den Ton Henriks unangenehm berührt. Sie
fühlte, daß sie ein Vorurtheil, das er gegen sie gefaßt haben mußte, zu ver-
wischen habe.

„Auch Sie glaubten ein galantes Abenteuer zu haben — sagen Sie
nicht nein — es wäre die Wahrheit nicht," sprach sie ernst, mit abwehrender
Handbewegung, „habe ich Ihnen doch selbst ein Recht zu der Annahme
gegeben; rief ich Sie nicht hierher, ohne Sie vorher zu kennen, und sehe
ich Sie hier nicht mit einer Heimlichkeit, die den Stempel des Unrechts
trägt? Aber ich kann und will die ewige Einsamkeit nicht ertragen, die
Geist und Körper trank macht."

Fatma Hau um. s5?

„Und wer will Sie hindern," fragte Henrik, „zu thim und z» lassen, was Ihnen gut dünkt, sobald Sie nicht gegen die äußeren Sitten verstoßen?"

„Sie sind zu kurze Zeit im Lande, um das begreifen zu können," sprach sie weiter, „aber ich kenne meine Stellung zu gut, als daß ich falsch darüber urthcilte. Ich bin als Mohamedanerin von allem Verkehr ausgeschlossen, und eben darnm scheinen wir den Europäern so sehenswcrth. Sie betrachten uns mit derselben Aufmerksamkeit, mit der sie die Tiger in Beglerbeg bewundern, das sind ja auch seltene Thiere, die man hinter Eisenstäben hält, wo man sie ungestraft necken kann. Jeder sucht uns kennen zu lernen, aber man bereut es schier und fühlt sich enttäuscht — denn wir sind ja nicht gebildet. Wie sollten wir auch, nachdem wir unser Leben lang hinter Haremsgittern stecken, rauchen, Süßigkeiten essen und uns mit bunten Kleidern behängen? Wie Kinder lassen wir uns Märchen erzählen und lieben, Slavinnen tanzen zu sehen. — Nicht wahr, was das für armselige Geschöpfe sind!

Da kommen die europäischen Damen uns zu besuchen und heucheln Interesse und forschen mit neugierige» Augen, ob unser Haus auch rein gehalten und ob sie nicht viel 5 1a tnioa fänden, worüber sie ihre Glossen machen könnten?

Wenn man dann jemals von unseren Handlungen spricht, dann weiß man so hübsche Geschichten zu erzählen von Intriguen, Mißhandlung der Slaven oder von Giftmorden. Man verbreitet das so gerne, und nichts scheint so schlecht, dem man nicht Glauben schenkte. Vielleicht hat man in Vielem Recht, unvortheilhaft über uns zu sprechen, es mag Manches wahr sein — aber seid, dann auch gerecht, da Ihr die Harems kennt und ihre Geheimnisse und wißt, daß man uns, bunten Vögeln gleich, hinter Gittern hält! Laßt uns vergessen unser Schicksal tragen; bekrittelt nicht die Spielereien, die uns die öden Tage verkürzen, und urtheilt nicht zu strenge über unsere Unwissenheit! Schenkt uns Nachsicht und Mitleid oder macht, daß wir frei seien! Meint nicht, daß wir nichts wüßten von dem Gute, das Euch als das Höchste gilt! Wir kannten einst mir die Slaverei, aber jetzt ist der Begriff davon auch zu uns gedrungen und wer ihn erfaßt, dem ist die Freiheit Bedürfnis; geworden. Laßt uns frei sein, und Ihr gebt uns damit die Mittel zur Bildung! Bindet uns nicht an die Scholle, laßt uns reisen und die Welt sehen, laßt uns frei mit Männern verkehren und wir weiden uns an ihrem Wissen zu bilden suchen. Nehmt Zuckerwerk, Tänzerinnen, Schmuck, Näschereien, und Cigaretten — wir geben Alles hin für die eine Freiheit!" — Fatma hatte hastig gesprochen, während sie mit den kleinen Händen fremdartige Bewegungen machte. Ihre Augen leuchteten in eigenthümlich dämonischem Glänze und die weißen Zähne blitzten hinter den sich schnell bewegenden Lippen.

Henrik hatte staunend und mit Bewunderung ans sie gesehen. Er mußte an die gefangenen Königstiger im Sultansgarten denken. —

Jetzt blickte sie ihn an, als warte sie auf Antwort.

Henrik wußte nicht, ob er die Stille unterbrechen solle. Ihre Worte klangen ihm im Ohre nach und stundenlang hätte er der schönen Frau zuhören Lüimeu, ohne selbst ein Wort zu sprechen. Es kostete ihn Ueberwindung, sich aus dem traumartigen Zustande aufzuraffen.

Was sollte er ihr auch sagen? Er glaubte ja Alles, Wort für Wort.

„Es mag Vieles so sein, wie Sie sagen, Fatma Hanum," sprach er dann, „nur sind Sie keine Türkin, wenigstens keine solche, von denen Sie eben sprachen. Wenn Sie auch nicht gereist sind, so wissen Sie doch viel von der Außenwelt und Ihr Denken und Fühlen beschränkt sich nicht auf die üblichen Belustigungen des Harem. Ich dachte nicht, daß Sie den Druck der Sitte so fühlten, da Sie doch eine von den Wenigen sind, die sich einaneipiren."

„Nun ja, daß ich mich emancipire, dafür haben Sie ja selbst den Beweis vor Augen, denn daß ich Ihnen hier gegenüber sitze, das ist ja Emanciplltion. Ja, ich schreie nach Freiheit, ich bin eine von den Wenigen, die den Muth haben zu versuchen, das Joch der Gefangenschaft von sich abzuschütteln; doch ich fühle die Sklavenkette bei jeder Bewegung. — Aber statt zu amüsiren, langweile ich Sie, und morgen werden Sie von einem schlecht reussirten Abenteuer zu erzählen haben. Es war wohl bei der Türkin nicht so, wie man erwartet?"

„Fatma Hanum," sagte Henrik vorwurfsvoll, „ich will Ihnen aufrecht beichten, daß ich gekommen bin, eine Türkin kennen zu lernen; aber ich fand nicht die, die ich erwartet — ich begegnete einem Weibe, das einen anderen Platz im Leben verdient. Wenn Sie einen Freund brauchen, Fatma. dann vergessen Sie die heutige Stunde nicht!"

„Einen Freund?" sagte sie langsam, die Augen auf den jungen Mann richtend, „sollte ich wirtlich einen Freund gefunden haben? Die Menschen, die mich umgeben, unterordnen sich slavisch meinem Willen, Niemand sagt mir, ob ich Recht oder Unrecht thue — ich habe vielleicht schon den Maßstab dafür verloren. Wenn Sie nun niein Freund sein wollen, so müssen Sic mir auch die Wahrheit sagen!"

„Den Freund sollen Sie gefunden haben," sprach Henrik.

Fatma hatte sich erhoben und legte ihre rosigen Finger mit den glänzenden Nägeln in seine Hand.

„Auf Wiedersehen," sagte sie, „wenn Ihnen die heutige Unterhaltung die Lust dazu nicht genommen."

Die Thür klappte und Henrik stand allein. Er strich mit der Hand über die Stirn und durchfuhr mit den schlanken Fingern die Wellen seines blonden Haares.

Das also war Fatma Hanum?

War das dieselbe, die unter dem laschmal so sanft gelächelt? Er hatte sich ein Zusammentreffen mit ihr anders gedacht. —

Fatma Haüüm. ^5)

„Arme Fatma," murmelte Henris, als er wieder im Garten schritt und die feuchte Seeluft ihm kühl um die Schläfe wehte.

„Ja, Freiheit, Freiheit," sagte er vor sich hin. Nie schätzte er sie in dem Augenblick, da er von einer Gefangenen kam! Und war er frei? Er glaubte es. Nnd doch war auch er ein Gefangener und seine Sinne umstrickt von dem Bilde der schonen, traurig lächelnden Fatma. Er ritt langsam nach Peru zurück, nachdem er noch lange zurückgeblickt, wo durch die Zweige der Platanen die erleuchteten Fenster schimmerten. Er sah im Geiste noch immer das Weib mit den schwellenden Lippen nnd den großen, sanften Augen, das dahinter weilte.

Als er durch die große Perastraße am Club vorbei kam, hörte er den Lärm von Stimmen. Er ritt nach Hause nnd ging dann in den Elub. Es war jetzt stiller, denn es wurde hoch gespielt. Man hörte nur das Aufwerfen der Karten und das Rollen der Goldstücke.

Telim Vey saß mit starren Augen da, einen Haufen Gold neben sich. Henrik hatte dem Spiele stillschweigend zugesehen und schickte sich nun an, auch zu setzen, da trat Nasilc auf ihn zu und nahm ihn bei Seite. „Denke an die Nacht in Petersburg und Deinen Katzenjammer," sagte er, „Tu versprachst mir damals auf die Karten, nicht wieder hoch zu spielen."

„Hast Recht," antwortete Henrik zerstreut. „Ich weiß auch nicht, warum es mich heute au den Spieltisch getrieben."

„Du warst heute lange aus? Ich wollte Dich in der Dämmerung aufsuchen und fand Deine Zimmer leer."

„Ich war weit gegen Therapia geritten." gab Henrik zurück. Die Besuche Henriks bei Fatma hatten sich oft wiederholt. Heute saß er ihr wieder gegenüber. Ans einem kleinen Tische zwischen ihnen lagen Papiere mit türkischen Schriftlichen beschrieben, die Fatma prüfend besah. „Wenn Sie das Alles in so kurzer Zeit gelernt," meinte sie, „so kann Professor Klemmer mit seinem Schüler zufrieden sein."

Sie legte die Papiere auf den Tisch zurück, nahm die Rohrfeder zur Hand und machte auf den Rand des Blattes spielend Schreibvcrsuche. Henrik sah ihr zu.

„Ich kann den Sinn nicht errathen," sagte er buchstabirend, nachdem sie geendet.

„Es ist ein türkisches Sprichwort, was mir eben in den Sinn kam. es heißt: „Das was Du liebst, ist schöu."

Henrik sah auf das Blatt und dann auf Fatma, die mit der Feder spielend Zeichen auf die innere Fläche ihrer linken Hand schrieb.

„Ist es nicht Sitte im Orient," fragte er, „daß man fich heilige Sprüche auf die Handfläche schreiben läßt, um vor Unglück bewahrt zu werden?"

^60 Marie von Redwitz in Meran.

„Ja, man thut es im Bazar und die Frauen des Volles glauben an die Wirksamkeit der Zeichen.“

„Schreibt auch mir solch' einen Talisman in die Hand,“ meinte Henri! launisch, „Einen Spruch gegen unglückliche Liebe.“

Fatma nahm lächelnd seine Hand und schrieb mit deutlichen Zeichen einige Worte.

„Was heißt das?“ fragte er.

Sie hatte sich mehr nach vorn gebeugt und ihre Fingerspitzen berührten leicht Henriks Arm.

„Das was Du liebst, das sollst Du ewig lieben.“ sagte sie leise.

Er sah nachdenklich in die Flache seiner Hand, bedeckte einen Moment die Augen, dann stand er auf und ging zur Thür.

Fatma geleitete ihren Gast mit einem eigenthümlich lächelnden Blick, während die schmalen Finger nach den Bonbons griffen, die er ihr mitgebracht hatte.

Als Henrik sah, daß Fatma ihm nachblickte, blieb er unter der Offenen Thür stehen und schaute zögernd auf sie.

„Die Nacht ist so schön,“ sagte er, auf die Mondlandschaft draußen blickend.

Fatma hatte sich erhoben und kam ihm nach.

Schweigend schritten sie zwischen den Rosenhecken des Gartens. Ihr leichtes Gewand streifte den feinen Kies und ihre Hand pflückte hie und da ein Blatt, nm es dann wieder achtlos fallen zu lassen.

Auf einem freieren Platze angekommen, hatte sich Fatma auf eine Holz» bunt gesetzt; Henrik stand ihr gegenüber und blickte in ihr mondbeleuchtetes Antlitz. Sie sahen dann schweigend hinunter zum Bosporus, über den der Mond das schillernde Silbcrnetz geworfen. In den nahen Büschen fing eine Nachtigall an zu schlagen.

„Fatma,“ sagte Henrik nach einer Weile, sich zu ihr niederbeugend.

„Fatma, Du hast scherzend mir einen Spruch in die Hand geschrieben, aber hier,“ sprach er auf die Brust deutend, „hier steht er mit flainmenden Zeichen und brennt wie ein böses, zehrendes Fieber. Fatma, mit Deinen sanften Gazellenaugen hast Du es angefacht.“

Henrik war vor ihr niedergesunken, hatte die Hände über die Augen gelegt und stützte den Kopf gegen die Bank.

Er fühlte eine warme Hand sich an die seine legen, seine Finger umklammerten sie und leidenschaftlich preßte er die Lippen darauf.

„Sag' Fatma, Fatma liebst Du mich?“ fragte er bebend. „Weißt Du.

wie sie ist, die allmächtige, die heilige Liebe, die über uns kommt und der wir uns unterwerfen müssen?“

„Die Liebe,“ sagte Fatma lächelnd, „eine Liebe zwischen uns? Mir, der Gefangenen, der Moslem, und Dir, dem freien Christen?“

„Fatma,“ sagte Henrik heftig, „Du follst keine Gefangene Mehr

Fotma Hanum. ^6^

sein, denn ich will Dich erlösen. Sei mein Weib und Du sollst frei sein wie jede Europäerin! Laß das Land und all die trüben Erinnerungen und komm mit mir in eine neue Heimath! Ich lann Dir leine großen Schatze bieten, aber an meinem Herzen will ich Dir eine Heimstätte gründen zu neuem Glück."

Die Nachtigall hatte aufgehört zu schlagen. Henrik sprach leise schnelle Worte und hielt das schöne Weib in seinen Armen.

Flltma Hanum lag nachlässig auf einem der Divane ihrer Gemächer und übersah mit matten Augen all die europäischen Kostbaileiten, die um sie herum aufgehäuft waren. Halb sann sie, halb träumte sie, rauchte da-zwischen aus dem perlenbesetzten Tschibul und haschte mit der Hand, wie sich besinnend, nach den blauen Dampfwollen. Die «einen Füße steckten in rothen Pantöffelchen und sahen unter dem spitzenbesetzten Pariser Schlafrock hervor.

Flltma sann und sann und zog die Augenbrauen zusammen, als sie mehrere Zettclchen, die auf einem Tabouret vor ihr lagen, durchflog und wieder niederlegte. Die zierlichen Füßchen zogen sich immer mehr in die Höhe und bald saß sie mit gekreuzten Beinen n 1a, turca, wie sie als Kind im Harem ihres Vaters zu thun gewohnt war, wenn die Eclavinnen der kleinen Lieblingstochter Märchen erzählen mußten.

Nach einer Weile schellte sie.

Eine hochgewachsene schlanke Circassieriu trat ein und blieb mit gekreuzten Armen an der Thür stehen, um die Befehle der Herrin in Empfang zu nehmen. Sie trug als Abzeichen der Slavín hängende Haare und ihr Rock, obwohl von fränkischem Stoff, war als Rest des alten Kostüms in die enge, schmeifartige Schleppe geschnitten.

„Kaffee!" sagte Fntma zur Harrenden, die ihr bald darauf die kleine Tasse in dem silbernen Behälter reichte.

Flltma gab sich nicht die Mühe, danach zu greifen. Zitternd hielt das Mädchen ihr die Tasse hin, so daß der Inhalt in's Schwanken kam und ein Tropfen auf der Herrin Kleid fiel.

Diese sah es und mit der kleinen Faust stieß sie die Slavín von sich.

Das Mädchen warf sich in die Kniee.

„Herrin," rief sie, „Herrin seid barmherzig!"

„Geh," schrie Fatma, „die Strafe wirst Du heute Abend erhalten.

Schicke mir jetzt Ickbal, sie muß hier sein."

Die Slavín stand auf und ging gesenkten Hauptes und die Herrin wartete auf Ickbal Hanum, die beste Märchenerzähler!», die wie andere alte Frauen von Haus zu Haus geht und für Geld erzählt. Sie weiß jedes europäische Haus in Peru so gut, wie die Konals in Stambul und die Schiinken in Galata und kennt deren Inwohner und ihre Verhältnisse. Auf «°id und Süd. xxui. ««. 12

^62 Marie von Redwitz in Meran.

ihr Wort hin »Verden Intriguen geschmiedet, ihr werden die geheimsten Aufträge zu Theil-, sie weiß auch Nath für diese oder jene Krankheit.

Leise schlich die alte, dürftig gekleidete Frau herein, sie verneigte sich tief, berührte zum Gruß oft nach einander Brust, Mund und Stirn, dann küßte sie den Saum des Kleides der Herrin und kauerte zu ihren Füßen nieder.

Der hellgrüne, verblichene Mantel, der sie nur handbreit bis über den Knöchel bedeckte, war aus schlechtem Stoff und die gelben Pantoffeln über den weißen Wollstrümpfen deuteten auf Armuth und doch hatte die alte Ickbal schon manches Goldstück durch ihre Künste erworben — man gab oft viel um ein kleines Geheimniß. Aber Ickbal liebte, arm zu scheinen, um ungestörter an den Straßenecken sitzen zu können, um zu hören und zu sehen.

„Ickbal, sag', was giebt es Neues?" fragte Fatma, nachlässig rauchend, indem sie nun den ersten Blick auf das Wcfen zu ihren Füßen warf.

„Neues, Herrin," meinte Ickbal, „ja Neues! Mein Augapfel, mein Lämmchen, meine Taube! Daß sich die Erde doch wandeln möchte, daß ich Dir könnte Neues von ihr sagen — aber die Ickbal ist alt, wie die Erde, auf der sie lebt— einsam, recht einsam! Die mit ihr sich freuten und mit ihr klagten, sind todt — in Eyub haben sie vergangenen Montag meine letzte Freundin eingegraben, und nun werde ich auch bald sterben, und da wollt Ihr, daß meine alten Augen noch sehen, was die Jungen treiben und meine Ohren sollen noch hören, was die neue Welt sagt? Die längste Zeit sitze ich auf der Brücke und fehe still in's Meer."

Ickbal löste den Iaschmak, um ihre Thronen zu trocknen.

Fatma schien wenig Interesse an ihrem Kuiumer zu nehmen, sie bedeutete ihr nur, von den Cigarretten zu rauchen, die vor ihr lagen.

Die Alte trocknete die letzten Thränenspuren von den groben, welken Zügen und fing an, mit Behaglichkeit zu schmauchen. Die Cigarette zwischen den schwarzen Zähnen, sah sie grinsend zur Herrin auf. Diese machte eine ungeduldige Handbewegung.

Ickbal begann nun froher gestimmt: „Heber das Marmoramecr zogen die Wolken und flogen über die Prinzeuinfeln. Sie sahen die Fremden in kleinen Wagen über die ruthe Erde von Principo fahren. Von der russischen Botschaft waren sie Alle vorigen Sonntag dort, auch der Mann mit dem schwarzen Barte."

Fatma sah in die Luft, als hätte sie die Worte nicht vernommen. —

Die Erzählerin fuhr nach einer Pause fort: „Und der Wind trug die Wolkenschichten über die Serailspitze und sie sahen in die Straßen von Stambul und in den Vazar. Leila Hanum hat einen Sohn und der Pascha ist selig vor Freude. Abraham, der Teppichhändler im Nazar, bat schöne neue Stoffe aus Brussa. Tu solltest hingehen. Herrin, sie anzusehen. Es sind

Fatma lian um. ^62
die schönsten Fcradsche (Mantel) dabei mit bunter Stickerei, nnd aus Dagistan
hat er Teppiche, wie ich sie nie herrlicher gesehen."
Sie drückte dabei die Fingerspitzen zusammen, was immer „schon und
gut" sagen will.
„War kein Fest in Pera?" sprach die Herrin.
„Gestern tanzten die Giaurs in der französischen Botschaft."
„Wer war da?" fragte Fatma nun aufmerksamer.
„Die Frau mit den goldenen Haaren, die einmal kam Dich zu besuchen,
die weiß ist wie Schnee und die blauen Augen hat, die soll die Schönste
gewesen sein diesen Abend, und viele Herren waren um sie geschnürt."
„Wer?"
„Der Mann mit dem schwarzen Barte, der auch mit ihr reitet, dann
hat Selim Bey viel mit ihr getanzt und ihr beim Abschied die Hand geküßt."
„Wer sagt das?" fuhr Fatma auf.
„Mehmet, der Kawasse — er ist meiner Schwester Sohn. — Der
blondlockige Löwe, der sonst viel mit ihr tanzte, hielt sich fern. Er stand
in der Ecke, sah nicht auf ihre weißen Schultern und ging früher weg, als
das Fest zu Ende war."
„Ich bin unzufrieden mit Dir," sagte nach einer Weile Fatma, „Du
tonntest mir neulich nicht sagen, wie der blonde Fremde heißt."
„Den blondlockigen Löwen," sprach die Alte lauernd, „meinst Du Herrin?
Nu solltest nicht wissen, wie des Schweden Name ist? Und doch sieht man
ihn so oft gegen Stenia reiten, wo er dann plötzlich verschwindet!"
Fatma sah die Alte verweisend an. Diese beugte ihr Haupt und
berührte zum Zeichen der Unterwürfigkeit mit den Lippen der Herrin Kleid.
„Und was sagt man von mir?" warf Fatma nachlässig hin.
„Von Dir Herrin erzählt man, daß Du die tiefsten Augen habest, daß
Du ewig jung seiest und schön und gut."
Ueber Fatmas Züge glitt ein triumphirendes Lächeln,
„Oh Herrin," sagte Ickbal plötzlich traurig, „oh Herrin, während ich
hier schwätze, liegt das Kind meiner Tochter in Krämpfen. Wir haben alle
Mittel versucht und nichts hat geholfen. Die Frauen sagen, es müsse ein
böser Blick sein, der es trânt gemacht. Da hielten wir, um zu erfahren,
wer ihm das Uebel gebracht, an einer Nadel Nelkentörner in's Licht und
nannten die Namen all' der Personen, die das Kind gesehen. Die Nelte
brannte still und glühte, als ich aber Deinen Namen aussprach, oh Herrin,
da zischte es und spritzte, und das ist das Zeichen, daß Dein Auge ihm die
Krankheit gebracht. Du sähest das Kind, als ich es das letzte Mal mitnahm,
und seitdem ist es von dem Leiden geplagt."
Fatma blickte zornig auf.
„Geh'," schrie sie streng, „komme mir nicht wieder unter die Augen,
oder meinst Du, ich soll Dein Märchen glauben?" Verächtlich schaute sie
^auf die Alte, die nun in Schluchzen ausbrach und ihr Gesicht in den »velten
Händen barg. 12'

^6H Marie von Redwitz in Meran.

„Die Frauen sagen," jammerte sie, „man solle einen gelehrten Mann holen, den Gillur, der auch Deine Krankheit geheilt. Der weiß alle geheimen Kräfte in der Natur, er wird auch dem Kinde helfen tonnen, aber ich bin arm, und wenn ich oen Mann rufe, so tostet das viel Geld."

„Allah wird helfen," sprach die Schöne gelangweilt. „Bringe das Kind hinüber zu den heulenden Derwischen in Stutari, der fromme Imam soll ihm die Hände auflegen, darüber hinwegschreiten, es mit heiligem Wasser besprengen und die Krantheit wird vergehen."

„Das sagst Du mir, weil ich arm bin," klagte Ickbal bitter. „Du selbst nimmst den Giaur zu Hilfe. Ich habe auch einmal ein trantes Kind zu den Derwischen geschleppt, sie haben darüber gebetet und es mit heiligem Wasser bespritzt und auf dem Heimwege ist es mir dennoch gestorben."

„Es ist sein Kismeth gewesen zu sterben," sagte Fatma.

„Ja/ schrie da Ickbal und sprang auf, „die Leute sagen, auch Du seiest eine Giaur, Du verachtest die Moslem und meinst, für uns sei Alles gut genug."

„Geh!", schrie Fatma, „oder ich lasse Dich hinauspeitschen."

Ickbal siel nieder auf die Knie.

„Traue den Fremden nicht," sagte sie, „sie werden Dir auch noch Unglück bringen. Es sind bald mehr Giaurs als Moslems in unserer Stadt. Wir haben das goldene Thor vermauert, daß der Christ nicht dadurch seinen Einzug halte, aber wir lassen ihn von allen Seiten eindringen, damit sie uns plündern und morden tonnen. Sie werden uns noch zwingen, vom Propheten abzuschwören und uns zu ihrer Lehre zu bekehren. Es ist einer von Deinen Freunden, der es thut, und o Schmach, ein Muselmann leiht zu dem Werte ihm die Hand."

Fatma schien allen Aerger vergessen zu haben. Ihre Augen blickten die Alte durchdringend an und sanft sagte sie:

„Wie meinst Du das, Ickbal?"

Die Alte war durch der Herrin Wort milde gestimmt und lauerte nieder, als ob Nichts geschehen.

„Du weißt des Gelehrten Haus in der Straße von Ferito!. Der Mann soll weise sein und Alles lesen und schreiben tonnen. Er versteht unsere Sprache und Arabisch und Persisch. Ein gelehrter Imam ist sein Freund und Abends kommen sie zusammen und dann schreiben sie in unserer Sprache das Buch der Christen, daß es die Moslem auch verstehen lernen sollen, damit sie vom Glauben an Allah und den Propheten abfallen."

„Wer ist der Imam?" fragte Fatma aufmerksam.

„Was ist Dir das Geheimniß werth?" meinte die alte Türkin lauernd.

Die Herrin warf der Erzählerin einen Ring zu, nach welchem diese freudig haschte.

„Der Imam," sagte sie dann, „ist Ali, der Lehrer der Kinder Isset Paschas."

Fatma Hanum. ^65

„Weißt Tu das sicher?"

„Ja, Herrin, ich sah ihn selbst des Nachts aus dem Hause des Gelehrten kommen."

„Laß das ein Geheimniß sein zwischen Dir und mir," sprach Fatma.

„Morgen sende ich den Arzt zu dem Kinde Deiner Tochter und er wird es heilen. Ich Hab? noch einen Auftrag für Dich, Ickbal, bleibe hier, bis ich geschrieben."

Die Alte steckte sich eine neue Cigarette an und blieb in den Winkel sitzen, während die Herrin sich erhob, zu einem Tische trat und anfang zu schreiben.

Einen Augenblick stützte sie den Kopf in die Hand und schien nachzudenken, dann flog der Calem, die lange Rohrfeder, rasch über das Papier.

Nie war sie hübscher gewesen, als jetzt, da sie schrieb und dazwischen sann und lächelte.

„Ickbal," sagte sie, als sie geendigt, „nimm das Schreiben und warte gegen Mitternacht am Club, Du weißt, in der großen Perastraße, bis Selim Bey ihn verläßt. Du kannst ihn um Almosen bittend begleiten, bis er allein ist, dann gieb ihm den Brief!"

Sie gab der Alten noch zwei Goldstücke. Diese küßte der guten Herrin Kleid und verließ unter Segenswünschen das Zimmer. Fatma bestellte dann den Wagen und fuhr nach Ildis-Kiosk, um den Frauen des kaiserlichen Harems einen Besuch abzustatten.

In der Hoffnung, Fatma vielleicht im Wagen zu begegnen, oder doch wenigstens das Dach, unter dem sie weilte, von Weitem grüßen zu können war Henrik weiter, als er eigentlich gewollt, auf der Straße gegen Therapia geritten. Er sah über die Hügel, die sich in weichen Farbentönen abhebend in einander verschoben. Das Haidekraut hatte schon abgeblüht und die röthliche Erde sah an vielen Stellen darunter hervor. Eine Heerde schwarzer Schafe, einzelne Büffel und einige Ziegen suchten sich die spärlichen, grünen Halme, während der Hin im Grase lag und schlief. Die mit frischen Lorbeerzweigen beflochtene Laube neben der kleinen Schänke war leer und weit und breit Niemand zu erblicken.

Langsam und in Gedanken versunken zog der einsame Reiter vorwärts.

Er blickte bis hinüber zum Spiegel des schwarzen Meeres, darauf Segelschiffe als helle Punkte erschienen und wieder verschwanden; seine Gedanken flogen über das Meer hinaus, wo ihm eine glückliche, sonnige Zukunft entgegenlachte.

Als er seine Blicke auf die Straße zurück lenkte, sah er einen leeren Wagen stehen, der anscheinend der Rückkehr seines Herrn wartete. Er ritt weiter und bemerkte in einiger Entfernung eine Gestalt in Uniform, die auf einen geschlossenen Wagen zuschritt.

^66 Marie von Redwitz in Meran.

Ein Kopf im Iaschmat lehnte sich heraus und eine Hand schien zu winken. Als der Herr sich dem Wagen genähert, zog er Etwas, wie einen Brief, aus dem Rocke und reichte es hinein, während ihm ein ähnlicher Gegenstand gegeben wurde. Das Coupö fuhr dann langsam hin und her, der Offizier ging vor demselben auf und ab und warf so oft als möglich Blumen, die er am Wege pflückte,, neckend hinein. Henrik hatte mit Interesse der seltsamen Scene zugesehen und lachte über die Art des Rendezvous. Er näherte sich langsam dem Schauplätze. Als er nahe genug war, die Physiognomien zu unterscheiden, warf die Dame dem Offizier eine Kußhand zu und im felben Augenblick war der Wagen an ihm vorbei, ohne daß es ihm möglich gewefen wäre, genau nach der schönen Insassin zu spähen.

Der Offizier näherte sich dem leeren Wagen und Henrik erkannte in ihm Selim Bey.

Wer wohl die Dame war?'

Ist es nicht Fatmas dunkler Kopf gewesen, der sich durch eine rasche Bewegung seinen Vlickm entzogen hatte?

Der Verdacht fuhr ihm jäh durch den Sinn "und er tonnte ihn nicht mehr los werden. Verstimmt machte er sich auf den Heimweg.

Zu Hause fand er ein Billet von Fatma, in dem sie ihn bat, heute Abend nicht zu kommen.

Warum sollte er sie heute nicht sehen?

Er holte das Briefchen immer wieder hervor und studirte Wort für Wort, Es klang einfach und absichtslos, aber zwischen den Zeilen sah er Gespenster aufsteigen, die ihn nicht mehr Ruhe finden ließen; jede Minute wuchs die Qual und weder Lesen noch Schreiben konnten ihm die zudringlichen Gedanken bannen. Es litt ihn nicht länger in den engen Räumen — er mußte Fatma sehen und von den eigenen Gedanken gejagt und gehetzt sprengte er in die dunkle Nacht.

Schwere Wollen hingen am Himmel, und als er in den Garten trat, konnte er nur mit Mühe den Weg finden. Er hatte wie im Fieber halb» laute Sätze gesprochen, die ihm selbst wie die Worte eines Dritten klangen. Jetzt stand er lauschend still.

Waren es nicht Schritte? Kam ihm Fatma entgegen?

Er horchte mit angestrongter Aufmerksamkeit.

Das Geräusch war nicht durch menschlichen Schritt verursacht; es war nur eine wilde Schildkröte, die in dem Gesträuch von Thymian und Kletten die saftigen Stengel durch ihren schweren Tritt brach.

Henrik ging weiter: seine Hand zitterte leise, als er sie gegen die brennende Stirn preßte.

Jetzt stand er so, daß er den Kiosk übersehen konnte; die Thüre war geöffnet und das Licht fiel auf einen Theil des Weges.

Bewegte sich da nicht ein leichtes Gewand zwischen den Bosqucts?

Fatma Hanum. ^6?
Henrik ging darauf zu.
„Selim," sagte FatmaZ Stimme, „Selim Bey?"
Henrik fuhr jäh zusammen. So war Selim Bey erwartet?
Sie waren vor den Kiosk getreten und das volle Licht fiel auf sie.
Als er das bleiche Gesicht gegen Fatma wandte, sah sie ihn groß und erschreckt an, als wolle sie ihn fragen, ob er auch wirklich Fleisch und Blut sei.
Sie wich ein paar Schritte zurück, aber er faßte ihre Hand mit seinen eisig gewordenen Fingern.
„Sie haben Selim Bey erwartet?" fragte er tonlos.
Fatma sprach ein leises „Ja".
Sie preßte die Hände zusammen; ihr ward in der Gegenwart des ernststen Mannes so ängstlich und beklommen zu Muthe.
„Flicht, sticht," sagte sie, sich umsehend und nähertretend, „oder er tödtet Euch."
„Mag er es thun," sprach Henrik dumpf, „aber komme Du mit mir, Fatma!"
Er sah sie in banger Erwartung mißtrauisch an.
Ein leises Kichern scholl an sein Ohr. Die kleine Fatma schien zu wachsen, als sie ihm mit unheimlich leuchtenden Augen sagte: „ein Giaur hat mich geschmäht und an einem Giaur wollte ich mich rächen. Wein Herz war niemals Dein!"
Henrik wollte nach ihr fassen, aber sie war fort. Er sah in den Sand und griff nach der Herzgegend, wo ihm ein physischer Schmerz schier die Besinnung raubte; dann wandte er sich taumelnd zum Gehen. Die Dornen rissen im Vorübergehen seine Hände blutig, aber er achtete nicht darauf.
Als er wieder zu Pferde saß, sah er um sich, als wollte er den weiten, dunklen Himmel fragen, was denn aus ihm geworden.
Sein Herz stand still und auf der Stirne perlte kalter Schweiß. „So muß Sterben sein," sagte er sich und schloß die Augen.
Sein Pferd ging langsam in der Dunkelheit weiter. Da weckte ihn ein Geräusch aus seinem traumhaften Zustande. Er hatte einen Moment ein paar blitzende Augen gesehen. War es nicht Selim Bey gewesen, der an ihm vorbeigeritten? Alles war wieder still und dunkel. Da siel ein Schuß und Henriks Pferd bäumte sich auf und raste, jeder Führung widerstrebend, vsntrs u tsrro davon.
Ten nächsten Tag gegen Abend führte Frau Klemmer Bastle in ein kleines Zimmer ihres Hauses, das seit gestern Nacht zur Krankenstube Henriks geworden.
Bastle legte die Hand auf die Stirne seines Freundes.
„Er schläft ganz ruhig," sagte er dann.

168 Marie von Redwitz in Meian.
„Der Arzt, den mein Mann holte, ist auch zufrieden," meinte Frau Klemmer mit ihrem gutmüthigen Lächeln und setzte sich auf den einzigen wackeligen Stuhl des Zimmers.
„Es ist wohl keine Verletzung vorhanden?"
„Nur an den Händen sind Aufschürfungen zu sehen; sonst mag der Zustand nur von der Erschütterung kommen. Mein Mann, der in Mdis-Kiosl bei dem Doctor eingeladen war, kam spät nach Hause, fand ihn an der Straße nicht weit von dem Pferde liegen, das mit ihm gestürzt sein mußte. Dann hat man ihn hierher in unser Haus bringen lassen, weil der Weg zur Gesandtschaft ihm des Nachts zu weit schien."
Bastle betrachtete den Freund kopfschüttelnd.
„Und Sie, Frau Klemmer," sagte er dann, zu der sorgenvoll dreinblickenden Frau gewendet, „Sie haben auch genug des Kammers im Augenblick. Ich hörte in der Stadt davon und bedauere herzlich, daß Sie und Professor Klemmer darunter zu leiden haben werden."
„Mein armer Mann ist sehr in Sorge," sagte sie mit Thränen in den Augen, „aber er hofft dennoch, daß die Sache durch Vermittlung des englischen Botschafters einen glücklichen Schluß finden wird."
Der Kranke fing an sich zu regen und die Augen zu öffnen. Frau Klemmer entfernte sich, um Basile mit ihm allein zu lassen.
Henrik sah erstaunt in dem ihm fremden Raum um sich. „Du bist es, Bastle," sagte er dann, sich besinnend. „Wo bin ich denn?"
„Du bist gestern Abend vor der Stadt gestürzt," sagte Basile mit halblauter Stimme. „Professor Klemmer fand Dich und Du bist in seinem Hause.«
„Gestern Abend?" meinte Henrik, sich über die Augen fahrend, „da ging mein Pferd wohl durch? Ist heute nicht schon wieder Abend? Hat man das Pferd gefunden?" fragte er aufgeregt.
„Es ist Alles in Ordnung," sagte Basile ausweichend.
„Aber man hat doch geschossen?" meinte Henrik verwirrt.
„Wer hat geschossen?"
„Ich kann mich auch irren, es ist mir Alles so wirr im Kopf. Frage mich jetzt Nichts! Laß mich aufstehen und an die Luft gehen, das wird mir gut thun. Gehst Du dann mit mir zu Tisch in den Club?"
„Aber Henrik, Du brauchst Ruhe." sprach Basile, „bleibe liegen, ich werde bei Dir sein, wenn Du willst."
„Nein, nein, ich fühle mich ganz wohl," meinte Henrik. „Ich kann hier nicht so ruhig liegen bleiben, ich muß unter Menschen gehen."
Basile konnte ihn nicht mehr zur Ruhe zwingen. In kurzer Zeit war er angekleidet. Sein Gesicht war bleich und Fuß und Arme verursachten ihm Schmerzen. Nachdem er Frau Klemmer gedankt, schritt er am Arme Basiles in den Club.
Sie trafen dort anscheinend Alles in großer Aufregung; die verschiedenen Gruppen besprachen sich lebhaft.

Fatma Hanum. ^6^

Henrik nahm an einem der Tische Platz und hörte ruhig den Reden der Anderen zu.

„Was wissen Sie Neues von der unglückseligen Geschichte?“ fragte ein junger Diplomat einen Collegen.

„Nun, der Imam wird wohl baumeln,“ meinte der, „wahrscheinlich am gleichen Baume an der Taubenmoschee, wie Hassan: vielleicht gelingt es auch den Mächten noch, daß seine Strafe in eine Verbannung umgewandelt wird. Klemmer wird lein zweites Mal die Bibel in's Türkische übersetzen wollen, oder doch wenigstens sich nicht mehr die Hilfe eines Imam wünschen. Isset Pascha, dessen Kinder der Muselmann unterrichtet und der verdächtigt wird, von dem Unternehmen des Lehrers gewußt zu haben, ist seiner Stelle entsetzt und an seinen Platz kam Selim Bey oder nunmehr Selim Pascha. Der junge Mann hat Glück!“

Henrik hatte aufmerksam zugehört, mußte aber erst Basile um Aufklärung bitten. Er kam sich vor, wie ein von den Todten Erstandener, der eine andere Welt vorfindet.

„Und die größte Neuigkeit von heute Abend,“ rief Basiles Nachbar, „ist, daß die schöne Fatma Hanum den gestiegenen Selim Pascha heirathen wird. Gewiß ist sie es, die ihm Titel und Amt verschafft; es geht ja nichts über die List eines türkischen Weibes.“

„Fatma heirathet Selim Pascha?“ fragte Henrik.

„Ja,“ sagte Basile, daß es nur dem Freunde allein verständlich war, „ich dachte mir's, als ich hörte, daß er Pascha geworden. Schon im vorigen Jahre machte Fatma Hanum Anstrengungen, um durch Intriguen Selim zu einer Pascha-Stelle zu verhelfen; sie hat mächtige Freundinnen im kaiserlichen Harem, und endlich ist ihr Plan gelungen. Selim mag die Schöne heimführen, er ist damit gestraft genug!“

„Warum meinst Tu das?“ fragte Henrik und wandte den Kopf, daß der Freund ihm nicht in's Gesicht sehen konnte.

„Warum ich das meine? Weil ich es weiß und die schöne Fatma kenne. Ich habe sie Dir gegenüber einmal verleugnet, als wir sie an den süßen Wassern sahen. Warum? Ich weiß es selbst nicht; man ist nicht alle Tage gestimmt, von gewissen Dingen zu sprechen. Ich kenne Fatma, ich kenne sie besser als Alle, vielleicht besser, als sie sich selbst kennt — ich liebte sie sogar, und mehr, als ich vor ihr ein Weib geliebt.“

„Es war eine schöne Zeit im vorigen Jahre, als ick allabendlich nach Stenia ritt zu dem Weibe, dessen Slave ich schier geworden war und von dem auch ich wähnte geliebt zu sein. Ich schmiedete die rosigsten Pläne für die Zukunft — ich sah sie als meine schöne, angebetete Frau — und was man eben so Alles denkt, wenn man verliebt ist, und was in der Negel anders zu kommen Pfl egt. — Nun, bei mir kam es nicht einmal so weit, daß ich der Schönen all' meine Gedanken und Wünsche vertraute; ich wurde gerade noch kurz vorher aus meiner Schwärmerei geweckt, so daß ich recht schmerzlich aber auch für immer zur Besinnung kam.“

^?0 Marie von Rcdwiy ii! Meran. ^—-

Wir machten einen Iagdansflug nach der asiatischen Seite und auf meinen Streifzügen fand ich ein Landhaus, das anscheinend von einem zart» lichen Paare bewohnt war. Es war Fatma, meine süße Angebetete, mit den frommen Tanbenaugen, die sich hier auf ein paar Tage in der Gesellschaft von Selim Bcy in der Verborgenheit wohlgefiel. Du kannst Tir denken, daß mir die Entdeckung nicht viel Freude gemacht. Ich sah, baß ich ihr ein Spielzeug gewesen, und daß Selim der Bevorzugte war; ich hatte nur mehr dcu einen Gedanken, mich zu rächen.

Und ich ging wieder zu ihr und wir scherzten und plauderten und sie zeigte ihre weißen Zähne hinter den vollen Lippen. Sie schien mir so reizend, daß ich mich immer wieder an das Geschehene erinnern mußte, um ihr ernstlich zu grollen. Ich saß wie sonst zu ihren Füßen; da erzählte ich ihr zum Abschied ein Märchen von einer schönen kleinen Prinzessin, die nicht mit einen, Liebhaber sich begnügen wollte; aber da sie glaubte, zwei Herzen zugleich gefangen zu haben, war fie doch dem Einen nie thcuer gewesen; er hatte nur Komödie gespielt, um eine Türkin kennen zn lernen, und hatte sie noch weniger interessant gefunden, als er geglaubt. Er hatte erfahren, daß sie kokett sein könne und liebenswürdig, aber er wisse nun auch, daß an den kleinen Fingern Krallen nicht fehlten — daß die Farbe des Haares so falsch sei. wie ihr Herz, daß die Augenbrauen gemalt, wie der Strich unter den Wimpern, und daß sie heute etwas mehr Roth aufgelegt, als fönst. Ich hatte meinen Iwccck erreicht und sie an der empfindlichen Stelle getroffen. Erst sah sie mich erstaunt an, ob das auch mein Ernst sei; als ich dann lachte, da schrie sie und wiühcte — ich glaube, sie hätte am liebsten gebissen und gekratzt. Sie verfluchte den Giaur, der ihr solche Schmach angethan, und als ich ihr ruhig den Rücken kehrte, sandte sie mir einen Fluch nach — sie werde sich rächen an allen Ehrstenhundcn! —

Seitdeni sehen wir uns steif an, wenn wir uns begegnen und doch mag's in Jedem kochen. Heule, zum ersten Mal, schenkte sie mir von ihrem Wagen aus ein Lächeln, das war so bezaubernd herzlich und doch grinste mir ein Hohn, ein namenloser Hohn daraus entgegen. Selim Pascha mag sein Täubchen hüten! Fatma ist eine Türkin, die sich von Intrigucn nährt, die stets ein Spielzeug haben muß, dabei aber nie vergißt ihre Interessen zu verfolgen. Wäre ich reich, unendlich reich gewesen, wäre sie wahrschein- lich mit mir entflohen, so sicherte sie sich Selim, dem sie selbst zu Glanz verhalf."

Henrik hatte aufmerksam zugehört, ließ dann Champagner kommen, stürzte ein Glas nach dem andern hinunter und fing an viel und hastig zu sprechen.

„Es lebe die Liebe!" trânt ein Franzose ihm zu.

Henrik Hub lächelnd das Glas, ließ es aber unberührt stehen und ging in das anstoßende Spielzimmer. Er sah eine Weile zu, dann begann er zu setzen. Basile sah in Gedanken verloren ihm nach nnd hielt ihn heute nicht zurück.

Fat,»« ljanum. ^?!

Henrik sehte zerstreut und gewann. Er fuhr fort, ohne viel darauf zu achten, endlich stützte er müde den Kopf in die Hand.

„Es ist schwül hier," mahnte er Basile, „las; uns ein wenig auf die Straße gehen, ich fühle jetzt, daß ich noch nicht wohl bin."

Henrik stand auf, strich dann das Gold ein, das er schier vergessen hatte. Als die Freunde dann zu Thore hinausschritten, bemerkten sie nicht die Bettlerin, die in der Ecke kauerte.

„Blondlockiger Lowe," tönte ihre flehende Stimme ihnen nach, „blondlockiger Löwe, schenke mir Etwas! Mann mit dem schwarzen Barte, Hab' Erbarmen!"

Nie Alte hatte Henrik beim Rockärmel gefaßt nnd war ihm ein paar Schritte gefolgt. Er wollte die Aufdringliche abschütteln, doch besann er sich anders, griff in die Tasche und warf ihr die gewonnenen Goldstücke zu.

„Bist Du toll?" sagte Basile. „Welche Laune überkommt Dich?"

„Ich mag das Geld nicht, das ich heute gewann, der Armen wird es mehr nützen."

„Und warum das gerade heute?"

Henri! zog den Freund näher an sich.

„Auch ich liebte Fatma Hanum," sagte er mit zitternder Stimme.

„Ihr Fluch und ihre Nache haben getroffen."

„Auch Du?" sprach Basile.

Sie gingen schweigend neben einander her, Jeder in die eigenen Gedanken versunken.

„Die Türken haben ein wahres und ein schönes Sprüchwort," sagte nach einer Weile Basile, Henriks Hand fassend, es heißt: „Auch Dieses geht vorüber."

„Nun ja am Ende geht ja Alles vorüber," meinte Henrik eintönig.

Er dachte an den Spruch, den Fatma ihm in die Hand geschrieben:

„Das was Du liebst, das sollst Du ewig liebeu." Es klang ihm jetzt, wie

ein Fluch. Die Schriftlichen in der Handfläche waren ausgelöscht, aber in

seiner Seele tönte es nach, als sollte er deren Sinn nicht mehr vergessen.

Die Bettlerin kicherte und besah das Gold. „Auch er hat sie geliebt,"

sagte sich die alte Ickbal Hanum. „Sie lieben sie Alle! Um ein paar

schöner Augen und rosiger Lippen willen! Armer blondlockiger Mann!"

Was sie wohl gewollt hatte, die alte Ickbal?

Sollte sie Fatma Hanum morgen berichten, in welcher Stimmung der

Mann mit den blonden Haaren nach Hause gegangen?

Gebrochen heimwärts wandelnd, murmelte dieser vor sich hin: „tür-

tische Frauen!"

Das wiedererwachen der Kunst in Italien und
die altitalienischen schulen.
von
Julius Güüuer.
— Vresde». —

schon in den eisten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung hatte sich
in den Katakomben Roms, diesen ersten Zufluchtsstätten des
jungen verfolgten Christenglaubens, eine sogenannte christliche
Nunsttradition gebildet und von da weiter verbreitet; allein sie
führte doch eigentlich nur die damals immer noch vorhandene, wenn auch tief
gesunkene, antike heidnische Kunst und ihre Weise fort, indem sie derselben
allerdings äußerlich eine gewisse christliche Färbung zu geben versuchte, ohne
doch irgend einen wesentlichen Keim lebendigen Fortschritts zu neuer geistiger
Entwicklung in sich zu tragen.

Eine vorherrschende Neigung zu abstrakten Symbolen, die absichtlich
dunkel sein mochten, um den Heiden nicht auffällig zu werden, konnte der
Kunst uicht förderlich fein. Es waren gleichsam Erkennungszeichen für die
Eingeweihten, welche (wie in den späteren Zeiten des Mittelalters wohl die
Symbole der Freimaurerei) sich der Architektur und der bildenden Kunst über-
haupt bemächtigten. Da finden wir ein Blatt, als Bild der Vergänglichkeit,
ein Segelboot für die Flucht der Lebenslage: die Taube mit dem Oelblatt
für die Verheißung einer bessern Welt; den Fisch im Taufwasser als
Anagramm des Namens Christi sl^ciou? X^ni5? HeQü ultz); den Propheten
Jonas, wie ihn der Walfisch auswirft, als Symbol der Auferstehung, und
den guten Hirten, den noch am meisten künstlerischer Darstellung fähigen
Gedanken; alle aber in unbehilflicher, reizloser Darstellung.
Heidnische Tempel und Basiliken wurden mit geringen Veränderungen
zu christlichen Kirchen, vorhandene Werke antiker Sculptur nur durch Hinzu-

Vas wiedererwachen der Kunst in Italien :c. ^?2

fügen von Inschriften oder Symbolen zu christlichen gestempelt. Selbst als später das Christenthum schon unbestrittene Staatsreligion des verfallenden römischen Reiches geworden, herrscht in dem sogenannten byzantinischen Stil nur eine leblose, von einer Generation von Künstlern der andern überlieferte starre, conventionelle Kunstbildung, die eben darum dem lebendigen Fortschritt verschlossen bleiben mußte. Doch danten wir den Byzantinern wesentlich ein Großes; sie hatten die bei dem Umstürze des römischen Weltreichs fast erlöschende heilige Flamme der Kunst doch über den gähnenden Abgrund der Zeiten aus dem klassischen Alterthum in das Mittelalter gerettet. Allein ihre Darstellungen waren und blieben, auch als sie später von den kurzen und aphoristischen Bezeichnungen der Katakomben sich zum reichen Schmuck der Basiliken der neuen Staatsreligion erhoben, immer noch rein symbolische. Die gewölbte Altarnische ist in der Regel ganz von einem kolossalen Christusbilde ausgefüllt, welches die Apostel umgeben, in deren Mitte er hier als Herr seines himmlischen Reiches ganz ebenso thronte, wie der byzantinische Kaiser in Konstantinopel auf Erden thronte.

Erst viel später, im achten Jahrhundert, kommen historische und insbesondere Passionsdarstellungen aus dem Evangelium auch in Kirchen vor, aber auch jetzt noch ist die menschliche Gestalt nur das Symbol, der Träger der Idee. Von einer natürlichen Charakteristik keine Spur, dagegen auch hier eine äußerliche Pracht durch Gold und farbige Gewänder vorherrschend, bei derselben Steifheit und Starrheit der Figuren. Aber seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts war nun auch von den byzantinischen Meistern die Maria, als Mutter Gottes, mit in den Kreis der Darstellungen aufgenommen, eine Neuerung von dem wichtigsten Einfluß, insbesondere für die Entwicklung der italienischen Kunst, welche sicherlich dieser mit besonderer Vorliebe immer wiederholten Gestaltung der Mutter mit dem Kinde den eigenthümlich anmuthigen Charakter dankt, der sie vor allen anderen Schulen und Nationen auszeichnet.

„Ja, was der Geist auch Herrlichstes erfindet,

Nie Liebe bleibt des Lebens Krön' und Kern;

Bild cw'acr Liebe: Mutter mit dein Kinde,

Des cw'gen Lichtes Heller Morgenstern!"

Erst im zwölften und besonders im dreizehnten Jahrhundert beginnt nun in Italien eine neue, aus eigenthümlich christlichen Anschauungen genährte geistige Bewegung, die zwar nicht gleich in den bildenden Künsten zuerst und vorzugsweise nachweisbar, vielmehr das ganze Leben der Nation und vor allem die Sprache erfaßt, welche sie zu dem mächtigsten Werkzeug neuer Gedanken und Anschauungen macht. Eine Zeit beginnt, deren Werte uns noch heute mit der ganzen Frische ihrer jugendlichen Kraft und ernsten Hoheit ergreifen, und den Anfang einer Epoche für die bildende Kunst in Italien bezeichnen, welche einen so glanzvollen Abschluß gefunden hat, wie er nur selten in der Culturgeschichte der Menschheit vorkommt, und wie ihn

i^?H Julius Hübner in Dresden.

wenigstens die fast gleichzeitigen Anfänge germanischer Kunst nicht gefunden haben. Mehr als ein halbes Jahrtausend ist seitdem verflossen, als dieser wunderbare Frühling in ungeahnter Pracht hereinlang, öder Winter folgte und neue Blüten aus den Ruinen des alten römischen Weltreiches weckte. Ueber einen solchen Zeitraum, wenn er auch im Verhältnis; zu den Abschnitten, »ach welchen die Geschichte der Menschheit rechnet, immer noch ein bescheidener genannt werden mag, hinwegzuschauen, sich diese entfernten Zeiten lebhaft im Geiste zu vergegenwärtigen, ist immer ein Großes und Schweres. Die Vergangenheit bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln und am wenigsten würde der beschränkte Rahmen eines kurzen Vortrages ausreichen, mit all den bezüglich historischen Belegen ein ganz umfassendes Bild jener Zeiten aufzubauen, welches die politischen, religiösen und künstlerischen Zustände in ihrer ineinandergreifenden Gesamtheit zur Anschauung brachte.

Zwar sind uns, wie gesagt, viele jener Werke geblieben, die noch heute mit ihrer unmittelbaren Gegenwart Zeugnis ablegen von dem Geiste, welcher sie geschaffen, und immer werden wir in ihnen wohl am sichersten einen Aufschluß über die schöpferischen Motive finden, denen wir sie verdanken und welche das Leben jener Zeit ausmachten.

Allein die Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit eben dieser Werte wirkt, herausgerissen aus ihrem natürlichen Zusammenhange mit allen anderen Erscheinungen ihrer Zeit, doch wiederum zerstreut auf unseren Geist, der eine Totalität der Anschauung sucht und lieber einmal den Lebenskeim und die Wurzel des herrlichen Baumes ergründen, als seine Blätter und Blüten zählen möchte.

Da begegnen uns glücklicherweise in fast allen so bedeutenden und schöpferischen Perioden der Geschichte einzelne hervorragende Persönlichkeiten, an denen wir in großen und einfachen Zügen die Signatur ihrer Zeit erkennen.

In der Betrachtung solcher Gestalten wird es uns leichter, den organischen Zusammenhang der vielfach gegliederten geistigen Thätigkeit auf all' ihren verschiedenen Gebieten dennoch nur als einen Nachhall derselben Grundursachen zu erkennen.

Solch' eine maßgebende Gestalt aber für jene Zeit des Beginnes der italienischen Kunst, als einer von nun an wesentlich christlichen, von der Antike nun emancipirten, ist ohne Zweifel die Gestalt des heiligen Franz von Assisi, der bald sogar selbst und in seinem Leben Gegenstand der neu erwachten Kunst geworden und lange geblieben ist. Es bedarf wohl kaum einer Rechtfertigung dieser Betrachtungsweise. Die Kunst jener Zeiten bewegte sich so ausschließlich nur in den religiösen und kirchlichen Ideen, daß ein Geist wie S. Franciscus, der gerade auf diesem Gebiete in der bedeutendsten Weise auftrat, nothwendig den unmittelbarsten Einfluß auf alle geistigen Thätigkeiten in dieser Richtung ausüben mußte. Nenn dieser Einfluß auf die bildende Kunst auch zunächst ein späterer als der auf die Theologie und Poesie sein

Das wiedererwachen der Kunst in Italien :c. ^?c> mußte, sc» war cr, obgleich später, hier nur UNI so stärker. Allein wir haben außer der historische» Bedeutung solch einer Persönlichkeit noch einen gewichtigeren Grund, uns bei Betrachtung der Kunst jener Zeiten die Gestalt und das Wesen des heiligen Franz zu vergegenwärtigen. Es ist längst an- erkannt, daß der Zusammenhang der bildenden Künste mit der Poesie unt> Literatur ihrer Zeit ein unleugbarer ist, daß Beide sich gegenseitig ergänzen und erklären. Nie Poesie und Literatur jener Zeit aber, sie ist wesentlich das Werk des h. Franz, ihr Geist ist sein Geist, ihr innerstes Leben ist ein. gehaucht von seiner gewaltigen Persönlichkeit; sie ist die Verkörperung seiner Gedanken, die auch in der bildenden Kunst, nur später, einen erneuten Wieder- klang fanden. In ihrem Verständniß öffnet sich uns in oft überraschendster Weise, wie wir später im Einzelnen sehen werden, das Verständniß auch der Werke der bildenden Kunst.

Das Alte war vergangen, die erstarrte Herrlichkeit Roms, sein Welt- reich war in Trümmer gesunken, und es klang von einem Reiche ewiger Liebe die frohe Botschaft immer mächtiger durch alle Lüfte; das verachtete Senfkorn des Evangeliums begann sich zu entfalten zum weltbcschattenden Baume, die Menschheit erwachte zu einem neuen geistigen Leben. Italic,, die Zwillingsschwester des antiken Hellas, die ihre herrlichen Gebirge dem Himmel und ihre reichen Küsten der befruchtenden Umarmung des Meeres entgegenstreckt, aus dessen feuchte» Wellen immer wieder alles Leben und mit ihm das Schöne, Aphrodite selber, emporsteigt; ein Land, vom mildesten Hauche umweht und mit üppiger Fruchtbarkeit gesegnet, sollte die Wiege einer neuen christlichen Kunst, das ueue Hellas, werden.

In diesen wunderbaren Moment fällt die Geburt des schwärmerischen Kaufmmmssohues (1132), der plötzlich aus einem jener unerklärlichen inneren Antriebe, in denen wir das geheimnißvolle Walten einer höheren Macht mit Recht erkennen, unmittelbar vom üppigsten Weltgenuß froher Jugend sich zur strengsten Entsagung wendet, ohne doch hart und herb zu werden. Ein Bild der Macht selbstvergessener Liebe, eine Gestalt wie aus den Zeiten der ersten Christen, voll jener Begeisterung für die Wonne des Leidens, welche den höchsten Genuß irdischer Herrlichkeit schaal und nichtig findet, weil ihr die Dornenkrone des Herrn hoch über den Kaiser- und Königs« krönen steht. Und doch ist dies der Welt Absterben innig verbunden mit der liebevollsten Anschauung des Universums, in welchem sie das Werk desselben liebenden Vaters erkennt, der für die sündige Menschheit den eingeborenen Sohn dahingegeben.

Diese geheimnißvolle Mischung, diese Verbindung des Himmels und der Erde, die Erlösung der harrenden Creatur, die Vergeistigung und Ver- klärung alles Irdischen ist das neue, große, ewig unerschöpfliche Thema dieser Zeiten. Die Verschmelzung' so schroffer Gegensätze, die sich nur in der Tiefe des Menschenherzens vollzieht, das ein Strahl der ewigen Liebe getroffen, sie ist es, die auch für die neue Aerci der Kunst das charakteristische Kennzeichen wird und bleibt.

^76 Julius I^übner in Dresden.

Ja, genau betrachtet, bilden diese Gegensätze von jeher und für alle Zeit die Bedingung dichterischen und künstlerischen Schaffens. Das Thun des Dichters und Künstlers wird immer nach der einen Seite eine Nach-ahmung der Natur, nach der anderen Seite ein Ueberschreiten der engen Wirklichkeit, ein Hineinziehen des Ewigen in das Vergängliche sein. Eine eingehende Schilderung des reichen Lebens unseres Heiligen, das bald zur Wunderlegende geworden, seines thätigen Wirkens, das ihn bis nach dem Orient führte, würde weit über das Maß unserer Betrachtung hinausführen*).

Zu unserem Zwecke haben wir überhaupt weniger den heiligen Franciscus, wie ihn die katholische Kirche betrachtet, als vielmehr den Poeten, den schöpferischen Geist in ihm zu erfassen, der nicht bloß einen geistlichen Orden von der ungeheuersten Ausdehnung, sondern auch eine Dichlerschule stiftete, welche bald der geistige Mittelpunkt des neuen Lebens wurde. Franz von Assisi!, der Dichter, ist es, der sein Volk erst zum Volte macht durch die Sprache, der zuerst statt des alten Latein, was zwar dem Volte immer noch verständlich war, die Voltssprache, die italienische Mund-art zum Ausdruck der neuen Gedankenwelt erhebt, zur Sprache seines er-habenen Sonnenliedes, von ihm gedichtet zur Versöhnung des Pödefta mit dem Bischof von Assist, und zu diesem Zwecke gesungen von seinen Schülern. Merkwürdiges Mittel! Merkwürdige Zeit!

Ein Geist von einer Liebesfülle, welche Sonne, Mond und Sterne als Brüder begrüßt und den Schwalben, die seine Predigt durch ihr Zwitschern störten, in heiliger Einfalt zuruft: „Meine Schwestern, ihr Schwalben, schweigt, daß ich rede!“. Der in heißer Bruderliebe die verachteten, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Aussätzigen mit heiliger Wollust pflegt, ihre Ver-bannung aus den Stätten der Lebenden, ihr Begrabensein bei lebendigem Leibe freiwillig theilt, und ein für die Macht der Töne so zart empfängliches Herz im Busen trug, daß seine Ekstase bei den Klängen himmlischer Musik «in legendarischer Gegenstand der Malerei bis in die spatesten Zeiten Heblieben ist*").

Und in diesem Geiste des Meisters lebten, dichteten und sangen seine Schüler. Immer aber sind es die Sänger, welche den anderen Künsten vorangehen. Orpheus und Linus dem Dädalus der Sagenwelt. Homer dein Phidias, welchem er das Bild des olympischen Zeus einhauchte. So auch damals die Poeten den Architekten. Bildnern und Malern. Aus Sicilien wehte allerdings schon früher der erste Hauch nationaler Poesie, wie Dante es selber bekennt in seiner Abhandlung äo vulFuri slo^uenria. ') Wir «erweisen den Leser am liebsten auf das trefflich und anziehend geschriebene Büchlein: S. Franciscus, von Dr. Karl Hanse, welches uns auf's Lebendigste in jene Heilen versetzt.

*) Wem fiele nicht unwillkürlich Luther dabei ein?

Das wiedererwacheu der Kunst in Italic n :c. ^??

Jener Mazzeo di Ricco, Guido belle Colonne, Iacopo da Lentino, echte Sicilianer, feurig wie ihr Wein, den die Sonne und zugleich die unterirdische Gluth des Aetna kocht, singen die Freude und die Lust des Lebens; Ritterspiele und Feste mischen Heiliges und Profanes unbefangen durcheinander und ziehen in kühner Sinnlichkeit die Nähe ihrer Damen den Freuden des Paradieses vor.

Ta erst tritt Franz von Assisi auf und mit dem Meister eine Reihe begabtester Schüler:

Fra Pacifico, der Liederkönig (rsx vei-8num), den der heilige Meister selbst den „Friedfertigen" getauft hatte, als er ihn durch seine Predigt zu San Severino vom Dienst der Welt zu einem neuen Leben bekehrte. Bisher ein Dichter weltlicher Lieder, i>oe<A lanreatu« des Kaisers, von nun an von seinem Meister ermahnt, geistliche Gesänge zu dichten und die eigenen unkünstlichen Stegrcifgesänge des Heiligen zu veibesser«.

San Bonaventura, als Kind durch die Fürbitte des heil. Franz von einer schweren Krankheit gerettet (1221). Stifter des Ave Marin, das als Abendgruß und Abendglocke noch heute an unsere Herzen schlägt, Dichter begeisterter Hymnen an Maria, Verfasser der Legende des heil. Franz. von der Kirche kanunisirt.

Giaeomino da Verona, der Vorgänger des Dante (seine Istorie dell' Interim « äol ?aiÄäi8o, Manuscript in S. Marco in Venedig), Thomas Celano, der Dichter des Die» irno und des großen Textes zu Michel Angelos Weltgericht, und der größte von Allen, Iacopone da Todi. Ein Rechtsanwalt, reich und hochgelahrt, hatte er Hab und Gut den Armen gegeben, als sein angebetetes Weib, vom Sturz eines Schaugerüstes zerschmettert, in seinen Armen gestorben. Als Wahnwitziger, in den er sich aus Demuth verstellte, verachtet, wegen seines Freimuthes als Missethäter bestraft, wallt er singend umher und schleudert noch aus dem Kerker strafende Lieder auf das Volt und die entartete Geistlichkeit, auf den Papst Bonifaz den Achten selber, der ihn gefangen hält*).

Diese Franziskanerpoeten sind die Vorgänger des größten Dichters, den ') Er kam zuweilen mit Sattel und Zeug auf allen Vieren zum Markt gekrochen, um den Kindern als Rcitttner zu dienen! Sonderbar und doch wie rührend (siehe Hanse, Hnndb. d, Prot. Polemik. S. 290). Von ihm ist das „Llnbnt mntor äolorozl»'- am bekanntesten durch Pergolcses spätere seeleiwollc Musik. Aber man betrachte die Darstellungen der Kreuzigung von Giotto an bis Fiesole und später noch und man wird in der Trauergestalt der Marin deutlich das 8t»dnt mntor wicdcrcrtlingcn fühlen. Wnr doch nnch der Text des Eunn geliums jenen Mnlcrn unzugänglicher als das populäre Lied Incoponcs. Minder bekannt ist das Gegenstück Uon demselben Dichter Incopone: 8wdut Hinter 8pecio8», ^uxw losnum ßnnäioijn, äum Mcobnt MrvulnZ, und doch ist es der Text aller der zarten Madonnenbilder, in denen die Jungfrau anbetend vor dem Kinde kniet, das im blumigen Nasen uor ihr liegt. Man denke an Francias Bild in München und Vorgugninos in Dresden.

Nord und Süd, XXIII, «». 12

^?8 — Julius ^iiliicr i» Drosdcu.

Italien erzeugte, ja, sie eileben ihre volle Verklarung erst im Tante. Die italienische Sprache erhielt ihre höchste Weihe erst in seinem göttlichen Gedichte; denn auch er verschmäht nach jenem Beispiel die gelehrte lateinische Sprache, um unmittelbar zu seinem Volte zu reden. Denn er bekennt sich selber zu dem einzigen Ehrgeize, einst einmal mit seinem vollendeten volts-thümlichen Werte, das ihm so viel Nächte gekostet, an die Thore seiner undankbaren Vaterstadt zu klopfen, da wo er als Kind getauft worden, als Dichter gekrönt zn werden:

liiwruel'u poetn, e in z»l foule

Del miu b»tte8im, pi'cuäLi,, 'I c-niwilo.

Nach ihm strahlt Petrarcas Name, der in glühenden Sonetten mit ungeahntem Wohllaut die Liebe zu einer unerreichbaren Francngcstalt besingr und den Namen Laura mit unvergänglichem Glänze umgicbt. Wie beim Klange der Namen Penelope, Antigone, Iphigenia die menschliche Herrlichkeit der griechischen Welt vor die Seele des Hörers tritt, so strahlen von nun an Veatrice und Laura wie Sternbilder im wunderbar überirdischen Glänze das Licht neuen Glaubens, neuer Liebe und neuer Hoffnung in die Menscheuherzen. Wenn Penelopes innige Gattentreue, Antigones todes-verachtende Bruderliebe, Iphigcnias Tpfer für ihres ganzen Volkes Ruhm mit dem Tode enden, über das Grab hinaus nicht reichen, fo steigt die früh dahingeschiedene reine Jungfrau Beatrice Portinari herab aus jenen Höhen des Himmels, die der Grieche nicht kennt, kraft jener Liebe, die der Tod nicht bricht, den Geliebten ihres irdischen Daseins durch die Schrecken der Läuterungsffllmmen und die Qualen der Hülle hinauf zu führen zur ewigen unaussprechlichen, himmlischen Seligkeit im Anschauen Gottes. Mit dieser Verklärung des Ewigweiblichen in der Poesie jener Zeit ist zugleich auch der italienischen Kunst unauslöschlich für alle Zeit der Stempel der Schönheit und Anmuth aufgedrückt, der fie vor Allein auszeichnet. Die Jungfrau und das Kind, die höchsten Hciligthümer der Menschheit, Symbole der wunderbaren Erfüllung jener Vorahnung aller Vergangenheit, von nun an der Mittelpunkt aller Zukunft, das verkörperte Geheimnis; des Zusammenhanges der göttlichen Liebe mit der sündigen Menschheit werden das unerreichbare Ziel der neuen Kunst, nncrschöpfliche Quelle der Darstellung. Dantes Einfluß auf die Kunst, sein persönliches Verhältnis; zu Giotto selber tritt uuu am deutlichsten in den Vordergrund und wenn schon Giotto und Orcagna mit kühnem Geiste und ungeübter Hand, dann Signorelli mit mehr bewußter Kraft des Dichters Gestaltungen nachzubilden versuchen, so mußten doch noch Jahrhunderte vergehen, ehe der gewaltige Michel Angclo sein neues Die« irne, eine neue ebenbürtige cln-ia «l'ommeäi» an die Wand der Siztinischen Epelle schrieb; ehe Naphael in seinen Madonnen und weiblichen Idealen Veatrice nnd Laura dem leiblichen Auge der ent-zückten Zeitgenossen zeigte. Aber sie war schon angebrochen, jene Morgcn-röthe künftiger Herrlichkeit, eine große, schöpferische Zeit, welche neue Staaten

Das wiedererwachen der Kunst in Italien :c, ^?9
und Gemeinwesen hervorrief und auf jenen stolzen Bürgersinn gründete,
der. wie er einst in Athen das Herrlichste geschaffen, so auch hier Wissenschaft
und Künste hob und trug.
Die Architektur beginnt wie immer den Reigen, aber sie bleibt nicht
verlassen von den Schwestern, der Bildnerei und Malerei. Die christliche
Basilika wird ein großes Lehrgedicht, eine Mauerndichtung zur Volts-
erziehung, in der Sculptur und Mosaik oder Frescomalerei einen Zusammenhang
von christlichen Darstellungen bilden, denen selbst das Wort nicht fehlt in
erläuternden Versen *). Die transscendentale Gothit blüht auf, ein unverkennbar
germanisches Element macht sich geltend und der antil'isircnde romanische Baustil
weicht den neuen Impulsen. Ueber der sterblichen Hülle des heiligen Franz
erhebt sich in Afsisi ein Dom, nm 1230 von einem Deutschen, Meister Iacopo,
erbaut, den die ersten Fresken Cimabues und Giotto's und ihrer Anhänger mit
Darstellungen des Evangeliums und mit den Thaten des Heiligen schmücken.
Ten Namen, San Francesco d'Assisi, trägt und verherrlicht der mächtige
Bau, welchen Helms, der erste noch vom h. Franz selber eingesetzt? Ordens-
meister, aus den reichen Gaben der Christenheit erbaut und dessen Grund
der heilige Vater selber tief in den Felsen gelegt hat. Schon 1330 war
die untere Kirche znr Beisetzung der Gebeine des Heiligen fertig, im Jahre
1136 war die Wölbung der oberen Kirche geschlossen. Damals schon
begann die Sorge für die kllnstlcrifche Ausschmückung, und ein Crucifix von
Giunta Pisano soll die Aufschrift des Helicis getragen haben, während später
Giotto's mächtige Kraft sich hier entfaltete*). „Das Grab des Bettlers“,
sagt Hanse sehr schön, „ward die Wiege der italienischen Kunst.
Nach Florenz, das nicht umsonst „die Blühende“, tl<« Nrinria?, genannt
war, wendet sich zuerst die Liebe der bildenden Kunst. Trotz einer Zeit unablässiger
Kriege und heftigster politischer Bewegungen bietet die strenge patriarchalische
Lebensweise der Familien den Künstlern edle Vorbilder, und in der damals
noch heiligen Stille der Klöster finden fie jene holdseligen Gesichter ihrer Engel
und heiligen Jungfrauen, wie Dantes lünglingsauge Veatrice Portinari
gefunden hatte. Man muß Vitium's und Ricobaldi's Schilderung jener
alten Florentiner hören, um den Quell des Lebens zu ahnen, aus welcher
die Kunst jener Tage schöpfen durfte.
„Dort lebte man mäßig, die Männer in unggerbten Schaffellen ge-
kleidet, die Frauen mit knapp anschließendem Gewände von Scharlachtuch,
mit dem alterthümlichen Scharlachgürtel. Mann nnd Frau aßen von einem
Teller, tranken aus einem Glase, und Abends hielt ein Diener eine brennende
Holzfactcl vor ihnen. Es waren aber die, welche so lebten, voll Gerechtig-
'*) In S. Marco in Venedig umgiebt die reichen Mosaiken und Wandbilder
ein lateinisches Gedicht von mehr als 200 Verse», zwar i» barbarischen Hexametern,
aber doch voll poetischer Kraft.
*) Und Nante, so erzählt die Sage, ihm im Traume erschien, um ihm selbst die
Bilder anzugeben.

^80 Julius I^übuer iu Dresden.

keit unter «nander, ihrem Gemeinwesen getreu, und vollbrachten mit ihrer ärmlichen Sitte größere Dinge, als die auf sie folgenden zärtlichen und geglätteten Geschlechter".

Das war das Italien des 13. Jahrhunderts, die Wiege Dantes.

Petrarcas und Tassos und jener ununterbrochenen Reihe von Malern von Cimabue und Giotto bis auf die fünf Sterne der Vollendung, Leonardo.

Michel Angclo, Raphacl, Tizian und Correggio.

Von Florenz wendet sich die Kunst nach dem benachbarten Siena und Pisa in verwandten Schulen. Das Eämpo Santo von Pisa (dessen heilige Erde schon 1186 der Erzbischnf Ubnldo Lanfranchi auf Schiffen aus Bethlehem und Jerusalem mitgebracht hatte) wird ein großes Museum vaterländischer Kunst, das zweihundert Jahre hindurch die größten Meister Toscanas stolz waren mit Werken ihrer Hand zu schmücken.

Rom, Bologna, Mailand, Ferrara, Venedig, die umbrische Mark, fast jede bedeutende Stadt bildet von nun an eine eigene Schule von Künstlern, jede in eigenthiimlicher Entwicklung verschieden von der anderen, etwa wie die Mundarten der großen italienischen Muttersprache in jeder Stadt, in jedem größeren Bezirk ein eigenes und besonderes Leben entfalteil. Ter Schule von Florenz bleibt jener Geist Dantesker Größe uud zugleich innigen Zusammenhanges mit dem wirtlichen Leben eigen, während Siena durch zartere Imnigtheit, Pisa durch eine Art von humoristischem Zug (Penozzo Gozzoli) sich auszeichnete, Venedig von jeher nach dem Element der Farbe und frischen Naturlebens hinstrebte und die Mailändische Schule unter ihrem großen Stifter Leonardo bald in ihren Werten einen hohen Grad von Grazie und weiblicher Amnuth entfaltete. Die Fcrrnresen verbinden tief glühende Färbung mit einer oft bis ans Uebertricbene streifenden Charakteristik, die Bologuescu folgen nnterFraneias besonderem Einfluß einem tiefen Zuge nach edler Schönheit, und die Lombarden geben der italienischen Kunst im Eorreggio, wenn auch erst in späterer Zeit, den größten Meister der Lichtwirkung und des Helldunkels. Unter Allen aber behielt die Schule Umbricns jenen idealen Zug schwärmerischer Innigkeit, gleichsam als Erbtheil ihres großen Landsmannes des h. Franz, jene überirdische Schönheit, welche, von den Meistern Assisis auf Perngino uud seine Schule übergegangen, in seinem größten Schüler Raphael die höchste Weihe italienischer Kuust erreichte. Nnd wie die Echuleu, so bleiben auch die einzelnen Meister eigenthümlich verschiede« uud eigenartig, ein Kennzeichen echter Kunst, das immer beim Verfall, trotz aller äußeren Wissenschaft uud scheinbarer Vollkommenheit, zuerst abhanden kommt.

Männer wie Eimabuc und besonders Giotto werden als die ersten genannt, wenn von der italienischen Kunst die Rede ist, uud weun es auch nicht an älteren Vorgängern für sie gefehlt hat, so hat man doch mit Recht an ihren Namen die Thatsache der Befreiung von dem byzantinischen Element, was bis dahin allein herrschte, geknüpft. Daß auf den zuletzt genannten

Vas wiedererwachen der Kunst in Italien :c. ^8^

großen Geist zugleich ein germanisches Element gewirkt habe, ist eine Anschauungsweise, welche neuerdings immer mehr Grund und Boden gewinnt; wie weit dasselbe insbesondere zu seiner völligen Emancipation von dem byzantinischen Wesen beigetragen habe, bleibt eingehender Untersuchung vorbehalten. Diese Geister bringen individuelle Freiheit, eigene Naturanschauung, subjective Empfindung und Auffassung zuerst in ihre Werte, sie wagen den Schritt des Tödals aus der Starrheit ihrer Vorgänger heraus.

Auch in ihnen erkennen wir die Elemente, deren Prototyp im h. Franz uns klar geworden: tiefes, gläubiges Erfassen der höchsten christlichen Gegenstände, vereint mit einer kindlich liebenden Hingebung an die Natur und treuer Nachahmung des umgebenden Lebens. Vereinigung dieser beiden scheinbar gegensätzlichen Elemente wird, wie wir früher schon sahen, zum Gesetz des Beginns und Fortgangs der modernen Kunst. Es ist der Geist echt christlicher Freiheit der Kinder Gottes, nur gebunden durch Liebe, das Gefühl jener weltüberwindenden und verklärenden Kraft des christlichen Geistes.

Bei einer solchen Verbindung der Gegensätze muß immer ein Kampf entstehen, ein Kampf, welcher bis in die Gegenwart hineinreicht und auch in Zukunft bestehen wird, so lange es eine wirklich lebende Kunst giebt.

Idealismus und Naturalismus, entweder ihre harmonische Vereinigung, wie wir dieselbe in den größten Kunstwerken der vollendeten italienischen Epoche bewundern, oder das theilweise Vorherrschen des einen oder des andern, wie es an allen den unvollkommeneren Erscheinungen in den Epochen des Erblühens und Verfalles der Kunst leicht sich nachweisen läßt. Ohne einen solchen Kampf aber ist keine Entwicklung, ohne Bewegung kein geistiges Leben, ohne Freiheit tritt Fortschritt möglich. Nur aus der Erkenntnis; dieser Grundbedingungen wird es uns möglich werden, jede Kunstentfaltung und so insbesondere auch die italienische Kunst jener ersten Zeiten und ihre spätere glänzende Entwicklung zu verstehen. Tiefen geistigen Standpunkt zu verdeutlichen», und zwar mit einem möglichst einfachen historischen Apparat, ist auch die Absicht dieser Betrachtung.

Die Cimabue noch sehr byzantinisch aufgefaßter Madonna, die im Triumph durch die Straßen von Florenz getragen wurde und den Mitlebenden, gegen die Starrheit seiner byzantinischen Vorgänger geholt», schon den Eindruck genialer Lebendigkeit machen mochte, bis zur Madonna Sixtina des Raphael werden wir den »»unterbrochenen Fortschritt zu immer höherer Kunstvollendung und idealer Naturwahrheit fast von einem Meister zum andern gewahren können.

Wenn schon in der Verteilung des Giotto und seiner Zeitgenossen der ganze Ernst der Auffassung, unbekümmert noch um Schönheit »»d Anmuth der Form, uns mächtig ergreift, wenn Masaccio zuerst Adel des Ausdrucks in naturwahren Formen zur Anschauung bringt, Mantegna das Ideal der Antike neu erweckt, so sind es Leonardo, Michel Angelo und Raphael, die durch eine immer harmonischere Verbindung beider Elemente, durch jenes

^82 Julius Hübner in Vresden.

wunderbare Gleichgewicht von Inhalt nnd Form, wie es die schönsten Werte der Antike charakterisirt, auch den Gipfelpunkt der höchsten und edelsten Epoche italienischer Kunst bezeichnen, während Geister wie Tizian und Eorreggio. die mit Recht noch zu den größten Erscheinungen gezählt werden, doch in einseitigem Borwiegen einzelner Eigenschaften schon den allmählichen Verfall vorbereiten.

Für die höchste Vollendung der Form in der bildenden Kunst war es entscheidend, daß in die Enlmiuation der Entwicklung auch die Wiedcrauffinduiug der herrlichen Neste antiker Sculptur fiel, wie einst die Entdeckung der griechischen Manuscripte auf die Entwicklung der italienischen Poesie wirkte. Mauteгна, ein kaum genug anerkannter Geist, war es insbesondere, der einer der ersten in der Malerei jenen geläuterten Formensinn der Antike neu belebte, ohne die Natur zu verlassen; nur allzubald half ihre miß-verstandene Anwendung und äußerliche Nachahmung den allmählichen Verfall der Kunst noch beschleunigen, wie wir dies an den späteren Schulen näher erkennen können. Heber Mantegna und seine Einflüsse äußert sich Goethe*) beim Anblick seiner Werke in unübertrefflicher Weise: „Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart besteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effecflügenden, blos zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zart umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Tiziau bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, nuferbaut durch ihre Kraft, immer höher nnd höher steigen, sich von der Erde erheben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelt sich die Kunst nach dem barbarischen Zeitalter". Diesen bestimmten und sich immer wiederholenden Kreislauf jedes Ent-wicklungsganges, wie er nicht blos auf dem Gebiete der Kunst überall in der Culturgschichtc der Menschheit beobachtet wird, hat Winckelmann in-seinem eigenthümlichen Lapidarstyl schön und bedeutend also ausgesprochen, da er vom Ursprung der ttunst handelt:

„Di? Künste, welche von der Zeichnung abhängen, haben, wie alle Erfindungen, mit dem Nothwcndigen angefangen; nachdem suchte man die Schönheit, und endlich folgte das Uebcrflüssige. Dieses find die drei vornehmsten Stufen der Knust. >

Die ältesten Nachrichten lehren nns, daß die ersten Figuren vorgestellt, was ein Mensch ist: den Umkreis desselben, nicht dessen Aussicht; dieses war das Nothwendigc.

Von der Einsicht der Gestalt ging man znr Untersuchung der Ver-hältnisse, wodurch die Großhcit in die Kuust kam, und endlich gelangte man stufenweise zur höchsten Schönheit.

’) Itill. Reisc-Wcrle, T. A. 27. 3. 93.

Das !vie!>ererwachcii der Kunst in Italien :c. 1^85

Nachdem alle Theile derselben (der Kunst) vereinigt waren, und man auf ihre Ausschmückung gedachte, fiel man in das Uebcrflüssige und Gekünstelte, und dieses wurde so weit getrieben, bis sich die Großhcit der Kunst unter den Zierraten derselben verlor; und zuletzt ging die Kunst selbst in die Vergessenheit"*)).

Aber nicht blos die Entwicklungen menschlicher Thäligkeit sind an diese großen Gesetze gebunden: auch die Processe des Werdens in der uns umgebenden Natur folgen denselben Regeln. Tarnm erinnert uns die Betrachtung solch' einer geistigen Auferstehung vom Tode, wie wir sie eben in dem Italien des 13. und 14. Jahrhunderts betrachteten, immer wieder so unwiderstehlich an das Erwachen des Frühlings nach langem Ninterschlafc. Der innere Hergang solcher Erscheinungen wird in seinen tiefsten Grundursachen dem sichtenden Verstände immer ein eben so unerklärtes Geheimnis; bleiben, als das Kommen des Frühlings mit seinen Sängern und Blüthen.

Ja, das Mcnschenherz wird immer wieder, so oft der Lenz der Erde wiederkehrt, in diesem wunderbaren Vorgänge mit unabweisbarer Ahnung ein trostreiches Vorbild des Erwachens nach allem Tode, siegreichen Triumphes einer über alle Vernichtung erhabenen Fortdauer finden und mit jubelndem Entzücken und stiller Seelcnfreudc einstimmen in den Hymnns neuen Lebens!

So läßt sich denn dies Gleichnis; auch auf die allitnlicnische Kunst nicht blos im Großen und Ganzen sondern bis ins Einzelnte und Kleinste, nicht blos in ihrem innersten Wesen, sondern ebenso in ihrer äußeren Erscheinung in überraschender Weise anwenden und nachweisen.

Alle Formen, deren sich die junge Knnst bedient, sind kuospenhaft unentwickelt, der Umriß ist vorherrschend, die Farbe tritt noch bescheiden zurück: das Kunstwerk giebt nur das Wesentliche, das Nothw endige, wie es Winckelmann oben bezeichnete. So zeigt die junge Vegetation im Frühling das organische Gesetz der Entwicklung am klarsten in keuscher Beschränkung und verheißungsvoller Andeutung. Tic Architektonik der Pflanze tritt in der zarten Eistlingsbelcmbung des Lenzes einfacher hervor, als in der üppigen Fülle nnd wuchernden Freiheit der vollen Entfaltung des Sommers. Tcutlichcr erscheint dem Auge das Gesetz des Ganzen. Des Baumes Hauptstllnim theilt sich in schwächere Aeste, diese wieder in immer leichtere Zweige, gekrönt aber vom Schmuck der Blätter, die an zarten Stielen in geordneter Reihe stehen, bald eines neben dem andern, oder zwei, drei und mehr zu symmetrischen Gruppen vereinigt. Man betrachte nnn einmal die Hintergründe der Gemälde aus der Epoche, die wir schildern, nnd man wird überrascht sein, wie zutreffend die angedeuteten Analogieen sind.

Aber auch in der Tarstellling der menschlichen Gestalt herrscht derselbe Gang der Entwicklung. Zunächst ist die Form immer eine ganz allgemeine; ') Winckelmann, Versuch einer Geschichte der «unst, mitgcthcilt in einem Briefe an Vcrcndö ucnn 5, ^elnunr 1758.

Julius Hübner in Dresden.

der Mensch ist noch nicht zum Studium gemacht worden, nur was das Leben auf seiner Oberstäche dem Auge bietet, genügt dem Künstler und seinem unverwöhnten Publikum. Nur mit leiser Steigerung weiden alt-hergebrachte Formen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Alles ist nur noch Symbol; Mensch, Thier, Baum, Berg und Ferne, alles bedeutet nur, was es vorstellen soll.

Aber eben diese unschuldige Erlenntniß der Grenzen aller Darstellung, über welche doch auch die vollendete Kunst nicht hinaus kann, die Gewißheit, daß die congruenteste Nachahmung deren sichtbaren Beweis uns jetzt erst die Photographie vor das sinnliche Ange stellt, doch nie das Wesen der Kunst erschöpfen könne, daß eine Symbolik ewig unvermeidlich bleibt — diese, wie gesagt, noch unbewußte Erlenntniß, zu welcher uns die vollendete Kunst mit Bewußtsein zurückführt, giebt solcher Zeit und ihren unvollkommenen Werken eine Weihe, welche selbst das scheinbar Vollendete späterer Perioden nur zu oft entbehrt. Die noch unvollkommene Form der Darstellung und ihre bescheidenen Mittel breiten sich nur wie ein leiser Schleier über den Gedanken, den geistigen Inhalt, den eine spätere naturgemäß immer mehr oder weniger einseitige Vollendung der Form bald beeinträchtigt oder verdunkelt, weil die höchste Stufe aller Kunst nur im vollkommenen Gleichgewicht von Form und Inhalt besteht.

Ter Zauber aller dieser ErstüngZperioden liegt ebensowohl nnd fast mehr in dem, was sie verheißen, als was sie leisten. Das Werdende ist mm einmal hienieden immer das Anziehendste, denn es hat die unbegrenzte Hoffnung der Erfüllung für sich, das Gewordene aber, so herrlich es an sich sein mag, es ist niemals die Summe der Erfüllung aller Hoffnungen.

Gin markischer Funker.

v0!!

ltarl ltllbcrstcm.

— Dresden. —

Im Hanse Derer von der Marwih geht die Sage, es wäre einmal die Zeit gekommen, das; von dem ganzen Geschlecht nur eine einzige Jungfrau übrig blieb. Als sich endlich ein Freier genaht, der ihren Angen wohlgcfiel, sei die Inngfran in tiefe Kummernis; versunken, weil ihr Stamm und Name nun für immer erlöschen müsse- Nach langem Sinnen habe sie sich aber aufgemacht, des Kaisers Kniee zn umfassen und unter strömenden Thränen, mit allen Zeichen verzweifelnden Herzeleids den Herrn zu bitten, er möge, wenn der Himmel ihre Ehe mit Sühnen segnen würde, denselben gestatten, das Wappen und den Namen Derer von Marwitz mich fürderhin zn führen. Der Kaiser, durch so inbrünstiges Flehen gerührt, habe ciugewilligt und befohlen, die Nachkommen des treuen Mädchens sollten fortan von der Marwitz heißen und das alte Familicnwappen nur in soweit abgeändert weiter tragen, daß der goldene Vanmstllmm im blauen Felde neue Sprossen triebe, während über dem Schild als Helmschmuck zwischen den Flügeln des Reichsadlers die Jungfrau zu stehe» käme, die sich zu seinen Fühen einst die Haare ausgerauft. Gepriesen sei er noch im Grabe, dieser ungenannte Kaiser! Hat er doch, einer sanften Regung folgend, ein Geschlecht erhalten, das von je zu den edelsten der Mark gehörte, das im Laufe der zwei Jahrhunderte, seit es eine brandenburgisch-prenßischc Militärmacht gicbt, dem Vaterlande eine Reihe glänzender Offiziere, unter ihnen jenen Friedrich August Ludwig schenkte, der alle über seine Vorfahren verstreuten Tugenden, wie in einem gemeinsamen Vrcnnpunkie, ans seinem wacker» Hanpte vereinigte. Am 29. Mai 1777 zu Vcrlin geboren, wo der Vater als Kammerherr des Prinzen Ferdinand, später als Hofmarschall des neuen Königs den

^86 Karl Robcrstein in Dresden,
Winter über hauszuhalten pflegte, erhielt August Ludwig in seinem vierten Jahre eine sogenannte „französische Mamsell“, ein böartiges Weib, das ihn und seine beiden jüngeren Schwestern oft grausam mißhandelte, sonst aber zu Fleiß und Ordnung drängte und nicht ohne Erfolg im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete.
Ans seine früheste Kindheit fiel ein seltener Glanz, die mehrfache Be-
gegnung niit Friedrich II.
Nachdem er den großen König auf der Durchreife am Predigerhanfe
zn Dolgeliu, dann im Palais des Prinzen Heinrich am Berliner Opern-
platze von Angesicht zu Angesicht gesehen, führte ihm ein günstiges Ge-
schick den greisen Monarchen ein Jahr vor dessen Tode noch einmal in den Weg. Ter Eindruck auf Marwitz' empfängliches Gemiith war unauslöfchlich.
Trotz seiner Jugend fühlte er sich nmraufcht von den Schauern heldischer Größe und in seiner schlichten, aber Herz und Nieren packenden Weise hat er uns diese Begegnungen selbst geschildert. „Schöne, kleine Gemälde“, sagt Enrlyle, „gebadet in Morgenlicht nnd Iren nach dem Leben.“
Nur das letzte und reizvollste von ihnen möge hier eine Stelle finden.
„Tas dritte Mal sah ich ihn in demselben Jahre (1765) von der
Revue zurückkommen. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem
Hallischen Thor gegangen, weil man schon wnßte, daß er an dem Tage alle-
mal seine Schwester, die Prinzessin Amalic, besuchte. — Er kam geritten
auf einem großen weißen Pferde — ohne Zweifel der alte Condü, der nach-
her noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der öcolo vtzreriiuürs
bekam, denn er hat feit dem Baycrnkrieg beinahe kein anderes Pferd mehr
geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reife, mir daß der
Hut ein wenig besser conditionirt, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze
nach vorn, acht militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge
Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondc!
(jetzt BcNe-Alliancc-Platz) und die Wilhclmsstraße waren gedrückt voll
Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste
Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Ver-
trauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz
allein vorn nnd grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er
beobachtete dabei eine fchr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus
Den Feustcrn sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald
lüftete er den Hnt nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt
ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis znr Höhe des
Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und so wie
er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut
Wieder ab. Er hat ihn vom Hallifcheu Thor bis zur Kochstraße gewiß
zwcihundertmal abgenommen.
Turch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der
Pferde, und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm her-

Ein märkischer Junker. ^8?
tanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen, oder neben ihm herspraugcu und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten soviel Platz gewonnen, das; wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm hcrldiufeu konnten.
Vei dem Palais der Prinzesfin Amalic angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da; der Vorhof gedrängt voll, in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter.
Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüreu gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Tamcn gestützt, die Oberhofmcisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab ihm entgegen. So wie er fie gewahr wurde, sehte er sich iu Galopp, hielt, sprang vom Pferde, zog den Hut (den er nun aber mit herabhängendem Arm ganz unteu hielt), umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu. Alles war verschwunden und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigeud, alle Augcu auf de» Fleck gerichtet, wo er verschwuudeu war, uud es dauerte eiuc Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.
Und doch war nichts geschehen! «eine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, kein Trommeln uud Pfeifen, keine Musit, kein uorangegaugenes Ereignis;! Nein, nur ein dreiuudsicbzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber Jedermann wußte, das; dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit füufunduierzig Jahren auch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. — Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeit, nah und fern, rund um fich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ebrfnrcht, Pewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen." —
Frühzeitig suchte der Kammerherr iu seiner ruhig freundlichen, wenn auch bestimmten Art auf den Charakter des achtjährigen Knaben einzuwirken. Nicht mit todtem Wissen sollte der kleine Uopf belastet werden, um zuletzt vor lauter Gelehrsamkeit Gott und die Welt zu verkennen. Lust an der Arbeit, ein rasches und klares Erfassen der Tingc, namentlich aber ein straffes Pflichtgefühl waren die Eigenschaften, welche der Vater von dem Sohne hcifchte, immer bereit, durch Wort und belebendes Beispiel nachzuhelfen, Ter Unterricht in Religion, Geschichte, Geographie, in der deutschen wie lateinischen Sprache blieb dem Hofmeister Rosa überlassen, einem recht-schaffenen, vom besten Willen beseellcn Manne, dessen Weisheit jedoch schmähhchen Schiffbruch erlitt, sobald es galt, die knappen Regeln des Lehrbuchs aus dem Schaeue eigener Nemitnissc zu ergänzen und in Anwendung zu bringen. So kam das Lateinische über die dürftigsten Anfänge nicht hinaus, und erst nach Jahren gewissenhafter Selbsterziehnnng ward Marwitz zu seiner Verwunderung mne, das; die deutsche Mutlersprache kein wild in

^88 Rarl Koberstein in Dresden,
Samen geschossenes Gewächs, sondern ein auf unumstößlichen Gesehen
beruhendes, organisch entwickeltes Gefüge sei.
Wie stümperhaft aber auch des Hofmeisters Methode war, sie zeitigte
doch ihr Gutes. Im historischen Unterricht nämlich beschränkte sie sich auf
das Vorlesen von Schröckhs allgemeiner Weltgeschichte. Jeden Sonnabend
hatte der Schüler das während der abgelaufenen Woche Gehörte in freier
Erzählung zu wiederholen; und war dann binnen Jahresfrist das ganze
Werk glücklich durchgepeitscht, so verstand es sich von selbst, daß die eben
beendete Lectüre sammt ihren Repetitionen von Neuem aufgenommen wurde.
Was Wunder also, wenn das Gedächtniß des heranwachsenden Knaben bei
diesen unausgesetzte» Uebungen merklich erstarkte, die großen Umriss der
Weltbegebenheiten bald fest gezeichnet in seinem Kopfe standen? Eines aber,
woran der ehrliche Schulmeister wohl nimmermehr gedacht, erwies sich als
fruchtbringendster Gewinn des seltsamen Verfahrens: Marwitz errang spielend
die glückliche Fertigkeit, aus dem Stegreif zusammenhängend reden zu können,
ein Vorzug, der ihm noch treffliche Dienste leisten sollte.
Als August Ludwig das dreizehnte Jahr erreicht hatte, das bequeme
Kinderwanis dem ficmzösischen Kleide gewichen war, und ein zierlicher Zopf
bereits den Nacken fchmücktc, erklärte Herr Rosa nicht ohne Genugthuung die
ihm übertragene Aufgabe für gelöst, die wissenschaftliche Ausbildung seines
Zöglings für vollendet. Nun handelte es sich darum, einen Beruf zu
wählen, der der Geburt und Neigung eines Marwitz entspräche; und welch'
anderer konnte dafür gelte», wie der des Soldaten? „Halte es doch niemals
eine Institution gegeben, in welcher das Nitterthum ähnlicher wieder auf-
gelebt wäre, als iu dem Osfizirrstaudc Friedrichs des Zweiten. Dieselbe Ent-
sagung jedes persönlichen Vorthcils, jedes Gewinnstes, jeder Bequemlichkeit,
ja, jeder Behaglichkeit, wenn nur die Ehre blieb! Dagegen jede Aufopferung
für diese, für den Mnig, für das Vaterland, für die Kameraden, für den
Ruhm der preußischen Waffen! Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für
den eigenen Leib keine Sorge."
Marwitz trat nlfo 1791 als Junker in das Regiment Gcnsdarmes,
das, zu Berlin garnisunircnd, mit den von Friedrich den. Großen errichteten
Gardcs du Eorps eine Brigade bildete, stolze Geschwader, von denen einst
Ecydütz versicherte, keine Bataille wäre verloren, bevor nicht Sr. Majestät
getreue Elitcregimenter eingchancn.
Noch hauen die Gcusdaimcs unlcr ihrem berühmten Ehef, General
vuu Prittwitz, dein Netter Friedrichs aus dem Kunersdorfer Gemetzel, nichts
an ihrem alten Glänze eingebüßt, noch rühmte sie Jedermann als die erlesensten
Reiter des preußischen Heeres, und Marwitz würde sich nicht für voll
betrachtet haben, hätte er das weiße Collet, das viele seines Geschlechts,
am ruhmreichsten zwei Vatersbrüder getragen, mit einer anderen Uniform
vertauschen müssen.
Doch die Freude an des itönigs Rock sollte bald genug eiuc Trübung

Ein märkischer Junker. I.8Y
erfahren. So regsam der Geist war, mit der körperlichen EntWickelung des jungen Kriegers wollte es lange nicht vorwärts gehen, seine Gestalt blieb auffallend klein, die Muskelbildung gering; erst im siebzehnten Jahre fing er an zu stattlicher Mamieshöhe heranzuwachsen. Der anstrengende Dienst in Stall, Kaserne, auf dem Exercirplatz überstieg fast die karg bemessenen Kräfte, und die schwache Kinderfaust, die kurzen Bcinchen reichten nicht hin, den mächtigen Gaul zu bändigen, der ihrer Führung von regimeutswegen übergeben war. Zu wiederholten Malen brach Marwitz bei der Attacke aus und raste unter dem Gelächter der Kameraden zügcl- und bügellos in die Weite.
Das Beschämende dieser hilflosen Lage wurde nur wenig gemildert, als man ihm gestattete, das eigene Pferd zu reiten. Ter schwächliche Junker mit seinem zierlichen Schwarzbraunen spielte eine klägliche Figur auf dem Flügel des zweiten Gliedes neben einem Riefen von sechs Fuß auf einem wahren Elephantcn.
Doch so übel die erste» caualcristischen Versuche ausfielen, Marwitz ließ sich nicht abschrecken. Was die Natur ihm versagte, das mußten Kunst, Fleiß und zäher Wille ersetzen; und vom Morgen bis zum Abeud von einem Pferd auf's andere, immer fragend, versuchend, offenen Ohres für jede sachkundige Belehrung, ward er uach und nach ein Meister seines Handwerks, eine unbestrittene Autorität in der Wissenschaft des Sattelus und Zäumens, einer der letzten Vertreter der Seydlitz'sche» Schule.
Vor Einseitigkeit bewahrte den angehenden Centauren der tägliche Verkehr mit einem nahen Verwandten des Vaters. Oberst Bnron v. Goltz, ein Mann von gediegenem Urthcil und reicher Erfahrung, war 1792 in die Heimath zurückgekehrt, nachdem er den preußischen Staat beinahe dreißig Jahre lang am Hofe von Versailles vertreten halte. Im Vaterlande fremd geworden, wo er nur die Gräber seiucr Liebe» wiederfand, schloß sich Goltz dem Haus des letzten Jugendfreundes innig an, mannigfaltigere Interessen, neue Anschauungen von Zeit und Welt nnd das anmuthige Geplauder der Pariser Salons in die gastlichen Räume tragend. Aus seinen eingehenden, von scharfer Beobachtung und genauester Ortskenntnis; zeugenden Mittheilungcn lernte Mnrwitz die Ursache» und geheime» Triebfeder» der französischen Revolution, die schweren Sünden des Hofes wie die grauenhafte Verwilderung des Voltes und seiner Führer weit eher kennen, als die meisten der Zeitgenossen, denen erst die sichtende Hand der Geschichte, und nur allmählich, einen klareren Einblick in die vom Unkraut beschönigender Lüge überwucherten Verhältnisse gewährte. Halte ihn von jeher das gährende Treiben an der Seine unheimlich angcmuthet, jetzt erschien es ihm ebenso unsinnig als vcrabschenenswcrth, eine frevelhafte Auflehnung wider göttliche Ordnung und menschliches Recht.
Diesen Haß gegen die Revolution übertrug er auf das ganze Franzose»-th»m uud ist ihm treu bis zum Tode gebliebe».

^90 Aar! Robersiciü in Dresden.

Zu scincr Bethätigung fand er jedoch fürs erste tcine Gelegenheit, da beim Ausbruch der Nhcincampagne nur ein Theil der Armee in'K Feld rückte, die Gardcs du Eorps und Gensdarmes aber bis auf Weiteres in der Garnison zurückblicken.

Tic Hoffnung, fich in Nestpreußen dafür schadlos halten zu können, wo die neuentbianutcn polnischen Handel den König zu energischem Einschreiten nöthigtcn, solltc gleichfalls zu Schanden werden. Statt blutige Lorbeercn zu crntcn, mußte fich Marwitz mit Kälte, Nässe, endlosen Märschen und dem unergründlichen Schmutz höhlenartiger Quartiere begnügen, so das; die ganze kriegcrische Ausbeute des Heimkehrenden in einem erfrorenen Ohr und dem erhebenden Bewußtsein bestand, während der letzten Monate um fünf Zoll gcwachfen zu sein. ,

Zu Hause warteten seiner ernste Pflichten. Die schon seit längerer Zeit erschütterte Gesundheit des Vaters hatte sich iu dem aufreibenden Hofdicnst allmählich verzehrt, und an August Ludwig, als den Erstgeborenen, trat die Frage heran, ob cr, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, Friedersdors im Kreise Lebus übernehmen oder das schuldenbclastcte Lehngut den unmündigen Brüdern, Alerander und Eberhard, überlassen solle? Von einem Schwanken konnte bei ihm nicht die Rede sein, er übernahm die Erbschaft und forderte nach vergeblichen Versuchen, den alten Beruf mit der Thätigkeit eines Guts-Herrn zu vereinigen, obendrein verstimmt durch den seit Prittwitz' Tode um sich greifenden Verfall des Regiments Gcnsdarmes, im Jahre 1802 den Abschied.

War er früher ganz Soldat gcwcfcn, jetzt wollte cr nichts anderes als Landwirth sein: und wie er sich einst niit eisernem Willen die rohe Kraft des Pferdes unterworfen hatte, so gedachte er sich von nun an die Acker-scholle dienstbar zu machen. Toch so rasch auch sein Mühen Früchte trug, so fröhlich Alles um ihn grünte und blühte, zu schwere Lasten ruhten aus dem väterlichen Erbe, als daß der Neinertrag in dem gehofsten Maße gestiegen wäre: den höheren Gewinn verschlangen die vermehrten Ausgaben. Heiteren Muthes ertrug cr die Zeit der Sorge, aber die Tage der Trübsal standen vor der Thür, und ihnen erlag fast der starte Mann. Nach einem kurzen Jahr, im Vollgenuß einer befriedeten Häuslichkeit, mußte er zu der Stunde, da er sein erstes Kind auf den Armen wiegte, dem Weibe seines Herzens die müden Augen schließen und den Kampf um das Dasein ohne den lieblichen Bundesgenossen weiterführen.

Zu dem eigenen Leid gesellte sich noch der Gram über sein Vaterland. Schon längst hatte Marwitz mit Beklommenheit wahrgcnommcn, wie Preußen unter fortgesetzten Demüthigungen und diplomatischen Niederlagen zu unförmlicher Größe angeschwollen war, wie das Wachsthum an Landgcbiet und Seelcnzahl gleichen Schritt mit dem Niedergänge seines Ansehens in Europa hielt; aber die Befürchtungen des Patrioten hatten sich immer wieder zu freundlichem Hoffen gelöst, so lange das Glück ihm unter dem eigenen Dache

Lin märkischer Junker. <9^
lächelte. Jetzt, wo er sein Glück begraben, wo ihm von allen Seiten, daheim wie außerhalb, öde Trostlosigkeit entgegenstarrte, jetzt drohte Gefahr, er werde in erschlaffender Trauer hinsiechen, um endlich ganz dem finster» Dämon der Schwermut!) zu verfallen. Nur eine große Erschütterung konnte die ersterbenden Lebensgeister zu neuem Flügelschlag erwecken, und diese Erschütterung blieb zu des Krauten Heil nicht aus.
Die dritte Coalition gegen Frankreich war in's Leben getreten. Halb Europa hatte sich zu gemeinsamem Handeln verbunden, nur der Staat der Huhenzollern widerstand dem dringenden Lockruf, wie sehr auch die Berliner Kriegspartei, an ihrer Spitze die hochherzige Königin und der Abgott des Heeres, Prinz Louis Ferdinand, sich bemühte, den friedliebenden, der eigenen Kraft allezeit mißtrauenden Monarchen mit sich fortzureißen.
Nichts konnte Napoleon, der die Aussichtslosigkeit seiner englischen Unternehmung bereits erkannte, gelegener kommen, als neue Verwickelungen auf dem Festlande. Mit grimmiger Freude begrüßte er die Rüstungen der Gegner und führte, indeß die Welt noch gespannten Blicks nach der Westküste Frankreichs schaute, seine Legionen geräuschlos von Bonlogne nach dem Rhein, schlug an der oberen Donau, ehe Kutusow zur Stelle war, alle vorgeschobenen österreichischen Corps, zwang den unfähigen Mack bei Ulm zu schmachvoller Eapitulatiun und stürmte unaufhaltsam in das offene Reich.
Um die Sache der Coalition schien es trotz des Scrsiegs von Trafalgar verzweifelt zu stehen, als ihr Napoleons brutaler Uebermuth selber den lang-umworbenen Bundesgenossen i» die Arme trieb.
Preußen hatte eine tödtliche Beleidigung erfahren- mitten im Frieden waren seine Grcnzadler unter den Axthieben französischer Sappeurs gefallen. Auf dem Inge von Hannover nach dem großen Rendezvous vor Ulm mußte Bernadotte auf ausdrücklichen Befehl des Gebieters durch das Fürstenthum Anspach hindurch marschiren, so leicht es auch gewesen wäre, das neutrale Ländchen zu umgehen. Es kitzelte den französischen Kaiser, das zu thun, wovor der allmächtige Zar noch jüngst zurückgeschreckt: war doch seiner Meinung nach Preußen längst in die Reihe der Mächte zweiten Ranges hinabgesuuken, ein Staat ohne Würde und Kraft, dem man Alles bieten dürfe.
Ein Schrei der Wuth ging durch die Armee, die Kriegspartei jubelte laut, auch des Königs brandenburgisches Herz schwoll vor bittcrem Zorn. Die sofortige Mobilmachung des ganzen Heeres ward befohlen, den Russen der Durchmarsch durch Schlesien gestattet, und in der Nacht zum 4. November 1805 beschwor Friedrich Wilhelm am Sarge seines Ahnherrn den Potsdamer Vertrag, Marwitz athmete auf, der Soldat in ihm rührte sich mit ganzer Macht. Krieg, womöglich ein rascher Neiertod, das war es, wonach seine Seele lechzte. Wie wenn er zu spät zu kommen fürchtete, ließ er sein Gut wie es ging und stand, flog nach Potsdam, erbat vom König den Wiedereintritt in die Armee und wurde mit dem Range eines Rittmeisters dem Fürsten

^9^ Karl Kob er stein in Dresden.

von Hoheulohe zum Adjutanten beigegeben. Aber schon jetzt lagerten sich trübe Schatten über seine helle Begeisterung. Allen kriegerischen Vorbereitungen zum Hohn glaubte in Verlin kein Mensch an blutigen Ernst; ja, der Chef des Generalstabes, der unheilvolle Massenbach, schrie dem sich dienstlich Meldenden entgegen: „Was wollen Sie hier? Krieg führen? Es wird kein Krieg. Gegen die Russen müßten wir Krieg führen, aber hier nicht! Ich sage Ihnen, es wird lein Krieg, oder der König müßte toll geworden sein!" Als Marwitz, starr vor Staunen, erwiderte, wenn es toll sein hieße, Ehrgefühl zu haben, so hoffe er, der König wäre schon toll und alle seine Unterthanen möchten so toll sein, ihm zu helfen, lachte Massenbach hämisch auf: „Ehre?! Ehre ist ein Hirngespinnst, das kann man nicht fressen. Unsere Ehre wäre, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen, aber er wird schon früher fertig werden. Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg!" —

Er behielt nur allzu Recht. Napoleon wurde mit seinen Gegnern fertig, bevor noch die preußische Streitmacht im Felde erscheinen konnte. Tic Schlacht von Auslerlitz nöthigte Oesterreich zum Frieden, Kaiser Alexander eilte, die russischen Grenzen wiederzugewinnen, und am 15. December unterzeichnete Haugwitz den entwürdigenden Traetat von Schö'nbrunn. Marwitz nahm zu»! zweiten Male den Abschied und lehrte nach Fiicdeisdorf, zum Grabe seiner Frau zurück, um manche Erfahrung bereichert, an Hoffnungen und Gelbe desto ärmer.

Mit tiefem Ekel hatte ihn der Geist erfüllt, der in der Hauptstadt, unter den Augen des Königs selbst, sein unsauberes Wesen trieb. Diesem i» seich ler Schöngeisterei und liederlicher Humanität aufgepäppelten Geschlecht war all' und jedes Gefühl für vaterländische Ehre abhanden gekommen: gedankenlose Marionetten, die lustig nach den Tönen der Aufklärungs-Treh' orgel tanzte», indes; am Horizonte schon die Blitze züngelten, welche ihre Drähte schmelzen, die gleißenden Flitter ihnen von den Gliedern sengen sollten. Der Thcaterrausch aus Wallenstcins Lager war schnell verdampft. In einem heill„sen, von unsere» großen Dichtern gepredigten Neltbürgerthume schwelgend, pries man voll Salbung die Segnungen des Friedens und sah halb mitleidig, halb spöttelnd auf de» knirschenden Grimm herab, der die mittleren und untere» Schichten des heimziehenden Heeres schüttelte. Die Scham über jene Tage blieb untilgbar in Marwitz' Gedächtnis; haften, selbst die Sühne der Befreiungskriege uernwchte sie nicht auszulöschen. Ihm. der eine Trübimg des preußischen Ehrenschildcs wie eine eigene persönliche Kränkung empfand, erpreßte die Erinnerung daran nach Jahren noch die zürnende» Worte: „Was redet man von dem edlen Enthusiasmus von 1813? 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeige». Damals galt es. noch che man selbst etwas verloren. Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden. Wie nachher zur gerechten Strafe ein Jeder in seinem Hause geplagt n»d gepeinigt, und ihm das liebe Geld aus der Tasche genommen

Ein märkischer Junker. ^92

war, und wie zum Ueberfluß Gott in seinem ungeheueren Strafgericht die französische Armee in Nußland vernichtet hatte, — da war es leine Kunst, Enthusiasmus zu zeigen."

Nur ein starkes Gottvertrauen und die Ueberzeugung, daß früher oder später ein Gewitter ohne Gleichen kommen müsse, die faule Luft zu reinigen, ließ ihn die erbärmliche Zeit ertragen, mit blutendem Herzen aber schrieb er es nieder: »Der Glaube an meines Vaterlandes Größe und Kraft ist dahingeschwunden, und ich sehe deutlich seinen herannahenden Fall. Solche Anschauungen machen ein durch Unglück schon geläutertes Gemüth noch reifer und führen es dem Ziele näher, wo denn endlich die Wahrheit vor die Seele tritt, daß alle weltlichen Bestrebungen durchaus eitel sind, und der Mensch nur für jenes Leben geschaffen ist. Dennoch soll Keiner sich dadurch abhalten lassen, immer und überall seine Schuldigkeit zu thun, sie möge leicht oder schwer, angenehm oder widerwärtig, Ehre verheißend oder durchaus unfruchtbar sein."

Diese Schuldigkeit that er, als er die Schwelle von Friedersdorf wieder betrat und das eben erst aufgeblühte Gut durch die Unzulänglichkeit des stellvertretenden Inspectors im Zustande ärgster Verwahrlosung fand; er that sie, als ruchlose Hände Feuer in sein Gehöfte warfen und mit slimmtlichen Wirtschaftsgebäuden ein Kornvorrath im Werthe von vielen Tausenden verloren ging; er that sie vor Allem, als Napoleon die Zeit gekommen glaubte, das vereinsamte Preußen mit einem tückischen Schlage zu zertrümmern. Nicht lampfesfreudig, wie im vorigen Jahre, sondern mit gepreßtem Herzen, auf das Aeutzerste gefaßt, nahm er zum dritten Male Dienste; er hoffte nichts, aber er war zur Stelle, den Untergang des Vaterlandes nach Kräften abzuwehren oder zu rächen.

Der Einblick, der dem vertrauten Adjutanten Hohenlohes in die inneren Angelegenheiten des Heeres offen stand, war nicht geeignet, die quälenden Ahnungen zu verscheuchen. Mit schmerzlicher Verwunderung fand Maiwitz den Feldherrn noch immer von Massenbachs gelehrten Faseleien befangen, die Stimmung der Truppen und jüngeren Führer tief herabgestimmt, Unordnung, veralteten Plunder, bettelhaften Mangel an allen Ecken und Enden, indeß die Generalität sich sorglos im Dünkel fridcricianischer Unbesiegbarkeit wiegte. Das Unentbehrlichste fehlte: Mäntel, Bespannung der Geschütze. Nur ein fliegendes Feldlazarett) von geringer Bedeutung folgte Hohenlohes dreiundvierzigtausend Mann starkem Corps, Artillerie wie Fußvolk mußten mit einer einzigen Chargirung ausmarschiren, denn erst an dem Tage, da Alles zusammenbrach, ging die Neservenunion von Breslau ab — kurz, ein Zerrbild der alten Armee schickte sich an, den Gang mit dem größten Kriegsfürsten des Jahrhunderts zu wagen.

Der 14. October dämmerte empor. Als ein frischer Morgenwind die dunstenden Nebel auseinanderfcgte, entrollte sich vor Marwih' Augen das sonnenerhellte Bild einer verlorenen Schlacht. Hätten sich Alle gleich ihm N°ld !!»d Lud, XXIII. <I8, 14

^9H Aarl Roberstein in vresden,
gehalten, der Name Jena wäre einer der schönsten im Verzeichnis; preußischen
Willffenruhmes. Der brave Rittmeister war aller Orten, hier aufhaltend,
dort ermunternd oder befehlend. Vettere Offiziere, sogar Regimentscommandeure
fügten sich seinen Anordnungen und baten um Nath. Reiterei, Fußvoll,
Artillerie führte er auf eigene Faust in die Gefechtslinie zurück; seinen Hut
durchlöcherten mehrere Kugeln, sein Pferd funk tödtlich getroffen unter ihm
zusammen, er eilte zu Fuß weiter, mit Bitten ober Drohungen auf Hoch
und Niedrig einzustürmen — Alles vergebens! Das auf den Lorbeeren
Friedrichs eingeschlummerte Preußen sollte furchtbar erwachen.
Im Wirrsal des Rückzuges bewahrte sich Maiwitz nicht weniger als
im Toben des Gefechts. Der Roth des Augenblicks gehorchend, sehte er
sich über die Regeln der militärischen Etiquette, über alle kleinliche Bedenken
hinweg und durchbrach rücksichtslos die enggezogenen Schranken seiner Be-
fugnisse, immer bemüht, der einreißenden Auflösung zu steuern und Massenbachs
Tollheiten möglichst die Spitze zu bieten. So unverwüstlich aber auch die
Spannkraft seines Geistes wie Leibes war, was konnte der Einzelne aus-
richten in dem Jammer jener trostlosen Tage? Am 28. October erfüllte
sich zu Prenzlillu Hohenlohes tragisches Geschick. Die makellose Laufbahn
eines Helden schloß mit der Capitulation, welche den Kern des preußischen
Heeres, darunter die königlichen Garden, dem Feinde kriegsgefangen in die
Hände lieferte.
Auch Marwitz theilte das allgemeine Loos. Ohne Vorwurf und mit
besseren Gründen als die meisten der auf Ehrenwort entlassenen Offiziere
hätte er nach Hause gehen und für das Seinige sorgen dürfen: aber ein
solcher Gedanke lag seinem Empfinden fern. Wo sein König stand, und
wäre es auf der letzten Erdscholle des Staats, auf einem elenden Brett in
den Strudeln des Niemen gewesen, da war für ihn Preußen, sein Vater-
land, seine Welt. Wie oft er auch dem unglücklichen Monarchen gezürnt,
sein Glaubenssatz lautete von je, lein Mißmuth über das herrschende
System tonne Unterthanen davon entbinden, sich in Zeiten der Bedrängniß
um ihren Fürsten zu schaaren, denn nicht seine Pflichten hätten sie ihm
vorzuhalten, sondern den ihrigen Genüge zu thun.
Nach Ueberwindung vielfacher Hindernisse und dem weiten Umwege
über Stralsund, Kopenhagen und Danzig gelang es Marwitz, am Abend des
17. Decembers das Hoflager i» Königsberg zu erreichen; doch die beiden
ersten Monate des neuen Jahres mußten vergehen, die Schlachten von
Pultusk, Morungen und Preußisch-Eylau vorüberrauschen, ehe die sehnlich
erwartete Auswechselung des Kriegsgefangenen erfolgen konnte.
Kaum aber war er seines Worts entbunden, so eilte er, in Königsberg
Wehlau, Tilsit und Memel Werbeplätze für ein Freicorps aufzuschlagen.
Dem Klang seiner Trommel zogen von allen Seiten Versprengte und
Nllnzwnirte zu. Die tüchtigeren Bestandthcile der Armee, welche den Nieder»

—- «Lin märkischer Junker. ^H5

lagen von Jena und Auerstädt, den Capitulationen von Prenzlau und Lübeck entronnen waren, namentlich Offiziere, die sich tapfer durch die Feinde einen Weg gebahnt, strömten unter die Fahne des neuernannten Majors, der in kurzer Frist trotz tausenderlei Hemmungen und Verdrießlichkeiten über ein Cllvalleiieregiment von fünfhundert Pferden und zwei lägercompagnien, jede von hundertundfünfzig Mann, verfügen konnte.

So wackerem Bemühen schien der verdiente Lohn zu winken, als Marwitz Befehl erhielt, zu Blücher in Stralsund zu stroßen und, mit englisch-schwe-dischen Hilfstruppen vereint, an einer größeren Unternehmung in Napoleons Nucken teilzunehmen. Bevor jedoch Blücher Gelegenheit fand, seine schlag-lustigen Haufen gegen den nur fllnfzehntaufend Mann starken Marschall Brune loszulassen, waren an der Weichsel die entscheidenden Würfel gefallen. Der Niederlage von Friedland folgte der Verrath von Tilsit, und es wurde wahr, was Marwitz so früh geahnt, solange befürchtet: Preußen wand sich, verstümmelt und geschändet, unter des Imperators Füßen.

Nach dreizehn Monaten zog der Gutsherr wieder ein in das väterliche Erbe. Noch ragte die schwarze Brandstätte in die Lüfte, die Ackerpferde waren geraubt, das Zugvieh geschlachtet, die Kornkammern standen so leer wie der ehemals wohlgefüllte Keller — eine Wüstenei startte dem Ein-tretenden entgegen. Obendrein spreizte sich noch ein Jahr lang der Uebermuth französischer Einquartierung in den Räumen des Schlosses, in Hof und Stall. Aber mit glücklichem Humor wußte sich Marwitz in das Unver-meidliche zu schicken, Degen und Pistolen immer zur Hand, äußersten Falles sein gutes Hausiecht, die Ehre des märkischen Edelmannes zu wahren. Anders verhielt es sich, wenn er den Blick nach Berlin und den größeren Städten des Landes lichtete. Zu diesen schien die blutige Lehre des Jahres 1806 umsonst geredet zu haben.

Mit Schmerz sah er den Pesthauch französischer Frivolität an den Herd des deutschen Hauses schleichen, die Phrase von der Erhabenheit eines freien Weltbürgerthums immer weitere Kreise vergiften, und aus der Mitte der sogenannte« „Gebildeten" ein Gezücht erstehen, das allen Schmutz, den ganzen Kehricht der alten Monarchie geschäftig zusammenscharrete, um mit lecker Stirne zu beweisen, wie nur die Rauflust des preußischen Militar-adels im Bunde mit englischem Krämergeist Gottes Strafgericht herab-beschworen und den friedfertigen Cäsar zur Vertheidigung der gefährdeten Menschenrechte aufgerufen habe.

Sie Alle, die sich auf Lessings armselige Lehre: Patriotismus sei nichts als eine heroische Schwachheit, beriefen, die da fragten: was darf uns Preußen gelten, wenn über seinen Trümmern die Eulturnationen Europas zu einer großen Völlerfamilie verschmelzen? — waren ihm wie die Ratten, die dem lecken Schiff entweichen, wie das ungetreue Hausgesinde, das den Herrn in Todesuoth verläßt, weil er nicht mehr zahlen und lohnen kann. Dieser Groll gegen die „Gebildeten", der sich bei Beurtheilimg ihres

^96 Karl Koberstein in Dresden.

Hauptrepräsentanten, Johannes von Müller, bis zum Hasse steigerte, streifte, wenn auch noch so leise, das gesammte preußische Bürgerthum. Nicht als ob Marwitz demselben aus verrotteten Etandcsvorurtheilen gram gewesen wäre, aber er konnte es nicht verwinden, daß die Berliner Stadtgemeindr den triumphirenden Frömmzoscntaiser mit lautem Jubelruf begrüßt, die Gefangenen, von dem ungroßmüthigen Sieger durch die Straßen geschleppten Gnrdeoffiziere dagegen mit Hohn und Schmähungen überschüttet hatte; daß aus einer ehrsamten Schützengilde ein Corps junger Kaufleute hervorgegangen war, welches seinen Stolz darein setzte, in kunstreiterartigen Uniformen Soldat zu spielen und Ordonnanzdienste bei dem Marschall Victor zu thun. Hatte überdies die vaterlandsluse Bildung der Neuzeit im Schöße dieses Bürgerthums nicht begeisterte Pfleg? gesunde? Hatte nicht gerade hier die Aufklärungsepoche den zerfetzenden Lehren der Revolution den günstigste! Boden bereitet, die Köpfe so verwüstend, daß die Katastrophe von Jena wie etwas Erfreuliches gefeiert werden durfte?

Unter solchen Umständen, meinte Marwitz, könne von einem echten Bürgerthum erst dann wieder die Rede sein, wenn es auf dem Wege der Umkehr und weisen Selbstbeschränkung das Verständnis; seiner eigentlichen Bestimmung zurückgewonnen hätte, wenn es, der seit Jahrzehnten beliebten „Gleichmacherei“ zum Trotz, den Einsehen nicht länger Ohr und Herz verschlösse, daß in der strengen Scheidung der Stände die hauptsächlichste Bedingung zum Wiedergehen des darniederliegenden Staatslebens beruhe. Den Vorwurf, die trennenden Schranken bis zur Unkenntlichkeit »er« wischt zu haben, mußten übrigens Aristokratie wie Bürgerthum in gleichen Maße tragen. Rügte er an diesem, daß es sich in fremde, feiner Natur und Begabung ewig verschlossene Sphären dränge, so schalt er jene, daß sie ihre durch Geschichte und Tradition geheiligte Sonderstellung gegen die Uebergriffe der Neuerer nicht eifersüchtiger hütete. Neun so fern ihm trailijunkerliche Anwandlungen lagen, Marwitz hatte doch den höchsten Begriff von der Würde und Bedeutung des Adels. Wie er von den Standcsgenossen eine Treue und Aufopferungsfähigkeit ohne Grenze» für das Vaterland verlangte, so lebte er auch der Ueberzeugung, daß nur sie, als die berufenen Vertreter echten Heldensinns, politischer Bildung und ritterlicher Sitte, diesen Pflichten in vollem Umfang nachzukommen vermöchten. Solche Tugenden aber heischten in seinen Augen auch besondere Rechte. Da sich der ahnen- und wappenlose Mittelstand niemals aus den Banden kleinlicher Spießbürger« zu der überlegenen Sicherheit erheben könne, welche die Natur dem Edelgeborenen in der Wiege schon entgegenbringe, so sollten jene Stellen des Staats, die einer gewissen Wucht, einer heitern Zuversicht des persönlichen Auftretens bedurften, ohne Ausnahme den erbgewesenen Geschlechtern gehören. Erschien doch seinem aristokratischen Vorurtheil selbst Goethe, dem er als weimarischem Verpflegungscommissar 1806 in Hohenlohes Hauptquartier begegnete, als „ein großer, schöner Mann, der, stets im gestickten Hoftlside,

Li,, märkischer Junker. I.9?

gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, die Würde seines Ranges zwar gut repräsentirte, den natürlich freien Anstand des Vornehmen jedoch vermissen ließ." Der peitschenknallende Doctor in der Werthertracht auf dem Marktplatz zu Weimar hätte ihm sicherlich besser gefallen, wie die besternte, laum erst geadelte Excellenz an der Tafel eines Fürsten.

War es zu verwundern, wenn sich der also Befangene den Stein'schen Reformplänen gegenüber lühl, selbst abweisend verhielt?

Auch auf ihn verfehlten die gewaltige Persönlichkeit, der hohe sittliche Schwung des Reichsfreiherrn ihren Eindruck nicht. Wie Stein war auch er davon durchdrungen, daß das Volk wieder vaterländischer gemacht, frische, eisenhaltige Säfte in die blutleeren Adern, neuer geistiger Inhalt in die verödeten Seelen gegossen werden müsse; aber er wollte nicht den ganzen Organismus zerstören, um ein völlig fremdes, künstlich geschaffenes Gebilde an dessen Stelle zu setzen. Der Tempel, den die Weisheit der großen Hohenzollernfürsten in jahrhundertelanger Arbeit aufgeführt hatte, sollte, in seinen Grundmauern unangetastet, nur von der Fäulniß der Frivolität und Selbstsucht, von dem Ungeziefer der Glaubenslosen und Pflichtvergessenen gesäubert werden, dann aber zu früherer Herrlichkeit erstehen. Steins erträumter Staat hatte für Marwitz mit dem Preußen Friedrichs nichts als den Namen gemein, und der Brandenburger erblickte in dem eingewanderten Rheinländer einen „Revolutionär, der den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigenthum, der Industrie gegen den Ackerbau, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführten Satzungen, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft" proclamierte, obendrein zu einer Zeit, da alle Staatskunst ausschließlich in Ordnung, Einigkeit und Festhalten am Bewährten gipste. Denn sei es an sich schon gefährlich, bestehende Gefetze durch Mißsprüche aufzuheben, anstatt aus den veralteten auf dem Wege des Rechts sich neue entwickeln zu lassen, und zum Ersatz dafür eine Verfassung zu bieten, die nicht der Natur des Landes und seiner Bewohner, sondern einzelnen Köpfen entsprungen wäre, so müsse ein jäher Umsturz alles Vorhandenen im gegenwärtigen Momente doppelt verhängnißvoll erscheinen, wo ein habgieriger und rachsüchtiger Feind die mit jeder Uebergangsperiode verknüpften Wirren nur benutzen würde, seine Forderungen in's Unermeßliche zu steigern.

So wenig sich Marwitz mit den tiefgreifenden Aenderungen in der Civilverwaltung befreunden konnte, so theilnahmsvoll sah er Scharnhorst, prunlos, unermüdet, von keinerlei Hemmniß beirrt, die Wehrbarmachung der Nation betreiben und aus chaotisch durcheinandergeworfenen Elementen eine Schöpfung in's Leben rufen, deren jugendfrische Gewalt fünf Jahre später Europa mit Bewunderung erfüllte.

Ganz unvergällt sollte ihm aber auch diese Freude nicht bleiben. Schon der Werth, der plötzlich auf schriftliche wie mündliche Prüfungen gelegt wurde, erweckte seine ernsten Bedenken. Das Wissen, fürchtete er, werde damit über

^98 Karl Roberstein in Dresden.

das Können gesetzt, und zu vieles Lernen ertödt den Charakter. Rascher Blick, Entschlossenheit, kalter Muth und Ausdauer kämen nirgend anders als im Kriege zum Vorschein und ließen sich nicht wie VerstandcskrCIFte durch Examina erproben. In hellen Zorn aber schlug das Maßvolle dieser Ausstellungen um, wenn Marwitz seiner Lieblingswaffe, der Cavallerie, gedachte. Während nämlich das Geschützwesen unter dem Schüler des genialen Bückburgers eine nie geahnte Vollkommenheit erlangte, das Krümpeisystem den Bestand der trefflich geschulten Infanterieregimenter um das Zwiefache verstärkte, mußte die Reiterei, einst der Stolz der Armee, gleich einem Stiefkind bei Seite stehen und zuschauen, wie alle zärtliche Sorge, aller Fleiß, der letzte Thaler an die begünstigten Geschwister verschwendet wurde. Das tolle Vorurtheil, als könne die Cavallerie der Reitkunst entbehren, fing an^allgemeinere Geltung zu gewinnen. Die souveräne Herrschaft über das Pferd, hieß es, verschaffe dem Reiter nur Gelegenheit zum Ausweichen; frischer Muth, die Zügel auf den Hals, und ein Paar Sporen hinterdrein genügten vollauf, den Feind zu überrennen. Umsonst suchte Marwitz rechtzeitig zu warnen, umsonst erklärte er den der Willtür eines unvernünftigen Thieres preisgegebenen Soldaten für beklagenswert!) und außer Stande, seine Waffe mit Vorthail zu gebrauchen — Seydlih' Vermächtniß war auf Jahrzehnte hinaus über Bord geworfen. Das hat der alte Reiterführer nie vergessen. Noch am Abend seines Lebens nannte er Scharnhorst „den Mörder der preußischen Cavallerie" und König Friedrich Wilhelm dessen Helfershelfer.

Unterdessen war eine neue Hausfrau in Schloß Friedersdorf eingezogen. Marwitz hatte 1807 in Memel unter den Hofdamen der Königin eine Gräfin Mottle kennen gelernt. In schwerer Zeit, bedrückt von gemeinsamem Weh und durchglüht von gleichem patriotischen Enthusiasmus, waren sich die Beiden rasch näher getreten und hatten zu der Stunde, da sich Marwitz zur Uebernahme seines Freicorps rüstete, den Schwur der Treue ausgetauscht. Aber erst jetzt, nach zwei Jahren des Harrens, wo die Wunden des Krieges zu vernarben begannen, wo das Land, vom Druck der Feinde befreit und sich selbst zurückgegeben, unter einer leidbclehrten Regierung den vorigen Wohlstand wiederzugewinnen hoffte, erst jetzt hielt sich Marwitz für berechtigt, die Erwählte unter sein Dach zu führen, auf daß es lebendig werde in der einsamen Halle.

So lustig aber auch das neuentzündete Herdfeuer flackerte, ein scharfer Luftzug von außen her stahl sich doch in das häusliche Behagen. Stein hatte Napoleons Argwohn weichen müssen, und nach einem kurzlebigen Ministerium „der kleinen Künste und kleinen Mittel" war Hardenberg an den verwaisten Posten getreten, die gestörte Mission des bahnbrechenden Vorgängers in erweitertem Maße wieder aufzunehmen. Marwitz begrüßte das neue Gestirn mit unverhohlenem Mißtrauen. Hatte er sich vor Steins Charuktergröße in grollender Ehrfurcht geneigt.

Lin märkischer Junker. 199

so empörte sich sein innerstes Gefühl gegen des Staatstanzlers Gebaren. Er bestritt ihm nicht den hellen Blick, die vielseitige Begabung, das einnehmende Wesen, aber er hielt ihn für leichtsinnig, lüderlich, für einen Menschen, der die Art und Unerfahrenheit der Jugend in sein graues Alter hinübergetragen habe, dem Ordnung, Strenge gegen seine Untergebenen, hauptsächlich Wahrhaftigkeit der Ueberzeugung mangle. Konnte er sich auch nicht verhehlen, daß die verzweifelten Zustände verzweifelte Mittel verlangten, er nannte es doch ein frevelhaftes Spiel, Preußens Existenz auf eine Karte zu setzen und vom Gelde Rettung zu erwarten, wo nur moralische Hebel den verfahrenen Stnatswagen in's rechte Gleis zu bringen vermöchten.

Ausgestattet mit einer Macht, die sich über alle Zweige des Ministeriums wie den erst zu errichtenden Staatsrath erstreckte, ging Hardenberg an die Arbeit. Er gedachte gründlich aufzuräumen. Das Heimlichthun und Leisetreten, das kein rechtes Vertrauen aufkommen lasse, müsse einer herzhaften Oeffentlichkeit Platz machen; keine falsche Milde dürfe walten, wo es sich darum handle, eingefressene Mißbräuche auszurotten. Von Provinzialunterschieden wollte er nichts mehr wissen, dagegen allen Landestheilen und allen Klassen der Bevölkerung gleiche Lasten auferlegen, dem Bauer Eigenthum und Schutz gegen gutsherrliche Willkür sichern, die Grundsteuer«befreiungen. den Zunftzwang, die Bann- und Zwangsgerechtigkeiten beseitigen und den Gewerben freiere Bewegung schaffen. Große Anleihen, sowie die Erträgnisse aus den verkauften Domänen und eingezogenen geistlichen Gütern sollten die Mittel liefern, den Verpflichtungen gegen die Staatsgläubiger nachzukommen und das Schuldenwefen der Provinzen und Gemeinden zu regeln. Selbst vor Gewaltthaten schreckte des Staatstanzlers reformatorische Kühnheit nicht zurück; die Noth mußte eben Alles entschuldigen. Domänen, welche die Stände für theures Geld erworben hatten, ließ er an Dritte verlaufen, wie wenn sie noch freies Eigenthum der Krone wären; Wächter der öffentlichen Sicherheit brachen unter einem höheren Regierungsbeamten in die Gewölbe des Landschaftshauses zu Berlin, die Kasse des Landarmeninstituts hinwegzuführen, und ein ständischer Fonds, vor langer Zeit von patriotischen Männern zur Tilgung landesherrlicher Schulden gegründet, wurde plötzlich eingezogen, die darauf fuudirten, für den Staat übernommenen Verbindlichkeiten aber bei den Ständen belassen.

Das bedeutete nichts Geringeres als eine allgemeine Umwälzung.

Aller Orten rührte sich der Widerspruch, am ungebärdigsten im Kreise der Privilegirten. Marwitz insbesondere ließ sich hören. Er beschuldigte die Art der neuen Besteuerung, All und Jedes über einen Kamm scheeren zu wollen, statt das örtlich und geschichtlich Eigentümliche mit weiser Schonung zu berücksichtigen«; er Nagte über den Untergang der alten, wenn auch noch so mangelhaften ständischen Ordnung, ohne daß etwas Anderes an deren Stelle träte, als „die Allgewalt eines Ministers, höchstens beschränkt durch einen

200 Kall Uoberstein in Dresden.
noch nicht gebildeten Staatsrat!) und eine erst verheißene Repräsentation des Landes". Sein ganzer Stolz bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß er ein Mensch sein solle wie Hinz oder Kunz, während er doch ein grundbesitzender Herr mit verfassungsmäßigen Rechten wäre, ein Vasall, der seinem Fürsten Treue, seinem Vaterland den Schutz des Schwertes schulde, übrigens aber auf seinem Grund und Boden zu befehlen habe.
Als Hardenberg eine Versammlung von Notabeln, die aus ständischen Abgeordneten aller Provinzen gebildet war, im Februar 1811 nach Berlin beschied, lag ihm weniger daran, ihren Rath zu hören, als sie über die neuen Institutionen aufzuklären und ihre Bedenken zu beseitigen. Doch bald genug mußte er das Vergebliche dieser Bemühungen erkennen. Von einer Verständigung war keine Rede, vielmehr sah er sich in buntem Gewirr umtobt von knorrigem Trotz, weinerlichen Klagen über verlorene Privilegien, leidenschaftlichen Beschwerden wegen verübten Rechtsbruchs und zuguterletzt genöthigt, nach monatelangen Verhandlungen und endlosen Debatten die Gerufenen wieder auseinandergehen zu lassen, ohne ein anderes Resultat, als die bitterste Enttäuschung erzielt zu haben.

Aber' es wurde noch schlimmer. Aus den engen Wänden des Berathungssaales war nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen, jetzt trugen die heimgeschickten Deputirten ihr Mißvergnügen in die Provinzen und begannen von dort aus dem Monarchen mit Vorstellungen über seinen Minister und dessen Neuerungen zu bestürmen.
Wieder war es Marwitz, der den Krieg mit den schneidigsten Waffen führte. Die Stände von Lebus, Storkow und Beestow hatten ihm und dem aus dem Müller Arnold'schen Proceß bekannten Grafen Finkenstein die Vertretung ihrer bedrohten Sache übertragen. Voll Feuereifers, nicht bittend, sondern heischend nahete Marwitz dem königlichen Thron. Er bezeichnete die ganze Grundlage der neuen Staatseinrichtung als eine Vergewaltigung des Rechts, nur geeignet, des Vaterlandes Verderben zu beschleunigen. Landeskundige Männer mußten Fremdlingen weichen, welche Preußen als Versuchsstation für ihre dem Auslande entnommenen Theorien betrachteten. Ginge das so weiter, würden die Gewerbefreiheit, die Gleichheit aller Stände, die Mobilisirung des Grundeigenthums zur wirtlichen Thatsache. so stünde zu befürchten, daß „das alte, ehrliche, brandenburgische Preußen zum neumodischen Judenstaat heruntersinke."
Hardenberg riß die Geduld. Dieses geschlossene Auftreten der Ritterschaft glich ihm allzusehr einem Complot. die Art und Weise, wie es sich äußerte, einer Verhöhnung der königlichen Majestät. Die Zeit der Quinows und Rochows war längst vorüber. Wall. Thurm und Graben schirmten nicht mehr die entlegenen Edelsitze; jetzt bedurfte es nicht der faulen Grethe, widerhaarige Junker zu bändigen, jetzt genügte eine Verfügung des Kammergerichts. und hinter Marwitz und Finkenstein schlossen sich die ehernen Thore der Festung Spandau.

Ein märkischer Junker. 20^

Bei alledem war dein Staatstanzler unheimlich zu Muthe. Er mochte wohl fühlen, daß sein nn sich berechtigter Zorn über das Ziel hinausgeschossen und den höchsten Gerichtshof des Landes zu einem Act äußerster Willkür gemäßbraucht habe. Keine Klage war erhoben, keine Vertheidigung gehört, kein Urtheil gesprochen worden, eine kurze Verfügung hatte ausgereicht, zwei Ehrenmänner der Freiheit zu berauben. Diesen Fehler sobald als möglich vergessen zu machen, wurden die Gefangenen bereits nach einigen Wochen ihrer Haft wieder entlassen.

Statt fröhlichen Kinderlallens, wie er erwartet, empfing den erlösten Maiwitz an der Pforte seines Hauses eine tiefgebeugte Mutter, welche Sohn und Tochter innerhalb weniger Tage zur ewigen Ruhe bestattet hatte. Trauer daheim, draußen das allgemeine Elend — fast wollte es ihn wie vor sieben Jahren beschleichen, aber mannhaft kämpfte er die quellende Wehmuth durch gedankenschwere Arbeit am Schreibtisch nieder, in zahlreichen Abhandlungen rückhaltlose Kritik an dem mächtigen Gegner ühend. Schmerzhaftere Wunden sind der Hardenbergischen Verwaltung kaum geschlagen worden, als durch diese scharfsinnigen, von einem angeborenen polemischen Talente zeugenden Denkschriften.

Auch die allgemeine Theilnahme trug das Ihrige dazu bei, sein bedrücktes Gemüth zu erheben. Das Ansehen des Mißhandellen von Spandau wuchs von Tag zu Tage, und mit gutem Grunde durfte er sich später noch rühmen, seit seiner Gefangenschaft habe er eine weit verbreitete Achtung genossen und sei von allen Erbärmlichen geflohen worden, wie Einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen könne.

Einförmig fchlich das Leben in Schloß Fliedersdorf dahin. Wie auf dem ganzen Lande, so lagerte auch über seinem Dache nach dem Durchmarsch der großen Armee die bleierne Ruhe tiefster Erschöpfung. Nur dann und wann kam Kunde von dem russischen Kriegsschauplatz, von neuen Siegen des Unüberwindlichen und — ein Heller Ton in dunkeln Tagen — von dem tapferen Verhalten des Yort'schen Corps. Das Neujahr 1813 brach an. Ein früher Winter hatte Strom und Feld in eisige Bande geschlagen, des Schneiens wollte lein Ende werden. Plötzlich liefen feltsame Gerüchte von Mund zu Mund, wie die goldene Zarenstadt zu Asche verbrannt, die französische Heeresmacht vernichtet, und der Kaiser fclbst in athemloser Hast über die Grenze nach Paris geflogen sei.

Das Unglaubliche wurde wahr. Zu Skeletten herabgemagert, mit erfrorenen Gliedern, ohne Waffen. Geschütz und Pferde, in schmutzige Lumpen gehüllt, ein zuchtloser Bettlerhaufen, betraten die Reste der großen Armee denselben Boden, den sie vor Kurzem in prahlerischem Uebermuth verlassen hatten. Das Volt jauchzte auf und harrte ungeduldig des Augenblicks, wo man ihm gestatten würde, über die verhaßten Eindringlinge herzufallen und furchtbare Vergeltung zu üben. Auch Marwitz wollte nichts von Mitleid wissen. Ob diese „Schandbuben" nun todtgeschlagen oder in die Kasematten

202 Karl Koberftein in Dresden.

preußischer Festungen geworfen würden, war ihm gleichgiltig, unschädlich aber mußten sie gemacht werden um jeden Preis. Und er hatte Recht. Eine scheinbare Härte wäre hier die höchste Menschlichkeit gewesen. Wie hätte es Napoleon gelingen tonnen, ohne seine Marschälle, Generale und altgedienten Offiziere, die nun mit Extrapost, mit Vorspann, zu Roß und Fuß nach Frankreich strömten, ein neues Heer zu schaffen? Das Blut von Hunderttausende!! wäre nicht geflossen.

Mit feuriger Beredtsamtcit drängte Alexander von der Marwitz den älteren Bruder, Hardenberg, dessen Franzosenhaß außer allem Zweifel stünde, aufzusuchen, die Lage der Dinge mit ihm zu besprechen. Ein entgegenkommender Schritt seinerseits müsse nach der unwürdigen Behandlung, die er erfahren und würdig getragen habe, den Staatstanzler beschämen und den leicht Bestimmbaren ihrem und des Volkes Wunsch geneigter machen. Marwitz theilte diese Hoffnung nicht, aber er that, wie Jener verlangte, weil er nichts unterlassen wollte, was die gute Sache zu fördern verhieße.

Er erzählt: „Ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck mein Eintritt auf Hardenberg machte. Erinnerung dessen, was er sonst und mir so oft versprochen und nicht gehalten hatte, Scham über sein Betragen gegen das Land und mich, und das Nestreben, in diesem hochwichtigen Moment mir nicht abermals nichtswürdig zu erscheinen, brachten in seinem Benehmen eine seltsame Mischung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich sagte, der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und Deutschen ergreifen; »sitzt käme es darauf an, alle den Schaden wieder gut zu machen, den man dem Lande gethan hatte; wenn die Regierung sich jetzt würdig betrage, würde allis Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er dächte, und zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten.“

Ter geschmeidige Minister wich aus. Daß etwas geschehen müsse, entspräche auch seiner Meinung, schon längst habe er auf einen solchen Zeitpunkt gerechnet und zu diesem BeHufe mit Großbritannien und Rußland geheime Verbindungen angeknüpft. Gewaltmaßregcln aber wären überflüssig, denn mit Napoleon sei es vorbei: durch Demonstrationen und Tractate tonne man Alles gewinnen.

Indeß der ernüchterte Alexander zu Jort nach Preußen eilte, lehrte Maiwitz in seine ländliche Einsamkeit zurück, schier verzweifelt, daß kostbare Wochen, wie sie die Gunst des Schicksals nur einmal gewähre, unbenutzt vorübergehen sollten. Da schlug Ende Februar ein erlösendes Wort in seinen brütenden Unmuth. Hardenberg schrieb ihm von Breslau, jetzt sei es Zeit, jetzt möge er kommen. Und der ewig Pflichtgetrcue kam. Die Bedenken zu beseitigen, die sich gegen ihn, den bestraften Rebellen, erhoben, demüthigte er sich zum eisten und letzten Male in seinem Leben, indem er schriftlich um Verwendung im Kriege gegen den Erbfeind bat. Sein Gesuch fand williges Gehör, und ihm ward die Genugthuung, daß seine Brigade,

Ein märkischer Junker. 205

gebildet aus dem dritten kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiment und vier Schwadronen Landwehrcavallerie, die erste im preußischen Staate war, welche diesseits der Weichsel mit vollem Bestand an Mannschaft und Pferden ausmarschiren konnte. Die Truppen lachten und sangen, dem Führer zerbrach fast das Herz. Ließ er doch ein armes Weib am Grabe des dritten Kindes, eines blühenden Knaben, zurück, gleichsam als wäre er dazu erlesen, Haus, Hof, Familie und alles Eigene hintan zu setzen, um nur an das Vaterland zu denken.

Die primitive Bewaffnung, das unansehnliche Aeußere seiner Brigade erregte allenthalben ein verlegenes Lächeln, «nd es schien keinem Zweifel unterworfen, daß sich die kriegerischen Thaten dieser „Versammlung von Spießbürgern auf Wachestehen und Davonlaufen" beschränken würden. Bald aber brachte Maiwih die unberufenen Kritiker zum Schweigen, denn schon am 7. Juni warfen seine Reiter vor Wittenberg im wüthenden Ansturm ein Eliteregiment polnischer Ulanen, die Geschlagenen bis unter die Kanonen der Festung verfolgend.

Der unmittelbar darauf eintretende Waffenstillstand bot die erwünschte Gelegenheit, den ungeübten Haufen, vorzugsweise den Berittenen, die notdürftigste Unterweisung zu geben. Maiwitz' gesunder Sinn bewährte sich auch hier. Er, der alte Cavallerist aus Seydlitz' Schule, entschlug sich aller Neminiscenzen früherer Reiterherrlichkeit und nahm die Sachen, wie sie eben lagen. Es fiel ihm nicht ein, aus rohen Naturalisten kunstgerechte Rossebändiger erziehen zu wollen. Da es ihm an Zeit gebrach, leinen Nlluernknechten das Richtige einzuprägen, so ließ er sie bei ihren alten Gewohnheiten, schon zufrieden, daß sie sich wenigstens im Sattel zu halten verstanden, und, von Jugend auf gewohnt, mit ihrem Gaul zu verkehren, eher an diesen als an sich selber dachten. Statt der Sporen, deren Verwendung ihnen fremd war, gab er den Mannschaften einen Kcmtschu uud befahl, die Pferde nur mit der Trense zu zäumen, von dem Einzelnen nichts weiter verlangend, als daß er flink und dreist werde, seine Waffe zu führen wisse und dahin reiten könne, wohin er wolle und solle. Dabei schmeichelte sich der Erfahrene nicht mit dem Wahne, als wären diese Neulinge auf ihren kleinen Thiercn dem Stoß geschlossener Caualleriemasfcn gewachsen; vielmehr lehrte ei die Schwadronen, sich weit zn öffnen, beide Flügel vorzunehmen und den Gegner in einen Zirkel einzuschließen. Derjenige Theil des Zirkels, den der Iusammenprall zunächst bedrohte, mußte weichen, der andere aber von den Flauten und vom Rücken her mit Hurra!) in die feindlichen Glieder brechen.

Damit war das ganze Exercitium abgethan, alles Uebrige blieb dem Eifer der Truppen und dem Haß gegen Nonaparte überlassen.

Die erste Prüfung, der sich die also Gebildeten zn unterziehen hatten, fiel freilich übel aus. Bei einer großen Musterung in der Nähe Berlins glaubten Offiziere wie Mannschaften, ihre Kräfte überbieten zu müssen. Die

2NH Karl Aobrrstein in Dresden.

ieberhafte Anspannung, das scharfe Soldatenaue des Königs, die Gegen-
wart einer geputzten Iuschauermenge brachten Alles außer Rand und Band.
Die Pferde scheuten vor dem ungewohnten Anblick, und unter wildem Jagen
und Schreien gingen sämmtliche vier Schwadron durch, in schnaubendem
Rennen gerade auf die Stadtmauer los. Lächelnd meinte Friedrich Wilhelm,
es sei ein Glück gewesen, daß die Mauer so fest gestanden habe; aber der
leise Spott bekümmerte Marwitz nur wenig. Er wußte, daß seine Leute
Besseres tonnten, und der Verlauf des Krieges sollte es erweisen, denn
mit diesen vier Schwadronen hat er gelassen im heftigsten Feuer gehalten,
in voller Thätigkeit begriffene Geschütze erobert, ein intactes Viereck nieder-
geritten und die feindliche Cavallerie geworfen, so oft sie ihm begegnete.
Sein Unstern führte ihn beim Wiederausbruch der Feindseligleiten
unter das Commando des Generals von Putlitz, eines Mannes, der den
ganzen Tag mit numismatischen Studien, mit Essen und Tabakrauchen
beschäftigt, vor jeder energischen Initiative zurückschreckte, den Platz aber,
wo er einmal Fuß gefaßt hatte, mit ftieraitiger Tapferkeit zu behaupten
pflegte. Diese Eigenschaft des Befehlshabers macht es erklärlich, daß seine
Division, obwohl bei Eröffnung des Krieges eine der vordersten, fürs erste
nicht an den Feind gelangte, sondern dazu dienen mußte, die durch den all-
gemeinen Vormarsch rückwärts entstehenden Lücken auszufüllen.
Während noch Marwitz voll gerechten Verdrusses die Elbe zwischen
Tangermünde und Lenzen beobachtete, war ein Corps von mehr als neun-
tausend Franzosen unter General Girard aus Magdeburg aufgebrochen.
Oudinots Anschlag gegen Berlin zu unterstützen. Auf die Nachricht von
der Niederlage bei Großbeeren wollte Girard schleunigst den Rückzug antreten,
wurde aber vom General Hirschfeld, der auch die Division Putlitz an sich
gezogen halte, in der Nahe des Dorfes Hagelberg ereilt und nm 27. August
zur Schlacht gezwungen.

Marwitz, dessen Neiterei abcommcmdirt war, stand heute mit drei
turmärkischen Bataillonen in Reserve, und die gute Laune des Schicksals
spielte ihm den Streich, daß der ehemalige Gensdarmcsosfizier, der die
Cavallerie als den höchsten Ausdruck ächten Soldatenthums betrachtete, der
noch vor Kurzem die Infanterie nur bedingungsweise, jede Art von Volks»
bewaffnuug aber gar nicht gelten ließ, seinen schönsten Ehrentag dem Fuß-
volt, und zwar ausschließlich der Landwehr verdanken sollte.

Schlecht genug ließ sich der Beginn des Treffens an, denn der Regen
von Großbeeren war auch hier zum Schaden der Gewehre in Strömen
niedergegangen. Als nun die jungen Mannschaften nach hitzigem Anlauf
gegen Hagclberg in das Feuer gedeckter Batterien geriethen und sich auf
den Gebrauch des Bajonetts angewiesen sahen, bemächtigte sich ihrer Ver-
wirrung, und nach kurzem Widerstände stoben sie vor dem Drängen des
Feindes auseinander. Alles wäre verloren gewesen, hätte nicht Marwitz
mit seinen drei Reservebataillonen entscheidend eingegriffen. An diesen festen

Ein märkischer Junker. 205

Halt schloffen sich die geworfenen Truppentheile c>n und gingen nach Ueber-Windung des ersten Schreckens aufs neue herzhafte vor. Gleichzeitig sprengten Nenckendorfs Kofaken die französische Cavallerie, unter deren Schuhe das Fußvolt in's freie Feld herabgestiegen war. Zu spat suchte General Girard den alten Standort wieder zu gewinnen, denn bevor er ihn erreichen konnte, lösten sich die einzelnen preußischen Bataillone ungeduldig los und stürmten, ohne das Signal zum Avanciren abzuwarten, die Hagelbeiger Höhe hinan. Ter Feind verlor die Fassung. Tornister und Waffen von sich werfend, flüchtete er dem Torfe zu und verstopfte im wüsten Durcheinander binnen wenigen Minuten den Eingang zu der engen Gasse. Verzweifelt machte eine größere Abtheilung Front, den Rücken gegen die drei Fuß hohe Lehminauer lehrend, während eine andere dicht daneben Quarrrö furmirte. Auf diese Abgeschnittenen drangen die Kurmärker mit gefältem Gewehre ein. Da aber das Bajonett zu langsam arbeitete, so kehrten einige handfeste Lcbuser aus Marwitz' Brigade die Musketen um und begannen wie mit Drefchflegeln dreinzuschlagen, durch mächtige Seitenhiebe immer drei bis vier Franzosenköpfe mit einem Streich zermalmend. Das Beispiel wirkte. Alles griff zum Kolben, und es entstand ein Schlachten sonder Beispiel in diesem Kriege. Wie wenn sich der ganze, durch sieben lange Jahre aufgestaute Haß mit einem Male entladen wollte, so prasselte es auf die Häupter der Feinde nieder. Man hörte keinen Schuß, keinen Schrei, kein Commrndowort, nur das Krachen und Knirschen der zerschmetterten Schädel, das Splittern der Gewehrschäfte und das Todcsröcheln der Getroffenen — in stummer Wuth wurde das Veinichtungswcrck gethan. Und als es vollbracht war, da thürmten sich, zum grausigen Klumpen geschichtet, überrieselt von blutigem Gehirn, die Leichen bis zur Zinne der Dorfmauer auf. Von neuntausend Mann rettete der verwundete Girard nur siebzehnhundert nach Magdeburg, dreitausend der Seinigen waren gefangen, der Nest lag erschlagen auf Hagelbergcr Flur. Mit durstigen Zügen hatte Marwitz die Rache eingesogen. Endlich doch ein ganzer Sieg, endlich einmal volle Pergeltung! Seit dem 27. August war er unauflöslich an den kleineu Hcerhaufen gekettet, dem er solche Freude verdankte. Als ihm gegen Weihnachten die Aussicht winkte, unter BlüchcrS Befehle gerufen zu werden, verzichtete er auf den langgehegten Wnnsch, weil er seine Brigade nicht mit sich nehmen durfte. Ter Gruße des Opfers war er sich wohl bewußt, denn statt entscheidende Schlachten auf französischer Erde mitzuschlagen und den gewaltigen Kaiser selbst zu bekämpfen, mußte er sich begnügen, vor Magdeburg und Wesel einige glückliche Gefechte zu liefern und dem geflickten Lumpentonig von Westphalen durch Aufhebung von Präfecten und Kassen, durch Wegfangen wichtiger Corrcspondenzen Abbruch zu thun. Aber besser, unter einem unfähigen Vorgesetzten den kleinen Krieg weitertreiben, als von denen scheiden, in deren Mitte er sich wie „ein Vater unter guten Kindern fühlte“.

206 Rail Koberstein in viesde».

Nüstern Blickes zog er nach Abschluß des Pariser Friedens an der Spitze der Berliner Landwehr in die reichgeschmückte Hauptstadt ein. Das vieltausendstimmige Willkommen schlug mißtönend an seine Ohren, machte es doch alte Wunden brennen aus der Zeit, da dieselben Grüße einen Andern umbrausten; das Herz dagegen ging ihm auf, als er den Boden der engeren Heimath betrat und seine Lebuser, die furchtbaren Drescher von Hagelberg, durch die jubelerfüllten Straßen Frankfurts führte.

Am liebsten hätte Marwitz sein Commando jetzt niedergelegt und den Degen mit der Pflugschar vertauscht, wäre Napoleons Rückkehr von Elba nicht blitzartig in seine Träume von ländlicher Ruhe gefahren. Mit Obersten-, rang eilte er nach dem Rhein, unter Blüchers Fahnen frische Lorbeeren zu erfechten. So gelang es ihm unter Anderm, an der Spitze einer neu-formirten Cavillleiebrigade in der unglücklichen Schlacht von Ligny den rechten preußischen Flügel gegen die von Quatre-Bras heraninarschirende Division Durutte zu decken, am 19. Juni bei Wavre mit dem achten Ulanen-regiment den exponirtesten Posten bis in die sinkende Nacht hinein zu halten und Tags darauf der Nachhut Grouchys ein Gefecht zu liefern, das mit völliger Vernichtung derselben geendet hätte, wären nicht alle Bitten um Unterstützung bei dem eitlen Thielmann auf Mangel an Verständniß und gutem Willen gestoßen.

Wieder war es Friede geworden, und abermals schwankte Marwitz, ob er, trotz vielfacher Zurücksetzungen, im Dienst verbleiben oder nach Hause 'gehen solle, die ganze Kraft seinem völlig zerrütteten Anwesen zu widmen. Das Geld, „das schlechteste aller Mittel“, wie er sich selber äußert, gab den Ausschlag, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen hielt sich der gewissen«hafte Hausvater nicht für berechtigt, seinem ansehnlichen Gehalt ohne zwingende Noth zu entsagen. Er blieb und brauchte es um so weniger zu bereue», als seine bald darauf erfolgende Ernennung zum Generalmajor jene Einkünfte wesentlich vermehrte, und die Lage Frankfurts, seines neuen Stand-quartiers, den bequemsten Verkehr mit Fricdersdorf gestattete. Inmitten seiner Amtsgeschäfte und der Sorgen um sein Gut behielt er ein offenes Auge für die politischen Vorgänge innerhalb und außerhalb Preußens. Wie ehemals, so war der Streitbare auch jetzt zu jeder Stunde bereit, die conservative Sache zu vertreten und mit Wort oder Schrift die alten Widersacher zu bekämpfe».

Es war nicht Lust am Gezänk, was ihn wieder und immer wieder zur Feder greifen ließ, es war der Zwang tiefinnerlichster Ueberzeugung, Auch nicht im Dienste finstrer Reaction brauchte er das altbewährte Rüst-zeug. Eine weite Kluft trennte ihn von denen, die alles Neue, weil es eben neu ist, blindlings verwerfen, die sich selbst dem berechtigten Fortschritt entgegenstemmen, weil er sie aus behaglicher Ruhe schreckt und Opfer da verlangt, wo sie bisher gewohnt waren, mühelos zu ernten. Marwitz kannte keine Selbstsucht. Des eigenen Vurtheils hat er nie geachtet, wenn

<L>n märkischer Junker, 20?

es sich um das Gedeihen des Ganzen handelte; er erhob nur seine schallende Stimme gegen die modernen Volksbeglucker, von denen zu fürchten stand, daß sie mit dem Unkraut auch den Weizen ausroden würden, den preußischen Acker mit den Früchten ihrer Erfindung zu bepflanzen. Und schien nicht gerade jetzt Hardenbergs Aussaat vom Jahre 1811 in bedrohlicher Weise aufzugehen? Die große Krisis der Befreiungskriege hatte dem Vaterlande keine Genesung gebracht. Eine nervöse Unruhe zitterte noch durch alle Schichten des Volks, namentlich machte sich in ungeduldigem Drängen von unten nach oben die Emancipation der niederen Stände bemerklich. Da war kein Handwerker, der nicht darnach trachtete, seinen Sohn im Staatsdienste prunken zu sehen; kein Bauer ging seinem harten Tagewerte nach, ohne den heranwachsenden Kindern das bequemere Dasein des Gewerbetreibenden zu wünschen. In den Städten wimmelte es von brotlosen, nach leichtem Verdienst suchenden Müßiggängern, während das Land unter dem Mangel an tüchtigen Arbeitskräften seufzte, und allenthalben ein willkürliches, durch keine Gesetze mehr geregeltes An- und Abziehen das ehrwürdige Verhältnis zwischen Meister und Gesellen, zwischen Hausherrn und Gesinde zu zerstören drohte.

Und gleichwohl! Mochten sie ihr? Experimente doch weitertreiben, wenn nur Eines, wenn das Heerwesen unangetastet blieb. Aber auch in dieses zarte Getriebe, erfunden und erfüllt von preußischem Geist, suchten die Heimathlosen mit plumpen Händen einzugreifen. Der Herr und Meister gab das Zeichen, seine Getreuen stimmten das Wehgeschrei an, und mit vollen Lungen fielen die Liberalen ein, die sich gebürdeten, als hätten sie die Befreiungskriege ganz allein geschlagen. Die Armee war zu groß und kostspielig, sie verschlang die Hälfte der Staatseinnahmen, unter allen Umständen mußte sie auf ein bescheideneres Maß herabgesetzt werden. Daß es unmöglich sei, die Vollmasse in einem kleinen Heere militärisch durchzubilden, daß Preußen elend zu Grunde gehen würde, wenn seine alte Kriegstüchtigkeit die übermächtigen, übelgesinnten Nachbarn nicht mehr in heilsamer Furcht erhielt, wollten die Fortschrittler von damals so wenig wie die heuligen begreifen.

Je mehr sie gefährdet war, mit um so heißerer Inbrunst umfaßte Marwitz die Schöpfung Scharnhorsts und Boyens, ja er hoffte, gerade sie werde wieder gutmachen, was die schlechte Civilverwaltung gesündigt habe, wenn ihr nur der Geist wahrer Freiheit erhalten bliebe, der sie in den letzten Kriegsjahren umleuchtet. Seine prophetischen Worte: „Es ist möglich, daß die Wiedergeburt der Nation durch Armee und Landwehr vollendet wird, wie sie durch selbige begonnen worden ist," sind vierzig Jahre später auf den böhmischen Schlachtfeldern in Erfüllung gegangen. Es war im Jahre 1827. Marwitz hatte sich eben nach Berlin begeben, bei Eröffnung des zweiten brandenburgischen Landtags den erkrankten Landmarschall zu vertreten, als er vom Kriegsminister erfuhr, daß ihm die

208 Rarl Aoberste^n in Dresden.

Führung einer Division in Breslau überwiesen sei. Einmal habe man seiner Bitte nachgegeben, ihm die alte Stellung zu Frankfurt belassen, ein zweites Mal ginge das nicht an; er möge sich also fügen und das ehrenvolle Amt übernehmen. Marwitz, dem ohnedies allerlei Kränkungen jedes Streben nach einem höheren Commando verleidet hatten, lehnte jedoch dankend ab und bat um seinen Abschied. Die Gründe, die von jeher für ihn maßgebend gewesen waren, in der Nahe seines Gutes zu bleiben, bestanden noch in ganzer Kraft; durch Annahme dieser Berufung aber hätte er fünfunddreißig Meilen zwischen sich und Friedersdorf gelegt und sein hilfsbedürftiges Vesitzthum aus den Augen verloren.

Als Generallieutenant und Mitglied des Staatsraths schied er aus der Armee. Doch bevor er vom Schauplatz seines Wirkens verschwand, wollte der König den Mann nochmals sehen, der gegen ihn und seine Regierung so oft, zwar mit loyalen Waffen, aber mit unbändigem Freimuth auf dem Plan erschienen war. Marwitz wurde nach Potsdam geladen. Der Monarch, eben von seinem Neinbruch genesen, schritt dem Eintretenden bis in die Mitte des Audienzfaales entgegen, reichte ihm die Hand und sagte laut vor zahlreichen Zeugen: „Mir sehr leid gethan, einen so aus« gezeichneten General zu verlieren". Als Marwitz in tiefer Bewegung andeutete, wie seine Opposition gegen einzelne Maßnahmen der Krone nur der wahrhaftigsten Ueberzeugung entsprungen sei, ohne seine Treue gegen König und Vaterland irgendwie zu schädigen, erwiderte Friedrich Wilhelm mit herzlicher Betonung: „Mir sehr wohl bekannt; immer nach Grund-sätzen gehandelt und unter allen Verhältnissen gut gedient haben."

So trennten sich Fürst und Edelmann, der eine das schroffe Widerspiel des andern, und beide doch dieselben an schlanker Geradheit der Gesinnung. Wer nach Jahren in die Gegend von Friedersdorf kam, der betrat in Wahrheit ein befriedetes Stückchen brandenburgischer Erde. Um die Giebel des Herrenhauses ragten die rothen Dächer ncuerstandener Wirtschaftsgebäude, und in fröhlichem Prangen lachte das weite Land. Auf die Frage, wer wohl der stattliche Militär im Civilkleide wäre, der sein Pferd so kunstgerecht durch Flur und Feld zu tummeln wisse und im scharfen Commandoton, hier tadelnd, dort lobend, Befehl und Unterweisung ertheile, schauten die Leute einander staunend an und schüttelten die Köpfe, daß ein Mensch in der weiten GotteZwelt den Generallieutenant von der Marwitz nicht kenne, den mächtigsten Mann nächst dem Könige von Preußen. Denn mit einem Schimmer fürstlicher Art war ihnen das Walten des ergrauenden Gebieters umwoben. Es wollte sie an den alten Fritz gemahnen, der auch ein kurzangebundener, keinen Widerspruch vertragender Herr gewesen fei, der aber die großen blauen Augen in allen Ecken und Winkeln des weiten Königreichs gehabt und von Früh bis in die Nacht nur auf das Wohlergehen seiner Unterthancn gesonnen habe.

Das Gleichniß traf nur zur Hälfte zu, denn in Marwitz' Staate durfte nicht Jeder nach feiner Fas/ou selig werden.

Lin märkischer Junker. 20Z

Durch und durch Protestant, verstand der Patronatsherr in Glaubenssachen keinen Spaß, sondern drang in der Gemeinde auf evangelische Frömmigkeit, auf regelmäßigen Kirchenbesuch und die Heiligung der Sonn- und Feiertage. Mit unbeugsamer Strenge forderte er von seinen Einfassen geordnetes Hanshalten, ein Leben in Sitte und Zucht. Kein liederlicher Wirth, kein Trunkenbold oder ungetreuer Diensthote wurde im Dorfe geduldet; dafür follte aber auch der Geringste den Schutz seines starken Armes genießen, unverschuldete Noth nicht vergebens an feine Thüre pochen, namentlich Kranke, Wittwen und Waisen allezeit ein theilnehmenbes Herz und werthtätige Hände finden.

Der geistigen Stumpfheit, dem gedankenlosen Dahinleben seiner Bauern und Tagelöhner zu begegnen, rief er den Beistand der Schule an, für deren Bedarf er auf das reichlichste sorgte. Doch nach mehrfachen resultatlosen Versuchen ließ er die dickköpfigen Alten fahren, ihren flachshaarigen Nachwuchs desto straffer in die Zügel zu nehmen; und es währte nicht lange, so erstarb der durchtriebenste Taugenichts, den Vater wie Lehrer nicht meistern konnten, in heiliger Scheu vor der alten Excellenz, wenn sie Sonnabends den Unterricht besuchte und die wissenschaftlichen Ergebnisse der abgelaufenen Woche einer eingehenden Prüfung unterzog. So sicher bann dem Fleißigen und Wohlgesitteten ein ermunterndes Wort, selbst eine Belohnung winkte, so rathsam war es für die Schulschwänzer und Säumigen, dem Bambusrohr des Examinators möglichst fern zu bleiben.

Segen ringsum verbreitend, herrschte Marwitz noch ein Jahrzehnt als kleiner König innerhalb seiner Marken, an wirthschaftlicher Tugend, an Gottesfurcht und lauterem Wandel ein leuchtendes Vorbild der Gemeinde, zuletzt der ehrfurchtgebietende Patriarch des Landes Lebus.

Aus den» historischen Marwitz mit der großen Seele und den kleinen Schrullen hat Wilibald Alexis in dichterischer Freiheit eine Figur geschaffen, die zu den ursprünglichsten Gebilden unserer erzählenden Literatur gehört. Er zeigt uns seinen „Isegrimin“ in den Tagen der Schmach wie der Erhebung und führt ihn voll köstlichen Humors durch die Stürme der Revolution in die dumpfe Schwüle des Ministeriums Manteuffel hinüber, um schließlich den Neunzigjährigen im Gerüche eines Demokraten sterben zu lassen.

Das Schicksal war minder grausam als der lebenswürdige Poet. Es schloß dem patriotischen Manne die Augen vor der Zerfahrenheit der vierziger Jahre, es ersparte ihm den Schmerz, das Wort, Preußen müsse in Deutschland aufgehen, aus Hohenzollernmunde zu vernehmen.

Am 6. December 1837 tönte die Sterbeglocke vom Thurm der Friedersdorfer Kirche — der müde Kampe hatte ausgerungen.

In seinem letzten Willen stand geschrieben: „Am nächsten Sonntag wird meine Gedächtnißpredigt gehalten über die Worte Christi: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr

Noid und Süd. XXIII, f». 15

2^0 Karl Koberstein in Dresden.
sterben/ — In dieser Predigt soll sich der Geistliche an den Text halten
und mich nicht loben wegen dessen, so ich auf Erden gethan, sondern nur
zeigen, wie das irdische Leben nur eine Vorbereitung ist zu dem ewigen, und
der Tod der Eintritt in dies Leben durch den Glauben. Er kann aber
sagen, daß ich gestiebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten
und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohl für
nichts achtend — er kann es sagen, weil es wahr ist."
Weil es wahr ist! — Ein gewichtiges Wort, doch Marwih durfte
es sprechen. Er war ein Mensch und als solcher mit manchem Gebrechen
behaftet, mancherlei Irrthümern unterworfen. Blieb aber auch sein Gesichts-
kreis klein und gemessen, der Strahl seiner Augen gebrochen, sobald sie in
die Ferne schauten, wie voll und gesund erwies er sich in allen Dingen, die
seine Kraft bemaß: in Haus und Hof, an der Spitze seiner Schwadronen
im Frieden wie im Krieg. Nichts Halbes war an ihm. Wo er liebte od«
haßte, da liebte nnd haßte er von ganzem Herzen, nicht fragend, ob es ihm
nütze oder schade. Der Heuchelei und Lüge ein geschworener Feind, sonder
Menschenfurcht, schonte er Keinen, den er auf unrechten Wegen glaubte,
selbst das gesalbte Haupt des Königs nicht, denn über aller weltlichen
Majestät und Herrlichkeit stand ihm ein Höheres — das Vaterland. Dem
war der stolze Junker mit dem ungebeugten Nacken ein Leibeigener und Höriger,
einen demüthigeren, selbstloseren hat es nie gegeben; und wenn er ihm zu
Zeiten auch grollen und es schelten mußte, seinem Besten opferte er doch sein
Herzblut, sein Alles; in seinem Dienste, nach des großen Friedrichs Lehre
als Christ und Hausvater, als Edelmann und Soldat —
loujoni-8 LH veästte!

Die Frau des Rathsherrn.
Vallade.
von
Miliun Wulff.
— Verlin. —
s war ein Kaufherr aus altem Geschlecht
Zu Magdeburg an der Elbe,
Der that, was er that, auch ganz uud recht,
Vlieb immer sich gleich und derselbe.
Er saß im Räch auf der 3chöffenbank,
Und Vürger und Zünfte wußten's ihm Dank,
Daß ei das Amt übernommen
Zu gemeiner 2tadt Nutz und Frommen.
Vekannt war sein stattliches Giebelhaus
Den Armen noch mehr als den Reichen,
wer traurig hineinging, kam tröstlich heraus,
Gott's lohn! auf den tippen, den bleichen,
willkommen war fremder und heimischer Gast,
Und Männiglich fand in behaglicher Rast,
wonach er Vegehren verspürte,
Und Lhre, soviel ihm gebührte.
Man sah in dem Haus an schicklichem Platz
In bräunlich getäfelten Simmern
viel köstliche Zier und manch seltenen Schatz
von Simsen und wänden schimmern,
Hier zinnern Geschirr, dort silbern Geräth
Und taten und Tücher buntfarbig genäht,
Und in lauschiger Aemenate
Vorhänge von schwerem Vrokate.
15'

21.2 Julius wolff in Verlin.
Es kam in des Kaufherrn glückliche Hand
Auf nahen und fernen wegen
In Roß und Zu Schiff, zu See und zu land
Des Handels gedeihlicher Segen.
wie aber auch Klugheit und wagender Muth
Den Reichthum ihm mehrten au zinsbarem Gut,
Lin Kleinod hatt' er zu zeigen,
Ging ihm über alle sein Eigen.
Das war des Rathsherrn trautes Gemahl
Mit blühenden Rosenwangen,
Seines lebens Stern, seines Glückes Strahl,
Als hätt' er's vom Himmel empfangen.
Sie war im Hause die Königin,
Und lächelte, lebte und schwebte darin
Die Freude in tausend Gestalten,
So war es ihr Schalten und walten.
wenn aus der Sitzung Herr Hartwich kam,
So die Hochweisen gehalten,
verscheuchte Frau Gertrud wonnesam,
Ihm von der Stirne die Falten.
Sie sah ihm ins Auge und langte zum Schrein
Und füllt' ihm den Schauer mit würzigem wein,
Credenz't ihm und sann und bedachte,
womit sie recht fröhlich ihn machte.
Mit fleißigem wirken erfüllten den Cag
Die Glücklichen, ledig von Sorgen,
Und glaubten vor Sturm und wetterschlag
Sich Schulter an Schulter geborgen.
Da schlich in das Giebelhaus von Stein
Der alte Neider, der Tod sich ein,
Frau Gertrud muß't ihm gebe»
Ihr liebes junges leben.
wie hatte der Rathsherr unentwegt
Am lager der Kranken gesessen,
Gebangt und gebetet, gehegt und gepflegt
Und Handel und Wandel vergessen!
Umsonst aller liebe wetteifernder Sinn
von Herr und Gesinde, starr sank sie dahin
Und hörte nicht Jammer und Klagen
Auf blumcnbesätm Schrägen,

Die Frau des Rathsherrn. 2^2
Herr Hartwich nahm Abschied von seinem Glück,
Das Herz war ihm zerbrochen,
„Ach, kehrtest noch einmal Du mir zurück!“
so hat er in Thränen gesprochen.
Die Brüderschaft brachte sie weg zum Dom,
Gefolgt von trauernden Volkes ström,
Frei lag sie in weißem Kleide,
Geschmückt mit dem Vrcmtgeschmeide.
Und als man sie trug im Sonnenschein
Und Priester und Mönche sangen,
Da blinkte das Gold und das Edelgestein
An Ketten und Ringen und spangen.
Durch's hohe Portal hin wallte der Zug
Zur seitenkapelle, wo man nach Fug
Die von liebenden Länden Gebahrte
Vis zum Tag der Bestattung bewahrte.
Die Glocken verstummen, der wogende schwärm
Zerstreut sich, der Alles bestaunet,
Doch Einer stößt seinen Cumvan am Arm
Und blinzelt mit Augen und raunet:
„Hast Du auch die Ketten, die Ringe geseh'n?
wenn Zwei sich verstünde,,, war's balde gescheh'n,
Ich könnte das Pförtchen Dir weisen,
Punkt Lins in der Nacht und mit Eisen I“
Im schatten der Nacht liegt die sacristei
Beineben der Todtenkapellen,
Da machen zu schaffen sich heimliche Zwei,
Zwei finstere Diebesgesellen.
Da feilt es und bohrt es und stemmt sich mit Macht,
Bald wanket das Thürlein und splittert und kracht,
sie dringen in's Dunkle versthohlen
Auf schleichenden, tappenden sohlen.
Im sarg an geweihter statte ruht
Der verklärten sterbliche Hülle,
Und durch die Fenster ergießt sich die Fluth
Des Mondes in leuchtender Fülle
Umglänzend mit seinem friedlichen licht
Das holde Gebild, das Engelsgesicht,
Als wäre sie schlafen gegangen
Und lächelte traumbefangen.

2^ Julius wolff in Verlin.
Nicht rührt es die Räuber in ihrer Gier,
sie sehen das Gold nur gleißen
Und legen Hand an, die prächtige Zier
Der lieblichen zu entreißen.
Zuletzt nur ein Ring mit schönein Rubin
läßt nicht von dem Finger der Todten sich zieh'n.
Und es will der Frechste der Veiden
Den Finger ihr jäh durchschneiden.
Kaum ritzet das Messer die zarteste Haut,
Da — zuckte der Körper nicht eben?
Klang's nicht wie ein senfzer? — den schändlichen graut,
sie stehen und starren und beben.
Im Mondlicht erhebt sich die weiße Gestalt,
Es packet die Vuben mit schreckensgewalt,
sie fliehen bestürzt und entsetzet.
Gleichwie von Dämonen gehetzt.
Frau Gertrud ist zum leben erwacht,
schaut um mit verwunderten Vlicken,
Doch wieder versinket ihr Geist in Nacht,
Kann sich nicht fassen und schicken.
Am Morgen aber, wie in die Gruft
von außen hincinweht erquickende luft,
Da kommt sie zu ihren sinnen,
steht auf aus Vlumcn und linne».
sie findet die nächtlich erbrochene Thür,
Und athmend mit schaudernder Wonne
Vegrüßt sie, wie sie schreitet Herfür,
Die strahlen der steigenden sonne.
Und geisterhaft langsam, wunderbar,
Mit wallendem schlcier und Kranz im Haar
sieht man die straßen sie gehen,
Daß erschüttert die Menschen stehen.
Noch früh ist's am Tage, Herr Hartwich sank.
Erschöpft von Verzweiflung und Kummer,
Nach qualvoller Nacht auf hölzerner Vank
Nur eben ein stündchen in schlummer.
Da stürzt sein Knecht in's Zimmer herein
Und zittert und bebt am ganzen Gebein,
will sprechen und weiß nicht die Worte,
Zeigt wirr und verstört nach der Vforte.

Die Frau des Rathsherr«. 21,5
„Herr Rathsherr, es klopfet, es klopfet am Thor,
Die Herrin, die Fraue kommt wieder! —“
Herr hartwich leihet ihm kaum das Vhr,
„Geh', Alter, und lege Dich nieder.“ —
„2o hört dochl es klopfet zum zweiten Mal,
Da draußen am Thore steht Euer Gemahl,
will Einlaß und bittet und flehet,
V öffnet, Herr! öffnet und fehet!“
„EH' wieder mir kehrt in's verödete Haus
Mein liebes Gemahl aus dem Himmel,
Eh' schauen hoch oben zum Giebel heraus
In unserem stalle die Schimmel.“
Der Rathsherr spricht es und stützt das Haupt,
weil er dem Alten die Mär nicht glaubt;
wann wäre je wiedergekommen,
was einmal der Tod sich genommen?
Doch horch! — was regt sich im räumigen Flur?
Ein schnauben, ein Rennen und Springen,
So stampfen beschlagene Hufe nur,
Daß Estrich und Dielen erklingen.
Und trab trab trab die Treppen hinauf
In rasselndem, prasselndem, polterndem lauf,
Dann hoch aus den lüften erschallet
Ein wiehern, das straßenweit hallet.
„Die Schimmel, die Schimmel zur luke hervor!
Herr Rathsherr, nun werdet Ihr's glauben.“
Der hat schon den Schlüssel und öffnet das Thor, —
Die Sinne fast will es ihm rauben.
Noch mag er den eigenen Augen nicht trau'n,
Noch kann er's nicht fassen und muß es doch schau'n
Vei zeugender Tageshelle:
Frau Gertrud steht auf der Schwelle.
„Gertrud!!“ — es ist nur ein einziger Schrei,
Dann hält er sie innigst umfassen;
Es haben sich wieder, sich wieder die Zwei,
Und heiß rollt es über die Wangen.
Und liebten sie je sich, so liebten sie nun
Sich tausendmal mehr in Denken und Thun
Und lebten im alten Geleise
Und starben als glückliche Greise.

Rachel.
Aus ihrem teben und schreiben,
von
Paul Lindau.
— Verlin. —

sie Klage unseres großen Dichters über die Vergänglichkeit des schauspielerischen Ruhmes, aus der alle unsere Mimen die Berechtigung Heileiten, mit der Gegenwart so viel wie möglich zu geizen, ist doch nur zum Theil begründet. Es ist richtig, daß der Forscher, der neue Wege erschließt, der Erfinder, der ungeahnte Wahrheiten ermittelt und nutzbar macht, der Gelehrte, der durch Verbreitung des Lichtes an den großen Culturaufgaben fördernd mitarbeitet, der Künstler, der die Werke seiner Hand in dauerhaftem Stoff gestaltet und feine Gedanken durch den Stein in hochragendem Vau, durch Erz und Marmor in Bildwerken, durch Farbe und Leinwand in den Gemälden ausdrückt, daß der Schriftsteller, der sie zu Papier bringt, glücklicher daran find, da ihre Werke selbst zur Nachwelt sprechen können —:

„Papier, — sogar ein Stück wie dieser Fetzen,
Lebt länger als der Mensch mit allen Schätzen,"
sagt Lord Byron. Wenn bei diesen auch die Werke ihres Geistes und ihrer Hand das Leben des Urhebers überdauern und unmittelbar der Nachwelt von ihrem Schöpfer erzählen können, und wenn auch bei den Künstlern, die von der Bühne herab das mitlebende Geschlecht durch ihr ergreifendes Spiel, durch den zauberhaften Klang ihrer Stimme entzückt haben, mit ihrem Dahinscheiden der Ton verklungen, das Wort verhallt und die Gebeide erstorben ist. so ist deren Ruhm darum doch auch für die Nachwelt nicht verloren;

«nd die bevorzugteren Künste, die mit den unbelebten und den Gesetzen der Vergänglichkeit nicht unterworfenen Werkzeugen arbeiten, mit dem Meißel, mit den Pinsel, mit der Feder, scheinen sich zu verbünden, um das, was die Künstler der Bühne ihren Zeitgenossen gewesen sind, auch für das Andenken späterer Geschlechter festzuhalten. Daß Roscius ein großer Schauspieler gewesen ist, wissen wir heute noch gerade so gut, wie wir wissen, daß Menander meisterhafte Komödien geschrieben hat, von denen nur wenige Bruchstücke aus uns gekommen sind. Ekhof, Seydelmann, Devrient in Deutschland, Kenn, Kemble und Garrick in England, Adrienne Lecouvreur. Talma, die Mars und Rachel in Frankreich sind ohne Bedenken von der Nachwelt zu der Schani der Unsterblichen zugelassen worden. Wir kennen ihre Züge, wir kennen ihre Leistungen aus den begeisterten Berichten der Zeitgenossen, und wenn der Tod mit ihnen auch ihre Werte vernichtet hat, sie selbst stehen leibhaftig vor uns.

Unter den dramatischen Künstlern dieses Jahrhunderts ist es vor allen Rachel, die die Begeisterung der Mitteilenden zu hellsten Flammen angefacht, und an die das nachkommende Geschlecht die schärfste Erinnerung bewahrt hat. In Rachel hat sich eine ganze Dichtungsart ihres Vaterlandes verkörpert: die französische Tragödie. Durch sie hat die Tragödie erst Fleisch und Blut erhalten, und mit ihr ist sie gestorben. Ihre wunderbare Darstellungslunst hat die starre Monotonie, die Blutleere, die Großsprecherei und Pornehmthnerci zu gelenker und biegsamer Mannigfaltigkeit, zu üppiger Lebenskraft, zur schlichten Wahrheit und Einfachheit gewandelt. Sie hat dadurch, daß ihr Auftreten in die wildesten Orgien des sogenannten „Romantismus" fiel, an ihrem Theile läuternd und adelnd auf die dichterischen Hervorbringungen ihrer Zeit und ihres Landes eingewirkt und sich dadurch einen Platz in der französischen Kunstgeschichte erobert, von dem sie nicht mehr verdrängt werden kann. Es kommt noch eines hinzu: der tragische Abschluß dieser unvergleichlich glänzenden Laufbahn. Nachdem sie ihren Ruhm über alle Lande getragen und überall durch die Großartigkeit ihrer Künstlerschaft die Massen begeistert und durch die reizvolle Eigenart ihrer Persönlichkeit, durch die seltsame Schönheit ihres Gesichts mit der gewölbten vorspringenden Stirn, der feingeschwungenen Nase, dem edlen ausdrucksvollen Munde, den meerestiefen seelenvollen Augen, wie durch den unwiderstehlichen Zauber ihrer Unterhaltung, die Munterkeit und Schlagfertigkeit ihres Witzes, allen denen, die ihr genaht sind, theuer und unvergeßlich geworden war, ist sie in der Blüthe des Lebens durch einen qualvollen Tod abgerufen worden, — ein Opfer ihrer Unersättlichkeit. Im Foyer des ^lisütrs ti-an^-n« steht ihr Standbild von Clesmger gefertigt, — steht Rachel als Melpomene, inmitten der großen Dichter, deren Grüße erst durch sie wieder entschleiert und unserm Jahrhundert verständlich geworden ist — neben Racine und Corneille. Ein noch schöneres und noch liebevolleres Denkmal hat ihr der größte Kritiker Frankreichs, hat ihr Jules Ianin in seinem Werke „Molière et la littérature" errichtet. Und nun ist

,

2^8 Paul lindau in Verlin.
soeben ein Werk erschienen, in dem Rachel selbst dafür sorgt, daß ihr An-
denken nicht sobald erlischt. Es sind ihre Briefe. Ein fleißiger Sammler.
George d'Heylli, der sich schon durch eine Reihe stoffreicher und genauer
Veröffentlichungen über die Geschichte des ItMtrs trau<?ai8. namentlich auch
durch die Herausgabe des „Journal intime 6s 1a Oomuclis tranyai8s(1852—71)".
um die Geschichte der ersten Bühne seines Vaterlandes verdient gemacht, hat
diese Briefe zusammengestellt, geordnet und mit Erläuterungen versehen*).
Viele derselben sind freilich schon bekannt, sowohl aus dem Werke von Jules
Iainin, als auch aus der Skizze von Jules Lecomte, die unmittelbar nach
dem Tode Rachels im „Figaro" veröffentlicht wurde, wie endlich aus anderen
Schriften, in denen dieser und jener Brief zerstreut zum Abdruck gekommen
war. Der Herausgeber des neuen Werkes hat alle diese gesammelt und
zahlreiche noch nicht veröffentlichte hinzugefügt. Das Buch von d'Heylli
gibt uns das jedenfalls vollständigste und wahrscheinlich auch getreueste und
beste Bild, das wir von der großen Künstlerin, der zärtlichen Tochter und
Schwester und leidenschaftlich liebenden Mutter besitzen. Was man gut kann,
thut man gern. Rachel ist eine sehr fleißige Vriefschreiberin gewesen, weil
ihre Briefe in der That vorzüglich sind. Dieselben sind von einer Frische
und Munterkeit, von einer Drolligkeit im Ausdruck, von einer liebenswürdigen
Ungebundenheit in der Form, von einer Gleichgültigkeit gegen den klassischen
Stil, dessen vornehmlichste Vertreterin sie auf der Bühne war, die wahrhaft
entzückend sind. Die launische und nicht ganz taktfeste Orthographie der
Künstlerin hat d'Heylli leider beseitigt. Diese Verbesserung, die ja
schon an sich eine überflüssige Arbeit ist, ist auch ganz und gar nicht
im Geiste der Rachel. Als sie einst einen Brief an den Minister zu
schreiben hatte und denselben ihrem Director vorlegte, gab ihr dieser den
Rath, den Brief noch einmal abzuschreiben, da er von orthographischen
Fehlern wimmele. Rachel entgegnete: „Das hat nichts auf fich. Lassen
Sie den Brief nur ruhig fo abgehen; dann merkt der Minister, daß ich's
ehrlich meine." Nur in einem Falle hat der Herausgeber die Schreibweise
beibehalten: in einem ihrer Jugendbriefe. Hier sind die orthographischen
Fehler auch schon deshalb sehr interessant, weil sie beweisen, daß Rachel,
die in der Schweiz von jüdischen Eltern im Jahre 1820 geboren, die, wie
wir aus der Aufzeichnung Mussets wissen, auch noch zur Zeit ihrer Be-
rühmtheit mit den Ihrigen sehr oft deutsch sprach, in ihrer Jugend von den
Unarten jenes häßlichen Accentos in der Aussprache, den die Franzosen als
den specifisch „deutschen" bezeichnen, nicht frei gewesen ist. Das Wort
„aMliciuei" schreibt sie „aMMei" „impo8»idls" mit einem 8: „iiüpoÄdls"
Ebenso conjugirt sie noch falsch; sie bildet das Participium von „rsszoinii"
„re336llte".
Die Eltern der Rachel hießen Jakob Felix und Esther Haya. Sie
) Itllouel ä'»pi'Ü3 8» oc,vISLpoQ<llme«, par Looi-ßs «i'lleMi. kari». I^it>i»ili«

Rachel. 2^

hatte fünf Geschwister, die alle zur Bühne gegangen sind und zum Theil, ebenfalls große schauspielerische Erfolge zu verzeichnen haben: einen Bruder, Raphael, und vier Schwestern, Sarah. Lia. RebeNa und Dinah. Ihre Lieblingsschwester war Rebetta, die auch eine der hoffnungsreichsten Schauspielerinnen des 19. Jhdts war. Diese starb sehr jung, in ihrem 25. Lebensjahre an der Schwindsucht, im Jahre 1854. Der Bruder, Raphael, der im Jahre 1825 geboren, ist im Jahre 1872 in London gestorben. Sarah, die älteste Schwester, im Jahre 1819 in der Nähe von Frankfurt am Main geboren, war schauspielerisch das wenigst begabte der Kinder des alten Felix. Sie verließ die Bühne und widmete sich der Toilettenindustrie; ein berühmtes Waschwasser führt ihren Namen. Sie starb im Jahre 1877. Die beiden jüngsten Schwestern der Rachel, Lia, geboren 1830, und Dinah, geboren 1834, leben noch. Die zuletzt Genannte hat ebenfalls bedeutende schauspielerische Erfolge, wenn auch nicht gerade auf der ersten Bühne Frankreichs gehabt. Sie hat z. N. in dem ergreifenden Drama von Augier „Die arme Löwin“ die Hauptrolle, Seraphine, zum ersten Mal und mit ungewöhnlichem Erfolge gespielt — „creirt“, wie man zu sagen pflegt. Der alte Felix, der Hrusirer war, ist Dank dem Talente seiner Tochter im Jahre 1872 in guten Verhältnissen gestorben. Er hinterließ ein Vermögen von 136,000 Franken, etwa dieselbe Summe, welche die Mutter, die am 28. September 1873 das Zeitliche gesegnet, hinterlassen hat. Rachel, deren Vermögen bei ihrem Tode 1,200,000 Franken betrug, hat zwei Söhne hinterlassen. Der älteste, Alexander, geboren 1844, ist vom Vater anerkannt. Er führt den Namen Walewsl. Der Vater ist der bekannte Minister des Kaiserreichs, Graf Walewsl, ein unehelicher Sohn des Kaisers Napoleon I. Alexander ist in den Staatsdienst eingetreten und arbeitet heute im auswärtigen Amt. Ihr zweiter Sohn, Gabriel, geboren 1848, trägt den Namen seiner Mutter, Felix. Er ist Schiffslieutenant. Mit allen Mitgliedern ihrer Familie hat Rachel Zeit ihres Lebens in innigstem und zärtlichem Verkehr gelebt. Die Briefe an ihre Eltern, an ihre Geschwister und Kinder sind gleichmäßig herzlich und rührend, und gerade die ausführlichsten und interessantesten sind an ihre Familie gerichtet. Da Rachel das Bedürfnis empfunden hat, in allen Lagen ihres stürmisch bewegten Lebens ihre Empfindungen dem Papier anzuvertrauen und durch die Post befördern zu lassen, so kann dieser briefliche Nachlaß beinahe eine Selbstbiographie genannt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihre fieberhafte Sucht, Lorbeeren und Schätze anzusammeln, die Künstlerin in das frühzeitige Grab gehetzt hat. Sehr stark war sie überhaupt nicht. Ihre Brust hätte der Schonung bedurft. Anstatt dessen muthete sie sich Anstrengungen zu, denen auch die kräftigste Körperbeschaffenheit unterliegen mußte. Das unselige Gastiren in der Provinz legte den ersten Keim zu dem Uebel, das sie dahinraffen sollte. Im Juni, Juli und August 1849 trat Rachel eine ihrer gewöhnlichen

220 f>aul lindan in Verlin.

Rundreisen an, — nein, nicht eine der gewöhnlichen. Sie besuchte während dieses Vierteljahres fast alle nennenswerthen Städte Frankreichs und auch viele kaum nennenswerthe, um diese tödtliche Hetzjagd mit einem Gastspiel auf den Canllinseln Guernsey und Jersey abzuschließen. Sie spielte an jedem Abend die nervenaufregenden, abspannenden, großen tragischen Rollen mit alleinigem Ausschluß der Tage, die dem Reisen gewidmet waren. So gab sie in der angegebenen Zeit in fünfunddreißig Städten vierundsiebzig Vorstellungen! Dazu der häufige Ortswechsel, das Ein- und Auspacken, die notwendigen Proben!

„Welcher Weg! welche Ermattung! aber auch welche Mitgift!“ ruft sie in einem Briefe aus. Ein schöne Mitgift! Rachel denkt nur an die klingende Münze; an den Preis, den ihre Lungen dafür zahlen müssen, denkt sie nicht.

Schon bei ihren früheren Gastspielen hatte sie bittere Klage geführt; aber das verhinderte nicht, daß sie der verlockenden Aussicht auf den großen Gewinn nicht widerstehen konnte. Für die Stimmung während ihrer Gastreise in der Provinz spricht z, B. der folgende Brief aus Rouen:

„Ich habe kaum die Kraft, Ihnen zu schreiben. Die Langeweile bringt mich um. Ich habe freilich Erfolg, aber nicht einen einzigen Freund. Ich gehe nie aus. Ich schreibe den ganzen Tag; das ist meine einzige Zerstreuung. Mich dünkt, ich müsse den Tod diesem Leben vorziehen, das ich hinter mir herschleife wie ein Sträfling seine Kette. Ich verlasse Sie, ich habe Probe. Es steht mir eine neue Qual bevor, denn die Schauspieler sind erbärmlich. Leben Sie wohl! Beten Sie für die arme Rachel; sie ist zu beklagen, aber nicht zu tadeln.“

Hier ein andrer Brief aus derselben Stimmung heraus:

„Es geht kein Tag vorüber, ohne daß man mir die unangenehmsten und härtesten Sachen schreibe. Ich bin davon ganz Iranl. Zwanzigmal täglich wandelt mich die Lust an, wie der ‚Menschenfeind‘ auf irgend eine einsame Insel zu flüchten und dem ganzen Menschengeschlecht Valet zu sagen. Heute Abend spiele ich Maria Stuart. Meine Stimmung ist im vollsten Einklang mit dieser traurigen und schwermüthigen Person. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich das Leben noch länger aushalle. Ich bin müde, traurig, und wenn ich fortführe, würde ich heiße Thränen weinen. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!“

In einem Briefe aus Lyon vom Jahre 1843 an ihren Vater führt sie schon über den bedenklichen Zustand ihrer Gesundheit bittere Klage, Sie schreibt:

„Mein lieber Vater!

Ich bin seit dem 5. Juli in Lyon. Die Proben und Vorstellungen in Marseille haben mich so abgespannt, daß ich bis jetzt nur ein einzigesmal habe

Rachel. 22f

aufzutreten können. Heute gebe ich meine zweite Vorstellung: „Andromache“.*)

Ich habe Stiche im Rücken, die mich seit zehn Tagen quälen. Ich dachte, es ginge vorüber, und sprach nicht weiter davon: aber ich merke jetzt nur zu gut, daß die Sache einen ernsthafteren Charakter annimmt. Ich habe das Uebel zuerst verspürt, als ich etwas lange geschrieben hatte. Jetzt fühle ich den Schmerz, beständig, außer, wenn ich auf dem Rücken liege. Der Schmerz sitzt auf der linken Seite zwischen den beiden Schultern. Ich kann mit dem linken Arm nichts heben, ohne daß es mir weh thut. Die feuchte Witterung schadet mir. wie ich glaube, noch mehr. Seitdem ich hier bin, hat es nicht aufgehört zu regnen, und es ist sehr kalt. Meine Stimmung leidet darunter. Ich bin traurig, und Du weißt, wie der Blick auf das Hotel du Nord geeignet ist, die Schwermuth zu verscheuchen. Nur wenn ich dem wohlwollenden Publikum gegenüberstehe, wie ich es jetzt zum zweiten Mal gefunden habe — hier in Lyon, wo die Erinnerung an meine Kindheit wieder erwacht — nur dann vergesse ich meine Schmerzen und Leiden; wenn ich bedenke, daß ich noch elf Vorstellungen zu geben habe, so erschrecke ich vor der Anstrengung, die mir noch bevorsteht. Ich will versuchen, in meinem Zimmer die Ruhe wiederzufinden, die mir jede Vorstellung raubt. Es strengt mich an, Dir zu schreiben, weil ich dabei Schmerzen auszustehen habe; und da das, was mir heute noch bevorsteht, mir nicht viel Ruhe gönnen wird, verlasse ich Dich, lieber Vater, in der Hoffnung, daß es Dir^ wie Mama und meinen Geschwistern wohlergehe. Tausend Grüße! Deine ehrerbietige Tochter."

Während ihrer Reisen besuchte Rachel eine der interessantesten Heldinnen des Gerichtshofes, die bekannte Madame Lafarge. Madame Lafarge gehörte einer vornehmen Familie Frankreichs an, verkehrte in den besten Kreisen der Gesellschaft, war sehr schön, geistvoll; und diese zu einem bcneidenswerthen Loose anscheinend bestimmte Frau wurde im Alter von vierundzwanzig Jahren als Giftmischerin zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. Als junges Mädchen hatte sie in Paris unter den glänzendsten Bedingungen ein an Zerstreuungen aller Art überreiches Leben geführt; in der Provinz fühlte sie sich an der Seite eines ziemlich rohen, durchaus uninteressanten Mannes^ an den sie durch einen Heirathsagenten gekommen war, unglücklich. Der Mann starb plötzlich, nach heftigem Erbrechen und Kolikschmerzen; und da die junge Frau, cngentlich, um die Ratten im Hause zu tödten, um dieselbe Zeit erhebliche Quantitäten vom Arsenik sich verschafft hatte, und viele andere Umstände bei dem excentrischen und lebhaften Charakter der Frau den Verdacht, daß sie ihren Mann vergiftet habe, bestärkten, so wurde sie als Untcrsuchungsgefangene eingezogen, vor die Schranken gestellt und von den Geschworenen verurtheilt. Sie erkrankte an der Schwindsucht, wurde nach zwölf Jahren begnadigt, starb aber einige Monate darauf.

") Rachel spielte die Rolle der Hernnonc, Tochlcr der Helena,

222 j)aul lind au in Vcrlin.
Diese Frau nun, deren Proceß einer der berühmtesten der vor französischen Nichtern abgespielten geblieben ist, wurde von Rachel, als sie in Montpellier gastirte, besucht, und die Künstlerin schildert diese Begegnung in einem Briefe an ihre Schwester Sarah wie folgt:
„Gestern habe ich Madame Lafarge in ihrem Gefängniß, der Hl^on «sntrale, besucht. Ich habe mir die Erlaubnis dazu vom Präfecten erbitten müssen. Leon Guillard, der Secretair des früheren Präfecten, hat mir dieselbe verschafft. Da die berühmte Gefangene nicht leicht einen Jeden, der sie sehen will, vorläßt, so habe ich mir ihre Erlaubniß einholen müssen, und wieder hat Leon Guillard, der sie schon von früher her kennt, ihr meine Bitte, ihr einen Besuch machen zu dürfen, übermittelt. Sie hat in liebenswürdiger Weise darauf geantwortet, daß sie sich sehr freuen würde, mich zu sehen, tveil ich eine jener Frauen sei, die . . . und die . . . :c. Du begreifst die Unterdrückungen, die meine Bescheidenheit veranlaßt. Auf diese Be-scheidenheit muß man sich übrigens nicht zu sehr verlassen: denn es ist so angenehm, sich selbst gewisse Dinge zu sagen, die übrigens gar nicht so gewisse sind.
Aber ich war bei Madame Lafarge stehen geblieben. Sie empfing uns, Guillard und mich, in einem Zimmer des Gefängnihdirectors, das zu diesem Zweck eigens hergerichtet war. Ich war frappirt, nicht von ihrer Schönheit, denn die arme Frau — ich sage: arme Frau, ob sie nun schuldig ist, oder nicht — wanlt langsam an der abscheulichsten aller Krankheiten, an der Schwindsucht, dem Grabe zu. Sie fühlt, wie sich ihr Lebensfaden abspinnnt; bis der Nocken abgehaspelt ist, wird sie sehen, wird sie fühlen — es ist entsetzlich! Viel besser wäre eine Kugel in die arme Brust oder ein vom starten Windstoß auf den Kopf geschleudeter Schornstein! Da die her-gerichtet? Stube unserer Zusammenkunft einen gar zu feierlichen Anstrich gab, bat sie mich, ihr in das kleine Nebengemach zu folgen, wo wir drei allein geblieben sind. Ich bemerkte, wie sie mich mit ihrer ganzen Intelligenz und auch ein wenig Ueberraschung aufmerksam beobachtete. Vor Aufregung hatte ich allerdings ausnahmsweise Wangen wie die Borsdorfer Aepfel und sah ganz wunderbar aus.*) Ich bat sie, zu glauben, daß ich nicht aus bloßer Neugier zu ihr gekommen sei, und sie unterbrach mich taktvoll, um mir zu sagen, daß sie dies bei meinem Geiste und bei meinem Herzen auch gar nicht vorausgesetzt habe. ‚Ich habe Sie nur ein einziges Mal ge-sehen,‘ sagte sie mir, ‚in Iphigenie in Aulis. Ich habe es oft lebhaft bedauert, Sie nicht ganz kennen gelernt zu haben/ Da bot ich ihr an, ihr vorzudeclamiren, was sie gerade möchte: den Traum der Athalia, das Liebes-geständniß der Phädra oder alles beides, wenn es ihr Spaß mache!
Sie antwortete aber: ‚Es wäre zu schön, ich wage es nicht. Sie würden
) Rachel bedient sich hier des Argot und schreibt: „I.s Kit est q.no Emotion
ms äoni>»it m<?8 Mite» et rare» pommss <1'»i>i «t <ius ^'>t»i5 <Ho<z»«»««oz>/!e."

mich zu sehr an das erinnern, was ich hier entbehren muß. Ich lege mir meine Ideen zurecht, um das Leben nicht allzusehr zu bedauern/ Nachdem wir uns noch beiderseitig allerhand Sympathisches gesagt hatten, und sie nlr wegen meiner Jugend und meines Aussehens Complimente gemacht hatte, die ich ihr leider nicht zurückgeben konnte, haben wir uns verlassen. Sie wollte mich küssen.

Wenn Du nun meine Ansicht über die berühmte Gefangene haben willst, so scheint sie mir eine sehr bedeutende Frau zu sein, die eine höchst elegante Unterhaltung zu führen weiß, und die ihrer schönen Rede auch selbst mit Vergnügen lauscht. In einem Staate, in dem die Frauen eine Rolle spielen, würde diese einen der eisten Plätze einnehmen. Ob gerade durch ihr Gefühl, weiß ich nicht; aber sicherlich durch die Beschaffenheit ihrer Ideen und durch die Art und Weise, wie sie dieselben wiedergiebt. Leon Guillard, der sie oft gesehen hat, denlt gerade so wie ich. Sie fragte mich auch, ob ich Lachaud, ihren früheren Advocaten, kenne. Ich antwortete ihr, daß ich ihn nur einmal gefehen hatte. ‚Um so schlimmer,‘ sagte sie leidenschaftlich, ‚lernen Sie ihn kennen! Es ist ein großes Herz und ein Talent, das es so weit bringen wird, wie man es mit dem Worte bringen kann/ Ich war ziemlich bewegt, als ich das Gefügniß verließ, und ich sagte mir. wenn ich von einem Fürsten eine Gnade zu erbitten hätte, fo wäre es die für die arme Büberin, die man ‚auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg< verheirnthet hatte, und die ganz sicher zu Grunde geht, entweder an ihren Gewissensqualen oder an der Ungerechtigkeit der Menschen.“ Von den zahlreichen Kunstreisen, die Rachel in die Fremde unternahm, hat für uns die im Jahre 1852 nach Deutschland‘unternommene das größte Interesse.

Ein glücklicher Zufall fügt es, daß gerade über ihren Aufenthalt in Berlin auch einer ihrer interessantesten und bestgeschriebenen Briefe vorliegt. Berlin zählte damals die beiden berühmtesten Künstler Frankreichs zu seinen Gästen. Im Juli 1852 wechselten Roger und Rachel im Opernhause ab. Der Wochentalender des „Kladderadatsch“ vom 4. Juli 1852 brachte folgende scherzhafte Ankündigungen:

„Montag, 5. Juli. Herr von Hülsen ist von seiner Rundreise angekommen; das Theater beginnt in nie gelaunter Bliithe stehen zu wollen.
Dinstag, 6. Juli. Roger ist angekommen und hat das Publikum bereits bezaubert.

Mittwoch, 7. Juli. Nie Rachel ist angekommen. Mit Hülfe des kleinen Thibaut hat sie Alles clektrisirt."

Rachel trat am 3., 5., ?, 9., 11. Juli im Opernhause auf, Sie spielte alle ihre Paraderollen, die Camillo. in den „Horatiern“, Hermione in „Andromache“, Athalia, Phädra, von modernen Stücken „Diana“ von Nugier und „Adrienne Lecouvreur“ von Scribe.

22H j?au! lindau in Verl in.

Es hat uns interessirt, zu erfahren, wie die Berliner Kritil in jener Zeit über die große Tragödin geurtheilt hat; und wir haben uns die Mühe nicht verdrießen lassen, in den alten Banden der Zeitungen danach herumzustöbern. Einige Auslassungen mögen hier im Auszuge folgen. In der „Vossischen Zeitung“ schreibt Gubitz nach der ersten Aufführung: „Am 3. Juli begann Frl. Rachel mit der Camilla in Eorneilles „Horaticrn“ ihr Gastspiel in Berlin. Ein lebhafter Beifallsruf schallte der auftretenden Tragodin entgegen, und während der Darstellung wiederholten sich die Zeichen der Anerkennung bis zum Hcruorruf nach dem Fallen des Vorhangs. Wie es bei einer so fest und sicher geschulten Schauspielerin nicht anders zu erwarten stand, war die Durchführung der Rolle in jedem ihrer Thcilc ei» genauer Abdruck früherer Darstellungen. Dieselbe Plafteil der Erscheinung, dieselben Wandelungen des durchdachte» Vortrags in rednerischer und mimischer Belebung, dieselbe Gewaltsamkeit der leidenschaftlichen Ausbrüche und endlich auch derselbe Höhepunkt: die Ohnmacht und das Erwachen daraus mit der schön ausgeführten Auflösung in conuulsivischen Aeußcrungcn des Schmerzes. Je öfter wir Frl. Rachel sehen, um so mehr befestigt sich unser Ilrthril, daß wir in ihr die vollendetste Virtuofin des französisch-theatralischen Effectspieles vor uns haben, um so mehr aber erkennen wir auch, daß unscrm Gefühl und unserer Denkweise das deutsche Mas; und die deutsche Harmonie selbst bei minder gewaltsamen Wirkungen eine reinere Befriedigung gewähren. Dicfc Ansicht kann durch den Umstand, das; wir dem Frl. Rachel gegenwärtig keine Darstellerin an die Seite zu stellen haben, welche in gleicher Bliithe jugendlicher Kraft die deutsche Weise mit derselben Vollendung verträte wie Jene die ihr cigenthümliche französische Weise, nicht l>cr-ändert werden.“

Einige Tage später:

Am 7. Juli sahen wir in „Niune, (Irumo en eina. »ate» en vsrz pkl Hu^isi“ Mlle Rachel als „Diana von Mirmande“. Die Rolle der Diana ist offenbar für Mlle Rachel geschrieben, und sie hat, wenn auch minder als in der höheren Tragödie, hinlängliche Gelegenheit, ebenso ihren künstlerischen Werth wie ihre Spcculations-Virtuesität zu cnfaltcn. Mlle ^Rachel ist Herrin ihrer Talente und uorlheilhafter Schlauheiten, hat beides sehr geschult nach den Herkömmlicheiten von den bedeutendsten Mustern der französischen Bühne, dann noch Alles durch die Mächtigkeit ihrer umfangreichen Mittel und eines zu ihren Zwecken sehr verständigen Geistes ausgestattet. Ihr auf dieser Bahn folgen zu wollen, dazu gehörte nun eben noch Alles, was sie besitzt, die kluge Berechnung immer vorweg. Was aber zumal deutsche Schauspielerinnen betrifft, fo würden sie unausstehlich irre gehen, wenn sie der großen Virluosin namentlich auch da folgen wollten, wo sie es wagt, alle Grenzen der Natur und Wahrheit sehr weit zu überschreiten; — wagt, denn zwischeninn.- — zum Beispiel bei dm Worten: ..^e erc>i8 ä votre orullutö“ kann sich niemand txrhcklen, das, sie allzuviel wagt. — Die andern Schauspieler bewegten sich in Mittelmäßigem, wir bemerkten aber wenigstens keine Uebcrtreibungen, eher konnten die Personen der Komik dem Humor etwas mehr Freiheit gönnen. Mlle. Rachel erhielt lebbasten Beisall, wurde auch mehrmals gerufen.

H. Th. Noetfcher, der damals die Kritiken für die „Spenersche Zeitung“ schrieb, ist viel wärmer als Oubih. Sein Urthril über Rachel als „Diana“

in dem gleichnamigen Trauerspiel von Emil Augier lautet also:

Am 7. erschien Mlle Rachel zum ersten Male in der von ihr geschaffenen Rolle der Diane de Mirmcmde in dem neuen Schauspiel von Augier: „Diana“. Glückliche H. Augier, das; er über eine so geniale Kraft für seine Diana »erlügen konnte. In, der Hinblick auf sie hat vielleicht zur Entstehung dieser ganzen Gestalt beigetragen. Wahreres..

Ergreifenderes, bis in die geringsten Einzelheiten Ansgcarbctctres haben wir niemals von der Bühne herab gesehen und bewundert, als die Diana der Rachel! Die an das Mütterliche streifende Zärtlichkeit für den gcli-bten Bruder, die Sarge für sein Wohl und Wel>e, die Hoheit des Eharaklers, dann der Kampf zwischen Liebe und Ehre, die Kraft der Resignation, alles das tam mit einer so inneren Wärme, einer solchen Wahrheit und Schönheit zugleich zur Erscheinung, das, wir uns bei diesem Triumph höchster Begabung und vollendeter Herrschaft über den Stoff in einer zwischen Rührung und Entzücken wechselndcn Stimmung befanden. Wir tonnen aus der Fülle des ganzen Bildes leine einzelnen Züge hcraushcbcn, so sehr bildet es eine Kette des edelsten feinführendsten Lebens, welches die läuternde Flamme der Kunst von jeder Schlacke gereinigt hat. Vor der Schönheit und Weiblichkeit dieses Bildes mußte endlich auch das eingelernte Dogma: Mlle Rachel könne wohl rasen, aber die Töne echter Weiblichkeit seien ihr versagt, zu Asche schmelzen. Wir wenigstens begehren niemals einen edleren Ausdruck echter Weiblichkeit in ihrer erhabenen RiÜirung wie in thränenvollcr Wchmulhzu sehen, als ihn uns die grünte Schauspielerin der gegenwärtigen Zeit hingezaubert hat, Ter aufcgreglcstc Beifall, mit welchem Mlle Rachel während der ganzen Vorstellung überschüttet wurde, war nur der gerechte Tribut, welchen die bewegte Versammlung der schöpferischen Kraft dieser großen Künstlerin zollte. Nach unserem Empfinden müßten alle dcutfchcn Schauspielerinnen die Kränze ihres Ruhmes zu den Füßen ihrer großen Genossin niederlegen und in der freiwilligen Huldigung dieser außerordentlichen Erscheinung sich zur freiesten Anerkennung ihrer Kunst erheben. Der feurigste Bewunderer der Rachel ist Titus Ullrich in der „Nationalzeitung“. Er ist zugleich der geistvollste Kritiker und der bedeutendste Stilist. Seine Aufsätze über Rachel wird man noch heute mit um so größerem Vergnügen lesen, als uns dadurch die eigenthümliche Macht und Ausdrucks»fähigkeit ihres Vortrags so weit veranschaulicht wird, wie es der Schilderung eben möglich ist. Wir geben die Aufzeichnung von Ullrich fast vollständig wieder: Der schwüle Hochsommer, der über unfern Häuptern Blitze zucken und Donner rollen läßt, führt uns auch Mlle Rachel zu: zwei Phänomene verwandter Natur am Himmel und auf Erden: Mlle Rachel erklomm ihren Zenith, wo der Zorn und die Wuth ihre dunklen Wollen sammeln: ihr Spiel gleicht in der Th»t einem Gewitter, welches prächtig und dunkel über den Horizont emporsteigt, aber einem schweren, schweren Gewitter, mit sparsamer Thiäne, fast ganz Sturm, Woltcnnacht, Blitz und Donner, ohne den mild rieselnden Segen zum Schluß, ohne den versöhnenden Regenbogen, ohne den lächelnden Glanz der sanft niedersinkenden Abendsonne. Tausende von uns haben Mlle Rachel gesehen und sich ein Urthcil gebildet. Die einen bewundern in ihr eine große und ächte Künstlerin, die andern, allerdings die Minderzahl, wollen sie nur als eine Virtuosin des Effectes gelten lassen. Wir können uns mit Vielem in dem französischen Vortrag des dramatischen Stils, z. B. in dem seltsamen Herabsteigen aus dem Pathos in ein ganz gewöhnliches Parlando u. dergl. durchaus nicht befreunden. Es mag dies auf nationalem Boden begreiflicher und natürlicher sein, obgleich es uns, als Deutschen, scheinen will, als ob manches in der Tonuariirung nur ein traditioneller, äußerer Nothbchelf sei, um über die Monotonie endloser Alexandriner hinwegzukommen, dieser Alexandriner, welche zur Zeit Eorneilles und Racincs zweifelsohne dem temporären Begriff vom poetischen Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften aufs Genaueste entsprachen, uns jedoch heute, wo die Kunst der Natur wieder nahe getreten ist, vulfach nur noch als hohle Declamation gilt. Mlle Rachels Genie hat die stärkste Tendenz nach der Natur und Wahrheit hin? ja die Natur spricht aus ihr mitunter in wunderbar dodonischer Orntcl-Noid und L<i>. xxm. e». 16

226 f>aul lind au in Verl,,,,
stimme, in Lauten, wie wir sie noch nie so tief, so dämonisch, so «schüttelnd ver-
nommen: aber sie muß ebenfalls häufig genug del traditionellen Declamcttior.swei'c
ihr Opfer zolle,:i denn die Psorten der Hölle sind zu bewältigen, doch nicht die
Alexandriner-Phalangen der klassischen Tragödie. Zwei Hinge indes; machen nach
unser», Dafürhalten ihre eigentliche Größe aus, zwe, Dinge, über die unstreitig auch
alle Parteien eins sein werden: die ungeheure Physische und psychische Energie, »it
der sie ihre Aufgabe erfaßt und uermüdet bis zu Ende führt, und ihre Mimik.
Und nirgends bietet sich eine schönere Gelegenheit, diele Mimik, besonders als
stummes Spiel, zu zeigen, als in den Horaces des Corneille, mit denen Mlle Rachel tcr.
Cytlus ihrer Vorstellungen begann. Camillc, die Lchwst,r des jungen Horace und
Geliebte des Euriacc, ist von dem Dichter nicht mit übermäßigem Wortcrguß ausge-
staltet wurden, aber sie wohnt den bewegendsten Cecncn und Vorgängen bei. So
lange sich Mlle Rachel Uor uns aus der Bühne befindet, ist sie, ohne selbst ein Won
zu sprechen, die fortwährende Deuterin der Handlung und ihres successwen Fortschrittes,
der lebendige Spiegel, der Alles abprägt, mit der leisesten Nuance dcr Entwicklung
stellt sie im Cuntact. Gleich das erste Auftreten der Nachtischen Camille wirft ir.
einer Eigenthümlichlcii, ehe sie noch die ersten zwei, drei Verse gesprochen, ein«:
mindestens cbcn so weit in die Vergangenheit hinausrcichcnden Lichtreflcx als Dupende
uun Alexandrinern der Eorncilleschcn Sabine in der uorhrrgehenden Exposition. Und
dann, wo dieser Mimik lein wirtlich nalurwahrcs Wort des Dichters zu Gebote steht,
welch eine Macht des Ausdruckes und der Wirtni g, von einfachen Worten und einzelnen
Ausrufen der Empfindung an, einem im Mund gleichsam zerbrochenen „noi?üüi^.
einem Wuth und Hohn schnaubenden „<I^,I<>irs", einem „Nelu«!^ einem 0 nie» tr««
oder 0 ober «üüiauc, bis zn ganzen Versen wie das jauchzende Sonncnleuchten. O clieux.
Huo eo cÜ8cc»ni'8 rcuä mon ämo content«! die zitcrnde Angst eines Huoi, tu ne
veux p28 voir, <ju^,in»i tu ino tralu«! die aufglühende Hoffnung ei:,es <?c>ur»^e!
ii» »'uwoüi8Lcut! der zerreißende Schmerz des Dt baizer uns mnin, c^ui m«> perc« le
eovur, das wilde Auflodern in „Aaiü <M me venera 6« celios ä'uu umiuit, u. s. w.
Tic letzten beiden Scencn des drillen Actcs sind eine wahre Hunstleistung stummen
Spieles. Im vierlcn Act aber, dem eigentlichen Herzen der ganzen Tragödie, schreitet
dieses stumme Spie! wirtlich in olympischer Hoheit einher u„d steigt und steigt bis
zu dem Moment, wo Enmille uor dem Sturm d^r Cchrectenstunde zusammenbricht,
wo die elektrische Kette zwischen ihr und der Handlung durch den Schlag der Ohnmacht
zerreißt! Alle Beschreibung könnte diese unnachahmliche Darstellung nicht genügend
malen. Und eben so wenig den folgenden Monolog, bei dessen Beginn uns Earnillc-
Rachcl in furchlbarer Wandlung als eine ganz andre Natur entgegentritt, aus dem
Weibe eine Wedusa gewoiden, als ob sie aus der N^cht und der Unterwelt der Ohn-
macht auch die Töne und Schauer der Unterwelt mit cmporgcbrncht. Welch eine
Steigerung ist nach ciinm solchen Monolog noch möglich? Nur eine, das Acutzersie.
wozu sich der menschliche Zum, wenn er nicht selbst vernichtend eingreifen dcnf, hinauf-
gipseln kann: de: Fluch. Lachende Wulh präludirt ihm bei den letzten beiden Versen
des Bruder Horace: Dt r>rvlör« au inuiuz au »ouvonir cluu nnnrmo st«. Und dcuu:
blickt er selber los, titanisch, lawincncutig, wie der donnernde Lauaguß aus einem
Vulcan, der Alles rings, was ihm nah ist, und was ihn mit der Welt verbindet,
verschüttet und zwischen sich und der Welt eine Wüste macht: unser Ohr dröhnt, und
unsere Nerven beben vor der Wucht dieser Wonc', mit Mühe erheben wir uns und
eilen in halber Betäubung aus dem Hause.
Nat.<Ztg. «. Juli 1852.
(Iliauß). Mlle Rachel-Diane, in einer fast klösterlich bescheidenen Tracht,
in ihrem schicfcrgraucn Scidcngewand, darüber ein eng anliegendes Schoßjäckchen von
dunkel braunrothcm Sammt, — sie macht uns in der Thal einen historischen Eindruck,

vnd der Gedanke an ein schriet' Brustbild des alten Meisters Pierre Mignnrd ging -uns durch die Seele, Ihr geistiger Eindruck auf uns war der einer edlen Ziichtigkeit, einer ernsten, fast männlich muihigen Reife, neben dem weichen Wesen jugendlicher Weiblichkeit und Huld, und vor Allem eines innigen, warmen Gcmülhs. Sie stand Imscrm Herzen näher als sonst: sie verkörperte Empfindungen, die wir alle fühlen -tonnen, Empfindungen des Fam lientreises. Sie legte die Hand auf die Saiten unseres Herzens und schlug da die einfachsten, urmenschlichen Accordc an: Jeder dürfte in ihr seine eigne Schwester sehen. Der Gang der EntWicklung wirkt wohlthätigcr auf uns, weil er ruhiger und ebenmästigcr ist, wir weiden nicht unaufhörlich vom Nadir zum Zcnith und vom Zenith zum Nadir geworfen. Die Erpofition beginnt als schlichte Unterhaltung bis zu Margucrites Hilferufe und dem Eindringen der übcrmüthigcn Cavaliere, wo wir Mllc Rachel allenfalls eine noch heftigere Kundgebung des Erstaunens über die nächtlichen Ruhestörer gewünscht hätten, und nimmt im Folgenden einen bewegteren Lharattcr an, welcher an der Stelle, wo Diane sich und Margncrite dem Schuh der Eaualiere empfiehlt, die ganze strahlend? Hoheit eines edlen Vertrauens ausleuchten letzt. Em ähnliche« Juwel funkelt im zweiten Acte, wo Diane nach einem schmerzlich zagenden O man f,<r«! sich plötzlich zusammenrafft und dem Bruder das stolzfteudige Zeugnis, giebt, das; er sich soeben wie ein echter Edelmann benommen. Ter dritte Act ist ein Bild lieblicher Geschwisterzärtlichkeit, die sich nach und nach von Diancns Seite zu einer wirtlich erhebenden Selbstverleugnung steigert, der Art, das; sie sich über den Schimpf, für Herrn uon Pirnnes Maitresse zu gelten, im Hinblick auf ihren dadurch geretteten Binder mit einem uon der Darstellerin wunderbar schön acccnuirtcn Hu'im^orn, ^u !c> »>nve! iröslct. Dem Cardinal Richelieu gegenüber nehmen die Töne der Mlle Rachel uielle,cht doch mitunter einen etwas zu ezticmen Schwung an, wie er mehr dem Plllhos der heroischen Tragödie ansteht. Eine Gestalt, auf deren Stirnc bereits ein furchtbar drohender Spruch aus Minos, des Todtenrichters, Munde feine düslern Schatten zu werfen scheint, eine Gestalt, die nach riesigem Kampfe unter der Last des Geschicks sichtbar der Zertrümmerung cnt- gegenfchrcitrt — das war Mllc Rachel, als sie heute in der Rolle der Racincschcn Phädra in Scenc trat.

X'ullon« poiot plu8 ilvünt. Dsirwuron« «li^r« Xenons, ^s US MV 8»uti«ll8 pll!8, inli sui'UL Nt'I>!i«uclcnin8: Ue8 ^«ux »nnt eblnui« clu Mir qu« ^s levoi«, Dt ine» Bonoux treinblautZ 8<? äöroäenr 8ON8 moi. Diese Klagclaute der Erschöpfung in langem Kampfe sind Phiidras erste Worte, und ihre Melodie klang in Mlle Rachels Vortrage wie das düstere Adagio eines Trauermarsches — eines Trauermarsches auf dem Gange zur Unter- welt. — — Wenn ein ganzes Chaos wilden Ringens und wider- streitender Empfindungen, die zuletzt ihrem fatalistischen Zuge folgen müssen, je ergreifend, erschütternd an unseren Blicken vorübrstürmtc, so war es in dem Spiel der Mllc Rachel in ihrer Scenc mit Hippollit. Das Geständnis; ist gemacht, und Phädra lauscht dafür uur Abscheu ein — und ein Schwert, das sie Hippolnt entreißt, und mit dem Mllc Rache! in unvergleichlich schöner Mänadcn-Atlitute uon der Bühne davonslürzlc. — Zehn sclmerzensreichc, weiche Verse, unnachahmlich uorgctragene Worte, auf deren jedem eine helle ThrNne funkelte. Während der kurzen Selbftantlage am Schluß des fünften Aetes hatten TiM und Haltung einen seltsam veränderten Ausdruck: das Gift de, Medca begann seine Wirkung, die Kälte des Todes tritt an das düster glühende Herz, und der Vorhang sällt vor einer Leiche — und vor der glänzendsten Leistung, die wir überhaupt bisher uon Mlle Rachel zu sehen Gelegen- heil halten. Ili»

Nat.-Zl. 11. Juli 1852.

Adricnne. Rachels Erstaunen, in Maurice denGraf von wachsen zu crtcnnen^ ihr Zittern und Bangen uor einer Rivalin, mit der ihr Geliebter im Landhau'e der Mlle Nuclos zum Rendezuuous zusammengetroffen, ihr heftig und scharf eingedrängtcs N >Illo lluelo^? ihr plötzlich auf Maurices Frage, ob sie ihiu glaube, nach einer kleinen Pause mit unnachahmlichem Ton des Vertrauens, der Sicherheit und Klarheit hervorspringendes gucllfrisches Oni, ihr Blick nach der Thiir des Seitencabincts, roo die mögliche Niunlin verborgen, dicfer wie vom mächtigen Zauber angezogene und immer wieder zu seinem Gegenstände zurückkehrende Blick der Spannung, der Neugier und der uiclleicht immer noch ein wenig zweifelnden Angst, das im Flug sich kreuzende „Vorüber" Adricnncs und der Prinzessin im Dunkeln, zweier Steine, die sich so nahe kommen mußten, um sich auf ewig in unendliche Ferne abzustoßen, dieses rasche Funleisprühen momentaner Aufwallung und der plötzliche Einhalt uon Adriennccns Seite, in dem wie ein Erlösungsmandat klingenden >I« vuu« pi-ot^o! und wiederum im letzten Augenblick des Abgangs der flüchtige brzeichende Blick nach der anderen Thiir, hinter welcher die drohende Unbekannte uerfchwunden — uiclleicht sind dies doch noch genug Neminitzeenzen des Abends, um wenigstens einige äußere Linien anzudeuten, in welchen sich Mlle Rachel während dieser Sccne bewegte. Im vierten Act schwingt sich die Entwicklung bis in die Ncgionen des Pathetischen empor, bis zu jenen Höhen, wo Mclpomene und Mlle Rachel am liebsten Hand in Hand gehen. Auch im fünften Act sammeln wir noch Perlen. Unvergeßlich ist der aus einem unbekannten phiü'ischcn Schmcrz hervorbrechende seltsame Schrei der Sterbenden nach dem (I> HKinree! (am Schluß des vorletzten Auftritts), der in uns die bunten Vorstellungen von Gift, Glas und Katzen zusammenwürfelte, und noch lange in den Ohren gellen wird. — —

So hat Beilin über die Rachel geurtheilt; wie nun die Rachel über Berlin? — Es liegt uns in ihrem Briefwechsel eine sehr eingehende und interessante Schilderung ihres hiesigen Aufenthaltes vor. Ter Brief ist an einen französischen Nedncteur gerichtet, dessen Beiliner Correspondent dem Pariser Blatte über Rachel allerhand Ungenauigkciten niitgelheilt hatte. Die Berichtigung derselben bietet der Künstlerin die Gelegenheit, sich in einem umfangreichen Schreiben über ihre Erlebnisse an der Spree und Havel in ein- gehender Weise auszulassen, das um so interessanter ist, als über dieselben Begebenheiten die Schilderung eines anderen Augenzeugen, des bekannten Hofraths Ludwig Schneider, vorliegt. Vergleicht mau beide, so wird man über die Geschicklichkeit, mit der Rachel gewisse Schwierigkeiten umgeht, staunen. Hier zunächst ihre Aufzeichnung:

„Berlin, im Juli 1852.

Mein lieber Geschichtsschreiber!

Ihr ständiger kleiner Talleyrand ist nicht bei Verstand. In dem, wo.5 Sie gesagt haben, und was er gesagt hat, finde ich mich gar nicht mehr zurecht. Ihr seid alle beide verrückt geworden, oder niit mir selbst stimmt's nicht recht. Das ist meine Einleitung.

Setzen Sie jetzt die Posaune der Geschichte an den Mund, und offnen Sie beide Ohren!

Geschichte der Erscheinung einer herumirrenden Trägodin in Berlin . . .

Ihr Eorrespondcnt behauptet, daß ich am 12. vor einem Parterre von

Rachel, 229

-Königen und Fürsten „Adrienne Lecouvreur“ gegeben habe. Das ist ein? Flunkei. So erfahren Sie denn, daß diese Vorstellung, die im Neuen Palais in Potsdam stattfinden sollte, wegen der drückenden Hitze, die der Enthusiasmus wahrscheinlich noch erhöht haben würde, abgesagt worden ist. Man hat die Adrienne und Fräulein Rachel nicht für abkühlend genug gehalten und die Aufführung wegen Eistickungsgefahr abgesetzt. Das ist das erste Versehen Ihres kleinen Talleyrands.

Zweites: Der Kaiser von Rußland hat mich gar nicht spielen sehen.

Er hat mir höchstens als Vorleserin Veifall klatschen können — siehe unten.

Dritter Irrthum desselben Eorrespondenten, der sein Geld schlecht verdient: In Betreff Seiner Excellenz des Grafen Nedern, Kammerherrn des Königs von Preußen, Generalintendanten der Hoffeste und der Musik, der sich außerordentlich liebenswürdig gegen die Tragödie und mein mageres Ißersönchen gezeigt hat. Dieser Herr ist mir von großem Nutzen in allen meinen Angelegenheiten bei Hofe gewesen, und es ist kein Wort daran wahr, daß er sich in mein zukünftiges Engagement für Petersburg hineingemischt habe. Merke Dir das, kleiner Talleyrand!

Die sechste Vorstellung, die ich in Verlin vor dem Publikum geben, sollte, hat nicht stattgefunden, weil ich an demselben Tage einer ehrenvollen Einladung, die mir von Ihren Majestäten zugegangen ist, nach Potsdam habe folgen müssen. Aber wie ich merke, verwickle ich mich in meiner Erzählung weil ich zu hastig bin. Ich will also mein Feuilleton über mich selbst noch einmal anfangen. Wieviel zahlen Sie für die Zeile?

Also am 8. Juli gab ich meine erste Vorstellung im Neuen Palais des schon genannten Potsdam: „Die Horatier“. Bei meiner Ankunft im Palais hatte man ein lucullisches Mahl im Schloß für mich hergerichtet, und da man meiner künstlerischen Majestät eine Huldigung erweisen wollte, hatte man für mich und-diejenigen, die meiner souveränen Person am nächsten stehen, ein besonderes Mahl hergerichtet, d. h. daß das Gesinde, mein Gefolge und meine Vertrauten, die Verräther und gelegentlichen Helden in einem andern Saale sitzen sollten, mit einer andern Speisekarte. Mit Pauken und Trompeten habe ich angekündigt, daß mir dies nicht passe; und man versicherte mich, daß ich eine ganz ungewöhnliche Beredsamkeit entwickelt habe, als ich sagte, daß ein guter General an den großen Schlachttagen seine Atzung inmitten seiner Truppen nehmen müsse. Die Vorstellung war ziemlich spät angesetzt. Gleich nach dem Esseu wurde der kleinen Rachel, die man als wahrhaften Gast des Königs betrachtete, ein königlicher Wagen zur Verfügung gestellt. Der Porleser Seiner Majestät begleitete mich auf diesem reizenden Ausflug um das herrliche Schloß Sanssouci. Auf einmal falle ich mitten in die Allerkuniglichsten Hoheiten hinein. Der Prinz von Preußen und der Prinz der Niederlande machen mir die Honneurs und applaudiren mir mit ihren liebenswürdigen Worten, bevor sie sich ihrer Hände bedienen. Aber ich muß nun zum Abend übergehen. Also: ich spielte Camilla. Ich war

230 f>aul lindau in Verlin,
angeregt, und es ging gut. Nach der Vorstellung befahl die Kaiserin von
Rußland, die sehr ergriffen schien, dem Grafen Ncderu, mich ihr vorzustellen.
Ich ging auf sie zu, und Ihre Majestät sagte mir mit dem liebenswürdigsten
Tone: ‚Ich habe sehr oft bedauert, daß die Etiquette zu klatschen verbietet;
aber wenn man Ihnen auch heute hätte zutlatschen wollen, mein Fräulein, so
wäre es nicht möglich gewesen, so bewegt waren wir/ Ter König von Preußen
trat herzu und sagte mir: ‚Nahrhaftig, mein Fräulein, ich bin ganz bestürzt,
und Sie sind daran schuld!' Ich antwortete allerhand nette kleine Sachen,
die mir gerade einfielen, und es gelang mir besser als früher mit der
Königin von England; denn als ich ihr antwortete, mußte ich immer au die
Nebel der Themse denken.
Ter Kaiser Nicolaus von Rußland kam erst zwei Tage später und
konnte sich nur zwei Tage iu Potsdam aufhalten, d. h. bis nach dem 13.,
dem Geburtstage der Kaiserin. Tiefes Fest für jeden russischen Unterthan
sollte ganz in Familie gefeiert werden, besonders auch, weil die Kaiserin sich
schwach und leidend fühlte. Ucbbrigens würde die tropische Hitze, unter der
wir alle zu leiden hatten, die Vereinigung einer großen Gesellschaft in
einem von Tausenden von Kerzen beleuchteten Salon unerträglich gemacht
haben. Deswegen fand dies wunderschöne ländliche Fest, an dem nur die
erhabenen Mitglieder und deren Gefolge theilnahmen, unter freiem Himmel
statt, auf der reizenden Pfaueninsel, wo ein allerliebster kleiner Fluß iu
Taschenformat rieselt, der so thut, als ob er einen Namen haben müsse, —
Havel glaube ich, wenn ich recht behalten habe — und der zur Belustigung
der Schwäne dient, die schaarcnweise da versammelt sind, weiß, wie dies
das anerkannte Recht eine» jeden rechtschaffene» Schwans ist.*)
Tahin also nach diesem wunderhübschen Punkte, eine starte Meile von
Potsdam entfernt, wurde ich vom König gerufen, um seine erhabene Schwester,
deren Anblick ihm wehe thut, zu zerstreuen. Ich muß Ihnen noch sagen,
daß das eine Uebernrschung war, die vollkommen gelang. Ich las mehrere
Scenen aus „Virginic" von Latour, beinahe den ganzen zweiten Act aus
„Phädra" und alles, was sich aus „Adriennc Lecouvrcur" vortragen ließ;
endlich „die beiden Tauben" von Lafontaine. Nachdem dies geschehen und
häufig durch die Liebenswürdigkeit aller dieser gekrönte» oder zu krönenden
Häupter unterbrochen worden war. erhob sich der Zar sehr lebhaft, kam auf
*) Rachel rechnet offenbar darauf, das; der Empfänger des Vlieses den I)rt
der Handlang nicht ic»»!, soast winde sie nicht so verächtlich von der „kleinen Havel"
in Taschenformal gesprochen haue», die gerude bei Potsdam einen herrlichen Wasscr-
reichthum entfaltet, der den Vergleich mit leinem Strome zu scheuen hat. Von
Ludwig Schneider wissen »vir, das; dic ilimsilcrin ganz anders empfunden, als sie es sich,
hier zurccht gemachI hat. Schneider erzählt:
„Ich führte meine Pflegebefohlene aus die Terrasse des Casino, von wo an? sich
die breiten Wasserflächen zwischen Sncrow und oer Olicnicler Vriicie bequem über-
sehen lassen. Taö lebendige Schauspiel eines Wasfertorso schien H>lle. Rachel unge-
mein anzuziehen."

Rachel, 231,
nnch zu und sagte mir mit einer Miene, die durchaus nicht die eines wilden Tyrannen war: „Frciulein Rachel, Sie sind iwch größer als Ihr Ruhm/“
Darauf näherten sich noch andere Majestäten oder Hoheiten, und der größte von ihnen allen, allen sagte mir, daß er mich in seinen Staaten zu sehen hoffe — im Lande aller Neußcn, aller, aller, — und zwar schon im nächsten Jahre! Er bestätigte also, was mir die Kaiserin bereits früher ange- deutet hatte.
Nun habe ich schon sechs Seiten vollgeschrieben, und Sie können sich rühmen, daß ich in meinem ganzen Leben an keinen Menschen, weder an einen gekrönten noch an einen andern, einen so langen Brief gerichtet habe. Es wäre drollig, wenn das Protokoll über Potsdam für das Publikum von mir aufgesetzt würde, ohne daß es eine Ahnung davon hat. Aber Sie werden schon wissen, was Sie von dem armen kleinen Stückchen Tragödin, die das Volk Rachel heißt, ihre Freunde aber Nachon nennen, nehmen, und was Sie nicht nehmen sollen. Ihrer Weisheit bleibt es überlassen, zu entscheiden, was die Zukunft von diesen unvergleichlichen Tagen erfahren soll, und ob es nicht vielleicht richtig ist, wenn die gegenwärtige Zeit gar nichts davon erfährt. Thun Sie also, was Sie für das Richtige halten!
Alles, Ms ich Ihnen sagen kann, ist, daß ein starker Kopf dazu gehört, um solchen Dingen Stand zu halten, und daß alles, was man mir an Schmeicheleien gesagt hat, was ich an Weihrauch in den Worten und in den Blumensträußen eingeahmet habe, alle diese barocken Namen der großen Persönlichkeiten, die sammt und sonders Herzöge und Prinzen königlicher Häuser sind und die sich mit wahrem Ungestüm mir haben vorstellen lassen, daß alles das ausreichen würde, um das Aasein einer ehrgeizigen Künstlerin auszufüllen. Weder Talma noch die Mars, meine glorreichen Vorgänger in der öffentlichen Gunst, haben dergleichen jemals erlebt, und ich bin wahrhaftig sehr glücklich darüber und muß mich gegen alle Welt recht gut dafür zeigen und darf nicht stolz werden; denn wenn ich mir auch manches selbst zu verdanken habe, so darf ich doch nicht vergessen, daß besonders günstige Umstände die kleine Rachel sehr unterstützt haben.
Aber das Neste vergaß ich noch, und das mag Ihnen beweisen, daß mir die Ruhmsucht den Kopf noch nicht ganz benimmt. Denken Sie nur: als der Zar auf mich zukam und bemerkte, daß der Vortrag mich angestrengt hatte, stellte er sich gerade vor mich hin, sprach mit mir und zwang mich, sitzen zu bleiben. Als ich durch die Ehrfurcht wie durch eine Feder, die in dem Sessel war, aufgeschnellt wurde und mich erheben wollte, nüthigte mich der Kaiser von Rußland galanterweise Platz zn behalten, nahm mich bei beiden Händen und sagte: „Ich bitte Sie, mein Fräulein, bleiben Sie sitzen, wenn Sie nicht wollen, daß ich mich zurückziehen soll.“ — Sie sehen, daß ich diesen Schlußeffect beinahe vergessen hätte, und das würde eine eitle Person, der der Kopf verdreht ist, wohl schwerlich thun.

Ich fange meine neunte Seite an, — um so schlimmer für den, der das Porto bezahlen muß. Am folgenden Tage, dem 14., spielte ich in Potsdam „Phädra“ und das kleine Stück „I^o niöinyÄN äs I,eM<2“. Vor der Vorstellung ließ mir der König durch den Grafen Redern 20,000 Franken überreichen, was wirklich königlich ist, da mir schon der große Saal des Opernhauses in Berlin unentgeltlich zur Verfügung gestellt war, und die Gesllmmtcinnahmcn mir verblieben. Der Kaiser von Rußland ließ mir durch seinen Geueraladjutantcn, den Grafen Orlow, zwei prachtvolle von Diamanten umgebene Opale überreichen, die ich auf 10,000 Franken schätzte.“) Gestern war endlich das Abschiedsmahl, das mir die Berliner Literaten gaben. Ich vergaß noch ein anderes Geschenk, das mehr einen sittlichen als materiellen Werth hat, nnd das wirklich sehr kostbar ist, das Geschenk der Gemahlin des größten deutschen Chemikers, dessen Namen ich nicht genau schreiben kann. Es ist eine kleine Statuette in Buchsbaum, die Shakespeare darstellt, das Meisterwerk eines berühmten Künstlers, der vor zehn Jahren noch die Schafe hütete. Man sagt mir, daß dieses kleine Meisterweir sittlich einen außerordentlichen Preis darstelle; es sieht aber nicht danach aus. Nnd daraufhin leben Sie wohl! Sie dürfen sich rühmen, daß ich Ihnen lange geschrieben habe; aber ich bin eben nicht stolz, obgleich niemals so viel Kaiser, Könige, Prinzen und Prinzessinnen mit einer und derselben Person in der Weise gesprochen haben, wie man es mit Ihrer Tragödin gethan hat, die sich jetzt auf einer Inspectionsreise der Majestäten befindet.“ Wir können es uns nicht versagen, an diese Schilderung die objectivere von Ludwig Schneider anzufügen. Sie ergänzt den Bericht der Rachel und flößt uns vor der Weltklugheit der Künstlerin erheblichen Respect ein. Was sie verschweigt und umgeht, ist gerade so klug wie das, was sie mittheilt. Hier die ergötzliche Beschreibung von Schneider: in dein Werke „Aus meinem Leben“ (Berlin E. Mittler und Sohn, 1879). Schneider bemerkt zu seinem Erstaunen, daß keine Bühne aufgeschlagen und die Künstlerin im Freien auftreten soll. Er schreibt nun: Ich gestehe, daß ich denn doch mit einiger Befangenheit zu der harrenden Tragödin zurückkehrte, um ihr das wenig ermunternde Resultat meiner Erkundigungen mitzu- theilen. Mit möglichster Vorsicht brachte ich ihr bei, daß weder von einer Bühne noch von einem Vcriuche dazu die Rede, noch irgend ein anderes Hilfsmittel vorhanden sei um ihre Erscheinung äußerlich zu Unterstufen. „Oommeut, su pleiu »ir? 21« oroves-vauz uns 8»!tiinolm<iue?“ Da war es heraus, das gefährliche Wort, das ich gefürchtet hatte, und das allerdings schwer zu bekämpfen war. Tic Abneigung eines jeden Schauspielers vor einer Darstellung unter freiem Himmel ist eine vollkommen begründete, und gerade «ch, der ich sie doch hier beseitigen mußte, war von ihrer Berechtigung durchdrungen. Das so verbindliche Lächeln der Gefeierten hatte einer ihrer stcchcndsten und geringschätzigsten Phüsiognomicn Plah gemacht, und sehr entschieden erklärte sie mir, daß sie sofort nach *> Sachverständige legten dem Schmucke einen höheren Verth bei und taxirten ihn auf L000 Silbccrrubel. S. Voss. Ztg. 17. Juli 1852.

Berlin zurückkehren werde, da sie nick?! die geringste Lust habe, ihren Ruf als erste Schauspielerin des IlleÄro irlmvai« durch eine „oomscli« cliainpeti'L" auf das Spiel HU sehen. Auch Sicur Raphael ger^cth in außerordentliche Aufregung und erklärte, die absolute Unmöglichkeit, das; seine Schwester aus dem Rasen spiele, — Zunächst wnrde un den unllicu oaineiÄão appellirt, der denn doch das Erniedrigende dieser Zu-rnuthung bcgreischn werde, und ich muhle daher die Zache van der diplomatischen Seite angreifen, da aus künstlerischem Standpuntie sich allerdings dem Widerspruche nicht beikommen ließ,

„Bei jeder anderen Schauspielerin wäre das allerdings ein Wagnis«: aber Sie sind unter allen Umständen Ihres Sieges gewiß! Was vermag auch die ungünstigste Umgebung gegen Ihr Genie? Im Gegcntheil wird sie nur dazu dienen, Ihr Talent noch Heller strahlen zu lassen,"

„Allon8 cloull! lisve 6<? cornnlimeutz!"

„Haben Sie aber auch überlegt, das, Ihnen dadurch eine Auszeichnung widerfährt, wie noch nie einer Schauspielerin vor Ihnen? Wäre eine Bühne da, oder wäre der Oit, wo Sic auftreten sollen, auch nur auf die unscheinbarste Art von dem Publikum getrennt, so blieben Sie die Schauspielerin, die man zur Unterhaltung des Hofes be-rufen und für ihre Leistungen glänzend hunorirt. Man würde einige Eomplinicnte an Sie lichten, dann aber fich zurückziehen, und ich Sie nach Hause begleiten müssen, wie Sic gekommen. So aber werden Zic sich inmitten einer fürstlichen Gesellschaft befinden, Sic werden wie eine Eingeladene, nicht wie eine Befohlene behandelt werden, Sic werden mit den Herrschaften Thee «linken, und man wird das Wort nn Sic richten als an einen Gast des Hauses, nicht als an eine Virluosin. Taufende werden Tic beneiden. Ich must gestehen, daß mir eine größere Auszeichnung sür eine Künstlerin noch nicht vorgekommen ist. Was wird man in Frankreich sngcn, wenn man hört, daß Sie mit den Monarchen von Preschen und Rußland Thee getrunken und nur gan; beiläufig und auf allgemeines Verlangen der höchsten Gescll'chaft in Europa einige Proben Ihres eminenten Talentcs gegeben haben?"

„Oo^S2-VON8?^,

„Versehen Sie sich in das Zeitalter Ludwigs XIV. Denken Sie an Moliörc in dcu Gärten von Versailles! Die Gcschichtc des Theaters ist stolz auf solche Vorgänge, die den Künstler adeln. Man wird Rachel neben Moliöre nennen."

„Cr<iveü'Vüu8? Hlais —"

„Haben Sic aber auch bedacht, daß der heutige Abend Ihnen zum Mindesten 30N,0t)0 Fr, einbringen kann? Wenn der Kaiser von Rußland Sic heute nicht sieht, und ich über den Grund Ihrer Weigerung berichte, so bleibt Ihnen Ruhland sür immer verschlossen, und Tic selbst haben mir ja gesagt, das; es Ihr sehnlichster Wunsch ist, in Petersburg auftreten zu können. Man wird fagcu, Sie hätte» Ihrer Majestät, der Kaiserin nicht gcfallcn, und wenn Sie nicht nach Rußland dürfen, so triumphiren Ihre Feinde,"

„,OOVLX-VOU8? I?0!U'tHut . . ."

„Aber Sic müssen sich rasch entscheiden, denn dort kommt das königliche Dampf-ichiff, und wenn die allerhöchsten Herrschaften aussteigen, muß ich meinen Bericht machen."

„Nli bion, ^« ^oueilii!" — — —

Und nun follte es an die Rccitation gehen. Das Zwielicht war fchon herein-gebrochen, und m kaum eincr Vicitelstundc muhte es völlig dunkel fein. Da Sicur Raphacl, das lebendige Stichwort, feine Repliqucn ablesen mußte, während seine Schwester frei recitirte, so war irgend eine Beleuchtung nothwendig. Glücklicherweise waren Gasglocken vorhanden, die schnell hergerichtet und in Bereitschaft gehalten wurden. Es muhte denn auch bald nach ihnen gerufen werden, denn es wurde so rasch dunkel, daß von einem Ertcnncn dcr Gesichtszug«: nicht mehr die Rede war. D»

2?>H f)au! lind au in Verlin,
wurden denn die Wachslight«: in den Glocken vor die Füße der Darstellerin auf den Kiesweg gestellt, und Sieur Naphnel gab sein Slichwort als Thesens in der linlcn Hand eine Glasglocke, in der rechten das Bück, denn er war ja nur auf den Hippolnt eingerichtet.

In dieser Umgebung gewährte das Ganze einen höchst eigenthümlichen Anblick. Unmittelbar unter den Fenstern des Schlosses saßen nn dem noch gedeckten langen Tliectischc die Damen. Daneben standen die Monarchen, nur durch den Kiesweg von dem Theater im Freien geschieden. Als Loulisscn und Hinterwand dieser Bühne dicht gedrängt ein enger Hreis von Generalen, Diplomaten, Ministern, Hofherrcn, dahinter murmelten die kleinen Rasenfontainen, und mitten in diesem wunderbaren Bilde die schwarze Gestalt der Künstlerin in der ganzen Ekstase ihrer Kraft, ganz losgchoben von der fast tomischen Hilfe ihres Brndcrs, der mit dem Lichte in der Hand die Zwischcnrcden »blas. Wie sie sich bewegte, war sie bald grell beleuchtet ven den, flackernden Windlichtern da vor ihr auf dem Kieswege, buld verschwand ihr Gesicht im Dunkel, wenn sie einen Schritt über den Kreis hinaustrat, bis wohin die Radian deK Lichtscheins drangen, — So zahlreich und belebt die Versammlung war, so lodtcnstill wurde sie, so nlbemlos lauschte sie. Tic Rachel feiert,' in der That einen Triumpli, der ihr gewiß selbst unvergeßlich geblieben ist. Niemand vermißte das Beiweil, sc» sein Fehlen war recht eigentlich dc^ Reiz des seltsamen Vorgangs.

Fast dreiviertel Stunden dauerte das Spiel, und es halte sehr viel länger dauern können, da Niemand Lrmüidung fühlte: aber die uncmsgcsclM Anstrengung der Künstlerin wurde endlich sichtbar. Ter König sprach ihr hieraus seine nngeheilte Zufriedenheit aus, der Kaiser redete sie an und zeichnelc sie nnf jede Weise aus, die Königin und die Kaiserin richteten freundliche und ehrende Worte an sie. Obgleich sehr angegriffen, war die Rache! in der fröhlichsten Laune und von bin-reißender Licbcnswürdigkeit, Immer wieder dankte sie mir, daß ich ihre kindischen Bedenken — so nannte sie es fclbst — besiegte. Ich niusste ihr snmmtliche fürstliche Personen nufschreibcn, welche nnf dcr Pfaneninsel anwesend gewesen waren, und aus-der Ei!c, mit der Sicur Rnphacl sich des Papiers bemächtigte, glaubte ich auf einen baldigen Abdruck desselben in einer französischen Zeitung rechnen zu können.

«

Rachels Briefe aus Rußland sind in demselben vergnügten Ton gehalten wie ihr Brief aus Berlin. Tic Künstlerin steht auf dcr Höhe ihres Ruhms, sie ist glücklich. Ihre Gesundheit, die freilich niemals eine allzutriiftige gewesen, ist doch zur Zeit noch zufriedenstellend: sie leidet nicht. Sie häuft Ehren auf ihr Haupt und sammelt Schätze. Aber es ist ihr immer noch nicht genug! Sie vernimmt uon dem Triumphzuge der Jenny Lind in Amerika; sie hört, daß dicsc Künstlerin in vcrrhältnißmäßig kurzer leit ein ungeheures Vermögen in der neuen Welt angesammelt hat. Tas läßt ihr keine Ruhe. Sie muß ebensoviel verdienen, wo möglich noch mehr! Sie überwirft sich mit ihren alten Freunden, sie sagt sich los von der eigentlichen Stätte ihres Ruhmes, vom 1'idütre liAn^ai«; ihr Bruder stellt eine Gesellschafterin zusammen, und Rachel geht nach Amerika.

Tic Einnahmen entsprechen auch nicht im entferntesten den Hoffnungen, die sich Rachel gemacht hatte. Tie Anstrengungen sind furchtbar,' sie bricht zusammen. Ter Contract muß gelöst werden, und mit einem moralischen und materiellen Teficit endigt diese traurige Campagne. Krank und gebrochen

Rachel. 235

und ärmer als sie fortgegangen wnr, kehrt Rachel heim, nnd die verlorene Kraft soll ihr nicht wiederkehren.

In welcher Stimmung sie sich nach dem Scheitern des amerikanischen Unternehmens befand, das mag mau aus dem folgenden Briefe ersehen, den sie in dem Augenblicke, als sie Paris verlassen und nach Cannes gehen will, an einen Freund richtet:

„Lieber Freund!

Ich bin sehr trank. Ich rüste mich zur Abfahrt. Zwar noch nicht für das Jenseits, aber für ein besseres Klima, wo ich die Hitze, die hier fehlt, finden soll. Mein Gemüth ist ebenso angegriffen wie alles Uebrige; in, meinem armen Körper muß Alles ausgebessert werden, wenn es noch Zeil dazu ist. Mir ist bisweilen zu Muthe. als ob die Nacht plötzlich hereinbreche, und ich fühle eine große Leere in meinem Kopf und in meinem Verstände. Alles erlischt mit einem Male, nnd Ihre Rachel bricht bewußtlos zusammen. Ach, das arme Ich. — das Ich, auf das ich so stolz war, vielleicht zu stolz! — es ist heute so hinfällig und schwach geworden, daß herzlich wenig davon übrig geblieben ist. Dieser Brief soll Ihnen also Lebewohl sagen, lieber Freund, ein Lebewohl, das die Entfernung Ihnen verbietet von mir zu holen, wie sie es verhindert, daß ich es Ihnen bringe. Ach, lieber Freund, wie viel Trauriges hat sich seit unserm letzten Zusammentreffen in meinem Lebe» ereignet, und eine wie grausame Reise liegt hinter mir. Ich kann davon noch gar nicht sprechen, ohne Thränen zu vergießen und ohne mir zu sagen, wie schrecklich die Enttäuschungen, die meiner dort harnten, für mich gewesen sind, und wie sie das entsetzliche Leiden, das mich verzehrt, so plötzlich wachgerufen haben! Konnte ich aber auch denken, daß dies Unternehmen, das ziemlich glücklich angefangen, ein fo tragisches Ende nehmen würde? Und daß es gerade zur Stunde, da dessen Erfolg gesichert erschien, so schmählich scheitern mußte? Und dieses unbarmherzige leiden, dieses Nessustleid, das ich nicht abreiße» kann, — wie leicht hätte ich dies Leid beschwören können! Aber ich hatte zn großes Vertrauen zu meiner physischen Kraft und zu meinem gute» Stern, und ohne irgend welche Vor--ficht anzuwenden, bin ich dahingerast ans dem Wege ohne Ende, von New-Iork nach Havannah, der letzten Etappe meiner todbringenden Irrfahrt! Ich muß mich wirklich frage», lieber Freund, ob ich lebend ans dem Lande heimkehren werde, nach dem ich jetzt gehe, und ob der liebe Gott Mitleid mit mir haben wird, der Meinen wegen, wegen meiner armen und theuren Kinder, wegen nieiner Freunde, oder ob er mich zu sich ruft. Leben Sie wohl, lieber Freund! Dies ist vielleicht der letzte Brief, den ich Ihnen schreiben werde. Sie haben Rachel in ihrem Glänze gekannt, Sie haben sie in ihrem Luzus und auf der Höhe des Ruhmes gesehe», Sie haben ihr in den Tagen ihres Triumphes Beifall zugeklatscht —ach, Sie würden sie heute nur mühsam wiedereikcunen, in diesem fleischlosen Gespenst, das aus ihr geworden ist, und das sie unaufhörlich mit sich herumschleppt!"

f>aul liüdan i,i Berlin.

In Cannes bezog Rachel eine Wohnung in der Villa des Professors

Sardou, des Vaters des damals noch unbekannten Dichters Victorien.

Im October 1857 zog sie dort ein. Ihr Zustand war hoffnungslos: sie

selbst gab sich keinen Täuschungen darüber hin. Ihre Qualen wurden immer

unerträglicher: sie fühlte, wie mit jedem Tage ihre Kräfte fchwanden. Sie

war schwermüthig, und nur selten vermochte die Erinnerung an die glück-

lichen Tage ihr eine freudigere Stimmung zu geben. Ihre Schwester Sarah

war als Pflegerin bei ihr. Rachel sprach nur wenig und fast nur von

ihren Kindern, ihren Eltern und ihren Geschwistern. Am 22. December

schrieb sie einen ihrer letzten Briefe, und sehte das Datum des 1. Januar 1856

darauf. „Ich nehme ein spateres Datum," sagte sie, „denn es kommt mir

vor, als ob ich gezwungen wäre, bis dahin zu leben." Am 1. Januar 1858

schrieb sie ihren letzten Brief an Emil de Girardin:

„Ich begrüße Sie herzlich zum neuen Jahr. Ich glaubte wirklich

nicht, daß ich Ihnen noch im Jahre 1858 meine aufrichtigsten und herz-

lichen Grüße übersenden konnte."

An den beiden folgenden Tagen dictirte sie mit großer Schwierigkeit und

mit mehreren Unterbrechungen einen ausführlichen Brief au ihren Vater, in

dem fic wegen ihres Nachlasses Bestimmungen traf. Sie starb in der Nacht

vom 3. zum 4. Januar, während die Priester ihres Glaubens, die Sarah

herbeigerufen hatte, an ihrem Bette die Tudtengesänge sangen und sprachen, in

welche Rachel sterbend einstimmte.

Preußen in Kurhessen.

Erinnerung eines alten Offiziers an die Preußische «Lrpedition in Kurheffen im Norember und Veceuiber ^8 50.

ic Ereignisse, und namentlich die militairischen, deren Schauplatz vor nunmehr dreißig Jahren das Kurfürstenthum Hessen war, sind durch die späteren Ereignisse und Kriege von 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und zuletzt 1870/71 gegen Frankreich dergestalt in den Hintergrund zurückgedrängt worden, daß sie sooft der Vergessenheit anheimgefallen sind. Erst die im Laufe des Frühjahrs 1880 erschienene Schrift: „Berlin und Petersburg“ hat das allgemeine Interesse an den Beziehungen Preußens und Deutschlands zu Rußland wiederholt geweckt, und bis in die jüngstverflossenen Tage sind dieselben abermals Gegenstand der Besprechung in den Tagesblättern aller politischer Farben geworden. Es sind aber nicht die politischen Beziehungen Preußens und Rußlands allein, welche in der genannten Schrift einer Beleuchtung unterzogen werden, sondern auch das Verhältniß beider Staaten zu Österreich wird mit in die Betrachtung hineingezogen, da ja gerade diesem Staate in Bezug auf die Angelegenheiten Deutschlands eine Hauptrolle zufällt. Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei auch hingewiesen wird auf die Ereignisse von 1850 in Kurhessen, und namentlich auf die Besetzung dieses Landes durch ein preußisches Corps einerseits und durch ein öfter» leichisch-bayerisches, sogenanntes Bundes-Executionscorps andererseits, da Rußland in erster Linie dabei betheiligt war; denn Rußland und sein gewaltiger Selbstherrscher Kaiser Nicolaus waren es ja, deren angeblich conservative Politik damals glaubte sich in die deutschen Angelegenheiten einmischen zu müssen, und zwar entschieden im Gegensatz zu denjenigen Bestrebungen, welche Preußen zu jener Zeit an den Tag gelegt hatte zur Einigung Deutschlands.

Vor dreißig Jahren war aber die Lage der Dinge in Deutschland eine ganz andere als heute. Ter alte Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich über die Hegemonie in Deutschland trat wieder in den Vordergrund, nachdem derselbe seit dem verhängnißvollen Jahre 1848 eine für Preußen günstigere Wendung genommen zu habe» schien, sobald Oesterreich, mit russischer Hilfe aus der Neuolulion Ungarns befreit, wieder zu Kräften getomnien war. Von denjenigen deutschen Fürsten verlassen, welche sich zunächst der nach höheren Zielen strebenden deutschen Politik Preußens angeschlossen hatten, stand dasselbe zu dieser Zeit fast isolirt. Die energische Durchführung dieser Politik und das thatträftige Fortschreiten auf dem betretenen Wege zu dem vorgesteckten Ziele wurden gehemmt und scheiterten sowohl in Folge der Schwankungen und Meinungsverschiedenheiten in den leitenden Kreisen selbst, ols durch den Kampf der politischen Parteien im Lande und in den Kammern, und jedes der seit 1848 an die Spitze der Regierung getretenen verschiedenen Ministerien stellt,.' ein neues Progiamm auf, um das Ziel zu erreichen. So war der von Preußen beanspruchte und angebahnte deutsche Nerrif nach und nach fast zu einem Schattenspiel geworden, und von der Wiederherstellung eines „Deutschen Reiches" wollte man nichts mehr hören; diejenigen aber, welche diesen« Gedanken treu blieben, wurden nicht nur als Feinde Preußens betrachtet, sondern das Beharren auf der früher betretenen Bahn schier als Hochverrat!» verdammt. Hatte doch das deutsche Parlament in Frankfurt die weitgehenden Grundrechte und die Verfassung des angestrebten Deutschen Reiches in freisinnigsten Zügen festgestellt nnd — nach der Ansicht dieser maßgebenden Kreise - es sogar gewagt, dem Könige von Preußen die mit „demokratischem Oel" gesalbte erbliche deutsche Kaiseitrone anzubieten. Zu dieser Zeit war es, wo Kaiser Ricolaus sein politisches Uebergewicht geltend machte und sich für berufen hielt, Preußen in die alten Bahnen vor 1848 zurückzuleiten. Er hatte Oesterreich gerettet und „Ungarn lag zu des Zaren Füßen", wie General Paslewitsch gemeldet hatte; jetzt wollte er vermeinte er auch Preußen zu retten*). Dies tonnte aber nur geschehen unter Begünstigung der Bestrebungen Oesterreichs zur Rückkehr und Wieder» Herstellung des „Deutschen Bundes"; Oesterreichs deutsche Wagschale sant mehr und mehr und diejenige Preußens, von Tag zu Tag leichter werdend, schnellte hoch empor; Preußen mußte nachgeben. Wohl ist Verfasser diefer Erinnerungen daher berechtigt, die Worte des frommen Aeneas: „Inlmu1,!lu ll«^ina, jul)L8 i'ßnvaro clolmcin" zu gebrauchen, denn „unsäglich" war der Schmerz, der die Brust jedes Patrioten durchzuckte über die Demüthiguug, welche Preußen vor dreißig Jahren erlitt. Welch ein anderes Bild steht heute vor unserm Auge! Preußen hat ssch von der damaligen Niederlage nicht nur ermannt, sondern ist, gleich dem ') Wie uns der »erstorbene Hofrath Schneider in seinen Aufzeichnungen erzählt, halte ihm Kaiser Nicolaus gesagt: „Wir beide sind jetzt noch die einzigen Preußen".

Preußen in Kurhessen». 239

Phönix aus der Asche, zu neuer Blüthe emporgestiegen. In den Kämpfen von 1864, 1866 und 1870/71 hat es gezeigt, was es vermag, wenn ernster Wille und vollständige Uebereinstimmung zwischen Regierung und Volk vorhanden sind. Das Wort: „die deutsche Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde erworben werden“, ist zu voller Wahrheit geworden, denn heute steht Preußens König als Deutscher Kaiser an der Spitze des wiedererstandenen Deutschen Reiches, welches ein ganz anderes ist, als das weiland heilige Römische Reich deutscher Nation und der auf dem Congresse zu Wien ausgeklügelte Bundesstaat. Im stolzen Königsschlosse von Versailles haben die deutschen Fürsten freiwillig die deutsche Kaiserkrone unserem König Wilhelm dargebracht und seiner stinken Hand die Führung in Deutschland vertrauensvoll übertragen. Ein vom deutschen Volke frei gewählter deutscher Reichstag verhandelt in Preußens Hauptstadt über die Angelegenheiten des Gesamtvaterlandes, im directen Gegensatz zu dem ehemaligen Reichstage zu Regensburg, der zuletzt nur ein Spielball in der Hand mächtiger Nachbarn geworden war, und zu dem selig entschlafenen Frankfurter Vöndestag, dem der scharfe spottende deutsche Humor ja die Schlafmütze als Emblem zuerkannte. Durch die neuesten Verträge sind die Beziehungen zwischen dem von Preußen geführten Deutschland und dem Österreichischen Kaiserstaate mehr und mehr befestigter und intimer geworden, so daß das Deutsche Reich nach allen Seiten hin etwa zu erwartenden Verwickelungen mit Ruhe entgegensehen kann. Heute ist Rußland zu der Erkenntniß gekommen, daß seine frühere Einmischung in die deutschen Angelegenheiten nicht mehr am Platze ist. Unter solchen Verhältnissen scheint es nicht unangemessen zu sein, einen Rückblick zu werfen auf die Zustände in Deutschland vor dreißig Jahren, und insbesondere auf die damalige Expedition eines preußischen Armeecorps in Kurhessen. Wenn auch dieser militärischen Action die Bezeichnung als „Feldzug“ nicht zugestanden werden darf, so hat es doch den dabei Theiligten an Strapazen und Mühseligkeiten eines allerdings nur kurzen Feldzugs wahrlich nicht gefehlt.

Die politischen Beziehungen dieser Episode aus der Geschichte Preußens und Deutschlands sind schon zu jener Zeit und später in historischen Schriften, Broschüren, in den öffentlichen Blättern und in den Kammern vielfach ausführlich erörtert und be- und verurtheilt worden, je nach dem jedesmaligen Parteistandpunkte des betreffenden Autors, Redners oder Reporters, dem man Rechnung tragen muß, um zu einem unparteiischen Urtheil zu gelangen' hier können dieselben an einschlagender Stelle nur kurz angedeutet werden. Ganz anders verhält es sich in Betreff der iniliterischen Beziehungen, über welche sowohl damals als späterhin viele durchaus irrigere Meinungen und Ansichten in, Publikum verbreitet worden sind, während das Svecielle und allein Richtige bisher ziemlich in Dunkel gehüllt blieb. Einzelne Broschüren aus jenen Tagen, wie z. B. „Der Kriegsminister in der letzten Krisis“ (als deren Verfasser man damals den Frhrn. Georg u. Vincke

2^0 Preußen in Urbessen.
vermuthete) und die widerlegende „Beleuchtung" derselben (von v. C.) und verschiedene andere, brachten zwar theils richtige, theils falsche Angaben über die militairischen Anordnungen und Ereignisse in Ahrhessen, aber in ihrem vollständigen Zusammenhange sind dieselben bisher noch nicht veröffentlicht worden. Damals waren es namentlich die mehr oder weniger demokratischen Zeitungen, und ganz besonders die Witzblätter, „Kladderadatsch" u. dgl., welche diese Gelegenheit bereitwilligst benutzten, um ihr Licht leuchten zu lassen und die Geißel ihres Spottes zu schwingen über die Vorgänge in Hessen. Nie „Völkerschlacht von Bronnzell", nebst dem bekannten „Schimmel" und den „beiden Paletots" finden wir noch lange nachher als stehende Figuren in Wort und Bild reproducirt in stets neuen Wendungen. Indem Verfasser es nun unternimmt, dem freundlichen Leser in wahrheitsgetreuer Darstellung den Beginn, Verlauf und Ausgang dieser anfangs so entschlossen geplanten und begonnenen, aber zuletzt so niederdrückend beendeten militairischen Actio» in Thürhessen zu schildern, wobei es sich, streng genommen, der Hauptsache nach doch nur darum handelte, ob Preußen oder ob Oesterreich die Führung in Deutschland in der Hand behalten werde, muß er sich vorher noch kurz über die Quelle» aussprechen, aus welchen er dabei geschöpft hat. Zunächst sind es Privatbriefe des verstorbenen General v. Voigts-Rhetz, der damals als Major und Chef des Generalstabes bei dem Corps des General Grafen Groeben fungirte, mit tagebuchartigen Aufzeichnungen, aber mit der seinen Freunden bekannten scharfen, humoristisch-satirischen Feder des Schreibers angelegt, weshalb er es dem Empfänger zur Pflicht machte, dieselben nach geschehener Lesung zu vernichten. Dies ist geschehen, aber nicht, ohne daß vorher einige Notizen über Thatfachen gemacht worden sind. Eine andere Quelle floß aus Briefen und mündlichen Mittheilungen des 1846 in Böhmen an der Cholera verstorbenen General v. Clanfowitz, damals Generalstabs-offizier bei der Division des Fürsten Nadziwill. Ferner dienten als Quelle noch viele schriftliche und mündliche Angaben verschiedener Theilnehmer an der Expedition, und endlich die eigenen Wahrnehmungen des Verfassers, der Gelegenheit hatte, viele authentische Schriftstücke einzusehen. Sollte der „Beweis der Wahrheit" in juristischem Sinne zu führen sein, so würden die Acten des Kriegsministeriums und der Telegraphen-Verwaltung dazu hinreichendes Material stellen können, wie nicht minder diejenigen Aufzeichnungen, welche sich unbezweifelnd in den hinterlassenen Schriftstücken des verstorbenen Grafen Groeben befinden müssen. Mögen nachstehende Rückblicke den noch lebenden Theilnehmern an der Expedition eine Erinnerung sein an die mitunter sehr schweren Tage; Allen über mögen sie ein Trost sein, daß bei der heutigen politischen und militairischen Verfassung Preußens und Deutschlands ähnliche Zustände nicht wieder vorkommen können!
Geschrieben im November 1880.

Preußen in Kurhcschn, 2<^

I,
Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten dein Frankfurter Bundestage ein schnelles und unerwartetes Ende gemacht. Ein in Frankfurt zusammengetretenes Vorparlament sollte für Deutschland eine neue Verfassung einleiten, welche durch eine zu berufende allgemeine deutsche Nationalversammlung gewählter Abgeordneter aller Staaten des weiland deutsche» Bundes in Frankfurt berathcn und festgestellt weiden sollte. Weit entfernt, den bcab« sichtigten Zweck zu erreichen, wurde dieses deutsche Parlament bald durch innere Parteistreitigkeiten in seinen Meinungen derartig zersplittert, daß ein Resultat um so weniger erwartet werden konnte, als der alte Gegensatz zwischen Preußen und Oestcrreich über die Hegemonie in Teutschland jedem Streben »ach dem erhofften Ziel — Einigung Deutschlands — hindernd entgegentrat. Die durch Parlamentsbeschluß vom 28. März 1849 dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I V., zuerkannte »nd durch eine Deputation des Parlaments i» Berlin angebotene erbliche deutsche Kaiserkrone hatte der König zwar nicht bestimmt abgelehnt, aber doch an die Annahme Bedingungen geknüpft, auf welche das Parlament glaubte nicht eingehen z» tömien, welches jedoch die gleichzeitig festgestellte Verfassung des Reiches u»d die Grundrechte als zu Recht bestehend «»erkannte.

Ter Gedanke einer Einigung Deutschlands in der Form eines Bundesstaates durch freiwillige Einigung der Fürsten unter der Führung Preußens wurde vom Könige festgehalten und weiter verfolgt. Dies führte zunächst zu dem Dreilönigsbündniß (Preußen, Sachsen, Hainwvcr) vom 26. Mai 1849. Preußens Plan richtete sich auf eine Union der deutschen souveränen Fürsten und der .Honig erließ Einladungen dazu nach Berlin, auf welche hin auch mehrere der Fürsten dort erschiene». Es wurde die Vcrufuug eines Unions-Parlllineiits zur Berathn»g einer von Preußen vorgelegten Verfassung beschlossen; als aber dieses Parlament endlich im März 1850 in Erfurt zusammentrat, sagte» sich Haimover u»d Sachsen von dem Bündnisse vom 26. Mai los, so daß Preußen nur auf die Betheiligung einiger deutscher Souveräne dritte» Ranges beschränkt blieb, da Bayern und Württemberg ebenfalls von der U»io» »ichts wiffe» wollten. Der Erfurter Unionstag verlief demnach ohne greifbares Resultat.

Inzwischen hatte Preußen die politischen Wirren ini Innere» »nd die Opposition seiner Kammern mit fester Hand bewältigt, und die Aufstände in Dresden, am Rhein und in der Pfalz, welche sich angeblich auf die deutsche Vcrfaffung stützten, wie das Frankfurter Parlament dieselbe festgestellt hatte, mit Waffengewalt unterdrückt. I» Baden schlug der Prinz von Preußen mit zwei preußischen Corps (Hirschfeld und Groeben) u»d einem deutschen Reichscorps (Peucker) die Revolution zu Boden und setzte den Großherzog wieder auf den Thron. Das Großherzogthum blieb von einem preußischen Corps (Lchrccckenstein) besetzt und die aufgelösten badische» Regimenter sollten Noid in,» Lud. xxm. ü». 17

24? strengen in Uurhcsseü.

zu ihrer Reorganisation nach Preuße» geführt werden. Weniger günstigen Erfolg hatte der gleichzeitig mit preußischen und deutscheu Rcichstruppen unternommene Feldzug in Schleswig-Holstein, wo Preußen, nicht ohne Einwirkung Rußlands, sich veranlaßt fand, den 10. Juli 1849 einen Waffenstillstand mit Dänemark abzuschließen mit Anknüpfung von Friedenspräliminarien.

Oesterreich hatte zwar gegen den Beschluß des Frankfurter Parlaments vom 28. März Protest erhoben, war jedoch zur Zeit durch den Aufstand in Ungarn und den Krieg in der Lombardei und Piemont zu sehr in Anspruch genommen, um thätig dagegen einschreiten zu können. Mit Neid betrachte: es die Erfolge der preußischen Waffen in Baden, wodurch das Anscheu Preußens in Teutschland mehr und mehr anzuwachsen drohte. Testo eifriger aber suchten der Reichsveiweser, Erzherzog Johann, und die Anhänger Oestcrreichs in Frankfurt den preußischen Bestrebungen entgegen zu wirken. Als nun der Krieg in Italien beendet und der Aufstand in Ungarn mit Hilfe einer russischen Armee unter Pastewitsch niedergeworfen war, wurde die deutsche Politik wieder mit größter Energie aufgenommen. Die Bestrebungen richteten sich zunächst dirccr gegen das Drcitönigsbündniß, die Union und das projectirtc Erfurter Parlament, vorläufig »och in diplomatischen Unterhandlungen, welche dahin fühlten, daß Oesterreich und Preußen den 10. September 1849 sich über das sogenannte Interim vereinbarten, wonach bis zum gänzlichen Nnstrag der Frage eine Bundescomniission zur Verwaltung der Bundesangelegenheitcn gebildet wurde. Mit dem 20. Tecember 1843 begann die Thätigkeit dieser Eommission, wozu Preußen den gewesenen Rcichskricgsminister, General v. Pcucker, delegirte. Hiermit begnügte sich aber Oesterreich noch nicht, denn seine Ziele lagen weiter. Nach uud nach wußte es die deutschen Fürsten von der Union abwendig zu machen und zu sich hinüber zu ziehen. Ter im Mai 1850 nach Berlin zusammenberufcne Fürstencongreß hatte keinen Effect, Oesterreich aber wirkte für Wiederherstellung des alten Bundestages, auf welchem es ja bisher die Hauptrolle gespielt hatte. Tie im Kurfürstenthum Hessen ausgebrochenen Confticte zwischen den Ständen und der Regierung unter Hassenpflug boten dazu ciue willkommene Veranlassung, da der Nurfürst die Bnndeshilfe beanspruchte und dabei von vielen deutsche» Fürsten unterstützt wurde.

Am 1. September war nnter Österreichs Führung der Bundestag in Frankfurt wieder zusammengetreten, wurde jedoch von Preußen nicht anerkannt. Als nun diese »ene Bundesversammlung durch Beschluß vom 21, September sich anschickte, in Kurhesscn einzuschreiten, um dort, wie der Beschluß sagte: „Tie gestörte monarchische Autoriwt wieder herzustellen', wo doch nirgendwo die öffentliche Ordnung durch gewaltsames Auftreten gestört worden war: als feiner zu diefem Ende Bayern mit der Execution betraut, und die Bildung eines Executionscorps an der südlichen hessische» Grenze angeordnet wurde, konnte Preuße» nicht müßiger Zuschauer bleiben.

Preuße» in Rurhessen. 2H5

Unter den obwaltenden politischen Verhältnissen durste und tonnte die preußische Regierung sich dem nicht aussetzen, daß das Einrücken eines Truppencorps in Hessen, unter thalsächlichcr Führung Oestcrreichs, die Verbindung zwischen den ostlichen und westlichen Provinzen Preußens unterbreche, welche nur allein auf den vertragsmäßig feststehenden Etappenstraßen offen erhalten werden konnte. Hier kamen dabei die sogenannten südlichen Etappenstraßen: über Vacha, Hersfeld, Alsfeld, Gründern, und Gießen nach Wetzlar und die S traße über Witzeuhausen und Kassel nach Warburg, zur Geltung, soweit dieselben kurhessisches Gebiet berührten. Diese Frcihaltung der Etappenstraßen gab für Preußen den ostensibeln Grund zu dem bald entstehenden Eonflict, der jedoch tiefer lag, wie aus Vorstehendem leicht zu ersehen ist.

Tic lusllmmenziehung bayerischer Truppen an der hessischen Grenze veranlaßt? nun die preußische Regierung zu gleichen Maßregeln. Drei schwache, unmobile Divisionen, aus Regimentern verschiedener Armeecorps zusammengesetzt, in der Stärke von je 4500 Mann mit je 14 und 16 Geschützen, im Ganzen 24 Bataillone, 20 Schwadronen, 44 Geschütze, 13,500 Mann, wurden bestimmt, möglichst nahe der kurhessischeu Grenze sich zu versammeln, und zwar:

1) die Division des General-Lieutenant Fürsten Wilhelm Radziwill:

7 Bataillone, 8 Schwadronen, 16 Geschütze, bei Erfurt;

2) die Division des General-Lieutenant von Bonin, 7 Bataillone,

4 Schwadrunen, 14 Geschütze, aus denjenigen Truppen bestehend,

welche bereits im Sommer bei Kreuznach und Wetzlar zusammengezogen waren in Folge der Weigerung des österreichischen Gouverneurs der Bundcsfestung Mainz, die zu ihrer Reorganisation nach Preußen maischircnden badischen Regimentcr Yassiren zu lassen, coucentrirte sich im Kreise Wetzlar:

3) die Division des General-Lieutenant v. Tietzcn, 7 Bataillone,

8 Schwadronen, 14 Geschütze, in Eantonuirungen bei Paderborn,

Höxter und Marburg*).

Diese ursprüngliche Zahl der Truppen wurde später noch verstärkt durch Regimentcr, welche in Folge des mit Dänemark am 2. Juli abgeschlossenen Friedens auf dem dortigen Kriegsschauplätze verfügbar wurden; es war dies eine nm so willkommenere Verstärkung, da diese Abteilungen sich noch im mobilen Staude befanden. Gegen Mitte October wurde der commandircnde General des ?. Armeecorps, General der Cavallerie von der Groebcn, nach Berlin berufen und ihm der Oberbefehl über die obengenannten drei Divisionen übertragen. Die speciclle Instruction, welche er dort durch den Kriegsministcr, General von Stockhauscn, erhielt, wies ihn an: „Bei eintretendem Einmarsch der Bayern in Kurhcssen ebenfalls fofurt die Grenze
) Anlage 1. Nachwelsung der Truppen.

2H^ Preußen in Uürbessen.

zu überschreite», de» Bayern i» der Besetzung von Fulda wenn möglich
zuvorzukommen, und dann die Avantgarden auf den Straßen nach Hanau und
nach Bruckenu vorzuschieben, soweit es angehe, jedoch jeden Zusammen-
stoß mit de» bayerischen Truppen zu vermeiden" :c. Da es sich
also hier zunächst um ei» möglich schnelles Ergreifen von Fulda handelte,
befahl Graf Groeben der Tiuision Radziwill, sofort von Erfurt aufzubrechen
und in Eisenach, Vacha und Buttlar enge Ea»ton»irungc» zu beziehen, im
Großherzogthum Weimar, wozu Preußen in Folge der abgeschlossenen Etappcn-
cc>»ve»tion berechtigt war. General von Bonin erhielt den Befehl, seine
Tivisio» so enge als möglich bei Wetzlar zufl»inic»zuziehen und in steter
Marschbereitschaft zu halten; General von Tietzcn wurde angewiesen, seine
Tivision in engen Ccmto»»irungen bei Marburg zu vereinigen.

Ten 21. Octobrr ctablirte Graf Groeben sein Hauptquartier in Eifenach.

Hier erhielt er ei» Telegrawm des General von Peucker, der noch in Frank-
furt war, welches die Mittheilung machte, daß die Bayern sich längs der
hessischen Grenze nach Algcnu, Orb, Lohr und Gcmündcn ausdehnten,
ferner, daß das i» Frankfurt stehende österreichische Jäger-Bataillon 3cr. 14
auf Aschaffenburg dirigirt sei, daß in Bayer» die Einziehung der Reserven
besohle» worden, um das sogenannte Bundes - Exccutiouscorps auf
25,000 Ma»» zu Inmgcn, und eudlich daß der Königlich Bayerische General
der Eavnlleir, Fürst Karl Tbcodor von Thurn und Taxis den Oberbefehl
übernommen habe, tum der österreichische Glheimc Math Graf von Nechberg
als Civil'Conümsscir von Seiten des deutschen Bundestages beigegeben sei.
Tiefe Nachrichten mußte» de» Gräfe» Groeben überzeugen, daß ein
Vormarsch dieses Ereculionscorus in nächster Aussicht stehe. Ter Marsch
konnte allen Voraussetzungen nach nur auf Fulda gerichtet sein, desfen Be-
setzung ja, nach den erhaltenen Instructionen, die zunächst liegende Aufgabe
des preußischen Corps war. Ta die Tivision Radziwill aber allein zu
schwach erschien, um Fulda halten zu tonnen, wenn es auch gelingen sollte,
diese Stellung vor Ankunft der Bayern zu erreichen, so schickte Graf Groeben
sofort dem General von Vonin telcgraphifch den Befehl, den 23. October
sich mit seiner Tiuision in Marsch zu setzen und auf der Etappenstraße über
Grüuberg (d. 23.), Alsfeld (d. 24.). Hersfeld (d. 25.) nach Verla (d. 26.)
im Wcimarischen zu marfchiren, von wo aus er sich zu jeder Zeit auf dem
kürzesten Wege mit der Division Radziwill vereinigen konnte. Zu gleicher
Zeit verlegte Graf Groeben den 22. Octobcr sein Hauptquartier von Eisenach
nach Vacha, um der hessischen Grenze näher zu sciu.

General von Bonin trat den 23. Octobcr unter Zurücklassung eines
Bataillons uud einer Schwadron bei Wetzlar den Marsch an, der jedoch
sogleich große diplomatische Verwickelungen zur Folge hatte, Grüuberg und
Alsfeld liegen im Großherzogthum Hcsfe», und schon am 23. October Abends
lief in Vacha ein Telegramm des Kriegsministers von Stockhausen ein,
worin dieser, auf Grund einer Tepcschc des Königlichen Geschäftsträgers von

spreußen in Kurihessen, 2^5

Thiele in Frankfurt, empfahl, die Heranziehung der Division Bonin noch auszusehen. Tiefe hatte bereits Grünberg erreicht; einen Befehl zum Rückmarsch nach Wetzlar erachtete aber Graf Groeben für unzulässig, da derselbe von nachtheiligster Wirkung sein würde, nicht nur auf den Geist der Truppen, sondern auch auf die ganze Stellung, welche Preußen in diesem Augenblicke in Teutschland glaubte aufrecht halten zu müssen. Er schlug deshalb umgehend auf telegraphischem Wege sowohl dem Kriegsminister als dem Herrn von Thiele vor, die Division, welche den 24. Alsfeld erreichen sollte, dort stehen zu lassen, bis die angeknüpften diplomatischen Verhandlungen mit der Großherzoglich Sarmstädtischen Regierung zu einem bestimmten Resultat geführt hätten; General von Bonin erhielt daher die Weisung, den 25. October in Alsfeld vorläufig stehen zu bleiben. Diese Anordnung war für eine etwa nöthig werdende Operation auf Fulda von militärischer Wichtigkeit, da die Division in Alsfeld eine sehr vortheilhafte Flankenstellung einnahm. Sie rief aber bei der Großherzoglich Hessischen Regierung entschiedenen Widerspruch hervor, und der Telegraph hatte große Arbeit, um alle sich kreuzenden Depeschen zwischen Frankfurt, Sarmstadt, Berlin und Vacha zu bewältigen. Dazu kam noch, daß durch das Berühren der Etappe Hersfeld ein Betreten des hessischen Gebiets durch die preußischen Truppen schon jetzt eingetreten wäre, was ja vermieden werden sollte. Die Verhandlungen führten endlich zu dem Resultat, daß die Division den Marsch fortsetzen und mit Bewilligung der kurhessischen Regierung auch „im möglichst schnellen Durchmarsch“ die Etappe Hersfeld passieren könnte. Dies wurde in Folge einer vom Kriegsminister eingegangenen Depesche vom Grafen Groeben sofort durch einen nach Alsfeld gesendeten Offizier zur Ausführung gebracht und die Division Bonin rückte den 27. und 28. October ins Weimarsche ein, wo sie von Vacha bis Eisenach dislocirt wurde.

Inzwischen hatte Graf Groeben den 26. October sein Hauptquartier von Vacha nach Eisenach zurückverlegt, da die Telegraphenleitung mir bis Eisenach ging und die Beförderung der Depeschen von dort nach Vacha und zurück durch aufgestellte Bricfrelais immer noch viele Zeit in Anspruch nahm. Es war dies um so fühlbarer, da die Depeschen von allen Seiten sich drängten und namentlich die Weisungen aus Berlin, — oft drei bis vier täglich — eine schnelle Beantwortung erforderten. Eine neue Instruction des Kriegsministers, den 27. October durch einen Offizier des Kriegsministeriums überbracht, bestimmte abermals, „daß die Besetzung Fuldas vor den Bayern zu erstreben sei; sollte dies aber nicht gelingen, so müsse der Versuch gemacht werden, die Bayern durch Einnahme einer Flankenstellung zur Räumung der Stadt zu veranlassen, jedoch unter bestimmter Vermeidung jeden Angriffs; sollte in Folge dieser Demonstration Fulda nicht geräumt werden, so sei bei Hinzunahme Stellung zu nehmen, gelänge es aber die Bayern aus Fulda hinauszumaneuvriren, so sollte die Stadt besetzt und zur Verteidigung vorbereitet werden; den abziehenden Bayern sei dann mit Vortruppen in

2H6 Preußen in Kurbessen.

Entfernung einer Schußweite bis auf eine Meile zu folgen und Vorposten auszusehen! jeder Angriff von bayerischer Seite müsse dagegen energisch zurückgewiesen werden" ?c. Graf Groeben hielt es für nöthig, in dem Antwortschreiben an den Kricgsministcr darauf aufmertsam zu machen, das; er bei der befohlenen Demonstration, wenn die Bayern Fulda nicht räumten nnd ihn auch nicht angriffen, keinen andern Ausweg habe, als unverrichteter Sache den Rückmarsch anzutreten, da ihm ja jeder Angriff untersagt sei; er besorgte dadurch die ihm unterstellten Truppen zu compromittirrn. Hierauf erfolgte am 29. October die Antwort des Kricgsministers, daß es bei dem früheren Befehl in Bezug auf die Besetzung Fuldas vor den Bayern verbleiben müsse, „wenn dies aber nicht erreicht werden könne, solle das Corps bei Hünfeld stehen bleiben und dort weitere Befehle abwarten.“ — Tic „Demonstration“ war also glücklich beseitigt, da man in Berlin zu besorgen schien, Graf Groeben möchte sich dabei zu einem Angriff verleiten lassen, was man in Berücksichtigung der zu dieser Zeit in Warschau geführten Verhandlungen, in denen bekanntlich der Zar eine Hauptrolle bei der angeblichen Vermittlung der deutschen Wirren übernommen hatte, durchaus und unter jeder Bedingung vermeiden wollte.

Nach allen von verschiedenen Seiten eingehenden Nachrichten über die Bewegung der Bayern an der hessischen Südgrenze mußte man täglich auf das Einrücken des Bundes-Executionscorps in Hessen gefaßt sein. Graf Groeben hatte deshalb der in erster Linie an der Nordgrenze stehenden Division Radziwill die Weisung gegeben, sich in steter Marschbereitschaft zu halten, um bei erfolgender Meldung von der Grenzüberschreitung der Bayern ebenfalls sofort in Hessen einrücken zu können. Die Division war durch Antunft von noch 3 Bataillonen Infanterie und einer Batterie Artillerie, welche in den letzten Tagen des October in Eisenach eintrafen, auf 10 Bataillone, 8 Schwadronen und 24 Geschütze verstärkt worden. Die Division Bunin erhielt Befehl, der Division Radziwill eintretenden Falls auf dem Fuße zu folgen. Es wurde die Aufstellung von Fanalen befohlen, um das Sammeln der Truppen nach Möglichkeit zu beschleunigen. Die Division Tietzen in Warburg endlich wurde angewiesen, bei der Nachricht von dem Einrücken der Bayern ebenfalls sofort aufzubrechen und Kassel zu besetzen. Es standen demnach im Großherzogthum Weimar, von der südlichsten nach Bayern vor» springenden Spitze bei Wetzlar, über Buttlar, Vacha, Gerstungen rückwärts bis Eisenach 12 Bataillone, 12 Schwadronen mit 38 Geschützen bereit, hier die Grenze zu überschreiten, während die Division Tietzen zu gleichen» Zweck an der preußisch-hessischen Grenze disponibel war. In Wetzlar waren 1 Bataillon und 1 Schwadron zurückgeblieben, um eintretenden Falls sofort bei Marburg die Eisenbahn von Frankfurt nach Kassel zu besetzen und die Beförderung bayerischer Truppen auf derselben zu verhindern.

Den 1. November Mittags erhielt Graf Groeben vom General von Peucker aus Frankfurt ein Telegramm, daß die bei Aschaffenburg concentrirte bayerische

f)preußcn in Kurhessen. ^H?

Division sich morgens gegen Hanau in Marsch geseht habe. Wenige Stunden später folgte ein zweites Telegramm, welches die Nachricht von dem Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr erfolgten Einmarsch der Bayern in Hanau brachte: an ihrer Spitze Fürst Taxis und das Kaiserlich-Königliche 14. Jäger-Bataillon, durch welches die Division auch factisch als „Bundes-Ereculion" gestempelt wurde. Graf Groeben erließ nun sogleich die Befehle an die drei Divisionen, den 2. November mit Tagesanbruch ihren Marsch in der vorher festgestellten Weise anzutreten uud möglichst zu beschleunigen. Ein Adjutant wurde gleichzeitig auf Umwegen über Magdeburg, Köln :c. nach Wilhelmsbad entsendet, wo die Kurfürstlich Hessische Regierung zur Zeit tagte, um derselben die Mittheilnng von dem Einrücken der preußischen Truppen in Hessen zu machen. In dem betreffenden Schreiben war ausdrücklich hervorgehoben, „daß das Einrücken nur die Folge des Einmarsches fremdherrlicher Truppen sei, daß weder gegen den Kurfürsten noch gegen die Unterthanen irgendwelche feindliche Absichten vorwalteten; daß keinerlei Einmischung in innere Landesangelcgenheiten Platz greifen werde, sondern Haß allein die Wahrung der für Preußen so wichtigen militairischen Verbindungslinien zu diesem Schritte Veranlassung gegeben hatten :c." Der Adjutant überreichte dieses Schreiben persönlich dem Minister Hassenpflug, der bei der Lesung erbleichend in den Sessel zurücksank und erklärte, er sei für die Folgen dieses Schrittes nicht verantwortlich. Den 2. November, vor und mit Tagesanbruch, setzten sich die preußischen Truppen in Marsch. Schon um 11 Uhr Vormittags erreichten die Spitzen der Division Radziwill — 2 Schwadronen des 10. Husaren-Regiments — Fulda, nachdem sie die fünf Meilen in beschleunigter Gangart zurückgelegt hatten. Die Stadt war unbesetzt, die Husaren trabten durch uud schoben ihre Vortrupps auf den Straßen nach Hanau und nach Würzburg noch 1¹/₂ Meile weiter bis Oppolz und Döllbach vor. Um 4 Uhr Nachmittags traf Graf Groeben selbst an der Spitze von 2 Bataillonen des IN, Infanterie-Regiments und einer Batterie von 8 Geschützen in Fulda ein und besetzte die Stadt, Das Gros der Division Radziwill und die Reserve gelangten bis Hünfeld und Gegend. Die Division Vom» war bis Vacha und Buttlar gefolgt. Tic Division Tietzen besetzte schon um 10¹/₂ Uhr Vormittags, nach einem theilweiseu Nachtmarsch von fast neun Meilen von Marburg aus Kassel mit einem Infanterie-, einem Husaren-Regiment und einer Batterie von 8 Geschützen. Sowohl in Fulda als in Kassel und in allen Ortschaften, durch welche der Marsch führte, waren die Truppen von der Bevölkerung mit großem Jubel begrüßt worden. Nach einlaufenden Meldungen hatte die Vorhut der Bayern gegen 3 Uhr Nachmittags anf der Hanauer Straße erst Saalmünster erreicht, stand also noch 6 Meilen vor Fulda; auf der Würzburger Straße fanden dagegen die weitausstreifenden Patrouillen bis zur Grenze noch keine Truppen. Den 3. November wurde die Vorhut der Division Radziwill unter General-Major von Kalte auf der Hanauer Straße bis Lüschenrod

2⁸ Preußen in Aurhessen, und Tiefengräben, auf der Würzburger Straße bis Röthemann und Wclkens vorgeschoben, während das Gros in Fulda einrückte und die Reserve bis Maibach folgte. Tie Tivision Bonin schloß bis Rückers, Hünfeld und Malges auf. Tie ganze Tivision Tictzen concentrirte sich in und um Kassel. Graf Groeben recognoscirte die Umgegend von Fulda, entwarf eine Disposition zur Truppenaufstellung zun» Behuf der Perthcidigung der dortigen Stellung und tonnte den ferneren Ereignissen ruhig entgegensehen. Ter ihm gewordenen Aufgabe hatte er vollständig genügt. In und nm Fulda waren jetzt 17 Bataillone, 12 Schwadronen und 38 Geschütze in kürzester Frist znr Hand, mit welchen die ausgedehnte Stellung selbst gegen Ucbermacht um so leichter behauptet werden tonnte, da sich in den Bataillonen 4000 Lündnnndelgewchre, damals noch neu und die bisherigen Schußwaffen in ihrer Wirksamkeit wri! über- ragend, und 90s) lägcrbüchsen befanden, von der Verwendung dieser Pracisionswaffen in der Stellung aber große Erfolge erwartet werden durften; unter den Geschützen befanden sich 20 12pfd. und 6 7pfd. Hanbitzrn, ebenfalls znr Bertheidigung in der Stellung vortrefflich verwendbar. Das Hauptquartier wurde in Fulda genommen; eine große Menge Privatbriefe an bayerische Officirrc fanden sich „postlagernd" auf der Post vor, ein Be- weis, daß man sicher darauf gerechnet hatte, Fulda ungestört besetzen zu tonnen, dieselben wurden uneröffnet sogleich per Staffelte dem Fürsten Taxis übersendet.

Schon in Eiscnach hatten sich von vielen Seiten Gerüchte verbreitet über Meinungsverschiedenheiten im Staatsministcrinm zu Berlin, wo die Partei des energischen Widerstandes, hauptsächlich vertreten durch den Minister des Auswärtigen, General von Nadowitz, sich bemühen sollte, die mehr für Nachgiebigkeit gestimmten Mitglieder der Partei des Friedens um jeden Preis zu ihrer Ansicht hinüber zu ziehen. Aus den Zeitungen hatte man auch von der Sendung des Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg nach Warschau die verschiedenartigsten Mittheilungen, je nach der politischen Stellung des betreffenden Blattes, ersehen und vernommen, daß Kaiser Nicolaus dort ein entschiedenes Huo» <?^o! ausgesprochen habe. Bald sollte man auch ini Hauptquartier zu Fulda die Erfahrung machen, daß die zuerst an den Tag getretene Auffassung der Sachlage nach dem am 2. November erfolgten Rücktritt des Ministers von Radowih für den Augenblick wesent- lich modificirt worden sei.

Noch am 3. November gegen Mittag traf in Fulda ein Telegramm des Ministerpräsidenten Graf Brandenburg, datirt vom 3. November 12 ^ Uhr Mitternacht, an den Grafen Groeben ein, wodurch derselbe angewiesen wurde, den bayerischen Truppen eine Convention anzubieten wegen Besetzung Kur- hessens, des Inhalts: „Taß die preußischen Truppen die beiden Etappcn- straßen. nebst einem, nach militairischcn Rücksichten zu bestimmenden Rayon allein innebehalten, und die Bayern höchstens in einer Starte von 5000 Mann die Straße bei Herc-feld passiren dürfen :c.". Es war als»

Preußen in Rurhessen, 2⁹

darin die Möglichkeit einer Operation auf Kassel, freilich nur mit 5000 Mann, bereits vorgesehen. Ausdrücklich war jedoch hervorgehoben: „Daß die Convention mit den bayerischen Truppen als solchen ohne Rücksicht auf ihre Nundrseigenschaft und rein militärisch abzuschließen sei“, der politische Standpunkt Preußens in Hinsicht auf den wiedererstandenen Bundestag war somit gewahrt.

Graf Grolben entwarf sofort in diesem Sinne eine Convention und sendete damit am 3. November Abends einen Offizier seines Generalstabes nebst einem besonderen Anschreiben an den Fürsten Taxis, dessen Hauptquartier um 2 Uhr Nachmittags in Schlüchtern eingerückt war, während die Avantgarde unter General von Hailbronn gegen 5 Uhr Frieden erreicht und die vorderen Posten noch 1000 Schritt weiter auf die Straße nach Fulda vorgeschoben hatte. Fürst Taxis empfing den Offizier mit größter Zuvorkommenheit, nahm Einsicht von dem Schreiben und entfernte sich damit sofort in ein Nebenzimmer, wo eine Kanzlei eingerichtet war. Einem dort befindlichen Herrn im Civilnuzuge dasselbe übergebend, lehrte er nach kurzer Besprechung in das Empfangszimmer zurück, wurde aber bald darauf wieder in das Nebenzimmer gerufen, wo inzwischen die Antwort auf das Schreiben des Grafen Groeben fertig geworden war, in welcher Fürst Taxis die preußischen Vorschläge in höflichster aber bestimmter Form ablehnte. Er bezog sich dabei auf eine beigemessene Aeußerung des Grafen Nrothberg, — dies war nämlich der Herr im Civil — worin derselbe erklärte: „Mit anderen als den Kurfürstlich Hessischen Behörden könne man in keinerlei Unterhandlungen eintreten, welche in irgend einer Weise die Vollziehung des der Bundes-Executionskommission gewordenen Auftrags zur Wiederherstellung der landesherrlichen Autorität in Nurfürstenthum Hessen beschränken, und jeder Versuch dazu müsse als offener Bundesbruch angesehen und erklärt werden; alle dahinzielenden Anträge wären lediglich an den Deutschen Bund zu richten.“ Fürst Taxis ließ in seiner Antwort noch einfließen: „daß das unter seinem Befehl stehende Bundes-Executionscorps 20.000 Mann stark sei, zu dessen Unterstützung 25,000 Mann unter dem l. t. österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Baron Legeditsch für demnächste Nachfolge angesagt waren.“

Im preußischen Hauptquartier war man zwar genau davon unterrichtet, daß Fürst Taxis zur Zeit keineswegs schon 20,000 Mann, sondern höchstens 13- bis 14,000 Mann zur Verfügung hatte, unter Einrechnung auch der 2. Division, welche noch bei Brückenau in der Sammlung begriffen war; ebenso ging aus den Meldungen der in Coburg und Meiningen zur Beobachtung stationirten Offiziere hervor, daß der Anmarsch der österreichischen Division Legeditsch noch in weitem Felde stehe. Dessen ungeachtet war aber ein ferneres Vorgehen des Fürsten Taxis auf Andringen des Grafen Nrothberg bestimmt zu erwarten und ein Zusammenstoß der beiderseitigen Spitzen stand in nächster Aussicht. Da dies nach den bestimmten, wiederholt gegebenen Be-

250 Preußen in Kur Hessen.

fehlen durchaus vermieden werden sollte, entsendete Graf Groeben nach Empfang des obenerwähnten Schreibens in der Nacht vom 3. zum 4. November nochmals einen Generalstabsoffizier zum Fürsten Taxis und schrieb demselben: „Die Vorschläge wären nur gemacht worden auf höheren Befehl, um jeden Conflict zu vermeiden, bei fernem Vorgehen mühte demnach dem Fürsten die Verantwortlichkeit für die Folgen zugeschrieben werden". In feiner Erwiderung lehnte aber der Fürst diese Verantwortlichkeit entschieden ab, indem er anführte: „Daß jeder Versuch, den Marsch der Bundes-Exccutions-truppen auf der Straße bis Fulda zu verhindern, als ein Act der Feindseligkeit erklärt werden mußte, dessen Folgen ihm nicht zur Last fallen könnten". Sowohl dem Grafen Brandenburg als dem Kriegsminister war mittelst Telegramm und Staffette von diesen Verhandlungen und deren Resultat sogleich Kenntniß gegeben werden.

Inzwischen ging aber schon ein Telegramm des Kriegsministers vom 3. November in Fulda ein mit der Weisung, „die Vorposten nicht weiter vorzuschieben," motivirt durch einen Beschluß des Staatsministeriums, wonach ein jeder, auch zufälliger Zusammenstoß mit den Bayern durchaus vermieden werden müsse. In Folge dessen erließ Graf Groeben die geeigneten Befehle an die Vorhut, die am weitesten vorgeschobenen Posten näher heranzuziehen und für den Fall eines Zusammentreffens mit den bayerischen Spitzen die Erklärung zu geben, daß ein weiteres Vorgehen nicht zugestanden werden könne und als wirklicher Angriff betrachtet werden müsse. Gleichzeitig wurde aber auch die Heranziehung der Division Bonin nach Fulda angeordnet, um sich der Division Nadziwill auf dem linken Flügel anzuschließen und die Zugänge zur Stellung bei Fulda im Haunthale zu sichern. Trotz aller Proteste setzte Fürst Taxis am 4. November seinen Marsch fort und die preußischen Vorposten gingen, ohne Widerstand zu leisten, langsam zurück. Schon um 7 Uhr früh war eine bayerische Cavallerie-Patrouille von 1 Offizier und 12 Mann bis an die Doppelposten einer bei Tiefengraben stehenden preußischen Infanterie-Feldwache herangekommen, hatte jedoch auf die Erklärung des herbeigeeilten Offiziers, daß sie nicht weiter vorgehen dürfe, ohne Weiteres Kehrt gemacht. Im Laufe des Tages gingen noch mehrere Meldungen von dem Anmarsch der Bayern ein, welche in größeren Colonnen aller Waffen sich zwischen Neuhoß und Tiefengraben bewegten. Die preußischen Vorposten zogen sich, der Instruction gemäß, wieder langsam zurück, ohne Widerstand zu leisten, jedoch nicht ohne Protest. In Fulda aber wurde Generalmarsch geschlagen und die Division Radziwill bezog die ihr zugewiesenen Stellungen, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein; gegen 6 Uhr Abends gingen aber die ausgerückten Abtheilungen in die Quartiere zurück, als von den Vorposten die Meldung eingegangen war, daß die Bayern nicht weiter vorgingen, sondern bei Torfborn, 1 3/4 Meile von Fulda, Halt gemacht hätten: nur die Feldwachen blieben auf ihren Posten.

Preuße» in Kurbesseii. 25^

Schon bei der ersten Meldung von den Vorposten hatte Graf Groebe»

"dem Ministerpräsidenten telegraphisch von dem Vormarsch der Bayern Nachricht gegeben und dabei bemerkt: „daß er den Nückzug nur bis in die Stellung von Fulda fortsetzen könne, wenn er nicht das moralische Gefühl der Truppen zu sehr aufs Spiel setzen wolle; erhalte er keine anders lautende bestimmte Befehle, so werde er in dieser Stellung mit allen Truppen das Fernere erwarten, und, wenn es nicht anders zu erreichen sei, durch activen Widerstand dem Vordringen des Gegners Schranken setzen."

Da die Beförderung der Depeschen von Fulda bis Eisenach durch aufgestellte Briefrelais und erst von dort aus durch Telegraph erfolgen konnte, so war für heute einer Antwort kaum entgegen zu sehen, weshalb die früher gegebenen Befehle in Betreff der Vertheidigung der Stellung in Kraft blieben. Erst am 5. November, vor Tagesanbruch, ging ein von Berlin

4. November 11^ Uhr Nachts datirtes Telegramm des Kriegsministers ein, dem wegen Erkrankung des Grafen Brandenburg die gestrige Depesche durch den Minister von Manteuffel zugestellt worden war; dasselbe enthielt jedoch weiter nichts, als „daß bei den Vorposten, weil sie jetzt denjenigen des Gegners so nahe gegenüberstanden, zur Vermeidung jeden Conflicts Nachts nicht über die Chaine hinaus patrouillirt werden dürfe, da Unterhandlungen mit der österreichischen Negierung in Wien angeknüpft worden waren wegen Modalitäten zur Mitbesetzung Kurhessens durch preußische Truppen." Da nun in Bezug auf die gemeldete Absicht zur eventuellen activen Verteidigung der Stellung von Fulda nichts erwähnt war, und für diesen Tag ein ferneres Vorgehen des Gegners bestimmt erwartet wurde, so ließ Graf Groeben um 11 Uhr die Truppen abermals alarmiren und in die bestimmten Stellungen einrücken. Jetzt erhielten auch die Vorposten den Befehl zum Laden, was bisher untersagt war, mit der Weisung, bei dem Anmarsch der Bayern denselben einen Parolentwurf entgegen zu schicken mit der Erklärung, daß ein weiteres Vorgehen als Friedensbruch betrachtet und abgewiesen werden müsse. Fürst Taxis ging jedoch an diesem Tage nicht weiter vor, da er die Ankunft seiner 2. Division erwartete. Graf Groeben aber verfehlte nicht, telegraphisch nach Berlin von den getroffenen Anordnungen Bericht zu erstatten und speciell anzuführen, „daß er die Vorposten habe laden lassen, weil dieselben mit ungeladenen Gewehren, wenn die Bayern auf die erhaltenen Aufforderungen nicht stehen blieben, unvermeidlich mit dem Gegner Handgemein werden müßten."

In der Nacht vom 5. zum 6. November lief endlich die ersehnte Antwort auf die Depesche vom 4. ein; sie war vom Kriegsminister vom 5. datirt und um 4 Uhr Nachmittags in Eisenach eingegangen. Graf Groeben wurde darin ermächtigt, „die Position bei Fulda zu halten und dabei nach eigenem militärischem Ermessen zu verfahren, obgleich es wegen der zur Zeit in Wien schwebenden Verhandlungen sehr erwünscht wäre, jeden Conflict zu vermeiden." Dieser Befehl oder vielmehr die Ermächtigung, die

252 Preußen in Kurhessen.

Stellung bei Fulda zu halten, genügte vollkommen, um die Stimmung im Hauptquartier und bei den Truppen zu heben, da doch jetzt Aussicht vorhanden war. endlich den bisher beobachteten passiven Widerstand, der bei einer Truppe mit der guten Waffe in der Hand so wenig am Platze ist, aufgeben zu dürfen; der Zusatz, betreffend die Verhandlungen in Wien, kam weiter nicht in Betracht und wurde der Diplomatie zur Erledigung überlassen. Gleichzeitig ging die nicht minder erfreuliche Nachricht ein, daß noch zwei Bataillone zur Verstärkung per Eisenbahn von Berlin nach Eisenach abgegangen wären, und daß 198 Pferde von der mobilen Ponton-Colonne des 4. Armee-Corps ebenfalls nach Eisenach instradirt wären und dort zur Verfügung ständen.

Tiefe Anordnung war für das Corps von ganz besonderer Wichtigkeit.

Der unmögliche Zustand der größten Zahl der Bataillone hatte sehr große Unannehmlichkeiten verursacht, da die Kriegsfahrzeuge durch Vorspann fortgeführt werden mußten und es vorgekommen war, daß einzelne Bataillone auf dem Marsche durch pferdearme Gegenden selbst ihre Patronenwagen mit Ochsen gespannt zu transportiren genüthigt waren. Graf Groeben hatte deshalb befohlen, daß die Truppentheile die requirirten Vorspannpferde nicht eher entlassen sollten, bis Ersatz vorhanden sei, und daß Pferde und deren Führer mit in die Verpflegung aufzunehmen wären. In Fulda war der Stall eines Fuhrunternehmers mit Beschlag belegt und wurde militärisch bewacht, um wenigstens einiger Pferde für das Stabsfuhrwerk sicher zu sein; ja es war der Fall vorgekommen, daß ein Bataillon sich genüthigt gesehen hatte, bei der ersten Alarmirung die Pferde eines durchfahrenden Fracht-Wagens abzufpannen und vor seinen Patronenwagen zu legen. Diesem Uebelstande wurde durch die Zuweisung der 198 Pferde nebst dazugehörigen Trainsoldaten vorgebeugt, wenigstens für die Zukunft, denn sie trafen erst am 10. November ein.

In Folge des Telegramms traf der commandirende General nun noch nähere Anordnungen in der Aufstellung der Truppen bei Fulda. Die Division Radziwill besetzte mit dem Gros ihrer Vorhut das Dorf Kohlhaus und die dort befindliche massive Brücke über die Fulda, mit Seitendetachements rechts in Johannisberg an der alten Straße nach Hanau und links in Edelszell; das Dorf Bronnzell, etwa 2000 Schritt vorwärts auf der Chaussee, wurde mit 3 Compagnien besetzt, 2 Schwadronen Hufaren gingen noch etwa 3000 Schritte weiter vor bis Löschenrodt, wo die Straßen von Hanau und von Würzburg zusammenstoßen, und schoben auf beiden Straßen Feldwachen vor. Dem Gros der Division wurde die militärische Besetzung von Fulda und nächster Umgebung zugewiesen; die Division Bonin sollte sich auf dem linken Flügel bei Künzell anschließen und sich links bis zum Haunthale ausdehnen, ihre Vorhut in diesem Thale verschieben und mit der Reserve Brauhaus und den Petersberg besetzen. Die Division Tietzen erhielt per Telegraph den Befehl, sofort 2 Füsilier- und 1 Jäger-Bataillon auf

f>re»ßcil in Riirhessen, 253

der Eisenbahn von Kassel nach Bebra abgehen und von dort nach Hersfeld und den 7. November nach Hünfeld marschircn zu lassen, wo weiterer Befehl zu erwarten sei.

Nach den Meldungen der Vorposten setzten die Bayern am 6. November ihren Marsch fort. Auf beiden Straßen, von Hanau und von Nürnberg, bewegten sich starte Colonnen aus allen Waffen in der Richtung auf Loscheurode, der Geueral von Kalte,, Befehlshaber der preußischen Vorhut, begab sich sofort zu den äußersten Vorposten; er zog die auf den Straßen vorgcstl obencu Feldwachen der Husaren im Schritt zurück bis Loscheurode. Als die Bayern näher herankamen, wurde» diese Feldwachen auch über die dort befindliche Brücke auf das rechte Fulda-Ufer zurückgenommen. Bald darauf erschienen die Spitzen der bayerischen Vorhut an der Brücke und schickten sich an, dieselbe zu überschreiten. General Kalte sandte ihnen einen Offizier entgegen, welcher dem Führer vorstellte, daß er nicht weiter vorgehen tiinne, weil die auf dem rechten Fulda-Ufer an der Straße gelegenen Törfcr bis nach Fulda hin von preußischen Truppen belegt wären; das Zurückziehen der Feldwachen bewcise ja, daß leine Feindseligkeiten beabsichtigt wurden: sollten jedoch die Bayern weiter vorgehen, so müsse dies als Friedensbruch betrachtet und von der Waffe Gebrauch gemacht werden. Fürst Taxis, der persönlich zur Stelle war, ließ erwidern, daß er für diesen Tag nicht weiter vorzugchen beabsichtige, aber wegen Eintreffens seiner »'. Diuision seine Quartiere erweitern müsse, wozu er mehrere auf dem rechten Fulda-Ufer gelegene Turfer nöthig habe. General von Kalte schlug die Räumung dieser Ortschaften entschieden ab und es entstand auf beiden Seiten ein Stillstand, während dessen, wie es schien, Fürst Taxis sich wahrscheinlich bei dem Grasen Ncchberg weiteren Natl, einholte. Das Resultat war, daß die inzwischen über die Brücke gegangeneu Chevnnxlegers-Spitzcn zurückgezogen, die Brücke für neutral erklärt und beiderseitig Vorposten längs der Fulda ausgesetzt wurden. Militärisch merkwürdig war dabei, daß sowohl auf preußischer als auf bayerischer Seite die Cavallcrie-Feldwacheu und Patrouillen mit eingestecktem Gewehr sich bewegten, als Zeichen der beiderseits obwaltenden friedlichen Absichten.

Auf die erste Meldung von den Vorposten, welche gegen 9[^] Uhr in Fulda eintraf, ließ Graf Groebcn fogleich Generalmarsch schlagen und ertheiltc den Befehl, daß die Truppen in die ihnen angewiesenen Stellungen rückten; dann begab er sich schleunigst zur Brücke bei Loscheurode, wo er den Fürsten Taxis noch vorzufinden hoffte. Ta der Fürst aber schon nach seinem Hauptquartier Ncuhof zurückgeritten war, beauftragte der General den Offizier der dort aufgestellten bayerischen Feldwache, dem Fürsten sogleich die Erklärung zu übermachen, daß das Zurückdrängen der Feldwachen als Feindseligkeit betrachtet werden müsse und der Fürst somit den ttrieb eröffnet habe.

Nach Fulda zurückgekehrt, wo die Truppen inzwischen in ihren Stellungen

25^ Preuße» in Kurhesscn.

Bivonacs bezogen galten, wollte Graf Groebcn die obige Erklärung noch dem Fürsten schriftlich wiederholen und per Slaffette zugehen lassen, wozu das betreffende Schreiben schon ausgefertigt war, als ein Brief desselben einlief, in welchem der Fürst, unter Mitteilung eines Telegramms des bayerischen Kriegsministers anzeigte, daß seine 2. Division im Anmarsch begriffen sei und die österreichische Division Legeditsch den Befehl zum Vor» gehen erhalten habe; der Schluß lautete wörtlich: „So bin ich im Stande unter jeder Beziehung den Umständen» gemäß zu verfahren, das Schicksal Deutschlands liegt daher ganz in den Händen Ew. Excellenz, denn ich bin nichts, als das schwache Werkzeug eines höheren Willens, und so gewiß ich an dem Nichte der Etappeneonvention für die königlich preußischen Truppen festhalten werde, ebenso gewiß werde ich versuchen müssen, sie aus allen anderen Orten zu delogieren".

Graf Groeben ließ nun, unter Inrücksichtigung der Tepesche des bayerischen Kriegsministers, das fertige Schreiben an den Fürsten Taxis abgehen, worin er sagte: „er habe den höheren Befehl, die bayerischen Truppen nicht durchzulassen und dies mit Waffengewalt zu verhindern, der Fürst habe aber durch das Zurückdrängen der Feldwachen die Feindseligkeiten begonnen" :c. Auch hier dürfte der Schluß des Schreibens nicht ohne Interesse sein, er lautet wörtlich: »In wenigen Tagen sind ohne Zweifel alle Mißverständnisse angetilgt, aber Ew. Durchlaucht wollen diesen glücklichen Augenblick nicht abwarten und ziehen den Krieg mit einem treuen Vruderstamm vor. Sie finden uns gerüstet!"

Wenn auch auf der Hauptannäherungsstraße der Marsch der Bayern heute zum Stillstand gebracht war, so hatte es doch nicht verhindert werden können, daß gegen Abend einige Ortschaften des rechten Fulda-Ufers weiter oberhalb von ihnen besetzt und auch auf dem linken Ufer am Gieselbach Abteilungen gegen Johanneoberg vorgeschoben wurden, wodurch die Stellung der preußischen Vorhut in der linken und rechten Flanke bedroht war, im Haunthale wurden nach den Berichten eines gegen Abend dorthin zur Reconnaissance entsendeten Offiziers »och keine bayerischen Truppen wahrgenommen. Graf Groeben fand es jedoch nöthig, den Vorposten nochmals große Anstrengung zu empfehlen und, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein, beide Divisionen in ihren Stellungen bivouakieren zu lassen, trotz des schlechten, naßkalten Wetters. Ein Befehl des Bivonacs ließ aber in allen den vortrefflichen Geist der Truppen erkennen, welche mit ungetrübtem Sinn den Einflüssen des Wetters trotzten, in der Hoffnung, daß es nun endlich zum Schlagen kommen würde.

In der Nacht vom 6. zum 7. November ging ein Telegramm des Kriegsministers vom 6. November ein mit der Nachricht, „daß soeben der Allerhöchste Befehl zur Mobilmachung der Armee erlassen worden sei". Die große Freude, welche diese Nachricht im Hauptquartier verbreitete, wurde zwar etwas abgeschwächt durch den Zusatz, daß dieser Befehl erlassen

Preuße» in Kur Hessen. 255

sei „nicht in Absicht eines Krieges, sondern zn dem Zweck, zu versuchen und allen Ernstes darnach zu streben, in bewaffneter Stellung womöglich den Frieden aufrecht zu erhalten"; doch schon der folgende Satz brachte wieder neue Hoffnungen, indem er sagte, daß für das Corps bei Fulda politische Maßregeln nun nicht mehr maßgebend wären, sondern nur militärische; .erscheint die Position daselbst nicht haltbar oder überhaupt nicht gut, so kann eine andere genommen werden, auf der Etappenstraße oder wo anders", hieß es wörtlich. Gleichzeitig wurde die Heranziehung der Division Tietzen aus Kassel befohlen, unter Zurücklassung eines Commandanten daselbst, eines Infanterie-, eines Cavallerie-Regiments und einer Batterie. Ferner enthielt die Depesche die Mittheilung, daß der General von Döring mit dem mobilen 12. Infanterie-Regiment aus Hamburg am 8. per Eisenbahn in Eisenach eintreffen werde, um unter den Befehl des Grafen Groeben zu treten. Wahrhaft niederdrückend aber wirkte der Schluß dieser inhaltreichen Depesche: „Der bisherige Minister-Präsident ist heute früh gegen 8 Uhr gestorben; Minister von Mantuffel fungirt augenblicklich als solcher."

Da es hiernach dem eigenen Ermessen des Grafen Groeben anheimgegeben war, die Stellung bei Fulda zu halten oder aufzugeben, dieser aber der festen Überzeugung war, mit den vorhandenen Streitkräften und den zu erwartenden Verstärkungen die Stellung selbst gegen Uebermacht, welche jedoch jetzt noch nicht vorhanden, halten zu können, wie ihm wiederholt befohlen war. so schwankte er keinen Augenblick in seinem Entschlusse. Es wurden sogleich darauf bezügliche Anordnungen getroffen. General von Tietzen erhielt den Befehl, unter Zurücklassung von 2 Bataillonen, 1 Schwadron und 1 12pfd. Batterie, mit den in Eassel noch vorhandenen Truppen in starten Marschen nach Hersfeld zu gehen, die Infanterie per Eisenbahn', und die schon früher dorthin abgegangenen Bataillone nach Hunfeld zu instruiren. General von Döring wurde angewiesen, gleich nach Ankunft in Eisenach den Marsch nach Vacha anzutreten und sich mit den in Vuttlar und Geisa stehenden Abteilungen in Verbindung zu setzen. Das in Wetzlar zurückgebliebene Detachement sollte sich sogleich der Eisenbahn bei Marburg versichern und wurde dem General von Peucker in Frankfurt zur Verfügung gestellt. In der Aufstellung der Truppen bei Fulda endlich wurden noch einige Aenderungen angeordnet zur besserer Vertheidigung und die Vorhut angewiesen, auf die Bewegungen der Bayern auf's Schärfste zu achten». Dem Kriegsminister wurde von allen diesen Befehlen per Telegramm Kenntniß gegeben.

Das für den 7. November bestimmt erwartete Vorgehen der Bayern erfolgte nicht und die Truppen harrten in ihren durch den anhaltenden Regen höchst ungemüthlich gewordenen Bivouacs vergebens auf den so sehr erwünschten Angriff. Fürst Taxis erwartete das Herankommen seiner 2. Division, welches im Laufe dieses Tages stattfand, wie aus den Meldungen

^56 f)reußen in Kurhessen, der so weit als möglich vorgestoßenen Patrouillen zu schlichen war. Bis zum Abend lieien keine ferneren Meldungen ein, weshalb Graf Groeben die Truppen aus den Bivouacs in Alarm-Quartiere in und um Fulda einrücken ließ unter Iuriicklaffung von Pitets in den betreffenden Stellungen. Eni spät am Abend erregte noch eine Meldung des General von Vonin, „daß vor seinen Vorposten in, Haunthal bayerische Abteilungen Tirlos und sogar Tipperz besetzt hätten, und daß er nnt der ganzen Tivision aufbrechen werde, um dieselben zurückzuweisen," große Aufregung. Von der Energie diefcs Generals war die sofortige Ausführung eiues solche» Unternehmens, welches mit den bisher noch immer geltenden höheren Weisungen zur Vermeidung jeder Offensive durchaus nicht übereinstimmte, zu gewärtigen; es mußte daher noch in der Nacht dem General der bestimmte Befehl zugesendet werden, die Tivision in den ihr angewiesenen Stellungen ruhig stehen zu lassen und die vorgeschobene» Feldwachen näher an das Gros der Vorposten l»i Margarcthenhaun heranzuziehen. Tic Lage der Tiugc bei Fulda wurde wesentlich verändert durch ein Telegramm des KricgZministers vom ?. , welches Nachmittags in Eisenack eingetroffen war und bei der großen Entfernung von dort bis Fulda, ca. 9 Meilen, erst in der Nacht in die Hände des cominandirenden Generals gelangte. Es wurde darin eine Mittheilung des preußischen Bevollmächtigten in Wien an das Staatsministerium angeführt, mit dein Hinzufügen! „Bei den große» Rücksichten, welche die diesseitige Regierung gegenwärtig gegen Rußland haben müsse, erscheine es dem Etaalsminislcrium wünschenswerth, daß Graf Groeben sich »ach der Etappcnstraße ziehe, insofern dem nicht militairischc Rücksichten entgegenstände»!" Es war dies das erste Mal, daß die durch die Zeitungc» schon la»gst als öffentliches Gchcimnii betrachtete Einwirkung Rußlands auf die augenblicklichen politischen Beziehungen zwischen Preußen und Ocstcrrcich, als Führer des wiedererstandenen Bundestages, auch officiell zur Sprache kam, Tic Veranlassung zu der Tcpschr war wohl in dem Inhalt eines dem Grafen Groeben mitgcthciltc» Handbilletts des Ministers von Mautcuffrl an den Kriegsminister (ohne Tatnm, aber wahrscheinlich den 6, November spät Abends übersendet) zu finden, worin dieser, in seiner Eigenschaft als Minister-Präsident, dem Kricgsnimistcr anheimstellte, durch einen an den Grafen Groeben zu sendende» Oifizicr diesem sage» zu lasse», wen» es die militairischc» Rücksichten gcsictttri, würde es aus politischen Gründen gnt sein, wen» er sich a»f die Etappenstraße »ach Hcrsfeld zöge; dies würde den Eindruck der Mobilmachung in Etwas schwächen, und er habe auch die Möglichkeit i» einem Briefe an Mcyendorff angedeutet: ohnehin stünden dann die Truppe» wcitcr vo» der bayerische» Grcnzc. In der Nacht von: 7. zum 8. traf auch in der That ein Offizier des Kriegsministeriums in Fulda ein. Tic Tcpsche des Kriegsministers wurde umgehend am 8. früh vom

Preußen i» Kurhcsen. 25?

Grafen Groeben dahin beantwortet, daß er es militairisch zwar wohl vorziehen tonne, die für die verwendbare Truppenzahl zu ausgedehnte Stellung bei Fulda zu verlassen, daß er aber nach den Erklärungen, die er in Folge der Verletzung seiner Vorposten habe abgeben müssen, ohne höheren Befehl nicht zurückgehen und den militairisch-politisch wichtigen Punkt Fulda dein Gegner nicht freiwillig überlassen könne; vom militairischen Gesichtspunkte aus dürfe er nur dann ohne Kanonenschuß zurückgehen, wenn er dem Gegner erklären dürfe, er ginge über die Grenze zurück, weil ihm das höheren Orts befohlen wurden :c. Schließlich bat der General um diesen bestimmten höheren Befehl, der aber schleunigst erfolgen müsse, da Fürst Taxis unbezweifelt heute (den 8.) weiter vorgehen und die Stellung angreifen würde.

Kaum war diese Depesche expedirt, als auch schon die eisten Meldungen von den Vorposten eingingen, daß man in der Nacht in allen von den bayerischen Truppen besetzten Ortschaften habe Generalmarsch schlagen hören und auf den Straßen unausgesetztes Fahren wahrgenommen habe. Graf Groeben ordnete sogleich an, daß nach allen Richtungen hin, wo man in den bayerischen Quartieren ungewöhnliche Bewegungen bemerkt habe, Patrouillen so weit als möglich vorgestoßen werden sollten, um nähere Nachrichten einzuziehen. Schon um 7 Uhr früh liefen Meldungen ein, daß die Bayern aus ihren Quartieren aufgebrochen, aber nicht vor- sondern zurückgegangen wäre», von einer Patrouille nach Dirlos wurde sogar gemeldet, daß die Bayern um 3 Uhr den Ort verlassen und, nach Angabe der Einwohner, den Rückmarsch nach Bayern angetreten hätten. Obgleich diese Nachrichten sehr befremdend erschienen, so ließ Graf Groeben dennoch sowohl der Vorhut bei Kohlhaus als den Pikets auf den Lagerplätzen und den an den südlichen und westlichen Eingängen von Fulda ausgestellten Abtheilungen die Weisung zugehen, sich bereit zu halten. Sogar vom General von Kutte aus Kohlhaus wurde die rückgängige Bewegung bestätigt, er ließ melden: „daß man mit Tagesanbruch sich überzeugt habe, wie bei dem Frankfurter Hofe bei Löschenrode, wo die beiden Straßen zusammenstießen, große Colonnen aller Waffen sich formirten, welche im Rückmarsch begriffen wären; auf dem Höhenrande bei Löschenrode ständen aber noch, so viel man erkennen tonne, das österreichische Jäger- und ein bayerisches Infanterie-Bataillon, einige Schwadronen Chevauxlegers und eine Batterie von sechs Geschützen, welche er für die Arrieregarde der abziehenden Truppen hielt, die zur Deckung des Abmarsches stehen geblieben sei und von den diesseitigen Vorposten scharf beobachtet würde." Bald sollte man sich davon überzeugen, daß der vermeintliche Rückmarsch keinen anderen Zweck gehabt habe, als die Einordnung der 2. Division in die Linie und die Formation beider Divisionen zum Angriff, denn gegen 10 Uhr ließ General v. Katte nach Fulda melden, „daß die bei Löschenrode stehen gebliebenen Abtheilungen auf der Straße nach Fulda den Vormarsch angetreten hätten. An der Tüte ein Zug Chevaurlegers auf der Straße zu Nord ui,d Vüd. XXIII, «8. 18

258 Preußen in Kurhessen.

beiden Seiten derselben je ein Zug österreichischer Jäger, sechs Geschütze und zwei bis drei Schwadronen, denen noch ein bayerisches Bataillon folgte, zogen sie über die Brücke, ungeachtet des ihnen nochmals entgegengeschickten Proteste-, und marschirten auf Nronnzell.'

Graf Groeben hatte bei Eingang dieser Meldung sogleich in Fulda alarmircn lassen und sich dann mit seinem Stabe in dem Felde zwischen Kohlhaus und Nronnzell aufgestellt, von wo aus man das ganze Vorterrain übersehen konnte. Von Nronnzell her vernahm man Infanteriefeuer und bald ließ General v. Katte über die Vorgänge dort Näheres melden:

Tic bayerische Avantgarde war auf der Straße rasch vorgegangen, die vorgeschobenen preußischen Feldwachen hatten sich langsam zurückgezogen gegen Nronnzell, eine links bei der Fasanerie gestandene Husarenfeldwache mußte auf einem Wege zurückgehen, der etwa 350 Schritte südlich Nronnzell in die große Straße einmündet. Da sie gemessenen Nefehl hatte, nur im Schritt zurückzugehen, die bayerischen Spitzen aber auf der großen Straße immer näher kamen, so lag die Besorgniß vor, daß diese den Punkt, wo der Seiten» weg in die große Straße einmündete, eher erreichen würden, als die zurückgehenden Husaren, welche dadurch abgeschnitten worden wären; hierauf schienen es auch die bayerischen Chevuuxlegers, durch wahrnehmbare Verstärkung des Schrittes ihrer Pferde, abgesehen zu haben. Um diesen Zusammenstoß zu vermeiden und die Bayern zum Stehen zu bringen, befahl General v. Kutte dem Offizier der an dem Südausgange von Nronnzell stehenden Feldwache vom Füsilier-Bataillon 19. Regiments, einige Schüsse abzugeben. Es fielen etwa vier bis fünf Schüsse, die bayerischen Chevauxlegers prallten zurück, aber sofort entwickelten sich rechts und links der Straße die österreichischen Jäger mit musterhafter Schnelligkeit und Ordnung zu einer Tirailleurlinie, welche das Feuer lebhaft erwiderte und tiraillirend gegen Bronnzell vorging, während links neben der Straße auf dem erhöhten Terrain zwei Geschütze auffuhren und abprotzten. Tu es durchaus nicht in der Absicht lag, Bronnzell zu halten, sondern erst in Kohlhaus die Vertheidigung der Stellung von Fulda in erster Linie aufgenommen werden sollte, so zog General v, Kutte die in Nronnzell stehenden Eompagnien dorthin zurück. Kaum hatten dieselben das Vors Verlusten, als ein lautes Hurrah! aus dem Südeinguugc heiüberschallte, mit welchem die nachfolgenden österreichischen Jäger dort einrückten, wahrscheinlich in der Erwartung, im Torfe noch Preußen vorzufinden. Nies isl der große Moment, den Fürst Taxis in seinem Tagesbefehl Nr. 3 von, 10. November also schildert: „Beim Anbruch des Tuges stunden meine Culonnen in der von mir befohlenen Ordnung. Tic Avantgarde konnte sogleich unter dem Schutze der Batterie Rosensteugel den Thalgrund überschreiten und mit der dem tapferen General v. Hcilbronner eigenthümlichen Entschlossenheit sich des Torfes Nronnzell bemächtigen, während die 1. und 2. Tiusion durch ihre imposante Stellung auf den Höhen von

Preußen in Kurhessen. 25H

Löschenrode uns in dem Besitz dieses Schlüssels zur Position von Kohlhaus und Fulda sicherte!""")

Die Divisionen Radziwill und Nonin waren unterdessen in ihre rcsp. Stellungen bei Fulda eingerückt, und hatten die ihnen angewiesenen Punkte besetzt wie folgt:

Division Nadziwill, deren Avantgarde zur Zeit mit dem Gegner engagirt war, hatte nach Räumung uon Bronnzell mit 2 Bataillonen, 4 Schwadronen und 1/2 reitende Batterie, die Stellung von Kohlhaus bezogen, wovon 1 Compagnie und 1 Schwadron links nach Edelszell, 2 Compagnien und 1 Schwadron rechts nach Iohannesberg zur Deckung der alten Straße von Hanau entsendet waren. Das Gros, 6 Bataillone, stand zur Aufnahme der Avantgarde und zur unmittelbaren Vertheidigung der Stellung in und bei Fulda in erster Linie bereit, und hatte davon 1 Bataillon mit 1 Compagnie an der Kretzmühle, 1 Compagnie in Vachrain und 2 Compagnien zur Reserve, seiner 1 Bataillon an den südlichen Eingängen der Stadt, am Laudtrankenhause, am Kirchhofe und am Schützenhause vertheilt, während 1 Bataillon zur Reserve iu der Stadt aufgestellt war, welches 1 Compagnie nach der Domäne Reuenberg entsendet hatte; der Rest des Gros stand mit noch 3 Bataillonen verdeckt östlich der Stadt, zwischen dem Kaltsteinbruch und der Lehmgrube. Die Reserve endlich, 2 Bataillone und 4 Schwadronen Cuirassiere, stand bei Unter-Ziescns. Von der Artillerie war 1 Batterie bei der Kretzmühle, 1/2 Batterie bei der Lehmgrube aufgefahren, während die 12pfd. Batterie Nr. 12 mit der 12pfd. Batterie Nr. 24 der Division Vonin vereinigt, Stellung bei dem Ziegelhofe nahm. Die Division Bonin stand mit ihrer Avantgarde — 1 Bataillon, 2 Schwadronen, 1/2 Batterie — bei Margarethcnhaun und hielt die Zugänge im Haunthale besetzt. Das Gros, 5 Bataillone, stand zwischen dem Petersberge und dem Rauschenbcrge, davon 1 Bataillon vertheilt zur Besetzung von Vraunhaus (1 Comp.), Ziegelhof (1 Comp.), Scheiderhof und Lannigshof <1 Comp.) und Künzell ^1 Comp.). Die Reserve, 2 Bataillone, 2 Schwadronen, 1/2 reit. Batterie an der Straße nach Hünseld bei Kalte-Herberge; die 12pfd. Batterie am Ziegclhofe, wie bereits -erwähnt. Zur Vertheidigung der westlichen Zugänge zur Stadt und der Fulda-Uebergänge daselbst war das 3. Jäger-Bataillon bestimmt, welches zu dem Ende die Hormes- und die Wiesenmühle mit je 1 Compllguie besetzte nnd 2 Compagnien in Reserve hielt. Die massiven Brücken über den Fluß waren stark verbarrikadirt, die hölzernen Brücken ungangbar gemacht und die Stege abgeworfen. Es lag in der Absicht des commandirenden Generals, im Falle die Avantgarde zum Rückzüge genöthigt Würde, dieselbe bei Fulda aufzunehmen, dann in erster Linie den Abschnitt ') Nr. 2s1 der „Köln. Ztg.“ vom 23. November 1850 brachte dm Tagesbefehl nebst Commentar.

18'

260 Preußen in Kulhessen.
Krctzmühle, Bachrain, Künzell, in zweiter Linie die Stadt, Ilnter-Ziesens.
Ziegelhof und Petersburg zu halten und, wenn der Gegner in seinem An-
griff mürbe geworden, durch eine kräftige Offensive vom linken Flügel dem
selben in die Flanke zu gehen, unter Mitwirkung der ganzen Cavallerie.
Als Graf Groeben auf dem Platze ankam, fand er das Feuergcfecht vorwärts
Kohlhans in lebhaftem Gange; die ans Nronnzell zurückgegangenen Füsiliere
lirallirtcn unausgesetzt mit den langsam und vorsichtig vorgehenden öster-
reichischen Jägern, deren Linie man zum Theil nur an den aufblitzenden
Schüssen erkennen konnte, da sie sich niederwarfen und in ihren grauen
Mänteln sich kaum vom Erdboden abzeichneten: man sah, daß man eine in
diesem Dienst vorzüglich geschulte Truppe vor sich hatte. Im weiterm Vor-
gehen zogen sie sich immer weiter links im Thale der Fulda, und man er-
kannte deutlich ihre Absicht, auf diesem Wege die alte Straße nach Hanau
und die Brücke von Kohlhaus zu erreichen, auf welche ihr Feuer besonders
gerichtet war, doch ohne großen Erfolg, da die Füsiliere hinter dem massiven
Brückengeländer gute Deckung fanden. Ein Unteroffizier der Füsiliere halte
sich hinter dem auf der Brücke stehenden heil. Nevomut gedeckt, und entsendete
von dort ans seine Kugeln, wodurch der Heilige den Büchsen der öster-
reichischen Jäger ein vorzüglicher Zielpunkt wurde, so daß seine Rückseite
über und über mit Eindrücken der auf ihn gerichteten Kugeln bedeckt war').
Auch gegen den linken Flügel der Avantgardenstellung von Kohlhaus
waren die Absichten des Gegners vernichtet, denn aus dem Walde auf dem
Kohlungsbeige debouchirtcn Trupps der österreichischen Jäger und zogen sich
theils auf Kohlhaus, theils auf Edelize. Graf Groeben ließ nun von der
an der Krehmühle stehenden Batterie 4 Geschütze vorziehen, welche an dem
von der Kretzmühle nach Kohlhaus führenden Wege, etwa 1000 Schritte
vom letztgenannten Orte auffuhren und abprotzten; zugleich sammelten sich
3 Schwadronen des 10. Husaren-Regimentes an dem Wege von der Krctz-
mühlc nach Edelize, nordöstlich von Kohlhaus, um vereint mit der 1/2 Batterie
die Avantgarde aufzunehmen, wenn dieselbe zum Verlassen von Kohlhaus
genöthigt werden sollte.
In gespannter Erwartung sah man so, auf allen Punkten vorbereitet,
dem weiteren Vorgehen der österreichifchen Jäger nnd der ihnen folgenden
Bayern entgegen. Nicht nur bei der Avantgarde, auch iu den Stellungen
des Gros steigerte sich die Aufregung der Truppen, welche jetzt endlich den
ersehnten Augenblick gekommen glaubten, wo sie von der Waffe Gebrauch
machen tonnten. In der Stadt Fulda stieg die Bcsorgniß von Stunde zu
Stunde, besonders als der Befehl zur Requisition von Fuhrwerk dort eintraf,
zur etwaigen Ausnahme Verwundeter, welches bei dem unmobilen Stande
) Nci Eoldatcnhumoi dci polnischrn FüsiUrrc brmchtc dics zu dem Ausspruch,
der hnl. Nrpomul habe aus Angst die Pockm bckonimrn, nbcr doch als gute Deckung
ftinc Schuldigkeit gcthan.

Preußen in Rurh essen. 26^

des Corps, ohne Train, ohne Sanitätsdetachements, ohne Feldlazarett)?, durch-
aus nothwendig war, um für alle Fälle vorbereitet zu sein. Als nun aber
gar der Trompeter Krause des 10. Husaren-Regiments in Fulda einzog, seinen
in der Lende durch eine Kugel verwundeten Schimmel au der Hand führend,
mit durch das Peitschen seiner Wunde roth gefärbtem Schweife und mit
Blut bedeckt, da steckten die Bürger die Köpfe zusammen und glaubten, der
Angriff auf die Stadt könne jeden Augenblick erfolgen. Im südlichen Theile
der Stadt begann man die Häuser zu räumen, aus dem Landkrckmkenhause
wurden die Kranken in der Stadt untergebracht, und die Bürgerwchr, welche
die Hauptwache besetzt hatte und, trotz wiederholter Anträge um Ablösung
durch Truppen, in ihrer Stellung belassen worden war, begann sich zum
Abzüge zu rüsten.

Ter erwartete Angriff auf die Stellung der Avantgarde erfolgte nicht,
denn zwischen 2 uud 3 Uhr Nachmittags wurde das Feuer eingestellt, uud
die aufgelösten Schützenlinien zogen sich in Trupps zusammen; nur von Zeit zu
Zeit hörte man noch einen vereinzelden Schuß. Zwei Offiziere, die Lieutenants
von Vietiughof des 19. Infanterieregiments und von Platen des 10. Husaren-
Ncgiments hatten Kugeln durch die Paletots, und der Trompeterschimmrl den
Schuß in die Lende erhalten, weitere Verwundungen waren nicht vorgekommen.
Auf gegnerischer Seite waren 5 österreichische Jäger verwundet, und von
den Bayern 1 Offizier und 4 Gemeine durch Prellschüsse getroffen. Fürst
Taxis verfehlte nicht, die „Namen jener Tapferen, welche die Ehre des
Tages mit ihrem Blute besiegelten“, in deni fchon erwähnte» Tagesbefehl
anzuführen. Daß am Abend noch ein Oberlicutenant und ein Corporal,
welche sich in unsere Vorposten bei Iohanncsberg verirrt hatten, von dem
Fähnrich v. Münchhausen 19. Regiments zu Gefangenen gemacht, aber gleich
wieder freigegeben und zu den bayerischen Vorposten zurückgeschickt wurden,
verschweigt der Tagesbefehl*).

*) Tagesbefehl des Fürsten Taxis, Das Armec-Lorps hat durch die
großen Anstrengungen, die es seit dem Ausmnrsch aus den Garnisonen mit der
größten Ausdauer und dem unuerkennbnrslen Pflichtgefühl überwunden hat, uns in
den Stand gesetzt, am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde bei Löschnrode
die 1. Division aus den gefährlichen Dcfilccn uon Schlüchtern und Gelnhausen mit
der 2. Division zu vereinigen, die das Rhöngcbirgc in Eilmärschen überschritten hatte.
Wir tonnten die schönen Positionen uon Neuhof, Löschnrode und Vronnzell mit über-
raschender Schnelligkeit besetzen und dadurch Schritt vor Schritt festhalten. Der
Nachlmarsch vom ?. zum 8, war ein Muster von guter Disciplin und vollkommener
Ruhe. Vcim Anbruch des Tages standen meine Colonncn in der von mir befohlenen
Ordnung. Die Avantgarde konnte sogleich, untcr dem Schutze der Batterie Roscnstcngcl
den Thalgrund überschreiten und mit der dem tapferen General von Hcübromnncr
cigenthümlichcn Entschlossenheit sich des Dorfes Vronnzell bemächtigen, während die
1. und 2. Division durch ihre imposante Stellung auf den Höhen uon Löschenrodc
uns den Vcsitz dieses Schlüssels zur Position uon Kohlhaus und Fulda sicherte.
Indem ich nun sämmtlichen Herren Generalen, Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten
des vereinigten Armee-Corps, insbesondere dem Herrn General uon Heilbronner, dem

262 j)re»Ben in Ilurdessen.

Während seines Aufenthalts in dem Felde südlich von Fulda wurde dem Grafen Groeben durch Staffelte gegen 11 Uhr ein Nachts 2>2 Uhr in Eifenach eingegangenes Telegramm des Kriegsministers überbracht. Er eröffnete dasselbe nicht sogleich, da er erst den Verlauf des bei den Vorposten begonnenen Tirailleurgefechts abwarten wollte; als aber das Feuer schwächer zu weiden schien, nahm er Kenntniß von dem Inhalte. Der Kriegsminister hob darin die große Wichtigkeit und Notwendigkeit hervor, welche in dem Vermeiden eines Ausbruchs der Feindseligkeiten in Hessen liege, den die Gegner zwar wünschten, aber Preußen zur Initiative verleiten wollten, zur Berechtigung zu einer Kriegserklärung und zu einem Angriff vor beendeter Rüstung, „es hänge daher Alles von dem Frieden in Hessen ab, welcher selbst sehr großer Opfer werth sei!" Daran knüpfte sich nun zum vierten Male die Mahnung, ob es nicht rathsamer sei, freiwillig auf die Etappenstraße zurückzugehen, wo das Corps in seinem vollen Rechte wäre und der Cummandirende sich nach eigenem Ermessen bewegen t5nne; da jetzt die ganze Armee in Bereitschaft trete, so sei das kleine Corps in Hessen von allen extraordinären Leistungen entbunden, die sicherlich über seine Kräfte gingen, und, wenn auch noch so energisch durchgeführt, doch keine guten Folge» haben könnten, wohl aber sehr üble u. s. w. Graf Groeben war keinen Augenblick unschlüssig, was zu thun sei. Bei Eingang der Depesche waren die Vorposten bereits cngagirt, ein sofortiges Zurückgehen erachtete er daher mit der Wahrung der Wasfcnehre unvereinbar und glaubte erst abwarten zu müssen, ob der begonnene Angriff fortgesetzt werde. Als dies nicht geschah und bis 6 Uhr Abends leine weiteren Bewegungen des Gegners wahrgenommen wurden, faßte er den Entschluß, den Rückmarsch auf die Etappenstraße anzuordnen, obgleich der beantragte bestimmte Befehl dazu noch nicht eingetroffen war.

I. I. Major, Herr v. Pctzlcr, den Herren Hauptlcuten Weiß, uom I. I. 14. läger-bataillon und Scheffncr vom k. bayerischen 11. Infantcric-Negimcnt und dem Herrn Obcrlieutnant Ferdinand Pctrowitz uom k. I. 14. Jäger-Bataillon die wohlucrdicntc Anerkennung ausspreche, fühle ich mich sehr glücklich, den so eben duich Courier von Frankfurt eingetroffenen, uon der hohen Bundesversammlung eingegangenen Dank den vereinigten Truppen bekannt zu geben, wonach die vollkommene Zufriedenheit der hohen Versammlung mit ihren« ausdauernden und musterhaften Verhalten in Erfüllung ihrer überaus schwierigen und an Entbehrungen und Etrnpatzcn reichen Aufgabe öffentlich ausgesprochen wird. Es bleibt mir nur noch übrig, die Namen jener Tapferen bekannt zu geben, welche die Ehre des Tages mit ihrem Blute bezahlten. Vom I. I. 14. Inger-Bataillon wurden verwundet: der Gemeine Wasack leicht, die Gemeinen Schultz, Kamenar, Müller, Vrohaöka schwer. Prellschüsse erhielten: der Oberlieutcnllnt Freiherr u. Hörn uom t. bah. 5. Chcuauzlegcr-Regiment Leiningcn, dann die Gemeinen Niet, Mutz! und Knie uom I. daher. Infantrric-Negiment Ksenburg. Jetzt, wo ich dem Armee-Corps einige Tage Ruhe gönnen kann, sind alle Vorbereitungen zu neuen Anstrengungen zu treffen, vor Allem aber die größte Ordnung in den Cnntonncmcnts eintreten zu lassen.

Gegeben Hauptquartier Fulda, den 10. Nouember 1850.

gez. Carl Theodor, Fürst uon Thurn und Taxis,
General der Cauallerie und comm. General.

Preußen in Rurhessen. —-^ 263

Die Truppen hatten in ihren Stellungen die Vorgänge bei der Avantgarde mit größter Spannung beobachtet und waren auf einen Angriff vollständig vorbereitet und gefaßt. Die von der Division Tiehen requirirten und in Marsch gesetzten Füsilier-Bataillone des 18. und 32. Regiments nebst dem Jäger-Bataillon, welche den 7. in Hünfeld eingetroffen waren und dort den Befehl vorgefunden hatten, den 8. November den Marsch nach Fulda fortzusetzen, wo ihnen Quartiere angewiesen waren, hatten ihren Marsch derartig beschleunigt, daß sie schon gegen Mittag eintrafen und, statt in die bestimmten Quartiere zu gehen, sich der bei Kalte-Heiberge stehenden Reserve der Division Bonin anschlossen. Als sich gegen Abend die Kunde von dem beschlossenen Rückmarsche iu den Bivouacs verbreitete, machte die bisherige freudige Erwartung des Kampfes einer tiefen Mißstimmung Platz, bevor noch der bestimmte Befehl dorthin gelangt war. General von Bonin eilte in der größten Aufregung nach Fulda, um Bestimmteres zu erfahren, und nur mit großer Mühe gelang es, ihn zu beruhigen und auf die Rothwendigkeit des Verlllsfens der Stellung hinzuweisen.

Im Hauptquartier herrschte nicht minder große Verstimmung, welche nur weniger empfunden wurde durch die nothwendig werdende angestrengte TIMigkcit, um für den Rückmarsch die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Ter Befehl zum Aufbruch für den 9. November wurde ausgegeben; die einzelnen Truppentheile mußten noch in der Nacht Fouriere mit Wagen nach Fulda schicken, um die dort aufgestapelten Verpflegungsmittel in Empfang zu nehmen, und besonders auch die unzähligen auf der Post nach und nach angesammelten Briefe und Pakete abzuholen, deren Auslieferung an die Adressaten der Postmeister trotz der ihm beigegebenen militärischen Schreibhilfe nicht hatte bewältigen können, denn eine Feldpost war noch nicht vorhanden.

Schon gegen 7 Uhr Abends hatte Graf Grocben einen Generalstabs-offizier an den Fürsten Taxis abgesendet mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er demselben mittheilte, daß das preußische Armeecorps in Folge höherer Weisung die Stellung bei Fulda verlassen und auf die Etappenstraße Pachll-Hersfeld zurückgehen werde; Fulda werde um 12 Uhr geräumt sein, die Arrieregarde würde den Befehl erhalten, nicht zu laden, wenn der Fürst für seine Avantgarde Gleiches anordnen wolle; er möge im Abstand von ^ Meile ruhig nachfolgen. Der Schluß des Schreibens lautete wörtlich: „Ew. Durchlaucht weiden begreifen, wie schwer es einem alten Soldaten weiden muß, sein Terrain ohne Schwertstreich zu räumen, aber ich füge mich nichtsdestoweniger einer höheren Macht, indem ich darin meine Beruhigung finde, daß dieser Schritt, so Gott will! der Beginn einer erfreulichen Lösung aller der Schwierigkeiten und Differenzen sein möge, welche zur Zeit noch obschweben" :c.

Fürst Tazis antwortete nicht minder verbindlich, daß er erst um 2 Uhr in Fulda einrücken werde, unterließ cs jedoch nicht, die Notwendigkeit

26H Preußen in Kurhessen,
des Vormarsches nach Kassel besonders hervorzuheben, wobei seine
Truppen die Etappenstraße so schnell als möglich überschreiten und an keinem
der conventionsmäßig festgestellten Etappenorte anhalten würden, um so
mehr, da ihm Alles daran gelegen sein müsse „die Thätigkeit des Herrn
Vundescommissars, welche erst in Lasset in volle Wirksamkeit
treten könne“, mit der materiellen Macht zu unterstützen.
Mit dieser Antwort kehrte der Generalstabsoffizier gegen Mitternacht
nach Fulda zurück. Er hatte den Fürsten im Frankfurter Hofe zu Löschenrode
gefunden, wo das Hauptquartier feldmäßig untergebracht war, und war sehr
freundlich empfangen worden. An dem nördlichen Ausgange von Bronnzell
war er von einer Feldwache der österreichischen Jäger, welche dort eine hohe
Varricade aufgeworfen hatten, angehalten und auf sein Verlangen zum
Commlndeur der Avantgarde, General von Heilbrunner, geführt worden,
der ihn durch einen Offizier nach Löschenrode escortiren ließ. Zu beiden
Seiten der Straße zeigten sich die Wachtfeuer der Nivouacs der Bayern
und bei der Avantgarde waren alle Vorbereitungen getroffen, um einem
etwaigen nächtlichen Angriffe kräftig entgegenzutreten zu können, denn vor dem
durch eine hohe Varricade gesicherten nördlichen Ausgange von Bronnzell
waren auf der Straße bis zur Hälfte des Weges nach Kohlhaus die Bäume
gefällt und derartig niedergelegt, daß nur ein schmaler Raum in der Mitte
der Straße freiblieb, der jedoch durch Zusammenziehen der Spitzen der
gefallten Bäume leicht verschlossen und auf diese Weise ein starker Verhau
hergestellt werden konnte.
In der Nacht gingen noch zwei Telegramme des Kriegsministers ein, beide
vom 8^{ten} November datirt. Das erste, um 8 Uhr Abends in Eisenach eingetroffen,
enthielt den bestimmten Befehl: „Ew. Excellenz haben sich auf die Etappenstraße
zurückzuziehen, und dieselbe zu halten.“ Motiuirt war dieser Befehl
dadurch, daß bei der gegenwärtigen Lage der Verhandlungen nunmehr bei den
Operationen in Kurhessen politische Rücksichten wieder in den Vordergrund
traten, woraus es erforderlich wäre, daß unsere Truppen sich auf die Besetzung
der Etappenstraße beschränkten. Das zweite Telegramm, um Mitternacht in
Eisenach eingetroffen, enthielt die erbetene Antwort auf die am 8. früh an
den Kriegsminister abgegangene Tepeschke des Grafen Groeben, welche um
6^{Uhr} Abends in Berlin eingelaufen war. Unter Hinweisung auf das
Mittags in Berlin abgegangene erste Telegramm wurde der Befehl zum
Zurückgehen auf die Etappenstraße wiederholt mit dem Zusätze, wenn dies
nicht ausführbar sei aus militairischen Gründen, oder Graf Groeben sich auf
der Etappenstraße nicht halten könne, so werde er ermächtigt, den Rückzug
nach eigenem Ermessen anzuordnen. Das Einverständnis^{des} Sr. Majestät des
Königs wurde besonders betont und außerdem noch hinzugefügt, daß in der
dem Gegner zu gebenden Erklärung Alles wegzulassen sei, was drohend oder
feindlich klingen könnte.
Hierdurch sah Graf Groeben nun seine bisher getroffenen Anordnungen

Preußen in Kurhessen. —-^ 263
durchaus gerechtfertigt, lieber das sofort in der gegnerischen Tagespresse
erhobene Geschrei und den Vorwurf, den eisten Schuß gethan zu haben,
konnten der Commandirende sowohl, als die unter seinem Befehle stehenden
Truppen vollkommen beruhigt sein, denn Fürst Taxis hätte aus den Vor-
gängen erkennen müssen, daß preußische Truppen sich nicht so ohne Weiteres
auf die Seite schieben lassen, um so mehr, da er durch die verschiedenen
Proteste und Erklärungen gewarnt war.
Hiermit war der erste Act des militairischen Schauspiels in Kurhessen
beendet, welches mehr und mehr für die Netheiligten sich zu einem Trauer-
spiel zu gestalten schien, da auch der folgende zweite und letzte Act nur
wenige Scenen aufzuweisen hat, durch welche das miliwirische Selbstgefühl
der Truppen einige Auffrischung und Befriedigung erhielt.
Machweisung
der Truppen des preuyischeu Armee-Corps zur Besetz«« g des
zl«rfiirstenthums Hesse«.
Command, Gen.: Gen. d. liao, Graf von der Grocbe»,
Lhcf de« Ocn.-Stllbci' Major »o,i Noigl-I-.Mch,
Ven,-St»b: Abjulanlür: Inlcndonl-
Hau»!,,!, von Echllumbnrg. Major von Pfuhlstein, Inl,°R, Mcsscslschmidt.
Hauolm. Lchluary. Scc.«Lt. Graf ». d. Grocden lGardc« du lIorpl),
Dclochirl: E«,^l. d. Wihendorf <», Nloncii'Ncgl,) zur Bcobachliing in Lodurg,
2«,.-Ll. u, Laosse (!?, In,anl.°ü!ca!,1 zur Veolachlung in Mcininacn,
t. Tiviswn.
Co mm,: «s„,°L!. Fürst Wilhelm Nodziwill,
Gen. Etab: Adjulanlur: Comm, dcr Arlillcric:
Major v. Llauicwih. Ä,!Im. «, Podbicls!!,. Hauplm, », Kurowilü, Major ». «linlowstrom.
^ . ,14, Inf»nt,.Mca,t. :! Vau, - Echwlldr, — Grjch.
Infanterie: !,!,,, Infanl,-Re«t » - -
»eneral-M°i°r«.Mnl)cl,> z, lă«cr-V°l»ill°n ^ , ^ , , , , , ^ - .
ClIuallelic: / ?. zUiraisier-Regt. -» < - —
Nenellll - Major », Kalle.l, 10, Hujarm-Negt — - 4 > —
/ mobile l2»ld, Vatlcrie Nr, 12 — ° - » 8
«itllllerle: ^ . „i^ „^^ Vatlcrtc Nr. ll . . . , - 8
lt« lomen sViiler noch hinzu:
2. VIII. 3l. l«faM,Rc8l«
l. VIII, «, (Leid.» Injanl.-Renl«.') . . .
FlIsilici'Val. ?, Infam,-Rc«!«
«pfd, Fuß-Nllllerie Nr, l»
Somit am >, November vorhanden - 10 Allli, » Zchwadr, 2< Gesch.
««all.
>
Echwlldr,
16
Gesch.
. . . , l
-
^
-

266
Preußen in Kurhessen. —
Gen.'Stob:
Major Leo.
2 Divisisn
Comm,: Ven, °Le. u. Vonin.
Adjutantur:
Hauptm, »iödlich. Scc. °Lt. »nitter (4, Dra«. <Re«t.,
Infanterie:
Oberst Herwartlj
v. Nilicufcld.
Lavallic rie:
Dielst ». Mulms.
Artillerie:
> !. und «, «a». 13 Infant.-Regt«. .
^ ». Not. 15. I»fant. °Ne«I3 i
I 1?. Inf»nt. °Negt ,
'FUsilicr-Nat. I9. Infan!.-«e»t«. 1
«lomm. der »rtillert«:
Major Spcrlin».
2 Vatt. — Schwadi. — «ljtz.
/ 3. und 4, Schwadr. 5, Ulanen-NeM.
< 3, und 4. Tchmadi, «. UlanenüieLt«,
t mobile rettende Ratterte Nr. 13 . .
^ 12 pfd, Natterie Nr. 24 (alte« Mater.
? Blllt. — Schwab!. — «eich.
— Voll. 2 Echwlldr. — »esch.
Haubitzzu«)
ohne
Summ«: ?Vatt.
4 Schwadr. 14 Gefch,
XL, Da« I. Not. Garde.RcsciveNegt«, und lue I. Schwadr. 8 Ulanen.Regt«. blieben bei Wetzlar
zurUcl zur Deckung der Yiaülsuit-Lasselei Eisenbahn und traten unter den Vesehl de« «en..Lieut,
». Pcueler in Frankfurt.
3. Tiviswn.
Lomm,: Gen. °Lt. ». Tictzcn und Henning,
Gcn,-Stab:
Hauptm. », Nlnmenthal.
Infanterie:
General ° Major ». Koch
Lavallerie:
Oberst Graf zu Colm«°
Loubach.
Artillerie:
Adjutantur:
Hauptm. v, Zittwitz.
Scc, °2i. u. Basseiui» (8. Hus.,Ngt.)
Infant-Regt
Infant.-Regt 3
Iaqei-Vatoillon 1
Lomm, der Artillerie:
Major »ramcr.
3 Vatt. - Schwadr. — Kefch,
4. Kurafsicr'Negt.
Hnfaren-Negt.
'Pfd. Fuß°Vattciie Nr. 19 (alte« Mlltcr. ohne
Haubitzen) -
«Pfd. Fuh> Natterie Nr. 31 , . .
Summa 7 Aott. » Schwadr, 14 «lesch.
Die Formalion zur Ordre de Vataille mar den Division« Commandcuren »r,hcimge«eben.
^) Später der Division Nonin überwiese!!.

Illustrirte Bibliographie.
Ilder aus »er Altüünl von Hermann Dietrichs und Ludolf
Pnrisius. Mit 140 Original Holzschnitten (aus der Xlilograplnschen
Anstalt uon I. F. Richter in Hamburg). Hamburg, Verlag uon
I. F. Richter.
Vor mehr denn Jahresfrist wurde an dieser Stelle einmal der Wunsch
geankert nach einem gut geschriebenen, gut illustirtcn Buche über
die Mark. Ihm mußte jeder richtig Fühlende eine ganz andere Thcilnahme
entgegenbringen als allen den Veröffentlichungen über ferne Länder, die auf
die ungesunde, dem Deutschen eigenthümliche Vorliebe für das Fr,mde be-
rechnet sind. Jener Wunsch scheint sich allmählich, langsam und Theil für
Theil zu verwirklichen, als folltcn wir wirklich eine Art Literatur über die
Mark erhalten. Betrachten wir, was bis jetzt erschienen ist — und es findet
sich Tüchtiges, Ancilcnncnswcrthcs darunter — als Vorboten einer reicheren Erfüllung.
Für eine solche Annahme spricht die ganze Entwicklung der Dinge. Nicht nur
die Richtung unserer Literatur, die sich immer allgemeiner dem wirtlichen Leben, der
scharfen, frischfarbigen Umgebung anstatt Uerschwimmendcr Fernen zuzuwenden scheint,
sondern auch der Umstand, das; die Bedeutung der Marl für ganz Deutschland klarer
und klarer heraustritt.
Denn sie ist jetzt in der That der Vatecrgau des ganzen Landes. Während wir
in der Geschichte der anderen Stämme und Staaten eigentlich fast zwecklose Bil-
dungen erkennen, die nur für Augenblicke eine vorübergehende Wichtigkeit gewinnen
tonnten, gewahren wir in der Geschichte der Marl ein regelmäßiges, immer macht-
volleres Anwachsen, das gleich einem Weile der Natur den Anschein trägt, als sei
das Ganze planmäßig geschaffen. Sicherlich — gefällig ist diese Geschichte nicht.
Sie ist düster, es handelt sich darin um Dinge, die uns ärmlich erscheinen, und wir
vermissen die großen Züge, die sich fast unverändert auf die Bretter verpflanzen lasten.
Es fthlt eben die Legende: der Marter ist von jeher zu nüchtern gewesen und zu
ehrlich gegen sich selbst, um einem hübschcu Kleide der Dinge viel Werth beizumessen.
Man muß etwas Liebe mitbringen und auf den Kern der unansehnlichen Ereignisse,
auf ihre Bedeutung durchzudringen sich bemühen, um sie nach Gebühr zu würdigen.
Aber der Augenblick scheint ja nun endlich gikommen, wo wir auf mehr Voruithcils-
frcihcit, vielleicht auch auf ein wenig mcbr Liebe rechnen dürfen, als bisher. Wer mit
folchen Gefühlen unsere Geschichte ansieht, der erkennt, daß diese dunklen, trägrinnendcn
Quellen die Ursprünge jenes Stromes sind, der jetzt breit und mächtig in die Welt-

268
Nord und 3 ü.
geschichtc einfluthct. Mag er manch' anderen stattlichen Fluß nciterhin aufgcnommer,.
mager an dm Stellen feines stolzesten Laufes andere Namen, die Preußens, Deutsch-
lands, angenommen haben: fragt man nach seiner Quelle, so nennen wir doch imnei
die Marl,

Ki. K>»ph»»»!iirche zu 2a»«ermündf.
Tictiich? ^Parisiü», Vil«r »u« dci NI!„>llil. (Verlag »0,1 I. F. Richter in Hamburg,!
Das ist die Errungenschaft der Ichten Jahrzehnte. Und die natürliche Folge
davon ist die, das; Deutschland lernen wird, sich um die Marl doch allmählich ein-
gehender zu bekümmern, das; es «erlernen wird, das Land einfach als die Reicht-
streusandbüchsc zu betrachten (ein 0>llek, wenn das schwerglicdrigc Wort »«schwindet!),
die Hauptstadt als einen reizlosen riesigen Häuserhaufen und unsere Vergangenheit »ls
das belanglose Hadern von Zaunfürst und Krautjunker wegen einiger Ellen gestohlenen
Bands.

Auch der Marter wild es wohl noch lernen, mit stolzerer Freude auf seine Vcimath zu blicken, und damit wird sich ihm auch seine Geschichte wieder frischer beleben, und er wird mehr davon im Sinne behalten als die Namen Albrchts des Pären, des falschen Waldcmars, eine dunkle Erinnerung an die Faule Grethe und an die Ermordung des Probstes von Bernau. Es hieß wirklich sorglos sein, des naheliegenden Schönen so zu vergessen: und »uir sollten nicht unterlassen, uns dafür an die Brust zu schlagen. Denn das Schöne, ja Großartige ist immer dagewesen-, was fehlte, das war bloß das Auge, es zu erkennen. Das hat, um nur Einen, den Einsichtigsten und Tüchtigsten, zu nennen, Iontonc bewies. Aus dieser uerschrieenen Sandwüste hat er eine Fülle von Schönheil und Poesie berausgepflegt, welche die Zuschauer wohl früher hätte stutzig machen sollen. Mit seinem prächtigen Buche, seinen Wanderrungen durch die Mark, hat er sich ein hohes Verdienst erworben, ein bleibendes Werk geschaffen: das kann man gar nicht oft genug wiederholen, und nicht oft genug kann man ihm dafür danken. — An einen Zweiten sei hier noch erinnert, an einen halb Vergessenen, einen unverdient, undankbar, schmähtlich Vergessenen, — an Nili bald Alexis. Au den ersten großen Erzähler, der sein warmes Herz, seinen gesunden Sinn und sein großartiges Nachfühlen an die märkische Geschichte hingegeben hat, um ihr dichterisches Leben einzuflößen. Wird der Tag nimmer kommen, wo kennt, jeder Marter die Cabanis und Ruhe ist

»rt«l ><r KlepyaxsLircNe >» langermündt. Diciich» V P^iisin?, Oüdcı »u« üci Allmail, V>ilnn, »llü I. F. Richtli in Homburn, 1 wenigstens jeder Berliner den Roland von Berlin Hosen des Herrn von Bradow, jeder Preuße die erste Bürgerpflicht? Werden wir Deutschen noch lange unsere häßliche Untugend erweisen und undankbar sein? nie erkennen, daß ein Volk, welches eine Literatur besitzt, auch Pflichten gegen dieselbe zu erfüllen hat? Die Verdienste dieser beiden Schriftsteller erstrecken sich übrigens, wie bekannt, nur auf einen Theil der Mark. Die eigentliche Altmark selbst, der Landstrich links der Elbe, der ursprüngliche Ausgangspunkt der Staatsbildung zwischen Elbe und Oder, war von ihnen nicht berührt worden. In diese Lücke nun treten die vorliegenden Bilder aus der Altmark glücklich ein. Der Umstand, daß der Verfasser wie der Zeichner ^des Buches beide geborne Altmarkcr sind, berechtigt von vornherein zu der Erwartung, daß sie an ihr Werk mit

!°iort> und Süd.
ebenso viel Liebe wie Verständnis! gegangen sein werden. — Hermann Dietrichs, der Zeichner, hat während mehrerer Jahre die Aufnahmen zu seinen Bildern vorbereite, die Provinz durchstreift, um die Baudenkmäler und Ansichten und die Bildnisse berühmter Altmärter zu zeichnen. Daß dieser Theil des Werkes in einer Hand gclepci hat, das empfindet man angenehm in der Uebereinslimmung der Illustrationen unier einander. Hermann Dietrichs ist Keiner »on denen, die auf die Uebcrrcizung d« Beschauers rechnen. Sein Vortrag ist einfach, gleich den Dingen, die er Hiebt. Aber so wie man den ersten Eindruck überwunden hat, der derjenige entschiedener Wahrheit und Scharfblicks ist, gewahrt man mehr und mehr, daß Dietrichs die Dinge als ein wirklicher Künstler schaut und darstellt. Besonders die größeren Blätter erzwingen in dem Betrachtenden stets die Stimmung, die der Zeichner in sie hineingelegi. — An den Holzschneider stellen diese Blätter nicht die Anforderung, das eigentlich in diesem Matcriale Unmögliche hervorzubringen — wie es fönst häufig verlangt und glänzend erreicht wird. Man kann nach ihnen nicht die Grenzen dessen, was diel. F. Richter'scke Anstalt zu leisten vermag, ermessen. Aber jedenfalls ist das, was sie hier bietet, durchaus tüchtig und nnrckeunenswerth. Die Arbeit ist höchst sauber und deutlich. Es i't erfreulich, daß auf diese Weist besonders die Bauten der Altmark in guten Abbildung allgemein bekannt werden, denn in den übrigen Thcilen Deutschlands macht man sich schwerlich eine Vorstellung, wie viel merkwürdige Bauwerke jener Bezirk entbM Das Kennzeichnende für sie ist die Anwendung des Backsteins, welcher der auch hier vorherrschenden Gothil ein ganz rigenthümliches Gepräge giebt. In den Werken von Adler und Struck und Meucrheim besaßen die Fachkundigen freilich fchon längst muslergiltigc Ausnahmen dieser Bauten; indes; sind diese erklärlicher Weise kaum sonst in weitere Kreise gedrungen.— Während also ein Zeichner das ganze Werk versehen hat, ist diesmal ungewöhnliche? Weise eine gewisse Arbeitstheilung für den Textl eingeführt worden. Wenigstens hci der Verfasser desselben, LudolphParisius, der bekannte Abgeordnete, die Bearbeitung einzelner geschichtlicher Abschnitte auf Oskar Schwebel übertragen, denselben, der in seinen Eullurhisorisehen Bildern aus der Neichshauptstadt und nui-der Marl sich schon längst als einen für diese Aufgabe Berufenen erwiesen hat. Indes, den weitaus größten Theil des Buches hat Parisius selbst geschrieben. El führt den Leser von Ort zu Ort und erzählt ihm von jedem Geschichle und An der Bewohner. So hat er u. A. in einer der ersten, vorliegenden Lieferungen gelegentlich Tangermündes der unglückseligen Gretc Winde einen eigenen, sehr fcsselndca Abschnitt gewidmet. Er nimmt die Untersuchung jenes Vrandstislungsallli., die in den seitdem verflossenen Jahrhunderten nur noch einmal und völlig urtheilsloi-dargestellt worden war, noch einmal auf und kommt auf Grund der noch erhaltenen Acten zn ganz merkwürdigen, überrafchenden Schlüssen. Ist dies schon darum anziehend, weil man für das arme Weib, seitdem es in Fontane seinen Dichter gefunden hat, unwillkürlich menschliche Theilnnhme empfindet, weil man auch neugierig ist, wie sich die Dichtung zu der Ueberlieserung und zu der rech« verschiedenen lautenden Wahrheit verhält — so findet man an der Unterfuehung auch eine rein sachliche Freude, denn sie cnlrollt ein so lebensvolles Bild jener wüsten Zeit, wie man es eigentlich

NeUquicnüäffchcn.
Tictrich« K Paisius, Vildcl »u« bei Allmllil,
»Vcilllg von I, F, Richlcr in Hamburg.)

Illustrierte Bibliographie.

2?!

NU! in dichterischen Nachschöpfungen, aber sehr selten in Darstellungen dieser rein geschichtlichen Art zu finden gewohnt ist. Jener Abschnitt ist eine Leistung, die ohne Zweifel Jedem von dem klaren Blick und der gewandten Darstellung des Verfassers eine hohe Meinung aufnöthige» muß. Ucbriçns hat er auch schon gewirkt. Am Jahrestage des furchtbaren Brandes ist der Unglücklichen von der Kanzel herab eine späte Ehrenerklärung gegeben worden. Bezüglich Tangcrmündcs erwähnt Parisius auch, daß man die Thürme der alten Pfalz, des Sitzes der ersten brandcnburgischen Fürsten,

^

f

^.

'^ »^^" „

i

i

^uisur» Hrielrich I.

Ticlñch» <c Paris!»«, Niidci au« t>sr Älimarl. lVeitag U°n I. F. Richter in Hamburg,)

auch der ersten Hohcnzollcrn, der Geburtsstättc mehrerer Kurfürsten, in unverantwortlicher Nachlässigkeit verfallen läßt. Die Nähe des Flusses droht sie völlig zu zerstören.

Hoffentlich lenkt diese Mahnung die Aufmerksamkeit auf das ehrwürdige Bauwerk, so daß irgend etwas zu seiner Erhaltung gethan wird.

Die noch ausstehenden Lieferungen versprechen nicht minder Interessantes; Schilderungen der Lclllingcr Haide, wo der Kaiser zu jagen pflegt, der Hopfendörfer, der Wische, einer noch von den Ilmningcn eingedeichten Niederung mit Kirchen von seltenem Alter, des Hansj ochenwinkcls, eines Bauernbezirls, auf dem Wenden noch unvcrmischt unter Sachsen wohnen und Hünengräber als stumme Zeugen einer

2<2 Nord und 2üd.

»och älteren Urbcuölterung daliegen, des moorigen Drömlings — schon die bloß«
Nomen klingen so vielversprechend wunderlich, daß die Neugierde sich regt. Auch den
alten Adelsgeschlechtern der Provinz soll eine eingehende Beachtung gewährt werden-
man weil!, es sind ihr« viele, und ihre Namen, die Kncscbccks, Cchulcnburgs, Aloens-
lebens, Nismarcks, haben einen schmetternden Klang in unserer Geschichte. Auch Bülow,
der General der Freiheitskriege, war ein Altmirtcr, und Winkelmann — das Land
lonn stolz auf seine Söhne sein.

Hoffentlich erscheinen die Lieferungen in so rascher Folge, daß man sich bald de«
abgeschlossenen Wertes erfreuen darf. —^.

Glfchichte dcr Kunst im Nlterthum. Von Georges Pcrrot und Charles
Ehipicz. Autorisirte deutsche Ausgabe. Acgiipten. Mit ungefähr 60t) Ab-
bildungen im Tczt, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr.
Richard Pictfchmnnn. Mit einer Vorrede uon Georg Ebers. Leipzig,
F. A. Brockhaus.

Von dcr Literatur hat Jemand gesagt, sie gleiche einem Vcmme, dessen Wurzeln
niederwärts, dessen Zweige aufwärts gingen — beide ihrem Wesen nach ähnlich, diese
uon jenen erhalten. Eine solche Betrachtungsweise gilt schlichlich für jede geschichtliche
Auffassung, wofern diese nur mit wirklichem Verständnisse dem Gange der Dinge
nachspüren will. Uebcrall erkennt man, wie das Neue nicht unvermittelt entsteht,
sondern sich allmählich aus langsam Absterbendem heraus entwickelt, gewahrt man
cinc Regelmäßigkeit der Bildungen, in dcr man etwas wie das Walten eines Natur-
gesetzes zu finden meint. Wie in dcr Natur, so wird auch hie eine verschwenderische
Fülle uon Keimen ausgestreut! aber wie dort, so herrscht hie die weiseste Sparsam-
keit darin, daß das Todte nicht nutzlos vergeht, sondern den Dung für frisches Wachsen
erzeugt. Es hat etwas Tröstliches, dir Geschichte so anzusehen, die Lehre uon der
Erhaltung der Kraft auch hie nachweisen zu können. Selbst wenn man sich gewöhm
hat, menschliche Thätigkeit an dcr cntmuthigenden Unendlichkeit uon Raum und Zeit
zu messen, und ihre unfabbare Nichtigkeit in den zermalmenden händcn dieser beiden
Riesen erkannt hat, fühlt man sich erhoben durch den Gedanken, dah jede Thätigteii,
wenn auch vielleicht unkenntlich, doch über absehbare Frist hinaus endlosen Gefchlcchter-
reihcn in ihrem Behagen oder ihrer Freude fühlbar fein wird. In unserm Kunst-
gewerbe-Museum hängt die Nachbildung eines Teppichs, den einst assyrische Arbeiter
gewirkt hatten. Schliemcmn hatte das Muster in die Decke des troischen Echatzhauscs
eingemeißelt gefunden, und man erkannte bald, daß man hie eineUcbertragung von einem
Stoffe auf einen andern vor sich habe. Es war sinnig, diese nach rückwärts zu wiederholen.
Und nun prangt in anregender Frische uon Neuem ein Stück jener Kunst, die vor
Jahrtausenden ein längst verschollenes Volt in der schnclluergänglichcn Wolle ausübte.
Das Uebcrraschende aber ist, dah dieses Stück kaum fremdartig wirkt: es stellt Formen
zusammen, die unveräußerlich dem Schatze unserer Gewerbe angehören.

Vor Kurzem ist hie oussührlich der Architektonik uon Adamu gedacht worden
als eines Wertes, das gemäß dem oben Gesagten die natürliche Entstehung und regel-
mäßige Entwicklung der Vauformen nachzuweisen ucrsucht. Das gleiche Ziel setzt sich
die heute uorlirgcnde Geschichte der Kunst im Alterthum. Sie gleicht auch
darin jcnem Vuchc, daß sic die Kunst der Hellenen als einen Höhepunkt ansieht, der
besonders aufmerksame Umschau erheischt; ja sic macht ihn sogar zum Echlußpunkte
und ucrfolgt die Wandelungen dcr Kunst nicht darüber hinaus. Die Verfasser sprechen
sich darüber folgendermaßen aus: „Gemäß dem Plane, welchen wir uns uorgezcichne!
haben, hat die Geschichte der morgcnländischcn Kunst blos ein einleitendes Vorstudium
zu bilden und uns in die griechische Kunstgeschichte nur einzuführen. Wir muffen so
weit zurückgreifen, wollen wir das uon einander zu sondern im Stande sein, was der
Genius des griechischen Volkes uon den Vorgängern desselben aufgenommen hat, und
was ihm selbst cigmthümlich angehört." Und weiterhin: „Acg>>vtcn sowohl wie die

anderen Reiche des Morgenlandes interessiren uns demnach nicht so sehr um ihrer selbst willen, als insofern sie etwa ihre Erfindungen und Errungenschaften theilwcise an jenes einzige, unvergleichliche Voll übermittle und abgegeben haben, das in seinen Leistungen Alles zusammengefaßt hat, was von der Nlten Welt Nutzbringendes geschaffen wurde." — «Ihre Kunst intercssirt uns hier nur bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ihre schöpferische Kraft verbraucht und darum ihr Ucbergewicht und Ansehen, ihre

77-7!^

Gclchichte d« Kunst im Älterttmm: Aegyptcn.

<Veil»8 »on F. A. Vioithllu« in Leipzig.)

Fähigkeit, zu beeinflussen, verloren Hut." Mit diesen Worten ist die Aufgabe im Allgemeinen genau umgrimzt, über die Ausführung erhält man auch sogleich in der Einleitung Aufschluß: „Eine ausführliche Beschreibung ägyptischer Bauwerke, wären sie auch noch so hervorragend und allbekannt, darf man in diesem Bande nicht suchen." — „Wir werden die allgemeinen bleibenden Merkmale der ägyptischen Baukunst feststellen und schildern: und zwar betrachten wir sie dabei in ihrer Gesammheit und in ihrer dauernden Abhängigkeit von der Eigenartigkeit des ägyptischen Volksgeistes, von Glaube Nord und Süd. XXIII, e». 19

2?H
Nord und 2lld.
und Sitte, von der klimatischen Verschaffmheit und der Alt des dem Künstler zu Ge-
bote stehenden Materials. Ebenso werden »vir die Ehaldäcr, Assurcr, Phönizier, km;
alle großen Völkerschaften behandeln, welche in dieser Kunstgeschichte einen PI«? zi
beanspruchen haben."
Diese Sähe geben deutlichen Uebcrblicl über die Anlage des umfang-
reichen Werkes, und das ist nicht hoch genug zu schätzen. Wie oft muh man

Oeichichte der üunlt im Altclthum: Acgyptcn.
(Vcllllg von F. «. NiülHiau« in Leipzig.)
nicht ziellos in ein Vuch hineinwatcn und die Hälfte feiner Aufmerksamkeit aus
das hilflose Suchen nach dem halbuerwchtcn Gedankengange des Verfassers ver-
schwenden. Hier ist man gleich von vornherein darüber aufgeklärt, was man zu
erwarten hat. Und da Spannung nicht zu den Erfordernissen einer Darstellung auf
wissenschaftlichem Gebiete gehört, fühlt man sich sofort angenehm beruhigt. — Diefe
Durchsichtigkeit der Schilderung uclrläugnct das Vuch keinen Augenblick, feine Sprache
ist mit einer so erfreulichen Sorgfalt behandelt, daß sich das, was man liest, überall

mit Leichtigkeit zur Anschaulichkeit steigert. Der deutsche Bearbeiter hat natürlich an diesem Verdienste sein ehrlich Thcil. Nie Uebertragung ist mit großer Gewandtheit nusgeführt: so daß man sich nirgends bewus,t wird, ein Werk vor sich zu haben, das ursprünglich in einer anderen Sprache abgefaßt ist. Eine gewisse Bequemlichkeit, die den Fremdwörtern nicht übermäßig sorgsam aus dem Wege geht, ist ja echt deutsch — und wenn sie hier erwähnt wird, so soll das nicht eben ein Vorwurf sein. Nur in einem Falle wäre es wohl wirklich lohnend gewesen, das Fremdwort zu vermeiden. Neu Vorstellungen der Acgupter von dem Fortleben nach dem Tode wird nämlich ein ausführlicher Abschnitt gewidmet, und darin bezeichnet der Bearbeiter das Fortlebende durchweg als Schemen. In einer Anmerkung fügt er hinzu, daß er so den von Maspicro eingeführten Ausdruck «toudle übertrage. Er will also einen fachmäßign Namen anwenden, ein Wort, über das man gewiß bedächtig entscheidet. Wäre es da nicht billiger gewesen, das gut deutsche Schatten zu wählen? Scheint es doch dem Sinne der alten Aegupter völlig zu entsprechen! und es ist so folgenreich, in solchem Falle ein Fremdwort „einzuführen", gleichsam noch einmal zu münzen, das dann meist unbesehen weiter verbreitet wird. — Ucbrigcns soll nicht verschwiegen werden, daß der Bearbeiter in seinen Anmerkungen den Verdiensten deutscher Forscher, welche die Franzosen nun ja einmal gern übersehen, zu ihrem Rechte uerhilft. Na hier schon einmal Aeußcrlichkciten zur Sprache gekommen sind, sei gleich auch die Ausstattung des Buches erwähnt. Sic ist des Namens Blockhaus durchaus würdig, von einfacher Vornehmheit: das Papier ausgezeichnet, der Druck mit jener Sorgfalt ausgeführt, die, wo sie angewandt wird, die hier gewählte Schrift, die Antiqua, zu der gefälligsten, dabei doch großartig wirkenden macht. Angenehm ist auch die Papicr-größe des Buches, ein kleines Quart, das im Bande durchaus handlich zu sein scheint. Von den Bildern gicbt dieses Heft einige Proben. Sie zeigen die guten Eigenschaften ihres französischen Ursprungs. Der Schnitt ist durchaus einfach, aber kräftig und untadelhaft genau. Als Zeichner werden zwei Künstler, I. Vourgoin und G. Bänödite genannt, die thcils an Ort und Stelle die nöthigcn Aufnahmen gemacht, thcils zu den Abschnitten, welche die allgemeinen Grundzüge feststellen, so zu sagen ideelle Illustrationen entworfen haben. Sie treffen den eigenartigen Stempel der ägyptischen Kunst mit großer Treue, und dabei findet man doch in ihren Darstellungen etwas Persönliches unmerklich eingemischt, das den nicht wesentlich genaueren Nachbildungen der Photo-graphic fehlt, und das jenen doch eigentlich erst den rechten Reiz giebt. Alles in Allem: man liest das Buch mit der regsten Theilnahme. Dazu tragen die Verfasser freilich stets bei. So scheint bcisvielschalbcr ihre Bemerkung eben so geistreich wie neu, daß die cigenthümliche Gcbirgsform des Nilthales, jene langgezogenen flachlinign Hügelketten mit ihrer Naumlosigkcit — böse Zungen haben sie die „geschundenen Raubritter" getauft — als Vorbild für die Bauwerke der alten Aegypter gewillt haben müssen, mit ihrem flachlinigen Abschlüsse und ihlcm stillen Ausladen nach unten hin. Die Ähnlichkeit ist allerdings schlagend. Vielleicht kann man abel ohne Gefahr der Düftclci noch weitergehen und uermuthcn, daß das Fehlen des Sinns für Naumeinthcilung, das sich bis auf die Verkrnppclung der Zierformen erstreckt, in der eigenthümlich wechselloscn, gleichmäßigen Gestalt des Nilthals begründet sei. Ebenso wird nachgewiesen, wie das strahlende Licht Aeguptcns den Baumeister zur Vermeidung des Durchbrechens von Fenstern und zur Anwendung voller Farben drängt, welche, jede Mauer bedeckend, die Blendung dämpfen. In der leichten Darstellung der Velfassei, die den Stoff, entkleidet des Standes und dci gelehrten Runzeln, darbietet, übt ab« auch dieser eine starke Anziehung. Man gewahrt mit Erstaunen, »nie eigenartig doch diese Gesittung gewesen ist, in der sich Vorstellungen, die man bei allen Völkern im Keime vorfindet, mit einer Macht entfaltet haben, um das gesammte Leben nach sich zu formen. Jene cigenthümliche Welt-abkehrung, die j» »uch dem Christcnthume eigenthümlich gewesen ist und bei diesem vcmeitenswcrthcr Weise gleichfalls in Acgtiptcn ihren stärksten Ausdruck gewonnen hat, 19»

Nord und Süd. —

sieht man hier mit ein« Folgerichtigkeit durchgeführt, die kaum überboten werde« kann. In diesem abgeschiedenen Thale mit seiner unurrsieglich gütigen und doch so ernsten Natur scheint sich der Gedanke des Todes unabweislich aufzudrängen. Da» alten Aegypten ist das Leben wirklich nur eine Vorbereitung zum Tode, die Aufgabe seines die Sicherung seines Fortlebens, die Erhaltung seines Schemens gewesen

Oschiiylr oder «u»ü im Uttenlmmi Ncgüpcn,
(«cilag von F. U. Vrockhan? in Leipzig,)
Darauf zielte seine Arbeit, darauf ging sein Sinnen und Trachten, daraus verwendete er eine unglaubliche Spitzfindigkeit — es giebt keinen besseren Ausdruck dafür. Das Fortleben aber versprach er sich von der Erhaltung seines Körpers oder seinen Abbildes wenigstens! diesen dachte er sich so sinnlich belebt, daß er sogar Todtnopser stiftete, um ihm für ewige Zeiten Nahrung zu sichern. Er baute sich sein Grab zur Wohnung aus, vergass selbst die nöthige Dienerschaft nicht, Puppen, deren Thätigkeit ihn: eine Zauberformel sicher» sollte. Da er unübertrefflich dauerhaft baute, und da die

Vibliographie. 2??

Witterung seiner Heimath, trocken und gleichmäßig, nur sehr langsam zerstört, ist uns in den ungeheuren Todtcnsttictcn ein ziemlich lückenloses Bild des alten Aegyptens mit seinem Leben und seiner Bildung erhalten geblieben. Allerdings fragt es sich, ob dieses Bild nicht doch ein wenig trügt, ob es nicht einseitig ist. Denn von dem wirtlichen Leben ist gar zu wenig erhalten, einige Reste von hoher Großartigkeit, aber ^iir uns ziemlich stumm.

Diese Kunstgeschichte ist außerordentlich umfangreich angelegt und zu ihrer Vollendung wird es jedenfalls sehr geraumer Zeit bedürfen. Im Verlaufe derselben wird sich sicherlich wiederholt Gelegenheit bieten, hier auf diesen Gegenstand zurück zu kommen. Dann, wenn man von ihm erst ein größeres Stück übersehen kann, wird man auch eingehender urtheilcn können. Diesmal sollte nur auf einen Gutes ver-sprechenden Anfang hingewiesen werden. olc.

Vnyard Taylor, Goethes Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu. Auch unter dem Titel: Ausgewählte Schriften. 2. Band 8. VIII und 3000 S. Leipzig 1882. Th. Grieben. ^i3. —.

Zwanzig Jahre lang hat Bayard Taylor den Plan bei sich gehegt, das Meisterwerk deutscher Dichtung seinen Landslcuten zum Vcrständniß zu bringen, che seine Uebersetzung des „Faust“ erschien. Erst 1869 und 1870 wurde die Übersetzung des Werkes allen Ernstes in Angriff genommen und die gewaltige, beide Theile des „Faust“ umfassende Arbeit vollendet. Damals entstanden, nachdem die Uebersetzung für den Druck bereit lag, die den Inhalt dieses Bandes bildenden Bemerkungen, welche ur-sprünglich mit jener verbunden herauskamen. Sie sind demnach in Begleitung der Faustdichtung gedacht und sollten von Allen, die ihren „Faust“ nicht auswendig wissen, nur mit dicfcm zugleich gelesen werden. Da die „Bemerkungen“ in erster Linie für das Englisch lesende Publikum und in enger Verbindung mit der Faust-Ucbersctzung verfaßt sind, laufen im Original häufige Beziehungen auf jene Ucbr-tragung und die mit ihr verknüpften Schwierigkeiten ein, welche in dieser deutschen Ausgabe natürlich beseitigt sind. In der Einleitung zur Uebersetzung des zweiten Thcils äußert Bayard Taylor, daß kein Commentar alles zu erschöpfen vermag, was durch die Faustdichtung angeregt wird. „Bei alledem, was von den Kritikern geleistet worden ist,“ fugt er, „bleibt noch immer genug des Unberührten übrig, um jeden sympathisch ergriffenen Leser Mucs für sich herausfinden zu lassen.“ Nies war die Ansicht, von welcher der Verfasser bei seinem Commentar ausging; er wollte mit ihm dem denkenden Leser nur einfach an die Hand gehen, ihn anleiten, damit er selbst forsche und in den Sinn und die Tiefe der Dichtung einzudringen suche. Mit feinem Geiste und tiefem philosophischem Verständnis, hat der leider allzufrüh uns entrissene ausgezeichnete Mann sein Neil erfüllt. Sein Commentar gehört durch den Umstand, daß er sich nicht bemüht, in jeder Zeile des „Faust“ ein Gheimnih zu entdecken, in welches von Neuem hincinghcimnißt werden müsse, zu den wcrthvollsten Erläutcrungs-schriftcn, welche wir über das unsterbliche Werl besitzen. Der zünftige Goethcmann wird Bayard Taylors Wert vermuthlich nicht wissenschaftlich genug finden. Dafür wird es dem einfachen Lcfcrc mit gesundem nnd klarblickendem Verstände eine sehr gute Anleitung zum Genuß des „Faust“ sein, der er sich ruhig vertrauen kann und der er vor allen Dingen ohne weiteres Vcrständniß zu folgen vermag. Die pietät-volle Gattin Bayard Taylors hat den Commentar übersetzt und verdient für ihre Leistung alles Lob.

Im L«nl>e der Mitternachtssonne. Von Du Chaillu, frei überseht von A.Helms. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Von diesem gefälligen Werke, das an dieser Stelle schon eine ausführliche An-zeige gefunden, liegen gegenwärtig die Lieferungen 11 und 12 vor. Sic enthalten

278 Nord und Süd.
gerade einen sehr lescnswcrthcn Abschnitt, die Beschreibung eines Winteraufenthalts bei den Lappländern. Es mag wohl selten vorkommen, daß ein Fremder die Gastfreundschaft derselben sogar in der rauhen Jahreszeit in Anspruch nimmt, und noch selten«, daß er darüber anschaulich berichtet. Die Bilder sind diesmal sehr hübsch«, eine ganze Reihe von ihnen ist der Darstellung des Lebens im Winter gewidmet.
—ok.

Adrian Valbis Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens. 7. Aufl. Vollkommen neu bearbeitet von Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Kaiten. Wien, N. Hartleben.
Von dieser siebenten Auflage des als brauchbar bekannten Buches sind bis jetzt fünf Lieferungen erschienen, und man kann danach schon eine Art Neberblick auf d»Z Ganze gewinnen. Die Abschnitte, welche das Allgemeine betreffen, die mathematische und physische Geographie sind hier schon abgeschlossen und die Geographie Deutschlands rüstig begonnen. Man kann hier bemerken, daß die neuesten Zählungen schon Aufnahme gefunden haben. Die Bearbeitung des Textes ist sehr knapp, aber deutlich und anschaulich. Die illustrircnden Beigaben sind reichlich und gut ausgeführt. Wir behalten uns vor, auf das Werl, das einer Empfehlung allerdings kaum mehr zu bedürfen scheint, ausführlicher zurückzukommen.

Hans von Wolzogen, Thematischer Leitfaden durch die Musik des Parüfal nebst einem Vorworte über den Sagenstoff des Wagncr'schen Dramas. 3. Auflage. 8. 82 S. mit vielen Notcnbcispiclen. Leipzig, 1882, Gebrüder Senf. ««,1.50.
Allen Musikfreunden, welche sich mit Wagners „Parsifal" mehr als oberflächlich beschäftigen wollen, wird der Führer Wolzogens ein vortrefflicher, ja unentbehrlicher Nachgebe» fem.

Josef Ruff, Illustirtcs Gesundheits-Lexilon, ein populäres Handbuch für Jedermann zur Belehrung und Bcrnthung in gesunden und kranken Tagen mit besonderer Berücksichtigung der Gcsundhcitslehre und Krankenpflege in der Familie, sowie die Unterweisung in den von Laien ausführbaren Hülfeleistungen und leichten Operationen, in der Behandlung von Verletzungen, im Anlegen von Verbänden und Bandagen und in der Bereitung von Hausmitteln nebst deren Anwendung :c. Lexikon-Format. XX. u. 733 S. mit 430 Abbildungen in Holzschnitt. Straßburg 1882. R. Schultz K Comp. Geb. »«, 10.—
Das hier vorliegende Werl bietet dem Laien neben einer vollständigen Gesundhcitslehre in jedem einzelnen Fall für alle körperlichen Leiden des menschlichen Lebens leichtverständliche Nachschlüge und Anleitung, die Gesundheit zu erhalten, Krankheiten vorzubeugen, solche an sich und Andern richtig zu erkennen und mit den zweckdienlichsten Mitteln zu bekämpfen. Ueber nichts, was der Gesundheit des Menschen förderlich sein kann, wird das Werl die Auskunft versagen, und zwar crthcilt es dieselbe in kurzgefaßter leichtverständlicher Form. Es vermißt sich nicht, in ernsten Krankheitsfällen den Arzt ersetzen zu wollen, aber es wird ein treuer Berather sein sowohl für die vielfachen kleinen Leiden, in denen ärztliche Hilfe aus verschiedenen Gründen nicht nachgesucht werden kann, als auch sür plötzliche gefahrdrohende Zufälle, in denen Nach und Thal des Arztes nicht rasch genug zur Hand sind. Vernünftig benutzt, wird das Werl sicherlich gute Dienste leisten. Vei guter Ausstattung ist der Preis billig. Will). VleditUS. Unsere eßbaren Schwämme. Populärer Leitfaden zum Erkennen und Benutzen der bekanntesten Speisepilze. 8. 2s S. mit 23 naturgetreuen colorirten Abbildungen. Kaiserslautern, 1882, Gotthold. Mk. 0,60.
Angesichts der jetzt wieder vielfach ventilirtcn Frage von der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit gewisser bisher als unbedingt ehbar gehaltenen Pilzarten wird das kleine Buch vielfach willkommen geheißen werden.

Vibliographie. 2??Z

«usllewöhlte Reden »es Fürsten Vismarck. Berlin, Fi. Kortlampf. 3 Bde.
Nachgeschriebene Reden bringen in dem Leser einen eigemhümlichen Eindruck hervor. Es geht ihm mit diesen wie mit Bühnenstücken; nur daß es noch schwerer ist, den Eindruck, den das Wort, gesprochen, die Bewegung, die man sich wohl hinzudenken mag, wirtlich ausgeführt — mittels der bloßen Einbildungskraft nachzuschaffen. Nenn die Aufnahmefähigkeit des Lesers ist eine andere als die des Hörers. An diesem rauschen die Worte in raschem Strudel vorbei; unmöglich, einen der zerrinnenden Gedanken festzuhalten — außerdem wirkt der Ton, das Bild mit, ihn zu zerstreuen: zu viele Sinne sind in Thätigcit, so das; die Ueberlegung häufig nicht recht zum Verständnis, zu dringen vermag. Die Mittel, womit ein Redner auf seine Hörer wirkt, sind häufig äußerer Natur, Leidenschaft und schöne Form sind fast die tiefsten. Auf den Gedanken dagegen kommt es weniger an, als man meinen sollte. Wer auf die Massen wirken will, der darf ihnen nichts Neues einprägen wollen, dessen Aufnahme erst ihr schwerfälliges Denkvermögen in Bewegung setzen müßte. Er muh die Gedanken verwenden, die jenen geläufig sind. So haben es wenigstens die meisten der Redner gehalten, welche die Geschichte bewundernd nennt; sie haben ihrem Publikum die Kost vorgesetzt, die es gewohnt war: breite Bettelsuppen. Und deshalb erscheinen ihre Reden, wenn man sie nachträglich zur Hand nimmt, so tobt — verglühte Schlacken — und so ermüdend, denn es fehlt ihnen der Zusah des Persönlichen, den der eigentliche Schriftsteller seinem Weile dauernd mittheilt, der aber bei diesen längst verfliegen ist gleich dem Laute ihrer Stimme. — Man darf wohl zweifeln, ob Fürst Vismarck, falls ihn feine Laufbahn darauf hingeführt hätte, sich als ein hinreißender Vollsrcdnr erwiesen haben würde. Sicherlich gilt er mit Recht für einen der bedeutendsten Redner unserer Kammern, in denen sein Wort selten den Erfolg verfehlt hat. Allein hier spricht er zu Hörern von immerhin höherem Nildungsdurchschnittc, und andererseits stehen seine rednerischen Erfolge nicht immer im richtigen Verhältnisse zu seiner geistigen Bedeutung. Man nennt neben ihm Redner, die ihm geistig weit nachstehen. Aber im Gegensätze zu diesen wirken seine Worte auf den Leser um so bedeutender. Dem gegenüber kommt seine ganze, ursprüngliche Persönlichkeit, die er dahinein gelegt hat, machluoll zur Wirkung. So üben seine Reden einen starken Reiz aus, der selbst da noch wirkt, wo der Gegenstand selbst, über den er gesprochen, glichgiltig geworden ist. In diesem Sinne macht die Schärfe des Gedankens sie klassisch. — Vielfach wirkt noch ein anderer Grund mit, weshalb man gern in ihnen liest. Geschichtlichen Größen stehen die Mitlcbendcn ueisländnißloser gegenüber als spätere Geschlechter; denn diese können aus ihrer Entfernung eher einm Ueberblick gewinnen, alle Verhältnisse messen, als wir, die wir dicht am Fuße des Nicsenbildcs stehen. Kann man aber das Ganze nicht erfassen, so sucht man sich an Einzelheiten schadlos zu halten und kann dies auch in gewisser Beziehung, da man deren Eindruck unmittelbar empfängt. Daher die Neugierde des Mitlebenden nach dem Persönlichen. Daher der Durst nach allerlei Geschichtchn, den die Zeitgenossen empfinden. Wird der Held dann ferner gerückt, verkürzt sich das Bild, so läßt jenes Verlangen nach; und man wundert sich fast, daß vergangene Geschlechter an den salzlosen Erzählungen vom „alten Fritzen“, die man in verstaubten Büchern findet, so viel Vergnügen, ja sogar Erhebung gefunden haben. Man vergißt eben, daß der Geist dieser Erzählungen noch in dem Bilde des großen Königs mit enthalten ist, das nun in unerreichbarer Verklärung schwebt. Wie unseren Vorfahren mit ihm, so geht es uns mit dem Reichskanzler, und das um so mehr, als er sich von persönlicher Berührung fast vollkommen abgeschlossen. So hascht man nach jedem Worte, das geeignet sein möchte, das Verstehen dieses Menschen zu erleichtern. Und deren findet man hier viel, sobald man aufmerksam liest, denn der Kanzler wirft sich jedesmal mit seinem ganzen Wesen in die Sache, die er vertritt. Man kann wohl sagen; wir besitzen kaum eine Quelle, die so reich wie diese flösse. — Mit dem dritten Bande ist diese Sammlung nun abgeschlossen — so weit man dies eben sagen kann, da der Fürst noch lebt und schwerlich sein letztes Wort gesprochen

260
1
Nor!) und 5üo.
hat. Nachdem dieser Vand auch die Reden aus den Jahren 1847—52 nachgeartet»
(1852—62 war Bismarck nicht in der Kammer, und der erste Vand war von den
eisten Reden des neuen Ministers Vismarck, 1862, ausgegangen), verspricht die 33er-
lagshandlung die Sammlung in Form von Jahrbüchern fortzuführen. Großen Absatz
braucht man diesen wohl nicht erst zu wünschen: nahe liegt der Wunsch, daß die
Zahl der Bände noch ansehnlich wachsen möge. «lc.
^u Hi« ü«o»etioll von „»»stl un<l 5!i<>" Inr L«znr«olluiur «IngsMiizMl« Lllodor.
^m!o!>, N<!monuo H«, llirroooou. v«ut«:n voll
HÄi»i>H v, Loll^oiMr - I^orcll«»!«!«. ^iVion,
2»U!nd««!>, Ruäoll, Vun ä«r iHuästr»«««. I,!«H«r.
N»s», üzoll, v»« Luoll <i«r VUennr, N«>Lt Ulla
— vl>« Lncd H«i Medoi, 2«r2 unH X^tur.
^Vieu, leeokou, L»r> ?roen««>i»,
llü!>!' »»» ll»!> zl<!N»r!l, I.tz, 3, 4, von ÜLlmulln
vi«t»ri«nz ic I,uä«ll I°»ri«i!«. llainbuiU,
5. ?, llioKter.
Ll»<v!>e, ll ?. I,,, Hlwäbnoii ä«r 0«!m»l«r«i.
Lrl>uuL«llv«><!, O, H., LollvotlolIK« i: 8u!>ll.
V«rl»ß.
Lo»«<>t!on 8»«m»nn. VH. L8. 2». voilinniovisator
U«xt»on» N»n<l«>I,»» Nli' Leo»!'»!!!!« »to, ^,Vi«n,
llextlod« <V«!>rn«>t»!> >»«l >»»»llei»o!>» tot-
»t»l>un»«ü, I^ipÄss, Otto VozrollH.
l>»»!Itl, ^., Ni«^VI>lll H«r Vou!i3«rücd«. Nürlitx,
L, H. 3t»rli».
tn»«!!>»r<tt, U«!«ll« von, Nu« 2ocd2«iwr«i««.
tr«>»n»nn-<!!!!>«s!llN, H,U«F«^ . ^?«r!i«. lilz. 13—18.
l>«««!>iod!> »«e ll>li>»l !m ^>t»st!>um. I^eillii^, ^.
Üötlin»«e, N., lleäüoxicon u«r ä«ut«o!>su Hltsr-
X»usm»n!>, llionurä von. vi« ^ii>lmi«ll I^^n!^-
llneiollll», Kl, ö,, Voutscn« I^vriK«r ^>t 1850,
I,jz. I. 2, 3, lH>i»ii, Ruoolt I.wc^«,
Xil!u>. H,H«!d«rt, 8<:uiU«r. ^'«iw»r, I. ?. H.
XUlll,
l,»!>n«r, Otto v,, lUu^trirt« Lssouiout« o«i
I^viMU, L«r!ll, Ott« 8ll»ill«l,
0, ?. ^Viutor.
l,>»>>, Dr. Ott«. V!M«5 Vernlllwi«« lu Llopztooll.
Ulm»»!>, ^Vildolll», ÄoÜüiSL lilitull«. vnpolu,
««vs« «,!l«.l.»X»l»>!. I,tß. 1—4. I^inii^, Liblio-
»l>n»«x!«!, Vn>l> v., llui!n«r»mm-HlKmn. H»tt
IV. Lirotu«, Ou«t»v M»u.
— lilet'üililluiN-Hil»!!». N«N IV. H»i<,ni^,
ÜULwV l)lll»ll,
ü«!>m»!>>» 8»»>>r«»n!><t>«« <.«»»!>!! . l,ttz. «. 3.
I^oillli^, vidlioss!>lllii8<:ll«Z Institut.
«0s6>»nHf,!s»»!! . I^tz. l3. I^ixlix, l'ViuiilanH
ü«v«>'. vi. ^., V«r V»wr lld«in in 8«Z« «ncl
viclltuug. Nllui!, Victorv. 2»b»rn.
?«t»s»»>, vl, 2«ui?, !!«>>«!- ä»ll <5«tt«äi«n«t
Vuilüz ^ . NllUß«!.
^Vitt»iib«r^, 8. UniinL^.
Na«u«itil>, ll«lon« v°n, 6r!Mii Voi«. » LH«.
N«!>m»!>>, Hu^llzt, L»il U»i^» von V«b«l, Lew
Pedell uuil L«iu« V«i!i«, 2«l!ii>, N«!>«rt
No»u»tt», Ott«, In«» 8v«uH«Ull. 8tuttg»rt,
ltioul«! ^ ^»lll!«i.
N»»«»»««, ?, ll., Hnzzovlluiw Lcdiilt«». 1^.
61— 70. X?l»i>, ?««t, l«illliß, H. U«U«b«!>.
l,f^ . «, I^öillliiß, I^i. ^Ub, Lilluov.
8»!«>>!>lt, Uaximililm, vi« ^n»i>p«i>U«l vom
Nuuzcloudelss, 8tllttß»it, Q»ll ^i»bl>«,
8l!>!>>!«», ^uüu«, läull«. u«äicdt«. l«t«cll«u ». ä.
NKn, 8«ll>ztv»!«3.
8»s»p!>ll>, l'imui, AllHoni« V»!pllizi»ll»«Qt.
8t«>n»»<!!>, ^o«, Vor ll«i««d«8!>it«l «to. !^«llvi»H
ic l«illliiz, 8«u««i« V»l!>8.
3l»N»ü, v,, ü«Hi«ut«. ^'i«u, V«i!>8 voll C«i5
Lxt»>'M»!3t«s, v,, ?n>l. 8onv?2«iHüt«o!>. H,ll«
ä»w Omlwn ü!<un«. I.l<z. ?—10. 2üio!i, OwU,
?ÜL«li ^ Ou,
l»!n«, ll, v!« Rutzullnl^ ä«z moH«in«ll ?i»llli-
i«icu. vä, ll. l«>lliiL, HMbi. Hn«l.
ll»>»t!l!>«f, ?, ä«, 8ll»ni«u, ^!ß«?i«ll nuH Lnni«.
Uiisl« »n iücusl Cn«v»li»i. l«iz,iiz, lb.
Liisbou» V«i!>g (l,, ^«m»n>.
VII«, llicnluÄ, I^ui^i» L»lll«!io». I^uKtnit ». U.,
v, lio«niti»r.
^oM, Rmil, v«r 2uo!iill»!>wi, Ir»ll«l«lli«l ill
lUuIH,u!l!üg«ll. Ll«!, lä?«in3 il l!«ell«l.
llcdigirt unter veiantwoilllichkeit de» l)elc>nigel>er«.
Diuck und Verlag von 2. 5chott!aender in Vreslon.
Undelechglei Nachdruck aus dem Irchalt dieser leillchrif! untersagt. Uebersezungzrecht vorbehalten.

M
IH

^lli! -ü^-rMM
kW
8ll!»l ss«llll»«!!t
6i« vii!c32ii>8ten Ne3t«n6tliei!e

[illegible]

/rc>/^^ ^^H'^ i//?^5 ^/^^-/??^^. If^ H-H-^-^.
llsn.-8tab3ar2t l<. Univ.-Prof. Dr. von l>iu33t)ÄUM,
IVlÜncnen.
Qsn. IVlscl.-pNtn Prof. DI-. Vircnow, Lsrlin.
1878."
Dr. 03car l^isbl-sicli, Prof. clsr l-Isümitwllsnrsa.«».
Univ. Lsrlin.
1879."
Qsn. 8an.-Natn DI-. 0. VarrentrÄpp, prani<fur^ a. IVl.
l<. Univ.-Prof. Dr. IVl. ^. Osl^tsl, IVlÜncnsn.
"^i/5 e^/>/5c/<e//a^^^ t?e^«>/^ ^«« <?</?^ ?«/i l^?/« Fr)»/^H/,
««. 16. ^/«>^ 1879." .^
Qsn. IVlscl.-patn Prof. Dr. 15. >V. L6N6cl<6, IVlarour?.
2Z. H5«>^ 1879."
Lanitäts-Patn Dr. O. 1'liil6r»IU8, Zoclsn a. Taunus.
H^ ^/^ vo^ «?«/?/^7/ ,/««'// F««^« <-^/,/><7/l^»e/e« ««</ öe/eö^/H«
^l>^/?«n a«F^«r////^/. 5. ^//// 18-9,"

EMPTY

De^mber 1882.
"> n b a l t.
i- >
^jd'rnsrjcrn.i Vjorilson.
^!ü,ü, ^i-iHh!,,,,,^, A»5 d?m Nc-wc^lischen mit krla^l'ius! ^5
!>rf,,sier5 !^>^,^tzi r^n l^!l,,<> »ä'iöl"! ^'
^crdincüld Gicaoro)iu5 i i Rom.
Ferdinand 1>,ll.r in Röln.
^!l ^!',,ncilind. !'cn Frciüvcis tosp^e ^>.
G!tc> ^N^jer in Göttingen.
l'^'r roinii^c R'l^'ier 7^.-,
l^einrick) 5)0!nlx'r,V'r in T-crlin.
?cr ^os!!ü tül ^si !ii ""l)
tu^wig Ai'^enarubel in U.'i>.'n. «
Tl'i l ^ci >,?.^s:, ll,'ri> i^icl l^möichli! ,',^
^^liogl'cN'!'!.' ^,,
^!>>iu c ,: sl'ürHii von .V.r^iüa» d >Z i caoli>!i»^,)'>a>!i^,, >,''.^i
N?>il>c!i,i ^v^l'i in N^i'^en,
»
>^.,,,),,,,>ic ,, ' ?^.,l,n > l nl l>.,!^ .',1,1' ü,!k>

Tlord und SÃ¼d.
Cine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Oaul Lindau.
XXIII. Vand. â€ December M2. â€ 69. Heft.

BreMau.
Druck und Verlag von 5. ^chottlacnder

EMPTY

Staub!
Erzählung

streckte
Vjurnstierne Biärnsun.
Aus dem Norwegische» mit Erlanbniß des Verfassers übersetzt
l>cm Helene Schröter.
so» der Stadt nach Waldstedt, der großen Atluug'schen Besitzung
mit Fabrikanlagen, dem Waldflusfe entlang, erforderte der Weg.
gleichmäßig gefahren, zwei Stunden, aber mit der guten Schlitten«
^ bahn, »reiche wir nun hatten, knapp anderthalb. Die Chaussee
sich am Ufer des Flusses hin. Von der Stadt aus hatte ich zur
Rechten den Meerbusen, zur Linken den Wald und sich von der Höhe all-
mählig senkende Felder; über dieselben lagen zerstreut Villen und Landgüter,
mit Vaumanpflanzuugen ringsum und nach oben führende Alleen.
Weiterhin wurden die Anhöhen zu Bergen nnd rückten näher zusammen,
hier wurde es nach nnd nach wilder, dann sah man nur Nadelwald, vom
höchsten Bergesrückten bis tief Himmler zum Flusse Wald, nur Wald. Letzterer
gehörte zu Waldstedt, und die Fabriken dem Waldstedter Flusse entlang bereiteten
den Rohstoff.
Das Geschlecht der Atlungs war französischen Ursprungs von der Zeit
der Hugenotten und von ärmlicher Herkunft, hatte sich aber aufgeschwungen,
indem es in das einst mächtige Atlung'sche Geschlecht einheirathete, und den
Namen desselben annahm, der im Klange einige Aehnlichkeit mit dem
seinigen hatte.
Ich fand Vergnügen an der Ausfahrt. Es hatte kurz vorher geschneit
und der Schnee lag noch auf den Banmen; nicht ein Windstoß hatte sein
Zeichen im Walde hinterlassen, dahingegen hatte es etwas gcthaut, was der
20'

282 Vjörnstjernc Ajörnson.

Laubwald, der weiterhin unten zn sehen war, nicht halte vertragen können; was nun darüber lag, war leichter ueu gefallener Schnee vom Morgen. Zwischen den beiden weißen Landschaften und in der schneeschweren Luft erschien der Meerbusen schwarz; bis znr andern Seite hinüber war nicht weit, drüben ragten höhere Felsen, nun auch weiß, doch mit dem gedämpften Tone, den die Luft gab.

Hier, wo ich fuhr, lag die See bis dicht zum Schneerande herauf, nur etwas Seegras, einige schlüpfrige Steine, und kaum das, trennte die beiden Formen und Farben desselben Elementes — die Wirklichkeit und die Umdichtung, wo die Umdichtung ebenso wirklich ist als die Wirklichkeit, nur nicht so dauernd.

So lange ich im Walde war, beschäftigte derselbe mich ganz. Die Flnren hielten große Schöße voll Schnee; an einigen Stellen war derselbe ganz darüber ausgegossen: aber soviel blieb doch unbedeckt, daß als Ganzes betrachtet der Wald einen dunkelgrünen Schimmer in der Weiße hatte. In der Nähe streckte der einzelne unbedeckte Zweig sich trotzig hervor, und die röthlichen Aeste ragten durch die Schneedecken.

Tort standen mächtige Stämme, die meisten dunkel, doch einige jünger und Heller, Alle ein versammeltes Gefolge von tragenden Riesen, und das machte es ernst drinnen im Dickicht. Tic vordersten Bäume, welche ganz übersehen werden konnten, und die im Aufwachsen von Menschen oder Thieren, vielleicht auch vom Sturme (denn sie nahmen ja den Stoß auf) verdorben worden waren, halten nicht den regelmäßigen Wuchs der andern; fie waren mehr zerzaust, so daß der Schnee nach besten Behagen darin hansirt hatte; ihre untersten Zweige waren an einigen Stellen so zur Erde heruntergebogen, daß der Baum wie ein weißer Haufcu aussah, andere waren launisch zn plumpen Zwergen ohne Unterkörper, oder zu andern Arten von Männchen umgeschaffcu mit einem weißen Sacke über dem Kopfe, oder mit einem Hemde, welches sie nicht recht anbekommen hatten. Neben diesen Klötzen konnten Lanbbäume trippeln, über denen der Schnee nur wie eine Ahnung lag; ein einzelner, der frei gen Himmel stand, floß, in seinen äußersten, weißen Zweigen immer feiner werdend, gleichsam in die Luft über? es standen dort junge Fichten, welche in regelmäßigen Schnee-Etagen Pyramide an Pyramide bauten. Unten am See, mit seinen felsigen Ufern, wuchs hier und da ein Hagedornstrauch; auf jeden Dorn hatte sich Schnee gelegt, so daß der Vnsch anssah, wie von weißen Veeren übersäet.

Ich bog um eine Landspitze mit einem steilen Felsen, hier beginnt das eigentliche Waldstedt: der Bergrücken weicht nnd ist vom Flusse durchbrochen. Wieder allmählig niedergleitende Felder und da liegt das Landgut. Der Fluß verliert sich; die rothen Dächer und eine Reihe von Gebäuden an dessen Ufern weiden sichtbar; auf beiden Seiten des Gutes liegen die kleinen Pachthöfe und Hänslcrwohnungen, aber sie sind getrennt vom Gute durch die Felder auf jener, und einen Wald oder Park auf dieser Seite.

5taub. 282

Im Parte vergaß ich alles Vorhergegangene, Anfänglich sollte dieser bis znm See führen, aber der Steinboden hatte es wohl unmöglich gemacht, und so war das untere Viereck abgeholzt, im Laufe der Jahre war nnu anstatt Nadelholz eine große Sammlung von Laubholz in demselben aufgewachsen; dieser Laubwald von ein und demselben Jahre war gleich hoch, und lag unmittelbar bis zum mächtigen, alten Nadelwalde im Parke hinauf. Nas Feine als Verbrämung um das Grobe, das Leichte gegen das Schwere, das Niedrige und ganz Gleichlaufende unter dem überragend Gewaltigen war schon.

Tas Auge spielte darin, Formen suchend, oder ich sammelte Hundertc von Zweigen, die gleichlaufend in derselben Biegung zu derselben Höhe strebten, in einem Blicke, oder ich nahm einen einzelnen Zweig heraus von den anderen, folgte ihm vom Stamme in feine erste Theilung und in die Theilung der Theilung bis hinaus in feinen feinsten Zweig i ein ausgebreiteter, durchfichtiger, Weiher Flügel, oder ein ungeheures Farrenkraut, übersäet mit weißem Flanm. Tann mußte ich die Formen wieder vergessen und den Farben folgen; die verschiedene Anstriche gaben so vielfältige Grade, Ich wendete meinem Reisegefährten, dem Meerbusen, den Rücken und bog zum Gutshofe hinauf. Wo der Park aufhörte, begann der Garten, und diesem entlang lief der Weg in ebenem Steigen hinauf. Einst war hier auch Wald und der Weg führte hindurch, nnn standen vom Walde nur noch ein oder zwei klafferbrcit auseinander auf jeder Seite einzelne Bäume und bildeten eine Allee; große, alte Bäume wurden von den jungen abgelöst, und dieses so dicht, daß ich an einzelnen Stellen kaum den Gutshof, zu welchem ich hinauf wollte, fchen tonnte. Aber das Schnee-Märchen folgte, die sich senkenden Niesen mit weißen Fahnen deckend, die jungen und frifchen pudernd, und Weihnachtsmann mit den verkrüppelten spielend.

II.

Ter Eindruck der Natur spielt in den Erwartungen von dem, was uns begegnen soll, mit. Was war das Weiße nnd Feine, das ich hier erleben sollte?

Sie war nicht weiß gekleidet, als ich sie zuletzt sah, die Blondgelockte, die ich nun wiedersehen sollte. Auf ihrer Hochzeitsreise in Dresden, vor etwa neun Jahren, waren wir zuletzt zufammen gcwefen. Jeden Tag ging sie festlich gekleidet, das ist wahr . . . eine Laune von ihm, dem jnnngen, berauschten Ehemanne. Meistens war sie blan, aber nicht ein einziges Mal weiß, das würde ihr auch gewiß nicht gestanden haben. Ich erinnere mich ihrer besonders, wie sie vor dem Piano sangen, er sitzend, weil er sie begleitete, sie stehend nnd am liebsten mit der Hand auf seiner Schulter, aber was sie sangen, war wirtlich weiß, nämlich kleinere oder größere lubelhmmnen. Sie war die Tochter eines Sectenpredigers, beide kamen vom Pfarrhause und von der Hochzeitsidylle. Im Pfarrhause hatte ich von Zeit zu Zeit von ihnen gehört, und hatte hier auch verschiedentlich erneuerte Bitten erhalten, sie das nächste Mal,

28H Vjörnstjelne Vjörnson.

wenn ich in die Gegend käme, zu besuchen. Nun war ich auf dem Wege zu ihnen.

Ich hatte von dem Hauptgebäude als einem der größten Holzhäuser Norwegens sprechen hören; es war grau und ungeheuer lang. Der eine Atlung hatte nie gut genug gefunden, was der vorige gebaut hatte, dadurch hatte das Haus in jedem Geschlechte einen Zuwachs bekommen, und war zum Theil ein Umbau vom Alten, so daß knapp das Letzte in das Erste passen konnte. Ich hatte gehört, daß durch viele und lange Corridore (wovon in Festgesängen so ohne Ende gereimt sein soll) versucht sei, das Inwendige mit demselben Glücke oder Unglücke zusammen zu binden, wie die Ausbaue, schrägen Tücher, Altane, Veranden es im Aeußeren versuchen. Ich habe gehört, wie viele Räume dort im Hause sind, es aber vergessen.

Der letzte Anbau ist von dem jetzigen Besitzer beslimnit und in einer Art modernisirten Gothik ausgeführt worden.

Hinter dem Hauptgebäude liegen die anderen Häuser des Gutes in einem Halbmonde, der jedoch nach einer Seite hin häßlich anschwillt.

Zwischen diesen und dem Hauptgebäude fuhr ich nun hinauf, um nach dem Rathe des Kutschers vor einer Halle am gothischen Flügel zu halten. Ich sah nicht ein lebendes Wesen auf dem Hofe, nicht einmal einen Hund. Ich wartete etwas, aber vergebens, ging darauf durch die Vorhalle in einen Gang, wo ich abnahm, und von hier zur Rechten in einen hellen, großen Flur. Auch hier sah ich Niemand, doch hörte ich entweder zwei Kinder und eine Frau, oder zwei Frauen und ein Kind singen; das Lied kannte ich, denn es machte die Runde im Lande: die Nage des Kindes darüber, daß es überall im Wege sei, ausgenommen beim lieben Gott im Himmel, der so gern unglückliche Kinder bei sich haben wolle; sie klang etwas fremd, diese Klage, in dem hellen lebhaften Räume, mit Flinten und anderen Jagdgeräthen, Rennthierhörnern, Fuchsbälgen, Luchsfellen und dergleichen deutlichen Gegenständen angefüllt und mit dem ausgesuchtesten Geschmacke geordnet.

Ich klopfte an und trat in eins der schönsten Wohnzimmer, das ich hier im Lande gesehen habe: wie hell die Aussicht auf den Meerbusen, wie groß, wie Prachtvoll! Die blankpolirten Holztafeln an den Wänden wurden durch geschnitzte Holzkaryatiden getrennt, die jede eine Büste oder eine kleine Statue trug, stilvolle Möbeln waren auf allen Seiten über Brüsseler Teppichen vorgerollt. Moody und Sankey's mondtrankes Lied floß hier darüber hin wie ein gelbweißes Laken. Es gibt christliche Lieder, welche zu dem Schönsten, was ich kenne, gehören, aber dieses machte den Eindruck, als sei dort unter dem modernen Räume eine Krypta aus dem Mittelalter, wo eingesperrte Nonnen Todtenceremonien bei rauchenden Lampen hielten, und von wo der Tampf und Klang unzertrennlich verbunden herauskröche in die hellen Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts und dessen anmuthender Kunst.

Es war eine Frau und zwei Knaben, welche sangen, der älteste war

etwas über sieben, der jüngste ein Jahr jünger. Das Mädchen wendete das Antlitz der Thür zu und hörte bei meinem Eintritt ganz verwundert auf zu singen; die Knaben waren zum Fenster gewendet und achteten nicht auf sie, waren auch so ganz bei der Sache, daß sie noch eine Zeit lang fortsetzten, nachdem sie aufgehört hatte. Von diesen beiden Knaben glich der eine dem Geschlechte des Vaters, der andere dem der Mutter, von der Beide die großen Augen geerbt hatten. Der älteste Knabe hatte ein langes Gesicht, eine hohe Stirn und rüthliches Haar, auch hatte er Sommersprossen, Alles wie der Vater. Die Figur des Jüngsten war die der Mutter, etwas vornübergebeugt, weil der Kopf sich nicht mitten aus den Schultern erhob, derselbe wurde aber wie selbstverständlich etwas hintenübrgebogen, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Auch war wie natürliche Folge davon der Mund halboffen — dann die großen fragenden Augen und das hell?, gelockte Haar über einer feingewölbtcn Stirn — ganz die Mutter. Der älteste war groß und mager, hatte mit den schlotternden Beinen den Gang des Vaters und kleine, stark nach außen gebogene Füße, Ich sah dies Alles mit einem Blicke, während die Knaben auf den Sovhatisch zugingen, indem Stina sie verließ. Sie kam mir nämlich nach einigem Bedenken entgegen, wußte offenbar nicht, ob sie mich kannte oder nicht. Als ich meinen Namen nannte, erinnerte sie sich lächelnd, daß sie nur mein Bild in dem Album von der Hochzeitsreise ihrer Herrschaft gesehen hätte. Sie erzählte, das Herr Atlung in die Fabrik hinübergegangen fei, und zur Mittagszeit zurückkäme, d. h. in ungefähr einer Stunde, und, daß Frau Atlung zu einer der Arbeiterwohnungen, die ich vom Wege aus hätte sehen tonnen, gefahren sei; da lag nämlich ein alter Mann im Sterben. Sie erzählte mit wohlklingender, obgleich etwas schwacher Stimme und mit forschend auf mich gelichteten Augen. Sie hatte etwas von mir gehört. Ich hatte nie geglaubt, eine Madonna von Carlo Dolce könne aus ihrem Rahmen steigen, um in einer modernen Wohnstube mit mir zu sprechen, darum waren meine Augen gewiß nicht weniger forschend als die ihrigen. Wie die Schultern den Kopf trugen, dessen Haltung nach der einen Seite, das Prosit des Gesichtes und vor Allem die Augen und Augenbrauen, ja, das blau-grüne Kopftuch, weit nach vorn gezogen, wodurch das bleiche Aussehen dieselbe Färbung annahm — Alles ein echter Carlo Dolce!

Sie verschwand lautlos und ließ mich mit den Knaben zurück, mit denen ich auch sogleich anband. Der Aelteste hieß Anton und konnte auf den Händen gehen, d. h. beinahe; der Jüngste hieß Storm, er erzählte dieses und noch viel mehr vom Bruder, den er ohne Frage bewunderte. Der Aelteste hingegen erzählte von seinem kleinen Bruder, daß er noch nicht damit fertig sei, was man nenne des Nachts trocken zu liegen, und daß er heute vom Vater Schläge dafür bekommen habe, Stina habe es dem Vater erzählt; — Stina hieß sie, die uns eben verlassen hatte.

Nach dieser nicht gerade diplomatischen Einleitung zu einer Bekanntschaft

286 Vjörnstjerne Vjörnfon.

standen sie bald jeder auf einer Seite von mir nnb erzählten, was sie nun. und das sehr stark, beschäftigte. Sic erzählten Beide, besonders der Acltefte. aber mit ausfüllenden Zusähen von dem Jüngern, da drüben in einer der Arbeiterwohnungen, an denen ich vorbeigefahren sei, da Wuhne Hans, der kleine Hans, d. h. da habe er gewohnt, denn der rechte, eigentliche Hans sei beim lieben Gott. Er sei hier auf dem Gutshofe gewesen und habe beinahe jeden Tag mit ihnen gespielt; doch zuweilen hätten sie auch zu den Arbeiterwohnungen hinübergehen dürfen, wo, wie ich verstehen konnte, ihr gelobtes Land auf Erden lag. Da wollte er eines Abends in der Dämmerung nach Hause gehen, vor vierzehn Tagen; es war ehe der Schnee kam, und im Parke, durch den er gehen mußte, da lag der Fischteich so blank und schwarz. Da wollte er hinüber gehen, und kam vom Wege darauf hinunter, denn der Weg geht nahe am Teiche. Aber da hatten sie denselben Tag ein Loch gehauen, um zu fischen, und da halten sie vergessen, ein Zeichen dabei zu setzen, und da ging der kleine Hans gerade in das Loch hinein. Man hatte den Noth-ruf eines Kindes gehört, das Milchmädchen hatte es gehört, aber nur ein Mal, nnd sie hatte sich nichts weiter dabei gedacht, denn im Parke pflegten alle Knaben zu spielen. Und da war der kleine Hans weg nnd Keiner tonnte sagen, wo er war. Da wurde der Teich aufgehauen, nnd sie fanden ihn; aber die Knaben durften ihn nicht sehen. Doch bei dem Begräbnisse durften sie sein mit den kleinen Schulkindern, Mädchen und Knaben. Aber er wurde nicht in der Kapelle begraben, wo Großvater und Großmutter liegen; er wurde auf dem Kirchhofe begraben. Ah! es war so wunderschön, wie sie sangen. Ter Schnllehrer hatte den Baß dazn gesungen, und der alte Braune hatte den Hans gezogen, der in einem weißgemalten Sarge lag, den der Pater aus der Stadt bekam, und Kränze lagen darauf. Tic Mutter und Stinci hatten die Kränze gebunden. Alle Kinder bekamen Kuchen und Iohannisbeerwein, ehe sie fortgingen. Aber das Lied war dasselbe, welches die Knaben socben gesungen hatten; sie hatten es von Stina gelernt. Hans sei so arm gewesen, aber nun habe er es gut, er wäre beim lieben Gott, es war nur der Sarg, der in die Erde kam. Was denn in dem Sarge sei? Ja, das sei nicht der eigentliche Hans, das, denn Hans sei nun ganz neu. Es waren Engel in den Teich zu ihm herunter gekommen mit Allem, was der neue Hans anhaben sollte, damit ihm nicht friere im Teiche, cr war da nicht. Alle Kinder die stürben, kämen zum lieben Gott, mit huudcrt-»ausendmillionen ganz kleinen Engeln. Die Engel seien auch hier rund um uns herum, wir könnten sie nur nicht sehen, denn sie seien unsichtbar, und Hans sei nun mit ihnen. Die Engel tonnten nns sehen, sie waren so freundlich gegen uns, besonders gegen Kinder, und die allerunglücklichsten wollten sie gern zu sich hiuhaben, und darum nähmen sie dieselben. Es ist viel, viel herrlicher, bei den Engeln zu sein, als hier. Ja, das ist es, denn Stina hat es gesagt! Stina »rollte auch lieber bei den llcincn Engeln sein als hier, nur der Mutter wegen ging Stina nicht zu ihnen, denn sonst

Staub. 28?

Würde die Mutter so allein sein. Alle Engel hätten Flügel, und nun läge der Vater von Hans und wolle auch zum lieben Gott. Er würde auch Flügel bekommen, und ein kleiner Engel werden und hier herumfliegen, wohin er selbst wolle — bis hoch hinauf zu den Sternen, Denn die Sterne seien nicht nur Sterne; wenn wir hinauf kämen, so wären die so groß, so gros; wie die ganze Erde, und die Erde sei unermößlich groß, größer als der größcste Felsen, Es wären Menschen auf den Sternen und vieles, vieles was hier nicht wäre. Aber heute Nachmittag solle der Vater von Hans zuni lieben Gott hinaufgehen, denn der liebe Gott wäre da oben im Himmel, Sie wollten so gerne sehen, wie der Vater von Hans Flügel bekäme, aber die Mutter wolle sie nicht mit haben. Und der Vater von Hans sei nun schon so wunderschön geworden, daß er beinahe wie ein Engel aussähe. Tie Mutter habe es gesagt, aber sie dürften ihn nicht feheu. Als die Knaben das Letzte erzählten, kam Stina herein, bat sie ihr hinaus zu folgen, und sie gehorchten.

Zur Linken stand eine Thür offen, ich tonnte mir denken, daß es die Bibliothek war, denn ich sah Bücher darin. Ich hatte Lust zu finden, was der Vater dieser Knaben nun las, — wenn er überhaupt las. Das Erste, was ich auf dem Pulte neben Briefen, Rechnungen, Büchern und Fabrik«proben aufgeschlagen fand, war ein Werk des englischen Philosophen Bain, Und Vains englische Gesinnungsgenossen waren das Erste im nächsten Bücherbrctte, worauf mein Auge fiel. Ich uahm eines der Bücher heraus, und sah, daß es gelesen war: dieses stimmte mit dem, was ich von Atlung gehört hatte, übereiu.

Im selben Augenblicke klang Schellengeläute vom Hofe. Ich konnte mir denken, daß nun die Fran des Hauses zurückkam, und setzte die Bücher wieder in dieselbe Ordnung, wie ich dieselben herausgenommen hatte, dabei kamen einige dahinterstehende in Unordnung (denn sie standen in zwei Reihen), und diese, welche also versteckt waren, mußte ich auch sehen, das erforderte Zeit, so daß ich erst die Bibliothek verließ, als die Frau des Hauses zur Thür hereinkam.

III.

Frau Atlung freute sich offenbar darüber, mich wiederzusehen. Sie hatte einen cigenthümlichen Gang, ungefähr fo, als streckte sie die Kniee nie ganz aus; aber so wie sie nuu einmal ging, kam sie schnell auf mich zu, faßte eine meiner Hände mit ihren beiden und sah mir so lange in die Augen, bis die ihrigen sich mit Thränen füllten. Sie gedachte natürlich der Hochzeitsreise, ihres Lebens schönster Tage — aber die Thränen? Nein, unglücklich konnte sie nicht sein. Sie war so vollständig dieselbe, und wäre sie nicht etwas starker geworden, hätte ich nicht — wenigstens nicht gleich — eine Veränderung bemerken können. Der Ausdruck war ganz genau derselbe unschuldige uud fragende, kein Anfang zu einer schärferen Linie oder zu einer anderen Farbe, selbst das Haar lag in denselben Locken

288 VjörnsIjelne Vjörnson.

um ihren nach hinten gebogenen Kopf, und der halboffene Mund hatte dieselbe Weichheit, war ebenso unberührt von eigenem Willen, die Augen hatten dieselbe sanfte Freude; auch war der Ton der etwas verschleierte Stimme derselbe kindliche.

„Sie sehen aus, als hätten Sie seit damals nichts neuer Art erlebt," war auch das Erste, was ich ihr sagen mußte. Sie sah mich lächelnd an, und nicht ein Schatten sagte „nein" dazu. Wir setzten uns Jeder auf einen frei auf dem Boden stehenden Stuhl; auf diese Weise wandten wir den Fenstern den Rücken zu, zur Wand sehend, wo ausnahmsweise zwischen den verschiedenen Büsten und Statuen einige Oelgemälde auf dem blankpolirten Holzgetäfel hingen.

Ich berichtete von meiner Reise, nahm Dank dafür entgegen, daß ich endlich gekommen sei, ich grüßte von ihren Eltern, von denen wir kurz sprachen. Sie sagte, daß sie heute an ihren Vater gedacht habe, sie hätte ihn so gern bei sich haben wollen, denn sie käme soeben von einem sterbenden Manne, der das Schönste sei, was sie je gesehen hätte. Unterdessen hatte sie ihre Lieblingsstellung eingenommen, d. h. sie saß etwas vornübergebeugt, den Kopf ganz nach hinten, und die Augen starr zum oberen Ende der Wand oder zur Decke gerichtet. Mit einem Finger drückte sie auf die offene Unterlippe, nicht fortwährend, aber wiederholt, sich hin und wieder etwas mit dem Oberkörper schaukelnd. Die Augen waren wie angenagelt, sie suchten nicht mich, selbst wenn sie fragte oder Antwort erhielt, nur dann, wenn etwas ganz Besonderes sie aus ihrer Stellung lockte, in die sie doch wieder zurückfiel. „Glauben Sie an die Unsterblichkeit?" fragte sie, als sei es das allernatürlichste Ding von der Welt, auch ohne mich anzusehen. Aber da ich stutzte und sie selbstverständlich ansehen mußte, bemerkte ich^ daß eine Thräne über die Wange rollte und daß die offenen Augen mit mehreren gefüllt waren.

Ich fühlte sofort, daß diese Frage ein Richtweg sei, und daß sie hierbei an den Glauben ihres Mannes dachte. Ihr entgegenkommend, fragte ich: „Was hält Ihr Mann von der Unsterblichkeit?" — „Er glaubt nicht an eine individuelle Unsterblichkeit," antwortete sie „wir leben nur fort in unserem Umgang, unseren Thaten und besonders in unser« Kindern, aber diese ^Unsterblichkeit, denkt er, sei genug." Sie starrte, wie vorhin, mit thränenschwerem Blicke, aber die Stimme war mild und ruhig, nicht ein Schimmer von Unzufriedenheit oder Vorwurf lag in der einfachen Mitteilung, die gewiß richtig war.

Nein, sie ist keine sogenannte Kindermutter, keine Mutter, die noch Kind ist, dachte ich, und wenn sie denselben unschuldigen fragenden Ausdruck, wie vor neun Jahren hat, so kommt dieses gewiß nicht daher, daß sie weder gedacht noch geprüft hat. „Sie sprechen also doch von solchen Dingen mit Atlung?" — „Jetzt nicht mehr." „In Dresden schienen Sie ganz einig über dergleichen zu sein. Sie sangen zusammen." — „Er war damals vom Geiste meines Vaters er-

griffen. Ich glaube auch nicht, das, er ganz im Klaren war. Es ist so nach und nach gekommen." — „Ich sah auch einige Bücher, welche jetzt mehr bei Seite gesetzt sind." — „Ja, Albert hat sich verändert." Sie saß still, während sie diese Antwort gab, nur der eine Finger ^bewegte sich auf der Unterlippe, „Aber wer sorgt denn für die Erziehung der Kiuder," sagte ich. Nun endlich wandte sie sich zu mir. Zuerst glaubte ich, sie wolle nicht antworten, aberendlich that sie es. „Niemand," sagte sie, „Niemand?" — „Albert will, daß es bis auf's Weitere so sei." — „Aber beste Frau Atlung. wenn man ihnen auch leinen Unterricht giebt. so erzählt man ihnen doch das Eine oder das Andere?" — „Ja. wenn Jemand will, so.. . — Und das ist gewöhnlich Stina." — „Also das Ganze rein zufällig?" sie hatte sich von mir gekehrt und saß wie vorher. „Rein zufällig," antwortete sie beinahe gleichgültig. Ich erzählte ihr in Kürze, was Stina den Knaben vom Leben im Jenseits, von den Engeln u. s. w. erzählt habe, und ich fragte, ob sie das billige. Sie wandte mir den Kopf zu. „Ja, warum nicht?" Die großen Augen sahen mich unschuldig an, aber da ich nicht gleich antwortete, wurde sie langsam roth. „Wenn man ihnen etwas von dergleichen erzählt," sagte sie, „muß es doch etwas sein, was ihre Kinderphantasie ergreift." — „Es zerstört die Wirklichkeit für sie, Frau Atlung, und das ist dasselbe, als ihre Anlagen zerstören." — „Sic dumm machen, meinen Sie?" — „Nun, gerade nicht dumm, doch verhindert es, daß sie ihre Anlagen recht gebrauchen." — „Ich verstehe Sie nicht." — „Wenn Sie die Kinder lehren, daß das Leben hier nichts ist gegen das Leben jenseits, das Sichtbarsein nichts ist gegen das Unsichtbare, Mensch sein nichts gegen das Engel sein, leben nichts gegen das todt sein, so ist das nicht der Weg, sie zu lehren, das Leben richtig zu erfassen, es zu lieben, Lcbensmuth, Arbeitskraft, Vaterlandsliebe zu bekommen." — „So, so? Ja, das wird dann unsere Arbeit später mit ihnen." — Späterhin, Frau Atlung? Wenn alle der Staub sich erst auf ihre Seelen gelegt hat?" Sie wandte sich von mir weg, nahm ihre alte Stellung ein, starrte zur Necke hinauf und verfiel in Gedanken. — „Warum gebrauchen Sie das Wort Staub?" — »Bei dem Worte Staub denke ich zunächst an das, was gewesen ist, nun aber aufgelöst herumwirbelt, und sich auf ledigeu Plätzen sammelt." — Sie saß eine Zeit lang still. — „Ich habe von Staub gelesen, der aus Giftstoff verwester Thcile besteht; so etwas meinen Sie doch wohl nicht?" — Es war weder Spott noch Unmuth im Tone, so daß ich nicht verstand, wohin sie zielte. — „Es kommt darauf an, wohin der Staub fällt, theure Frau; bei gesunden Menschen bringt er nur Nebel, Vorurtheil hervor, so daß sie nichts klar sehen; so sammelt er sich oft fingerdick, bis die Maschine nicht gehen kann. Sie wandte sich lebhafter als vorher zu mir, sich auf den Stuhlarm

290 Vjörnstjcrnc Vjörnson.

lehnend und das Gesicht mir näher: „Wie sind Sie hierauf gekommen? Kommt es daher, weil Sie gesehen haben, wie viel Staub hier ist? Hier drinnen?" — Ich gestand, daß ich ihn gesehen hätte. — „Und doch thut das Hausmädchen und Stina nichts als abstäuben, und ich that in der ersten Zeit auch nichts Anderes. Ich begreife das nicht. Zu Hause bei der Mutter hörte ich von nichts so viel reden, als von Staub. Sie fuhr mit einem feuchten Tuche um den Vater umher, so daß er ärgerlich darüber wurde, weil sie seine Bücher und Papiere damit in Unordnung brachte. Aber sie behauptete, daß er Staub ansammle, wie kein Anderer. Er hatte kaum das Contor verlassen, so war sie schon mit einem Besen bei ihm. Ich sei wie der Vater, sagte sie, schleppe Staub mit mir hernm und könne selbst nie gnt abstäuben. Ich war so herzlich müde von alle dem, was Staub hieß, daß es mir, wie ich nun verheirathet war, vorkam im Paradies zu sein, weil ich das Abstäuben Anderen überlassen tonnte. Aber darin irrte ich mich doch. Nun habe ich es aufgegeben. Es nützt nichts. Ich habe vermuthlich nicht das Talent, ihn los zu werden."

„Es ist doch merkwürdig," setzte sie fort, indem sie sich in den Stuhl znrickgleiten ließ, „daß auch Sie über den Staub sprechen mußten." — „Ja, ich habe Sie doch nicht beleidigt?" — „Wie tonnen Sie das denken!" — Tann setzte sie wieder mit der ruhigsten, unschuldigsten Stimme von der Welt fort: „Terjenige, welcher neun Jahre mit Albert zusammen gelebt hat, kann nie mehr beleidigt werden." — Ich wurde nicht wenig verlegen, Was zun» Henker hatte ich mich auch hier einzumischen? Ich sagte kein Wort mehr, Sie saß auch, oder lag, besser gesagt, lange stille und trommelte mit den Fingern auf den Stuhllehnen. Endlich hörte ich, wie aus weiter Ferne: „Aber der Schmetterlingsstaub ist doch schön." — Lange nachher nun, wo sie verschiedene Gedanken gehabt haben mußte, die sie mir nicht verrieth, glitt die Frage halblaut hervor: „Tie Strahlenbrechung ... die mannig-fache Strahlenbrechung? . . ." sie hielt inne, horchte, erhob sich, sie hatte Atlungs Schritt im Vorzimmer gehört. Ich stand auch auf.

IV.

Die Thür öffnete sich weit, Atlung kam schlenkernd herein- Ter hohe, schlanke Mann in dem weiten Anzüge, welcher vielerlei Spuren von den Fabriken, die er besucht hatte, aufzeigte, trug in Erscheinung, Bewegung, Haltung die ungezwungene Sicherheit mehrerer Generationen. Als er mich sah, blinzelte er etwas mit den grauen Augen unter den unsichtbaren Augenbrauen hervor, dann verzog sich das lange Gesicht zu einem breiten Lächeln. Seine ausgezeichneten Zähne glänzten zwischen den vollen kurzen Lippen hervor, indem er rief: „Sie find es!" Er nahm meine beiden Hände zwischen seine harten mit Sommersprossen bedeckten Fäuste, ließ sie dann mit der einen los und umfaßte feine Frau mit dem ganzen Arme. „Waren die nicht schön, Amalie? Wie? Tie Tage in Dresden, Tu?"

Staub. 29!

Als er uns wieder losließ, fragte er eifrig nach mir und meiner Reise, er wußte, das; ich eine kurze Zeit in's Ausland reisen wollte. Dann begann er zu erzählen, was ihn meistens beschäftige, und währenddem schlenkerte er im Zimmer hin und her, nahm irgend etwas zwischen die Finger, zerdrückte es, ließ es fallen und nahm etwas Anderes. Er hielt einen kleinen Gegenstand nie wie wir mit den äußersten Fingerspitzen, er nahm ihn mit vollem Griff in seine Hand, so daß die Finger darüber lagen. Das, wovon er sprach, ergriff er im Grunde auf dieselbe Weise mit einer Art Ungestüm, und verwarf es gern sogleich für etwas Anderes. Frau Atlung war hinausgegangen, kam aber sogleich wieder herein und bat uns zu Tisch zu kommen. Gerade da warf er sich vor das Piano, worauf ein neues Mnsikhcft aufgeschlagen war, welches er sogleich mit einigen Worten charalterisirte. So begann er von einem langen Liede, den einen Vers nach dem andern zu spielen und zu singen. Seine Frau erinnerte ihn, als er fertig war, wieder nn's Essen, dadurch bemerkte er vermuthlich, daß sie zugegen war. „Höre, Amalie, lass' uns das Duett probiren!" und er schlug die Pianobcgleitung an. Sie lächelte zu mir herüber, sang aber doch mit. Ihre etwas bedeckte liebliche Stimme verschmolz in seinem warmen Baryton, wie ich es vor neun Jahren gehört hatte. Beider Stimmen hatten den reichern Inhalt bekommen, den das Leben hineinlegt, wenn es selbst Inhalt hat; die Fertigkeit war dagegen ungefähr dieselbe. Derjenige, welcher einen Augenblick vorher vielleicht nicht fassen konnte, wie diese Beiden zusammengekommen waren, brauchte sich nur an ihre Seite zu stellen, während sie sangen. Eine lyrische Hingebung in die Stimmung war für beide gemeinschaftlich, und bei einer Stelle, wo verschiedene Auffassung möglich, waren sie vollkommen einig, darin nach Belieben zu singen. Wie zwei Kinder in einem Nachen schwankten sie dahin, ließen das Essen hinter sich kalt werden, die Diener ungeduldig weiden, den Gast denken, was ihm gefiel, die Hausordnung und ihre eigenen Bestimmungen für den Tag zerstörend.

In ihrem Gesänge war keine Energie, leine Schule, keine feinere Ausarbeitung dieses einzelnen Stückes, das sie vielleicht auch zum ersten Male sangen; aber ein ebenes, lässiges Zusanimgleiten der Melodie; die hellen Nuancen der Stimmen glitten wie liebkosend angenehm in einander über, doch lag Anmuth über dem Ganzen.

Sie sangen Vers auf Vers, und je länger je besser zusammen, und immer heiterer. Als sie endlich aufhörten und sie an meinem Arme auf ihre etwas schwerfällige Weise zu Tisch ging, er voiausschlenkerte, um Stina den Schlüssel zum Weinkeller zu geben, da war in ihren Augen leine Frage mehr zu sehen, nur Freude, milde, schöne Freude, und er pfiß wie ein Kanarienvogel.

Wir setzten uns zu Tisch, während er draußen war! und warteten eine Unendlichkeit auf ihn; entweder hatte er Stina nicht getroffen, oder

222 Vjörnstjerne Vjöinsen.

sie hatte ihn nicht verstanden; — ei war selbst in den Keller gegangen und kam so beschmutzt wieder zurück, daß wir in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Frau Atlung hörte plötzlich auf zu lachen und saß dann stumm da, während er hinging,, um sich zu waschen und umzukleiden.

Er schlürfte um der Suppe Löffel auf Löffel mit gieriger Hast, wurde wieder guter Laune, als sein erster Hunger gestillt war, und sprach unaufhörlich, bis er plötzlich, während er den Braten tranchirte. nach den Knaben fragte. Sie hätten gegessen; sie konnten nicht so lange warten. „Haben Sie die Kinder gesehen?" — „Ja," antwortete ich und sprach von ihrem natürlichen Wesen, und wie sehr der eine seiner Familie ähnlich sei und der andre der seiner Frau. — „Aber," warf er ein, „es ist schlimm, daß beide Geschlechter verhältnißmäßig zu viel Phantasie haben; es ist etwas Weichliches darin. Und die Knaben haben von beiden bekommen. Hier ereignete sich vor ungefähr vierzehn Tagen eine traurige Begebenheit. Ein Spielkamerad ertrank im Fischteiche. Was die Knaben — natürlich mit Hilfe Von Stina — daraus gemacht haben, ist rein unglaublich. Ich habe heute daran gedacht. Ich habe nichts gesagt, denn es war zugleich belustigend; auch wollte ich es ihnen nicht mit Stina verderben. Aber dumm ist es. Höre, Amalie, es ist beinahe besser, sie in einer Schule zu haben, als daß sie so herumtreiben in allerlei Gewäsch."

Die Frau antwortete nicht.

Ich wollte ablenken und fragte, ob er Herbert Spencers Abhandlung

„Von der Erziehung" gelesen habe.

Da wurde er lebendig! Er hatte sich gerade zurecht gesetzt, um zu essen, aber er vergaß es, nahm einige Nissen, vergaß es wieder; ich glaube, wir saßen bei diesem einen Gerichte eine Stunde lang, während er Spencer docirte; daß ich, der fragte, ob er das Buch gelesen habe, es aller Wahrscheinlichkeit nach selbst gelesen hatte, kümmerte ihn nicht im Geringsten. Er theilte mir das Buch oft Punkt für Punkt mit eigenen Anmerkungen dazu mit. Die eine von diesen war, daß wenn, wie auch Spencer will, die Lehre von der Erziehung als eines der wichtigsten Fächer in den Schulen eingeführt würde — die Meisten dessenungeachtet nicht Talent dazu haben würden, ihre Kinder zu erziehen, denn die Erziehung sei ein Talent, welches sehr Wenige haben. Er seinerseits würde, sowie die Kinder groß genug dazu seien, sie zu einer Dame senden, die, wie er wisse, dieses Talent und die Kenntnisse, welche unerbittlich dazu gehörten, besitze. Sie war eine begeisterte Anhängerin von Spencer. Er sagte dieses, als sei es längst aus- und abgemachte Sache. Frau Atlung hörte es an, als etwas definitiv Abgemachtes. Ich war sehr erstaunt darüber, daß sie es mir nicht gesagt hatte, als wir vor Kurzem von den Kindern sprachen. — Nun erinnere ich mich nicht, in welche Materie wir dann hineingeriethen, als er mit einem Male seine Uhr hervorzog: „Ich habe Hartmann ganz vergessen! Ich hätte in

der Stadt sein sollen! Ja, ja, — es ist noch nicht zu spät! Entschuldigen Sie!"

Er legte die Serviette fort, trank noch ein Glas Wein, erhob sich und ging. Die Frau erklärte mir entschuldigend, daß Hartmann sein Disponent, daß leider keine Telegraphenverbindung sei, und daß wahrscheinlich etwas Wichtiges rasch zu beantworten sei.

Während wir weiterspeisten, überlegte ich, daß es eine Stunde dauert bis zur Stadt, eine weitere Stunde erfordert der Aufenthalt dort schon des Pferdes wegen; dann der Rückweg, der stets mehr Zeit in Anspruch nimmt, anderthalb Stunden, und kam zu dem Resultat, daß ich ungelegen gekommen war, und entschloß mich, nach dem Kaffee aufzubrechen.

Wir waren Beide fertig und erhoben uns. Sie entschuldigte sich, indem sie in die Küche hinaus ging, und ich, der also allein blieb, wollte mich auf dem Gute umseheu.

Als ich auf die Treppe zur Vorhalle gekommen war, klang mir lautes Gelächter der Knaben entgegen, unmittelbar gefolgt von einem Worte, von welchem ich nicht gedacht hätte, daß sie es in ihren Mund nähmen, noch weniger laut auf dem Gutshofe ausriefen. Der Aelteste rief es zuerst, dann wiederholte es der andere.

Sie standen oben auf der Scheunenbrücke, und ein Mädchen, dem das Wort galt, war im Holzschuppen vor ihnen über einen Schlitten gebeugt. Die Kimben riefen noch ein Wort, womöglich noch schlimmer als das erste, und noch eins und noch eins unaufhörlich, zwischen jedem Wort jubelndes Gelächter. Es war klar, daß die Wörter von Jemandem innerhalb der Scheunenthür soufflirt wurden. Das Mädchen antwortete nicht; sie sah ab und an von ihrer Arbeit rückwärts — nicht nach den Knaben, aber nach Jemand hinter der Scheune, wo der Wagenschuppen war.

Da hörte ich Schellengeläut von dort. Atlung kam zur Reise gekleidet und sein Pferd leitend hervor. Der Schreck der Knaben, als sie den Vater sahen! Plötzlich wußten sie, was sie gerufen hatten, wenn auch nicht ganz, so jedenfalls, daß sie für einen Andern einen schlechten Dienst ausgerichtet hatten.

Der Vater rief ihnen zu: „Wartet nur, Ihr Jungen, bis ich wiederkomme, dann sollt Ihr sicher Beide die Ruthe fühlen." Sich in den Schlitten setzend, das Pferd antreibend, schüttelte er im Vorbeifahren den Kopf.

Die Knaben standen einige Zeit wie versteinert, dann nahm der Aelteste so schnell er konnte Reißaus. Der Jüngste hinterher: „Warte, und nimm mich mit! Hörst Du, lauf nicht von mir weg, Anton!" Er begann zu weinen. Sie verschwanden hinter dem Holzschuppen, doch hörte ich lange nachher" noch das Weinen des Jüngsten.

2<)^ Vjörnstjernc Vjörnsoü.

V,

Ich wurde verstimmt und wollte sogleich fort. Aber als ich in die Stube kam, saß die Hausfrau auf der großen gothischen Bank oder Sopha neben der Thür zum Speisezimmer und ich zeigte mich nicht eher, bis sie sich über den Tisch vorbog und fragte: „Was halten Sic von Spencers Erziehung? Glauben Sie, daß wir sie in der Praxis befolgen könucn?" — Ich wollte mich nicht darauf einlassen nnd antwortete darum nur: „Die Praxis Ihres Mannes stimmt jedenfalls nicht nnt Spencers überein." — „Die Praxis meines Mannes? Er hat gar keine." Sie lächelte. — „Sie meinen, er kümmert sich nicht um die Kinder?" — „O, darin gleicht er wohl den meisten Männern," antwortete sie, „sie belustigen sich ab und an mit den Kindern, und prügeln sie auch bisweilen, wenn etwas vorfällt, das ihnen lästig ist."

„Sie glauben, daß beide Ehegatten hier dieselbe Verantwortung haben sollten?" — „Ja, das glaube ich gewiß. Die Männer haben dabei auch hier gctheilt, wie es ihnen beliebte."

„Ich wünschte Ihnen Lebewohl zu sagen." Sie wurde sehr erstaunt und fragte, ob ich nicht wenigstens erst Kaffee trinken wolle. „Ach, das ist wahr," fügte sie hinzu, „Sie haben ja Niemand, nnt dem Sie sprechen können."

Sie ist nicht die erste verheirathetc Frau, welche hinterrücks Anfälle auf ihren Mann macht, dachte ich. „Frau Atluug, Sie haben keinen Grund dazu, so etwas zu mir zu jagen." — „Das habe ich allerdings nicht. Sie müssen es mir verzeihen." — Es war etwas dunkel, doch wenn ich mich nicht irre, so stand ihr das Weinen nahe.

Ich setzte mich an der andern Seite des Tisches. „Ich fühle, liebe Frau Atlung, daß Sic das Bedürfnis) haben, mit Jemandem zu sprechen, aber ich bin gewiß nicht der Rechte." — „Warum das nicht?" fragte sie. Sie saß beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt und sah zu mir herüber. — „Nuu, wenn aus keinem andern Grunde, so aus dem, daß ein solches Ge-spräch weiter fortgesetzt werden muß, da es Verschiedenes zu bedenken giebt, und ich heute wieder fortreise." — „Aber können Sie nicht »niederkommen?" — „Wünschen Sie das?" — Sie wartete etwas, dann sagte sie langsam: „Ich habe gewöhnlich nur einen großen Wunsch zur Zeit. Und zu dem, den ich nun habe, gehört, daß Sie hierher kamen." — „Weshalb. Frau Atlung?" — „Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen, wenn Sie mir nicht versprechen wollen wiederzukommen." — „Nun, so will ich es ihnen versprechen." — Sie reichte ihre Hand über den Tisch: „Ich danke Ihnen!" — Ich wandte mich auf deni Stuhle ihr zu und nahm ihre Hand. „Was ist es, liebe Frau?" — „Nein, nicht jetzt," antwortete sie, „aber wenn Sie wiederkommen. Sie müssen mir helfen — wenn Sie glauben, daß es recht ist, es zu thun." — „Natürlich!" — „Denn Sie denken ja in vielen Dingen wie Atlung. Er wird auf Sie hören." — „Glauben Sie?" — „,Auf mich hört er jedenfalls nicht." — „Geben Sic sich Mühe gehört zu werden?" — „Nein, das wäre

das Schlimmste, was ich thmi könnte. Bei Atlung muß Alles gelegentlich kommen." — „Aber, meine verehrte Frau, ich sah doch, daß Sic im Grunde glücklich mit einander leben?" — „Mein Gott ja, wir amüsiren uns oft gut zusammen."

Ich hatte das Gefühl, sie wünsche nicht angesehen zu werden, wandte mich um, so daß ich dem Tische entlang und wie vorher saß; die Tämmerung wurde dichter. „Sie erinnern sich wohl unfrei von Dresden?" — „Ja." — „Wir waren zwei junge Menschen, welche mit einander spielten; es war so schön verlobt zu sein, aber verheirathet zu sein müßte noch schöner sein, und dalieim das Haus zu führen am schönsten; aber doch noch nicht so wie Kinder zu bekommen, — Ja, nun sitze ich hier mit einem Hause, das ich garnicht beherrschen kann, und mit zwei Kindern, die keiner von uns erziehen kann, jedenfalls meint Atlung das." — „Aber machen Sie denn keine Anstalten dazu?" — „Mit dem Hause meinen Sie?" — „Nun ja, mit dem Haufe!" — „Mein Gott, wozu würde das nützen? — Als ich dies probirte, erntete ich nur Schelte." — „Aber, Sie haben ja Hilfe?" — „Ja, das ist ja eben das Unglück." Ich wollte gerade fragen, was sie damit meinte, als die Thür zum Speisezimmer dicht neben uns sich lautlos öffnete; Stina kam zwei oder drei Mal mit Lampen, aber die große Stube wurde noch lange nicht von den Lampen, welche sie hereintrug, erhellt. Mittlerweile wurde nichts gesprochen.

Als Stina hinausgehen wollte, fragte Frau Atlung nach den Kindern. Stina sagte, daß man sie suche; sie seien nicht auf dem Hofe. Tie Mutter achtete nicht weiter darauf uud Stina ging. „Wer ist Stina?" fragte ich, als die Thür hinter ihr geschlossen war. „Oh, sie ist ein unglückliches Geschöpf, das einen Trunkenbold, der sie schlug, zum Vater hatte und dann einen Mann bekam, einen Nank-Kassirer, der auch anfang zu trinken uud sie zu schlagen. Nun ist er todt." — „Ist sie lange hier gewesen?" — „Von der Zeit an, da ich das erste Kind erwartete." — „Das ist aber eine traurige Gesellschaft für Sic, gnädige Frau?" — „Ja, sie ist nicht fehr aufheiternd." — „Da müßte sie wirtlich fort." — „Das wäre gegen die Tradition dieses Hauses. Eine altere Person soll die Kinder warten, und diese ältere Person soll in der Familie leben und sterben. Stina ist brav." Wieder kam die, von der wir sprachen, lautlos herein, diesmal mit dem Kaffee. Es war im Grunde etwas Gespensterhaftes mit diesem blaugrünen Portrait von Carlo Tolce, wie es, in der großen Stube auf dein Teppiche schwebend, nach einem Schirme für die Lampen auf dem Kaffectische suchte, als ob nur es nicht schon vorher dunkel genug hätten. Ter Schirm war überdies noch ein puuttirtcs Vild von der Petcrstirche in Rom.

Stina war hinausgegangen uud Frau Atlung schänttc ein. „Und so wollt Ihr Männer uns noch obendrein die Hoffnung auf die Unsterblichkeit nehmen?" Was mit diesem obendrein gemeint war, konnte ich mir deuten wie ich wollte. Sic reichte mir eiue Tasse und fügte hinzu- „Als ich heut Nord und Lud. XXIII, C3. 21

226 Vjörnstjærnc Vjörnson.

Morgen zu dem sterbenden Manne auf der andern Seite des Partes fuhr, fiel es mir ein, daß der Schnee auf den nackten Bäumen doch im Grunde das schönste Bild von Hoffnung der Unsterblichkeit auf Erden ist. nicht wahr? So rein von oben, und so barmherzig?" — „Glauben Sie, er fiele vom Himmel, Frau Atlung?" — „Er fällt auf die Erde herunter." — „Das ist wahr; aber er kommt auch von der Erde." — Sie schien dies nicht hören zu wollen, sondern fügte hinzu: „Sie sprachen vorhin von Staub. Aber dieser weiße, reine Staub über den gefrorenen Zweigen, auf der grauen Erde, ja, der ist doch wie die Poesie der Ewigkeit, scheint mir", und sie legte einen besonderen Accent auf das Wort „mir". „Wer hat denn diese Poesie gedichtet, Frau Atlung?" Sie sah mich mit ihren größten Augen an und diesmal nicht fragend, nein sicher. „Giebt es keine Offenbarung von außen, so ist es eine innere Offenbarung, jeder Mensch, der so fühlt, hat sie." — Sie war nie schöner gewesen wie jetzt! In gleicher Zeit hörten wir Jemand im Vorgemachc. Sie wandte den Kopf forschend dorthin: „Na ist Atlung zurück!" sagte sie, erhob sich und klingelte nach einer Tasse. Es war wirklich Atlung; sobald er seinen Uebcrzieher abgelegt hatte, öffnete er weit die Thür und schritt herein. Sein Disponent Hartmann war ängstlich geworden und ihm entgegen gekommen. Atlung hatte ans dem Landwege Alles mit ihm abgemacht. Die fragenden Augen seiner Frau folgten ihm, während er einige schlenkernde Wendungen machte. Entweder war es ihr unangenehm, daß er uns unterbrach, oder sie sah, daß er schlechter Laune war. Indem er die Kaffeetasse aus ihrer Hand nahm, erzählte er ihr, was die Anaben gethan hatten. Er nannte keines der Wörter, welche die Knaben mit so großem Jubel ausgerufen hatten, aber er sagte genug, um von ihr vollauf verstanden zu werden. Während er trank, erzählte er, daß er ihnen Schläge versprochen habe. „Aber!" sagte er, „hier bedarf es eines anderen Mittels als des Stockes." Wie sie stand, als sie ihm die Tasse gab, so blieb sie noch stehen, als er getrunken hatte und weiter ging, Angst lag auf ihrem Gesichte und in ihrer Stellung. Ihre Augen folgten ihm im Zimmer, sie erwartete das Andere, was noch mehr sei als Schläge. „Nun will ich es Dir sagen, Amalie," klang es durch's Zimmer her, „die Knaben sollen sogleich morgen fort." Sie sank langsam auf das Sopha nieder, ganz langsam; ich glaube, sie wußte selbst «nicht, daß sie sich setzte. Die Augen folgten ihm unablässig. Etwas Hilfloseres, Unglücklicheres habe ich nie gesehen. „Du hältst wohl so viel von den Knaben, Amalie, daß Du Dich darin finden kannst? Nun siehst Du, wozu es führt, daß ich Dir damals nachgab," Wenn er so fortfährt, so tötet er sie! Sieht er sie denn nicht an! Ob sie meine Theilnahme sah oder nicht — sie wandte plötzlich ihre Augen, ihre Hände zu mir . . . während er von uns fortschritt; eine BiNe

Staub. 29?
der Verzweiflung lag in diesem Blicke, in dieser kleinen Bewegung. Ich verstand sogleich, daß hier ihr einziger Wunsch lag; hier ist es, wo ich ihr helfen soll.
Sie begrub ihren Kopf in ihren Händen und blieb so bewegungslos liegen. Ich horte nicht, daß sie weinte; vermuthlich betete sie. Er ging auf und ab und sah sie an, aber sein Gang wurde immer bestimmter. Er schleuderte die Gegenstände, die er aufnahm, immer weiter und immer heftiger von sich.
Da öffnete sich langsam die Thür des Speisezimmers, es war wieder Elina. Aber diesmal blieb sie auf der Schwelle stehen, bleicher als gewöhnlich. Atlung, der sich foeben gegen uns gewendet hatte, blieb stehen: „Was giebt's, Stina?“ — Sie antwortete nicht gleich; und sah auf Iran Atlung nieder, welche den Kopf zn ihr erhob: „Was giebt's, Stina?“ — stieß auch sie hervor. „Nie Knaben,“ sagte Stina und hielt inne. „Die Knaben?“ wieder» holten Beide; Atlung blieb stehen, Iran Atlung erhob sich. „Sie siud nicht auf dem Hofe, nicht bei den Käthnern . . . wir haben überall gesucht; — bei den Fabriken auch.“ — „Wo sähet Ihr sie zuletzt?“ fragte Atluug athemlos. — „Das Milchmädchen fagt, sie hätte sie weinend dem Parte zulaufen sehen, als Sic ihnen mit Schlage» gedroht hätten.“ — „Ter Fischteich!“ stieß ich unwillkürlich hervor, ehe ich mich besonnen hatte, und die Wirkung auf mich selbst und sie Alle war, als ob etwas zwischen uns ezulodirt wäre. — „Stina!“ rief Atlung — es war kein Vorwurf, nein, es war ein Schmerzensschrei, der schmerzlichste, den ich je gehört habe <— und im Nu war er draußen; Frau Atlung lief ihm nach, indem sie seinen Namen rief.
„Besorgt Laternen!“ sagte ich zu den Leuten, welche ich hinter Stina im Speisezimmer sah. Ich ging hinaus, fand meinen Uckerrock, kam wieder zurück und traf Stina, welche mit gefaltete» Händen im Kreist herum lief. „So kommen Sie doch, und zeigen sie mir^wo er ist!“ Ohne Antwort, und vielleicht ohne zu wissen, was sie that, veränderte sie ihren Rundgang und kam geradezu, immer mit gefalteten Händen und laut betend: „Vater im Himmel um Jesu Willen! Vater im Himmel um Jesu Willen!“ ergreifend und kräftig; dieses that sie fortwährend hinaus über den Hof, an de» Häusern vorbei, durch den Garten, bis in den Park hinein.
Es war nicht gerade kalt, es schneite. Diesem langen, dunkeln Gcspenste vor mir im Schncenebel mit derselben monotone» Gebchtsformcl folgte ich wie im Traume bis unter die hohen, bedeckten Bäume. Ich sagte mir selbst, daß zwei kleine Knaben wohl zum Fischteiche gehen könnten, um Gott, die Engel und die neuen Kleider zu finden, aber in das Loch hineinspringen, wenn dort sonst eines war, und noch dazu zwei zusammen . . . unmöglich, unuatürlich, dumm! Wie in aller Welt war ich dazu gekommen so etwas zu denken oder anzu-deuten? Doch all' das Verständige, das man sich i» einem solchen Augenblicke selbst sagt, nützt zu nichts, das Schlimmste und Udenkbarste gewinnt 2l»

2H8 Björnstjerne Vjörnson,
doch die Oberhand, auch weckte dieses „Vater im Himmel um Jesu Willen5
Vater im Himniel um Jesu Willen," welches in höchster Angst um mich
herum sauste, in mir fortwährend neue Angst.
Wenn sie garnicht zum Fischteiche gegangen sind, oder wenn sie dort
gewesen sind, aber haben nicht in's Wasser springen mögen, so können sie
ja anderswohin fortgctummelt sein. Der Vater von Hans sollte diesen
Nachmittag Flügel anbekommen — sollten sie nicht auch in ihrer Herzens-
angst irgendwo unter einem Baume sitzen und dasselbe erwarten? In den:
Falle konnten sie erfrieren. Und ich sah sie vor mir, die armen verfrornen
Jungen, die nicht wagten nach Hause zn gehen, den Kleincrn weinend, den
Aeltestcn zuletzt auch weinend; ich glaubte buchstäblich, sie zu hören . . .
„Still! . . . Was war das!" sagte sie und wandte sich in plötzlicher
Hoffnung. „Hören Sic sie?" — Wir standen Beide still. Es war aber
nichts zn hören als mein eigener Athem, wenn ich denselben nicht länger
anhalten tonnte. Auch war nichts zu sehen, was zwei zusammenkauernden
Menschen gleichen tonnte.
Ich sagte ihr, was ich soeben gedacht habe, und sie platzte flüsternd
aber mit zurückgehaltenem Jammern hervor, indem sie mir mit gefalteten
Händen entgegenkam: „Veten Sie mit mir! Ob, beten Sie mit mir!" —
„Um was foll ich beten? Daß die Knaben nun sterben möchten, in den
Himniel kommen und Engel werden?" Sie starrte erschreckt, wandte sich
und ging wie früher voran, aber jetzt ohne einen Laut von sich zu geben.
Wir folgten einem Fußpfade durch den Wald; er führte zum Fisch-
teiche, dessen ich mich von den Berichten über den kleinen Hans erinnerte:
aber wir muhten mehr als die Hälfte des Parkes durchschreiten, «in dorthin
zu gelangen.
Hier floß ein Bach in eine Schlucht, und hier war ein Damm auf-
geworfen; dieser war groß, der Fischteich hatte einen ansehnlichen Umfang.
Wir muhten den Fußpfad verlassen, um den Nmid des Teiches zn erreichen.
Stina ging immer voraus, und als sie hinauf gekommen war und den
Teich sah, und die Eltern auf demselben sah, knieetc sie betend und schluchzend
nieder. Nun that sie mir leid.
Als auch ich hinauf kam nnd die Eltern sah, wurde ich stark ergriffen.
Im selben Augenblicke hörte ich Stimmen hinter mir im Walde. Es
waren die Lentc, die mit Laternen kamen. Das flackernde, vom Schneefall
gedämpfte Licht, welches die vier Laternen über die Menschen warfen, der
Schnee, der untere Theil der Nänme, der Schatten, welchen Einzelne im
Zuge nnd einzelne Bäume oder Gegenstände nahebei warfen, heslrten iich
für alle Zeiten in meine Erinnerung, zusammen mit den Worten, welche ich
gleichzeitig vom Teiche hörte: „Hier ist kein Loch im Teiche!" Atlungs
Stimme zitterte vor Erregung. Ich wandte mich nnd sah seine Frau an
seinem Halse. Stina war mit einem Schrei aufgesprungen, der mit einem
langen aber ruhigen: „Gott fei Lob nnd Dank!" — endete.

Staub, 299

Tic Neiden auf dem Teiche ließen einander nicht los; mit einiger Mühe gelang es mir, zu ihnen zu kommen; noch hing sie an seinem Halse, und er beugte sich über sie. Ich blieb ehrerbietig ein Stückchen von ihnen entfernt; sie flüsterten sich einander etwas zu. Die Lichter oben auf dem Damme riefen sie eist wieder in die Gegenwart zurück.

„Aber was nun? Wo sollen wir nun suchen?“ fragte Atlung. Ich ging näher. Ich sagte nun den Eltern, obgleich schonender, was ich vorher zu Stina gesagt hatte: Vielleicht sitzen sie hier irgendwo unter einem großen Baume und warten in ihrer Herzensangst auf mitleidige Engel, und dann ist Gefahr vorhanden, daß es sie schon gefroren hat, und sie trank werden.“

-Ehe ich ausgesprochen hatte, fragte Atlung die auf dem Walle: „Hatten die Knaben Ueberzieher an, als Ihr sie zuletzt sähet?“ — „Nein,“ antworteten zwei. Er fragte, ob sie Mützen auf hätten; hierüber wurdeu sie uneinig.

Ich behauptete, sie hätten Mützen auf gehabt, ein Anderer sagte „nein“; Atlung selbst tonnte sich dessen nicht erinnern. Endlich glaubte man, der Aelteste habe eine Mütze auf gehabt und der Jüngste nicht. „Oh, der kleine Sturm!“ klagte die Mutter. Unter den Leuten oben auf dem Teichrande waren einige, welche so weinten, daß wir es unten hörten. Ich glaube, es standen zwanzig Menschen neben einander um die Laternen herum.

Atlung rief hinauf: „Wir müssen den ganzen Park durchsuchen; wir fangen bei den Käthnern an.“ Er kam herüber, kletterte hinauf und half seiner Frau nach.

Hier begegnete ihnen Stina: „Frau, gnädige Frau!“ flüsterte sie bittend, doch Neiner vor ihnen bemerkte sie.

Ich starrte in die Kluft unter uns. Schneebedeckte Bäume von oben gesehen erscheinen wie ein versteinerter Wald.

„Lieber Atlung! willst Du nicht rufen?“ bat die Frau.

Er stellte sich weit vor; es wurde still. Und dann rief er langsam in den Wald hinaus: „Anton und kleiner Sturm! Kommt wieder nach Hause zu Vater und Mutter! Vater ist nicht mehr böse!“ War es die Luft, welche in Bewegung kam. oder fiel gerade der letzte Schnee, der den überlasteten Zweig endlich zum Loslassen brachte, oder hatte Jemand einen solchen berührt, — genug Atlung bekam Schneefall von einem großen Zweige zur Antwort — halb zur Seite, halb von vorn. Dieses gab einen dumpfen Krach ab mit Wiederhat! im Walde, der Zweig schwankte und schwang sich hinauf und es kam eine Schncewolte über uns. Aber durch die Erschütterung ließen endlich alle mächtigen Zweige ihre Schneebürden fallen, ein Krach und SchneewolKn hüllten uns ein, und che wir wußten wie, ließ der nächste Baum auf einmal den Schnee von allen seinen Zweigen fallen. Ter Luftdruck hierdurch war so start, daß noch zwei, dann fünf, sechs, zehn, zwanzig Bäume mit gewaltigem Dröhnen und Wiederhat! im Walde, und mit Schneestaub, wie bei einem großem Schneesturm, alle ihre schwere Last

300 Vjörnstjerne Vsörnson.

fallen ließen! Tann folgte Baumgruppe auf Baumgruppe nach, einige neben uns, einige weiter entfernt, einige ganz nahe vor uns; die Bewegung ging zuerst in zwei Hauptiichtiiügeu, welche sich nach und nach in mannigfaltige theilten; der Wald erzitterte. Der Donner rollte fern von uns, nahe bei uns, nun stoßweise, nun gleichzeitig und endlos. Vor uns stand Alles in weißem Dampf; das starte Gewitter über dem Walde erfüllte uns zuerst mit Entsetzen, nach und nach, als es von uns fortzog und zunahm, wurde es so großartig, daß wir alles Andere darüber vergaßen.

Die Baume standen wieder schlank und aufrecht, frei und grün; wir selbst sahen aus wie Schneemänner. Alle Laternen waren erloschen, wir zündeten sie wieder an und schüttelten den Schnee ab. Da hörten wir klagend: „Wenn nun die kleinen Knaben unter einem Schneehaufen liegen?“ Es war die Mutter, welche sprach. Einige beeilten sich zu sagen, daß dies ihnen unmöglich schaden könne, er könne sie höchstens umwerfen, sie für einen Augenblick ängstigen, aber sie würden sich daraus hervorarbeiten können. Jemand sagte, sie würden ohne Zweifel fchreien, so wie sie vom Schnee befreit seien, und Atlung rief: „Horch!“ Wir standen mehr als eine Minute und lauschten, aber wir hörten nichts als von weither ein und das andere Dröhnen von einer einzeln stehenden Gruppe, die nun erst nachfolgte. Wenn die Knaben am Waldbrande wären, fo hätten wir sie fchwcrlich da, wo wir standen, hören tonnen. Auf beiden Seiten war ja die Kluft höher, als der Wall, auf dem wir standen.

„Ja, laßt nns lieber gehen und nach ihnen suchen!“ sagte Atlung bewegt; er ging inzwischen auf dem äußersten Rande des Walles, wandte sich zu uns, welche begonnen hatten hinunter zu gehen, und bat uns stille zu stehen. „Anton, kleiner Storm! Kommt wieder nach Hause zu Vater und Mutter! Vater ist nicht mehr böse!“ Es war herzergreifend zu hören. Keine Antwort; wir standen lange: keine Antwort. Voll trüber Stimmung kam er zurück und ging unten auf dem Fußpfade mit uns Anderen, seine Frau nahm seinen Arm.

VI.

Wir kamen zum Waldesrano'e und vertheilten nns mit so großen Entfernungen, daß wir eben einander fehcn konnten und Alles, was zwischen uns war; wir gingen den Wald hinauf, dann eine andere Richtung wieder nach unten, langsam, denn alle der Schnee von den Bäumen lag nun über dem alte» Schnee auf der Erde; an einzelnen Stellen war derselbe so hart gepackt, daß er uns trug, an anderen Stellen jedoch sanken wir bis zu den Knieen hinein. Als wir uns das nächste Mal sammelten, um uns wieder zu theilen, fragte ich, ob es auch wahrscheinlich sei, daß zwei kleine Knaben, nachdem es dunkel wurde, im Walde ausgeschaltcn hätten. Hierin wurde mir von Allen widersprochen. Sie waren gewohnt, den ganzen Tag, auch des Abends, im Walde zu sein; sie hatten Kameraden,

Staub. 20^

welche Schneemänner für sie machten, Festungen und Schneestuben für sie bauten, worin sie oft mit Licht saßen.

Hiermit wurden die Gedanken zu allen solchen Bauarten gelenkt, und zu der Möglichkeit, daß sie zu einer von denen ihre Zuflucht genommen hätten. Doch wußte Niemand, wo sie dieselben in diesem Jahre hatten, da der Schnee erst so kürzlich gekommen war. Außerdem pflegten sie bald hier, bald dort zu bauen. Also mußten wir fortsetzen.

Es traf sich so. baß Stina mir dieses Mal am nächsten ging, und da wir Beiden neben der Kluft waren und dieselbe sich an einigen Stellen bog, kamen wir nahe aneinander und hatten keine Strecke zu durchsuchen. Ihre Gemüthsstimmung war offenbar verändert. Ich fragte sie, warum. „Oh," antwortete sie. „Gott hat so deutlich zu mir gesprochen. Nun finden wir die Knaben! Nun weiß ich, warum dies Alles geschehen ist! Oh, so deutlich weiß ich es!" Ihre Madonnenaugen strahlten von schwärmerischem Glücke; ihr bleiches, feines Gesicht war in Verzückung. „Was ist es, Stina?" „Sie waren vorher so hart gegen mich. Aber ich verzeihe Ihnen. Du lieber Gott, sündigte ich nicht selbst? Zweifelte ich nicht an Gott? Murrte ich nicht gegen Gott? Oh. seine Wege sind wunderbar! Ich sehe es so deutlich, so deutlich!" — „Aber was sehen Sie denn?" — „Was ich sehe? Frau Atlung hat in dem letzten halben Jahre Gott nur um eine Sache gebeten, und wir haben ihr geholfen, nämlich darum, daß die Knaben nicht von ihr getrennt werden möchten; Atlung hat damit gedroht. Wäre dieses heute Abend nicht gekommen, so wäre es vielleicht doch geschehen, aber Gott hat sie erhört! Vielleicht bin ich auch ein Werkzeug in seiner Hand gewesen, ich darf es beinahe glauben. Und der Tod des kleinen Hans ... ja, ganz gewiß auch der Tod des kleinen Hans! Wenn nun die beiden kleinen, fußen Seelen irgendwo sitzen und frieren und auf die Engel warten, o, die lieben süßen Knaben, so haben sie sie ja um sich! Zweifeln Sie? Nein, zweifeln Sie nicht! Wenn nun die Knaben krank werden, und sie werden ganz gewiß trank, ja, so ist das fa ihr Glück! Denn wenn Pater und Mutter zusammen beim Krankenbette sitzen, o, dann senden sie sie später nie fort. Nie, nein nie! Ta sieht Atlung, daß es sie tödten würde. O, er sieht es schon heute Abend. Ja. er sieht es ganz gewiß. Er hat es ihr nun schon feierlich versprochen. Nenn zuletzt sah sie mich innerlich froh an, und das that sie kurz vorher nicht. Es war, als hätte sie mir etwas zu sagen, - und was hätte es in ihrer Angst auch anders sein können, als dieses? Sie hat Gottes Wege erkannt, sie auch, Gottes wunderbare Wege! Sie danket und preiset ihn, sie wie ich, — ja, hoch gelobt sei Gott um Jesu Willen in Ewigkeit!" Sic sprach flüstenid, aber bestimmt, ja heftig; das Letzte, oder die Lobpreisung dagegen mit gesenktem Haupte, gefalteten Händen und leise wie zu ihrer eigenen Brust.

Wir kamen von einander uud hin und wieder zu einander, wo die Kluft uns zusammen trieb, also unsererseits alles Suchen aufhörte. „Ueber eines

202 Vjörnstj erne Vjörnson.

fehlt mir die Erklärung", flüsterte ich ihr zu. „Wenn Alles feit dem traurigen Tode des kleinen Hans geschehen ist, damit Atlungs Knaben bei ihrer Mutter bleiben können, — fo muß auch der starte Schneefall, den wir kürzlich fahen und hörten, hinein passen. Aber ich kann nicht sehen, wie?" — „Das? Das war nur ein Naturereignis;, eine reine Zufälligkeit." — „Giebt es denn so etwas?" — „Ja," antwortete sie. „O das greift oft ein. Hier kann ich aber nicht fehen, wie. Es ist eine fo große Gnade, daß ich das fehen kann, was ich fehe. Wie kann ich mehr verlangen?" — Wir fpähten umher, aber wir fühlten, daß hier am Schlund die Jungen nicht waren. Was ich zuletzt gesagt hatte, fuhr fort Stina zu beschäftigen. „Was dachten Sie bei dem Schneefall?" fragte sie leife, als wir uns das nächste Mal trafen. Ich antwortete: „Das werde ich Ihnen erzählen Frau Atlnng hatte, kurz bevor wir in den Park hinaustraten, mir gesagt, daß die Hoffnungen auf Unsterblichkeit von dem Himmel auf uns hinabfallen, ebenso leise, weiß und weich wie der Schnee auf die nackte Erde." „O wie lieblich," brach Stina hervor. „Und dann dachte ich, als die Erschütterung kam, als der ganze Wald erbebte und der Schnee mit Donnern Von den Bäumen herunterstürzte: Ja, werde nur nicht böfe — da dachte ich, daß auf solche Weise auch die Hoffnungen auf Unsterblichkeit sowohl von Frau Atlung, von Ihnen und von mir gefallen in der großen Angst für das Leben der Kinder. Wir liefen alle durcheinander in Jammer und in Thränen, Einige in schlecht verhehltem Murren darüber, daß die Knaben von einem andern Leben gerufen wurde», oder daß die Begebenheiten hier sie zum Rande der Ewigkeit geführt hatten." — „O, lieber Gott, ja!" — „Aber nun haben wir die Hoffnung auf Unsterblichkeit viele tausend Jahre gehabt — denn sie ist viel, viel älter als das Christcnthum, und sind doch noch nicht weiter damit gekommen." — „O, Sie haben Recht! O, Sie haben tausendmal Recht! Denken Sie nur!" sagte sie und ging in stillem Nachdenken weiter. — „Sie sagten vorhin, ich sei hart gegen Sie. Und da that ich nichts anderes, als Sic an die Unsterblichkeitshoffnung zu erinnern, welche Sie die Knaben gelehrt hatten ..." — „O, das ist wahr, verzeihen Sie mir! O gewiß!" . . . „Denn Sie halten sie ja gelehrt, es sei viel, viel besser, bei Gott zu sein, als hier; Flügel zu bekommen und ein Engel sein, sei das Höchste, was ein kleines Kind erlangen könne, ja, daß die Engel selbst kämen und die unglücklichen Kinder nähmen ..." — „O nein, nicht mehr!" jammerte sie und legte beide Hände vor ihre Ohren. „O, wie ich unbedachtsam gewesen bin!" fügte sie hinzu. — „Glauben Sie denn nicht daran?" — „Ja, gewiß glaube ich! Diese Gedanken sind in meinem Leben oft der einzige Trost gewesen. Aber Sie verwirren mich ganz, glaube ich." Und dann erzählte sie mir so rührend, daß ihr Kopf nicht mehr fo stark sei; sie habe zu viel geweint und gelitten, doch wäre die Hoffnung auf ein besseres Leben nach diesem oft ihr einziger Trofl gewesen.

Staub. 303

Der melancholische Ruf, der immer mit denselben Worten hin und wieder gehört wurde, erklang gerade wieder, und plötzlich waren wir wieder in der schrecklichen Wirklichkeit, die Knaben noch nicht gefunden zu haben, und je länger es dauerte, che wir sie fanden, desto sicherer war es, daß sie mit einer lebensgefährlichen Krankheit büßen mußten. Es schneite noch, so daß wir trotz des Mondscheins im Nebel gingen.

Da klang ein Ruf durch Wald und Schneewehen von einer andern Stimme als Atlungs, und von einer ganz andern Art. Ich konnte nicht unterscheiden, was gesagt wurde, dann hörte man von Neuem den Ruf von einem Andern, dann wieder von einem Dritten, und der letzte klang deutlich: „Ich höre sie weinen!“ Es war eine Frau, die dieses rief. Ich eilte vorwärts, die Andern voran und hinterher, Alle nach der Seite zu, von wo der Ruf kam. Wir waren müde vom Waten in dem tiefen Schnee, aber nun liefen wir so leicht, als sei fester Boden unter unfern Füßen. Das Licht der Laternen hüpfte zwischen uns und über uns, leuchtete uns und blendete; Niemand sprach, nur Athemzüge hörte man. „Horch!“ rief ein junges Mädchen und blieb stehen, wie sie Alle-, denn wir hörten die beiden Kleinen jammern mit dem schmerzlichen Weinen, das die Kinder haben, wenn sie viele, viele Stunden vergeblich geweint haben, und bann endlich Mitleid kommt. „O, Tu lieber Gott!“ sagte ein älterer Mann, er kannte solches Weinen. Wir konnten hören, daß die Knaben nicht länger allein waren und fingen weiter, doch ruhiger.

Wir waren oben am Fischteich vorbei, eine Strecke von der Kluft, wo die Bäume regelmäßig standen, denn die Stelle lag einsam und versteckt. Das Weinen wurde natürlich deutlicher, je uäher wir kamen, und zuletzt hörten wir verschiedene Stimmen damit vermischt. Es waren die des Vaters und der Mutter; sie waren doch die Eisten gewesen. Als wir ganz herankamen, daß wir zwischen den Bäumen durch die Schneehaufen sehen tonnten, erblickten wir zwei schwarze Gegenstände im Hintergründe, etwas Hohes, Weißes, das waren der Vater und die Mutter, auf den Knieen liegend, jeder einen Knaben an sich ziehend; hinter ihnen war eine Schnee-festung oder zerdrückte Schneehütte, worin die Knaben also Zuflucht gesucht hatten. Als die Laternen näher kamen, sahen wir, wie traurig verfroren uud verkommen die Kinder waren, sie waren blau, die Finger steif geworden, sie konnten nicht recht auf ihren Beinen stehen; keiner von ihnen hatte eine Mutze; wenn sie eine gehabt hatten, lag diese vermuthlich unter dem Schnee-Hansen. Sie beantworteten leine Liebkosungen oder Fragen der Eltern, nicht ein einziges Mal sagten sie ein Wort, sie weinten nur, weinten. Wir standen um sie herum, Stina heftig schluchzend. Das Weinen der Knaben, die Klagen der Eltern, die Fragen und Liebkosungen, mit der Verzweiflung und Freude abwechselnd, waren stark ergreifend.

Atlung erhob sich und nahm den Acltesten, während Frau Atlnng sich erhob und den Jüngern nahm. Mehrere erboten sich dazu, den Knaben zu

2VH Vjörnstje<ne Vjörnson.

tragen, sie antwortete jedoch nicht, ging mit ihm weiter, bald ihn tröstend, bald weinend ohne Aufhören, bis sie fehl trat und fiel, der Knabe nach unten und fic über ihn. Sie wollte leine Hilfe haben, sondern richtete sich mit dem Knaben ini Arme wieder auf, ging weiter und fiel wieder, Sie sah zum Himmel hinauf, als wollte fie fragen, woher dieses komme, wie es doch möglich sein tonne.

Wenn ich nun ihrer gedenle, mit ihrem Glauben und ihrer Hilflosigkeit, erinnere ich mich ihrer so, mit dem Knaben vor sich im Schnee aus-gestreckt und sie auf den Knicen über ihm, mit Weinen und Fragen gen Himmel fchaucnd.

Ein Anderer nahm den Knaben auf und Stina half Frau Atlung. Als der Knabe jedoch auf einen andern Arm gekommen war, begann er zu klagen: „Mutter, liebe Mutter!" und streckte die beiden steifen, erstarrten Händchen nach ihr ans. Sogleich wollte sie hinterher und ihn wieder tragen, aber der, welcher ihn trug, beeilte sich und that, als höre er sie nicht, obgleich sie zuletzt demüthig bat. Sie war indessen kaum ans den Fußpfad gelommen, so eilte sie voran, hielt den Mann zurück und nahm mit vielen zärtlichen Worten den Knaben wieder in ihre Arme. Atlung war nicht mehr zu sehen.

Ich ließ Alle zusammen vor mir her gehen. Doch als ich sie eine Strecke von mir entfernt dort im Schneeuebel zwischen den Bäumen sab. und das Weinen und Trösten hurte, verfiel ich wieder in meine alten Gedanken.

Tie beiden bedauernswürdigen Knaben hatten die Erwachsenen beim Worte genommen zu deren großem Schrecken. Wenn wir ein Recht dazu hatten, das anzunehmen (denn die Knaben selbst hatten ja noch nichts erzählt, erzählten auch nicht eher etwas, als nach der Krankheit, welche sie nun durchmachen muhten); oder wenn wir ein Recht hatten, es zu glauben, so hatten die Kleinen eine Wirtlichkeit gesucht, die höher als die unsrige war. Sic hatten an Wesen geglaubt, liebevoller als die unsrigen, und an ein Leben wärmer als das unsrige; deshalb hatten sie hier der Kälte Trotz geboten, wenngleich mit Weinen nnd Furcht, standhaft auf das Wunder wartend. Als der Tonner des Schneefalls kam, hatten fie vielleicht vor der Verwandlung gebebt, und fic wurden nur begraben.

Wie viele Vorgänger haben sie Wohl fchon darin gehabt?

VII.

Ich verließ sogleich Waldstedt und ohne Abschied von den Eltern zu nehmen, die bei den Kindern waren. Ich bekam ein Pferd bis zur ersten Station nach der Stadt, und fuhr langsam auf der Chaussee meiner Be-stimmung zu. Ter Schneefall hatte den Weg schlechter gemacht, als da ich kam. Einige Schneestäubcheu wirbelten noch umher; doch klärte sich das Wetter mehr und mehr auf, so daß das Mondlicht schärfer hervortrat. Es

siel auf den schneebedeckten Wald, der hier noch unberührt in phantastischer Macht stand, denn das Detail verlor sich und die Gegensätze traten schärfer hervor.

Ich war müde, und meine Stimmung änderte sich demgemäß. In dem noch immer gedämpften Mondlichte sah der Wald wie ein gebeugtes, überwundenes Volk aus; er trug mehr als er tragen konnte, und doch stand er geduldig dort. Baum an Baum, ohne Ende. Das war das gemeine Volk von den Zeiten der Vergangenheit, bis heutzutage, das immer bestäubte Volk. Jener „vom Himniel gefallene barmherzige Schnee" . . .

Und wie es allen Bildern von der Urzeit her, welche die Mythologie nns dunel hat verstehen lassen, ergangen ist, daß sie fest wurden in der Phantasie, dann sich befreien und selbständig wurden, so ging es mit den mcinigen. Ich sah die hingeschiedenen Geschlechter im Staubncbcl gehüllt, worin sie sich einander nicht erkannten und deshalb gegen einander kämpften, einander millionenweis tödteten. Immer standen die Staubstreuer über ihnen. Ich sah dieselben über Allen, welche verwundet waren oder sterben sollten. Ich sah zwischen ihnen lieb-reiche, zarte Seelen, welche glaubten, hierdurch das Höchste und Edelste zu thun, gleich jenen egyptischen heilkundigen Priestern, welche den Kranken und Sterbenden Zauberformeln, als das Stärkste gegen den Tod boten, und Heilmittel auf die Wunden legten, von denen die meisten geheimuißvolle Symbole waren. Ich sah alle Lebenslagen, selbst die gesundesten, von Stanbmassen bedeckt; sie davon befreien, würde man wohl das Schlechteste der Welt, die einzige Nevolution nennen, die jedes Verhältnis; auflösen würde. — Ich wurde noch müder und dieses Bild wich vou mir, aber das kürzliche Erlebte tauchte wieder in mir auf, ich hörte es deutlich im Schnee-staube, der nicht mehr fiel, weinen; es waren die Kinder, die ich hörte. Sie weinten so sehr, sie klagten so bitterlich, während wir sie liebeich vom Staube zu noch mehr Staub trugen. Ich kam durch den Wald und fuhr denselben entlang zur Station. Als ich mich dort oben erhob und noch einen Blick über die Bäume warf, waren sie hell vom Mondenscheine erleuchtet. Der Wald lag großartig in seiner Schneepracht.

Das Majestätische des Anblicks überraschte mich nnn — und das Bild veränderte sich.

Ein Traum, alle Völker umfassend, unendlich lange vor jeder Welt-geschichte entstanden, in immerwährend neuer Gestalt, wovon eine jede den Untergang einer vorhergegangenen bezeichnete, und immer so, daß der jüngere der Wirklichkeit näher war als der vorletzte, weniger verbergend, freieres Athmen gewährend — bis die letzten Neste einmal in der Lnft verdunste».

Wann wird das geschehen?

Das Unendliche bleibt immer zurück, das Unverständliche gleichfalls; aber es erstickt nicht mehr das Leben. Es erfüllt dasselbe mit Ehrerbietung aber nicht mit Staub.

Ich saß wieder im Schlitten und das einförmige Getöse der Schellen

206 Vjörnstjerne Vjömson.

inachte mich schläfrig. In meinein Ohr tönte nun wieder das Weinen der Knaben mit dem Schellengeläute zusammen. Und ich, müde wie ich war, mußte doch wieder daran denken, was nun weiter mit den beiden Kleinen geschähe, und wie in der ersten Zeit das Krankenzimmer der beiden Kleinen zu Waldstedt aussehen mußte, und wie bei denen, die ich soeben verlassen hatte! —

Wie verschieden war das, was ich da dachte, von dem, was später geschehen sollte.

Ich mußte daran denken, als ich zwei Monate später denselben Weg mit Atlung fuhr und er mir erzählte, was vorgegangen. Da war ich im Auslande gewesen und er traf mich in der Stadt.

Und wenn ich das nun wieder berichte, so geschieht es nicht mit seinen Worten, denn ich würde nicht dazu im Stande sein. Was er erzählte, ist Folgendes.

Nie Knaben bekamen Fieber, welches in eine Lungenentzündung überging. Alle sahen es von Anfang an, daß es eine ernsthafte Wendung nahm, aber Frau Atlung war so sicher darin, das Alles geschehen war, damit sie ihre Knaben behalten solle, daß auch die Anderen daran glaubten. Wie schwer die Krankheit auch werden tonne, — sie würde den Grundstein zu Glück und Frieden legen. Schon im Walde hatte sie ihrem Manne das feierliche Versprechen abgenommen, daß sie nicht fortgesandt weiden sollten, sondern daß ein Hauslehrer kommen und sie unter beständiger Aufsicht haben solle. Und «m Krankenbette, wenn sie in langen Nächten und ruhigen Tagen sich dort trafen, wiederholte er es, so oft sie wollte. Sie war nie schöner gewesen, er hatte sie nie inniger als jetzt geliebt, eigentlich war sie in fortwährender Entzückung. Sie vertraute Atlung an, daß, seit er zum ersten Male vor etwa einem halben Jahre geäußert habe, daß die Knaben fort sollten, sie zu unserm Herrn und Gotte darum gebeten habe, es zu verhindern, ihn unendlich gebeten, und in der ganzen Zeit um nichts Anderes. Sie wisse, daß, was man in Jesu Namen bäte, das würde gegeben.

Sie hätte es in festem Glauben mehrere Male vorher so gemacht bei Vorfällen, welche in ihr Leben geführt schienen, und es sei immer geglückt. Diesmal habe sie ihren Vater und zuletzt Stina zu Hilfe genommen, diese hatten beide versprochen, auch nur um dieses Eine zu beten. Es fiel ihr nicht einen Augenblick ein, daß das Ziel auf andere Weise erreicht werden könne, z. B. mit all ihren Kräften, und soweit ihr Glaube es zuließ. Atlungs Meinung von der Erziehung zu studiren und ihn zu einem gemein'schaftlichen Versuche zu überreden,, so daß es sich zeigen könnte, ob sie der Aufgabe gewachsen seien. Sic ging davon aus, daß sie es gewiß nicht tonne, was konnte sie wohl thun? Aber der liebe Gott tonnte, wenn Er wollte. Es war ja Seine eigene Sache, durum sei sie sicher, Er würde helfen. Jedes Ereignis;, jeder Mensch, welcher auf's Gut kam, dachte sie, sei gesendet; auf die eine oder die andere Weise mußten

3 taub. 20?

sie ein Glied werde» in der Reihe von Handlungen, welche Atlnng zu anderen Gedanken führen sollten. Als sie Atlnng dieses in ihrer Unschuld und ihrem Glauben erzählte, fühlte er, daß es jedenfalls nicht in menschlicher Macht sei, ihr zu widerstehen. Er selbst wurde in solchem Grade hin-gerissen, daß er nicht nur davon überzeugt war, daß die Knaben wieder ge-sund werden würden, sondern er bemerkte auch nicht einmal, daß sie selbst ticmk war.

Ter lange Aufenthalt im Parle ohne Ueberkleider und mit nassen Füßen, der überangestrengte Seelenzustand »nd die Nachtwachen, das un-unterbrochene Tenten an eine Sache, so daß sie zu essen vergaß, ja dessen auch nicht bedurfte . . . nahmen ihr zuletzt die Kraft. Jedoch trafen die ersten Zeichen der Krankheit mit ihrem ruhelosen entzückten Zustande zusammen, so daß weder sie noch Andere es merkten. Als sie sich endlich legen mußte, war doch eine solche Freude, solche Wonne in ihr, daß die Andern nicht Zeit bekamen, sich zu angstigen: ihre Fieberphantasien ver-schmolzen mit ihrem Leben, ihren Wünschen, ihrem Glauben, so daß sie oft nicht gut von einander zn unterscheiden waren. Es verstanden Alle, daß fie krank war, und daß sie oft tobte, aber nicht, daß hier Gefahr war. Ter Arzt war einer von denen, die nicht sprechen; aber Alle dachten, er würde sprechen, wenn Gefahr da sei. Stina, welche die Pflege übernommen hatte, lebte in ihren eigenen Vorstellungen und Hoffnungen »nd verscheuchte Alles durch ihre Erklärungen, wenn Atlnng Unruhe zeigte.

Da kommt er eines Mittags von den Fabriken nach Hause, wärmt sich und geht nach dem großen Saale hinauf, wo fie Alle lagen, denn die Mutter wollte sein, wo die Knaben waren. Ihr Bett stand so, daß sie sie Neide sehen konnte. Er kam sachte herein. Es war dort luftig und angenehm, auch herrschte tiefer Frieden. Niemand, als die Kranken, fc» viel er anfangs sehen tonnte, war im Zimmer, doch bemerkte er später, daß die Wärterin in einem großen Stühle, den sie in einen Winkel neben den iDfen gesetzt, eingeschlafen war. Er weckte sie nicht, er stand einige Zeit über jede» der Knaben gebeugt, die entweder schliefen oder in Betäubung lagen, und von da ging er eben so leise zu dem Vette seiner geliebten Fran, freute sich darüber, daß auch sie Frieden hatte, vielleicht schlief, denn er horte ihr Plaudern nicht, welches ihn fönst immer begrüßte. Es war ein Schirm vor das Fenster gesetzt, so daß er, ehr er näher kam, nicht dentlich sah. Sie lag mit offenen Augen; aus denen Thräne auf Thräne rollte.

„Was ist das?“ flüsterte er erschreckt. An ihrer veränderten Stimmung sah er plötzlich, wie schwach, wie erschrecklich schwach sie war. Warum in aller Welt hatte er das nicht früher gesehen? ^der hatte er es gesehen nnd war in dem Grade von ihrer Sicherheit beherrscht, daß er es für Nichts gehalten hatte. Es war ihm im Augenblick, als muffe er nmstürzcn, nur seine Furcht davor, daß er dann gerade über ihr Vctt falle» würde, gab ihm K>aft sich aufre/ht zu halten.

-208 Vjöriistjerne Vjörnso».

Sobald ei tonnte, flüsterte er auf's Neue: „Was hast Tu, Amalie?" — „Ich sehe es Dir an, daß Du es selbst weißt," antwortete sie flüsternd; ihre Lippen zitterten, ihre Augeu strömten über von Thriinen, sonst lag sie ganz still. Ihre Hände — oh, wie waren die mager; der Ring saß viel weiter um den Finger, das hatte er doch vorher gesehen, aber warum nicht bedacht, was es bedeutete? — Ihre Hände lagen ganz ausgestreckt, jede <mf einer Seite des Körpers, welcher ihm unter Decke und Laken sehr schmal «schien. Die Spitzen an den Handgelenlen lagen geordnet, als habe sie sich nicht gerührt, seit sie gekleidet nud geordnet war, trotzdem es mehrere Stunden seitdem sein mußte.

„Aber Amalie!" brach er aus, und kniete vor dem Bett nieder. „So meint? ich es nicht," antwortete sie, so leise flüsternd, daß er unter andern Umständen nichts hätte hören können. „Was meinst Tu mit dem ,sl/, Amalie? — Oh, versuche noch einmal mir zu antworten! — Amalie!" Er sah, sie wollte, aber konnte nicht, oder bedachte sich. Thränen auf Thränen liefen über ihre Wangen, der Mund bewegte fich. aber ebenfo lautlos wie dieses geschah, ebenso still lag sie. Endlich richtete sie die großen Augen auf ihn. Er bog fich naher zu ihr hin, um zu hören. „Ich wollte fie nicht von Dir nehmen," hörte er wie vorhin flüstern; das Wort „Dir" besonders betonend, und noch in drni flüsternden Tone von solcher Liebe und Klage umgebe», daß nichts auf Erden es an Festigkeit übertreffen tonnte.

Er wagte nicht wieder zu fragen, obgleich er nicht verstand. Er begriff nur, daß noch au demfelbcn Vormittage etwas geschehen war, was Leben zu Tod verwandelte. Sie lag wie gelähmt. Ihre Unbcweglichkeit war fchrecklich, etwas ungeheuer Großes hatte sie zu lautloser Stille gedrückt, sie zermalmt. Aber er begriff auch, daß hinter dieser lautlosen Unbeweglich« teil eine so starte Bewegung war, daß sie die Kranke zersprengen mußte: er begriff, daß Gefahr war, daß feine Gegenwart diese Gefahr vermehrte, daß hier Hilfe kommen müßte, d. h. er begriff, daß, wenn er selbst nicht fort kam, so war nur fein Gesicht, wie es nun aussehen mußte, genug, um fie zu tödten. Er wußte nicht, wie es zuing. Er kann fich erinnern, daß er auf einer Treppe war, denn er kann fich eines Bildes erinnern, welches fie selbst dort auf-gehängt hatte, den heiligen Chriftophorns, welcher das Jesuskind über einen Bach trägt. Er befand sich selbst mit etwas Feuchtem auf der Stirn in der großen Stube auf einem Sopha liegend, und zwei Personen neben ihm, von denen die eine Stina war. Er kämpfte lange, wie mit einem bösen Traum. Indem er Stina sah, kam sein Schrecken wieder zurück: Stina, wie geht es Amalie?" Die Antwort war, daß sie in wildem Fieber läge. „Alier was geschah am Vormittage, während ich fort war?" Stina wußte nichts. Sie verstand uicht einmal seine Frage. Sie hatte Frau Atlung am Vormittage nicht gepflegt: sie hatte Nachtwache gehabt, und da lag sie in glückseligen Fieberphantasien. gerade wie jetzt.

War denn der Doctor am Vormittage dagewesen? Nein, er wurde erwartet. Er habe gestern gesagt, daß er heute nicht anders als später kommen tonne. Dieses deutete von der Seite des Doctors auf Sicherheit. Hatte seine Frau sonst mit Jemand gesprochen? Das müßte denn mit der Wärterin gewesen sein. „Hole sie!“ Stina ging, er sandte die Andere, welche da war, auch fort, er bedurfte der Sammlung. Er setzte sich mit dem Kopfe zwifchen seineu Händen, und ehe er es wußte, begann er zu weinen. Er hörte sein eigenes Schluchzen in der großen Stube und schauerte. Er fühlte es, — oh. er fühlte es, daß er hier allein sitzen solle, und es wochenlang hören. Und in dem grenzenlosen Verluste trat ihr Bild Nar hervor; sie tam wie aus dem Bette in ihrem weißen Gewände und gab ihm Wort für Wort, was fie gemeint hatte. Ihr Gebet zu Gott war gewesen, die Knaben behalten zu dürfen, und nun war ihr Gebet schrecklich erhört, denn nun sollte sie dieselben im Tode mit sich haben. Dieses war es, was sie gelähmt hatte. Und so wiederholte die Geliebte: „Ich meinte es nicht so; ich wollte sie nicht von — Dir nehmen!“ Aber wie war ihr dieses so plötzlich eingefallen? Warum war ihre unerschütterliche Gewißheit verändert zu etwas so Schrecklichem?

Die Wärterin wußte nichts. Gegen Morgen war der Schlaf über sie gekommen, welcher nach und nach ruhiger wurde. Als sie später am Tage erwachte, lag sie etwas, ehe man zu ihr ging. Sic war außerordentlich schwach, die Haushälterin half ihr. Niemand fprach mit ihr von ihrem Zustande, nicht mit einem Worte. Sie selbst sagte nichts außer einmal, es war nachdem sie etwas Suppe bekommen hatte, da sagte sie: „O nein, es ist gleich.“ Sie legte sich uud schloß die Augen. Sie riethen ihr zu essen, aber sie antwortete nicht. Sie standen und warteten etwas, dann ließen sie sie in Nuhe.

Gegen Abend wurde das Fieber stärker, ans den Nath des Doetors wurde sie in das nächste Zimmer getragen. Dieses faßte fie auf wie in's Paradies getragen zu werden, und fang dazu mit einer schwachen, heiseren Stimme. Sie sprach nun auch unaufhörlich, aber mit Ausnahme jenes Psalmes vom Paradiese, war nichts in ihren Worten was darauf hindeutete, daß sie fich etwas erinnerte von dem, was sie in dem Augenblicke, wo sie Bewußtsein hatte, gesagt. Alles war nun wieder Glück und Lachen. Gegen Morgen schlief sie ein; kurz darauf erwachte sie. und damit sogleich kam jener unsägliche Schmerz, doch auch sogleich der Todeskampf. Während diesem bemerkte sie, daß die Betten der Knaben nicht da waren. Sie sah Atlung an, öffnete die Hand, als wolle sie die seine haben. Er verstand, sie glaube, die Knaben seien vorausgegangen, und sie wolle ihn trösten. Mit dieser kleinen kalten Hand in der seinigen und deren leisen Zuckungen während des Kampfes mit den letzten Voten des weichenden Lebens, faß er, bis es zu Ende war.

Dann überließ er sich aber auch ganz seinem grenzenlosen Schmerze.

3^0 Vjörnstjerne Vjörnson.

Er fühlte die Verantwortung, nicht versucht zu haben, sie mit in sein eigenes starkes Leben und Denken zu nehmen; das; er sie ein weiches Phantasieleben habe führen lassen, sie die Sorgen für das Haus und für die Kindererziehung tragen lassen, aber daß er nicht Gemeinschaft im Geist und Willen mit ihr gesucht habe, theils aus Rücksichtslosigkeit, theils aus Bequemlichkeit,- sie zurückgesetzt habe, wo es auch sei; sich mit ihr amüsirt, wenn es ihm einfiel, doch nicht versucht, zusammen mit ihr zu arbeiten, — das war es. dessen er sich unaufhörlich beschuldigte, ohne Trost, ohne Antwort, ohne Vergebung. Erst in der folgenden Nacht, als er draußen unter einem sternenklaren Himmel umherstieft, kamen die eisten kühlenden Gedanken, Würde sie jemals ihre kindlichen Vorstellungen verlassen haben, um den seinigen zu folgen? War es nicht ein so tief mit ihrer Natur verflochtenes Erbe, daß nur der Versuch es auszureißen, sie schon unglücklich gemacht haben würde? Er hatte es ja immer geglaubt, und schließlich war es dieses auch, das ihn dazu bestimmt hatte, seinen Weg zu gehen, und sie den ihrigen. Ter Schonen liebliches Bild umschwebte ihn, gefolgt von den beiden Knaben. War es seine eigene Müdigkeit, oder waren es die Vorwürfe, welche sich erschöpft hatten, und die Dinge ihre natürliche Sprache sprechen ließen. — seine Schuld gegen sie, und gegen die Knaben wich zum Theil von diesem und legte sich ans Dinge, die mannigfaltig und schmerzlich genug waren, aber nicht wie jene. Was es war, erzählte er nicht, aber er sah zehn Jahre aller aus.

Der Toctor besuchte ihn am nächsten Tage, weil es ihn drängte zu sagen, wenn er nichts von dem gefährlichen Zustande der Frau geäußert habe, so sei es, weil er nicht anders geglaubt habe, als daß sie es überstehen würde.

Er habe gedacht, ihr eigener glücklicher Sinn werde ihr helfen. An jenem Vormittage müsse etwas geschehen sein. Atluug antirortete nichts. Der Doctor fügte noch hinzu, daß die Knaben aus aller Gefahr seien, der älteste sei es immer gewesen.

Atlung hatte bis jetzt nicht einen Augenblick Mutter und Knaben getrennt. Während ihrer Krankheit fühlte er mit ihr, daß sie leben müßten, während der letzten Tage, daß sie ihr im Tode folgen müßten. Die Mutter ohne sie konnte er sich nicht deuten.

Nun, da er sie trenne» mußte, war das erste Gefühl — nicht Freude, nein, Schrecken darüber, daß die Geliebte auch hierin sich getäuscht haben sollte! Es war, als lebe sie und könne es sehen, daß Alles Täuschung war. und daß diese letzte Täuschung sie unnöthigerweise gctödtct habe.

Die zwei schwarzgekleideten Knaben waren das Erste, was wir auf dem Hofe träfe». Sie sahen blaß »»d verstört aus.

Sic kamen uns nicht entgegen, die Liebkosungen des Vaters gaben sie nicht zurück.

Im Gange begegnete uus Stina, sie sah auch cmgegriffc» aus.

Ich gab gegen sie meiner aufrichtigen Theilnahme Ausdruck. Sie antwortete sanft, daß Gottes Wege unerforschlich seien. Er allein wisse, was zu unserem Besten diene.

Atlung nahm mich mit zum Familienbegräbnisse, einer kleinen steinernen Kapelle in einem Wäldchen in der Nähe des Flusses. Unterwegs erzählte er, daß jedes Mal, wenn er vertraulich mit den Knaben sprechen wolle und versuchen, ihnen Vater und Mutter zu sein, stürme es so auf ihn ein, daß er nicht könne. Es müsse allmählich kommen.

In dem Grabgewölbe, einem kleinen freundlichen Räume, standen die Särge auf dem Boden. Nur war die Thür nicht eine gewöhnliche Thür, sondern ein Eisengitter, welches nun offen stand, denn es wurde in der Kapelle gearbeitet. Wir nahmen die Mützen ab und traten zu ihrem kleinen Sarge. Wir wechselten kein Wort; erst als wir den ihrigen verließen und die anderen Särge und deren Inschriften betrachteten, theilte er mir mit, daß der Sarg seiner Frau in einen steinernen eingesetzt werden solle. Ich bemerkte, daß wir auf diefe Weise mehr vou unseren Vorfahren unzerstört bewahrten.

..Aber es liegt Pietät darin," antwortete er, indem wir hinausgingen.

Die Luft war warm. Ueber dem bläulichen Schnee stand der Wald grün und dunkelgrau, der Meerbusen war drohend frisch. Es war wie Frühling in der Luft, obgleich wir noch mitten im Winter waren.

Die Villa Ronzano.
Lin Musensitz der Gozzadini von Bologna,
von
FerdinImtl Grcgoroviuzi.
— Rom. —
ü'c Signorenen der schönen, altertümlichen Stadt Bologna besitzen
ihre Landhäuser auf den nahen Abhängen des Apennin. Dort
steht manche Villa in reizvoller Einsamkeit, mit der Aussicht über
die bethürmte Stadt unten in der Ebene und über die weiten
Gefilde der Emilia und Nomagna bis zum fernen Saum des adriatischen
Meeres hin. Man konnte zweifeln, welche Landsitze vorzuziehen seien, diese
bolognesischen hier, oder die florentiuischen.
Vor der Porta S. Mammolo steigt man rechts über einer hohen
Treppe zwischen Cyprcssen zu einer Plattform auf, wo eine kleine Kirche
steht, und bald findet man sich in einem schönen Berggclände, durch welches
ein Weg in Windungen an Felshcingen weiterführt. Dort steht ein Land-
haus, über dessen Gartenmauer Weiße und rothe Rosen und Schlinggewächse
in üppigen Nankcn niederhängen; in ihm bringt Marco Minghetti mit seiner
geistvollen Gemahlin Donna Laura den Sommer zu. Ihre Freunde, die
Gozzadini, wohnen höher hinauf. Die Villa Ronzano ist unter allen
andern dort die entfernteste und abgelegenste. Schon unten in der Niederung
erblickt man sie in Millienweite auf einem grünen Hügel, dessen Gipfel sie
zwischen flüstern Pinien, Eichen und Cypressen krönt. Sie gleicht in nichts
einem modernen Landhause; tritt man aus den Gebüschcn des Hügels her-
aus, so hat man ein alterthümlichcs, Ilostcrartiges Gebäude vor sich mit
einer Capclle an seiner Seite; ringsumher stehen majestätische Bäume auf
grünem Nasen. Garten und Park giebt es hier nicht.
Dies Landhaus ist in Wirtlichkeit ein Denkmal des Mittelalters und
zugleich ein bologncsischer Musensih der Gegenwart. Sein Besitzer ist der

Vie Villa Ronzano. 3^3
Graf Giovanni, der letzte des berühmten Hauses der Gozzadini, welches schon in den Tagen des Kaisers Barbarossa namhaft gewesen war, und große Epochen der Republik Bologna in Erinnerung bringt. Die Gemahlin des Grafen, Maria Teresa war lange Zeit hindurch die belebende Seele dieser romantischen Villa, bis sie dort vor einem Jahre starb. Auch ihr Name ruft alte, große Zeiten und Menschen ins Gedächtnis; zurück, Sie war vom Hause der Serego Alighieri aus Verona, der Stadt des Ccm Grande und des Dante im Exil. Ihr Name Alighieri ist auch Dantes Name; sie selbst stammte von dem unsterblichen Dichter ab in der Linie seines Sohnes Pietro. Noch andere Beziehungen setzen die Villa Gozzadini mit Dante in Verbindung. In Versen wie aus Erz gegossen hat der Dichter der göttlichen Komödie das Brandmal seines Ghibellinenzorns auf die Stirne zweier Signoren Bologna'3 gedrückt, des Catalano dei Catalani vom Haus der Malavolti, und des Lodcringo von Andaló; und diesem Loderingo hat einst Nonzano zu eigen gehurt.
Hier stand vor Alters ein Frauenkloster; hier nahm die schöne Diana von Andalü, Loderingos Schwester, im Jahre 1221 den Nonnenschleier. Sie war eine begeisterte Anhänger!« des heiligen Dominicus, welcher damals in Bologna lebte. Der große Ordensstifter starb in dieser Stadt in demselben Jahre 1221.
In der Kirche, welche seinen Namen trägt, wurde Dominicus in jenem prachtvollen Sarkophag bestattet, den die erwachende italienische Bildhauerkunst mit den ersten Vlüthen ihres Genies geschmückt hat. Diana selbst starb im Kloster S. Agnese, welches sie in Bologna gestiftet hatte; aber ihre Reste rühm nicht mehr dort, sondern in der Capelle der Villa Ronzano, wohin sie Gozzadini voll Pietät übertragen ließ.
Der Name Andalü erweckt hier so manche Erinnerung an die Blüthezeit der stolzen Städterepubliken, der kühnen Tyrannen, der Guelfen und Ghibellinen. Da ist Loderingo, der Gemahl der India Torelli, einer Enkelin Salinguerras aus dem berühmten Ghibellinenhanse Ferraras, in der Hohenstillufenzeit ein Krieger und Staatsmann, zuletzt Stifter eines ritterlichen Ordens, welchen nicht Thaten, sondern nur ein paar Verse Dantes unsterblich gemacht haben. Auf der Universität Bologna hatte er die Rechte ftudirt; die Republiken Modena, Siena, Faenza, Pisa und Reggio erwählten ihn der Reihe nach zu ihrem Podest». Sogar die mächtige Stadt Florenz berief ihn neben Catalano zu demselben hohen Amt im Jahre 1266. Da ist endlich der Neffe Loderingos, der große Republikaner Brancaleone von Andalü, der Waffengefährte des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. und des schrecklichen Ezzelin, der Freund des Königs Manfred, der berühmteste aller Senatoren, welche Rom im Mittelalter besessen hat.
Die Republik der Bolognesen war damals durch die wüthenden Partei« kämpfe zwischen den Lambertazzi und Geremei und ihren Anhängern dem Untergange nahe gebracht worden. Um solchen Uebeln Einhalt zu thun, 22'

3^ Feld! »and Gregorooius in Rom.
stiftete Loderingo einen Ritterorden, in welchen, nach dem Gebrauch jener Zeit, auch verheirathete Männer eintreten durften. Dieser klösterlichen Miliz gab der Papst Urban IV. die Bestätigung und später verliehen ihr die römischen Kaiser Ludwig der Baier und Heinrich VII. Privilegien. Loderingo nannte seinen Orden von den „Freuden Maria“; die Mitglieder hießen „Freudenbrüder“, Frati Gaudenti. Es ist begreiflich, daß dieser Name Spötter reizen mußte, ihm eine sarkastische Erklärung zu geben, und Dante selbst scheint dies in jener Stelle des 23. Gesanges der Hölle gethan zu haben, wo er die beiden Freudenbrüder Andalü und Catalano, als schlechte Regenten seiner Vaterstadt Florenz, untei das Schattenvolt der bemalten Heuchler verstoßen hat, welche in schweren vergoldeten Vlcikappen einher schleichen müssen:

!>ilti Lnäenti lummo, s Lolagnezi,
Xomkti, e «1» tu» toriÄ iuziLwe ^i«8i . . .
Lodcringu kehrte von Florenz nach Bologna zurück und wählte dann im Jahre 1267 zum Sitze seines Ordens den Hügel Ronzano, wo das alte Nonnenkloster eingegangen war. Er baute dort eine Kirche und einen Klosterhof und starb daselbst im Jahre 1293. Die Frati Gaudenti fuhren fort in Ronzano zu wohnen, bis ihr Kloster seit 1475 in den Besitz der Dominicaner Bolognas kam, und diese benutzten dasselbe bereits zu ihrem Sommeranfenthllltc. Als nun im Jahre 1798 die geistlichen Orden überhaupt aufgehoben wurden, ging Ronzano in Privatbesitz über; im Jahre 1848 erwarben es die Gozzadini. So zog in das Haus der Andalü eine Urenkelin Dantes ein und das alte Kloster der Frati Gaudenti wurde, nachdem es im Laufe der Jahrhunderte seine Herren gewechselt und manchen Umbau erfahren hatte, zum Sanssouci des Letzten jenes Signorenaeschlechts der Gozzadini, welches bereits in Blüthe stand, bevor noch Diana, Loderingo und Dante das Licht der Welt erblickt hatten.
Zu der Zeit, als der Graf Giovanni und seine Gemahlin die Villa Ronzano erwarben, war die Stadt Bologna einer der Schauplätze der politischen Umwälzung, welche das junge Papftthum Pius IX. durch seine phantastischen oder sentimentalen Freiheitsanwandlungen hervorgerufen hatte. Im August 1648 verjagte das bolognesische Volk die österreichische Garnison, aber diese kehrte im Mai 1849 zurück.
Die Regierung des Cardinallegaten, welche die Oesterreicher in der Stadt wiederhergestellt hatten, machte das Leben dort für alle Freigesinntcn und Patrioten höchst peinvoll. Die Gozzadini waren glühende Anhänger der italienischen Nationalidee und niemals haben sie der bestehenden Gewalt gedient oder gehuldigt. Als eines Tages die Niederherstellung der päpstlichen Herrschaft durch officiell gebotene Illuminationen in der Stadt und ihrer Umgegend gefeiert werden füllte, wies die Gräfin Gozzadini den Beamten, welcher sie dazu aufzufordern gekommen war, mit einem entschiedenen Nein!

Die Villa Ronzano. 3^5
zurück, und die Villa Ronzano, der stille Tempel des Tantecultus, blieb allein dunkel. Die Demonstration reichte in jener Zeit hin, ein Ereigniß zu sein, welches die Gozzadini populär machte. Der Dichter Marchetti feierte ihre Entschlossenheit in improvisirten Versen, die noch heute in Bologna nicht vergessen sind:

Husil na m»gnl>nimc>
?W220 UOll li» —
Oli! 8f,Ienäi<li8Lima
Ozoui"itVI!

Geschichtliche Erinnerungen und die schöne Einsamkeit des Orts hatten die Gozzadini bewogen, Nonzano zu ihrem Aufenthalt zu erwählen, welchen sie nur in den Wintermonaten mit ihrem städtischen Palast in der Straße San Stefano vertauschten. Sie führten dort, fern von dem Lärm und den Leidenschaften der großen Welt, ein zurückgezogenes, nur den Idealen der Kunst und Wissenschaft geweihtes Leben; zufrieden mit ihrem Tusculum in einer ländlichen, fast noch klösterlichen Einfachheit des Daseins und beglückt durch die entzückende Lage des Landhauses auf der Höhe, von welcher der Blick die große alterthümliche Stadt in der Tiefe, und die schönsten Garten-gefeldc Italiens umfassen kann.

Der Graf Giovanni hatte schon im Jahre 1839 seine erste historische Schrift veröffentlicht, die Lcbensgeschichte des Giovanni II. Ventivoglio. Aber erst seit 1848 versenkte er sich ganz in das Studium der Alterthümer und der Geschichte seiner Vaterstadt. Er durchsuchte die Archive Bolognas, erforschte die Denkmäler der Stadt und ihres Gebietes, grub etruskische Nelropolen aus, wie jene von Villanova und Marciabotto, und beschrieb dann ihre archäologische» Schätze. Seine Gemahlin unterstützte ihn in diesen Mühen durch ihre eigene Nildung und sie erweiterte zugleich seinen Gesichtskreis durch künstlerische und literarische Beziehungen, deren Mittelpunkt ihr vergötterter Ahnherr Dante war.

Ten Tantecultus hatte Maria Teresa aus ihrem väterlichen Hause mit hinübergenommen, oder vielmehr von ihrer Mutter geerbt, der Gräsin Anna da Schio, welche sich mit dem Conte Federigo Sercgo Alighieri in Verona vermählt hatte. Diese geistvolle Frau war eine Charattergestalt in den literarischen Kreisen Veronas zur Zeit des Congresses gewesen und in den zwanziger Jahren, der verhaßten Epoche der Verfolgung der Patrioten, der Verbannung nnd der Gefängnisse des Spielbergs. In ihrem Hause zu Verona waren Vincenzo Monti und Pindcmonte, Camillo Ugoni, Andrea Maffei, Pictro Zambelli und manche andere Dichter und Gelehrte aus- und eingegangen, Sie hat nicht wenigen Verfolgten ein Asyl und die Mittel zur Flucht gegeben, Ihre Villa Gargagnano bei Vicenza war zu ihrer Zeit ein gefeierter Musensitz; dort hatte Tante, so wollte man wenigstens glauben, einige Gesänge seiner göttlichen Komödie niedergeschrieben. Die Gläsin Anna besaß in ihrem Landhcmse eine fast vollständige Sammlung aller Ausgaben des Dante'schen Gedichts.

3^6 ---- Ferdinand Gregorovius in Rom.

Ihre Tochter verpflanzte sodann die Neigungen der Mutter nach Ronzano, und seit 1848 wurde auch ihr Haus ein Sammelpunkt der Patrioten, wie vieler Menschen von Talent und Ruf, sei es Fremder oder Einheimischer. Es würde ein anziehendes Eulturgeinälde unserer Zeit sein, wenn ein Kundiger, vielleicht Gozzadini selbst, die Zustände der bolognesischcn Gesellschaft seit den vierziger Jahren zu schildern versuchte, namentlich in Bezug auf die literarischen Kreise, die sich in jener berühmten Stadt damals gebildet hatten. Manches was im Reich der Künste und Wissenschaften dort entstanden ist, war eine Schöpfung der Gozzadini, oder diese waren doch dabei fördernde und lebhaft theilnehmende Zeugen. Die Gräfin Maria Teresa war nicht eigentlich eine gelehrte Frau, aber es gab wenige Gebiete der Cultur, an deren Erscheinungen sie »icht warmen Autheil genommen hätte. Wenn sie auch nicht den blendenden Esprit besaß, durch welchen Französinnen einen Salon beleben, so fesselte sie doch durch ihr ernstes, nachsinnendes Wesen und durch die Feinheit und Klarheit ihres Urtheils, welches keine kirchlichen Vorurthcile verdunkelten. In der anspruchlllssen Bescheidenheit ihres häuslichen Lebens vermocht? sie sich mit der Welt draußen in dem regsten Verkehr zu erhalten. Sie stand in Verbindung mit vielen Gelehrten und Dichtern, und schwerlich giebt es einen Italiener von geistiger Bedeutung, welcher nicht den Namen der Gräfin Gozzadini gekannt und verehrt hat. Sie unterhielt Verkehr mit den Dichtern Carrer, Maffei und Niccolini, mit dem gefeierten Alcardo Aleardi, welcher ein naher Verwandter und Freund ihrer Familie war; mit den geistvollen Bolognefen, dem dichterisch begabten Carlo Pöpoli und dem beredten Staatsmann Marco Minghetti, mit Guerrieri Gonzaga, dem Uebersetzer des Faust, und mit Carducci. dem Dichter neuer Rhythmen und Formen, welchen man bei uns den modernen Heine Italiens genannt hat. Ihre begeisterte Liebe zu Dante brachte sie in Verbindung mit den berühmtesten Kennern der göttlichen Eomödie, mit Don Michelangelo Gaetani, dem Herzog von Sermoneta in Rom und seiner gelehrten Tochter Donna Ersilia. mit Alessandro Torri und unserem ausgezeichneten Landsmann Carl Witte, mit Paolo Perez und dem Geschichtschreiber Carlo Troya, welcher ihr die neue Ausgabe seines Veltro Allegorien gewidmet hat. Auch die archäologischen Forschungen ihres Gemahls zogen bisweilen bedeutende Ausländer in das Haus Gozzadini, wie Layard und Schliemann, Desor und Virchow. Wenige andere Städte Italiens sind durch alte Traditionen und ihr eigenartiges Wesen so wie Bologna dazu geschaffen, Neigungen zu ernsten Studien zu begünstigen, und diese selbst sind nicht zu häufig in der Aristokratie anzutreffen. Die großartige Stadt, auf deren hohen Thürmcn und in deren Wappen das stolze Wort I^idoi-Wz geschrieben steht, mit ihren alterthllmlichen Kirchen und mächtigen Familienpalästen, mit ihren langen schattigen Säulenhallen, trägt den Stempel geschichtlichen Alters uud selbstbewußter.

Die Villa Ronzano. 31.7
republikanischer Kraft. Ihre unerschöpflichen Archive und Bibliotheken, ihre Museen, Akademien und wissenschaftlichen Institute flößen jedem Bolognesen das Gefühl patriotischen Stolzes ein, und sie können wohl Männer von Geist, Talent und Energie dazu ermuntern, die Erbschaft der Vorfahren zu erhalten und zu mehren.
Bologna ist die älteste Universität Italiens. Seit dem dreizehnten Jahrhundert haben sie große Juristen, wie Irnerius und Bulgarus, berühmt gemacht; nicht minder große Künstler, wie Francesco Francia und die Carracci; Naturforscher, wie Mondini, Malpighi, Galvani, welche der Wissenschaft neue Bahnen eröffneten. Auch hat Bologna locale Geschichtschreiber von Werth aufzuweisen, Malvasia, Ghirardacci, Savioli, Fantuzzi und andere. Im Haus der Gozzadini selbst war die Wissenschaft eine Familientradition, denn unter feinen Mitgliedern zählt man eine Reihe von ausgezeichneten Professoren, namentlich des Rechts.
Meine Erinnerungen an Ronzano und dessen Bewohner sind unauflöslich mit denen an meinen ersten und theuersten Freund unter den Italienern verbunden, dessen Namen ich schon genannt habe. Es war der Graf Paolo Perez von Verona, ein naher Verwandter der Gozzadini, dem ich die Beziehungen zu diesem Hause verdanken sollte. Ich lernte Perez in Rom kennen, als er im Jahre 1855 dorthin kam. Er hatte zuerst in Padua, noch im jugendlichen Alter, einen Lehrstuhl der italienischen Literatur innegehabt; dann war er vom österreichischen Cultusministerium dort suspendirt und nach der Universität Graz versetzt worden. Aber der junge italienische Patriot gab diese Stelle auf, weil er nicht länger ein Diener des österreichischen Staates bleiben wollte. Er ging nach Rom, um in völliger Unabhängigkeit seiner weiteren Ausbildung zu leben.
Perez besaß eine gediegene classische und moderne Bildung und hatte sich auch der deutschen Sprache bemächtigt. Er gehörte zu den vollkommensten Kennern Dantes und war selbst als lyrischer Dichter begabt. Die gemeinsame humanistische Bildung und das gleiche Verständniß des Genius der beiden Nationen, der italienischen und deutschen, verbanden alsbald den gläubigen Katholiken und den protestantischen Ketzer zu einer innigen Freundschaft, welche die schwersten Prüfungen zu überdauern vermochte.
Wir wurden in Rom Gefährten; wir durchwanderten mitsammen die antike Trümmerwelt. Es gibt in der ewigen Stadt kaum ein irgend bedeutendes Monument, welches nicht durch die Erinnerung an Perez für mich geweiht worden ist. Er wollte mir ein dauerndes Zeugniß seiner Freundschaft geben und übersetzte deshalb ins Italienische meine „Geschichte der Corsen“, welche dann die Gräsin Gozzadini bei Le Monnier in Florenz drucken ließ. Ich bemühte mich, ihn in die Studien des römischen Mittelalters hineinzuziehen, in welche ich mich tief versenkt hatte; aber der Realismus der Geschichte, und zumal die unabsehbare Massenhaftigkeit des

3^8 Ferdinand Gregorovius in Rom,
historischen Materials widerstrebten dem Geiste meines Freundes, welcher eine entschiedene Neigung zur philosophischen Speculation hatte.
Die Weltanschauung Dantes übte eine fast dämonisch zu nennende Anziehung auf das tiefsinnige Gemüth dieses außerordentlichen Menschen aus. Von meinem Standpunkte aus erschien er mir als eins der vielen Opfer des unsterblichen Dichters, und zwar ein verspätetes. Es war Dante, der ihn in das Labyrinth der Scholastik des Thomas von Aquino hineinzog. Er studirte die Werke desselben unter der Leitung des Dominicaner Guidi, welcher damals Professor an der Minerva war, und später Cardinal und Erzbischof in Bologna wurde. Perez verzweifelte an der Wiedergeburt seines Vaterlandes, welches ihm unrettbar verloren schien. Seine Ungenüge am Leben der Gegenwart, in welchem er vergebens die seinem Geiste angemessene Bahn suchte, Schwäche des Willens und der Thatkraft, religiös: Zweifel und lange Meditationen entfremdeten ihn immer tiefer der Welt, bis er sich zuletzt entschloß, den Frieden in einem ewigen Gefängniß zu suchen. Eines Tages überraschte er mich mit der Erklärung, daß er in den geistlichen Orden einzutreten vorhabe, welchen Rosmini gestiftet hatte. Dieses Institut hatte in Oberitalien Wurzel gefaßt, wie in Frankreich und England; es besaß auch ein Haus in Rom, in der Nähe der alten Kirche S. Maria in Carleone, welche später abgebrochen wurde, um die dortige Straße zu erweitern. Der Gründer jenes Ordens, ein theologischer Denker von Ruf, der Freund Manzoni's, hatte feine Stiftung mit dem Schein philosophischer Frömmigkeit umgeben, was um so leichter zu thun war, als sie den Argwohn und Widerstand der Jesuiten herausgefordert hatte. Ich kann mich nur mit Schmerz jener Tage erinnern, wo meine Bemühungen, wie jene der Gozzadiui, den durch Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneten Mann den Freunden und seinem Vaterland zu erhalten, fruchtlos blieben. Er war von mir unbekannten Personen in Netze verstrickt worden, die er nicht mehr zerreißen konnte; er begrub sich endlich für immer in den veralteten Mysterien des Klosterlebens. Da wurde mir zum ersten Male die Gewalt der katholischen Kirche und zugleich die tiefe Kluft offenbar, welche die geistige Cultur Italiens von der protestantischen Deutschlands trennt. Die Gräfin Gozzadini hatte gehofft, daß ich ihren Vetter von dem letzten verzweifelten Schritt noch zurückhalten könnte; so schien es auch mir während einer Zeit, wo Perez, welcher meine Besuche annehmen durfte, wankend geworden war, bis sich jene Klosterpforte für immer hinter ihm schloß und ich seinen Verwandten anzeigen mußte, daß jede Hoffnung vereitelt sei. Nach heißen Kämpfen mit den Freunden, mit sich selbst und der schönen thatenreichen Welt trat Perez in das Haus der Rosminianer am Forum des Augustus ein, um sein Noviziat durchzumachen; dies vollendete er im Jahre 1858. Er ging bann nach Stresa am Lago Maggiore, wo die Rosminianer ein Collegium besitzen. Hier lehrte er, von seinen Schülern vergöttert, mit glühendem Eifer Theologie und Philosophie, und wenn es je

Die Villa Ronzano. 31,9
einen wahren Priester gegeben hat, so ist das dieser edle, selbstlose Mensch gewesen. Er erlebte in Stresa die Erhebung seines Vaterlandes, welches denn doch die Ketten zerbrechen durfte, mit denen es das Papstthum und Oesterreich-Habsburg so lange gefesselt gehalten hatten.
Auch dort in der Klosterzelle machten die Geschicke Italiens das Herz des Rosminianers lebhafter schlagen, auch dort ließ er nicht von dem Cultus Dantes ab. In Stresa hat er seine geistvolle Schrift verfaßt: „Die Erklärung der sieben Kreise des Purgatorw.“ Aber seine glänzenden Kräfte wurden leider im Dienste der vielbändigen Werke Nosminis aufgezehrt, deren Herausgabe ihm übertragen worden war. Mein unvergeßlicher Freund starb zu Stresa am 15. September 1879, zwei Jahre vor dem Tode seiner Cousine Maria Teresa, welche er so hoch verehrt, und die sein Schicksal mit so heißen Thränen beweint hatte.
Paul Perez besaß die feinste aristokratische Bildung und jenes bezaubernde natürliche Wesen, welches die Art italienischer Signoren zu sein pflegt; dieses ruhte bei ihm auf dem Grunde des Adels der Natur und herzwinnender Anmuth. Auf seinem Antlitz von feinen Linien und lichter Offenheit spiegelten sich zugleich das innerlichste Empfinden des Dichters, die Melancholie des Denkers und die heitere Ruhe der reinsten und liebenswürdigsten Menschenseele.
Als er sich von der Welt losriß, legte er mir als sein Vermächtniß die schöne Pflicht auf, die freundschaftlichen Verhältnisse zu seinen Verwandten in Bologna fortzusetzen; in der That wurde die gemeinschaftliche Liebe zu ihm, der uns verloren gegangen war, die Quelle des dauernden Wohlwollens der Gozzadini für mich selbst.
Ich hatte lange den Wunsch gehegt, Ronzano kennen zu lernen, nachdem mir dessen Bewohner bereits in Bologna und in einem anderen Landhause in den Apenninen bekannt geworden waren. Ich vermochte endlich im September 1867 meinen Vorsatz auszuführen, einige Tage in Ronzano zuzubringen, und mich in die Mysterien jenes Heiligthums der Musen einzuweihen. Als ich in die Villa eintrat, fand ich die Gräfin am offenen Fenster des Empfangssaales sitzend, mitten unter blühenden Blumen und etrustischen Todtenschädeln, welche ihr Gemahl aus irgend einer von ihm entdeckten Nekropole heraufgebracht hatte. Die edle Frau mit dem bleichen Angesicht voll mildem Geiste war damit beschäftigt, die Bruchstücke eines Schädels zusammenzusetzen, der vielleicht einem Lucumonen angehört hatte; in dieser Art musivischer Stickerei hatte sie eine anerkannte Virtuosität erlangt. Rings um sie her lagen auf Tischen und Canapes dergleichen morsche Fragmente des Alterthums. In den zarten Händen einer Edeldame würde sich ein goldbrokatenes Gewebe schöner ausnehmen, als ein antiker Etrusleischädel; und hat nicht im Grunde Lamartine doch Recht gehabt, wenn er Italien das Land der Todten genannt hat? Die archäologische Wissenschaft muß in einem so uralt geschichtlichen Lande eine wahrhaft unwiderstehliche

320 Ferdinand Giegorooius in Rom.

Anziehungskraft ausüben, wenn die Gräfin Gozzadini sich in Studien dieser Natur versenken konnte, und wenn die Tochter des Herzogs von Sermoneta auf den Glanz und die Genüsse der großen Welt verzichtet, um römische Inschriften zu entziffern, mythologische Nelielbilder zu erklären, und in der Eigenschaft eines nationalen Mitgliedes an den Sitzungen der Akademie der Lincei auf dem Capitol Theil zu nehmen.

Die Gräfin zeigte mir die Räume ihrer Villa. Obwohl diefe zum Gebrauch ihrer weltlichen Bewohner umgewandelt und eingerichtet worden ist, so haben sich doch die charakteristischen Züge ihres Ursprunges noch erhalten. Die Gemächer mit vergitterten Fenstern sind die ehemaligen Klosterzellen, mit Ausnahme des Empfangsaales, aus dessen Thüren man in das Freie tritt. An den Eingängen der Zimmer stehen Sinnsprüche oder Namen alter Freudenbrüder. lieber jenem, welches ich bewohnt und vor mir Perez innc gehabt hatte, stand Fra Gotti geschrieben. Hie und da las ich auf den Wänden Dante'sche Verse. Die Capelle und der Klosterhof, aus welchem schwarze Cypressen emporragen, stehen in unmittelbarer Verbindung mit den bequem eingerichteten Wohnungsräumen.

Wir traten aus dem Saal auf die Terrasse, in den Schatten hoher, im Luftzuge rauschender Bäume. Von hier aus übersieht man eins der großartigsten Panoramen Italiens, Oberwärts ragt im Gebirge die mächtige Kuppel S. Luca auf und die Säulenhalle, welche dorthin über die Höhe führt; hinterwärts steht die dunkle Kette der Apenninen. Zu den Füßen breiten sich die farbigen Landschaften der Emilia und Nomagna aus, bedeckt mit Villen, Dörfern und Städte». Parma und Modena erscheinen so nahe, als könnte man sie in kürzester Zeit erreichen; in der klaren Morgenluft werden am fernen Horizont, wie Gebilde der Fata Morgan«, sogar die Thürme des alten Navenna und der hohe Thurm S. Marco in Venedig sichtbar. Unten sieht man, in der Nähe der mächtig hingelagerten Stadt Bologna, den Fluß Reno in seinem breiten Bett voll Kies und Geröll dahinziehen, über welches die lange Eisenbahubrücke gespannt ist. Ich suchte dort unten im Becken des italienischen Rheins einen kleinen Ort S. Giovanni, und mein nachhaltiges Spähen nach ihm erschien der Gräfin unverständlich, bis ich ihr sagte, daß an jenem Ort im März 1527 der Connetable von Vourbon auf dem verhängnißvollen Marsch nach Rom sein Lager aufgeschlagen, und die empörten Spanier und Landsknechte daselbst den erkrankten Frundsberg gezwungen hatten, sich erst nach Ferrara und dann nach Deutschland zu begeben. Dort in S. Giovanni endete die Heldenlaufbahn dieses berühmten Generals. Aber was bedeutete Frundsberg für eine Enkelin Dantes?

Ich begriff es wohl, daß Ronzano ein Aufenthaltsort sei, geeigneter als jeder andere, sich in das Studium der Alterthümer und der Geschichte Bolognas zu versenken. Hier hat Giovanni Gozzadini im Jahre 1851 die Chronik Ronzanos und die Erinnerungen an Loderingo von Nndolü ge-

Die Villa Ronzano. 321.
schrieben, denen er seine topographische Schrift über die Thürme der bolognesischen Geschlechter, und die Monographien Giovanni Pepoli und Sixtus V., Nanne Gozzadini und Baldassar Cossa folgen ließ. Seit 1859 ist er Präsident der Deputation der vaterländischen Geschichte der Romagna. und er dirigirt auch das Hluzso oivieo Bolognas, eine unvergleichliche Sammlung von Alter» thümern in den herrlichsten Räumen, die zum großen Theile ihm ihre Ordnung und Vermehrung zu danken hat.

In vaterländische Studien der Vergangenheit versenkt, fanden die Gozzadini zu Nonzano ein Asyl während der traurigen Zeit, als das päpstliche Polizeiregiment und der Druck der österreichischen Besahung auf ihrem geliebten Bologna lastete. Von der Höhe dieser Villa sahen sie endlich das Morgenroth der nationalen Wiedergeburt aufgehen und sich über das ganze italische Land verbreiten. Von dort begrüßten die Enkelin Dantes und der letzte Gozzadini mit Enthusiasmus die Annexion der Emilia und Romagna an Italien, und die endliche Vereinigung ihres großen Vaterlandes, deren Propheten und Märtyrer Arnold von Brescia, Dante, Petrarca, Cola di Rienzi und Macchiavclli und so viele andere berühmte Männer gewesen waren. Ich hatte die Freude, die Gräfin und ihren Gemahl in Rom wiederzusehen, wohin dieser mit ihr gekommen war, um in der neuen Hauptstadt Italiens von seiner Würde als Senator des Königreichs Besitz zu nehmen. Sie verlebten dort einen Winter und kehrten dann befriedigt in ihre Einsamkeit nach Nonzano zurück.

Die Gräfin Maria Teresa konnte hier noch einige Jahre die teilnehmende Zeugin der ehrenvollen Thätigkeit ihres Gemahls ssein, bis sie plötzlich der Tod dahinraffte, im September 1881, an demselben Tage, wo der Graf Giovanni die Eröffnung des 2lusso «vioo festlich ^begehen sollte. Diese Feier wurde zu ihrer Todtenfeier, und einen schöneren Abschluß konnte ihr Leben kaum finden. In Bologna wird das Andenken der edlen Frau lange fortdauern; es ist auch mit der Villa Nonzano unzertrennlich verbunden, welche sie in einer denkwürdigen Zeit zum Sitze patriotischer Hoffnungen und Studien umgestaltet und zu einem Tempel des Cultus ihres Vorfahren Dante gemacht hatte. Mit ihrem schon betagten Gemahl, dessen einzige Tochter die Gräfin Zucchini ist, wird einst — möchte der Tag noch ferne sein — das berühmte Haus der Gozzadini erlöschen, welches lange Zeit hindurch neben den Lambertazzi, den Pöpoli und Ventivogli in Bologna mächtig gewesen war und selbst auf hellenischen Inseln als ein Dynastengeschlecht geblüht hat.

^W
^>
M
^W
IW',K^
;ND
Ick
M
2«

Ferdinand Gregorovius.
Ein Lebensbild.
von
Friedrich Althaus.
londo»,
is war während des Winters 1852—53, den ich in Nizza ver-
lebte, als eine Folge von Reisebildern aus Corsita in der Beilage
der Augsburger Allgemeinen Zeitung mich zuerst mit dem Namen
des Schriftstellers bekannt machte, der die Spitze dieses Blattes
ziert und seitdem einen so guten Klang in der deutschen Literatur gewonnen
hat. An hellen sonnigen Tagen, wie sie während jenes südlich milden
Winters nicht selten waren, konnte man von der Höhe des Scbloßberges in
Nizza am fernen südöstlichen Horizont über der lichtblauen Fläche des
Mittelländischen Meeres die Bcrgumrisse Corsicas erkennen und wenn ich
dort oben stand, fühlte ich oft das lebhaftte Verlangen, nach der merkwürdigen
Infel hinübrzusegeln, deren wilde großartige Einsamkeiten jene Neisebilder
mit so seltener dichterischer Farbenfrifche und plastischer Gestaltungstraft vor
die Seele zauberten. Es war iu diesen Schilderungen Etwas von Goethe'schem
Schönheitssinn und zugleich eine das Naturgemälde belebende Größe und
Wärme des historischen Gefühls, die mich außerordentlich anzogen und mit
der Sehnsucht nach der fernen Insel den Wunsch einer persönlichen Be-
kanntschaft mit dem deutschen Landsmann erweckten, der so reizvolle Bilder
ihrer Natur und Geschichte entwarf. Wer er war nnd ob er noch in Italien
verweilte, wußte ich nicht. Aber als ich im Frühling 1853 nach Rom kam.
gaben neue Artikel der Allgemeinen Zeitung, Charakterbilder römischer Sitten
und Zustände, mir die Gewißheit, daß er in Noni war und Nachfragen bei
deutscheu Landslcuten bestätigten mir diese willkommene Thotsache. Vergebens
jedoch erkundigte ich mich nach seiner Wohnung, oder wo sonst man ihn
treffen tonne. Auch in dem Palazzo Simonetti, dem damaligen Vereinslokal
der deutschen Künstler in Rom, wo viele deutsche Besucher aus- und ein-

Ferdinand Gregorovius. 322

gingen, kannte man freilich Gregorovius und wußte, das; er während des Winters in Rom gewesen, vermochte aber keine Aufschlüsse zu geben über seinen damaligen Aufenthalt. Ich hörte, er habe schon seit Monaten zurückgezogen gelebt, ausschließlich beschäftigt mit seinem Werke über Eorsika. Einige meinten, er sei bereits nach Neapel abgereist. So schien es denn, als solle mein Wunsch unerfüllt bleiben. Eines Tages jedoch, als ich an dem Monte Citorio vorbeiwauderte, kam es mir in den Sinn, in meiner Verlegenheit eine Behörde zu Rathe zu ziehen, die man damals sonst am Liebsten vergaß. Auf Monte Citorio war der Palast der städtischen Polizei. Ich erinnere mich noch, wie der Eingang und die Vorzimmer gedrängt vollstanden von einer wartenden Menge. In dem letzten Vorzimmer hatte man Queue gemacht; aber ich schritt kühn durch die Reihen hindurch und die Gensdarmen, die aus diesem Selbstvertrauen vermuthlich auf ein Recht schlossen und jedenfalls den Forcftiere in mir erkannten, der sich zur Zeit der französischen Occupation in Rom allerlei herausnehmen durfte, ließen mich passiren. Rasch langte ich so in dem Bureau vor einem Beamten an, der mich höflich empfing. Ich erklärte mein Vorhaben und fand, nach einigem Achselzucken und Blichernachschlagen von Seiten des Beamten, zu meiner angenehmen Ueberraschnng die Mythe von der Allwissenheit der Polizei bestätigt. Man händigte mir die begehrte Adresse ein und am nächsten Morgen befand ich mich auf dem Wege zu dem Verfasser der Neisrbilder aus Corsika.

Gregorovius wohnte damals in der Nähe des Monte Pincio, nicht weit von der Piazza Naiberini. Ich traf ihn zu Hause. Und indem ich in sein Zimmer trat und er sich vom Schreibtisch erhob, bemerkten wir auf den ersten Blick, daß wir schon nicht ganz unbekannt mit einander waren. Denn einige Tage vorher hatte ich ihn mit Jacob Burckhardt in den Vaticanischen Galerien getroffen und, von seiner Erscheinung angezogen, um Auskunft gebeten wegen einer Bildsäule, deren Gewandung das Interesse beider Männer zu erregen schien. Unsere Begegnung war also gewissermaßen ein Wiedersehen und bald befanden wir uns in lebhaftem Gespräch. Corsica, Rom, Nizza, Italien, Teutschland — es fehlte nicht an zahlreichen Anknüpfungspunkten. Der Verfasser der corsischen Reisebilder realisirte ganz die Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte. Eine schlanke, stattliche Gestalt, von würdiger und zugleich anmuthig bequemer Haltung, der Kopf männlich ausdrucksvoll, mit schwarzem Vollbart, hoher offener Stirn und lebhaft blickenden dunkeln Augen, der Grundton der Züge ernst, aber rasch aufgehell't durch das Spiel der Phantasie, und in der Unterhaltung ein gedankenvoller Fluß, ein weicher und voller Klang, der reiche Gcistesschätze und ein poetisches Temperament verkündete. Alles in Allem war ich sehr mit dem Erfolg meines Abenteuers zufrieden. Wir verabredeten für die nächsten Tage einen gemeinsamen Spaziergang, er besuchte mich, wir trafen uns häufig auf dem Pincio und im Cass delle Belle Arti und verlebten

32H Friedrich Althaus in to»don.
eine Reihe schöner römischer Frühlingstage, in deren Verlauf ich unter anderm Gelegenheit hatte, meines Begleiters schon damals erstaunliche Lolallenntniß Roms zu bewundern, die aber leider nur zu schnell verflossen. Gregorovius hatte wcihrend des Winters scharf gearbeitet: Das Mauuscript seines Buches über Corsica war nach Teutschland abgegangen. Die große Fluch der fremden Besucher, welche zu der Wintersaison nach Rom strömt, hatte sich seit längerer Zeit verlaufen. Auch die noch Zurückgebliebenen geriethen bei dem Heran« nahen der Sommerhitze in abströmende Bewegung und er selbst war mit neuen Neiseplänen beschäftigt. Er beabsichtigte, die kommenden Monate zu einem Ausflug nach Neapel und Sicilien zu benutzen und wollte, da er die Osterfestlichkeiten in Rom miterlebt hatte, auch das Peters« und Paulsfest nicht abwarten, den: ich noch in Rom beizuwohnen wünschte. Unsre gemeinsamen römischen Wanderungen nahmen daher bald ein Ende; doch trennten wir uns nicht ohne die Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen. Denn vor meiner Rückkehr nach Teutschland hatte auch ich einen Aufenthalt in Neapel im Sinne und ehe wir von einander Abschied nahmen, wurde ein Rendezvous in der Bella Napoli verabredet.

So trafen »vir uns denn zu Anfang Juli 1853 von Neuem am Strande von Santa Lucia und verlebten in der Umgegend von Neapel einm herrlichen Wandermonat, der für mich vor Allem durch die Gesellschaft meines deutschen Reisegefährten genußreich wurde. Wir bestiegen zusammen den Vesuv, sahen Pompeji und die Landschaft von Pozzuoli und Bajä, fuhren hinüber nach Ischia, machten die Reife nach Salerno und den Tempeln von Pästum und wanderten von dort, den Golfen von Salerno und Amalfi entlang, über den Bergzug des St. Angelo nach Sorrcnto, von wo wir endlich zu einer stillen Inselvilleggiatur nach Capri übersetzten. Während dieser neapolitanischen Sommerwochen hatte ich Gelegenheit, den Verfasser der corsischen Reisebilder näher kennen zu lernen und erfuhr auch Manches aus seinem früheren Leben. Nichts konnte anregender und erheiternder sein, als jenes Wandern in seiner Gesellschaft. Er fühlte fich glücklich in dem schönen sonnigen Italien, das ihm die Sehnsucht mancher nordischer Nebel« jähre erfüllte, glücklich in feiner Natur, seiner Kunst, seinem Alterthum. unter seinem Volte und er sah Land und Volk nicht blos mit dem Auge des Geschichtsschreibers und des Dichters, sondern mit genialem Sinn für den geselligen Verkehr und den gegenwärtigen Genuß des Lebens. Tic tiefsinnige philosophische Unterhaltung war ihm ebenso geläufig als das scherzhafte Gespräch und das naive Reden mit dem naiven Volk des Südens. Besonders gern unterhielt er sich mit Kindern. Dabei war seine Phantasie immer thätig. Die bloßen Ortsnamen riefen ihm unwillkürlich geschichtliche Erinnerungen wach und in wenigen an Ort und Stelle gesprochenen Worten entwarf er oft ein Charakterbild der umgebenden Landschaft, das diese dem innern Sinne unauslöschlich einprägte. Ihm sollte Italien eine zweite Heimath werden. Mich führten andere

Ferdinand Gregorovius. 325

Lebenspläne nach Norden. Zu Ende Juli 1853 nahm ich von Gregorovius an der Marina von Capri Abschied und während er nach Sicilicu segelte und später in Rom viele Jahre lang den Mittelpunkt seines Wirkens hatte, wanderte ich zurück nach Deutschland und ließ mich bald nachher in London nieder. Toch dem kurzen persönlichen Verkehr folgte ein langer Briefwechsel und natürlich begleitetete ich seitdem die Laufbahn des feinen Freundes mit doppelter Theilnahme. Und gern versuche ich nun auch, der an mich ergangenen Aufforderung Folge leistend, im Ftückblick auf jene lange Vergangenheit den Lesern ein Bild seines Lebens vorzuführen. Ferdinand Gregorovius stammt aus Ostpreußen. In dem zu Anfang des 14. Jahrhunderts von dem Orden der Teutschritter gegründeten ost-preußischen Städtchen Neidenburg, nah' an der polnischen Grenze, wurde er als der jüngste von acht Geschwistern am 19. Januar 1821 geboren. Tannenwälder, Hügel und Seen machen die an sich wilde und unfruchtbare Landschaft von Neidenburg malerisch, während der Stadt selbst ein historisches Gepräge verliehen wird durch das Schloß der Deutschritter, ein Tenkmal des Mittelalters, das in der Familien-Geschichte der Gregorovius keine un» wichtige Rolle spielen sollte und besonders auf die Entwicklung ihres jüngsten Sprößlings von bedeutendem Einfluß wurde. Gregorovius' Vater war Kreis-Iustizrath in Neidcnburg. Er fand die alte Burg, ursprünglich eine der stattlichsten des Ordenslandes, in theilweisem Verfall und seinen Bemühungen gelang es, von dem Minister von Schön, dem Burggrafen von Marieuburg, ihre Herstellung und dadurch ihre Erhaltung zu erwirken. Die Bureaux der Justiz wurden nun in die Burg verlegt und die Familie erhielt dort eine prächtige Wohnung. Umgeben von den Resten großer historischer Erinnerungen, wuchsen die Kinder heran. Das Schloß war ihr Stolz, sie gewöhnten sich fast, es zu betrachten als das Eigenthum ihrer Familie. Vor Allem regte das Leben inmitten seiner Hallen und Säle, seiner Gewölbe und unterirdischen Gelasse, der weite Blick in die Ferne aus seinen Thurmfcnstern, die Phantasie des jungen Ferdinand mächtig an. Seiner eigenen Ansicht nach wurde dadurch die Richtung seines Geistes auf das Alterthum und das Mittelalter früh entschieden. Er würde, so meinte er einmal, vielleicht nie die Geschichte Roms im Mittelalter geschrieben haben, hätte er seine Jugend nicht in jenem alten Schlosse der Teutschritter verlebt.

Zu diesem großen Hauptereigniß seiner Kindheit gesellten sich, als er neun Jahre alt geworden war, die Eindrücke der polnischen Revolution von 1830. Bei der Nähe Neidenburgs an dem Schauplatz der blutigen Kämpfe, welche aus dieser Erhebung hervorgingen, hörte er nicht nur viel von denselben erzählen, sondern fand Gelegenheit, das Erzählte durch unmittelbare Anschauung zu ergänzen. Bald nach dem Ausbruch der Revolution suchte ein von den polnischen Rebellen über die Grenze getriebenes Kosackenregiment in Neibenburg Schutz. Dann wieder, nach der Niederlage bei Ostrolenka,

326 Friedrich Allhaus in london.

sah es der Knabe, wie die unglücklichen polnischen Flüchtlinge zu Tausenden an Rußland ausgeliefert wurden. Auch diese Begebenheiten prägten sich seiner Seele tief ein. Sie brachen als grelle, zersetzende Elemente der modernen Außenwelt in den Kreis seiner historischen Träumereien und verknüpften ihm auf rauhe Weise die Gegenwart mit der Vergangenheit. Er erlebte zum ersten Mal die Gefühle des Hasses gegen den Unterdrücker, des Mitleids für die Unterdrückten. Sein Interesse für Polen, dessen blutgedüngte Ebenen er von dem Neidenburger Schloßberge vor sich liegen sah, nahm eine Richtung der Sympathie, die sich von Jahre zu Jahre befestigte und später auch in den Anfängen seiner schriftstellerischen Laufbahn einen hervorragenden Ausdruck fand.

Sonst drang kein Ton von draußen in die Einsamkeit des abgelegenen ostpreußischen Städtchens und seine monotone pfahlbürgerliche Existenz. Gregorovius' Vater war ein strenger ernster Mann, der nur seinem Amte lebte. Seine Mutter, eine Frau von hoher Gestalt und schöner Erscheinung, tief religiös bis zur Schwärmerei, war immer leidend und starb an der Schwindsucht im Jahre 1831. Bald darauf verließ Gregorovius das Elternhaus, um das Gymnasium in Gumbinnen zu besuchen, wo er in dem Hause eines jüngeren Bruders seines Vaters, der ebenfalls Justizdirector war, Aufnahme fand. Seine Neigung war vor allem auf Geographie, Geschichte und alte Sprachen gerichtet — und viel träumte er schon in jenen Knabenjahren von fernen Ländern. Großen Eindruck machte es ihm, als einmal ein Militärarzt in Neidenburg ihm erzählte, er sei drei Wochen in Rom gewesen. Er staunte den Mann an und eilte, dem Vater die wunderbare Thatsache zu berichten, daß er einen Mann gesehen, der drei ganze Wochen in Rom gewesen sei. Einen neuen Flug nahmen seine Gedanken in die Ferne, als im Jahre 1833 einer seiner Brüder als Philhellene mit den Bayern nach Griechenland ging. Wenn er in den Ferien nach Hause kam, konnte er Stunden lang auf dem Schloßbeige liegen, den Wolken zusehen und mit ihnen über Länder und Meere wandern. Noch jetzt bilden Reisebeschreibungen aus fernen Erdtheilen die Lieblingslectüre seiner Mußstunden. Nach vollendetem Gymnasial-Eursus bezog er, siebzehn Jahre alt, im Herbst 1838 die Universität Königsberg. Weil sein Vater aus einer Predigerfamilie stammte (sein Urgroßvater, sein Großvater, und Vater waren alle hintereinander auf derselben ostpreussischen Landpfarre Geistliche gewesen) studirte auch Gregorovius auf des Vaters Wunsch Theologie. Er that dies ohne Neigung und der Umstand, daß mit Ausnahme des einen Cäsar von Lcngerke, der sich als Poet in die Dogmatik verirrt hatte, die Theologie in Königsberg wesentlich von geistlosen Pedanten gelehrt wurde, konnte nicht dazu beitragen, ihn dem zwangsweise betriebenen Studium günstiger zu stimmen. Vor allen andern Universitätslehrern fühlte er sich durch den Philosophen Karl Rosenkranz angezogen. Es lag damals noch ein letzter Nachschimmer der Epoche Kants auf der Königsberger Universität und

Ferdinand Gregorovius. 32?
sltosenkranz, der hochgebildete phantasievolle Denker und glänzende Redner, begeisterte die Jugend. Gregorovius wurde einer seiner besten Schüler.
<3r studirte Kant und Hegel und glaubte selbst zum Philosophen bestimmt zu sein. Rosenkranz' persönlicher Einfluß und das Leben in jener idealen Welt hielten ihn auch von vornherein aufrecht über dem rohen Treiben der Landsmannschaften, diesem noch heute unausrottbar scheinenden Rest mittelalterlicher Romantik, in halb lächerlichen halb barbarischen Formen. Von Historikern hörte er Drumann und Voigt, ohne sich indeß befriedigt zu fühlen durch ein weitschichtiges gelehrtes Wissen, dem der Lebensfunke des Genies inllngelte. Bei alledem empfand er den Einfluß des freien wissenschaftlichen Geistes, der noch immer in Königsberg herrschte. Die Universität war vielleicht im Sinken begriffe». Mit Ausnahme einiger kurländischer Edelleute empfing sie kaum noch auswärtige Studenten, sie war das Seminar für die Beamtenklasse, die Lehrer und die Geistlichen der Provinz geworden; aber eben dadurch versah sie auch eine Function von großer Bedeutung. Denn in dem Bewußtsein als Leuchthurm deutscher Bildung an den Grenzen slavischer Barbarei zu stehen, nahm das deutsche Wesen in Ostpreußen und seiner alten Hauptstadt sich überhaupt energisch zusammen, die Culturarbeit des deutschen Ritterordens, die Reformation, Kant, die Befreiungskriege, die Neubegründung des Staats auf Principien der Humanität — alles dies war das stolz empfundene und gehütete geistige Eigcnthum der Ostpreußen, eines nüchternen, thntigen Volkes, ohne Grazie und Schönheitsgefühl, aber voll fcharfen Verstandes und rauher Kraft, voll Gutherzigkeit, Gastfreiheit und redlichem Pflichtbewußtsein; und Gregorovius selbst hatte genug von dem Stempel dieses mannhaften Vollstums mitempfangen, um die intellectuelle Pflege zu schätzen, welche demselben durch seine Mater Alma zu Theil wurde. Er verließ die Universität im Herbst 1841, nachdem er das erste theo» logische Examen bestanden hatte. Schon damals erkannte er deutlich, daß er nicht zum Theologen geboren sei. Mehrere Jahre ging er, zunächst in Neidenburg, dann an anderen Orten in Ost- und Westpreußen, durch das Stadium des Hauslehrers und Privatlehrers, ohne Sinn zu fühlen für einen praktischen Beruf. Der Gedanke, zeitlebens die Fesseln eines Amtes zu tragen, erschreckte ihn. Gelegentlich träumte er von einer akademischen Laufbahn; jedenfalls war er entschlossen, mit seinen theologischen Antecedentien zu biechen, und noch immer der Meinung, zun, Philosophen bestimmt zu sein, promovirte er in der philosophischen Facultiit in Königsberg mit einer Doctordissertation „Ueber den Begriff des Schönen bei Plotin und den Neuplatonikern". Wie seinen Lehrer Rosenkranz beschäftigten ihn zugleich eifrige Studien auf dem Felde der schönen Literatur. Der schriftstellerische Trieb erwachte in ihm. Er dichtete viel, besonders Lyrisches und trat im Jahre 1845 vor die Öffentlichkeit mit feinem ersten Buche, dem Roman „Werdomar und Wladislaw". in dem die Sturm- und Drangperiode des geistigen Werdens, die er damals durchmachte, sich nach allen Seiten spiegelt. Nord und Sud. XXIII, «9. 23

328 Friedrich Althaus in London.

Dieser Nomon, mit seinen Polnisch-deutschen Verwicklungen, seinen Vormärzlichen Kleinstadtereien und Gefängnißabenteuern, seinem titanischen Welt-schmerz und seinen schwärmerischen Hoffnungen, war ganz aus der Gegenwart herausgegriffen und überrascht öfter durch seinen dem Leben abge-lauschten Realismus. Doch der Grundton ist vor Allem romantisch. Nachklänge Jean Pauls, Hölderlins, Eichendorfs, Immermanns verschlingen sich zu einer wunderbaren Symphonie. Gregorovius brachte in diesem Jugend-Werk der neudeutschen Romantik sein Opfer dar, allerdings schon mit dem erkennbaren Vorgefühl der Abwendung von einer Welt, die ihn in Wahr-heit nicht befriedigte. Man kann nicht sagen, daß er den Gegensatz zwischen seinen Idealen und der Wirklichkeit in dem Elemente des Spottes, der Ironie, des politischen und philosophischen Radicalismus empfand wie Heine und dessen jungdeutsche Genossen. Aber seine Sehnsucht ging nach großen Männern und großen Thaten. „Das Epos ohne That," sagt er in der Vorrede seines Vuches, „das ist unsere Zeit"; und die Menschheit erschien ihm wie wandernd in einer Wüste der Romantit, aus der nur das Auftreten heldenhafter Führer sie befreien könne.

„Werdomar und Wladislaw" errang keinen durchschlagenden Erfolg; in Königsberg jedoch, wo der Roman in der Universitätsbuchhandlung erschien, erregte er Beachtung und bald nachher, im Jahre 1846, kehrte auch Gregorovius zu einem längeren Aufenthalt in die ostpreußische Hauptstadt zurück. Mittellos wie er war, konnte er noch nickt daran denken, die Lehrthätig-keit ganz aufzugeben; in der That setzte er dieselbe während der nächsten sechs Jahre als Haupterwerbszweig fort. Aber Königsberg bot doch ein anregendes geistiges Leben und die Mittel zur Fortsetzung literarischer und wissenschaftlicher Studien, denen er denn auch den besten Theil seiner Muße widmete. Neben der Philosophie übte die Geschichte von Neuem die alte Anziehungskraft auf ihn aus. Auf Drumanns Veranlassung unternahm er damals eine Monographie des Kaisers Hadrian, ein Werk des Fleißes und der Gelehrsamkeit, das er schon zu Anfang des Jahres 1848 vollendete und das sich des Beifalls jenes Gelehrten erfreute, dessen Erscheinen indeß theils durch die Stürme der Revolution, theils durch buchhändlerische Schwierigkeiten bis 1851 Verzögert wurde. In einem Ueberblick über Gregorovius' Leben und Entwicklungegang erregt diese Geschichte des Kaisers Hadrian noch jetzt aus dem doppelten Gesichtspunkt Interesse, weil sie seine erste bedeutendere historische Arbeit war und zugleich als erster entscheidender Hinweis der Richtung seiner Gedanken auf Rom dasteht. Der Ausbruch der Revolution von 1848 lenkte inzwischen seine Aufmerksamkeit von der fernen Vergangenheit mit unwiderstehlicher Gewalt der stürmischen Bewegung der Gegenwart zu. Das freisinnige 'Königsberg glänzte damals durch die Kühnheit der politischen Ideen Johann Jacobhs und durch Walcsrodes satirisch-humoristische Vorträge als eines der Heidfeuer der Revolution. Mehrere von Gregorovius' älteren und jüngeren Studiengenossen, untere

Ferdinand Gregorovius. 32H

ihnen Wilhelm Jordan und Rudolf Gottschall, traten auf als Dichter einer neuen Sturm- und Drangperiode, und er selbst warf sich begeistert in die Agitation der Volksversammlungen und der Vereine, welche den Befürchtungen und den Hoffnungen, der Liebe und dem Haß jener aufgeregten Zeit als Organ dienten. Er hoffte auf die Neugestaltung des deutschen Volkes, doch nicht auf diese allein. Seine Sympathien waren, seinem demokratischen Glaubensbekenntniß entsprechend, wesentlich kosmopolitischer Natur. Was er für Deutschland ersehnte, forderte er als unveräußerliches Recht auch für die anderen kämpfenden Nationalitäten. Besonders schmerzte ihn die blutige Unterdrückung des Aufstandes der Polen, des Volkes, für dessen Unabhängigkeits-Bestreben er nie aufgehört hatte das lebhafteste Mitgefühl zu empfinden, seit er in seinen Knabenjahren in Neidenburg die tragischen Wechselfälle der Revolution von 1830 miterlebte. Seine Ansichten über diese Frage entwickelte er im Frühsommer 1848 in der Lelewel gewidmeten historisch-politischen Abhandlung „Die Idee des Polenthums“. Etwas später veröffentlichte er in demselben Sinne seine „Polen- und Magyarenlieder“. Dennoch wurzelte sein Charakter im tiefsten Grunde in Sympathien, nicht der Politik, sondern der Cultur. In seiner Geschichte Hadrians weist er mit Befriedigung darauf hin, daß unter diesem Kaiser so wenige Kriege geführt wurden; denn was uns fehle, sei eine friedliche Geschichte der Menschheit, eine Geschichte der Gesellschaft. Und mitten in den politischen Wirren verlor er jenes Culturideal nicht aus den Augen, an dessen Bedeutung Deutschland grade während jener Krise nationaler Entwicklungskämpfe durch die erste Säcularfeier Goethes so eigenthümlich gemahnt wurde. Unter den Schriften, welche im Zusammenhang mit dieser Säcularfeier erschienen, war Gregorovius „Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen“ eine der merkwürdigsten. „Wie Natur und Geschichte,“ so bemerkt er in diesem geistvollen Werke, „endlich darauf ausgehen, den Menschen zu finden, so geht auch alle echte Poesie am Ende nur auf die Entdeckung des Menschen aus. Auf diesem Wege liegt alle wahre Tragödie, alle Komödie und alles Epos. Goethe aber ist dieser Columbus, der in seinem Wilhelm Meister das Amerika des Humanismus für uns entdeckt hat.“ Vor allem in den „Wanderjahren“ fand Gregorovius die Grundlagen und Grundideen einer neuen humanistisch geordneten Welt. Die „Lehrjahre“ reflectirten seiner Meinung nach das achtzehnte Jahrhundert; in den Wanderjahren hatte Goethe als Prophet die Zukunft der Menschheit vorausgeahnt und in ihren Hauptzügen angedeutet. Nachklänge der jüngsten Revolutionsstürme, die Strömung der socialistischen Ideen von Frankreich her, mischen sich in diese Analyse der Goethe'schen Gesellschaftsphilosophie. In der Form und theilweise auch in der constructiven Dialektik ist der Einfluß vieljähriger Hegel'scher Studien unverkennbar; doch das verständnitzvolle Versenken in die Sinnesweise Goethes deutet auch schon die Abwendung von dem abstracten Formalismus Hegels an, welche nicht lange nachher für Gregorovius eine vollendete Thatsache wurde. Im

23»

230 Friedrich Althaus in tondon.

Jahre 1851 trat er von neuem als Dichter auf, mit dem Drama »der Tod des Tiberius“, einem Werke, das, wenn kein hervorragendes dramatisches Talent, so doch im hohen Grade jene schöne episch-lyrische Gabe bekundete, von der er auch in späteren Jahren noch mehrfache Proben ablegen sollte. Der Unistand, daß er um dieselbe Zeit zwei römischen Kaisern literarische Denkmale setzte, laßt zugleich sein zunehmendes Interesse für die römische Welt erkennen. Damals fing er auch an, sich eifrig mit italienischer Literatur zu beschäftigen. Besonders las er Dante mit Begeisterung. Die Sehnsucht nach dem Lande der künstlerischen Ideale und der schönen Menschlichkeit wuchs in ihm, je beengender und drückender seine Lebensverhältnisse in Königsberg waren. Es bedurfte nur noch eines äußern Anstoßes, um ihn frei zu machen.

Einer seiner Königsberger Freunde, Ludwig Bornträger, ein junger geistvoller Historienmaler, wurde von den Aerzten nach Italien geschickt, weil er biustleidend war. Gregorovius beschloß ihm zu folgen. Seine Mittel! zu diesem für ihn sehr großen Unternehmen waren dürftig genug, aber er baute auf sein Talent, und verlieh im Frühling 1852 Königsberg, geleitet von dem Vertrauen auf einen guten Stern, der ihm den Weg nach Süden zeigte. In Wien erhielt er im Hause der Schwester Lenaus die Nachricht vom Tode des Freundes. Er betrat Italien in Venedig und war wie bezaubert von dieser Wunderwelt. Von dort eilte er an das Grab des Freundes in Livorno. In düsterer Stimmung im Hafen von Livorno umher» wandernd, kam ihm der Gedanke, nach Corsica hinüberzuschiffen, dies wilde Napoleonseiland und eine Insel kennen zu lerne». Nie, so meinte er noch viele Jahre später, hatte er einen glücklichern Gedanken, denn Corsica wurde der Grundstein seines langen Lebens und seiner Thiitigkeit in Italien, und das Buch, welches als die Frucht seiner corsischen Wanderungen und Studien erschien, blieb immer eine seiner liebsten Erinnerungen.

Von Corsica ging Gregorovius nach Rom, wo er im October 1852 anlangte. Er kannte in Rom Niemand, hatte für Niemanden Empfehlungsbriefe; mit eigener Kraft mußte er sich dort seine Wege bahnen, feine persönlichen Beziehungen schaffen. Aber er war glücklich in der Ewigen Stadt, er fühlte, daß er ein lang ersehntes Lebensziel, den Boden einer neuen geistigen Heimath erreicht hatte, und das Werden und Wachsen in dieser römischen Welt hatte einen unaussprechlichen Reiz für ihn. Deutsche Künstler wurden seine eisten Bekannten, unter ihnen besonders der Bildhauer Mayer, der Maler Frey, dann der geistvolle Dr. Alertz, früher Leibarzt Gregor XVI. Die Artikel über Corsica, welche schon im Herbst 1852 in der Augsburger Mg. Zeitung zu erscheinen anfangen, lenkten die Aufmerksamkeit der Deutschen in Rom auf den neu angekommenen Landsmann und machten ihn schnell beliebt. Sie eröffneten ihm auch die wichtigen Beziehungen zu dem Hause Cotta in Stuttgart. Das vollständige Buch über Corsica erschien im Verlage jener Firma im Jahre 1854. Es erregte bedeutendes Aufsehen im Auslande,

Ferdinand Gregorovius. 33^

In kurzer Frist kamen drei englische Übersetzungen heraus, zwei in London und Edinburgh, eine in Amerika, Dagegen blieb in Deutschland dies Werk verhältnißmäßig unbeachtet, so daß dreizehn Jahre verflossen, ehe eine zweite Auflage veranstaltet werden konnte. Andererseits hatte Gregorovius die Genugthuung, daß Graf Paolo Perez. ein geistvoller Veronese, mit dem er später in Rom innige Freundschaft schloß, die vorzügliche Geschichte der Corsen, welche seinem Werke als Einleitung voransteht, in's Italienische übersetzte. Und noch heute leben die Einflüsse des schönen Buches fort, wie, um nur eins zu erwähnen, noch ganz kürzlich der Umstand bewies, daß die im Jahre 1881 neu gegründete Akademie der Corsen eine französische Übersetzung in Vastill veröffentlichte.

Inzwischen steigerte das Leben in der so sympathischen römischen Welt Gregorovius' schriftstellerische Kräfte. Er arbeitete mit Leidenschaft. Jeder Tag wurde ihm zum Festtage. Es vollzog sich in ihm ein Proceß geistiger Erneuerung, in dem er seiner selbst und seiner Lebensaufgabe immer klarer bewußt wurde. Die Sonne Roms, die helle heitere Luft des Südens, welche alle Umrissse der Menschen und der Dinge so scharf hervortreten läßt, daß auch das zeitlich wie räumlich Ferne nahe erscheint, reinigten seine Vorstellungen von aller nordischen Sentimentalität und Romantik. Eine klare, feste, große Wirklichkeit mit einem unermeßlichen historischen Horizont lag um ihn her ausgebreitet. Die Künste wirkten auf ihn ein, er übte sich an den klassischen Formen im Vatican. Daß irgend Etwas ihn bewegen könne, Rom und Italien bald wieder zu verlassen, schien undenkbar; und nicht lange, so erfaßte er den Gedanken der großen Arbeit, welche sein Leben in Rom über die Sphäre des blos genießenden Schaffens emporheben, demselben durch ein Wert von monumentaler Bedeutung eine höhere Weihe ertheilen sollte.

Es war im Jahre 1855, zwei Jahre nach seiner Ankunft in Rom, als er eines Tages auf der Brücke der Tiberinsel stand, welche nach Trastevere führt, daß die Idee zu diesem Werte, einer Geschichte Roms im Mittelalter, in ihm aufblitzte. Diese Idee lag während jener Zeit des Interregnums zwischen der Restauration Pius IX. und dem Beginn der italienischen Unabhängigkeitskämpfe im Jahre 1859 gleichsam in der Luft. Denn jene Jahre bezeichneten in Wahrheit die Schlußepoche des mittelalterlichen Roms, vor seiner Umwandlung aus der Hauptstadt der Cäsaren und der Päpste in die nationale Hauptstadt des modernen Italiens. Gregorovius war als Geschichtschreiber der Letzte, der noch einmal die ruinenvolle zauberische Stille jenes mittelalterlichen Roms genoß, und schwerlich könnte der Plan seines Werkes heute noch in derselben Weise erfaßt oder ausgeführt werden. Daß er diesen günstigen Moment ahnte und ergriff, muß als glänzender Beweis für seinen historischen Instinct gelten, während die Durchführung einer so großen Arbeit unter den Umständen, in denen er sich befand, ihm zu dauerndem Ruhme gereicht.

Ehe wir indeß dieses Hauptwerk unsres berühmten Landsmanns näher beleuchten, muß uoch daran erinnert werden, daß er in der Pause zwischen

232 Friedrich Althaus in london.
der Vollendung seines „Corsika“ und dem Beginn seiner Arbeit an der „Geschichte Roms im Mittelalter“ keineswegs müssig gewesen war. In der Thlt war er darauf angewiesen, sich den Genuß des Lebens in Rom und in Italien durch unausgesetzte Arbeit zu erobern und den hellen Farben seines italienischen Lebensbildes fehlte es nicht an dunkel einfallenden Schatten der Sorge. Auch seine Wanderungen nach Neapel und Sicilien und durch die Ebenen, die Vergländer und Küftenlandschaften des Kirchenstaats waren Studienreisen, unternommen ebensowohl zur wissenschaftlichen und künstlerischen Verwerthung der an Eindrücken und Erlebnissen gesammelten Schätze, wie zum Zwecke der Erweiterung seines italienischen Gesichtskreises. So brachte zunächst die Augsburger Allg. Zeitung während der Jahre 1853—55 manches schöne italienische Charakterbild aus seiner Feder, ausgeführt mit jener historischen Naturtreue, jener vphantasievollen Farbenfrische und Stimniungsmalerei und vor Allem jener künstlerischen Gestaltungskraft, von deren lebensvoller Wirkung in größerem Umfang sein Wert über Corsica eine so bedeutende Gesamttllnschauung gegeben hatte und die er nun von Jahr zu Jahr in einer langen Reihe historischer Stadt- und Landschaftsbilder bewährte, welche durch Styl und Gehalt ohne Frage zu dem Vorzüglichsten zählen, was die neuere Literatur über Italien hervorgebracht hat. Im Jahre 1856 erschien die erste Sammlung dieser kleineren Schriften mit der „Insel Elba“, dem „Ghetto in Rom“, den „Romischen Figuren“, der „Insel Capri“ und den „Idyllen vom Lateinischen Ufer“; und unter dem allgemeinen Titel „Wanderjahre in Italien“ folgten dann in längeren und kürzeren Zwischenräumen vier neue Bände dieser Galerie literarischer Kunstwerke, die alle Theile des Kirchenstaats, sowie Neapel und Sicilien umfaßten. Gleichzeitig mit dein ersten Band der Wanderjahre erschien außerdem im Jahre 1856 Gregorovius' „Uebersetzung der Lieder des Giovanni Meli von Palermo“, in würdigem Anschluß an seine meisterhaften „Corsischen Todtenklagen“. 1857 folgte, als Orientierungsschrift für die Geschichte Roms im Mittelalter, die ebenso originelle als geistvolle Monographie über „Die Grabmäler der Päpste“. 1858 das klassische idyllische Epos „Euphorion“. Die letztgenannte reizende Dichtung, die sich bald einen weiten Leserkreis erwarb und später, ebenso wie die Idylle „Capri“, auch in Prachtausgaben mit Illustrationen erschien, wäre kaum nöthig gewesen, um zu beweisen was schon Gregorovius' frühere Schriften über Italien bewiesen hatten, daß er nämlich für den Berns des Geschichtschreibers mit Gaben ausgerüstet war, die mindestens ebenso wichtig sind, obgleich sie weit seltener gefunden werden, als die gründliche gelehrte Bildung: mit der Phantasie des Dichters und dem gestaltenden Sinne des Künstlers. Für den Erfolg des großen Weites, dessen Umrisse ihm vorschwebten und zu dem er die Materialien sammelte, während jene kleineren Schriften entstanden, waren das allerdings wesentliche Vorbedingungen; aber sein Begriff von der Größe und Aufgabe, die er sich gestellt hatte, umfaßte auch die unermeßliche und mühevollste gelehrte Arbeit. Ein ganzes Jahr lang orientirte er sich in dem Plane

Ferdinand Gregorovius. 333
seines Werkes, bis dieser in ihm fest wurde. Dann warf er sich mit Leidenschaft in die Forschungen hinein, deren Ziel er als eine Lebensaufgabe erkannt hatte.
Schon Gibbon hatte den Plan zu einer Geschichte Roms im Mittelalter gefaßt, denselben jedoch wieder fallen lassen. In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts nahm Felix Papencordt diese Idee auf und schrieb eine Geschichte Roms im Mittelalter, die nach seinem frühen Tode Constantin Höfle in einem Bande herausgab. So weit dies Werk reichte, war es gelehrt und gründlich und für Gregorovius von unzweifelhaftem Nutzen als Leitfaden durch das Labyrinth der einschlagenden Literatur. Aber weder der geringe Umfang, noch die Form der Behandlung, noch das Maß gelehrter Forschungen genügten der Größe und Würde des Gegenstandes; was besonders die Quellenkunde betraf, so waren Papeucordts Studien auf die gedruckten Quellen beschränkt geblieben». Gregorovius las nicht nur diese alle und in noch größerem Umfang als sein Vorgänger, sondern zog von vornherein die bisher Vernachlässigten Forschungen in den Archiven Roms und Italiens in den Kreis seiner Arbeit hinein. Er war der Erste, der die Archive der römischen Fürsten Colonna, Orsini und Gaetani benutzte, und da man ihm mit Wohlwollen entgegenkam, war er bald heimisch in allen Bibliotheken. Selbst in der Vaticana sang man erst ganz zuletzt an, ihm Handschriften zu verweigern, nachdem die Jesuiten dort eingedrungen waren. Nur das geheime Archiv des Vaticans blieb ihm verschlossen.
Aber bei aller Begeisterung und Ausdauer waren, ganz abgesehen von der Masse des zu bewältigenden Materials, die Schwierigkeiten des Unternehmens für den mittellosen Fremden ungeheuer. Erst nachdem im Jahre 1859 die beiden ersten Bände seines Wertes geschrieben waren, fand in seinen äußeren Verhältnissen eine günstigere Wendung statt. Freilich blieb das große Publikum ziemlich apathisch und die Gelehrten von Profession, die (vielleicht auch jetzt noch) bei uns mehr als anderswo dem Vorurtheil huldigen, demzufolge ein Mann ohne Amt und ohne Professur unfähig ist zu einer großen wissenschaftlichen Leistung, hielten mit ihrem Urtheil kühl zurück. Doch dieser Mangel an augenblicklichem Erfolg wurde aufgewogen durch das sympathische Entgegenkommen eines Mannes, dessen Stellung ihn ebensowohl zu einem gelehrten Urtheil befähigte, als zu dem humanistisch-weltmännischen Verständnis, welchem das gelehrte Cliqueswesen fern liegt. Baron Bunsen, der Schüler und Freund Niebuhrs, der ehemalige deutsche Gesandte in Rom, der Gründer des archäologischen Instituts auf dem Capitol, der Mitverfasser der „Beschreibung der Stadt Rom“, erwirkte, mit dem lebhaften Wunsch, die Vollendung eines Werkes, in dem er eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren Geschichtschreibung begrüßte, durch Hinwegräumung wenigstens aller äußeren Hindernisse zu fördern, noch kurz vor feinem Tode für Gregorovius eine jährliche Unterstützung von Seiten der preußischen Regierung, welche dann durch die Bemühungen des damaligen Gesandten Herrn

33H Friedrich Altchhaus in london.

Von Thile und anderer hochgestellter Personen mehreremal erneuert wurde, ohne daß Gregorovius ein Gesuch stellte. Von den siebzehn Jahren (1855—1872), die der Ausführung seiner Geschichte Roms im Mittelalter gewidmet waren, arbeitete er neun Jahre aus eignen Mitteln und erhielt acht Jahre lang jenen Beitrag aus der Kasse des preußischen Cultus-Ministeriums — eine Liberalität, welche der preußischen Regierung zur Ehre gereicht und für ihn selbst von der größten Bedeutung war. Nenn sie half ihm hinweg über eine kritische Periode seiner römischen Arbeiten und gewährte gleichsam im Voraus jene allgemeinere Anerkennung, die seinem Werke langsam, aber unvermeidlich zu Theil wurde. Und noch in anderer Weise hellten von nun an die Aussichten seines heroischen Unternehmens sich auf. In Folge der 1859 begonnenen großen Umwälzungen Italiens wurden manche bisher völlig verschlossene Archive geöffnet. Schon 1860 bereiste Gregorovius mit Empfehlungen des Turiner Ministeriums die Sabina, Umbrien und die Nomagna. Selbst die eifersüchtig gehüteten Archive von Bologna durfte er sehen. Später benutzte er unbeschränkt die Archive von Siena, Florenz, Neapel und Venedig und endlich, für die beiden letzten Bände seines Werkes, die Archive von Modena und Mantua. Zu dieser Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts kam der belebende Einfluß der großen Ereignisse selbst, die mit dem Kriege von 1859 begannen und mit der Einnahme Roms durch die italienischen Truppen im September 1870 endeten, und von denen Gregorovius zum Theil in nächster Nähe ein Zeuge war. In den» kurzen Zeitraum von kaum zwei Tecennien seines römischen Aufenthalts sah er, in allen Hauptzügen fremder Invasion, nationaler Unabhängigkeitsbestrebungen, innerer Kriege und des Kampfes zwischen weltlicher und geistlicher Macht, gleichsam ein Spiegelbild der Geschichte der elf mittelalterlichen Jahrhunderte an sich vorüberziehen, die er als Historiker erneuerte — und mehr als dies: der Schluß seines Werkes fiel zusammen mit dem Untergang der wellichen Herrschaft der Päpste, dem wahren weltgeschichtlichen Ende des römischen Mittelalters. Noch während er mit den letzten Bänden beschäftigt war, vollzog sich die dritte große Umwandlung Roms aus der Hauptstadt des Papstthums in die nationale Hauptstadt Italiens. Wohl selten sind dem Geschichtschrciber so bedeutungsvolle Anregungen zu Theil geworden und mit Recht durfte Gregorovius es am Schlüsse seiner Arbeit als ein seltenes Glück rühmen, daß ihm vergönnt gewesen war, dieses inhaltreichste und erschütterndste Trauerspiel der Weltgeschichte (die Geschichte Roms im Mittelalter) „nicht allein in Rom selbst zu schreiben und zu vollenden, sondern auch an ihrem Schluß die endliche Lösung und die Sühne der Schicksale und Leiden Roms, Italiens und Deutschlands zu schauen, welche in diesen Büchern verzeichnet stehen." Ausführlicher von seiner „Geschichte Roms im Mittelalter" zu reden, ist hier nicht der Ort. Sie füllte eine Lücke in der historischen Lileratur aus, und die große Stellung, welche dieses Werk, durch eine glänzende Ver-

Ferdinand Gregorovius. 335

einigung wissenschaftlicher Forschung und gestaltenden Künstlergeistes, unter den bedeutendsten Leistungen der zeitgenössischen Historiographie in Deutschland wie im Ausland? errungen hat, ist gegenwärtig hinreichend genug anerkannt, um mehr als eines allgemeinen Hinweises zu bedürfen. Die Thatsache, daß innerhalb eines Jahrzehnts drei Auflagen dieses achtbändigen Geschichtswerks nothwendig wurden, spricht für sich selbst. Von auswärtiger Seite brachte, um nur Eins zu erwähnen, noch ganz kürzlich die *IlsvuL cleß <l«ux Nouäsg* ein umständlich begründetes Urtheil, dessen Würdigung der Verdienste eines deutschen Schriftstellers ebenso dem Autor wie dem Kritiker zur Ehre gereicht. Aber Gregorovius hatte während seiner langen Arbeitsjahre in Italien noch einen anderen Erfolg errungen. Er hatte sich eins der schönsten Verhältnisse zu den Italienern erworben, die je ein Ausländer gehabt hat. Nie vorher wohl fand ein Fremder und ein Deutscher in allen gebildeten Gesellschaftsklassen Italiens, am königlichen Hofe, in der Aristokratie und im Bürgerthum, bei Gelehrten und Staatsmännern, eine gleich volle neidlose Anerkennung, eine gleich warme dauernde Freundschaft. Die Italiener wußten die Gastgeschenke, die er ihnen darbrachte, nach ihrem Werthe zu schätzen. Sie erkannten in seinen Werken nicht nur die wissenschaftlichen Verdienste, die dichterische und künstlerische Begeisterung, sie fühlten und würdigten auch als durchgehenden Grundzug derselben das Streben nach einer Versöhnung, einem Freundschaftsbunde der beiden so lange getrennten Nationen. Ghibelline wie Gregorovius dem Papstthum gegenüber ist, sah selbst die päpstliche (üiviltä (?M0li(n sich gezwungen, der vorurtheilslosen Würdigung gerecht zu werden, welche er dem kosmopolitischen Wesen des Papstthums hatte widerfahren lassen; und wenn seine Werke später von den antinationalen päpstlichen Censoren auf den Index gesetzt wurden, so gewährte das nationale Italien ihm dafür die Genugthuung, daß es die meisten übersetzte und vor Allem die Übersetzung der „Geschichte Roms im Mittelalter“ durch den Beschluß des römischen Municipiums sicherte. Dieser Anerkennung, ehrenvoll wie sie war, folgte im Jahre 1876 die noch größere und seltenere der Verleihung des römischen Bürgerrechts, eine Ehre, die bis jetzt einzig in ihrer Art geblieben ist durch den Umstand, daß sie zum ersten Mal einem Nichtlatholiken zu Theil wurde. Auch die italienischen Gelehrten ließen es nicht an sichtbaren Beweisen des Wohlwollens fehlen. Die großen und kleinen Akademieen Italiens ernannten den Verfasser der „Geschichte Roms im Mittelalter“ zum Ehrenmitgliede.

Mit dem Werte, das er als seine Lebensaufgabe in Rom begriffen und durchgeführt hatte, hatte indeß auch Gregorovius' Lebcnsverhältniß zu Rom und zu Italien einen bedeutungsvollen Wendepunkt erreicht. Er hatte sich das römische Bürgerrecht verdient und einen unvergeßlichen und unveräußerlichen geistigen Besitz in Italien erobert; aber mit starken Banden fühlte er sich doch an die Heimath gefesselt. Es zog ihn zurück in das Vaterland, dessen Entwicklningstämpfe er stets mit warmer Theilnahme

336 Friedrich Althaus in tondon.
begleitet, dessen Neugestaltung ei von dem Schlachtfelbe von Tagliacozzo aus mit Begeisterung begrüßt hatte *). So schwer nach einem mehr als zwanzig« jährigen Aufenthalt der Abschied von Rom ihm wurde — die alte Heimath forderte ihre Rechte. Nur nach dem feinen baltischen Norden konnte er nicht auf die Dauer zurückkehren. Im Jahre 1874 ließ Gregorovius sich in München nieder. Dort, in der Stadt der bildenden Künste, fehlte es nicht an italienischen Erinnerungen; die Universität und die bayerische Akademie der Wissenschaften, zu deren Mitglieder er ernannt war, boten die nöthigen Anregungen und Hilfsmittel zu einer wissenschaftlichen Thätigkeit, während die Nähe Italiens einen lebhaften Verkehr mit dem schönen Lande erleichterte, das ihm ein zweites Vaterland geworden war. In gewisser Weise mag es bedauerlich scheinen, daß Deutschland dem Heimgekehrten keine Stellung zu bieten hatte, die ihn noch fester mit dem Leben der Heimath verknüpfte. Doch andererseits möchte es ihm auch schwer, wenn nicht unmöglich geworden sein, der schönen Freiheit des Schaffens und des Lebens zu entsagen, welche dem deutschen Gelehrten so selten beschieden ist und die in seinem Falle durch die Beziehungen zu zwei großen Kreisen der Cultur einen doppelten Reiz erlangte. In der Thai ist es vor Allem diese Doppelstellung zu Italien und zu Deutschland, welche Gregorovius unter den zeitgenössischen Schriftstellern feinen auszeichnenden Charakter verleiht. Nach dieser Seite schließt er sich in der Vergangenheit an Niebnhr und Bunsen, in der Gegenwart an Alfred von Neumont an, dessen verdienstvolle Forschungen während eines langen, größtentheils in Italien zugebrachten Leben ebenfalls beinahe ausschließlich der italienischen Geschichte gewidmet waren. Auch gegenwärtig wird Gregorovius' Leben und Schaffen wesentlich durch diese Doppelbeziehungen bestimmt. Den Sommer und Herbst pflegt er in Deutschland zu verleben, den Winter und Frühling bringt er im Kreise seiner italienischen Freunde, besonders in Rom zu. Ebenso hat er auch für feine späteren schriftstellerischen Arbeiten, nach der Vollendung der „Geschichte Roms im Mittelalter“, seine Stoffe noch immer meist in Italien oder in den Beziehungen Italiens zu Deutschland. Daß er nach der Vollendung seines Hauptwerks nicht müßig war, beweist die einfache Erinnerung an die Reihe der seit seinem Niederlaß auch in München von ihm erschienenen Schriften. Im Jahre 1876 gab seine Monographie über „Lucrezia Vorgia, nach den Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit“ ein auf Quellenforschung gegründetes interessantes Charakterbild jener Epoche Papst Alexander VI., die er in geringerem Umfang bereits in seiner Geschichte Roms dargestellt hatte, und vor Allem eine Anschauung des Charakters Lucrezias, welche in manchen Dingen neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung dieser räthselhaften, zum Theil mythisch gewordenen Persönlichkeit eröffnete und, wie italienische und französische Uebersetzungen des Wertes bewiesen, auch im Auslande Beachtung erregte. *) Vergl. „Wandcrjahrc“, IV. 373 f.

Ferdinand Gregorovius, 23?

Das Jahr 1877 brachte unter dem Titel „Apulische Landschaften“, den letzten Band der „Wanderjahre in Italien“. Neminiseenzen der Hohenstaufischen Herrschaft in Süditalien verleihen diesem Schlußbaud ein eigenartiges Interesse; zugleich erschloß Gregorovius in demselben in künstlerisch abgerundeten Bildern Anschauungen der fernsten südöstlichen Gegenden der Halbinsel, bis nach Lecce und Tarent hin, die vorher laum je von dem Fuße nordischer Wanderer betreten waren. Im Jahre 1880 veröffentlichte die Familie von Humboldt die Briefe Alexanders an seinen Bruder Wilhelm; Gregorovius übernahm auf den Wunsch jener Familie die Herausgabe, und versah sie mit der biographischen Einleitung: „Die Brüder von Humboldt“, ohne seinen Antheil an dieser so schätzbaren Publication mit seinem Namen zu bezeichnen. Hierauf folgte in demselben Jahre die auf Quellenforschungen gegründete Schrift: „Urbau VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser“ — eine merkwürdige Episode päpstlicher Diplomatie aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die von Gregorovius selbst auch in italienischer Sprache abgefaßt und in Nom herausgegeben wurde. Schon vorher hatte er in Rom, auf Veranlassung des ihm verliehenen Bürgerrechts, die Abhandlung H2ouui csuni 8u11» citw<liu»ii/H Nonmuu geschrieben, eine geschichtliche Skizze des römischen Bürgerrechts im Mittelalter, die in den Verhandlungen der Römischen Akademie der Wissenschaften erschien. Die Verhandlungen der München« Akademie der Wissenschaften brachten von ihm während desselben Zeitraums den von ihm zum ersten Mal edirten Bericht des Bayern Gumpfenberg von der Eroberung und Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte im Jahre 1527, und eine Abhandlung über die diplomatische Thätigkeit der beiden Crivelli, Residenten Bayerns in Nom im siebzehnten Jahrhundert; dann, als Frucht einer im Jahre 1880 unternommenen Reise nach Athen, „Die Mirabilicn Athens“, ein merkwürdiges historisches Seiten»stück zu den Mirabilien Roms. Eindrücke derselben Reise legte Gregorovius in den meisterhaften Schriften über Corfu und „Athen in den dunklen Jahrhunderten“ nieder, die auch ins Griechische übersetzt wurden. Seine alte Kunst historischer Charakteristik und Landschaftsmalerei bewährte ei endlich von neuein in der 1882 erschienenen gleichfalls in Athen über»setzten Monographie „Athenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin“, einem Werl, das über den Kreis seiner früheren römischen Studien nach Athen, Konstantinopel und Jerusalem hinüberspielte, wenngleich das Auf»tauchen der Athencns in den Römifchen Geschichten des fünften Jahrhunderts ihm die erste Anregung dazu geboten hatte. Bald nach dem Erscheinen der „Athcnais“ unternahm Gregorovius eine Reise in den Orient. Ob er geneigt sein wird, die Erfahrungen auch dieser Erweiterung seines Gesichtskreises über den Schauplatz der östlichen Cultur wissenschaftlich zu verarbeiten, muß die Zukunft lehren.

Ein Theaterkind.
von
Franz Popper.
Uebersetzt von
Ferdinand Hiller.
— «Öl». —
wo!,! «iff! « sich, daß einem dunleln Vn,
So«ffieur der Vater, Pförtnerin die Mutter,
An einer wohlbekannten großen Villhne,
Die arge Schicksalsschläge schon erduldet.
Den Eulen gleich, die hell seh'n in der Nacht,
So lebten jene beiden dort vereint,
verlassend nimmer ihre dunkeln Zellen,
woher sie einst gekommen, keiner wüßt' es!
Ein Kind entsproß der Ehe, sah das licht,
Das Gaslicht wohlverstanden, eines Abends,
Zur stunde, als der Vorhang aufgezo-gen
ward, zum Veginne eines neuen Stückes.
Der Mann aus seinem hosten, weit entfernt
vom lager seines Weibes — aber sie
Gedachten ihrer, die sich wand in Schmerzen,
Die Damen des Theaters — hielten wacht
Abwechselnd, wie die Tccnen es erlaubten,
Geräuschvoll, eilig die Mansard' ersteigend.
Und als vorüber jene schwere Stunde,
Venutzte die Naive den Moment
In welchem sie, beschuldigt vom Geliebten,
Zu Voden stürzt, von Jammer überwältigt,
Um nah' an das Soufsteurloch zu gelangen
Und dem besorgten Vater zuzufüßtern:
„Veruhigt Euch, es ist ein Tochterlcin!“
Es war ein Abend, glücklich und erfolgreich;
Das Melodram — voll Unsinn und voll Greu'l,

Ein Theaterkind. . 35H
Zweihundert volle Häuser sollt' es machen.
Der Mutter und dem Rinde ging es gut, —
Doch war's dem Vater eine schwere sorge,
Und um in etwas ihn zu unterstützen
vereinigt' sich die heit're Künstlerschaar
Des ersten Augenblickes Noch zu lindern.
Die wiege ward geliefert vom Inspector,
Das Saughorn aber gab galant und witzig,
Der komische Alte, der ein starker Trinker.
Denn alle schenkten ihre lieb' der Kleinen
Und Antheil nahmen sie an ihrem loos.
Adele soll sie heißen — so beschloß man,
Weil einst ihr Vater, der in besserer Zeit,
wie er erzählt, als junger Springinsfeld
Den Antony, Adelens Freund, gespielt.
Die Taufe hatte statt. Veruhigt sah
Nunmehr die fromme Truppe ausgestattet
Mit einer Eintrittskarte für den Himmel
Die Kleine, die als Kind sie adoptirt.
Ihr Vathe, leo, erster Heldenspieler,
Entfachte die Vewunderung des Küsters
Durch seine ernste, tiefe Frömmigkeit.
Das Fest verlief in wohlgelung'ner weise;
Man fuhr zum Gabelfrühstück nach Asnires,
Zum Schauspiel war man in f>aris zurück.
Mit lustgeschrei begrüßten die Gamins
Die heit're Schaar, in wagen eingepfercht —
Und Vonbons wurden dem j?ompier gespendet.
II.
Die Mimen haben stets ein gutes Herz,
Man stritt sich drum, das kleine Ding zu pflegen.
Die Einen ließen Süppchen vor ihr springen,
Zur Vrobe brachten And're sie herab.
Die Duenna, bis sie an die Reihe kam,
Geduldig wiegt' das Kind sie auf den Armen,
Und wenn das Stichwort ihr gegeben ward,
An die Soubrette gab sie schnell es ab.
Kaum war dir Kleine achtzehn Monat' alt,
Als Madame Armand, die der Stern der Vühne,
Sie gehen ließ allein, zum erstenmal,
Die ersten Schritte leitend auf den Vrettern.
Doch welch' ein Siegsgeschrçi ward angestimmt,
Als eines schönen Tags Adele, plötzlich
Gehorchend den Befehlen jener Dame,
Den Eingang fand durch die bemalten Thüren,
Zum Garten hier und dort zum Hof des Schlosses,

3H0 Eoppöe — Miller.
Das aufgebaut war für ein neues Schauspiel.
Nun fing sie an zu plaudern und die Mimen
Sie lehrten Melodramensprüche sie,
Und als sie kaum Papa, Mama gestammelt
versuchte sie zu lallen: „Hohe Götter
verlaßt mich nicht in meiner Noch!" So mächtig
Erwies sich die poet'sche Atmosphäre!
Jedoch Frau Armand, fromm auf ihre weise,
Sie lehrt auch beten sie, und wenn ein paar
In liebesglück verstummte dort im Walde,
Da hört es murmeln hinter der Loulisse,
Ein Stückchen Mer nobler, kaum verständlich.
Und es geschah wohl, daß ein heilig wort:
„Erlös' uns von dem Uebel!" oder „Amen"
Geflüstert wurde zu dem Monolog
Ves Treu und Glauben höhnnenden verrätheis,
So lebt Adele bis zum sieb'ten Jahr —
Sie fühlt sich glücklich, so geliebt zu sein,
Und fand natürlich all' die Unnatur.
Raum schaute sie den Himmel und die Sonne,
Sie spielt' im Dunkel, wie ein Schmetterling,
In einer flüstern Kammer eingfangen.
Zu jener Zeit ging's uns'rer Vühne schlecht,
Der Sommer war erstickend heiß — man spielte
Durch lange Wochen stets vor leeren Ränken,
Die Menschen zogen vor, bei wein und Vier
Allabendlich Musik im Frei'n zu hören,
Ein Melodram, das prachtvoll ausgestattet,
Es brachte nicht einmal die Kosten auf.
Und eine Feerie macht schmäählich Fiasko.
Den Kopf verlor nun gänzlich der Director,
verfolgt von Zetteln des Gerichtsvollziehers —
Der arme Mann! Es war kein scharfer Kopf!
verzweifelnd wollt' zn guten Stücken jetzt
Er seine Zuflucht nehmen — ja er dachte
Ein Crauerspiel in Versen — aufzuführen!
Jedoch sein Regisseur rieth davon ab.
Mit sanfter Stimme sagt' er dann: „Mein Herr,
wie wär's, wenn wir „die Waise" wieder brächten?"
Er schlug sich an die Stirne, rufend: „Das ist's!
„Die Waise" wird uns retten aus dem Abgrund." —
Es war ein altes Voulevard'Melodram
Das Zauberkraft besaß, den Augen Ströme
von Thränen zu entlocken — schon der Name
Genügt' die spröde Menge anzuzieh'n.

Ein Theaterkind. 3H<
Doch zu besehen war die Waise schwer,
Ein Zartes Kind, von Schürfen einst gestohlen,
Sechs Jahre alt, gefühlt und anmuthsvoll,
von grauenhaftem Unglück stets verfolgt.
Vis es im vierten Act die Mutter findet,
„wer kann das spielen?“ sagte der Virector,
„Die kleine Stella schuf dereinst die Rolle,
Nun ist sie Gattin, Mutter zweier Kinder;
wo fänden wir ein solches Mädchen jetzt,
Zu spielen so geeignet und zu sprechen?“
Der Regisseur mit einen, schlaunen Vlick
(Er war ein Renner) sagte: „Nehmt Adele!
S' ist ein Theaterkind, ich steh' für sie —
Sie wird gefallen — seht, ich wag 'ne wette!
Das ^-L «2 schon lernt sie auf den Vrettern,
Ergriffen ist sie leicht von jedem Nichts,
Die Komödiantin liegt im Alute ihr.
Geboren ist sie für die Nühue, reizvoll
wird der Theaterputz dem lärvchen steh'n."
wie träumend sagt der Unternehmer: „laßt
Es uns versuchen — Gott wird mit uns sein."
IV.
Die Titelrolle gab man nun der Kleinen;
Begann die ersten Proben abzuhalten.
Die Eltern hatten Scrupel — allzu schwächlich
Sei jetzt Adele noch — und allzu klein.
Jedoch ein täglich Handgeld von zehn Franken
verscheuchte schnell die Sorgen und die Angst.
Vehaglich wurd' es jetzt im kleinen Haushalt;
Und aus der löge stiegen Wohlgerüche
Herauf zur Vühne von geschmortem Vraten,
von Schroten mit Kastanien — und das Kind,
vor Freude muß't es sich zu halten kaum.
Nun endlich sollt' es selbst Komödie spielen,
In einer eignen, einer großen Rolle I
Geschminkt wird sie nun werden, costllmirt! —
Der alte Regisseur stndirt' mit ihr,
Und als sie auf der Probe sich gezeigt,
war jedermann des Sieges sicher. Denn
Die Kleine sprach wie eine junge Mars —
Und zuzuhören wußte sie vortrefflich,
Sogar mit einem Ausruf schon zu wirken.
Jetzt mußte die Reclame spielen — es
Velagert' der Director jede Zeitung,
war auch das alte Drama dumm und schlecht.
Die Sprache niedrig, sicher war er doch,

2H2 Eoppöe — Hiller.
Nun alles wieder auszugleichen, schnell
Den Abgrund seiner Schulden auszufüllen.
Adele prangte auf dem Anschlagzettel
Hoch über Frau Armand und über leo;
Das war zu arg! und von dem Augenblick
ward keines Wortes mehr das Kind gewürdigt
von der, die ihre schritte einst gelenkt —
Herr leo drohte gar mit einer Klage!
Jedoch man gab das 5tnck — welch ein Erfolg!
Adele trat hervor und sah und siegte.
In Wahrheit war die Kleine wunderbar,
Nicht glich sie jenen armen «Kreaturen
Die Papageien gleich herunter plappern
was ihnen eingepfropft und was zur Folter
Dem Hörer wird und ihnen selbst zur Vual.
Sie lebte ihre Rolle, spielte nicht,
Die Künstlerin war staunenswerth und doch
Nlieb sie ein Kind mit allen seinen Reizen.
Ein Thränenstrom ergoß sich in dem Hause,
wenn elend selbst und hungrig, sie den Armen
Die Vlumen schenkt, die sie sich abgepflückt.
Hervorruf ohne Ende — zwanzig öträüße
Vedeckten sie und langsam siel der Vorhang.
Man schluchzte, schrie, rief: Bravo, Vrava, Vravi!
Und eine Königliche Hoheit, die
Varis besuchte, ging sie zu umarmen
In Gegenwart von zehn Verichterstattcrn.
Ein Wahnsinn war's! Doch bracht' er Massen Goldes.
Und hochgepriesen wurde der virector
Vb seiner feinen Rase — bald bezahlt er
5ein ganzes Personal, dem er verschuldet.
Die «plaque wird entfernt — erhöhl der Eintritt
Und das Vrchester gänzlich ausgeräumt.
Die feine Welt, die sonst dem Hause fern
Geblieben, schmückt es jetzt in vollem 2taat,
Die Feuilletons alle sprachen von Abelen,
Erzählten jedes wort, das ihr entschlüpft,—
Und der Eassirer rieb sich froh die Hände,
V.
Frohlocken wir nicht allzu früh, denn ach!
Das anmulhsvolle Wunderkind, da liegt es
Elendiglich — im Auge schon den Tod. —
Inmitten aller Vlumen und Geschenke,
Verauscht, bethört, in ew'gem Feste lebend,
Klagt oft Adele, daß der Kopf sie schmerze,
Ein schauer schüttelt häufig ihren Körper,

Ein Thcaterkind. 14Z
Dann fährt sie mit der Hand sich an die Stirn,
Und scherzt- „Es ist vorüber!" Lines Abends
Jedoch, als ihre große Scene sie
Veendigt, war ihr Antlitz so entstammt
Daß alle Andern sie erschreckt betrachten,
Vis einer, ein berühmter Possenreißer
Sie fragt: „warum bist Du so stark geschminkt?"
Doch sie, die Stirne lcis' berührend, spricht:
„Ich habe keine Schminke, — aber Schmerzen".
Sie spielte weiter — in der Nacht jedoch
Erkrankt sie schwer, gepackt ?on FicberglInthen.
welch Mißgeschick! — Zwar ohne langes Zogern
vertraut' man ihre Rolle einer andern —
Umsonst — der Veifall schwand — das Haus blieb leer.
Der Arzt, er fürchtet für Adelen's leben.
wie steht's mit ihr? so fragt besorgt ein jeder,
Doch wärmsten Anthcil zeigte — der Director.
In seine Wohnung hatt' er sie gebracht
Und pflegte sie mit väterlicher Liebe,
Die Nächte bei ihr wachend, legte Eis
Mit eig'ner Hand ihr auf den kranken Kopf
Am Kleinsten auch ließ er es nicht gebrechen. —
In einer Nacht, sie lag in, Fieberwahn
Und glaubt' zu sprechen mit dem Kassenschreiber,
„Hat man mein Vildniß heute oft verlangt?
Und war das Haus, wie sonst wohl, ausverkauft?"
So fragt sie — und man glaubte sie verloren —
Allein der Doctor ruft: „Sie ist gerettet!"
Und wirklich, nach vier Cagen ging's ihr besser.
Da strahlt in Freude alles um sie her;
Nun wird das theu're Kind man wieder schau'n,
„Die Waise" wieder geben! — Die College«,
vor ihrem Veite waren sie versammelt;
Ein Glas ergreifend, welches der Director
Mit feinstem Vordeaur freundlich angefüllt,
Erhebt Adele sich und lächelt hold
Und spricht: „Euch trink' ich's — Euch gehör' ich wieder!"
VI.

In Eile wollte man beginnen jetzt
Zu spielen — doch gerathen schien's dem Arzte
vorher ihr eine Woche noch zu gönnen
Damit in freier luft sie Stärkung fände.
Ein reicher Fabrikant von falschem wein,
Senator auch und ein gewandter Schwätzer,
Elorindens, der Eoquette, hoher Gönner,
Vesaß in Eourbevoie ein grünes Hüttlein,
Nord »nd Lud. XXIIl. «3. 24

5HH Lopp^ -e-Hiller,
wo man Zu zwei'n sich wohl befand. Clorinde
Vot an, sogleich das Rind dorthin zu bringen,
Damit es seine Kräfte wieder stähle
Zu neuen Kämpfen und der Kunst zurück
Gegeben, die Theaterkasse fülle.
Man einigt sich »nd läßt die beiden zieh'».
Clorindens Villa war nur klein, jedoch
Li» Garten voller Frühlingsblume!! lag
vor der Veranda weithin ausgedehnt,
von warmer Lunisonne hell beschienen.
Dort angelangt, rollt' einen tehnstuhl man
Hervor — er nahm Adele» auf — sie wurde
In weichen Oolstcrn ganz und gar begraben.
Als nun das frische Vild sie vor sich sah,
Gewohnt an falsche Vlumcn nur, an's licht
Des Gases, rcfiectirt vom Glase, rief
Sie aus: „sieh da, das gleicht, ja auf ei» Haar
Dein fchönen j?ark am <Lnd' des vierten Actes!"
Doch überströmte bald die Wonne sie
Des Vrtes, wie sie keinen je geseh'n!
Durchdrungen von der holden Sonnenwärme,
Verauscht vom Duft der Vlüthen ringsumher,
Schloß sie die Augen, lispelnd: „G, wie köstlich!"
Und hingegeben süßer Mattigkeit
war sie vom Sitz »icht wieder zu entfernen.
V Gott, wie war das schön und gut und lieb!
Jedoch ^lorinde, die zur Seite stand,
Sie war bestürzt von ihrem wirren Vlickc.
„Gch'n wir in's Haus, Adele —" „oh noch nicht,
Hier lass' uns bleiben bis zum Abend, bitte!"
Und als die Sonne war am Untergehen
Erhob sie sich — doch weh! ei» leiser Schauer
Durchbcbt sie, als sie sich auf's lagcr warf. —
Die freie reine tust, die Sonnenflamme
Des Iunitages, allzu stark berührt
Ihr zartes Wesen — neue Fiebergluth
Erfaßt sie in der Nacht — sie redet irre,
Zur Klarheit kehrt ihr Geist »icht mehr zurück,
Und als der Morgen graut', war er entfloh'».
5' war eine Vlumc, blühend nur in, Schatten,
Der erste Sonnenstrahl gab ihr den Tod.

Der römische Kestner^).

von
G. Mejer.
— Göttingen. —

il haben Kestncr bis in sein einundfünfzigstes Jahr, das zwölfte,
das er als Diplomat in Rom lebte, begleitet. Er hat die ewige
Itadt dann, von Reisen abgesehen, nicht mehr verlassen,
selbst seine 1827 in der Via Gregoriana, Palazzo Tomati, ge-
nommene Wohnung, ans deren Fenstern er das ganze Rom bis zu den
Pinien des Ianiculus hin übersah, nicht mehr gewechselt. Dort hat er erst
als Geschäftsträger, später als Ministerrcsident, und zugleich accreditirt am
neapolitanischen Hofe, bekleidet mit den seiner Stellung entsprechenden
Ehren, gelebt; die eisten zwanzig Jahre nach 1828 in äußerlich und inner-
lich mit ruhigem Gleichmaß sich fortbewegenden Verhältnissen, und als 1849
die hannoversche Gesandtschaft aufgehoben ward, hat er die gewohnte römische
Existenz nichtsdestoweniger nicht aufgegeben. Vis er am 5. März 1853,
wenige Monate nach angetretenem sechsundsiebenzigsten Jahre, in Rom vom
Tode ereilt ward.

Dennoch ist aus diesem gleichmäßigen Fortleben nicht Weniges zu
erzählen; die Ordnung, in welcher es geschehen mag, entnehmen wir von
Kestner felbst.

In den Briefen an seine Verwandten kommt er wieder und wieder zurück
auf die Vielbeschäftigtheit, in der er umgetiiebcn werde, und über die er
zwar klagt, an der er aber auch sich freut. In einem Briefe an seine
Schwester vom 8. Februar 1829 sagt er darüber: „Meine Geschäfte sind:
1. die eines Gesandten, in Berichten, die ich mache, Reskripten, die ich
empfange, politischen Betrachtungen, die ich suche und austheile, Materialien,
) Sichc „Nord und 2!id“, Mciiz und August 1882.

-_>I'

3Hü V, Mejr in Göttingen.
die ich sammle, — 2. eines maitro ll<? ^lai^ii-, indem ich durch meine Be-
kanntschaften und meinen Rang mehreren Hunderten zu ihrem Vergnügen
verhelfe, sie einführe und empfehle, und Empfehlungsbriefe empfangen, —
3. eines Hofmaischalls, indem ich die Vornehmsten am päpstlichen Hofe und
dem Papste selbst vorstelle, bis seht Maren es den Winter siebenzehn, —
4. bin ich Mensch, indem ich Gelerntes und Gedachtes empfangen und gebe,
und Vornehmen und Geringen, soviel ich kann, aus der Noth helfe, und selbst
im Wirrwarr auch die Studien nicht ganz versäume. Daß ich hierin lehr
Noth leide, kannst Tu Tir denken; wenn nicht auch Tas Studium genannt
werden tan», den manchen Unterrichteten zuzuhören." In anderen Briefen
gliedert er den letzten Punkt noch weiter, indem er sich, wenn auch nicht
ohne bescheidntlich hinzugefügtes Fragezeichen, einen Gelehrten und einen
Künstler nennt, oder auch seine römischen Lucalbcziehungen besonders zählt.
In der Aeußcrung von 1829 schildert er näher, wie unter so vielfachen
Anforderungen der Tag ihm durch die Finger laufe, wie er von Emladliugen
überhäuft sei — „drei, vier, sechs zum Diuer auf denselben Tag, und kein
Abend vergeht, wo ich nicht zwei, auch noch mehr Engagements habe". —
wie er schon jetzt beim sechsten Hundert verbrauchter Visitenkarten sei, u. s. f.
Ter größte Theil seines Lebens sei Umgang; „und man möchte mir vor-
werfen, daß ich einer so großen Ausbreitung desselben mich nicht entziehe."
Aber „steht man einmal zwischen Hunderten Umgangsbehrsscner. wie wäre
es thunlich, sich mit einem Theile einzulassen nnd den andern loszuwerden?
Für unmöglich muß außerdem anerkannt werden, gegen Menschen, denen
man gut ist, und denen man Verpflichtungen hat, sich rauh zu benehmen."
Und ein anderes Mal (24. Jan. 30): „Ihr werdet fragen, warum ich
mich, gegen meine Natur, so frivol dem Strome überlasse. Tics fragte ich
Anfangs mich selbst. Aber als ich versuchte, eingezogener zu leben, sah ich
an hundert Verlegenheiten, daß es für einen Diplomaten nöthig ist, sein
Ohr und Auge dem Getümmel zu verkaufen, dem er selbst verkauft ist."
Achuliches sagt er häufig.
Uebcrblicken wir nun den Umkreis seines Lebens nach jenen vier von
ihm selbst unterschiedenen Seiten, deren Grenzen allerdings ineinanderlaufen.
Seine politifchen Gefandtschaftsgeschäfte waren nicht umfassend: neben
kirchlichen Speditionen und der von Zeit zu Zeit nöthig werdenden Besorgung
der päpstlichen Confinnationsbullen für einen Bischof, die nicht allemal leicht
war, hatte er Berichte zu erstatten über die Lage der Dinge im Kirchen-
staate und überhaupt in Italien, die er stets mit großer Sorgfalt abfaßte.
Vis zu dem Regierungsantritte Ernst Augusts trugen ihm diese Arbeiten
wiederholte und warme Anerkennung von Hannover ein; dann aber vergingen
nicht weniger als elf Jahre, bis ihm der König einmal seine Zufriedenheit
ausdrückte. Für den Geschmack der hannoverschen leitenden Männer dieser
Jahre war er zu liberal; wäre der Geheime CabinetZrath von Falke nicht
gewesen, so würde er wahrscheinlich schon damals beseitigt worden sein: da

Der römische Rest »er. IH7

in den Augen des auswärtigen Ministers Herrn von Scheele ein bürgerlicher Diplomat ohnehin zn den Anomalieen gehörte. Er schickte dann Kestner wenigstens einen, an den Arbeiten doch nicht Antheil nehmenden adeligen Secretair. Was aber Kestners Liberalismus betrifft, so war diese Gesinnung, so wenig sie ihm den Charakter einer ausgeprägten politischen Persönlichkeit gab, nach Art und Farbe genügend erkennbar.

Zwar in den Jahren 1830 fg. äußert er sich noch überwiegend erschreckt; obwohl über das Eonclave, das am Jahresschluß statthatte, im Januar 1831 das Wort vorkommt: es „treibe sich mit Miniaturintriguen in der colossalen Welt“, und am 16. Julius es über die von den Oesterreichern im Kirchenstaate gestiftete Ruhe heißt: „ich glaube, daß sie sich noch erhalten kann, aber nnr als Aufschub. Die Interessen sind zu getheilt, das Princip der Stabilität und des Absolutismus im Nordosten, der Freiheit im Westen; und dieses hat zu viel Anhänger, als daß sie nicht austoben sollten. Die Lava des polnischen Vulcans wird auch nicht ermangeln mit ihrem edeln Feuer umher zn entzünden.“ Iudeß damals flüchtet sich der Erschreckte noch in die Einsamkeit und die Natur: „ich schreibe, lese und zeichne, und habe in der letzten Zeit viel Leidenschaft für Landschaften bekommen. Die Zeiten weifen zu sehr auf den Umgang mit der Natur hin; denn diese ist doch noch wie sie war vor Jahrhunderten, und wenn man seinen Beruf mit Eifer erfüllt, und seinen Nebenmenschen hilft und nützt, wo man kann, so giebt es nichts Erlaubteres, als dem edelsten Genuß zu leben, welcher für eine Art von Menschen, zu denen ich gehöre, eine Art von Beruf ist.“ — Vor einem Könige als solchem hat er nicht besondere Ehrfurcht: „Der König von Griechenland,“ schreibt er 27. Tecember 1832 bei dessen Anwesenheit in Rom, „ist ein gutmüthiges, bayrisches Bürschchen.“ Ueber des holländischen Generals Chasss damalige Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen gegen eine französische Uebermacht freut er sich; „denn die Sache gehe wie sie wolle, so bleibt ein gutes Princip, womit ich die Festigkeit des Charakters meine, niemals ohne gute Folgen.“ Um jene Zeit ist, ihm empfohlen, Gervinus in Rom: „ein trefflicher, gelehrter, besonnener, höchst gesunder Mann, von Herz und Kopf.“

Im Jahre 1848 klingen Kestners Aeüßerungen entschiedener. Bunsens und Usedom's Einflüsse sind merkbar; denn letzteren meint er (1. April) mit dem einsichtsvollen Manne seiner engsten Intimität, „der mir mit Schmerz Alles vorhersagte, was in Berlin geschehen würde, da der König leine verständigen Nathgeber hören wollte. Heute Gottlob! sehe ich aus den eben ankommenden Berliner officiellen Blättern die Versöhnung zwischen König und Volk, und schöpfe wieder Hoffnung für Deutschland, da der König auf ein Mal das Gegentheil von dem thut, was vorher das schreckliche Unglück herbeiführte. Er stellt sich an die Spitze der Bewegung, und kann es jetzt kräftiger,“ u. s. w. „Auch bin ich über Hannover beruhigt, da der König Alles zugegeben hat.“ In der französisch-republikanischen

3H8 V. Mejer in Göttingen.
Verwaltung von 1848 erkennt er (27. Juni), im Gegensätze zu der von Louis Philipp, die „Rechtlichkeit“ an; doch sei dort ein „einendes Indivi» duum“ nützig. „Dies vermisse ich, neben aller Achtung vor den Einsichten einiger Wenigen, auch in Frankfurt. Und bevor ich dort nicht eine Gestaltung einer essentiellen Wirkungs-, Beschließungs- und Vollziehungsgewilt sehe, habe ich kein Vertrauen zu irgend Etwas, das man dort zu backen und zu brauen sich versammelt hat. Wozu nützen dort alle Berathschlagungen über mancherlei das einstige politische Ganze betreffende Punkte, als Zoll. Marine. Rechte eines jeden Deutschen u. f. w., so lange die politische Person — ich meine das scharf gezeichnete vereinte Teutschland — noch nicht vor unfern Augen dasteht.“ Aus Usedom, der dort war, „Mittheilungen sehe ich, in welcher Verlegenheit man ist, dem Ganzen cineu Kopf, ich meine ein Haupt zu geben, und meine Privatansicht ist, daß hieran die Sache scheitern wird.“ Kestner war in Hannover mit Männern in Zusammenhang, in denen Rehbergs Anschauungen fortwirkten, ferner mit Geruinus und Genossen, mit Bimsen, mit Usedom; er verkehrte viel mit Engländern, hatte Beziehungen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dies Alles bezeichnete und bedingte seine politische Meinung-, aber immer bleibt merkwürdig, was er so früh über die Frankfurter Vcrfassungspläne sagt. Mochte man in Rom isolirt sein: in gewissem Sinne konnte man sich dort im Mittelpunkt der Welt fühlen; und so also nahm sich die Frankfurter Nationalversammlung von da angesehen aus. Aeußerlich hing mit Kestners diplomatischer Stellung auch die zusammen, welche er am Archäologischen Institute einnahm; innerlich war sie aus edleren Wurzeln, nämlich aus der echten Liebe zur antiken Kunst, von der er begeistert war, erwachsen. Ad. Michaelis hat in seiner schon wiederholt angezogenen Denkschrift mit dramatischer Lebendigkeit die Vorgänge geschildert, in denen jenes Institut aus der hyperboräischen Gesellschaft, deren wir gedachten, hervorging; und wer für folche Dinge ein Herz hat, der wird dabei, wie nach cijem spannenden Roman, die Wohlthat der Lösung nicht ohne Rührung empfinden. Hier kann daran nur erinnert, und die noch vollständiger aus Gerhards Hyperboräischen Studien (2, 312. f.) ersichtliche Anthcilnahm Kestners berührt werden. Während mit seiner Hülfe Stackelbergs Wert über den Apollotempel endlich fertig geworden, das erste Heft der griechischen Trachtenbilder, welche einen Theil der Kosten decken sollten, erschienen war, hatten die hyperboräischen Freunde den Schatz noch unbekannter Alterthümcr in der Umgegend von Neapel und Rom, namentlich von fast überwältigenden Reichthum daran, den das südliche Etrurien aufwies, immer mehr ermessen gelernt; und zuerst war es Gerhard, der ein Tammel» wert „Antiker Bildwerke“, das diesen Reichthum darzustellen bestimmt war, bei Cotta herauszugeben unternahm. Dieser ließ indeß schon das erste Heft unvollendet. Dann stellten die Freunde vereint ein Doppelheft Nonumeuti l,mti«. '1ii incăiti clolla 8o^tü I^erboreo-liomnllÄ zusammen: Cotta setzte auch

Der römische Kestner. 3HH
dies Unternehmen nicht fort. Hierauf waren es — zu einer Zeit, wo Panofka und Gerhard uicht in Rom weilten — Kestner und Stackelberg allein, die, als von ihnen Ausgrabungen in der Umgegend von Corncto angeregt, und dabei die erste» ctrustischcn Wandgemälde, Darstellungen von großem Kunstwerlhc, entdeckt wurden, nicht blos die Stellung des Elfteren für deren Erhaltung benutzten, fonderu auch (Herbst 1827) „mit einer Wochen hindurch im feuchte» Dunkel dieser Grabkammern geübten Ausdauer" sorgfältige culorirte Zeichnungen des ganzen Fundes eigenhändig ausführten. Wieder blieben dieselben, in München lithographirt, in den Cotta'schen Magazinen: diesmal nicht ohne Verschuldung Stackelbergs. Nun faßte und vermittelte der junge Herzog von Luynes deu Gedanken, unter Erweiterung der Gesellschaft zu einer europäischen eine so wünschenswerthe Publication in Paris durch Panofka zu ediren; aber Panofka ging von da weg, und schon der Anfang der Ausführung stockte. Endlich gelang es Gerhard bei Gelegenheit der italienischen Reise des Kronprinzen von Preußen im Herbst 1828 dies künstlerische Gemüth der Sache zu gewinnen- der Mittelpunkt sollte nicht Paris, sondern Rom, das Institnt ein deutsches sein; der Kronprinz übernahm das Protectorat; Vuuscu, der sich an solchen der antiken Kunst zugewendeten Bestrebungen bis dahin nicht viel betheiligt hatte, den Vorsitz, und so konnten am 9. Deccmber 1828, an Winkclmanns Geburtstage, er, Kestner und Gerhard — Stackclberg und Panofka waren nicht mehr in Rom — mit Thorwaldsen und Fea zusammentreten und die Organisation des „Deutschen Archäologischen Institutes" berathcn, welches am 21. April 1829 eröffnet, die Pflanzstätte der fruchtbringendsten wissenschaftlichen Studien geworden und geblieben ist. Vunsen war Vorsitzender bis er von Run» wegging, dann (1838) folgte ihm wie selbstverständlich Kestner. Die Casa Tarpea entstand, und auf das Glückliche entwickelt konnte die Anstalt, indem sie in jährlichen Publicationen die Anschauung des Alterthums erweiterte, jenen Schaaren junger Gelehrten Anhalt «nd theilweise Unterhalt geben, die in Rom diese Dinge studirten. Später ist sie auch nach Athen verpflanzt; und man wird nicht zuviel sagen, wenn man behauptet, daß sie wesentlich geholfen hat, der archäologischen Wissenschaft ihre heutige Gestalt zu gewinnen. Ten Seinigen meldet Kestner von der neuen Stiftung und seinem An« theile daran 4. Juli 1829, und erzählt zugleich von einem mit Vunsen und Gerhard unternommenen Ausfluge zu Lucian Vonaparte nach Mussignano, die dortigen Sammlungen zu sehen; denn Prinz Canino sei bei seinen Ausgrabungen „auf eine unermeßliche Menge von nie gegrabenen Grabmälern und Grabeslammern gestoßen, so daß er binnen einem Jahre über 2000 gemalte Vasen, zum Theil von großer Schönheit, außer interessanten Gefäßen und sonstigen Alterthümern, gefunden hat. Wir wurden sehr artig von ihm aufgenommen, in seine» Grabungen von ihm herumgeführt und bewirthet. . . Wir fanden ihn in einem Hause von Reisern erbaut mitten unter seinen Gräbern und Ausgräbern, 80 an der Zahl, die Sachen einnehmend, die jede

350 V. Mejer in Göttingen.
Stunde gefunden wurden." Abends war man in seiner Familie, in angeregtem
Gespräche viele Ideen austauschend, und kehrte durch unerwartet schöne
Gegenden nach Rom zurück.
Auch wir lehren zurück zu den Kategorieen von Kestners Thätigkeit,
die wir ihn haben unterscheiden sehen.
Wenn er sagt, er müsse Vergnügensvermittler für viele Fremde und
für die vornehmsten Hofmarschall sein, so legte ihm Das die Pflicht des
Verkehrs auch mit einer Menge interessanter Menschen auf. Es wäre leicht,
einen Katalog der bedeutendsten Namen aufzustellen; ich beschränke mich, nur
Einiges daraus hervorzuheben, das Kestners Art und Weise zu bezeichnen
geeignet ist. — Im Winter 1828/29 war die Gemahlin des Herzogs von
Sussex und ihre Tochter Auguste von Este in Rom. Kestner schätzte die
Letztere (1. Januar 1829) für „eines der geistvollsten Mädchen", die er
kenne, „voll richtigen Taktes und Gefühls, brillant und voll der Lebhaftigkeit,
die unserer königlichen Familie eigen ist." Mit Lady Bluomfield und ihren
Töchtern, „der treuherzigen Henriette und der nicht genug, mit Hülfe aller
guten Geister, der Grazien und aller schönen Blumen in der Schöpfung zu
preisenden Georgine", sowie den Familien Phillips und Morier — letzterer
Verfasser des Haggi Vaba und einst englischer Gesandter in Persien, — beide
Familien gleichfalls mit je einer Tochter, machte er im Frühling 1829
(Brief vom 16. Mai) eine kleine Gebirgstour. „Diese vier Mädchen waren
wie ein Trank der Heiterkeit an der Quelle der Unschuld. Ich war in den
sonderbarsten Verhältnissen dabei. Ich werde nie alt, und alle Jugend
nimmt mich so an sich, als wenn ich noch zwanzig Jahre zählte; ganz so."
Im Iunius folgte die schon erwähnte Neise zum Prinzen von Canino. im
Julius ein Ausflug mit dem Major von Scharnhorst, im Herbst eine Bade-
reise nach Castellamare und ein Aufenthalt in Sorrent mit Nehbcrgs, dem
Grafen Voß und Anderen, denen er in Rom hülfreich gewesen war, und in
deren „Freundlichkeit" er jetzt „große Früchte kleiner Wohlthaten" genoß.
Seit dem Anfange des Jahres 1830 war Gräfin Julie Egloffstein in Rom;
„eine fo vertraute Freundin täglich wiederzusehen, ist eine große Begegnung,
und um so erheblicher, da man nach einer solchen Zahl von Jahren das
treubewahrte Vertrauen nicht allein wieder anknüpft, sondern auch vergrößert.
Keinen Augenblick bin ich ohne Freude über ihre Ankunft und Nähe"
(24. Januar). Sie ging Mitte Sommers nach Neapel. „Zu nichts ist sie
so sehr geboren, als zur Künstlerin; aber leider hat die viele Trivialität oder
doch Profllnität, in der sie Jahre lang sich herabziehen lassen mußte, ihren
Ausflug verhindert. Ich versuche, ihr das Hohe begreiflich zu machen; im
Bedeutenden, welches in geschicktem Machwerk erscheint, braucht sie keine
Anweisung" (5. September).
Am 13. November 1830 schreibt er: „Ende August und Anfang
Septembers war ich mit Vunsens in Frascati, wo wir ein Hans zusammen
haben und zusammen vergnügt und nützlich sind. Den October gingen

Der römische Kestner. II ^

Bunsens Illlesammt nach Neapel" u. s, w. Die Jahreszeit sei schön, aber diesmal offenbar ungesund: „in leinein Jahre sind so viel Fremde gestorben, als in diesem. Bei mehreren Kranken war ich mit der lebendigsten Teilnahme inteessirt, insonderheit die letzten zehn Tage bei einem jungen Landschaftsmaler Namens Prellcr aus Weimar, einem höchst, interessanten und lieben Menschen von dem ausgezeichnetsten Talente. Noch vorgestern war er sehr gefährlich krank; Gottlob! ist er seit gestern oder heute Morgen außer Gefahr, so hoffe ich. und so glaubt sein Arzt, der ihn schon ruhig dem anderen zur Sorge alleiu überlassen hat. Und denkt Euch, er bekam die natürlichen Blattern, obwohl er vaccinirt war; indeß, wie sein Arzt an seiner Narbe sieht, nicht hinreichend. Er war hauptsächlich meiner Pflege überlassen; d. h. Freunde hat er die Menge, aber Manche hatten die Blattern nicht gehabt, und Alle sind arm so wie er, und Jemand mußte da sein, der die Leitung der ganzen Pflege übernahm. Der italienische Arzt hat sich sehr geschickt gezeigt; er ist der, den ich, gegen das Vorurtheil Mancher, für den besten hier halte. Nun Preller ist hoffentlich gerettet, Gottlob! Aber ein Anderer, der ebenso nahe meiner Sorge anheim gefallen war, ist gestorben, der einzige Sohn Goethes."

Verharren wir einen Augenblick bei dem Falle.

„Ich hätte Ihnen, mein theueister und altbefreudeter Mann," so beginnt ein Brief Goethes an Kestuer vom 5. April 1830, „schon längst für manche bedeutende Sendung und wiederholte Gefälligkeit zu danken gehabt; die Zustände bewegen sich aber in meinen alten Tagen etwas zu geschwind um mich her, als daß ich auch in die Ferne alle Geneigtheit gehörig erwidern könnte. Jetzt tritt ein junger hübscher Mann bei mir ein, für Rom Abschied nehmend: und wenn ich denke, daß dieser nun bald in die Porta del Popolo einfahren wird, so werden mir jene Bezirke bis zur Rührung lebendig." Ter junge Mann war ein Sohn des verstorbenen weimarischen Hofbildhauers Kaufmann; Goethe empfiehlt ihn, dankt für Sendungen das Archäologische Institut betreffend, grüßt Bimsen und Gräfin Egloffstein, und übermittelt Grüße des Kanzlers von Müller, welcher unlängst in Rom gewesen war und mit Tank der dortigen Freunde gedenke. Der damals nahe bevorstehenden Abreise seines Sohnes nach Italien, er reis'te 22. April, erwähn't nicht; der Reisende sollte anch erst später nach Rom kommen. Be^ kanutlich nahm er, mit Eckermann, seinen Weg über Mailand nach Genua und ging von da allein weiter über Neapel nach Rom, wo er nur noch wenige Tage lebte. An Kanzler von Müller nun wendete Kestner sich 28. October 1830: „Theuerster Freund, sobald Sie diesen Brief eröffnet haben, lassen Sie es Ihr erstes Geschäft sein, sich aller Zeitungen und sonstiger mit dieser Post in Weimar angekommener Nachrichten zu bemächtigen, die dem herrlichen Greise, Gehcimrath von Goethe, beunruhigende Nachrichten aus Rom bringen tonnten; denn meine Vorkehrungen könnten fehlgeschlagen haben." Nach diesem Eingange erzählt er, wie August Goethe krank geworden sei. „Von

252 V. Mejer in Göttingen.

zwei treuen Freunden und Landsleuten bewacht, deren Einer der treffliche Preller war, „habe er ihn am 26. October Abends verlassen;" um zwei Uhr nach Mitternacht hörten die Wachenden einen tiefen Athemzug, und als sie ihn aufrichten wollten, war er ohne allen Kampf hinübergegangen. Keine Spur des Leidens ist in seiner ruhigen Miene zu sehen. Wollte Gott Ihnen Worte geben, welche dem Vater einen solchen Jammer erträglich machen, und es leiten, daß diese Nachricht die erste sei, welche zu ihm kommt." Am Todestage Abends machte Kestner an geeigneten Stellen in Rom folgenden Anschlag: „Unterzeichneter erlaubt sich zu bitten, daß der in letzter Nacht erfolgte Tod des Herrn August von Goethe in den ersten acht Tagen nicht nach Deutschland berichtet werden möge, denn um den Schrecken des Vaters über den Verlust seines einzigen Sohnes zu mildern, wird Unterzeichneter einem Freunde desselben in Weimar mit morgender Post den Trauerfall mittheilen. An die Cotta'sche Buchhandlung geht zu gleicher Zeit das Gesuch ab, dieselbe Sorge für den trauernden Vater auf die Zeitungen zu erstrecken. Die Beerdigung wird am Freitag dem 29. Oct. erfolgen, und der Leichenzug um halb acht Uhr von dem Hause Nr. 17, Via di Porta Salara (?) abgehen," In der That erreichte Kestner bei damaligen Verkehrsverhältnissen seine Absicht; in Göttingen z. B. kam eine Zeitung mit der Todesnachricht nicht früher als am 20. November an. Nach Mittheilungen, die Begräbnis; und Nachlaß betreffen, und einer Notiz über den Befund der Aerzte, nach welchem das durch vorhandene krankhafte Localdisposition vorbereitete Zerspringen einer Ader im Kopfe die unmittelbare Ursache des Todes gewesen war, fährt Kestner in feinem Briefe an von Müller fort: „In dem anliegenden Briefe habe ich mich der Pflicht zu entledigen gesucht, dem Vater die letzten Lebensumstände zu melden, die den Nachgebliebenen immer so theuer sind, und zur Beruhigung gereichen." Müller möge aber die Blätter erst dann übergeben, wenn bei Goethe das Verlangen, von solchen Dingen zu vernehmen, sich rege. Von diesem Briefe an Goethe liegt nur der Entwurf vor, der mit dem Danke für Goethes Schreiben vom 3. April beginnt, und dann die Zeit schildert, welche Kestner mit „Dem, den wir betrauern, dessen Freundlichkeit ihn mir so schnell befreundet machte", gelebt hat. Die ersten Tage von August Goethes Anwesenheit in Rom hatte Kestner Geschäfte, dann führte er ihn Freitags zu Thorwaldsen — die schöne Begegnung hat er in den römischen Studien geschildert —, in die Villa Albani und nach Maria Maggiore. Sonnabends hatte er ihn bei sich mit Thorwaldsen und Preller zu Tische. Sonntags und Montags führte er ihn über Albano nach Frascati. Auf diesem Ausfluge wurde der Gast krank, nach der Rückkehr mußte er das Lager suchen. Dienstags schien die Krankheit unbedeutend, in der Nacht auf den Mittwoch erfolgte jener rasche Tod. — Kestners Briefentwurf zeigt, daß seine Absicht war, mit einer in's Kleine malenden Ausführlichkeit dem Vater vorzuführen, wie die letzten Tage des Sohnes schöner und heiterer

Der römische Kestner, 353

Eindrücke voll und von der Sorge der Freundschaft umgeben gewesen seien; und unzweifelhaft war ihm das gelungen; denn Kanzler von Müller, indem er in Goethes Namen dankt, bezeugt die wohlthuendste Wirkung. Zugleich bestätigt er jene Kraft und Sammlung, mit welcher Goethe den Verlust ertrug. Tiefer erwiedert erst am 27. December: „Je länger ich aufschiebe, thuerster Mann, Ihnen zu schreiben, desto schwerer wird es mir, und möchte mir zuletzt ganz unmöglich werden, wenn ich mich nicht entschlösse, geradehin auszusprechen, wie es mir eben zu Sinn kommt. Es bleibt eine schwere Aufgabe, nach bedeutenden Unfällen sich wieder zu fassen und zu sammeln, da man denn erst später zur Besinnung kommt, wenn man dabei eigentlich den größten Dank schuldig ist. Es tritt dann zugleich die Ueberzeugung ein, daß Worte nicht hinreichen, denselben abzustatten. — Wenn ich mich zu Ihnen nach Rom denke, so muß ich mir den bänglich-zweifelhaften Zustand wieder vor die Seele führen, in welchem ich die acht vergangenen Monate verlebte. Mein Sohn reiste um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich; er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtbaren Felder, ihre bewunderungswürdigen Seen mit einem tüchtigen, frohen Antheil bereist und beschaut, war ebenermaßen nach Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blicke für Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner früheren mehrfachen Kenntnisse. Ebenso setzte sich's fort in Genua, wo er mit einem alten Freunde vergnüglich zusammentraf, und sich darauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte. Der Bruch des Schlüsselbeines, welcher zwischen gedachtem Ort und Spezia sich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest; aber auch dieses Unheil, sowie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, Beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, ertrug er mit männlich gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen, und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Cairara, einen längeren in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch konnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen. Hierauf war er, von Livorno mit dem Tamuschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturme, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackeren Künstler Herrn Jahn, der bei seinem Aufenthalte in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimirte. Seine Briefe von dorthier wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation; wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in dieser Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig. Eine Schnellfahrt nach

33H V, Mejer in Göttingen.

Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht beschwichtigen. Leider schließen sich hier Ihre freundlichen Behandlungen, Ihre Fördcrnisse, Ihre Sorgfalt, Ihre Beihilfe, Ihr Schmerz nn meine Briefschaften schmerz-lich an, und ich fahre nicht weiter fort, als um zu sagen, was sich von selbst versteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn nach seiner Rückkehr gesund und munter zu begrüßen, ihm seinen Thcil an gemeinsamen Geschäften, die Führung des Haushaltes, die Unterstützung seiner Gattin, die Erziehung seiner Kinder für die Zukuuft zu übergeben, dicfes Alles nunmehr lastend auf mir zurückbleibt, und ich täg-lich und stündlich mühsam veranstalten muß, was ich im Ganzen jüngeren Schultern zu übertragen gedachte. Fügen Sie hinzu, daß ich an meinen dichterisceil und wissenschaftlichen und sonstigen geistigen Arbeiten noch gar Manches zu ergänzen, zu ordnen habe, Manches redigircn, zurechtstellen, für die Zukunft der Meinigen sorgen muß, auch gegen die gesellige Außenwelt mich gewissen Verhältnissen nicht entziehen kann, so werden Sie Sich über-zeuge», daß ich ein operoseres Leben führe, als meinen hohen Jahren zuzu-mnthen billig ist. Da uns Erdebewohnern aber Kampf und Strauß bis an's Ende zu bestehen nicht erlassen wird, so überfiel mich am Schlüsse des vorigen Monats sogar eine bedenkliche Krankheit, von der ich mich schnell möglichst zn erholen das Glück hatte, und nun iu dem Falle bin, am Ende meiner Tage noch als wie zu einem neuen Anfange mich einzurichten. Hier muß ich fchließen, indem ich nochmals versichere, daß ich alles Das-jenige, was von römifchen Gönnern und Freunden meinem Sohne in den wenigen Tagen Ergötzliches und Hülfreiches geschehen, so wie das, was nach seinem Ableben veranstaltet worden, in seinem gründlichen Werthe vollkommen anerkenne. Denen Herren Vuusen, Platner, Riccardi" — der Arzt — „Thorwcüdsen und Allen und Jeden meine dankbarsten Empfehlungen; den guten und geschickten Prcller mit eingeschlossen, der, wie ich höre, auch von einer Krankheit angefallen worden. Haben Sie die Güte, einem so schönen Talente mit einsichtigem Rathe beizustehen." Das Geschäftliche werde Kanzler U. Müller besorgt haben. „Mich aber- und abermals dankbar an-gehörig bekennd," Indem Goethe unterzeichnen will, kommt ihm der erste Band der Bunsen-Platner'schen Beschreibung von Rom zu, und veranlaßt ihn, noch darauf und auf das Archäologische Institut Bezügliches anzu-schließen.

Am 9. Iunius 1831, nachdem „der gute Prcller", an dem er große Freude hat, i» Weimar wieder angelangt ist, schreibt Goethe an Kestner verschiedene artistische und antiquarische Aufträge, uud regt gegen den Schluß an, er wünschte, wenn es „thunlich und schicklich" sei, die Ruhestätte seines Sohnes „auf irgend eiue Art bescheidcntlich bezeichnet. Da der Bater, wie jene Elegie bezeugt, jenen Weg zu nehmen gewünscht, so ist es doch ganz eigen, daß der Sohn denselben eingeschlagen." Den hierauf von Kestner und den römischen Freunden für solchen Zweck gemachten Vorschlag

Der römische Rest »er. 253

nimmt er dankbar an: die bekannte kurze lateinische Inschrift stammt von ihm persönlich.

War allerdings Das wunderbar, was der greise Dichter hier hervorhebt, so war es auch das Zweite, daß dem Sohne Goethes von Lotteus Sohne die letzte lebenerheiternde Freundschaft erwiesen und ihm dann an jener einzigen Stelle das Grab bereitet ward. Ein Gemüth wie Kestner wurde tief dadurch ergriffen.

Iuweilen waren die Pflichten, die er sich auflegte, nicht leicht. So erzählt er, im Sommer 1836 habe er nicht nach Ischia gehen könne», „hatte mich auch nicht eine Zeit lang die Menschlichkeit daran gehindert. Denn hier war eine halbtolle Mutter mit eiuer ganz tollen Tochter von einer angesehenen Familie aus Sachsen-Gotha, welche verhungert oder eingesteckt sein würden, wenn ich Rom verließ; denn ich war der einzige deutsche Gesandte, der nicht abwesend war." Er stattete die Damen niit Geld aus und svcdirtc sie nach Hause. „Auch hatte ich eine unangenehme Geschichte, um Niepenhausen beizustehen, der von hiesigen Obrigkeiten ungerecht behandelt wurde. An diesen paar Worten Erzählung hängen unzählige unangenehme Augenblicke, die beide Geschichten mir gaben." (Brief vom 1. Januar 18.'17.)

Viel häusiger indes; war ihm das Helfen eine Freude. Eins der schönsten derartiger Vorkommnisse erzählt er seiner Schwester 29. November 1840: „Zu Anfang dieses Jahres starb ein berühmter Archäolog hier, Nibby, und ließ seine Familie von elf Personen ohne alles Vermögen. Obgleich, oder vielmehr da er unser", das ist, des Deutschen Archäologischen Institutes, „Feind war, so veranstaltete ich als Gencralsecretair des Institutes eine Sammlung in ganz Rom und bei den auswärtigen Mitgliedern, nnd brachte in einigen Monaten über 1700 Scudi zusammen, die ich, so wie es anging, zu Hunderten in die Sparkasse legte, welches noch außerdem den Vortheil hatte, daß die Römer, das Gouvernement, das Römische Archäologische Institut zu eben der Mildthätigkeit aufgeregt wurden; und so ist die Familie vom größten Elend in eine bequeme Lage versetzt. Und was noch merkwürdiger, die früher wegen Dürftigkeit des gelehrten, aber ungeschickten Vaters sitzen gebliebenen Töchter gingen nun ab wie warme Semmeln; denn ich gab jeder nach Verhältniß ihres Antheils eine Note, und habe vier in diesem Jahre anständig verheirathet; denn ich wurde nun durch die Umstände Vormund, und behielt eine unbeschränkte Gewalt zur Bestimmung über dies Vermögen." Es kam auch sonst nicht selten vor, daß Kestners Wohlwollen sich italienischer Nöthe annahm, mehr als einmal hat er Familienzwiste vermittelt, Bedrückungen oder sonstige Ungerechtigkeiten durch seine Verwendung beseitigt u. dgl. m. Das Vertrauen zu dem so lange in Rom heimischen „hannoverschen Minister" ging so weit, daß gelegentlich ein Apotheker aus einer kleinen Stadt des Kirchenstaates ihn um seine Intercessiou bat, weil der Neuangekommene Arzt den anderen Apotheker begünstige, und ihm schade.

256 G. Mejr in Göttingen.

In Rom waren es vor Allen die Künstler, denen er jeder Zeit zu helfen bereit war; nicht ohne ein Clement kameradschaftlichen Gefühles. Wie sehr er sich oft als ihrer Zunft ungehörig empfand, mag ein Geschichtchen aus Frascati andeuten (Br. vom 5. Sept. 1830), wo er mit Vunsen war: „Wie ich denn mit allen Leuten umgehe,“ schreibt er von dort, „so habe ich zwei Wochen sehr viel mit einer Bettlerfamilie zuge^bracht, von der der Vater mir ein? ungeheure Laus, das sechsjährige Kind einen beschwerlichen Katarrh mitgetheilt hat. Es gereut mich aber nicht, was ich an ihnen gcthan; denn es hat mir vier interessante Porträts eingebracht. Das Nind ist eine der edelsten Naturen, die ich je gesehen habe, und ich glaube, hält' ich ein weibliches Wesen um mich, so hätte ich's behalten. Ohngeachtet aller ihrer Blatterzeichcn, Narben tann man kaum sagen, fand ein Jeder die kleine Caroline Damiani fo reizend wie ich. Ich fand die Familie, noch eine Mutter und ein Säugling waren dabei, in einer Felsenhöhle von Frascati, wo sie aus Armuth wohnten, da sie beim Durchreisen das Fieber bekommen hatten. Es war ein schreckliches Elend. Aber von der Armenanstalt wurden sie geheilt, und wir gaben ihnen Esel, Kleider und Geld, und höchst vergnügt sind sie weitergereis't nach Oberitalien, Er ist ein Heiligenbildschnitzer."

Die Gesinnung, in welcher Kestner den Künstlern beistand, ergiebt ein Beispiel aus dem November 1840: „Eben zahle ich den letzten Posten ab von Schulden, die ein davongelaufener Künstler hier schimpflich hinterlassen hatte, und dann, auf meine Vorstellung, tüchtig auswärts, in Trief ge- arbeitet, und nun Alles bezahlt hat." In welchem Maße aber jener Beistand geleistet wurde, davon nur ein Fall: „Ein höchst talentvoller, junger Bildhauer," schreibt Kestner am 22. Novbr. 1836, „Namens Kümmel. Sohn eines Ofensetzers in Hannover, hatte vorigen Winter und Frühling eine wahrhaft glänzende Statue eines nackten Jünglings in Lebensgröße, einen Ballspicler darstellend, gemacht, wozu er das Motiv von den hiesigen öffentlichen Ballspielen genommen hatte." Thorwaldsen, dem Kestner sie vorführte, war bis zu Thränen gerührt von der Schönheit. „In nnserm ehrlichen, aber tunstunerfahrcnen Hannover war er bereits verkannt und von einem flachen Süddeutschen, Bändel, in den öffentlichen Arbeiten verdrängt; und hätte ich ihm nicht beigestanden, so wäre er empfindlich und ver- zweisungsvoll und unvermögend mit seiner kostbar zu transportirenden Statue heimgereis't, ohne irgend eine Aussicht. Nun führt er das Werk auf meine Kosten aus. Ich zweifle nicht, daß es hier an einen reichen Aus- länder verkauft wird; der Profit gehört ihm, und dann kann er behaglich und muthig sich feinen ferneren Eingebungen überlassen, und ein Mann von Ruf werdm. Ohne meinen Beistand würde er vermutlich verkommen sein. Dies wird mir allmällig etwa 200 französische Lonisd'or kosten; aber was ist das Leben einer cdeleu Creatnr gegen solche 200 Stücke? Ich habe indessen für dies Jahr meine itutschpserde abgeschafft, und es soll keinem

Anderen etwas abgehen durch diese ungewohnte Ausgabe, die, wenn das Glück wohlwill, schon dadurch erstattet würde, daß etwa die mancherlei Vorschüsse, die ich nah und fern ausstehen habe, nun eingehen sollten. Tic Künstler brachten mir ein Ständchen, und überreichten mir ein schönes Gedicht, von dem Hannoveraner Hallmann, einem talentvollen Architekten, geschrieben." Im November 1840 kann Kestncr melden, daß Kümmels Vallonspieler vom russischen Thronfolger angekauft sei, uud der Künstler bereits drei andere Bestellungen habe. Namentlich Hamburger Aufträge hatte Kcstner ihm und Lotsch zugewendet. — Wie er in ähnlich aufopfernder nnd zugleich zartester, und den Helfer verbergender Weife einmal Platner ein verlorenes Capital ersetzte, mag hier bloß erwähnt werden; gewiß, Kestner durste in einer erhaltenen Tagcbuchäußcruug von sich sagen: „Ich verstehe mich auf die Freundschaft."

So lange Bunsens in Rom blieben, — sie reisten ab 28. April 1838 — war sein herzlicher Verkehr mit ihnen immer derselbe: wenn er auch Nagt, daß in dem Treiben des Winters er fic zu wenig sehe: aber im Sommer in Fiascali entschädigte man sich. In einem bald nach ihrem Abgänge geschriebenen Vriefworte nennt er ihre Abreise „eine der wichtigsten und fühlbarsten Epochen meines Lebens. Noch kann ich mich nicht fassen, um wirtlich den Fuß auf den neuen Lebensweg zu fetzen. Es ist kindisch von mir, aber wie man einmal geboren ist, so bleibt man!" Wie «m sich und die Schwester zu trösten, zählt er die vielen freundlichen Beziehungen auf, die ihm übrig feien. Außer mit seinen diplomatischen Collcgen habe er mit verschiedeneu in Rom Ansässigen „sehr freundlichen Umgang. Hierher gehört die Familie des Generals Grafen Level, Aide de Eamp des hier lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, an welcher noch zwei andere Familien, Follard uud von Molierc, hängen: feiner Visconti, Valentini, Varberi, Antiquar, Kaufmann, Künstler, beide Letztere sehr attachirte, liebevolle Leute. Sodann eine Schaar von auserlesenen und erwählten Künstlern, deren mehrere meiner im höchsten Grade bedürfen, vornämlich Lotsch mit den Kindern, «nd die vier Hannoveraner Kümmel, Busse, Kupferstecher, Stralendorff, Maler, Riepenhauscn. Die andern Nuserwählten find: Thorwaldscn, mit dem ich unter einem Tache wohne, Overbeck, Volz, Widcmann, Elsasfer, Fromme!, Kübler, Scholl, Heuß, Steinhäuser, Koch, Wittmer. Reinhard, Salter. Gibson, Williams. Rode Vater und Sohn aus Cassel. Macdonald, Phillips, Tenerani, Gnacheriui, Beuzoni «, a. Noch vergaß ich eine mir nahestehende Familie zn nennen, die arm uud anhänglich sind und vortrefflich: Platner, der sächsische Agent beim päpstlichen Stuhle, der in seiner Armuth eine Frau und fünf Töchter und einen Sohn hat Nun kommt noch ein Haufen fehr interessanter deutscher Doctoren, d. h. Philologen, die mir gewissermaßen näher stehen als alle Andere, wegen meines literarischen Verkehrs, insonderheit wegen des Archäologischen Institutes, in welchem ich »regen Vunsens Abreise nun den Vorsitz habe

358 — <y, Mejer in Göltiuge». übernehmen müssen. Tiefe tüchtigen, jungen Gelehrten, zugleich von dem angenehmsten Umgänge, sind zwei Abekens, Heinrich und Wilhelm, aus Lsnabrück, der ältere Prediger an der preußischen Capellc, also Leiter der hiesigen deutschen protestantischen Gemeinde, von der ich der älteste Vorsteher bin. Dann Lepsius, Sachse, der gewaltige Aegypticr, Braun aus Golha, originell, talentvoll, tiefer Philologe und sehr braver Mensch. Papencordt, starker Historiker und sehr kernhafter Menfch aus Paderborn. Katholik, Urlichs, lebendiger Kopf, vollgepropft von Kenntnissen, Franz der Hellenist, Verfasser eines Lexicons und einer Grammatik, mit Frau und zwei kleinen Kindern, war immer sehr bedürftig und kostete mir viel Geld, endlich Carl Meyer. Mehr oder weniger bin ich auf sehr vertraulichem Fuße mit allen Tiefen; Meyer aber war mein Intimus, und liebt mich mit Feuer. Er war sehr brillant, Philologe, fast Vielwisser, und Dichter. Ich sage war, denn dieser und Franz sind mit Bunsens gegangen." So find wir in die Kategorie des rein Menschlichen in Kcstners Leben die er, wie wir gesehen haben, von anderen unterschieden wissen wollte, durch ihn selbst schon hineingeführt worden; das „Vornehmen und Geringen, fovicl man kann, aus der Noth helfen", zählte er selber dazu. Was er an jener Stelle nicht ausdrücklich erwähnt, was aber auf das Schönste in ihm menschlich lebendig blieb bis in sein hohes Alter, ist die Liebe, mit der er an Geschwistern und sonst Verwandten hing. Seine Feier der heimischen Eriunerungsfest? bleibt immer gleich frisch. An seinem eigenen Geburtstage spät in der Nacht aus einer Gesellschaft kommend (1840) sucht er aus seinen Mappen die Portraits aller Angehörigen zusammen, sie noch zu grüßen. Hochbeglückt war er, wenn, was wiederholt geschah, einer oder der andere seiner Neffen eine längere Zeit bei ihm zubrachte, und am höchsten, als sei» Bruder Carl und die geliebte Schwester Charlotte den Winter 1844—45 bei ihm lebten. Nicht minder besuchte er selbst, so oft es ihm möglich war, die Hcimath. Aber was er an erster Stelle unter der „menschlichen" Seite seines Lebens versteht, ist, daß er „dieStudien nicht ganz verabsäume", daß er „Gelehrtes und Gedachtes empfangen und gebe". Wie sehr er in solcher Beziehung im mündlichen Verkehre anregend und bedeutend war, bezeugen Gerhard und Emil Braun. Elfterer indem er von der Zeit der hyperboräisch-iömifchen Studien (2, 314) sagt: „Kestner gewährte durch seine schönen Sammlungen und durch seine Gastlichkeit den dauerudsten Anlaß und Mittelpunkt belebter Gespräche über die tagtäglich neu vermehrten Gegenstände alter Kunst; wie denn auch persönlich sein bei vielseitiger Empfänglichkeit ungetrübter Geschmack den Freunden oft leitend war." Braun, indem er als Secrctair des Archäologischen Institutes an Kestners für die Alterthumswissenschaft wichtige fpäterc Thäliglciit erinnert (VuUotino 1853 p. 97. fg.). und rühmt, er habe theils auf die Entwickclung des Institutes einen wenn nicht umfänglichen, so doch entscheidenden Einfluß geübt, theils mit dem sichersten und feinsten Kenner-

Der römische Kestner. 35Z
geschmack mehr als ein Kunstweil bei Vergessenheit entzogen, hebt insbesondere seine auf umfängliche und genaue Studien gegründete Kenntniß der geschnittenen Steine und der Menge sonstiger Miniaturlunstwerle des Alterthums hervor, die für die Wissenschaft der alten Kunst nicht ungenützt zu lassen eine Hauptangelegenheit seiner Kunstliebe gewesen sei. Nicht allein sei seine eigene mit größter Sorgfalt zusammengebrachte bedeutende Sammlung in dieser Richtung höchst ausgezeichnet gewesen, nicht nur habe zuerst er für rationell geordnete Sammlungen von Nachbildungen dieser Dinge gesorgt, sondern namentlich über die Entwicklung der Kunst und des Kunst-Handwerkes, durch welche solche Anticaglien hervorgebracht sind, habe er so gründliche Kenntnisse gehabt, und sie in so exacter und präziser Form, namentlich bei Vorweisung von Theilen seiner Sammlung mitgetheilt, daß er darin von den berühmtesten Theoretikern nicht sei übertroffen worden. In den Handbüchern der Archäologie fehle Dergleichen; Kestner aber habe in der Darlegung dieser Kunstrcgeln einen Scharfsinn und eine Gedankenklarheit entwickelt, die I>en Leistungen der bedeutendsten und glücklichsten Kritiker ebenbürtig, in der Anwendung auf den Einzelfall sie oft übertroffen habe. Ter allmähliche Erwerb, die Ordnung und Erweiterung, das Studium dieser Sammlungen, die sich nicht auf die genannten Gegenstände allein, sondern auch auf größere Antiken, auf Gemälde und Handzeichnungen erstreckten, und zusammen einen der Anstrengungen und der Geldopfer eines langen Lebens würdigen Schatz bilden, der sich gegenwärtig in der Hand eines Kestners Bestrebungen fortführenden Neffen. Herrn Herrmann Kestner in Hannover, befindet, gehörte gleichfalls zu den in seinem Sinne „menschlichen“ Beschäftigungen, die er mit Eifer betrieb. Außerdem hat er dabei schriftstellerische Arbeiten im Auge. Von diesen ist nicht Weniges zerstreut und ohne Namen erschienen; in der damals von Pertz redigirten Hannoverschen Zeitung, wo insbesondere römische Culturbilder sich finden, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, den Publicationen des Archäologischen Institutes, dem Kunstblatte. Auf solche Einzelaufsähe einzugehen versagen wir uns. Dagegen dürfen wir nicht übergehen eine 1830 in Berlin bei Reimer erschienene „Abhandlung über die Frage: wem gehört die Kunst?“ — Sie will (S. 10) untersuchen, was es sei, das zu Urtheilen über die Kunst berechtige; ob die dem Künstler beiwohnende Fähigkeit, das Kunstwerk auch hervorzubringen, oder ob das Kunststudiuin des «Philosophen», welches die Kunstwerke in ihrer ästhetischen und historischen Bedingtheit zu verstehen bemüht ist. Die Kunst ist (S. 13 fg.) Sprache; es gilt, sie verstehen. „Die Hände treiben das Werk, die Seele betrachtet die Erscheinung, der Künstler sieht das Kunstwert zum Theil mit den Augen der Hand, der Philosoph nur mit de» Augen der Seele; jener das Werden, dieser das Gewordene, der Künstler das Werl, der Philosoph die Erscheinung.“ Nun ist „die Kunst etwas Historisches; lein Kunstwerk wird ganz begriffen, wenn nicht als Glied in der Geschichte der Menschheit betrachtet. Wir sehen die Zeit eine solche Gewalt «°I!> UN» T2I>. XXIII, 63. 25

360 V. Mejer in Göttingen.

über die Künstler ausüben, daß nicht der reichste und mächtigste König, nicht der hochbegabteste Künstler sich von ihrer Macht zu lösen vermag, daß die Hand des ungläubigen Pietro Perugino, gleichsam wider Willen, gezwungen war, Andacht und Glauben in seinen heiligen Familien darzustellen und zu befriedigen, daß zur Zeit der gesunkenen Kunst das begabteste Genie umsonst nach dem Style ringt, welcher die Epoche eines Rafael bezeichnet. Denn das noch so hohe Wirken des Einzelnen bewegt sich nicht über die Grenze des Zwanges der höheren Notwendigkeit hinaus, und die Kunst ist Eigenthum des Volkes. Der eine thut, was der andere denkt und will." Diesen Zusammenhang verstehen und aussprechen leinen, ist die Aufgabe des Kunstphilosophen; „der Künstler weiß, der Philosoph weiß zu benennen" (S. 34.). Allerdings kann er die Kunst nicht auf Regeln zurückführen: „Alle Systeme werden vor Gottes Augen verfehlt dastehen, denn die Natur wird von keinem menschlichen Auge gesehen wie sie ist." So also sieht der Künstler das Kunstwert zwar in manchen Punkten richtiger, aber er sieht es einseitiger als der Kunstphilosoph. Kestner will die beiderseitige Berechtigung und gegenseitige Bedingtheit Beider zeigen; er unterzieht sich Dem mit heiligem man möchte zuweilen sagen fast religiösem Ernste, und entfaltet vor den Augen des Lesers seine innerste Seele.

Zehn Jahre später erhielt er Anlaß zu einer anziehenden Exemplification. Sein Freund Ouerbeck hatte für das Städelsche Institut in Frankfurt sein großes Bild „Triumph der Religion in den Künsten" vollendet, und eine „Erklärung" dazu geschrieben, in der er mit warmer Herzlichkeit, aber in den Schranken enger katholischer Gesinnung, den Kunstjüngern nur im Dienste der Religion seine Kunst zu betreiben vermahnt. Jede Kunstübung allein um der Kunst willen verwerfend behauptet er, von Rafael und Michelangelo sei, indem sie solche Richtung einschlugen, „die Apostasie in der Kunst" begangen worden, deutet die heidnische Kunst „als zertrümmerter Götze auf dem Boden liegend" an, und vermahnt den Künstler, das Heidenthum als solches „mitentschiedener Verachtung liegen zulassen", und Kunst und Literatur der Alten nur zu benutzen, „wie die Kinder Israel die goldenen und silbernen Gesäße aus Aegypten mitgenommen" haben, um sie „zum Dienste des wahren Gottes in seinem Tempel einzuschmelzen und zu heiligen". An dieser Stelle des Schriftchens hat Kestner an den Rand geschrieben: LIMIw Ori«pina, oin pro nodis! Aber er ließ es nicht beim Scherze, sondern gab im nächsten Jahre (1841) bei Wilmans in Frankfurt eine kleine Gegenschrift heraus: „Ouerbecks Wert und Wort, ein Aufsatz von einem römischen Kunstfreunde." Mit freudiger Bewunderung und ohne Aber erkennt er das Overbeck'sche Werk an; mit nicht minderer Wärme bekämpft er die Beschränktheit des Wortes. Von Rafael sagt er dabei: „wenn sein unermeßlicher Ideenreichthum nach allen Seiten hin ausstrahlte, kann man wünschen, daß von ihm auch das kleinste Werk nicht existiren möchte? Von Ihm, der nur in schönen Gestalten dachte, mußten Scherz und Muthwille, ohne welche ein

Der römische Kestner. 36^
großer Mann nicht leben tann. zu Gestalten werden; von ihm . . . sollten wir uns bedenklich zeigen, seine Wohlthaten in jeder Miene seiner Laune anzunehmen?" Unhistoiisch erscheine Ovrbecks „harter Ausspruch" außerdem, sobald man sich einerseits des letzten rafaelischen Werkes, der Transfiguration. andererseits seiner Tapeten erinnere, „welche sämmtlich religiösen Inhalts sind, und zu seinen vollkommensten Werten gehören, und, während sie eine glänzende Befruchtung seines Genies mit antiker Kunst bekunden, in die spateste Zeit seines Lebens fallen". Aehnlich tritt Kestner für Michel« Anglo ein, oder fagt vielmehr, das sei nicht erst nöthig (S. 14. 15.). Ehedem hatte Kestner die Kunstrichtung, die Overbeck vertrat, gegen Goethe in Schutz genommen. Ei verwarf sie auch jetzt nicht: „Der Christ soll christlich malen, denn sein höchster Beruf ist. so sagen wir mit Overbeck, das Heilige zu verherrlichen." Aber darum die ewige Naturschönheit der antiken Kunst geringgeschätzt zu sehen, das duldet er nicht. Er ist vielmehr überzeugt, „das; wir als Christen heiteren und freien Blicks in die reiche Welt schauen dürfen und sollen: — und das beweisen wir so: Du bist ein Künstler" — er redet Oveibeck an— „liebst also das Schöne. Du bist ein Künstler und weißt folglich, daß das Schöne von keinem Volte so hoch erfüllt wurde, als von dem Volte der Griechen. Was das Schöne sei, tonnen wir zwar nicht aussprechen, aber wir kennen es und wissen, daß es von Gott kommt. Gott muß es folglich den Griechen gegeben haben, und mit Freuden hat Er gewiß, um menschlich zu reden, auf Griechenland hingeschaut. Ist das nun Gott nachahmen, wenn wir sauer sehen und die Stirn finster ziehen, weil es nicht christlich ist? Ein Wald, eine Quelle, Thäler und Hügel sind schön, sie sind weder christlich noch heidnisch." Die „Götzen" — nach Ooverbecks Ausdruck — „welche Venus von Melos, Minerva, Niobe, Inno heißen, werden in göttlicher Ruhe noch nach Jahrtausenden die edelsten Menschen erquickend anlächeln, unbekümmert über die mancherlei Worte, die in mancherlei Zeiten um sie her in den Lüften verwehen" (S. 7. 11.). Widerspruch Kestner in solcher Weise um seines Kunst« gewissens willen mit aller Entschiedenheit, so that er es doch so freundlich und fein, daß auch der Gegner die Blätter nicht ohne einen wohlthuenden Eindruck aus der Hand legen konnte. Die Freundschaft der Beiden bestand unvermindert fort.

Kestner ist auf die Fragen, welche er in seinen drei Schriften von 1817, 1830 und 1841 berührt, auch in den Römischen Studien zurückgekommen; indeß was er aus jenen Schriften dort wiederholt, ist kein genügendes Bild von dem persönlichsten Herzensantheil, den das Pathos der älteren Aeüßerungen tund giebt. Mehr ist dies mit den die Musik betreffenden Abschnitten der Studien der Fall; namentlich faßt der über Rossini den Inhalt älterer Aufsätze gut zusammen, deren bedeutendster ein Artikel in der Augsburger All» gemeinen Zeitung vom December 1842 über Rossinis Stabat Mater war. Kestner verkennt keineswegs Rossinis außerordentliche Begabung, aber er

25'

262 V. Mejer in Göttingen,
wirft ihm vor, in die Musil die Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit des
Salons getragen, „elegante Gemeinheiten" darin begangen zu haben, und
solche „Nohheit und Leichtfertigkeit" verseht den, welchem die Musil etwas
Edles, Hohes, Heiliges ist, in sittlichen Zorn. Am widerwärtigste« zeige
sie sich in jenem Stabat Mater. Auch von Anderen sei der heilige Styl
in ihren Messen verfehlt worden, „weil durch eine zu lange Praktik in
anderen Sphären sich ihrer eine weltliche Art sich auszudrücken bemächtigt
hatte. Aber keiner hat doch, wie Rossini in seinem Stabat Mater, sich einer
Sünde gegen das Christenthum schuldig gemacht. Nie Behandlung des für
die Milwelt tragischsten Gegenstandes hat er durch die Mittel seines scherz-
haften Styls vollführt, und den Schmerz der Mutter Gottes beleidigt, wenn
nicht verhöhnt, da er ihn dazu verwendet, sich schön damit zu machen." In
Italien sei die Musik überhaupt durch Rossini degenerirt worden. „Wie
reizend waren unsere Träume von den italienischen Serenaden, von denen
wir vor Zeiten lasen und erzählen hörten . . . Dank sei es dem lieblos flachen
Musikgetändel, dessen Charakter wir dargestellt haben, die Stimme der
Natur ist vertrieben aus den italienischen Sommernächten. Nicht mehr
harmonirt hier ein edler, zarter Gesang mit den sehnsüchtigen Sternen und
dem tröstenden Monde; anstatt des Nachtgesangcs, dessen Sänger vielleicht
mit Freudenthränen heimlich crrathen wurde, braus't nun durch die Straßen
abgenutztes Walzcrgeklengel . . . Der Liebesgesang ist vertrieben durch flache
Lustigkeit."
Schon früher als die letztgenannten literarischen Arbeiten Kestners liegt
eine erst nach seinem Tode veröffentlichte. Seine Mutter hatte ihm vor
seinen Geschwistern die als Andenken ihrer Jugend treu bewahrten Goethe»
blyese hinterlassen; als er nun, nachdem erst sie, hierauf auch Goethe gest'orben
war, von Herbst 1833 bis in den Anfang 1834 einen zweiten Besuch in
Deutschland machte, sowohl in Hannover, wie in Thann, benutzte er letzteren
Aufenthalt, diese Briefe abzuschreiben und zur Herausgabe zu ordnen; seine
Einleitung dazu ist in Thann geschrieben, und später nur in Etwas über»
arbeitet; so kommt es, daß die erst zwanzig Jahre später gedruckte von
Goethes Tode als von einem vor Kurzem eingetretenen Ereignisse redet.
Kestner wollte die Briefe schon damals veröffentlichen, in der richtigen
Empfindung, daß sie nur beitragen können, das Andenken seiner Eltern zu
ehren; aber nicht alle seine Geschwister dachten so, namentlich nicht Schwester
Charlotte. Sie tonnte Goethe die Nichterfüllung seines Versprechens, daß
er bei einer neuen Ausgabe der mißverständlichen Verwechselung ihrer Eltern
mit Albert und Lotte entgetreten wolle, nicht verzeihen, und wollte nicht
hören, wenn ihr Bruder, sich auf Rehberg, der jene Zeit noch erlebt hatte,
berufend, die Erfüllung für eine Unmöglichkeit erklärte. Es war, wie wenn
man zum Fenster hinausschießt, pflegte Rehberg zu sagen; der Schuß ist da.
er hat gewirkt, Niemand vermag Das zurückzunehmen. Mit Gefühlen ist nicht
zu streiten; Kestner fügte sich also für den Augenblick, und hat sich gefügt

Der römische Kestner. 363

bis kurz vor seinem Tode; er las aber die Briefe, gewöhnlich auf zwei Abende vertheilt, gern vor; und man muß vor 1848 jung gewesen sein, um ganz zu verstehen, mit welcher beglückten Andacht ihm dabei zugehört wurde. Schließlich setzte er sich über jene Widersprüche hinweg, gab Ende 1852 das Manuscript zur Veröffentlichung an Cotta, und bestimmte das Honorar zu einer Familienstiftung. Noch von seinem Todbette ließ er den Widersprechenden sagen: er wisse, sie würden ihm verzeihen; nur zur Ehre der Mutter habe er gehandelt.

So haben wir versucht die Interessen und die Thätigkeiten zu überblicken, in denen Kestner alt wurde. Unterbrochen ward sein römisches Leben, außer den dazu gehörigen Villegiaturen, nur durch gelegentliche Aufenthalte am Hofe von Neapel oder durch Reisen in die Heimath (1837, 1842), die stets mit gleicher Lebhaftigkeit der Eindrücke, die sie brachten, zurückgelegt, und mit gleich freudiger Befriedigung, wie die früheren, beendet wurden.

Wer um die Mitte der vierziger Jahre den damals fast Siebenzigjährigen sah, der hätte ihn für so alt nicht halten sollen. Es war natürlich, daß der unverheirathet gebliebene Mann in der Gewohnheit des diplomatischen Gesellschaftsverkehres die Allüren eines jüngeren behielt. Seine elegante, nicht große Gestalt bewegte sich rasch, und gebot mit sicherer socialer Gewandtheit über wohlgeschonte Körperkräfte. Ermüdung kannte er nicht und hat dadurch noch 1851 in Paris drei jüngere Verwandte, welche ihm als Führer dienten, jeden Tag einen nach dem andern verbraucht. Und mit welcher Frische er sich geistig, noch in umfangreichen Gebieten thätig erwies, das zeigen z. B. seine Römischen Studien. Wollte man ihn näher charakterisiren, so tonnte dem, welcher für solche Dinge Sinn hat, seine Verwandtschaft mit jenem im Anfange dieser Erinnerung erwähnten höheren Beamtenthume aus den letzten Zeiten des Kurfürstenthums Hannover nicht entgehen: er hatte in seiner Isolirung zu Rom nicht wenige Züge erkennbarer bewahrt, als Die, welche in Hannover selbst die Entwicklung seit 1815 miterlebt hatten. Waren die höheren Interessen der Brandes und Nehberg ethisch-politische, so waren die seinen der Aesthetik und Kunstgeschichte zugewandt, im Uebrigen erwies er sich deutlich als ihr Nachfolger: dasselbe starke Bewußtsein geistiger und nicht bloß geistiger Vornehmheit, aber dieselbe starke Empfindung von den Pflichten, welche sie auflegt. Daß dem Amte mit unbedingter Treue Genüge zu leisten sei, daß die Arbeit, welche erfordert wird, um eine reiche Nildung auf der Höhe der Zeit zu erhalten, niemals ruhen dürfe, daß sittlich und social in großen und in kleinen Dingen Nichts erlaubt sei, was mit dem in Anspruch genommenen geistigen Adel nicht in Einklang war, das Alles wurde, und zwar mit bewußt bürgerlicher Schlichtheit, als selbstverständlich behandelt, und, soviel menschliche Unvollkommenheit zuläßt, auch erfüllt. Ich darf an den in Goethe's Wilhelm Meister behandelten Gedanken der äußerlich und innerlich harmonischen Ausbildung einer bürgerlich-adeligen Persönlichkeit erinnern, welche der durch die Geburt vornehmen Welt vollkommen eben«

36H V. Mejer in Göttingen,
bürtig sei: wenn man näher die Gesinnung des althannover'schen „Zweiten Ranges“ betrachtet, so erkennt man, daß; Goethe's Gedanke in der Periode, als Wilhelm Meister entstand, in gewissen Kreisen ein Gedanke der Zeit war, und auch Kestner drückt ihn in seiner Weise aus, wenn er an einer schon einmal angeführten Stelle seiner Tagebücher sagt: „sich selbst ehren und alles Andere lieben, ist der Sinn des Rechten und Schönen, und umfaßt das geistige Dasein des Menschen“. In der althannoverschen Beamtenschaft hatte die Darstellung jenes Gedankens einen Zug von Pedanterie und Enge, sie bewegte sich in den gemessenen Formen der Zopfzeit. Bei Kestner konnte sich eine leise Erinnerung an dies Costüm noch einmal geltend machen; aber in allem Wesentlichen hatte sein Künstlerverkehr und sein langes Leben in den großen Verhältnissen Roms ihn über solche Enge des Gesichtskreises innerlich erhoben auf die Hohe edelster wellbürgerlicher Humanität. Daß er in Rom lebte, war für eine Natur von Anlagen und Richtungen wie die seinen, von fo persönlichstem Bedürfnis; des Belrachtens und Studiercns der schönen Kunst, von so warmem wohlwollenden Wohlgefallen am Veitehr mil vielen Menschen, ein gar nicht genug zu schätzendes Glück. Gerade an diesem Platze fanden seine Anlagen ihre volle innere Befriedigung; die glücklichen Erfahrungen solcher Eindrücke halfen ihre harmonische Ausbildung vollenden.

Und reden wir von diesem inneren Einklänge, so erfordert auch noch die religiöfe Seile, die wir fchon mehr als einmal haben zu Wort kommen hören, eine kurze Aufmerksamkeit. Kestner war erzogen in dem ehrenfesten Rmionalismus, von welchem mit Ausnahme vielleicht Zimmermanns der ganze hannoversche Kreis, in dem er seine Jugend zubrachte, beherrscht ward. Voll Ehrfurcht vor dem Christenthum, wie wir gesehen haben, war er der katholischen Kirche freundlich gesinnt als der Pflegerin der Künste, der evangelischen Kirche geneigt als derjenigen, welche individueller Freiheit mehr Raum läßt. Er entzog sich ihrem Gemeindeleben nicht, wenn er auch keineswegs war, was man kirchlich hätte nennen können. Von den Elementen der Romantik, die er in sich aufgenommen hatte, uud von der Art seines Antheils an den Gesichtskreisen der Ilünftler und der Kunst !am ihm, daß er sein Christenthum als eine Sache des Gefühls behandelte, über die zu sprechen er am liebsten vermied. Von der Bewegung innerhalb des Protestantismus, die sich gerade seit er Teutschland verließ dort entwickelte, war er in Rom unberührt geblieben. Ueberhaupt war Keslner, sagt der Gewährsmann, auf welchen wir uns hier stützen, eine auf strenges Verfolgen der Consequenz bestimmter vrincipieller Slandpункle nicht angelegte, den Dishnrmonieen des energischen GedantcntumpfeS ästhetisch abholde Natur. Indem er ihn mit Nunsen vergleicht, nennt er ihn eine mehr weibliche; was einen Tadel enthalten soll, und auch noch nach anderer Seite von ihm gesagt Weiden tönnle.

Den im Jahre 1846 gewählten Papst Pius IX. konnte er nicht anders

Ver römische Kestner. - - 365

als mit Freude an seinem ersten Auftreten begrüßen: es ist noch eine Sammlung von allerhand dasselbe betreffenden Anecdoten übrig, die er sich damals angelegt hat. Allein bald erkannte er die Unzulänglichkeit des Mannes. Nachdem der Papst am 24. November 1848 aus Rom entflohen war, schreibt er (1. December): „Schrecklich und die hiesigen Umstände sehr verschlimmernd war die Ermordung des Grafen Nossi, das Resultat einer Verschwörung von — so scheint es — mehreren Hunderten, und zu der vielleicht die jetzt Regierenden mitgewirkt haben. Deshalb schloß sich die Rebellion des folgenden Tages unmittelbar daran, wo der Papst durch seine eigenen Truppen, vor seinem Palaste ausgestellt, und durch Drohungen gezwungen wurde, das neue jetzige Ministerium anzunehmen. Das war am 16. Abends. Am 17. Morgens begab sich das ganze diplomatische Corps zu ihm und bezeugte seinen Antheil, Gewaltsame Acte, die wir erwarteten, fielen dann nicht mehr vor; der Papst aber protestirte in unserer Gegenwart gegen das ihm durch Zwang aufgedrungene neue Ministerium. Als iudcß am 21. der Minister der auswärtigen Angelegenheiten es nun als von ihm eingesetztes bekannt machte, bat uns aus Furcht der Papst, die Neception seiner Note zu bescheinigen. Am 24. Abends machte er sich dann davon, und nun führt derselbe Minister fort, uns seine politischen Mittheilungen zu machen, und wir stehen zwischen den beiden widersprechenden Handlungen der forcirten Annahme und des protestirten Ministeriums. Bis dahin haben wir uns ferner mit Bescheinigung der Reception geholfen; aber lange geht das natürlich nicht mehr, . . . vielleicht wird diesem Zustande abgeholfen, wenn der Papst uns zu sich ruft. Er ist soviel man weiß noch in Molo di Gaeta . . . Unsere Nachrichten daher sind sehr unvollkommen und daß er uns im Stiche läßt und gar keine Erklärung von sich giebt über die Regierung seines eigenen Landes ist unrecht: aber ganz in seinem schwachen, elenden Charakter, ohne Entschluß," Wenige Tage nachher er« folgte die Berufung des diplomatischen Corps zum Papste, und auch Kestner begab sich nach Gaeta und hierauf, weil er in Gaeta nicht untergekommen war, nach Neapel; von da schreibt er am 19. Deeember: er wisse daß der Papst, wie an alle gekrönten Häupter, so auch an den König von Hannover, „um Beistand rufend" geschrieben habe.

Hier in Neapel erhielt Kestner um Mitte Februars 1849 seine Abberufung als Gesandter, weil die römische und die neapolitanische Legation aus Sparsamkeitsrücksichten aufgehoben worden waren. Die Maßregel war vom Landtage ausgegangen und kam also nicht unerwartet; doch fühlte Kestner sich schlecht behandelt, als seine Pension auf nur etwa den dritten Theil seines bisherigen Einkommens festgestellt ward. Nachdem sich aber zeigte, er werde mit einigen Einschränkungen in Rom fortleben können, hielt er sich bei diesen Gedanken nicht unnöthig auf, sondern griff ohne Weiteres zu literarischer und künstlerischer Arbeit; dann ging er nach Sorrent. von wo aus er durch H. Abelen über den Verlag seiner „Römischen Studien" abschloß,

366 V. Meier in Göttingen.

und hierauf, ohne „die Entwicklung der Tragödie in Rom“ abzuwarten, zu den Verwandten nach Deutschland. Erst spät im Jahre lehrte er nach Rom zurück, wiederholte die deutsche Reise 1850, wobei er namentlich in Beilin, erst bei Usedom, dann bei Lepsius wohnend, „wegen der Fülle der Freunde“ — er nennt Usedom, Lepsius, Cornelius, mit dem er „jede Falte des Herzens“ berührte, Gerhard, Pertz, die Grimms, Olfers — und indem er auch alte diplomatische und römische Bekanntschaften, bis zum Könige hinauf freundlich aufgenommen, cultivirte, viel Vergnügen hatte, aber eben deswegen „von der Stadt und den Merkwürdigkeiten nach meinen Bedürfnissen wenig“ sah. Er war auch im Theater und hörte berühmte Musikstücke: Mendelssohns Elias entsprach seiner Erwartung nicht, und Meyerbeers Prophet „empörte“ ihn. So ging er, der verschiedensten Reiseindrücke voll, im November nach Rom zurück, und schildert die Nothe der Seereise von Genua nach Civita Vecchia mit heiteren Farben.

Im Mai 1851 reis'te er über Paris, wo die Elsasser Verwandten sich der Nationalversammlung wegen aufhielten, und über Havre, wo sein jüngster Bruder als Kaufmann und Consul etabliert war, nach London zum Besuche bei Bunsens. Paris gefiel ihm ausnehmend, insbesondere fand er die Bauten und namentlich den Louvre schön: er sah in dieser Beziehung Paris weit über London. Die Ueberfahrt von Havre nach Southampton war stürmisch, die Fahrt nach und durch London nicht ohne Beschwerde; aber Alles war vergessen, als er in Abbey Lodge, wo er bei Bunsens Sohne wohnen sollte, ankam und „die schöne Erscheinung von Ernst Bunsen“ ihm voll Empfangs« jubel entgegentrat. Abends wiederholte sich derselbe im Hause der Eltern; „ich war wie in Abrahams Schooß.“ Auch bei einem Landaufenthalte mit den Freunden fühlte er sich in hohem Maße glücklich. Zuerst bei Baron Stockmar, dann in einer Gesellschaft der Königin, zu der er befohlen ward, sah er Prinz Albert, der, sammt der Königin und vielen Andern, ihn auszeichnete. Das interessanteste Resultat dieser Reise bleibt indeß ein Brief Bunsens vom 2. August 1851, mit welchem er an Kestner Papiere zurücksendet, die dieser ihm mitgetheilt hatte. Kestner hielt die Aufhebung der hannoverschen Gesandtschaft zu Rom für unzweckmäßig, und empfand die Art, wie sie in gewissen hannoverschen Kreisen, wo man sie als von jeher ein bloßer Luxusartikel gewesene darstellen wollte, wie ein Unrecht. Er hatte daher eine Denkschrift ausgearbeitet, in welcher er nachwies, was sie bedeutet und wieviel sie genützt habe, wollte diese Schrift zu den hannoverschen Acten geben, und hatte sie jetzt Bunsen vorgelegt.

Dieser antwortet: „Mein theurer und verehrter Freund. Indem ich Dir die mir anvertrauten Schriftstücke, die Einziehung Deiner Gesandtschaft und Dein Vermächtnis; an die Nachwelt, niederzulegen in den Archiven Hannovers, betreffend, mit aufrichtigem Danke zurückreiche, fühle ich mich im Herzen gedrungen, Dir meine innerliche Freude darüber auszudrücken, daß Du diese Form gewählt hast, um Deiner Würdig aus einer Wirksamkeit zu

Der römische Kest» er. - 36?

scheiden, welche für unser gesummtes deutsches Vaterland, und für Kunst und Wissenschaft überhaupt, so ersprießlich und segensreich gewesen ist. Ein Ehrenmann, welcher in den öffentlichen Dienst eingetreten, nicht um sich, sondern um dem Allgemeinen zu dienen, und sein Leben daran geseht, dieses in der Thal, also mit Hingebung und Aufopferung durchzuführen, der muß am Abende seines Lebens nicht zugeben, daß Kleinlichkeit, erbärmlicher Kasten» geist, hochmüthigcs Iunkerthum und alle nie absterbende Gemeinheit seine stille und bescheidene Zurückgezogen heit benutzen oder späterhin benutzen könnten, um das pflichtmäßig, aber mit Ehre und Ruhm Gethcme nicht allein in Schatten zu stellen, sondern zu vernichten, und durch Verleumdungen in sein Gegentheil zu verkehren. — Was Du dort in einer bescheidenen Apologie gesagt, ist vor den Augen des in Rom sich sammelnden Europa geschehen; und hattest Du eines weiteren Beweises bedurft, so würdest Du ihn hier in England gefunden haben, in der mehr als anerkennenden, in der dankbaren Liebe und Anhänglichkeit, welche Dir hier vom Throne beginnend von allen Seiten entgegengekommen ist. Es gehört zu den Freuden und Segnungen meines Lebens, während eines zwanzigjährigen schönen Zusammenwirkens und gemeinsamen Strebens in Rom Zeuge gewesen zu sein von der Ehre, welche Du dort verdient genössest. Die ehrenvollen Anerkennungen Deiner Vorgesetzten und Deiner Könige beziehen sich zum Theil auf diplomatische und also der Oeffentlichkeit noch nicht erschlossene Thatfachen und Erfolge; allein was vor aller Welt Augen dalag und noch daliegt bedarf nicht allein keiner solchen Anerkennung, sondern entzieht sich ihr auch. — Wir stehen Beide am Abende unseres Lebens und genießen des Friedens von innen und des Sonnenscheins von oben, welchen weder Anfeindungen noch Neid uns nehmen, und ebenso wenig die Stürme und Verfinsterungen uns entziehen können, die sich über Europa und namentlich über unserm geliebten Vaterland?, vor Allem aber über dem ewig theuren Rom. dem Capitele und allen sieben Hügeln der einzigen Weltstadt drohend und schicksalsvoll zusammenziehen. Ich danke Gott, daß er zu dieser Zeit uns ein wenngleich kurzes Wiedersehen in diesem Lande wahrer Freiheit und treuer Anhänglichkeit gegeben hat. Habe Dank und lebe wohl! Dein Bunsen."

Dieser Brief ist ein Zeugniß, dem wir Nichts hinzuzufügen brauchen.

Von England kehrte Kestner über Hannover, wo er seines ältesten Bruders goldene Hochzeit mit feierte, nach Rom zurück. Ruhe hatte er hier, auch seit er nicht mehr Diplomat war, keine. Die Klagen, wenn man es Klagen nennen will, daß er vor vielem Verkehr mit Einheimischen und Fremden zu nichts Anderem gelangen könne, gehen ganz wie in früheren Jahren fort; Briefe vom 30. Teeembcr 1850, vom 25. November 1852 sprechen sie mit fast denselben Worten, wie die von 1828 oder 1830 aus. „Ich weiß nicht, wo die Zeit geblieben ist," heißt es 1852, „und wie sie so schnell gelaufen; weiß kaum wie der vorige Tag ausgesehen hat, wenn der neue anbricht. Wessen Augen nicht den ganzen Tag auf mir ruhen, der

368 V, Mejer in Gottingen.

begreift es nicht; aber das zu Viele, was auf mir liegt und um mich her tönt, macht mich weniger als halb. Man hat gut sagen: reiß Dich heraus. So fagt Jemandem, der harmlos ein Bändchen an seinen Arm binden ließ, und nicht wußte, daß es unabsehbar lang und eine unzerreibare Kette war. die unvermerkt ihn stündlich mehr umschlang und umwickelte. Und nun er eingewickelt ist, sagt noch: reiß Dich heraus! Ich kann die Leute nicht todtschlagen, die schon vor Jahren mich hier kannten und freundlich und hilfficich fanden, und will auch nicht so liebe Leute todtschlagen oder vor den Kopf stoßen und von ihnen hören: ist das Kestner, den die ganze Wel: den freundlichen, den aufopfernden, den wohlwollenden nennt? Und nicht nur mit den Wiederkehrenden, sondern auch mit den Schaareu ist es ebenso, welche die alten FI runde in meine Hände schicken, uni ihnen beizustehen. Die große Menge von Bekannten, die ich habe, und die sich untereinander nicht tennen, die kosten mir soviel Zeit." „Man ist einmal" sagt er 1850, „gewohnt mich als einen europäischen Mann zu betrachten." Wollte er sich zurückziehen und „gegen Gewohnheit und Naturell" sich als nicht mehr so hlsreich wie ehemdem einen schlechten Namen machen, „so müßte ich in die Zeiungen sehen lassen, daß meine unzähligen Freunde, die su sehr an mir hängen, die Ihrigen nicht mehr an mich adressiren sollten." Das könne er nicht.

Auch 1852 war er wieder in Hannover gewesen: was ich ausgehoben habe, ist aus dem Briefe, den Il nach seiner Rückkehr schreibt, und in welchem er meldet, das erste Mal in seinem Leben habe er sich den Tag nach der recht beschwerlich gewesenem Rückreise, allerdings einen Siroccotag, müde gefühlt. Er hatte in Hannover den damals in seinem Anfangsjahre regierenden König Georg gesprochen, rühmt den gutmüthigen Tun am Hofe, der gau; anders als der unttr Ernst August sei, hatte vom Könige Hoffnung auf Wiederherstellung der römischen Gesandtschaft mitgenommen, die er ohne vecunire Entschädigung, blos um mehr nützen zu tonnen, wieder zu übernehmen bereit war; indem er über diese Dinge ein Memoire schrieb, ging das Jahr zu Ende. Am 2. Januar 1853 heißt es im Tagebuch?, er habe nicht in die Kirche gehen können „ber den vielen Menschen und Sachen", am 3., wo er die Verse zu einem auf Epiphania anzuzndenden Weihnachtsbaume schrieb: „sehr viel Zeit kosteten mir die Besucher meiner Kunstsachcn". Auch seine Geselligkeit blieb den Winter hindurch die alte, noch am 2. März war er nacheinander in zwei Abendgesellschaften.

Eine Erkältung, welche er anderen Tages suhlte, schien erst unbedeutend, verschlimmerte sich aber am 4., und als am 5. gegen Abend sein alter Freund Lutsch zu ihm eintrat, um ihn zu besuchen, fand er ihn mit dem Gedanken, daß es zum Sterben gehe, bereits vertraut. Der mehr als Fnfnnndsiebenzigjhrige hatte sich zwar nicht gern, aber er hatte sich schnell und ergeben darin gefunden, und starb wenige Stunden nachher. Ein damals in Rum studierender Großneffe, Lotsch, Kestuers Secrelr, seine Diener waren

Der römische Kestner. 3BZ

um ihn. Alle seine geliebten Verwandten lies; er. sie einzeln beim Namen nennend, noch einmal grüßen; von seiner Umgebung nahm er mit eben der frenudlichen Güte Abschied, die er stets für sie gehabt hatte, und entließ sie dann iu's Nebenzimmer. Nach wenig Minuten war er still und ohne Kampf entschlafen. Sein letztes Wort im Rückblick auf sein verflossenes Leben war mit Eiiunerung an das x«Xcix^«^c); des Altcrthums, er habe „gut und schön" gelebt; in seiner Gesinnung drückte es feinen Dank gegen Gott für diese glückliche Lebensführung aus.

Ter preußische Gesandte von Usedom, auf den und auf dessen Haus, eingeschlossen seine Schwiegermutter Lady Malcolm und ihre Tochter, Kestners alte Freundschaft niit Bunsens sich übertragen hatte, trat ein, als Kestner eben hinübergegangen war. Er hat einige Wochen nach seinem Tode und seinem mit großer Thcilnahme begangenen Begräbnisse bei Gelegenheit einer Gedachlnißseier im Archäologischen Institute (21. April 1853) das Andenken des Verstorbenen mit einem Worte geehrt, welches wir, weil es eben so wahr ist wie schon, gern wiederholen. Vorher hatte Braun, mit Erinnerungen, deren schon gedacht ist, Kestners Verdienste um die Archäologie überhaupt und um das Institut insbesondere besprochen, und dabei unter Anderem Tas hervorgehoben, wie Kestner niemals das Seine gesucht habe, sondern immer nur Ändere zu fordern beflissen und dann durch die Erfolge der Feeunde beglückt gewesen sei. An Brauns Rede knüpfte Ujedom an, und indem er seine langjährige vertraute Freundschaft mit dieser „unimu cÄnclicla" als einen der besonderen Vorzüge seines Lebens pries, fuhr er fort: „Kestner hat gänzlich und im eigentlichen Sinne gelebt im Edeln und Schönen. Diese edelste Schönheit war eine Sache nicht bloßer Beschäftigung oder Unterhaltung, fondein der Gegenstand folcher Verehrung für ihn, die ein Gottesdienst genannt werden konnte; fie war ihm eine beseelende und begeisternde Kraft des Lebens. Sein Denken und Handeln empfang von ihr die Anregung. In diefer Gestalt soll sein schönes und edles Bild in unserem Gedächtnis; fortleben."

Frau Bunsen sagt in der Biographie ihres Mannes, indem sie ein Goethewort auf Kcstuer anwendet, nur die Freundschaft habe „den ganzen Inhalt feines Werthes ermessen" tonnen. So seien die Worte des Freundes hier der Schluß.

3er Posten der Frau.*)
von
Heinrich -tzomuerger.
— Verlin. —

sn einem vor Kurzem herausgekommenen Schriftsteller-Lerikon, dem seine Verdichstlichkeit nicht abgesprochen werden soll, heißt es von Luise von François: „Ten schriftstellerischen Beruf ergriff sie mehr ans äußerer Nöthigung als aus innerem Drang.“ Ich weiß nicht, ob man Schriftsteller-Lexikograph aus innerem Drange wird; das aber weiß ich, daß nicht die äußere Nöthigung Luise von Francis zu der so innerlichen Dichterin gemacht hat, als die sie in dieser Zeit des schriftstellerischen Gewerbfließes sich bor Andern ihres Ungleichen auszeichnet. Traurig genug, wenn es wahr sein sollte, daß ein so berufenes Talent, wie die Verfasserin der „letzten Reckenburgerin“, mit äußerer Noth zu kämpfen habe. Glücklicher Weife ist in ihren Werken davon nichts zu spüren. Darin findet sich keine Zeile, welche aus Betriebsamkeit geschrieben wäre; vielmehr jedes Wort bekundet den inneren Trieb des echten Talentes, den Drang des Gemüthes, aus welchem allein, ich will nicht sagen Schriftsteller, aber jedenfalls Dichter entstehen. Gerade jene Geschicklichkeit der Mache, welche der literarische Industrielle sich gar bald erwirbt, fehlt dieser geborenen Dichterin durchaus, fehlt ihr zu ihrem und unserem Schaden viel zu sehr. Die Mängel ihrer Schöpfungen rühren daher, daß sie mehr empfindet als sie auszudrücken gelernt hat — während der literarische Handwerker im Gegentheile mehr auszudrücken der» steht als er empfindet. Es ist herbe Kost, was Luise von Francis mit
) Luise von Francis: Der Posten der Frau. Lustspiel in fünf Aufzügen.
(Stuttgart, 1881.)

Der Posten der Frau. 2?^
rührender Unbefangenheit dem an Table-d'hSte-Speisung gewöhnten Publikum vorsetzt, herb. echt, kräftig, nahrhaft; aber ihre Schüsseln sind nicht genug zubereitet, und man kann es schlichlich den Leuten nur halb verübeln, wenn sie an dieser so wenig mundgerechten Nahrung keinen rechten Geschmack finden. Nicht blos die Luthat des Gewürzes mangelt, nicht blos der lockende Aufputz. An den Schöpfungen dieser merkwürdigen Frau, welche so sehr Nichten« und so wenig Künstlerin ist, läßt sich deutlich gewahren, wie auch der tüchtigste und edelste Gehalt, noch so rein und energisch ausgedrückt, doch unzulänglich bleibt ohne jene Harmonie und Anmuth der Erscheinung, die, weit entfernt, bloß äußerlicher Schmuck zu sein, vielmehr bezeugt, daß der Geist den Stoff durchaus bewältigt, der widerstrebenden Welt sein Gesetz auferlegt, seinen Frieden dictirt hat. Vei jedem der Fran^ois'schen Werte empfängt man den Eindruck: welche Frische! welche Gesundheit! wieviel Beobachtung! wieviel Gefühl! welch' hohe Gesinnung! welcher Ernst des Denkens! Aber man sagt sich auch: mit der bloßen Innerlichkeit ist's nicht gethan. In dem Dichter muß nicht nur viel vorgehen, er muß auch aus sich herauszugehen vermögen; er muß nicht nur etwas Rechtes zu sagen haben, er muß es auch so zu sagen wissen, daß die Hörer es recht verstehen und gern und mit Behagen in sich aufnehmen.

Dichterischer Genius und dichterische Kunst sind zweierlei und der eine findet sich ohne die andere. Eine dichterische Technil in dem Sinne, wie man von der Technik der Malerei, der Bildhauerei, der musikalischen Eomposition spricht, giebt es nicht. Aus dem Ganzen des poetischen Schaffens läßt sich nicht ein besonderer Theil herauslösen, eine Summe von Fertigkeiten, welche, nach praktischen oder theoretischen Anweisungen erlernbar, die Behandlung des körperlichen Elementes der Poesie zuni Gegenstand hätte, wie z. B. die malerische Technik die Behandlung der Farben lehrt. Der Körper der Poesie, die Sprache, ist ja selbst wieder Geist. Es giebt poetische Formen, aber — bei aller Reverenz vor den ehemaligen oder heutigen Meistersängen! und ihren Tabulaturen — es giebt leine poetischen Arbeitsmethoden, Kunstgriffe und Handwerksgeheimnissc. An der Poesie ist so wenig Mechanisches, daß ein sehr großer Poet ihr den Charakter einer Kunst überhaupt abgesprochen hat. „Man sollte sie.“ sagt Goethe, „weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.“

Allein derselbe Goethe sagt auch:

Die Schöne bleibt sich selber selig,
Die Anmuth macht unwiderstehlich.

Soll der Genius nicht nur sich selber selig bleiben, sondern die Menschen unwiderstehlich anziehen und fortziehen, soll seine angeborene Herrlichkeit auch Herrschaft üben, so darf der Dichter sich nicht begnügen, zu sagen und zu singen, was der Geist ihm eingiebt, so muß zu der „Eingebung“, der aus dem vollen Innern schöpfenden und schaffenden Kraft, die Fähigkeit der Mittheilung, des Sichausgebens kommen, die Kunst, das aus den Tiefen der

272 Heinrich Hornberger in Verlin,
Serie aufsteigende Gesicht auch andern Seelen als lockendes und überzeugendes
Bild vor Augen zu stellen. Das Schöne auch anmuthig, das Große auch
gefällig, das Bedeutsame auch deutlich zu machen, dazu reicht die Ein-
gebung nicht aus; gerade sehr innerlichen, sehr inspirirten Dichtern fehlt oft
dieses Vermöge», welches mehr mit dem gebildeten Verstand und dem er-
worbenen Geschmack als mit dem ursprünglichen Empfinden zusammenhängt.
Nun kann ein Lyriker, der im Grunde seine Verse an die eigene Adresse
lichtet, allenfalls sagen: mir liegt nichts daran, ob ich auch Andern Freude
mache. Aber der Erzähler dichtet für Zuhörer, der Dramatiker gar für
Zuhörer, welche Zuschauer sind: die Wirkung „ach außen gehört hier mit zu
dem Wesen der Dichtung. Den Genius erschafft die Natur, den Künstler erzieht
die Kunst; sicherlich gehört auch zur bloßen Künstlerschaft eine eigenthümliche
Begabung; sie muß im Keime als angebornrr Instinct. als ursprüngliche An-
lage vorhanden sein: auch zu der Kunst liefert die Natur die inawi-ia
primn; — aber wns die Nunst zur K»nst macht, das ist die Bildung, die
Erfahrung, die Uebung, die Praxis, Auch der größte Künstler bringt sie
nicht mit auf die Welt; sie wird durch Schulung erlangt, wenn auch nicht
in einer Schule; sie muß erlernt werden, aber sie ist nicht Wissen, sondern
Handeln und Wirte», und alles Handeln und Wirten wird nur erlernt, in-
dem man Hand ans Weil legt; die einzige Lehrmeisterin ist die thätige
Uebung, die Erziehung durchs lebendige Beispiel, die Selbstzucht. Wie der
empirische Forscher, von Experiment zu Experiment fortschreitend, durch
die verwirrende Fülle scheinbarer Möglichkeiten hindurch zu der einen Natur-
uothwendigkeit gelangt, so ist es auch eine lange Neihe immer weniger
unvollkommener Versuche, welche den Künstler zur Meisterschaft, zur Ne-
meistcrung des Stoffes, oder, wie man wohl ebenso gut sagen darf, zur
Herrschaft über sein eignes Genie führt. Der Wahlspruch des Galilei
„?>'ovl>não o i'ir»rovumlo!" gilt für den Jünger der Kunst wie für den der
Natur.

Wenn nun das Genie geboren, der Künstler aber gebildet wird,
fo liegt eine Erklärung nahe für die an sich befremdende Thatsache, daß
man leichter einer genialen Frau als einer Meisterin der Kunst begegnet;
und wenn zumal zu einem Bühnendichter kein Genie ausreicht, sondern Kunst ge-
hört, so wird man sich nicht so sehr wundern dürfen, daß das Geschlecht, welches
eine Sappho, eine Ssaign^, eine Droste-Hülshoff hervorbrachte, sich keiner vor-
züglichen Tragödien- oder Komödiendichterin zu rühmen hat. Ebendarum aber
wird man einem Bühnenstück aus der Feder der Frau, welche „die letzte Necken-
burgerin" und den „Katzenjuuker" geschrieben hat, wohl ein großes Interesse
entgegenbringen, aber auch ein gewisses Mißtrauen; ein um so größeres
Mißtrauen, als gerade Luise von Fran^ois in ihren erzählenden Dichtungen
ein typisches Beispiel der Verbindung genialer Kraft und mangelhafter Kunst
darstellt. Luise von Francis als dramatische Dichterin — das klingt sofort
wie ein Problem, wie ein Mthsel. Wie? Ihr, deren Talent einem im

Ver Posten der Fra». 375

freien Forste gewachsenen Holze gleicht, ganz Saft und ganz Knorren ist, ihr sollte es gelingen, das lüustlichste aller Werte ein zur Aufführung geeignetes Stück zurecht zu zimmern? Durchaus schlicht? Natur, wie kann sie in de» gemachten Sonnenschein der Rampe passen? Ganz ungebrochenes Naturell, wie tan» sie ihre Schritte bemessen nach den engen Dimensionen der Bühne? Diese derbe, ehrliche, allzu ehrliche Frau versteht sich nicht zu der Schminke, ohne die man nun einmal keine Theaterprinzessin wird. Sie mnß sich zwischen den Coulissen ausnehmen wie die pfälzische Fürstentochter in den Sälen von Veisailles. Sie wird sagen, was sie auf dem Herzen hat. nnd nur was sie auf dem Herzen hat, und wird es sagen, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und keine Rücksicht nehmen auf die Convenienz und den Styl des Theaters — des Theaters, das, so gut wie ein Köuigshof, eine künstliche Welt ist und tri» Sichgchcnlasscn gestaltet, sondern berechnete Geberden, in die Augen fallende Costüme. in die Ohren fallende Reden verlangt. Fertige Dramatiker weiden so wenig als fertige Höflinge geboren. Mau muh das Ding lange treiben, ehe man lernt, fich auf ragender Bühne mit Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, dem Souverän, dem souveränen Publikum nie den Rücken zu zeigen, die Versenkungen zu meiden. Wie man es unseren Bürgerliche», die dann und wann — ohne ihre Frauen — zu Hofe befohlen werden, anzumeiken pflegt, das; ihnen die eigentliche Hoffähigkeit abgeht, so merkt man es den meisten unserer Theaterdichter an, daß sie auf der Bühne nicht zu Hause sind. Die nur i» stetiger, lebendiger Berührung mit Schauspiel und Schauspielern zu erwerbende Bühnenfähigkeit — wie soll sie vollends einer Frau, eiurr Dichterin kommen, die all ihr Leben laug nur in der stillen Welt des Hanfes und des Heizens heimisch war?

Alle diese Zweifel erheben sich gegen das Lustspiel „Der Posten der Frau“, noch che mau es gelesen; indessen noch ehe man es gelesen, ist man überzeugt, das; es ein. wen» auch ungeschicktes, doch kein untüchtiges Stück sein könne. Nnd auch teiu bloßes Buchdrama! Deun eine so echte Dichterin, wie die Francis, kann zwar zn wenig Form haben, aber sie ist nicht im Stande, eine Form als bloßes Umhängsel, als Kleid nnd Larve zn verwenden. Da fie die dramatische Form gewählt hat. so hat sie ein wirkliches Drama schreiben wollen, und es müssen darin nicht nur Wahrheit und Poesie zu finde» sein, sondern auch etwas von dramatischer Wahrheit, dramatischer Poesie. Einzig die dramatische Kunst wird fehlen.

Sagen wir es gleich: nnfere Zweifel sind nur halb bestätigt, unsere Erwartungen übcrtröfien worden. Mit der dramatischen Kunst hapert es in der Thal: aber daß man diesem ersten Schritte, den die Dichterin auf dem Theater thut, eine speciell weibliche Unzulänglichkeit anmerkte, läßt sich nicht behaupten. Dem schwächeren und schöneren Geschlecht anzugehören ist, scheint es, doch nicht durchaus vom Uebel. Gelangt das Talent einer Frau kaum je zu der vollen Ausbildung, die den Meister macht, so ist es dafür besser gegen Velbildung geschützt. Die Frauen stehen weniger in der

37H Heinrich Homberger in Nerli».

Schule des Lebens, aber auch weniger in dem Leben der Schule. Sie erhalten sich leichter die Naivität, die Unbefangenheit und unbewußte Sicherheit. Es wird ihnen nicht so viel Methode angedillt und sie bleiben dafür um so gelenker. Wer weiß, ob, wenn die Gattinnen jener manchmal zu Hof befohlenen bürgerlichen Herren mitcingeladen würden, fie nicht ganz anders sicher auftraten, sich mit ganz anderer Leichtigkeit bewegten, als ihre soviel gründlicher gebildeten Männer! Doch lassen wir die Hoffähigkeit des weiblichen Geschlechts. Was seine Bühnenfähigkeit betrifft, so wird derselben zum mindesten durch den „Posten der Frau“ ein ungünstiges Zeugniß ausgestellt.

Immerhin liegen die Vorzüge des François'schen Stückes nicht nach der Seile der Kunst, der Technik; sein innerer, der poetische, psychologische, moralische Gehalt ist es, der dem „Posten der Frau“ einen hohen, einen ungewöhnlichen Werth giebt. Nicht nur durch feinen Stoff gehört dieses Lustspiel in eine Reihe mit jenen „preußischen Soldatcnstücken“: „Minna von Barnhelm“ und „der Prinz von Homburg“, welche einen so kostbaren Theil unserer dramatischen Literatur bilden: durch die ganze Art der Behandlung, durch den Geist, den es athmet, ist es dieser großen Vorgänger nicht unwürdig. Zumal mit dem Lessing'schen Stücke ist unser Lustspiel in mehr als einem Sinne verwandt.

Das Stück spielt in der Stadt Weißenfels kurz vor und während der Schlacht von Noßbach.

In Weißenfels wohnt, durch den Krieg aus Dresden vertrieben, der kurfürstlich sächsische und königlich polnische Kammerherr Moritz. Graf von Fink. Derselbe hat eine Preußin zur Gemahlin, Eleonore, geborene Loß von Glindtite». Als sie, einst mit ihrem Vater auf einer Badereise durch Dresden kam, gefiel ihr der blendende Ccwalier, obwohl sie sonst, in der Einsamkeit des väterlichen Hauses, „von Ritterschaaren und von einem Helden“ geträumt hatte. Sie heirathete den galanten Sachsen und fühlte sich wohl in der reichen Welt des Dresdener Hoflebens, in der kosenden Liebe ihres leichtlebigen Gatten, — da jählings der Griff eines Helden in diese gleißende Welt und welche Kehrseite de« blendenden Flitters!

Der Krieg hat ihr, der Preußin, die Augen geöffnet über die Nichtigkeit ihres Gatten.

Mein Mann? Mann — bah! O, das, er ein Mann wäre, daß er einen Willen zeigte, einmal einen Willen und wäre es einen sträflichen Willen. Alles jedoch nur Laune und Lust und Zeitvertreib.

Mitten in dem Wettersturm des Kriegs kann er nur froh lächeln und vorsichtig und geschmeidig und fügsam sein.

O, daß er aufbrauste, dich er ei« Schwert zöge, und wäre es gegen mein eignes Blut! — Armseliger Mann, Du spottest meines Preußen, denn du fühlst, du kennst kein Vaterland.

Sie denlt wieder ihrer Mädchentraume von Rittern und Helden — da erscheint ihr ein echter Ritter und Held in dem französischen Marschall Herzog von Crillon, welcher zu den in Wcißenfels liegenden Truppen gehört und als Gast im Hause des Grafen Fink weilt. Der Herzog seinerseits entbrennt in Bewunderung und Liebe für die edle Frau. Seine Huldigungen werden von dem Grafen Fink bemerkt, aber der glatte Sachse, statt offen solchem „Affront" in seinem Hause zu begegnen und den Gastfreund in seine Schranken zu weisen, fährt fort den Herzog mit allen Zeichen der Ergebenheit zn überhäufen; seiner Frau jedoch verbietet er, ein Ballfest zu besuchen, welches den französischen Alliirten zu Ehren im Wirthshaus zum goldnen Scheffel gegeben wird. Zum ersten Mal zeigt er einen Willen, einen Willen, der ihrer Ehre zu nahe tritt und zu dessen Durchführung er doch wieder Schliche anwendet und gar unritterlicher Weise ihr eignes Mitthun verlangt: sie soll eine plötzliche Migräne vor-schützen. „Eine Frau," meint er, braucht leine Gründe für einen veränderten Entschluß. Einfalle, Launen, Vapcurs et onstr» sind ihre Raison.

Gräfin. Nicht die meine, Graf, und bei der meinen werde ich beharren, bis Sie mir in Ihres Freundes Gegenwart durch Ihren ausgesprochenen Willen eine triftigere nufnöthigen.

Graf. Und mich auslachen lasse als deutscher Lustspicl-lwbsrsan! Ich danke Ihnen, Frau Gräfin. Ich danke Ihnen viel tausendmal.

Gräfin. Nun, ich habe auch nicht Lust, mich lächerlich zu machen, und darum auf Wiedersehen im Nnllsaal, Hirr Graf.

Sie begiebt sich also seinem Befehl zum Trotz nach dem goldnen Scheffel. Am Eingang des Gasthauses wird sie von dem Grafen unter dem Vorgeben, daß ihr Anzug nicht ganz in Ordnung sei, veranlaßt, in eine Kammer zu treten. Kaum ist sie darin, so schließt er die Thür ab; sie soll da gefangen bleiben und so außer Stande sein, den Ball zu besuchen.

Diese feige Beschimpfung bringt den längst grollenden Aufruhr im Gemüthe der stolzen Frau zu voller Empörung:

Gut, gut, daß es so weit kam. Die Geringschätzung hätte mich langsam vergiftet; die Empörung ist eine stärkende Arznei. Niemals werde ich diesem Elenden wieder angehören: niemals, nein niemals in sein Haus zurücklehren. Pflicht um Pflicht; Treue für Treue bis in den Tod. Aber ausharren, wo man verachten muß, macht uns verachtenswerth: die Gemeinheit überwältigt uns, wenn wir ihrer Gemeinschaft nicht entfliehen.

Sie beschließt zu fliehen, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren, jedoch nicht ohne ihr Söhnchen. Einen Augenblick ^denkt sie daran, die Flucht zu unternehmen unter dem Schutze und Geleite des Marschalls Crillon; aber eine derbe Bemerkung ihres Kammerdieners, des preußischen Nord »nd Süd. XXNI. e». 26

576 Heinrich Homberger in Verlin.

Invaliden Lehmann, enthüllt ihr blitzartig ihre Lage, den Zustand ihres eignen Herzens: jetzt erst weiß sie ganz, warum sie fliehen will, fliehen muß. Nein, »ein und abermals nein! Ich rasiere nach einem Ideal, ich tändelte mit einem Traumbild der Seele, aber selber meine Träume waren nicht meiner Treue Feind. Crillon, Crillon! Als Schild der Ehre hast Du mir geleuchtet, sollst mir leuchten bis zum Letzten, Das; »bei auch mein Ehrenschild Dir leuchte, muß ich fliehen, ohne Dich, vor Dir — nur vor Dir! Ehre heißt ja nicht Tugend, sie heißt Ruf und Schein. Kein buhlerischer Schein auf ein bis heute makellooses Leben-, auf das Bild Deiner Mutter, mein Sohn, Deiner Tochter, mein Vater, auf den Ruf einer PrruBin im srcmden feindlichen Land und über allem im Freundcs Herzen eines Feindes! Sie wird also fliehen ohne Ritter, nur von dem Ex-Wachtmeister Lehmann begleitet; aber vor Allem muß fie ihr Söhnchen haben, welches sich nicht in der gräflichen Stadtwohnung, sondern auf einem Rittergute jenseits des Flusses befindet. Ihr Entweichen aus dem goldnen Scheffel ist entdeckt worden; man hat sie verfolgt. Sie wagt daher nicht sich durch die Stadt über die Brücke nach dem Gute zu begeben, fondern lommt tief in der Nacht zu einem Fährhaus, das dem Schlosse gegenüber liegt. Ter Fährmann soll sie übersetzen, allein er ist nicht daheim und sie muß iwthgedrungen warten. Sie beschwichtigt ihre Ungeduld, indem sie sich vorstellt, daß sie sich und ihren Sohn unter den Schutz ihres Königs stellen wolle. Friedrich, heißt es, stehe in der Nähe bei Leipzig. Dorthin will sie ihren Weg nehmen. Sie hat ihn nie gesehen, nicht einmal im Bild — (unwahrscheinlicher Weise) — aber unter Tausenden würde sie ihn erkennen. Sie ist eine PreuBin, ihren Vater beglückt seine Gunst. „Er denkt groß und frei wie nie ein König.“ Bei ihm muß sie Schutz und Sicherheit finden. Während sie sich so ihre Rettung ausmalt, erscheinen plötzlich an der Thür des Fährhauses preußische Soldaten. Herein in die düstere Stube tritt ein preußischer Offizier. Lehmann, nicht aber die Gräfin, erkennt in ihm den König. Friedrich seinerseits erkennt den Wachtmeister als einen der braven Soldaten von Mollwitz, hört von ihm, warum und mit wem er sich hier befindet, und befiehlt ihm, sofort einem Piket draußen zum Führer zu dienen. Friedrich und die Gräfin bleiben allein in der dunklen Hütte: fie trägt dem vermeintlichen Offizier vertrauensvoll ihren Fall vor; er soll ihr die erforderlichen Schritte bezeichnen, um von dem König einen Geleitsbrief durch preußisches Gebiet zu erlangen. Allein die Antwort lautet anders als sie erwartet. „Die preußischen Gesetze schützen keine Frau, die ihrem Manne davonläuft.“ Gräfin. Und wenn ihr die Ehre verbietet, unter seinem Dache zu weile»? König. Die Ehre? Eine Frau hat leine Ehre, die ihr etwas verbietet. Gräfin Imtillsiet). Unverschämt! König. Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin. Was Ehre heißt, haben nur Männer, denn sie allein haben sie zu vertheidigen. Vci den Wciül-rn heißt das Ding anders. Gräfin (Ichnüdi). Und wie heißt es, wenn ich fragen darf? König. Es heißt Keuschheit und Treue, Madame.

Der Posten der Frau. 37?

Gräfin. Und welche Genugthuung soll aus diesem Quiproquo für eine beleidigte Frau deducirt werden?

König. Die Genugthuung einer übereinstimmenden Pflicht, Denn wie der Mann uon Ehre seinen Posten nicht «erlassen darf, wie zum Erempel ich den mciniuen nicht «erlassen dürfte, bis der Wachtmeister Lehmann mich ablast, gleicherweise ucrpflichtct die Treue auch die Frau, auf dem ihrigen standzuhalten.

Gräfin. Und was nennen Sic den Posten der Frau?

König. Allemal das Haus, in welchem ihre Kinder erzogen werden müssen.

Gräfin. Und wenn sie auf dicfcm Posten insultirt wird?

König. Mag sie Hand über Herz legen und kein Geschrei erheben. Ein jeder Nachtdienst hat seine Last.

Gräfin <ip»ttc»i>. Eine bequeme Moral für die hohen Herren, die ihre Beleidigungen rächen dürfe».

König, ^u conti-ilir«, Madame, eine bequeme Moral für die schönen Damen, die sie nicht rächen, cucntunlitr sich auf einen Vertheidigcr berufen dürfen.

Gräfin. Ganz wohl, mein Herr, insofern der zu berufende Verthcidiger nicht zu- gleich der Vrlcidigcr ist.

König. Madame, ein Mann der seine Frau beleidigt, ist ein Poltron und hat alle Chancen, ein Pantoffelheld zu werden. Zu seinem Nutzen und Frommen «ersteht sich, durch eine raisonnable Frau. Ziehe sie dann die Hosen an seiner Statt an und weder er, noch sie und ihre Schutzbefohlenen werden sich zu beklagen haben. Die Gräfin kehrt dem unerfreulichen Nathgeber empört den Rücken.

„Ich werde mich cm einen Höheren wenden," sagt sie.

Inzwischen vergeht die Nacht; am Morgen treten Friedrich und die Gräfin vor die Hütte. Friedrich spricht mit freundlicher Würde die Gräfin an:

Die Ablösung naht, Madame. Sie werden mir das Zeugnis; geben, dast ich meinen Posten treulich gchütct habe. Thun Sie desgleichen, Gräfin Fink . . .

Auch die Treue hat ihr Hldcuthum wie die Ehre, junge Frau, und es sind vielleicht nicht die schwersten Kämpfe, die mit dem Schwerte in der Faust zum Austrag kommen. Zum Ehestand gehört mehr Herz als in die Schlacht zu ziehen, hat eine Königin gesagt, die freilich nur bewiesen hat, das, sie lcins besaß, «nicht der Gräfin die Hnnd und wendet sich zum Gehen),

Gräfin. Sie gehen! — «on allen «erlassen — was soll ich thun?

König. Standhalten, haushalten, Ihr Haus halten, Gräfin Fink.

Bald erfährt die Gräfin, daß der Offizier, der ihr so ganz anderen Bescheid gegeben als sie erwartet hatte, der König selbst ist. Die Preußen haben die Stadt besetzt, sie beschießen das gegenüberliegende Nfer, das Ge- fecht zieht sich näher; die Gräfin geräth in tödtliche Angst um ihr Kind da drüben auf dem Gute. Mitten durch den Kugelregen möchte sie hin; aber noch immer ist kein Kahn da und die Brücke, die von der Stadt hinüber- führt, geht in Brand auf. Sie tritt ins Fährhaus zurück und wird da Zeugin, wie im Verlaufe der Bewegungen der beiden Heere ein französischer Lieutenant auf den König den Carabiner anlegt. Da stürzt sie hervor, zu des Herzogs von Crillon Füßen, „Der König! schützen Sie, retten Sie den König!" Der Herzog entreißt dem Lieutenant das Gewehr nud feuert es in die Luft:

2«'

378 kieiurich I)om berger in Verlin.
Lieutenant Vrunct, Sie waren auf diesen Posten gestellt, um die Bewegungen des Gegners zu beobachten, nicht aber um einen rccognoscircnden General mcuchclmördcrisch niederzuschießen. Nm wenigsten, wenn Sic in demselben die geheiligte Person eines Monarchen ucrmuthen, der selber als Feind noch Anspruch auf unsre Ehrfurcht hat.
Die großherzige That des Herzogs entstammt vollends die Gräfin zu höchster Begeisterung. „Gott lohne Ihre That, Crillon!" ruft sie aus und will gehen. Der Herzog hält sie zurück; er bekennt ihr seine Liebe, sein Verlangen, sie von ihrem unwürdigen Gatten zu erlösen, sich ihr fürs Leben zu weihen. Allein sein Edelmuth hat auch in ihr den Muth der Tugend entzündet. Sie erklärt ihm, daß die Erinnerung an diese Begegnung ihre Sterbestunde freudig machen werde, daß sie ihn aber nie wiederzusehen hoffe, daß sie zurückkehre in das Haus ihres Gemahls, um ihren Sohn nach dem Vorbilde großer Männer zu erziehen.
Fünf Tage, nachdem der ritterliche Franzose das Leben des preußischen Helden beschützt hat, besiegt der preußische Held bei Nohbach die französische Armee. Auf dem gräflichen Gute, wo der letzte Aet des Stückes spielt, vernimmt man das Geschützfcuer. Die Gräfin ist in ihr Haus zurückgekehrt. „So spielt das Leben. Die Träume der Jugend erfüllen sich in einer Stunde, die allen Träumen fortan ein Ende macht." Ein Held und ein Ritter, wie sie ihr einst in ihren Mädchenträumen vorschwebten, haben ihre Bahn gekreuzt, nnd sie steht gebannt auf dem Posten kalter, nüchterner Pflicht. Haushalten, ihr Haus halten soll sie, will sie. Mehr nicht. Sie hat dem Grasen ihre Bedingungen tundgcthan. Sie fordert das Oberaufsichtsrccht über ihren Sohn und die volle Verwaltung des durch die Sorglosigkeit des Grafen zerrütteten Hauswesens; nur wenn er sich dazu versteht, will sie mit dem Namen seiner Gattin hier auf dem Stammgute bleiben. Während der Graf in seiner leichten Weise gegen dieses mittelalterliche Hausregiment remonstrirt, erschallen Victoriarufe. Der Graf meint nicht anders, als die Franzosen müßten den verhaßten Preußen den Garaus gemacht haben. Aber die Preußen haben gesiegt. Während die Gräfin in begeisterten Jubel ausbricht, trifft der Graf Anstalten zur Flucht. „Ich muß fort, ehe ei kommt," flüstert er seiner Gattin zu; „er wird mich als Feind behandeln." „Ich bezweifle es/ so lautet die schnöde Antwort der Gräfin. „Der König wird nicht auf Sie achten, Graf."
Daß auch ihr Gemahl einen König hat, dem er treu ergeben ist, um dessen Unglück er trauert, rührt sie nicht; sie, die Preußin, verachtet den König von Sachsen und Polen, der während des Kriegs aus Vorsicht außer Landes war.
Graf. Was bleibt ihm als die Treue seiner Diener!
Gräfin. Sie haben recht: antichambriren Sic in Polen,
Gin f. Wo cr auch fei, ich gehöre zu ihm in seiner Noth. Wirst Du mir folgen, Eleonore?
Grafin. Nein, ich bleibe.

Der Posten der Frau.' I?H
Graf. Hier? Hier?
Gräfin. Wohin ich gehöre in seiner Noth: in unserem Hause.
Graf. Ich darf Dir nicht abreden. Du bist eine Prcußin. Der König wird Rück-sicht auf Dich nehmen, Dir eine Sauvegarde bewilligen.
Gräfin (höhnend). Ohne Sorge, Graf. Ich fürchte mich nicht.
G r a f (mil willhrem Sckmerz). Dein Spott ist grausam, Eleonore. Auch ich liebe meinen Herrn.
Aber die Gräfin versteht nicht, wie man einen unwürdigen Herrn lieben kann; ihre Sinnesweise ist zwar eine hohe, aber harte: sie will ihre „kalte, nüchterne" Pflicht erfüllen, aber sie weiß noch nichts von Milde und Nachsicht.
Da wird der Herzog von Crillon verwundet hereingebracht. Die Gräfin hatte für ihn den Lohn Gottes erfleht, als er, ihr Ritter, ihres Helden Leben gerettet hatte. Und nun besteht der Lohn seiner Ritterlichkeit darin, daß der Held ihn geschlagen hat! „Gott der Herr, ich verstehe Dein Gericht," ruft sie erschüttert aus. Des Herzogs Liebe zu ihr ist ihm zum Verhängniß geworden; sie fühlt es wie eine eigene Schuld — und mit einem Male erweicht sich ihre Strenge und sie faßt milde die Hand ihres Gatten: „Bleibe Moritz, laß uns gegenseitig vergeben*) und das Schicksal kommender Tage mit einander tragen." Aber der Graf muß fort, zu seinein König. Wichtige Schriftstücke sind in seiner Hut; dieselben dürfen dem Sieger nicht in die Hände fallen; er hat gelobt, sie sicher in die Hände des Königs zu bringen. Also nicht Furcht ist es, die ihn forttreibt.
Ich liebe meinen Herrn, Lolchen; Lorchcn, was soll ich thun?
Gräfin. Deine Pflicht, Moritz. Eile, und Dein Wort gelöst, lehre heim — zu mir.
Sie faßt es endlich, daß der Vasall auch dem Herrn, der kein Held ist, Treue schuldet. Der Herzog von Crillon hatte es ihr schon gesagt: aber sie hatte sich's nicht gesagt sein lassen. Damals (Act 1. Sc. 7) fragte sie:
Was macht den Helden, Herr Herzog?
Herzog. Der Muth und die Treue, Madame.
Gräfin. Die Treue, gegen wen?
Herzog. Wenn er ein König ist, die Treue gegen sich selbst, d. h. gegen seine gott-verlichenc Majestät. Wenn er ein Edelmann ist, die Treue gegen den König.
Gräfin. Und wenn er von beiden keines sein sollte, mein Herr?
Herzog. Dann weiß ich von keinem Helden, Madame.
Gräfin. Begnügen wir uns denn mit denen, von denen Sie wissen, mein Herr.
Gesetzt aber, daß eines Vasallen Obeihcrr ein Schwächling wäre, wie dann?
Herzog. Dann bindet die Treue den Helden auch an den Schwachen und macht ihn stark.
Nun weiß sie's, daß der treue Vasall nicht danach fragt, ob der Herr
*)Laß uns gegenseitig uns vergeben — mühte es heißen. Vielleicht daß dem Setzei das Fehlen des zweiten „uns" zur Last fällt. Aber auch sonst kommen einige sprachliche Versehen vor.

380 Heinrich Hombergcr in Verlin,
schwach ist — und die Gattin auch dem Gatten, der kein Held ist, die Treue
schuldet. Nun, da sie sich selbst der Verzeihung bedürftig fühlt, verzeiht sie
ihrem Mann, der seinen, ob auch schwachen, König liebt; doch zu ihrem
Sohne sagt sie: „Tu aber, mein Sohn, ehe Du ein Mann wirst, daß Du
ein Mann werdest, kenne, liebe ein Vaterland."
Das Stück schließt damit, daß König Friedrich ins Schloß kommt, den
verwundeten Herzog ritterlich nicht als Gefangenen, sondern als seinen Gast
behandelt und die Gräfin nach dem Grafen fragt: „Graf Fink, Madame?"
Gräfin. Majestät, mein Gemahl ist auf dem Wege nach Waischan, an der Ente
seines Königs die Folgen dieses großen Tages zu erwarten.
Der König stellt sich zornig; sie habe ihrem Mann geholfen, zu fliehen
und in Sicherheit zn bringen, was von Rechtswegen die Beute des
Siegere sei.
König <mil ciMüsteKcm Zorüc), Hehlerin, Helfershelfern: des Dcfraudantcn, Sie, Sic,
eine Prcußin!
Gräfin. Eine Prmßin von Blut «nd Gemiith, Majestät, Nach Pflicht und Recht
aber, so hatte man die Frau des Grafen Fink belehrt, fei sie eine Sachün . . .
König. Darum also fürchtete die pflichtgcttrnc Sächsin ein Itinerairc ohne preußischen
Paß und Schutz?
Gräfin. Nicht darum, Majestät. Aber auch das hatte man sie gelehrt: Der Posten
einer Frau sei das Haus, in welchem sie ihrem Sohne den Vater zu vertreten
habe . . .
König. Die Hosen passen Ihnen gut, Madame. Können Saloppe und Nebelkappe
getrost nach Polen schicken Der Herr Graf von Fink wird seiner schönen
Hauschre die Ehre seines Hauses danken lernen.
Und wir — so möchten wir gleich unser Urtheil über das merkwürdige
Stück zusammenfassen — wir danken der Frau, die es geschrieben: es ist
ein Werk, welches nicht nur ihr, der Dichterin, sondern der deutschen Dich-
tung zur Ehre gereicht — ein männliches Werk! wären wir versucht zu
sagen, doch da klingen uns zum Glück die Verse in's Ohr:
Und jene himmlischen Gestalten
Sic fragen nicht nach Mann und Weib.
Aus einer himmlischen Vogelperfvectioe — oder sollen wir sagen Poeten-
persuective? — lassen sich die, irdischen Dinge in einer Weise betrachten,
die nicht nach Mann und Weib fragt. Vielleicht wäre es gut gewesen, daß
auch unserer Dichterin die Worte Mignons ins Ohr geklungen Hütten. Wir
wissen nicht, ob sie in ihrem Lustspiel die Frage zu entscheiden gedacht hat:
welches ist der Posten der Frau? Aber es scheint fast so, und da will es
nun uns scheinen, daß die wahre Antwort nicht sowohl in dem Stück ertheilt
wird als durch das Stück. In der Regel stehen Frauen, welche schreiben,
nicht an ihrem Posten. Doch wenn eine Frau so schreibt wie Luise
von Francis, dann steht sie an ihrem Posten. Gerade damit ist aber
bewiesen, daß der Posten der Frau nicht unter allen Umständen das Haus

Der Posten der Frau. 38^

Ihres Galten, daß für die Frau, so gut wie für den Mann, ihr Posten da ist, wo sie tüchtig ist.

Wir müssen bei diesem Punkt verweilen; denn der einzige innere, eigentlich dichterische Mangel unseres Stückes ist der, daß die Dichterin den Schein auf sich geladen hat, als ob sie die Lösung eines moralischen Problems aus den thatsächlichcn Umständen eines einzelnen Falles habe entnehmen wollen. Das muß der Dichter nie thun. Seines Amtes ist es nicht, sittliche Präcedcnzfälle zu statuiren und specielle Regeln des Wohl-Verhaltens zu formuliren; das mutz er denen überlassen, die dazu berufen sind: Pastoren, Schulmeistern, Polizisten u. f. w. Der Dichter ist weder Beamter noch Lehrer der Sittlichkeit, ja nicht einmal Gesetzgeber. Der Dichter legt Zeugniß ab von der Wahrheit, für die Wahrheit, ganz unkümmert um ihre Anwendung und Anwendbarkeit. Ist's Wahrheit, was er verkündet, so wird die Anwendung sich von selbst machen, ohne daß er dafür zu sorgen hätte.

Wie in dem „Posten der Frau“ die Dinge liegen, sprechen wir der Gräfin lint nicht das Recht zu, ihren Posten zu verlassen und ihrem Mann auf und davon zu gehen. Allein weil die Gräfin Fink in das Haus des Grafen Fink gehurt, so folgt daraus nicht, daß alle Frauen in das Haus ihrer Männer gehören. Das mag wahr fein für neunhundertncunundneunzig von taufernd Frauen; aber wenn es nicht wahr ist für die tausendste, so muß der Dichter nicht als allgemeine Wahrheit hinstellen, was in einem, im tausendsten Fall unwahr ist. Angenommen, die Gräfin Fink hätte keinen Sohn, so würde der Satz, der Posten der Frau sei das Hans, wo ihre Kinder erzogen werden müssen, in ihrem Falle keinen Sinn haben. Die Frage: welches ist der Posten der kinderlosen Frau? bliebe noch zu beantworten. Aber läßt sich nicht auch der Fall denken, daß das Haus, wo die Kinder erzogen werden müssen, eben nicht das Haus des Mannes ist? Sollte die Frau eines Thoren, eines Wüstlings, eines Verbrechers nicht befugt, ja verpflichtet sein, ihre Kinder dem verderblichen Einfluß des Vaters zu entziehen? da wäre also der Posten der Frau jeder andere Ort, nur gerade nicht das Haus des Gatten. Das Leben ist eben tausendfältig und täglich neu, und darum darf der Dichter, der diesem Proteus in jeder seiner unendlichen Gestalten gerecht zu weiden hat, keine Formeln aufstellen, darf ihn nicht in Uniformen stecken und schnüren, welche seine Manichfaltigkeit verhüllen, feiner Freiheit Gewalt anthun. Das eben ist der Unterschied zwischen der Moral der Praxis und der Moral der Poesie, zwischen der angewendeten und der idealen Sittlichkeit. Die Praxis kann nicht Jedem sein Recht geben; da muß aus Gründen der Nützlichkeit der Unschuldige mit dem Schuldigen, ja für dm Schuldigen leiden. Aber die Poesie ist das Tribunal, das einzige Tribunal auf Erden, welches Jedem das Seinige gicbt, es geben kann, weil der Dichter der einzige allwissende, der einzige unbefangene, der einzige keinem praktischen Interesse dienende Nichter ist. Kein König»

382 Heinrich Homberger in Verlin. —
und wäre er der weiseste, der gerechteste, kann den Dichter in dieser Necht-
sprechung vertreten; der Fehler unserer Dichterin ist, daß sie ihre hohe Justiz
dem großen Preußenkönig abgetreten, daß sie jedenfalls gegen den Schein,
als thue sie es, sich nicht verwahrt hat.
Der Richtcrspruch des Königs besteht wie andere Richteisprüche aus
zwei Theileu: aus der Entscheidung und aus den Gründen dafür. Tic
Entscheidung ist richtig, nicht nur von Rechts, sondern auch von
Poesie wegen. Aber der Grund, der für die Entscheidung angeführt wird,
ist falsch. Wenn der König sagt: „Was Ehre heißt, haben nur Männer,
denn sie allein haben sie zu vertheidigen,“ so spricht er wie ein König, wie
ein Edelmann, vielleicht wie ein Mann schlechtweg; aber der Dichter-Richter
ist kein Mann, kein Edelmann, lein König. Von ihm heißt es, um das
obige Citat zu vollenden:
Und leine Kleider, leine Falten
Umgeben den verklärten Leib.
Die Ehre, die König Friedrich den Frauen abspricht, haben sie aller-
dings nicht: es ist die eigentliche Männerehre, ja, die besondere ritterliche
Ehre, zu deren Wahrung und Wiederherstellung der Mann, vor Allem der
Mann der ritterlichen Stände, die Kraft seines Armes gebraucht. Weil die
Körpertraft der Frau geringer ist, so gehört es für sie nicht zu den Geboten
der Ehre, zur Vertheidigung ihrer Ehre physische Gewalt anzuwenden gleich
dem Manne. Aber wenn die Frau ihre Ehre nicht geradeso vertheidigt wie
der Mann, so heißt das nicht, daß sie keine habe, daß sie sie nicht verliere,
wenn sie Unwürdiges erleidet. Auch König Friedrich würde nicht leugnen,
daß es, wie eine besondere Männerehre, so auch eine besondere Fraucnehre
giebt, die Ehre, welche Lucrelia verliert, ohne daß sie eine ehrenrührige
Handlung oder Unterlassung begangen hätte, blos durch die entehrende Thai
eines Andern. Diese, die weibliche Geschlechtsehre, gleicht sogar dem ritter-
lichen powt ä'iwunLui- völlig darin, daß sie ganz äußerer, streng formaler
Art ist, daß sie nicht nothwendig auf der inneren Ehrenhaftigkeit beruht
und dieselbe nicht nothwendig bezeugt, daß sie auch der ehrenhaftesten Frau ver-
loren geht durch die Schmach, welche ein Ehrloser ihr anthut, geradeso wie
die Ritterehre auch des edelsten Eavaliers in der Hand eines Raufboldes
steht. Aber während der Ritter fein Wappenschild reinzuwaschen vermag,
sei es in dem eignen, sei es im Blute seines Beleidigers, kann Lucretia ihre
verlorene Ehre nicht wiederherstellen; sie muß sich den Tod geben. Ein rohes
Volk, ein barbarisches Zeitalter, in welchem auch der Mann nur insoweit
gilt als er wehrhaft ist, erkennt der wehrlosen Frau keinen andern
Werth zu als den, welchen sie für den Mann als sein Besitzthum, seine
Sache hat. Die weibliche Geschlechtsehre steht bei einem solchen Volke in
hoher Geltung, aber ist im Grunde doch nur ein Stück oder ein Restex der
Männerehre. Immerhin dämmert es selbst bereits dem Barbaren, daß der
Knecht, der Sklave, die Frau »och etwas Anderes sei, wenigstens sein tonne

Ver hosten der Frau. —- 383

als eine bloße Sache: eine Sache, die eigener Empfindungen, Entschließungen, Handlungen fähig ist, kann zur Perfon werden. Auch schon in den dunkelsten Jahrhunderten vermag die Frau zu der bloßen Geschlechtsehre durch ihre persönlichen Eigenschaften sich eine andere Ehre hinzuzuerwerben, eine Ehre höherer, selbständiger Art. Wenn der geschändeten Lucretia nichts übrig bleibt als sich zu tödtcn, so gelangt Cloelia zu Ruhm und Preis, indem sie entschlossen und liftig ihre Frauenehre in Sicherheit bringt. Die Anschauung, welche sich ausspricht in dem Worte: „Wehrlos, ehrlos!" nimmt im Laufe der Zeit, mit dem Fortschreiten der Gesittung mehr und mehr an Geltung ab; neben der Tapferkeit kommen noch andere Tugenden zu Ehren, Tugenden, die nicht nur die Starten, sondern auch die Schwachen zu üben vermögen und deren Uebung ihnen zur Zierde gereicht. War früher nur der Mann frei und darum verantwortlich für Hein Thun und Lassen, so nun auch die Frau. Sie wird zwar nicht dem Manne gleich, ihre Natur, ihre angeborenen Eigenschaften bleiben verschieden von denen des Mannes, und darum hat sie nicht völlig dieselben Tugenden zu üben wie er; aber auch sie hat nun eine eigene Persönlichkeit, in welche sie sich keine Eingriffe gefallen zu lassen braucht, gefallen lassen darf. Wie der Mann sich jederzeit durch Mangel au Muth und Tapferkeit entehrte, so uun auch die Frau, wenn sie in mattherziger Schwäche die ihr zu Gebote stehenden Mittel, sich einer unwürdigen Behandlung zu entziehen, versäumt. Nicht daß sie mit männlicher Kühnheit und Kraft der Gefahr trotze, wird von ihr verlangt; — ein Mannweib verunziert, eher ihr Geschlecht als daß sie es schmückt; — aber auch die Frau soll nicht feige sich aufgeben, foll sich schirmen und wahren und auch wehren, wenn nicht in offenem Kampfe, so doch durch die Taktik der Besonnenheit, der Vorsicht. Ja, ihr kann gerade zur Ehre gereichen, was dem Manne nicht oder doch weniger geziemt: Schlauheit und Verstellung. Um eine Beschimpfung, um auch nur die Gefahr eines Schimpfes zu vermeiden, darf sie, soll sie fliehen und sich verstecken, verstecken nicht nur hinter einer Wand, sondern auch hinter einem Vormund. Wenn die Gräfin Fink das Haus ihres Gitten verlief, um einer wirtlichen, ausgemachten Schmach, einer Entwürdigung, welche jedes fühlende Herz als unerträglich fühlen muß, zu entgehen — setzen wir den Fall, weil ihr Mann eine Maitresse ins Haus genommen hätte — so würde ihr König Friedrich sicherlich nicht das Recht, sich solchem Unglimpf zu entziehen, absprechen tonnen. Und spräche er es ihr ab, etwa gemäß der Empfindungsweise des achtzehnten Jahrhunderts, das solche Dinge noch minder schwer nahm, so würden wir aus unserer heutigen Empfindung heraus den Spruch des Königs verbessern. Aber wie liegt die Sache in unserem Stück? Welches ist der eigentliche, der wahre Gruud, warum die Gräfin davonläuft? Ist es wirklich der Schimpf, den ihr Mann ihr anthut, indem er sie in der Kammer des Wirthshauses einsperrt? S« selbst belehrt uns eines Andern, verrath uns ihr Geheimniß. Noch ehe ihr Mann sie beleidigte, beklemmte die

38H Heinrich Hombergcr in Vcilin.

parfümirte Atmosphäre seines Hauses ihren nach freier, reiner Hiinmelslufi be> zehrenden Busen. Auch ohne daß er sie beleidigte, würde ihr der Gedanle kommen, das; sie fort wolle, fort müsse. Das Fink'sche Haus ist ihr verhaßt, weil es das Haus eines Sachsen, eines Feindes ihres Königs ist; die Kränkung, die ihr Mann ihr anthut, liefert ihr nicht sowohl den ersten Grund als den letzten Anlaß zur Flucht — und nicht vor ihrem Manne flicht sie. sondern vor Crillon, „nur vor ihm". Tas eigentliche, das einzige unverwindbc.rc und darum unverzeihliche Unrecht des Grafen besteht darin, daß sie, die einst von Helden und Ritterschaaren geträumt hatte und die dann einem Helden und Ritter begegnet, einen Mann zum Gatten hat, der kein Ritter, lein Held ist, nnd dessen Herr, dessen König auch kein Held ist. Nun gelobt aber ein Mann, wenn er eine Frau heirathet, ihr weder, daß er ein Held sein, noch daß er zu der guten Sache stehen werde, sondern er gelobt ihr Treue und Schutz, und hinwiederum gelobt sie ihm Treue und Gehorsam — nicht als einem Helden, sondern als ihrem Gatten. Weder um eines erträumten Ideals, noch um eines Crillon in Fleisch und Blut willen darf die Gräfin die gelobte Treue, den gelobten Gehorsam versagen, und auch nicht, weil sie Preußen höher achtet als Sachsen. Tic Treue wäre nicht Treue, welche nur treu sein wollte, wo sie bewundert; nicht einmal, daß sie Achtung hege, darf sie zur Bedingung machen. Tiefe Bedingung aber macht die Gräfin. Wenn sie sich darauf beschränkte, ihren Mann, weil er ein Schwächling ist. nicht zu lieben, man könnte sie darum keines Unrechts zeihen. Liebe ist etwas anderes als Pflicht, nnd zur Liebe kann uns Niemand zwingen, selbst wir selbst nicht. Aber sie versagt ihm auch das, wozu sie verpflichtet ist, wozu sie sich zwingen kann: sie versagt ihm die Treue, sie versagt ihm den Gehorsam.

Ten Gehorsam? Wie? Hat die Frau dem Manne bedingungslos zu gehorchen? Oder nur innerhalb gewisser Grenzen? Und welcher Grenzen? Hat sie ihm zu gehorchen wie der spanische Vasall seinen» Lehnsherrn, auch wenn er ihr eine unrechte Handlung zumuthet? auch wenn er sie auffordert zu lügen? Hat sie ihm zu gehorchen wie ein unmündiges Kind, auch wenn er ihr eine Unbill anthut? Wenn er sie einsperrt, darf sie da keinen Fluchtversuch machen? Muß sie sich's gefallen lassen, daß er ihren guten Ruf gefährde, daß er sie in ein falsches Licht stelle? Lauter Fragen, welche die Anlwort des Königs nicht beantwortet, und welche, setzen wir hinzu, sich durch einen allgemeinen Satz über die Ehre der Frau, über den Posten der Frau nicht beantworten lassen.

Ist die Ehre der Gräfin fchou gekränkt, wenn ihr Gatte ihr zumuthet, unter dem Vorwand einer Migräne von dem Ball im goldncn Scheffel weg» zubleiben? Schwerlich. Es mag für einen Mann nicht fehr männlich sein, solch eine Ausrede zu gebrauchen. Aber eine Frau, die eine Migräne vorschützt, begeht nichts Unweiblichcs. Wenn Minna von Varnhelm eines der Gebote der männlichen Ehre für sich geltend macht, so erwidert Tellheim

Der soften der Frau, 385
mit vollem Rechte durch die Frage: „Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch Alles, was dem stärkeren nicht ansteht?" — Auch die Gräfin Fink begeht den Sophismus, sich für entehrt zu halten, wenn sie, dem Befehle ihres Mannes gehorchend, sich zu der kleinen Finte herbeiließe, die ja einem Manne nicht sehr anstünde, die aber für eine Frau nichts Schimpfliches ist. Nehmen wir an, es handelte sich darum, ciuer wirklichen, ernsthaften Gefahr auszuweichen, und es gäbe kein anderes Mittel als eine solche unschädliche Unwahrheit, so handelte sie wie eine Sinnlose, wenn sie sich nicht dazu verstehen wollte. In unserem Falle erscheint nun allerdings die Gefahr als leine wirtliche oder sonderlich ernsthafte; der Herzog Crillrn ist ein ritterlicher Herr und die Gräfin eine starke und^ . reine Frau. Indessen ihr Mann sieht nun einmal die Sache anders an; er fürchtet in der That zwar nicht, daß der Franzose sie ihrer Pflicht abwendig machen, wohl aber, daß derselbe seinem, des Ehemanns, Ansehen Eintrag thun könne: allein Erillon ist der Gast seines Hauses, der Verbündete seines Königs, und er glaubt gegen ihn nicht in der sonst dem Manne geziemenden Weise sein HauZrecht wahren zu sollen. Das mag nicht sehr würdig sein; aber wo es sich um die Würde, die Mannesehrc des Gatten handelt, hat die Frau mehr seinem als ihrem eigenen Urtheil zu vertrauen, und sie wird ihm vertrauen, wenn sie ihn liebt. Wenn sie ihn liebt, wird sie wahrlich nicht die Frage auswerfen, ob sie, indem sie ihm zuliebe eine Migräne vorgiebt, sich entehre. Noch mehr! Eine Frau, die aus Liebe zu ihrem Manne eine schnöde, harte, tyrannische Behandlung von ihm erträgt, zum Beispiel eine Einsperrung, wird seine Tyrannei zwar möglicher oder wahrscheinlicher Weise vor den Augen der Menschen zu verbergen suchen, aber nicht sowohl weil sie fürchtet, daß ihre duldende Ergebung ihr selbst zur Unehre gereichen möchte — was liegt der Lieb? an der Ehre?! — als damit er, der Geliebte, nicht von der Welt „falsch" beurtheilt werde. In jener Scene, in ^welcher die Gräfin, von ihrem Diener Lehmann begleitet, die Frau des Fährmannes aus dem Schlafe weckt und von derselben erfährt, daß Meister"Adam^ nicht daheim sei, heißt es:
Gräfin. Ich werde warten . . , Legt Luch ruhig nieder, Mutter!
Hanne. I, Gott bewahre mich, Gnädige.^ Ich oben ins Bette und unten die Gnädige auf der Lauer! Da mühte Eine ja gar lein Genier nicht hatun Ihun. IInd mein Adam! Du liibe Zeit! Wenn der heim läme, da Iriegt ich was Hübsches auf die Mi'che.
Lehmann Uachrnd mitPoniomimr). Fiele sacke! Das versteht er, Meister Adam, aus dem ff, gelt?
Gräfin cumvMin!, Er mißhandelt Euch, alte Mutter!
Hanne. Nee Gnädige, nee; beileibe nicht. Was zur Sache gehört, außerdem nie nicht, nee!
Lehmann ciochmdi. Na, was gehört denn zur Sache, Mutter?
Hanne. Um Gottes, Christus Willen, wenn Eine Einem zugeschworn ist vor Gottes Altar
Lehmann (lachend). Gehört's zur Sache, na freilich.

386 Heinrich Hombrger in Verlin.
Gräfin, Barbarische Ehestandslogit! Und Volks Meinen, GotteZ Meinen
hcifzt es.
Ja wohl! Volles Meinen, Gottes Meinen! Aber es giebt allerlei Meinen
in einem Volk, und die Stimme Gottes spricht bald aus den Vielen, bald aus den
Wenigen. Warum soll das Meinen der Mutter Hanne für Gottes Meinen
gelten und nicht d«s der Gräfin Eleonore von Fint? Für die Frau des Fähr-
manns Adam gehört es allerdings nur eben zur Sache, daß ihr Mann ihr manch-
mal etwas auf die Mütze giebt. Sie weiß es nicht anders, die Leute, in deren
Mitte sie lebt, wissen es nicht anders, und darum beeinträchtigen die Prügel
nicht ihre Liebe zu ihrem Manne, nicht ihre Achtung vor sich selbst. Aber
die Gräfin Fint mag sich noch so ernstlich vorhalten, daß die barbarische Ehe-
stllndslogil der Mutter Hanne auch für sie, die Gräfin, gelte — in ihr
empört sich etwas dagegen, und dieses Etwas ist ihr ganz anderes Bewußt-
sein, ihr ganz anderes Selbstbewußtfein, ihre ganz anders feine Empfindlich-
keit. Für sie versteht sich nun einmal die Liebe nicht von selbst zu dem
Manne, dem sie zugeschworen ist vor Gottes Altar. Sie kann nicht lieben,
wo sie nicht achtet — sie, die nur liebt, wo sie bewundert. In der einfachen
einfältigen Seele der Mutter Hanne fallen Liebe, Treue, Gehorsam in
Eines zusammen, bilden ein einziges dunkles, unauflösliches, unzerlegbares
Gefühl, dem keine Reflexion, keine Kritik Abbruch thut. Aber die Gräfin
ist der lindlichen Einfalt der Fährmannsfrau entwachsen; ihr Bewußtsein ist
kein so schlichtes, dumpfes, einfaches mehr; ihr Verstand giebt sich Rechenschaft
von Dem, was in ihrem Herzen vorgeht, und ihr Herz hat mancherlei
Bedürfnisse; es will treu sein, ja, aber es will auch lieben und verehren
und sich selbst achten; ihre Gefühle können nicht überallhin mit, wohin „die
verdammte Pflicht und Schuldigkeit" deutet; die Ehestandslogil der Mutter
Hanne leuchtet einen Augenblick ihrem Verstände ein, aber nicht ihrem Gewissen,
das doch die entscheidende Instanz ist. Gerade in ihrem Gewissen ist der
Zwiespalt, gerade da fehlt jene Gewißheit, in welcher die Frau des Fähr-
manns auch dessen Prügel als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Mutter
Hanne wird durch die Prügel nicht erniedrigt; wer aus Liebe das Unwürdige
erträgt, entwürdigt sich nicht. Aber das Gewissen der Gräfin sagt ihr: daß
wer ohne Liebe Unwürdiges erträgt, wer „ausharrt, wo er verachtet, sich
verachtungswerth macht". Die Gräfin Fink, die ihren Gatten nicht liebt,
würde sich erniedrigen, wenn sie sich der Einsperrung, die er über sie ver-
hängt, nicht entzöge. Zwar lehnt sie sich so gegen den Gatten auf, verletzt
die Pflicht des Gehorsams, handelt wider die Logik des Ehestandes, aber
sie wahrt ihre Persönlichkeit, ihre Freiheit, ihre Ehre, handelt gemäß der
Logik der Liebe.
So geben wir der Gräfin Fink zwar Unrecht, wenn sie ihrem Manne
davonläuft, aber daß sie groß und frei empfindet, daß sie sich gegen den
ihr angethlInen Schimpf empört, daß sie sich vor dem ungeliebten Gatten
nicht durch unwürdige Gefügigkeit erniedrigt, das weckt unsre Ächtung, unsre
Sympathie — und so geben wir ihr doch wieder Recht. Ihr Fall ist

Der Posten der Fra», 38?

Wohl geeignet, uns den Unterschied fühlbar zu machen zwischen poetischer Moral und — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu gebrauchen — moralischer Moral. Die moralische Moral, welche um praktischer Zwecke willen die sittlichen Ideale, soweit sie der Masse der Menschen in einem bestimmten Volke, in einer bestimmten Zeit aufgegangen sind, zu Satzungen für das Verhalten aller Menschen macht, kennt nur allgemeine Formeln, ausnahmslose Regeln: 3hue deine Pflicht, o Mensch! Erfülle das Gebot, einerlei unter welchen Umständen! Vewcihre die gelobte 3rcue! Leiste de» schuldigen Gehorsam! Allein die poetische Moral, welche keine praktischen Zwecke verfolgt, hat nicht nöthig, die sittlichen Ideale in die starre Form von Moralvorschriften zu bringen und so des innersten Lebens zu berauben; sie erkennt und anerkennt die Gesetze, aber sie versteht auch die Freiheit und die Liebe und prüft die Handlungen der Menschen nicht nur gemäß dem Wortlaut des Gesetzes, sondern auch nach ihrem Gehalt an Freiheit und an Liebe, und auf die Gefahr hin, eine Casuistin gescholten zu werden, beurtheilt sie jeden Fall nach seinen Umständen. Es hat seinen guten Grund, daß es den Moralisten bei der Moral der Poeten nie so ganz geheuer ist.

Der Moralist erklärt das Gesetz der Ehe für heilig, fraglos, unantastbar, einerlei ob die Frau den Mann liebt oder nicht. Der König, der Herrscher erklärt die Gemeinschaft des Staates, die Ordnung des Gesetzes für unverbrüchlich, unzerreißbar, einerlei ob die Bürger diese Gemeinschaft, diese Ordnung lieben oder nicht — «nd sehr begreiflicher Weise sieht ein König auch die Ehe als einen kleinen, nnzerreihbaren Staat an. Im Grunde ist ja der König, der Herrscher, der Staatsmann der Moralist der Moralisten, der Erzmoralist. Zwar nicht für sich selbst; wohlbcmerkt! Was seine eignen Handlungen angeht, so erachtet es der Staatsmann für sein gutes Recht, Unrecht zu thun. Und nur Die geben ihm darrb in alle Wege Unrecht, die nicht wissen, was es heißt, nicht blos für das eigne Seelenheil, sondern für das leibliche Heil eines ganzen Volkes die Verantwortung zu tragen. Aber die Freiheit, welche der Staatsmann sich vorbehält, den Andern verweigert 'er sie. Für ihn selbst alle Freiheit, — für die Andern, für die Unterthanen das Gesetz, die feste Ordnung, die hergebrachte Sitte, den unverbrüchlichen Gehorsam! Es ist durchaus richtig, ganz der Anschauung des Staatsmannes, ganz dem Königsamte gemäß, daß in unsrem Stücke König Friedrich im Namen der Moral des Staates, der Gesellschaft, im Namen der praktischen Moral zu Gericht sitzt und den Fall der Gräfin Fint in Gcmäßheit der allgemeinen Regel entscheidet: Die Frau gehört in das Haus des Mannes! — Aber unrichtig dünkt es uns, daß die Dichterin nicht ihrerseits ^im Namen der poetischen Moral über den König zu Gericht sitzt, daß sie uns nicht zeigt, wie seine Moral, so wichtig im praktischen Sinne, doch in einem höheren Sinne untergeordnet, beschränkt, formalistisch, mehr auf die äußere Nützlichkeit abzielt als auf die innere Wahrheit und auf wandelbaren Voraussetzungen beruht.

288 liciirich Nomberger in Vcrü»,
Meister Adam ist der absolute Eheherr der Mutter Hanne gerade so
wie König Friedrich der absolute Gebieter seiner Unterthanen ist. Aber
sowohl das göttliche Recht der Könige als das göttliche Recht der Ehemänner
ist nur so lange göttlich, als der Geist, der da weht, wo er will, darin
athmct. Wenn der daraus entwichen ist, so sinkt das erst göttliche Recht
herab zu blos menschlichem Rechte. Für jedes Heiligthum kommt die Zeit,
wo die Menschen, zuerst nur wenige, dann mehrere, zuletzt alle gewahren,
daß es aufgehört hat, von Gott bewohnt zu sein. König Friedrich er-
kannte Persönlichkeit, Selbständigkeit, Ehre nur den Kriegern zu, welche
das Schwert führen. Ter Marschall Crillon wußte von keinen anderen
Helden als von Königen und Edelleuten. In Mutter Hanne dämmerte
noch nicht der Zweifel, ob die Prügel ihres Mannes etwa doch leine von
Gott eingesetzte Nothwendigkeit seien. Aber schon zu Zeiten der Mutter
Hanne fühlte sich Eleonore von Fink nicht mehr als die bloße Dienerin,
Vasallin ihres ihr vor Gottes Altar angetrauten Gatten. Und heute dürfte
auch Mutter Hanne etwas anderes denken über die eheweibliche Pflicht,
stillzuhalten, wenn der Mann zuschlägt, EZ giebt ein wahrhaft göttliches,
ein ewiges Gesetz, das da will, daß die Satzungen und Sitten, in welchen
der Mensch das Recht Gottes auszudrücken, festzuhalten, einzuschließen ver-
sucht, früher oder später zerbrechen und zerfallen. Das Ritterthum mit
seinen Herreu und Knechten hat aufgehört: die absolute Monarchie mit ihren
Unterthanen hat aufgehört; die selbstherrliche Gewalt, welche das Oberhaupt
der Familie, welche der Vater über die Kinder, der Mann über die Frau
übte, hat aufgehört. Sicherlich ist der Dichter befugt, ist gerade er, dessen
Auge die Ewigkeit schaut uud die Vergänglichkeit beweint, dazu berufen, zu
trauern um das Schöne, Große, Erhabene, was mit den entseelten Ordnungen
früherer Zeiten unwiderruflich dahingegangen ist — um die Wandel- und
wankcllose Treue des Vasallen, den unbedingten Gehorsam des Unterthans,
die schweigsame Ehrfurcht des Sohnes, die von keinem Zweifel angefochtene
Ergebenheit der Gattin. Aber daß diese Ordnungen entseelt sind, daß die
alte Einfalt sich gespalten hat, der kindliche Glaube gebrochen, die starre
Zucht aufgelöst ist. das darf der Dichter, der ein wahrer, die Wahrheit
bezeugender Dichter sein will, nicht verkennen und nicht verschweigen. Und
zumal der dramatische Dichter muß wahr, darf nicht ein Romantiker sein,
er, der auch wenn er vor den gegenwärtigen Zuschauern die Vorzeit herauf-
beschwört, doch immer seiner Aufgabe eingedenk bleiben muß, — der
Absicht des Dramas, dem eignen Jahrhundert, eben diesen gegen-
wärtigen Zuschauern den Spiegel vorzuhalten. Was wäre das für ei»
Spiegelbild, welches der Tugend und der Schmach, wie sie das Herz der
Lebenden empfindet, todte Tugenden, unverständliche Frevel entgegenhielte!
Nur Das, was von der Vergangenheit noch lebt, darf der Dramatiker aus
dem Schlafe erwecken. Zu Dem, was todt und zerfallen ist, muß er nicht
sage» wollen: steh' auf und waudle! Einzig die Geister der Vorzeit können

Der hosten der Frn>, 38H

über das Theater schreiten, welche sich herbeilassen, die Sprache der Gegenwart zu reden. Wenn Hamlets Vater ein Fremdling wäre ans einer anderen Welt, der Bewohner des unentdeckten Landes, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, nimmermehr würde die Magie des Dichters im Stande sein, ihn in dem »peoulum inuuclic, auf dem Theater erscheinen zu lassen; er gehorcht dem Rufe des Zauberers und zerbricht die Marmorkiefern seiner Gruft, weil er ein ehrliches Gespenst ist, kein leeres Schemen und lügenhafter Spuk: er ist ein Geist, aber ein Geist von Fleisch und Blut, von Hamlets, von unserem Fleisch und Blut, und darum versteht Hamlet, verstehen wir diesen unseren Mitbürger und Verwandten.

Luise von Fran<?ois ist viel zu wahr, um eine bloße Nomantikerin zu sein. Sie weiß, daß das Jahrhundert sich von den heiligen Stätten, wo die Vergangenheit betete, huldigte, Opfer, Menschenopfer darbrachte, abkehrt, daß es den Gewalten, welche sonst bedingungslos kraft göttlicher Einsetzung herrschten, nur noch bedingten Gehorsam leistet. Ihre Gräfin Fink deckt mit unerbittlicher Klarheit den tiefen Riß, die Todeswuude einer Ehe auf, in welcher ein edles stolzes selbstbewußtes Weib nicht liebt und doch gehorchen soll. Und auch ihr König Friedrich, welcher aus Gründen der Staatswohlfahrt keine gestörten Ehen brauchen kann, heilt die Wunde wahrlich nicht durch sein rationalistisch hausbackenes Necevt: Die Frau solle an der Stelle des Mannes das Hausregiment führen! Als wenn eine solche Polizeimaßrcgel Wahrheit brächte in eine unwahre Ehe! als wenn eine echte Frau sich auf ihrem Posten fühlte, wenn sie lieblos befiehlt statt liebend zu gehorchen! Die Gräfin Fink ist nicht so kühl verständig wie der König: nur mit Widerstreben unterwirft sie sich der Moral der Nützlichkeit. Und sie unterwirft sich ihr im Grunde nur, weil der König, der sie predigt, noch etwas Anderes ist als ein Moralprediger, nämlich ein Held. In ihr lebt eine doppelte Empfindung: die modern-unbotmäßige und zugleich die romantisch-loyale. Sic lehnt sich gegen die Ordnung der Ehe auf aus dem Grunde, daß ihr Mann lein ihrer würdiger Eheherr ist; allein ihre Nebellion entsvringt ihrer Schwärmerei für würdige Herren und Herrscher, für Helden und Nitter; sie mag nicht die Vasallin eines werthlosen Herrn sein, aber von dem Glauben an Herrenthum und Vasallenthum ist sie ganz durchdrungen. Das bildet den so psychologisch wahren, so pathetischen, so dramatischen Widerspruch in ihr: sie empört sich in ihrem persönlichen Falle gegen eine Ordnung, welche sie im Allgemeinen für recht, für wahr hält. Sie fühlt sich nicht gebunden an ihren Obcrherrn, der ein Schwächling, aber einen Oberherrn, der ein Held ist, ersehnt sie sich: solch einem Herrn würde sie die loyalste Vasallin, ganz Hingebung, ganz Treue sein, Sic merkt nicht, daß das ganze Vasallenthum zerfällt und zerstiebt von dem Augenblick an, wo der Vasall, statt an das Heldenthum seines Herrn zu glauben, untersucht, ob derselbe eiu Held sei. Als richtige Frau denkt sie selbständig nur für ihr eigenes persönliches Bedürfnis; und beläßt es im

3^0 Heinrich tzomberger in Verlin.
Uebrigen bei den Anschauungen, den Traditionen, in welchen sie auf»
gewachsen ist.
Haben wir diesen Widerspruch in Eleonore von Finl aufzufassen als
einen Widerspruch in Luise von Francis? Ist auch die Dichterin zu sehr
Dichterin, zu wenig Dichter? Hat auch sie nicht erkannt oder nicht
erkennen wollen, daß jede Art Abhängigkeit in dem Maße an innerer
Wahrheit und in Folge dessen an äußerer Berechtigung abnimmt, als
der Abhängige sich in seinem Inneren, seinem Gewissen selbständig, ver-
antwortlich, frei, mündig fühlt? Diese Mündigkeit — die politischen
socialen, religiösen Parteien suchen sie bald zu überhasten, bald aufzuhalten,
sehen sie schon da, wo sie noch nicht ist, oder stellen die unleugbare in Ab-
rede. Und allerdings, entscheiden zu wollen, wie es mit der Mündigkeit
eines ganzen Volkes bestellt sei, in welchem es immer zu gleicher Zeit nur
wenige Gräfinnen Fint und viele Fährmannsfrauen giebt, ist ein heikles Unter-
fangen. Zum Glück hat der Dichter nichts damit zu schaffen, darf und soll
er das leidige Geschäft den Königen überlassen. Er, der Dichter, ist kein
Politiker, hat weder liberale noch conservative Interessen und Grundsätze, weder
revolutionäre noch reactionäre Neigungen. Er weiß nur, daß, wenn und
Wo ein Mensch oder, soweit dies möglich ist, ein ganzes Volt mündig wird,
eine Aenderung, ein Bruch eintritt in seinen bisherigen Verhältnissen, wie
heilig ihm dieselben bis zu dem Tage auch erschienen, wie heilsam sie ihm
gewesen sein mögen.
Sofort nun wende Dich nach innen,
Das Ccntrum findest Du da drinnen,
Woran lein Edler zweifeln man.
Wirst leine Regel da vermissen?
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne Deinem Sittcntag.
Mit der Selbständigkeit hört nicht die Moral auf, ganz im Gegentheil! und
auch für den freien Menschen giebt es ein Centrum, das ihm gebietet
und dem er gehorcht; ja, er auch hat seine Helden, welche er darum nicht
minder ehrt und verehrt, weil er sie nicht auf Befehl oder Hörensagen als
Helden anerkennt.*)
Zumal den Frauen wird es nie an Helden und Heldenverehrung
fehlen; und die moderne Frauen-Emancipation braucht im Grunde Niemanden
zu erschrecken als die der Frauenliebe unwürdigen Männer. Es ist dafür
gesorgt, daß die Frauen nicht Männer werden. Selbst in der Heimath
John Stuart Mills ist bekanntlich dies das Einzige, was das allmächtige
Parlament nicht auszurichten vermag. Friedrich der Große hat sich, soviel
') „Herc>-^orsdip nevsr 6ie8, nor «uu äis. lx>^»1<7 »ucl Fovsreißnt)- ««
eve>!»8tinß in t!,s noi-Id: — »n<t tdeie i« tdi« in tdem, tu»t tbs^ »w sslouuÄsä
not on Anruitui'ß» »uä »enMnnces, liut ou renlitiss »uä »inooriti«». Hot b^
8dnttinß vour e^«8, vour ,privnts ^uä'^ment'; no, dut d? openinF tbem, »M b^s
l>»viuß Boluetdinß to see." <ü»i1yls.

Der Posten der Frau. 39!

mau weiß, mit dem schwachen Geschlechte nicht viel beschäftigt; sonst hatte er gewußt, daß die Frau nur selbständig wird, um ihre Selbständigkeit zu den Füßen des Mannes, den sie liebt, niederzulegen. Und es ist am Ende kein Uebel, wenn die modernen Ehemänner wie die modernen Könige sich ein wenig mehr Mühe geben müssen, die Liebe ihrer Frauen und Völker zu erwerben und zu bewahren. Die Völker gehorchen gern und die Frauen lieben gern.

Nie wird die Person und also wird auch nie die Persönlichkeit des Weibes der des Mannes gleichen. Aber darum existirt diese Persönlichkeit doch, existirt auch in der Ehe als etwas Selbständiges, als etwas, worüber dem Manne die Vcrsiigung nur infoweit zusteht, als die von seinem Werthe, seinem Rechte überzeugte Frau sie ihm aus Liebe zugesteht: Liebe ist ja nichts Anderes als das freiwillige Hingeben der Persönlichkeit. Und freiwillig sich hingeben kann nur der Freie. Die Gräfin Fink ist eine innerlich freie Frau und sie liebt ihren Gatten nicht. Wir finden es daher nur richtig, daß sie ihm selbständiger gegenüber tritt als eine liebende Gattin thut. Aber sie zeigt ein Uebcrmaß von Selbständigkeit, ein überspanntes Ehrgefühl, fie fordert nicht nur die Ehre, worauf sie als Frau Anspruch hat, sondern macht wie ein Mau», wie ein Ritter, den männlichen, den ritterlichen point cl'Iwnneni' geltend. Dieser Übertreibung stellt unsere Dichterin eine Ucbertreibung des Königs gegenüber; der König leugnet, daß die Frauen überhaupt eine Ehre hätten; er behauptet, fie hätten Haus zu halten, ihr Haus zu halten, sonst nichts! Indem die Dichterin so nur Uebcrtreibung gegen Uebcrtreibung stellt, hat sie sich ihres poetischen Richteramtes begeben hat sie der im Munde des Königs ganz passenden praktisch-moralischen Sentenz beigepflichtet, statt von der für den Dichter allein passenden poetischen Moral leugniß abzulegen.

Allein nachdem wir diesen Irrthum der Dichterin so nachdrücklich betont haben, fügen wir sogleich hinzu: es ist nur ein theoretischer Irrthum, welcher der concrcten Wahrheit ihrer Schöpfung keinen Eintrag thut. Ter iu den Mund des großen Friedrich gelegte allgemeine Satz ist falsch, aber der ist nicht die Hauptsache. Und wenn gleich der richtige Sah vermißt wird, so thut doch auch nicht der schlechterdings Noth. Nicht auf die iu einem dichterischen Werte ausgesprochenen oder nicht ausgesprochenen Doctrincn und Theoreme moralischer.oder politischer oder sonsterlei Art kommt es an, sondern auf die Charaktere und die Vorgänge und darauf, daß die Schicksale den Thaten entsprechen. Nun wird aber in unserem Stücke mit rechtem Maße gemessen, — was verschlägt es, daß der Maßstab uns nicht vorgewiesen wird! Tie Charaktere und Vorgänge sind durch und durch wahr die Handlung geht aus richtigen Voraussetzungen hervor und verläuft folgerichtig; die Personen reden und agiren wie echte Menschen, wie echte Menschen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie echte Menscheil N°ld und Tiid. XXIII. «!». 2?

3^2 Heinrich Hornberger in Verlin,
der vornehme, Welt und des gemeinen Bürger- und Bauernstandes jener
Zeit, in welcher es, zum Unterschiede von heute, noch absolute Könige und
Franc!» zeissnour» gab und rowi-ioi-», die, weil sie kein Schwert handhabten,
nicht die Ehre besaßen, welche dazumal allein als Ehre galt.
Was liegt daran, ob in unserem Stücke der große Preußenkönig richtig
oder unrichtig moralisirt, wenn er ein richtiger Friedrich der Große ist,
wenn seine falsche Theorie von der weiblichen Ehre in nichts seinem
Charakter widerspricht! Und zwar weder seinem historischen Charakter,
noch der poetischen Figur, als die er hier auftritt. Denn wundervoll hat
es unsere Dichterin verstanden, die historische und die dichterische Wahrheit
in eins zu verschmelzen.
Und wie der König ein wahrer König ist, der wahre Friedrich N.,
so ist die Gräfin Fink eine wahre Frau, Edelfrau, Preußin. Wahr gerade
wegen ihres falschen Anspruchs auf männliche, ritterliche, soldatische Ehre.
So und nicht anders muß zur Zeit des siebenjährigen Krieges eine nach
Sachsen verschlagene adlige Preußin, die Tochter eines ostpreußischeu Junker«
geschlechtes, gefühlt haben, so geglüht haben für ihr Heimathland, für ihren
König, für Helden- und Rittcrthum; so brav muß sie gewesen sein, so
tüchtig, so hohen Muthes, aber auch hinwiederum so starr, hart, unbillig
und solcher Irrungen fähig.
Und ihr Gemahl, der Graf Fink — welch eine Perle von einem glatten
und glänzenden, hohlen und leichten Höfling und Sachsen, die Liebens-
würdigkeit, aber auch die Charakterlosigkeit selbst! Und doch nicht ganz
verächtlich, nicht ganz haltlos: auch er liebt seinen König und lirbt seine
Frau, und wenn er durchaus unfähig ist, den hohe'l Sinn der Gräfin zu
begreifen, so gewinnt er gerade durch diese Art von Naivetä't einen gewissen
Anspruch auf unsere Sympathie, und wir find keineswegs geneigt, der
preußischen Derbheit und Rücksichtslosigkeit gegen das schwächere sächsische
Wesen durchaus Recht zu geben. Eines nur hätten wir gewünscht, daß die
Dichterin die Liebe des Grafen zu seiner Frau noch stärker betont, noch aus-
drucklicher hervorgehoben hätte; wir würden dann williger darauf vertrauen,
daß das im fünften Act angebahte bessere Verhältniß; des Paares, daß die
aus Neue und Rührung erstandene Liebe der Gräfin zu ihrem Manne auch
wirtlich den fünften Act überdauern werde.
Eine wahre Prachtgestalt von einem strammen Preußen ist der Invalide
Lehmann, der Kammerdiener der Gräfin. Die Just und Werner in „Minna
von Barnhelm" sind keine authentischeren Soldaten des Friedericianischen
Heeres; im Gegcntheil, ihnen merkt man es an, daß sie die Geschöpfe eines
Dichters find, der dem realen Preußen- und Soldatenthum des siebenjährigen
Krieges zwar zeitlich und räumlich näher, aber geistig ferner stand als unsere
Dichterin. Luise von Franyois empfindet für die Gräfin Fint wie man etwa für
die eigne Großmutter oder Großtante empfindet; dasselbe Blut fließt in den Adern
Beider. Und der Invalide Lehmann scheint nicht nur in Ganditten auf

Der Posten der Frau, 3H3
dem Loß'schen Edclhofe, sondern auch bei denen von Francis in Diensten gestanden zu haben. So eng war Lessing mit den Leuten, die ihm zn den Figuren seines Lustspiels als Modell dienten, nicht verbunden, und er vermochte sie darum mit mehr Unbefangenheit, d. h. mit mehr Humor zu sehen. Neber „Minna von Varnhelm" liegt ein weicherer Duft allgemeiner, idealer Menschlichkeit, und in dem mild abgetönten Gesammtcolurit haben die Localfarben der Just und Werner etwas von ihrer natürlichen Scharfe verloren. Aber wenn darum der Invalide Lehmann uns, die wir ihn nicht auf unserem väterlichen Gute gekannt haben, eine etwas geringere Sympathie einflößt als der treue Just oder der schlaue Wachtmeister Werner, so haben doch auch wir die hellste Freude an dem kernigen Burschen, der, obwohl er nichts Höheres kennt als den preußischen Schießprügel, doch Kopf und Herz ganz auf dem richtigen Fleck hat, auf demselben Fleck, wo sich Kopf und Herz auch bei wackeren Leuten, die keine Preußen sind, zu befinden pflegen. Es ist überhaupt ein wahrer Staat um das Preußenthum unsrer Dichterin; es hat ihr offenbar nicht erst von einem nllernodcrnsten Tendenz-Historiker oder offiziösen Zeitungsschreiber als allein heilkräftiges Elixir eingeträufelt zu werden brauche«: es liegt ihr im Blute, sie hat es mit auf die Welt gebracht, und es ist daher seiner angeborenen natürlichen Echtheit so sicher daß es dieselbe nicht durch Anmaßung und Unduldsamkeit zu erhärten für, nöthig findet. Was echt ist, nimmt nicht den Mund voll und läßt anderes Echte neben sich gelten. So läßt Luise von Franc-ois' Preußenthum das Sachscnthum und Franzoscnlhum gelten. Gerade dcßhalb wird aber dieses Preußenthum auch von nicht preußischen Herzen verstanden als etwas Großes, Edles — nicht blos Preußisches, sondern Menschliches. Wie am Cid nicht blos der Spanier, am Bayard nicht blos der Franzose seine Freude hat, so braucht man kein Preuße zu sein, um den großen Friedrich unserer Dichterin zu bewundern; er ist ein König und Held auch außerhalb seines Staates und Volkes. Und wenn am Ende des Stückes der Sieg von Roßbach gefeiert wird:
Gräfin. Preußen, das helfft: hoch den Muth in Noth und Tod!
Itzenplih. Nas heißt: in Wehr auf Nacht mit seinem Hldcnlömgl
so tönt, so schmettert das wie eine Krieges- und Siegesfanfare, deren begeisternder Schall allenthalben widerhallt; also spricht nicht engherziger nationaler Hochmuth, sondern jener hohe Muth, den alle Nationen ehren, weil alle Nationen ihn im Herzen tragen. Man könnte die Scene getrost auch vor einem Publikum von lauter Österreichern und Franzosen spielen; sie würden miljubclu. Wie in „Minna von Barnhelm" der sächsische Graf zu dem preußischen Major sagt: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben," — so läßt unsere Dichterin als die lebenswürdigste Gestalt in ihrem preußischen, den Sieg von Roßbach feiernden Stücke den Franzosen Crillon erscheinen. Wiederum ein so wahrer französischer Edelmann des anoion r<,'Fims als 2?"

3HH peinlich I^ombergcr in Verlin.

je einer ritterliche Tapferkeit mit unmilitärischer UnVorsicht, Kriegsdienst mit Frauendienst gesellte! Kein anderer Vorgang in unserm Stücke berührt uns sympathischer als die Hochherzigkeit, mit welcher der Marschall dem auf den feindlichen Feldhccrrn anlegenden Lieutenant Brunet das Gewehr aus der Hand reißt. Allerdings scheint es fraglich, ob sich diese Handlungsweise mit den heute giltigcn Anschauungen vom Kriege verträge, mit der Pflicht des im Felde stehenden Soldaten und zumal eines Vefehlhabers, den Feind möglichst rasch und vollständig und dauernd widerstandsunfähig zu machen. Ter Krieg ist im Laufe der letzten Jahrhunderte und zumal in unsrer Zeit etwas viel Ernsthafteres geworden, als er vordem war; er ist sehr viel menschlicher geworden, aber doch auch zugleich unmenschlicher, weil unpersönlicher. Es werden weniger unnütze Grausamkeiten und zwecklose Zerstörungen verübt; aber die nützliche Schädigung des Gegners, die, welche ihn wehrlos macht, wird mit mehr Gewissenhaftigkeit nnd Wissenschaftlichkcit betrieben. Tic heutigen Armeen sind minder roh als zn der Zeit, da die Soldaten geworbenes Volk aus aller Herren Länder waren; aber die heutigen Generale sind minder selbständig als zu der Zeit, da die Eommandircnden, vornehmer Häuser Söhne, sich mehr als Mitglieder des europäischen Adels denn als Bürger ihres Landes nnd Beamte ihres Staates fühlten und den Krieg für eine Art Duell ansahen, das die Beobachtung ritterlicher Sitten nicht ausschloß. Der Wunsch der Gräfin Fink, daß ihr Sohn ein Vaterland kennen und lieben möge, ist in Erfüllung gegangen: die heutigen Grasen Fink haben nicht nur einen König, sondern auch ein Vaterland. Aber ach! jeder Fortschritt bedeutet auf dieser Erde, die nun einmal eine Kugel ist, zugleich einen Rückschritt, uud es giebt keinen Gewinn, der nichts kostete, der nicht mit einem Verlust bezahlt würde. Die vaterlandlosen Edelleute, welche mehr dem allgemeinen Nitterthum als ihrem eignen Volle angehörten, sind verschwunden; aber verschwunden sind auch ihre gcntilen Anschauungen und generösen Wallungen. Ter chevalereskc Herzog Crillon dürfte einer der letzten Ritter gewesen nnd seiner bei Noßbach empfangenen Wunde erlegen sein; und wenn es noch Helden giebt wie den großen Friedrich, so haben doch auch sie Bürger ihres Staates werden müssen. Neben der alten Macht der Könige ist die neue Freiheit der Nnterthanen ersprossen nnd gewachsen, aber beide sind beschränkt durch eine dritte Gewalt, mächtiger, freier als sie beide, durch die unpersönliche Gewalt des Staates, des Gesetzes. So giebt es in unserem bürgerlichen Jahrhundert zugleich mehr und weniger Freiheit als ehemals, und selbst, was einst das freieste aller Dinge war, der Krieg, ist gezügelt, gezüchtet worden. An die Stelle der Ritter und Mannen, der Obristcn und ihrer Söldlinge sind die Nationen in Waffen getreten, die Bürger, welche dienen, ihrem Stande und seinem Gesetze dienen; an die Stelle einer spielenden adligen Galanterie, welche sich untersagte, selbst dem Feinde gegenüber jeden Vorthcil wahrzunehmen, ist der schwere bürgerliche Ernst getreten, welcher verlangt, daß nichts unterbleibe, was zur völligeren Niederwerfung des Feindes, zur rascheren Wiederherstellung des Friedens

Der Posten der Frau. 225

führt. Ehedem war der Krieg nicht durch das Kriegsrecht geregelt, nicht durch die Kriegszucht gemäßigt; aber Zucht und Recht, indem sie die menschliche Wildheit an die Kette legen, schränken auch den edlen Trieben des Menschenherzens den Spielraum ein. Es dünkt uns wahrscheinlich, daß, wenn im Kriege von 1870 ein französischer General einen seiner Offiziere verhindert hätte, den deutschen Frlhdhrrn niederzuschießen, er dafür vor ein Kriegsgericht gestellt worden wäre.

Wie, wenn darum der Zweifel erhoben würde, ob sich die That des Marschalls Crillon wirklich auch dazu eignete, in den Mittelpunkt unseres Stücks gerückt zu werden? Falls sie nur aus der Empfindungsweise einer Ilbgethanen Vergangenheit hervorging, was soll sie uns? was haben wir Heutigen zu schaffen mit Rittern und Ritterlichkeit? Kann man von einem heutigen Publikum erwarten, daß es den zuchtlosen, auf subjectiver Willkür beruhenden Edelmuth eines Cavaliers des Vonges Jahrhunderts verstehen, geschweige denn mitfühlen und gutheißen werde? Ist es nicht wahrscheinlich, daß Angesichts dieses nach heutigen Begriffen so incorrecten Vorgangs die Zuschauer, statt über die Großherzigkeit des Edelmanns in Bewunderung, vielmehr über die Pflichtwidrigkeit des Soldaten in Verwunderung gerathen werden? Und ein Theaterstück ist verfehlt, sobald die Zuschauer sich über die Handlung verwundern. — Indessen daraufhin, so bedünkt uns, könnten es die Theaterdirectoren immerhin wagen. Die That Crillons wird keines Commentars bedürfen. Sie gehört nicht nur der Empfindungsweise des Ritterthums an. Die Pflicht des heutigen Soldaten, Alles zu thun, Nichts zu unterlassen, was zur schnelleren Veesiegung des Feindes dient, diese Pflicht beruht nur auf dem äußeren Gesetz, auf der Zucht und Ordnung des gegenwärtigen Staates; sie entspringt nur verständiger Berechnung, dient nur vorübergehender, beschränkter Nützlichkeit, gehört ganz und gar dem engen Bereich der praktischen Zeitmoral an. Aber eine That wie die Crillons, welche im Heizen wurzelt, aus der selbstlosen Regung, dem freien Entschluß eines edlen Menschen hervorgeht, solch eine That wird gemessen mit dem Maßstab der poetischen, der ewigen Moral, jener Moral, welche zu allen Zeiten zu allen Herzen spricht. Und darum meinen wir, daß, wenn auf der Bühne der französische Marschall dem Preußenlunig das Leben rettet, sich die Gemüther der Zuschauer von dem Zwange lösen werden, unter welchem das nicht aus dem Innern entsprossene, sondern von Außen auferlegte, auswendig gelernte Denk- und Dienstreglement sie hält: die immer vorhandene, wenn auch noch so collect zusammengepreßte Sprungfeder des großmüthigen Empfindens, des freien Wollens wird freudig in die Höhe schnellen.

Aber werden es die Theaterdirectoren mit unsrem Stücke wagen? wird „der Posten der Frau“ über die deutschen Bühnen gehen? Ach! wer wüßte nicht, wieviel schlechte Gründe sich für die Ablehnung auch des aufführungswürdigsten Stückes geltend machen lassen. Und leider fehlt es in diesem Falle nicht an immerhin halb guten Gründen.

216 Heinrich kiombcrger in Verlin.

Dieses Werk, an welchem wir so Vieles, für die Geduld des Lesers wohl zuviel zu bemerken und so sehr viel zu loben haben, dieses Lustspiel, als dichterische Schöpfung so hervorragend, leidet, sobald man es unter der Kategorie des praktischen Theaterstückes betrachtet, an erheblichen Mängeln. An erheblichen Mängeln, nicht an wesentlichen. Seinem inneren Gefüge und Gehalte nach strotzt es von Gesundheit, Kraft und echter, wenn auch rauher Schönheit. Aber so wohlgcboren es ist als Schöpfung eines echten Genius, so unvollkommen ist die „Mache". Es würde zu weit führen und wäre auch zwecklos, die Fehler hier im Einzelnen hervorzuheben. Tic meisten derselben würde der ordinärste Stückerreiber vermieden haben. Sofort beim ersten Lesen drängen sie sich auf. Ja, gerade weil fie auf den ersten Blick stören, wild vielleicht so mancher das Büchlein ungeduldig weglegen. Selten wie schwarze Schwäne sind ja heutzutage die Leser, welche sich verpflichtet sühln, ein ernsthaftes Dichterwnk zweimal zu lesen, bevor sie darüber ab-sprechen. Wer den „Posten der Frau" zweimal liest, wird an Dem, was ihm zuerst das Verständnis; und den Genuß erschwerte, sich kaum noch stoßen. Und ist es ein kundiger Mann, etwa ein eifriger Director oder tunstliebendcr Intendant oder gewandter Regisseur, nun, so wird er alsbald gewahr werden, daß dem Stück nur die äußere Ucbcrsichtlichkeit, nicht die innere Klarheit fehlt, — so Wird er in Gedanken weglassen, was, zum Fortgang der Handlung uunöthig, sie aufhält, — so wird er zumal die größte Ungeschicklichkeit der Dichterin corrigiren, die, daß sie Tiuge, die zur Exposition gehörten, in Monologe verlegt hat, welche sich durch das ganze Stück hinziehen. Er wird — — Wer wird? Wo steht geschrieben, daß Jemand werde? Tic Eummission, welche alle drei Jahre den sogenannten EchilKrprcis entweder IIUZthcilt oder nicht austhcilt, die wird möglicher Weise das nächste Mal den »Posten der Fran" krönen; aber wo steht geschrieben, daß, weil ein Stück den Schillcrprlis bekommen, unsre lunsiliebendcn Intendanten und eifrigen Tircctorcn und gewandten Regisseure es zur Aufführung bringen'? Was ist nicht Alles seit Jahren geredet und geschrieben worden über die Notwendigkeit, das deutsche Theater zu heben, zu läutern, es sittlich und patriotisch und ich weiß nicht was zu machen! Dickleibige Abhandlungen, osficiüsc Icitungskartikel, ParlamentZredcn! Auch Gesetzentwürfe sind de» Abgeordneten vorgelegt und mit so und so viel Stimmen Mehrheit, ich weiß nicht ob angenommen oder verworfen worden. Selbstverständlich hat es auch nicht an bitter ernsthaft gemeinten Vorschlägen bchuss Errichtung eines Reichs-Theater-Amtes gefehlt, und wer zu diesem Ernste lachte, der wurde für frivol crkläit! — Und während all dieser Cpcctalcl das Reich durchtobt, sitzt in einem thüringischen Landstädlchcn eine einsame alte Frau und dichtet ein Drama, das sittlich ist und patriotisch ist und obendrein dichterisch wahr und wahrhaft dichterisch ist. Ihrem Wert fehlt freilich zur künstlerischen Vollkommenheit wie zur praktische» Darstellbarkeit so Manches. Aber du lieber Goit! Wie Manches ihrem Werte oder ihr selbst auch fehlt, das Beste, das Eigentliche hat fie doch, hat sie mit auf die Welt gebracht: ihre große

Der Posten der Frau. 29?

dichterische Begabung — und das Uebrige ist im Grunde nichts weiter als ein bischen Kunst, ein bischen Geschmack, ein bischen Anstelligkeit, ein bischen Praxis. Und dieses bischen, das allerdings sehr viel ist, hätte sie lernen können, tonnte sie lernen, wenn — — ja wenn! Tas Rcichs-Theater-Amt wird es ihr freilich nicht beibringen.

So wie der „Posten der Frau“ vorliegt, ein bedeutendes aber nicht ganz bühnenmäßiges Wert, wird er an seinen Posten, auf die Bühne, nur gelangen und dort seine Wirkung thun, wenn ein praktischer Theatermann sich mit Verstand und Liebe seiner annimmt. Andernfalls wäre zu befürchten, daß ihm kein anderer Erfolg bevorstünde, als daß die Literaturgefchichtschreiber der Zukunft davon reden. In die Litcraturhistorie zu kommen, mag für einen todten Dichter sehr schmeichelhaft sein; der lebende hat verwünscht wenig davon. Ein Drama, welches in kein Vcrhciltniß tritt zu den Zeit-genossen, ist wie ein Mensch, der während seiner Jugend die Stube hüten mußte; mag er später noch so viel werth sein, der beste Theil des Lebens ist ihm unwiederbringlich verloren gegangen. Zwar das Echte bleibt der Nachwelt unverlorcn, allein auch die unsterblichste Dichtung ist jung doch nur zu ihrer Zeit; sie mag vielleicht von den Späteren allgemach besser be-griffen weiden; innig ergreifen kann sie nur die Mitwelt, volles, warmes Leben pulsirt in ihr nur, wenn sie von Lebenden zu Lebenden spricht. Zu Lebenden! Das ist's! — und Leben läßt sich nicht in einer Phiole „gemächlich componiren“. Was unsrer Bühne Noth thut, das kann nicht durch Schillcrprcise und nicht durch kluges Reden und gebildetes Schreiben und vollends nicht durch die große Maschinerie des modernen Ge-setzes-, Beamten- und Abstimmungsstaaes künstlich gemacht werden. So lange nicht den Dichter und sein Voll ein Band verknüpft, ver-gleichbar dem, welches Mutter und Kind verbindet, — eine Ader, durch welche ein voller Strom warmen, lebendigen Blutes kreist, und Nerven, die von Herz zu Herz gehen, so lange bleibt der Dichter nur ein Einsiedler, und mag er ein noch so bedeutendes dramatisches Talent sein, er hält nur Monologe, die nicht gchört Melden und die sich ebendarum auch keine Mühe geben, hell und rein und wohl lautend hinauszuklingen. Und schließlich macht die Taubheit der Hörer den Dichter stumm.

Teutschland ist an dichterischen Talenten wahrlich nicht zu kurz gekommen. Und auch nicht an dramatischen! Aber — so spricht der Knabe Lenker zur Menge:
Nie größten Gaben meiner Hand
Seht! Hab' ich rings muh« gesandt!
Auf dcni und jenem Kopfe glüht
Ein Llämmchcn, das ich angesprüht,
Von einem zu dem andern hiipft's,
An Diesem hält sich's, Dem entschlüpft's,
Gar selten aber flammt's empor
lind leuchtet rasch in kurzem Flor;
Toch vielen, eh man's noch erkannt,
Verlischt es, traurig ausgebrannt.

1!! ^ ^ „ <,! «> 1,1 >,> „ ^ ^ ,^ > ,^ ^ „i „ ,^ ^ » ,,, !« i,i «i ,» «^ ^ i.^.

Gin böser Gast.
Weihnachtsmärchen
von
L. Anzengruber.
— Wien. —

euer gefällig, Herr Doctor," sagte die alte Magd, sie drückte den Zündholzbehälter an ihre welke Vrust und hielt ein Hölzchen zuwartend zwischen den Fingern ihrer Rechten. Der Herr Doctor war ein kleines, altes Männchen, er starrte die Alte an, dann öffnete er langsam Knopf für Knopf seines pelz-gefütterten Uebcrockes, den er eben vor einer Minute gleich sorgsam zugeknöpft hatte. „Hni? Ja," sagte er, holte bedächtig eine Cigarrentasche aus dem Unterrocke und führte die Cignrre, die er daraus entnahm, gegen den Mund, als wollte er die Spitze abbeißen, er vergaß mitunter, daß ihm dazu die Zähne fehlten: nun suchte er in den Beintleidertaschen nach einem Messer und als er das gefunden und gebraucht, nahm er den Stummel zwischen die Lippen und sog. Die Alte hatte sich beeilt, das Zündhölzchen anzureiben. „Ach," seufzte sie, während die Flamme knisternd aufflackerte, «meine «rme, alte Herrin hat es gewaltig angegriffen." „Hm, ja." Der Doctor that einige Züge. Die Cigarre hatte Luft. „Aber morgen kann sie schon aufstehen, ein wenig schwach wird sie noch eine Weile verbleiben und ist daher sorgsam zu hüten vor Allem, was sie aufregen könnte; es müßte denn eine freudige Erregung sein —" „Oh, Herr Doctor, woher in aller Welt sollte die uns kommen? Und morgen, gerade morgen, das ist ein böser Tag. Wo Alles froh und freudig ist, so allein und verlassen dasitzen zu müssen, das schon an sich ist so traurig." „Hm, ja," sagte der Doctor, „Christabend."

Ein böser Gast, IZ9

„Christabend," wiederholte die Magd. „Das ist's! Sonst war an diesem Tage unser Haus von Gästen belebt, unser junger Herr, die hübsche Cousine Eleonore, Beide, die man schon so gut wie Verlobte betrachtete, der alte Ontel sammt der Tante, der Schwester meiner armen Herrin — Alle, sie bleiben Heuer weg,"

„Der Junge bleibt weg, begreiflich," sagte der Arzt und spuckte ein Tllbaksblattchen, daß ihm zwischen die Lippen gekommen, kräftig nach einer Ecke, „aber warum die Andern?"

„Ach, seitdem Eduard uns das cmgethcm, daß er nach Amerika ging —"

„Was sollte er auch thun? Warten bis die Wechsel, die er auf den Namen seiner gutmüthigen Mutter gefälscht hatte, zur Zahlung präsentirt würden? Daß er nicht die Stirn hatte, an der Stelle zu bleiben und den Jammer der alten, von ihm ruiuirten Frau anzusehen, mag vielleicht Andern feig erscheinen, aber wenn er den Muth dazu gehabt hätte, das würde mich vollends gegen ihn eingenommen haben."

„Wie? Herr Doctor. Sie wissen?"

„Alles, es steht heute eine Notiz in der Zeitung, die das, was ich schon lange aus dem Klatsch der Umgegend wußte, in die Oeffentlichleit bringt."

„Um Gotteswillen, Herr Doctor, in der Zeitung, in der heutigen Zeitung, sagen Sie, stünde es, und die habe ich wie jeden Morgen so auch heute ihr mit dem Frühstück hineingetragen."

„Nun, so nehmen Sie dieselben wieder unter der Hand zu sich, gelesen hat sie das Blatt noch nicht. Sagen Sie, es wäre confiscirt worden, das ist heutzutage sehr glaublich, und so kommt das objective Verfahren wenigstens der Kranken zu Gute, für Gesunde halte ich es überflüssig."

„Ich will das Blatt bei Seite schaffen."

„Das thun Sie. Hm, ja. Woran liegt's, daß die nächsten Verwandten, ihre eigene Schwester und der Schwager, sich von ihr zurückziehen?"

„Vermuthlich fühlt sich Fräulein Eleonore durch den Streich ihres Veters, unseres jungen Herrn, gekränkt und die Familie gicbt ihr Recht und hält sich mit beleidigt; wenn aber auch das nicht war', Herr Doctor, sie konnten sich ja doch nicht zu uns laden lassen, wo sie wissen, daß sie einer armen, betrogenen Mutter und jetzt in Noth und Sorge sich ab-marternden Wiltwe von der Schüssel äßen. Aus dem einen oder dem andern Grund, oder beider wegen, kommen Sie nicht."

«Hm, ja."

„Herr Doctor, des Honorars wegen —'

„Hat keinen Anstand, ich bin zwar selten in das Haus gerufen worden, die alte Dame hat eine eiserne Constitution, das zeigte sich auch jetzt wieder, die Natur lhat das Meiste und ich wäre meiner gelungenen Cur feind und des Vertrauens, das man mir hier in guten Tagen entgegenbrachte, unein-gedenk, wenn ich die Reconvalescentin in dieser Hinsicht beunruhigen würbe. Legen Sie ihr das zurecht, wie es Ihnen am besten dünkt."

^00 I. Anzengiuber in Wien.

„Das mög' Ihnen Gott vergelten, Herr Tactor. Sie glauben nicht, wie übel es um uns steht. Meine arme Herrin hat Opfer gebracht, die ihre Kräfte übersteigen, fie hat, um die Ehre ihres einzigen Kindes zu retlcñ. alle Schulden auf das Haus anschreiben lassen, die Zinsen fressen auf, was das trägt, wir wissen nicht, von was leben, ach, Herr Doctur!"

„Traurig, sehr traurig, hñi, ja, aber Sie sagten ihres einzigen Kindes, man munelt ja auch von einer verstoßenen Tochter."

„Ja, ja, deren Name darf aber hier nicht genannt werden. Ein Spcculant auf die reiche Mitgift wußte sie zu gewinnen, sie hat ihn trotz des Verbotes der Mutter gñcñirathct, in der Erwartung, daß diese doch später verzeihen werde, aber vor dieser Schwache hat der Herr Eduard unsere Herrin bewahrt, indem er darauf hinwies, daß oiesen Leuten nur um das Geld, das an dem mütterlichen Segen hñge, zu thun sei. So bekamen sie nichts heraus als den Thcil des väterlichen Erbgutes, welchen sie zu bean-spruchen ein Recht hatten, und weiter wollte man hier im Hause nichts von ihnen wissen. Die Spcculation auf die Mitgift schlug fehl."

„Hm, ja, die hat jetzt der junge Herr mit all' dem andern durchgedacht."

„Ach, der verblendete, arme, junge Mann!"

„Hm, ja," der Doctoi spuckte abermals ein Tabaksblättchcn nach einem Winkel. „Kamen die jungen Leute überhaupt betteln?"

„Anfangs ging es ihnen gut, aber damit hatte es bald ein Ende, als zu gleicher Zeit der Mann krank wurde und die Frau in's Wochenbett kam. Damals wandten sie sich an die alte Frau, aber die war charatterstart und ließ ihnen kurzweg sagen, diese Bettelei nähme sie Wunder, sie habe zu allem Anfange jedes Absehen auf ihr Geld zurückgewiesen und dabei bleibe sie."

Ter Tuctor stieß seinen Stock gegen die Diele des Vorzimmers.

„Donnerwetter! Hm, ja! Und kamen die jungen Leute wieder?"

„Mit Vitien um Geld nicht."

„Das war brav."

„Aber sonst, — ich weiß zwar nichts Gewisses darüber, — scheint die junge Frau Manches versucht zu haben, uni die Mutter zu versöhnen."

„Braves Kind!"

„Ei ja, aber die Herrin kannte das und gab kein Gehör."

„Hm, ja! Natürlich!" Der Ductor blies gewaltige Rauchwolken von sich. „Wie steht's um die junge Frau?"

„Wie ich hure, soll es ihr wieder besser gehen und da nun die beiden Leute weiter keine Ursache haben, werden sie sich auch um die alte Frau nicht betümii'.ern, die jetzt nur brauchen wurde, aber nichts zu geben hat."

„Hm, ja. Zu verdenken war' es ihnen just auch nicht. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Ductor!"

Unter der Thüre wandte sich das lleinc Männchen um, in seinem zurn-gcröthetcñ Gesichtle arbeitete es seltsam, ehe ei Worte fand. „Eins, hm, ja, muß ich Ihnen doch noch sagen! Wissen Sie, warum die alte Frau ihrem

Ein böser Gast. HO^
Kinde kein Gehör gab? Ich weiß es. Weil ihr in einem Ohr ein nichts-
nutzer Bursche und in dein andern eine alte, alberne Gans gelegm hat.
Tlls sagen Sie, wenn wer nachfragen sollte!"
Er trat auf den Gang hinaus und schlug die Thüre hinter sich zu.
Die Magd stand eine Weile, kopfschüttelnd, mit offenem Munde, dann
schlich sie sich auf den Zehenspitzen, längs der Laufteppiche, durch zwei große
Zimmer, die im Abenddämmer lagen, den Thütvorhang des dritten, kleineren
Gemaches schob sie zur Seite und blickte hinein.
„Sie schläft," murmelte sie und ging so geräuschlos, wie sie gekommen,
nach der Küche zurück.
An der Rückwand des kleinen Gemaches, den Fenstern gegenüber, befand
sich das Bett, in welchem die Kranke, durch Polster aufgestützt, halb lag,
halb faß. Die Greisin war feinhörig, sie hatte sich, unmittelbar bevor der
Kopf der Magd zwischen den Falten der Puttiöre erschien, gegen die Wand
gekehrt.
Als sie sich allein wußte, wandte sie das Gesicht der mattbrennenden
Lampe zu; dieses Gesicht, mit den vortretenden Backenknochen und wenigen,
kaum merklichen Runzeln, sah glatt und strenge, über der niederen Stirne
durchzogen tiefdunkle Haarsträhne den Scheitel, als wolle sich der des Er-
grauens erwehren, dieser Kopf war ganz der hohen, nicht hageren, aber
etwas derblnochigen Gestall anpassend.
Die alte Frau verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. Wie leicht
doch die Dienerin sich täuschen ließ und sie schlafen glaubte, als ob sie
schlafen tonnte?
Sie wird nicht schlafen in dieser Vornacht zum Christabende.
Hinter der Mauer, an welcher das Bett stand, führten die Treppen-
stufen empor und da war es, fchun als die Dämmerung hereinbrach, daß
sie einmal, dann wieder und später noch, ein kratzendes Geräusch die Wand
hinanfegen hörte, sie wußte wohl, was das war und vernahm mit dem
inneren Ohre auch das Rauschen der Schleifen und das Knittern von Flitter-
gold. Die „kleinen Leute," die in den obern Stockwerken wohnten, ja, die
Aermsten, die in den Dachstuben froren, schafften verstohlen die Christbäume
nach Hause.
Kein solcher Baum — in seiner für Kinderaugen berechneten Pracht
und Herrlichkeit selbst das Auge der Erwachsenen verjüngend — wird morgen
ihre Stube durchleuchten, keine befreundete Hand wird die ihre zum Will-
komm drücken, kein lachender Blick den ihren suchen, kein dantfreudiges
Wort ihr Ohr. Wie öde wird es sein!
Sie hatte ja nichts mehr zu geben, und Niemand, dem sie zu
geben hätte.
Sie gedachte der Zeiten, wo sie noch zwei Kinder vor den strahlenden
Baiun führte und wo es sie jedesmal lachen machte, wenn der Knabe mit
kecken, begehrlchen Griffen die Zweige plünderte, während das Mädchen un»

H02 I. An^eilgruber in Wien.

thätig stand und lange großäugig, mit träumerischen Blicken in die Lichte starrte.

Den Knaben hatte sie abgöttisch geliebt, gehätschelt, verzogen — und jetzt war der heillose Bube dort drüben über'm Meer, vermißte vielleicht die Gaben, die Mutter nicht!

Und dem Mädchen hatte sie den Segen verweigert, als es zum Altäre ging, der jungen Frau hart begegnet, als diese in Kindesnöthen lag, bedrängt von der Angst um den kranken Gatten und von der Sorge für den kommenden Tag, und vor nicht gar langer Zeit war sie in einer Garten-Anlage der Stadt der jungen Mutter begegnet, die an der Hand ein lkleines Mädchen führte, ganz ihr Ebenbild aus Kinderzeit, dasselbe pausbäckige Gesichtchen, das die hellblonden Haare wie eine kleine Mähne umwallten, und aus dem die braunen, fragenden, treuen Kindcraugen blickten.

Gar nachdrücklich sprach die Mutter dem Kinde zu, bis dieses sich entschloß und herangetrippelt kam und schüchtern sagte: Großmama!

Doch ihr schoß die Zornröthe in's Gesicht und sie hob den Schirm, daß das Kind erschreckt zurückfloh.

Das eine ltind hatte sie durch ihre Schwäche eingebüßt, das andere durch ihre Härte von sich gescheucht. Sie stand allein.

O, was gäbe sie, wenn sie morgen in ein freudig leuchtendes Kinderantlitz blicken könnte! So wird es düster um sie sei», dunkel wie die Nacht, die Nacht, die jenseits des Grabes liegt, in der es nichts mehr gut zu machen gibt, die unsere Phantasie mit Schemen bevölkert, die sich nichts zu Leid noch zu Lieb thun können!

Ach, wie bleiern die Stunden lasten! Wie lange ist's noch hin, bis der Morgen graut? Wie viel ist's an der Zeit?

Die Hand der Greisin tastete nach dem Nachttischchen, wo au dem Hacken eines Ständers eine Nepetiruhr tickte, sie rührte an den Knopf und leise klangen zwölf Schläge durch das Gemach.

Ein schwerer Seufzer, der die Brust der Kranken hob, war noch kaum verhallt, da ließen sich vom anderen Ende der Wohnung her schwere, schlurfende Schritte vernehmen, die nah und immer näher herankamen,' die alte Frau setzte sich lauschend im Bette auf, ihr Haar sträubte sich und sie starrte mit weitgeöffneten Augen nach der Thüre, der Vorhang an derselben wurde sachte zurückgeschoben und hereintrat die Gestalt eines hageren, etwas verbeugten, schwarzgekleideten Mannes.

Der Ankömmling machte einen linkischen und zugleich lässigen Bückling, wie Einer, der zu Artigkeitsbezeugungen weder Geschick, noch guten Willen hat. So lange er schweigend, in seiner Unbeholfcnheit und mit nichts-sagendem Gesichte dastand, nahm er sich recht gewöhnlich, fast gemein aus, das sollte sich aber sofort ändern.

„Sie befinden sich elend?" sagte er, nickte ein paarmal und lächelte

Lin böser Gast. H05

mit den schmalen Lippen dazu und blinkte mit den großen, kalten, grauen Augen. „Widersprechen Sie nicht, es hilft Ihnen zu nichts.“

Da schien es mit einem Male, als sei die vorgeneigte Haltung nur angenommen, um gegen Jemand zänkisch loszufahren, als könnten diese gläsern starren Blicke nur boshaft lauern oder drohen, diese dünnen Lippen sich nur über einem hämischen, schadenfrohen Lächeln schließen, oder zu feindseliger, gehässiger Rede öffnen, und nun machte die ganze Erscheinung plötzlich einen erschreckenden Eindruck von Streitsucht und Unverträglichkeit.

Der nächtliche Besuch trat näher, wobei er die Lampe deckte. Hörbar schlugen die Zähne der Greisin gegen einander, als sie die matte Flamme durch seinen Körper hindurch gleich einem rothglühenden Funken sprühen sah.

Der Spuk nahm ohne Umstände auf dem Stuhle zu Füßen des Vettcs Platz, stülpte den Hut, den er in der Rechten trug, über das Knie und stützte beide Hände auf das spanische Rohr, das als Knopf einen kleinen bleiernen Totenkopf trug, aus dessen einer Augenhöhle eine grünschillernde Natter kroch.

„Werthe Verehrte, verehrte Werthe.“ begann er, den Oberkörper, wie ein Pendel, vor- und rückwärts wiegend, „weil ich Sie elend weiß, ganz ausnehmend elend. — widersprechen Sie nicht! — gestatte ich mir das Vergnügen Sie aufzusuchen. Mir ist es eben sympathischer, Jemand dem Leid erliegen, als sich darein ergeben zu sehen, so wie ich das Menschenpack nur ausstehen kann, wenn es sich schlägt, nicht aber, wenn es sich verträgt. Ich unterweise es im Uebelwollen und Uebelnehmen, Verfeinden und Verfolgen, und sie sind recht gelehrt, der Einzelne, wie die Menge. Oft ist es mir gelungen, in eine persönliche Feindschaft ganze Klassen und Massen mit hineinzuziehen, Kaste gegen Kaste, Volk gegen Volk, Secte gegen Secte zu verhetzen und dadurch höheren Genien in ihren Geschäften vorzuarbeiten; ich habe darüber die ehrendsten Atteste aufzuweisen, vom Dämon des Krieges, vom Dämon der Glaubensverfolgung. Da!“ Er schlug gegen die Brusttasche, daß die Papiere knitterten.

„Aber wozu das Alles?“ fragte die alte Frau, deren anfängliches Grauen einer gereizten, widerwilligen Stimmung gewichen war, die sie zu einer Gegenrede drängte, „Aber wozu das Alles?“

„Oh, Sie suchen Streit?“

„Wer sucht Streit? Ich wüßte nicht, wie ich dazu käme, einem so wildfremden Individuum gegenüber, das Einem bei Nacht und Nebel in's Haus fällt, man weiß nicht wie und woher!“

„Nicht belfern, Alte, nicht belfern!“

„Der Teufel gebe Dir eine Alte ab! Feiges Lügenmaul, sagst Du, ich belfere? Sieh' zu, widerwärtiger Geselle, daß ich Dich nicht Art lehre!“ Sie schüttelte die geballte Faust gegen ihn.

„Oh, oh, gar handgreiflich werden!“ Er grinste hämisch und rieb sich vergnügt die Hände, immer fckmellcr und schneller, plötzlich neigte er sich

HÖH I. Anzengruber in Wien.

1

vor, hob die Rechte, zog mit dem Zeigefinger derselben den Deckel des einen Auges herab, während er mit dem andern die Greisin anstierte, diese erbleichte und sank in die Kissen zurück.

„Werthe Verehrte, verehrte Werthe,“ wieder pendelte er dazu vor und zurück. „Sie waren eben so hübsch im Zuge meinen Einwürfen durch die That gerecht zu werden und durch Worte zu widersprechen. Verzeihen Sie die Uutcrbrechung dieser Neminiscenz Ihres ehelichen Lebens, dessen Einförmigkeit Sie durch derlei Scenen Ihrem Gatten weniger fühlbar machten. Sie gestatten wol, das; ich meinerseits ein ander Mal auf dieses Vergnügen reflectire und an die Beantwortung Ihrer Frage gehe: wozu das Alles? Jedes Thicrchen hat sein Plaisirchen, und mir kann man es doch auch nicht verdenken, wenn ich überall, wo ich hinkomme, und wie es irgend thunlich ist, jenen Zustand herbeizuführen suche, bei dem allein mir wohl und behaglich ist! Seufzer und Schluchzer, Scheltworte und Flüche sind Musik in meinen Obren, böse Blicke, arge Mienen, geballte Fäuste, das sind Bilder, die mein Auge ergötzen, und dem Gedankengang eines Ränkesüchtigen oder Rachgierigen nachzuspüren, das ist geistiger Genuß, wie er Euch von keinem Eurer lahmen Phantastler und zahmen Grübler geboten wird! Dagegen klingt mir Jauchzen und Freudcnlärm ohrenzerrcißend, durch Frohsinn und Zärtlichkeit fad und widerlich verzerrte Gesichter sind mir ein beleidigender Anblick und die gedankenarme, wortkarge Gefühlsduselei von Dankbarkeit, Liebe und Freundschaft erregt mir geradezu Uebelbcfmden. Pfui! Nnd morgen ist der Tag, wo all' dieses Unangenehme mit einem Male auf mich einstürzt und ich mich davor nicht retten kann, denn meinen Einflüsterungen und Anzettlungen bleiben alle Ohren und Heizen verschlossen; morgen feiern sie die Geburt des Kindes von Betlchem und da sind sie allsam mt und allerorten ans das Freuen und Vertragen wie versessen und der närrische, kindische Fcstjubil verjagt mich aus Palästen und Hütten! Allerdings wenn sie den Lehren des Mannes, der aus diesem Kinde erwuchs, nachlebe» möchten, dann wäre schon lange nicht mehr meines Bleibens auf Erden, aber das lassen sie hübsch bei Seite; wenn Einer das zu sagen weiß, so bin ich es! Das ganze Jahr über vertragen sie sich recht gut mit mir und wer auch just nicht zum Tanze antritt, wenn ich pfeife, der hebt wenigstens in seinem Winkel d'ie Füße. So ist's freilich nur ein Tag, an dem ich nicht weiß, wohin mich verkriechen und wo verbleiben; Heuer aber bin ich in der glücklichen Lage, werthe Verehrte, verehrte Werthe, diesen Abend mit Ihnen in gegenseitig gedrückter Stimmung sehr angenehm zu verbringen und komme, Sie auf meinen morgigen Besuch vorzubereiten und Sic, wie dies unter Bekannten üblich ist, zu bitten, sich meinerwegen durchaus keine Unglegcnheiten machen zu wollen.“

„Das fiele mir bei,“ sagte aufgeregt die alte Dame. „Ich halte morgen meine Thür versperrt.“

„Thor und Riegel schließen mich nirgends aus.“

Ein böser Gast, H05

„Und das ist frech gelogen, daß Sie mir bekannt seien, ich kenne Sie nicht, ich habe Sie nie gesehen!"

„Eh, gesehen! Die Ehre, mich zu sehen, wird überhaupt nur selten einem Sterblichen zu Theil. Trotzdem haben wir mehr als ein Mal mit einander verkehrt. Wer stahlte Ilir Herz und klingelte Ihnen mit dem Geldbeutel vor den Ohren, bis Sie auf den naheliegenden Gedanken verfielen, daß es mit dem Verlangen des Kindes nach Segen nur auf Geld gemünzt sei? Das war ich! Wer machte es damals, als Sie die vorenthaltene Mitgift in die Kasse schlossen, Ihrem Herrn Sohne einleuchten, wie vernünftig und vorteilhaft es wäre, die Kluft zwischen Ihnen und seiner Schwester zu erweitern bis zur Unüberbrlcklmrkeit? Das war ich! Und wer reckte Ihnen die Hand, in der Sie den Schirm trugen, gegen das Kind auf, womit wir ohne Streich die Mutter in's Herz trafen? Das war ich! O, ich verdanke der Vereitwilligkeit, mit der Sie oft meinen Eingebungen entgegenkamen, manchen vergnügten Augenblick und nun auch den Unterstand für den morgigen Tag, an welchem er für mich wirklich rar ist und ich mir leinen andern zu finden wüßte! Doch ich werde mich dafür erkenntlich zeigen und trachten, daß uns der Abend recht heiter und nicht ungenützt verstreicht. Es wird ganz unterhaltend sein, von Ihren beiden Kindern zu sprechen,"

„O, baß mich nur nichts erinnerte an den bösen Buben!"

„Ja, der Vub' ist bö's', aber gut ist die Dirn' auch nicht, und wenn er schamlos der Mutter Hab und Gut bestahl, so suchte sie hartnäckig davon herauszulocken."

„Sie ist arg, wie er! Ich weiß das lange. Als Vub' geboren, war' sie um kein Haar besser!"

„Um lein Haar besser! Und ging er fort, weil nichts mehr zu nehmen war, so bleibt sie weg, weil nichts mehr zu geben ist."

„O, sie sind Vcide ungerathen, unfolgsam, undankbar!"

„Ungerathen! Unfolgsam! Undankbar! Nur haben die Beiden vergessen, daß die Mutter doch noch etwas zu geben hat, nach dem sie zwar nicht verlangen, das aber auf sie drücken wird, schwer, o, schwer! Er-rathen Sie?"

„Mein Fluch."

„Ja, Ihr Fluch! Welche Mutter an Ihrer Stelle und in Ihrer Lage würde ihn so lange bis auf dieses Letzte und Aeüßerste verspürt haben? In unverzeihlicher Milde verfvar haben?!"

„Ja, ja, in unverzeihlicher Milde — aber jetzt soll's damit zu Ende — ich will meine Hände heben über Land und Meere —"

„Jetzt nicht!"

„Lassen Sie mich! Nehmen Sie nicht Partei für diese entarteten, herzlosen Geschöpfe —"

„Aber ich will nicht —"

^06 I. Anzeugruber in Wien.

„Ich will aber, halten Sie mich nicht ab, diesen muttermörderischen Kindern zu fluchen — sie sollen —“

„Eh!“ Wieder beugte er sich vor und zog mit dem Zeigefinger der Rechten das Lid über das eine Auge herab, während er mit dem andern die Greisin anstarrte, diese verstummte und strich fröstelnd mit beiden Händen über den Leib.

„Verzeihen Sie! Aber wie ich mir vorhin zu proponiren erlaubte, lassen wir das für morgen. Da werde ich nicht unterbrechen, fondern wacker secundiren und Sie die kräftigsten Flüche lehren. Denn, sehen Sie, schon in der Dämmerungsstundc, wenn sie die Lichter anzuzünden beginnen und das Kindergetreisch sich hörbar macht, wirb es mir in den Straßen unheimlich, ich werde also etwas früher erscheinen wie heute, wir haben mehr Zeit vor uns und es kommt uns dann recht zu statten, wenn wir wissen, womit wir sie nützlich und angenehm ausfüllen; das Verfluchen der Kinder giebt ja den Hauptspaß! Ja. Wcrthe Verehrte, verehrte Werthe, gestatten nun wohl, daß ich Sic bis dahin verlasse? Ich will doch noch eine kleine Runde wagen, vielleicht gelingt es mir hie oder da ein paar Leute z» entzweien, der Geschenke wegen, die der eine Theil geben will und der andere nicht geben will. Also auf Wiedersehen! Morgen!“

Als der Spuk gegen die Thüre schwand, richtete sich die Greisin empor. „Nicht über die Schwelle,“ rief sie, „bis ich weiß, mit wem ich zu thun habe!“

„Ei, daß Euch Menschlcin immer um einen Namen ist, der Euch die Sache verschleiert! Nun meinetwegen, so nennt mich, der morgen — durch fröhliches Sinnen aus allen Köpfen, durch freudiges Pochen aus allen Herzen gebannt — in der großen Stadt und im weiten, flachen Lande nicht eine Heimstätte findet, außer der, die ihm hier bereitet ist, . . . nennt mich den Geist des Unfriedens!“

Damit schien die Gestalt in einen bleigrauen Nebelstreif zu zerstäuben, der langsam durch die Spalte des Thürvorhanges entwich.

Da thilt die alte Frau zwei schwere Athemzüge.

Wie nahe daran war sie gewesen, ihre Kinder zu verfluchen? Und sie wird sie verfluchen, in der kommenden Christnacht, unter dem Einflüsse jenes Entsetzlichen, Unheimlichen!

Sie schlug die gerungenen Hände vor das Gesicht und grub den Kopf tief in die Kissen.

Erst als die Sonnenstrahlen in das Gemach drangen, verfiel sie in einen Halbschlummer, in dem sie wirre, zerstückte Träume ängstigten, bis sie das Geschclle der Glocke an der Wohnungsthüre aufschreckte.

Wer mag kommen? Der Arzt, dachte sie.

Sie lauschte. Lange Zeit blieb es stille, dann hörte sie leise Schritte herankommen und vor der Thüre innehalten und plötzlich siel der Vorhang zur Seite und es wurde ein kleines Mädchen hereingeschoben, mit paus«

Ein böser Gast.
H0?
bäckigem Gesichtchen, das hellblonde Haare wie eine Nein« Mähne umwallten;
das Kind sah mit den klugen, braunen Augen um sich, und als es der alten
Frau ansichtig wurde, rief es erschreckt: „Das ist die Großmama mit dem
Schirm.""
Da zeigte sich über dem Köpfchen des Kindes das Gesicht einer jungen
Frau, deren Augen thränenfeucht waren.
.Mutter!"
Und „Kind! Kind!" scholl es vom Belle her und das Kind eilte hinzu
und sank in die Kniee und küßte die Hände der allen Frau und diese
begannen den welligen Scheitel liebkosend zu streicheln, dann ließen sie ab
und streckten sich verlangend nach dem kleinen Mädchen und unter Thrämn
lächelnd rief dem die Mutter: „So komm' doch, Hasenfuß, die Großmama
hat ja keinen Schirm."
Und als das Kind hinzuhüpfte, da ließ die Greisin eine Hand auf
dem Haupte der Tochter, die andere auf dem Köpfchen des Enkelkindes ruhen.
„So verzeihst Du, Mutter, so verzeihst Du endlich?!"
Dieser freudige Aufschrei aus dem Herzen des Kindes, jetzt, wo kein
Geld an dem Segen der Mutter hing, schnitt wohl und wehe der armen
Alten in die Seele, aber alle Eelbstvorwürfe aus der Vergangenheit, alles
Bedrückende der Gegenwart zerstob vor der Allgewalt der Kindesliebe, und
vor Glück leise weinend, faßte die Mutter wie spielend nach der weichen
Hand des Kindes und drückte verstohlen die Lippen darauf.
Plötzlich zog die Kleine ihre Mutter am Arme.
„Hm, ja," tönte es von der Thür her. Der kleine, alte Doctor stand
dort. „Da hat der Arzt freilich nichts mehr zu verschreiben, das ist Medicin
Lebens-Elixir, Universal-Tinttur! Ich geh' nur gleich wieder, weil ich doch
hier gar unnütz' bin. Hm, ja. Fröhliche Weihnacht!"
Sie kehrt nun auch in diesem Hause zu, denn ein treues Frauenhcrz
ein freudig leuchtend' Kinderantlitz bannen den Spuk hinweg, der sich
den Geist des Unfriedens nennt; möge er nirgends eine Stätte finden und
allüberall verscheucht werden durch den traulichen Zuruf:
Fröhliche Weihnacht!

N°.i u^d Tud. XXIII, >»>.

^)Illustrirte Bibliographie.

^cr Königstochter Vrautfillhrt Ein Gedicht in zwölf Romanzen von A. Munch, Im Vcrsmaf; des Originals und mit Genehmigung des Verfassers überseht von Emil Jonas. Mit Illustrationen von Lorenz Frölich. Breslau, S. Schottlacndcr.

Können sich unsere Skandinavischen Schwestcrlitcraturen wohl über Vernachlässigung von unserer Seite beklagen? Beinahe so zahlreich wie einst aus franzmische und englische Romane, so lauern jetzt die Ucbersetzer auf alles Skandinavische, was ihnen der Verbiirgcrung nach Deutschland wrth scheint; selten ist es, das; etwas Bedeutendes ihnen entgeht. Und das deutsche Publikum hat für die Erzeugnisse der nordischen Dichter eine ausgesprochene Vorliebe erfaßt, deren Berechtigung übrigens kaum ernstlich bestritten weiden kann. Man findet bei jenen noch häufiger die Frische und Einfachheit des Empfindens, die Anspruchslosigkeit der künstlerischen Form, die bei uns mehr und mehr aussterben zu müssen scheinen und unsre Dichter selten noch recht passend kleiden wollen. Es ist, als wäre das Leben dort der Natur noch verwandter und darum die Dichtung ursprünglicher. — Es mag vielleicht auch der Umstand mitwirken, daß im Norden die germanische Sage noch lebendiger geblieben ist: ein solcher Zusammenhang des vollsthümlichen Empfindens mit der alten Ueberlieferung hebt entschieden den Sinn für das schlicht Wahre. In dem vorliegenden Buche finden wir einen Beweis für die Lebensfähigkeit jener Sage. — Der Dichtung liegt die Erzählung zu Grunde, baß zu Zeiten derKreuzzüge König hnlon der Alte, durch zahlreiche, schnell hintereinander folgende Unglücksfälle feiner Söhne beraubt, seine Tochter Christine nach Spanien gesandt habe zur Vermählung mit dem Bruder des Königs Alphons von Castilien, dem Don Philipp von Sevilla, einem berühmten Troubadour. Man muß sich nur ein wenig aus unserer Zeit, wo jüngst erst ein schwedischer Königssohn eine Fürstentochter aus dem Süden heimgeführt, herausdenken, um sofort zu fühlen, wie eine solche Vorlage die Einbildungskraft eines in ferner Abgeschiedenheit dahinträumenden Volles reizen mußte. Schon die Sage hat diese Brautfahrt mit allem Schmelz des Abenteuers ausgestattet. — Natürlich hat Munch den Stoff nicht so roh hingenommen. Er hat die Auswüchse beschnitten und edle Reiser eingepropft. Und so ist eine

Illusirte Vivliographie.

^09

Dichtung von merkwürdiger Holdseligkeit entstanden, mit der ganzen Frische des Volks.
thümlichcn, Gewachsenen, mit der Zartheit dichterischen Fühlcns und mit dem
schönsten Maß. lieber diesem Gedichte liegt eine Poesie, der man sich nicht verschließen

vnlg Dm m'to!>i felüe .Vlxißer,
y,! r>i„il,rrg König H,iKl»i, der Alle, faß m proch!.
Hchm «!cy!g Ichrc «»hrene». Norwegens Hcrischarm^t,
Und olles tond !ni Mce« >>»d oller Wogen Ülchn
Von 3«>oi!d ll!« ,mch Köder?, das war UM »,,»e>,HiNi.
c^ -

Zw!»pho!e>lypl>che Nerlleincrimg.
Ter Kon,!«tl>chter VioiXfahrl. Gedicht U»n A. Manch. »Verlag «on T,!
in Nreüllii,!
'chotttoenbei

tann. Es ist unverfälschte Romantik-, und man fi'chlt sich unwillkürlich hingerissen,
dem Dichter auf seinem Ritte in dieses Land zu folgen.
Es ist ziemlich das erste Mal, daß Munch in Deutschland durch eine llebcrrsetzung
bekannt gemacht wird. Vor einem Mcnschenalter allerdings wurde eines seiner
Trauerspiele verdeutscht, und es soll viel Anerkennung gefunden haben. Aber darüber
hat ja die Zeit nun schon eine dicke Schicht Vergessen ausgebreitet: und wenn man
davon hört, wundert man sich blos, daß ein Dichter, den wir heute erst kennen lernen,
28'

^0
Noid und ^üd.
schon so lange wiilt. El wirkt länger; und als er vor zwei lahrn sein fünfzig-jähriges Dichlerjubiläum feierte, haben ihm die Norweger bewiesen, da« sie wenigstens ihn kennen und lieben. Nil unsererseits dürfen dem Meistcr-Nebersetz« nordisch«

Dichtungen, Emil Jonas, nur dankbar sein, daß er uns die Möglichkeit verschafft hat, es jenen nnchzuthun. Er hat auch diesmal seinen Ruf bewährt: in seiner Verdeutschung kommt Munchs hervorragendes Ausdrucksvermögen, seine flüssige und> schwungvolle Tprachc ungsschädigl zur Geltung.
Die deutsche Ausgabe — in ihrer Ausstattung durchaus würdig, mit dem starker:

Illnstrirte Vibliographie. H^

'Papier und dem wundervollen mehrfarbigen Drucke, fast kostbar im Verhältnis, zu dem Preise des Buches — hat auch den künstlerischen Schmuck der norwegischen übernommen. Mir machen auf diese Weise in dem Illusturator, Lorenz Frölich, gleichzeitig die Bekanntschaft eines skandinavischen Künstlers von bedeutendem Talente. Frölich ist sinnig und erfinderisch. Die Grupvcn, die er stellt, haben reiches Leben, und besonders schön sind seine Landschaften. Von einer andern seiner Eigenschaften können wir, di seine blattgroßcn Zeichnungen unser Format überschreiten, wenigstens durch einen verkleinerten Abdruck allenfalls eine Vorstellung geben. Frölich beweist niimlich ein hervorragendes Geschick in der Beherrschung des Raumes, in der Art, wie er den Kopf und den freien Platz auf der ersten Seite der einzelnen Romanzen mit der Zeichnung ausfüllt. Dabei ist ihm ein glücklicher, eigentlich höchst seltsamer Zufall zu Hilfe gekommen. Denn die Ornamente, die er dabei verwendet, hat er einer alten Handschrift entnehmen können, von der man vcrmuthet, das, eben jene Königstochter sie einer ihrer Bc< glcitcrinncn zum Geschenke gemacht. Es sind schöne Initialen, in deren Stil sich noch der Charakter des Romanischen und des Gothischcn mischt. Die Holzschnitte stammen ans nordischen Werkstätten. Sic zeigen eine Wache, die von der in Deutschland zumeist üblichen einigermaßen verschieden ist und dem eigentlichen Stile des Holzschnittes etwas näher steht. Sie haben scharfe Umrisse und Striche mit geringen Kreuzungen. Diese Art zu schneiden hat etwas sehr Gefälliges; der Abzug sieht ursprünglicher, weniger geleckelt und geklügelt aus, als häufig bei unserer, schon etwas überfeinerten Art zu schneiden. So erhält man viel angenehme Eindrücke zu gleicher Zeit und lernt das Buch, von welcher Seite man es auch betrachtet, als eine willkommene Gabe schätzen. — oll.

Odmondo de Nmicis Vlaroce«. Deutsch von Amand von Schwciger-Lerchcnfld. Mit 165 Original-Illustrationen. Wien, A. Hartlcbcn.

Tic Ndril». Von Amand von Schweiger - Leichcnfld. Wien, A.

Hartlcben.

Es scheint in erster Linie die Völkerkunde zu sein, welcher der bekannte Wiener Verlag seine ganze Rührigkeit widmet, lind man kann wohl sagen, das; er dabei Takt und Glück bekundet. Die Auswahl der Stoffe zeugt von Einsicht, und die Ausstattung ist derartig, daß man keines jener ungemüthlichen Prachlwerle in die Hand bekommt, von einem Prunk, der den Gebrauch unsäglich erschwert, und den man überdies noch theuer bezahlen muß. Hartlcbcns Verlagswcrlc sind Bücher von einem handlichen Formate und von bescheidenem Preise — rechte Bücher für das Haus. Auch auf feine beiden neuesten Veröffentlichungen trifft das zu. Morocco ist seltsamer Weise eines derjenigen Länder, die man durchschnittlich recht wenig kennt. Von Japan, von China, von Indien, von dem Leben der Eingeborenen dieser Länder und von dem Dasein der Europäer dort hat man deutlichere Vorstellungen als von dem großen Staate an der Nordwcstspitzc Afrikas, der sich doch die pyreniische, Halbinsel so neugierig zuzuneigen scheint. Der Muselman erschwert nun einmal ganz allgemein dem Christen das Betreten seiner Gebiete weit mehr als selbst der Wilde; und «erade Morocco hat nicht viel, was den Fremden anziehen könnte. Sogar die Romantik hat sich weniger an dieses Land geheftet, als an irgend ein anderes im Orient. In einer jener Nbermüthigcn Novellen der Frührnaisancc spielt der Sultan von Marocco eine kaum bcncidenswcrthc Rolle — Hauff hat ein lustiges Märchen dahin verlegt — dann kennt man noch die Niederlage des Königs Sebastian an jener Küste und weiß, daß vor einigen Jahrzehnten Spanien einen Krieg dort führte, an dem auch ein später berühmt gewordener preußischer Soldat Theil genommen — das war so ziemlich die Summe der Vorstellungen, die bis vor Kurzem der Name Marocco wachzurufen pflegte.

Jüngst hat sich das ein wenig geändert; aber wenn das Interesse zugenommen hat, so ist das Land doch immer noch für den Schriftsteller ziemlich jungfräulicher

^2

Nord und Süd. —

Boden. Zwei der talentvollsten Reiseschriftsteller sind vor Kurzem, merkwürdigerweise unter ganz gleichen Verhältnissen dahin gelangt: Ludwig Pietsch, dessen Bericht über die Reise der deutschen Gesandtschaft schon längst bekannt ist, und Edmondo de Amicis, der Verfasser des nun deutsch bearbeiteten Ruches. Es ist bearbeitet und stark bearbeitet, das sei gleich hervorgehoben. Man wird durch diese Wahrnehmung

zunächst etwas ucrstimmt werden; denn de Amicis hat eigentlich eine zu scharfe und zu bekannte schriftstellerische Physiognomie, als daß man diese abgeglättet sehen möchte. Aber bald überzeugt man sich, daß der Herausgeber doch das Richtige getroffen hat. Zwar der eine Grund, den er für sich anführt, scheint nicht erheblich. Es ist ja richtig, daß de Amicis seinen Stoff nicht erschöpft, es ist auch danlenswerth, daß Schweiger-Lerchenfeld h icr nachgetragen hat — aber wie vielen Leuten liegt denn mehr daran, ein gründliches Buch als ein unterhaltendes zu haben! Dagegen wird Echweiger-Lerchenfeld wohl Recht haben, wenn er bemerkt, das; der Italiener in seiner

Illustrierte Vibliographie.

^^3

Gelcgenheitsschrift zu viele Einzelheiten angebracht habe, die nur dem Italiener und auch dem nur für einen Augenblick interessant oder auch blos verständlich wären. Im Gegensätze zu jenem Nachtragen hat hier also der deutsche Bearbeiter getilgt; und man ist ihm das Zeugnis, schuldig, daß er beides mit Einsicht besorgt hat. Wir besitzen somit ein sehr vollständiges und sehr gut lesbares Buch über Marocco, welches das Meiste und jedenfalls das Neste, was de Amicis darüber geschrieben, enthält. Es ist ein Buch, das vortrefflich unterhält und mannigfach anregt. Indem man die Reife der Gesandtschaft begleitet, lernt man das Land in allen seinen Theilen und aus den verschiedensten Gesichtspunkten leimen. Und es ist ein sehr merkwürdiges Land. Durchaus nicht schön oder blühend, aber so durchaus urwüchsig, wie man es sonst im Orient nirgends mehr findet, das, man von dem Gegensätze zu der europäischen Gesittung ganz überrascht in das dickste Mittelalter hineinversetzt zu fem glaubt. Ein Gespräch mit einem eingeborenen Kaufmann, der den Occidcnt rennt, berichtet de Amicis und bietet damit ein meisterhaftes Bild von dem Widerspruche der allgemeinsten Anschauungen über Daseinsglück und Unglück zwischen Orientalen und Occidcntaleii, Geradezu grotesk ist der Eindruck, den man von den Beziehungen der Gesandtschaft zu dem Hofe des Sultans erhält. Amicis sieht den berühmten orientalischen Pomp völlig nüchtern an und findet ihn höchst fadenscheinig, unschön und sinnlos; und dem Bestreben der Orientalen, den Europäern gegenüber stets die beste Seite vorzukehren, weiß er mit boshaftem Geschick, anscheinend ganz harmlos, das Lächerliche abzugewinnen. Ganz hervorragend ist die illustrative Ausstattung des Buches. Jene Gesandtschaft wurde außer Edmondo de Amicis auch von zwei italienischen Künstlern begleitet, und diese, die Maler Ussi und Vifco, haben nach ihren Aufnahmen die zahlreichen Zeichnungen für das Buch gefertigt. Diese Anzeige wird von einigen Probcabzügen derselbe» begleitet, nach denen man leicht die Vorzüglichkeit dieser Arbeiten ermessen kann. Aber natürlich kann man sich dadurch keine Vorstellung von der Vielseitigkeit dieser Talente verschaffen. Man sieht hier nur die ungetrübte Schärfe der Auffassung, den glücklichen Blick für das Bezeichnende. Die ganze Frische dieser Darstellungen erkennt man erst, wenn man das Buch durchblättert und auf jeder Seite Bilder findet, bei denen allen gleichmäßig die wunderbare Unmittelbarkeit im Festhalten des Augenblicks auffällt. Man hat ihnen gegenüber das stete, wahrscheinlich täuschende Gefühl: als ob hier nichts zurechtgemacht, sondern Alles fo getreu aufgefangen fei wie im Rohre des Photographen. Und dabei haben doch diese Blättchen wieder nicht jenes Starre, was jede Photographie nach dem Leben, sei sie auch noch so gelungen, unangenehm macht, sondern überall spürt man die künstlerische Belebung des Stoffes. Die beiden Maler brauchen den Vergleich mit keinem andern, der auf diesem Gebiete thätig ist, zu scheuen. Man darf sich jedenfalls freuen, daß gerade sie mit ihren nüchternen und dabei scharfen Augen, mit ihrem feinen Stifte diesen Stoff unter die

«dmondo de Amic!« Mlliocco.
(Vlilog »on A. HaitliiIN in Wim.)

"M
Nord und Süd.
Hand bekommen habe», denn sie haben ihm Alles abgerungen, was sich ihm abringen
ließ, und dabei entschieden Schönes geschaffen. — Hervorragend ist auch die technische
Wiedergabe der Zeichnungen. Italienische Arbeiten dieser Art dringen selten nach
Deutschland, und die, welche zu uns gelangen, lassen uns das Fernbleiben der andern

kaum bedauern. Es sind rohe unansehnliche Arbeiten. Diese hier aber stehen auf
einer Höhe, daß man ihnen getrost einen Platz neben den Erzeugnissen deutscher Werk-
stätten anweisen darf. Wahrscheinlich zynologische Verkleinerungen der Vorlagen des
Zeichners, sind sie mit einer Sauberkeit angefertigt, daß man manchmal wirklich meint,
Werte des Messers vor sich zu sehen. Und dabei geben sie den Strich des Künstlers,
das Eigenthümliche seiner Darstellungsart anscheinend auf das Genaueste wieder.
Das Ganze ist eine höchst glückliche Vereinigung von Wort und Bild, eines der
anziehendsten Prachtwerke, die letzthin erschienen sind. Die Ausstattung ist eine muslcr-

Illustrirte Bibliographie.

^I,Z

hafte: das Papier schwer, der Druck klar und tadellos. Und dabei ist der Preis des Buches ein so geringer, dass man sich ohne Opfer die Freude bereiten kann, es zu besitzen.

Amand v. Schwieger-Lorchfeld, der Mitarbeiter des Buches von Amicus, ist auch der Verfasser der Adressen, des zweiten Wertes, das aus dem Hartleben'schen Verlage neu vorliegt. Allerdings ist es noch nicht abgeschlossen. Hefeweise erscheinend, ist es erst bis zur siebzehnten Lieferung vorgeschritten. Aber das, was man davon

Tic Adii». <V«!«Z von A, Hoitlrm In Wic».>

in Händen hat, ist doch schon umfangreich genug, um ein annähernd treffendes Urtheil über das Ganze zu ermöglichen. Auch hier ist der Stoff wieder recht interessant.

Nie Küsten des Adriatischen Meeres sind ungewöhnlich reich an Naturschönheit, ohne doch so abgelaufen zu sein wie andere, minder bevorzugte, aber bequemer gelegene Gegenden. Gebirge hüben und drüben, lachende Küstenflächen und über dem Allen das Meer als verbindender und belebender Bestandtheil der Landschaft. Das Meer der Odyssee — mit seiner wechselfarbigem Oberfläche, mit seiner Launenhaftigkeit und mit den zahlreichen Inseln, Felsspitzen mannigfachster Bildung, bewachsen mit Wald und spärlicher Triftung. Jene prächtigen Schilderungen, die Homer in dem zweiten Theile des

Nord und Süd.

Heldenliedes von Ithaka und dem Küstenstreifen giebt, treffen noch heute zu: das Land hatte frühe eine gewisse Cultur erreicht und hat sich seitdem im Ganzen nicht erheblich weiter bewegt. In dem vorliegenden Buche ist die Schilderung ausgedehnter und genau; daß einem aber bei dem Lesen derselben so häufig einer jener rollenden Hexameter durch den Sinn geht, das spricht für ihre Treue.

Tiefer Nordwinde des Mittelmeeres ist entschieden ein höchst merkwürdiges Stück Erde. In einzelnen seiner Punkte zeitweise ein Sitz blühendster Cultur, ist er durch

Die Adria». («eilig »on A, Hüttl in Wien)

eine Kette von Jahrhunderten ein Haupttheater der Weltgeschichte gewesen. Seit den Römerzeiten, seitdem der lateinische Westen sich als ebenbürtiger Feind dem hellenischen Osten und dem eigentlichen Orient entgegenstellte, hat hier stets die Entscheidung der weltbedeutenden Kämpfe gelegen, hat die Adria stets als Straße für den Angreifer dienen müssen. Das hat gedauert fast bis in die Zeit der neuen Geschichte hinein.

Ein Jahrtausend hindurch haben alle Weltkriege den Rücken dieses Meeres befrachtet, haben von ihrem Widerhall diese Küsten ertönt. Um so seltsamer wirkt es, wenn man dann die Bewohner dieser Länder betrachtet. Verkommen, zurückgeblieben in der großen Jagd nach Cultur und Wohlstand, oder noch gar nicht von diesem Taumel

Illustrirte Vibliographie. ^I,?

«griffen, so sieht man die meisten derselben. Ausnahmen sind selten, im Durchschnitt ist es eine Bevölkerung, die so wenig zu dem Europa des neunzehnten Jahrhunderts zu passen scheint, wie ihre bunten Trachten zu den» einförmigen Düster der zeitgemäßen Männerlleidung. Aber es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, sich von dem Ungewohnten reizen zu lassen und das eigentlich Abstoßende als etwas Angenehmes zu empfinden. Wie das Auge gern die vollen Farben jener Nationalllcidungen ein-saugt, ohne der Bedenken des Verstandes über den ihnen anhaftenden Schmutz, über ihre Vcrlumptheit groß zu achten, so forscht mau auch gern dem Leben jener Völker-schaften nach, findet cö anziehend, ohne zu bedenken, daß die Bedingungen desselben dem Kinde moderner Cultur eigentlich unerträglich und überdies widersinnig erscheinen müßten.

Wendet man sich von diesen Bildern ab, so findet man in dem Werke an anderer Stelle Schilderungen von Trieft, der zukünftigen Königin der Levante, von dem Auf-blühen dieser Stadt, und fühlt sich mit einem Schlage in die Heimath zurückversetzt. Man folgt der anmuthigen Schwingung des Meerbusens längs der Gcbirgswurzel und man betritt die alte, entthronte Königin. Venedig — einer der wunderbarsten Namen! Was es einst gewesen, die Nachfolgerin von Rom, die Vorgängerin von Paris, der große Schleifstein der nordischen Nationen — das merkt man kaum noch in den Anspielungen einer nun auch schon abgestorbenen Literatur. Die noch stehenden Zeugen einstigen Glanzes sind auch schon Zeugen bereits raschelnden Verfalles. Und heute schwindet nun auch die Romantik. In den einstigen Palästen luncht der Inglcsc an der Table d'hüte, und die Geschichte von dem angeblich jüngst erfolgten Tod des letzten, herabgcclommncn Faleri-Enkels ist schon so oft wiedergekehrt, daß lein Mensch mehr daran glaubt. Venedig ist eine unbehagliche Stadt geworden. Da ist es doch noch freundlicher in den wenigstens ausgestorbenen Nestern an der Westküste, wo das Leben auf der tobten Vergangenheit längst entschlafen zu sein scheint, — es sind stille Stätten unmerklich langsamen Zerbröckeln? zwischen den Fingern der Zeit. Ueberall dahin führt uns der Schildcrer. Und ein fleißiger Stift begleitet ihn, um überall das Sehenswerthe aufzuzeichnen. Die Bilder machen den Eindruck großer Treue, und bei der Anspruchslosigkeit, womit sie auftreten, genügt das, um zu befriedigen. Vervollständigt wird die Ausstattung des Buches durch einige sehr gute und zweckmäßige Karten und Stadtpläne. —«lc.

Das Wissen der Oegenwort. Einzeldarstellungen aus dem Gesammtgcbicte der Wissenschaft, in anziehender, gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fach-gelehrten Deutschlands, Oestcrrcich-Ungarns und der Schweiz. Leipzig, G, Freytag. Gute Einfälle sind fruchtbar, sagt man — und bisweilen haben sie eine uner-wartet zahlreiche Nachkommenschaft. Seitdem die Spemann'schc Vcrlingshandlung den Verfuch gemacht, die Abneigung des deutschen Publikums gegen das Büchcrlaufcn dadurch zu besiegen, dnß sie ihm eine bedeutende Anzahl fast durchweg klassischer Weile zu dem billigsten Preise anbot, für den man überhaupt etwas Gediegenes liefern kann, haben sich Nachahmer die Fülle gefunden. Das spricht für die Vor-hefflichlcit jenes Einfalls und ist obendrein eine Art Bestätigung jener Klage, die man)ie und da gehört hatte, daß das deutsche Buch viel zu thcuer sei. Und wegen dieses zweiten Punktes betrachtet man jede dieser Nachahmungen mit Gcnugthuung als ein neues Zeichen der Umkehr auf einen besseren Weg. Den blauen Bänden sind rothe Bände, grüne Bände, Bände in allen Farbncnslufcn g<folgt, lauter Unternehmungen, die dem Spcmann'sche» in dem Grundgedanken mehr oder minder verwandt und in der Ausführung möglichst treu nachgebildet waren. Unter ihnen allen nimmt die Sammlung, deren Titel an der Spitze dieser Anzeige steht, insofern eine besondere Stellung ein, als sie es sich zum Ziele gesetzt hat, ausschließlich wissenschaftliche Stoffe, in uollsthümlicher Weise behandelt, aufzunehmen.

Der Gedanke an sich ist gewiß höchst lobcnswerth. Selbst wenn die deutschen

4!8

Nord und ?iid. ^-

Gelehrten sich häufiger einer anziehenderen Schreibweise befleißigen wollten, selbst wenn sie sich alle überzeugen wollten, daß Darstellen eine Kunst ist, und zwar die einzige, mittels deren man wirlen tann, selbst dann würden dieicnigen unter ihnen noch selten sein, die sich der Laienwcit unmittelbar verständlich machen konnten: die meisten würden auch dann noch eines Dolmctschs bedürfen, der zunächst das aus ihren Forschungen

Wissen dcı VcMNwllit. (Veilog von G, Ficylllg in Ltłpzł«,) ausschiede, was nur den Fachgenossen angeht. Dieser Dolmetsch hat eine höchst ver-

antwortliche Aufgabe, und es ist kein Wunder, wenn durch manchen gewissenlosen die ganze vollsthllmliche Literatur dieser Art ein wenig in Mißachtung gcrothen ist. Es herrschte da eben gar zu oft die fcichte, gedankenlose, sogar lcnntnißlosc Buchmacher«!. Sagen wir gleich von vorn herein, das, die bisher erschienenen Viinde des Wissens der Gegenwart zu Vorwürfen der Art nicht den schwächsten Anhalt bieten. Die Verfasser derselben sind durchweg Männer, die ihre Sache gründlich verstehen, theil« weise maßgebend in ihrem Gebiete! und sie bemühen sich dabei aufrichtig und mit Erfolg, den rechten Ton der Schilderung und die rechte Mischung des Stoffes zu

Illu stricte Bibliographie,
^9

treffen. Auch die Namen, welche für die kommenden Bände angekündigt sind, gewähren in diesen Beziehungen vollkommene Bürgschaft.

Nie Fiel)tag'schc Bibliothel ist in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon so rasch angewachsen, daß jedem einzelnen der Bände (die übrigens auch gesondert zu beziehen sind) hier nur wenige Worte gewidmet werden können. — Eröffnet wird die ganze Reihe mit einer dreibändigen Geschichte des dreißigjährigen Krieges von A. Gindely. Gerade diesls Buch kann wohl als ein Muster der ganzen Sammlung

Wissen der Gegenwart. <Vcil»g »on V, Frcylag in Leipzig,) gelten. Teil mclr denn einem Jahrzehnt arbeitet der berühmte Präger Professor an einem großen Werke über den unheilvollen Krieg. Was davon bisher erschienen ist, hat unerwartete Aufschlüsse gebracht, viele Fragen geklärt, viele Beziehungen aufgeheilt, hat vor Allem die größte Hoffnung zu dem einst vollendeten Ganzen fassen lassen Gindeli) ist seit Jahren für diese Zeit eine Autorität. Und nun übernimmt er selbst die Arbeit, seine Forschnngen» dem großen Publikum nutzbar zu machen, entkleidet dieselben des gelehrten Rüstzeuges und giebt eine flüssige Darstellung, ohne sich ans Beweise einzulassen. Bei einem solchen Stoffe ist die Vcrglcichung mit Schillers Behandlung desselben unausweichlich. Und es ist nicht Geringes, daß man von Gindelys Weile sagen kann, es halte eine solche Vcrgleichung aus. Freilich nicht in Vczug auf

H20 Nord und 5üd.
die Kunst der Naisttllung. Gindely giebt sich darum redliche Mühe, aber er erreicht da eben nur einen achlungswerthen Durchschnitt, Auch die Höhe der Gesichtspunkte kann er nicht erzwingen. Aber wenn man ihm diese Grenze gezogen, findet man innerhalb derselben uiel Befriedigung. Gindcley ist vor Allem außerordentlich klar.

Wissen der Gegenwart, (»erlag »on O, Freytag in Leipzig,»
Und sei es, daß er bei aller Objcctiuität mit dem Herzen doch auf einer andern Seile ist als Schiller, sei es, daß er den ganzen Stoff neu sieht: bei ihm stellt sich Vieles ganz anders, neu und darum anziehend dar. Man hat den Eindruck, daß er, wenn er nicht absolut richtiger sieht, doch genauer hingesehen hat als Schiller, lind wenn er nicht den dichterischen Blick hat, so erfährt er doch auch nicht die dichterische Blendung. Er ist wahrhaftiger. — Von den Illustrationen geben wir einige Proben. Es sind durchweg Nachbildungen gleichzeitiger Darstellungen, Erzeugnisse moderner Einbildungs-

Illustrierte Vibliographie.

^2, tragt sind streng verbannt. Sehr interessant sind auch die alten Pläne von Schlachten und Belagerungen, die zahlreich abgedruckt sind. Das Vild der Vorgänge geben sie natürlich höchst ungenau; um so bezeichnender aber sind sie für die Anschauungen der Zeitgenossen. Die Nnwendung der Illustration ist überhaupt ein Grundzug der Frchttag'schen Sammlung. Wir geben noch aus den Bänden, die (Z. Jung über Australien ver-

öffentlicht hat, eine Probe. Auch diese bieten schon in der Person ihres Verfassers eine Bürgschaft für ihre Genauigkeit. Denn Jung hat mehrere Jahrzehnte in Australien eine hervorragende Stellung eingenommen — irren wir nicht, so stand er in einem der Staaten an der Spitze des Schulwesens — und hat so hinreichend Gelegenheit gehabt, sich von dem Erdtheile genaue Kenntnis; zu verschaffen. Seine Schilderung ist vier Bände star! — ein sehr anziehend, geradezu unterhaltend geschriebenes Buch. Alles, was interessant sein lann, von den einzelnen Dampferlinien nach Australien,

Nord und 2>>d.

»hier Schnelligkeit und Richtung an, bis zu den ersten Ansätzen papuanischcr Kunst und Geselligkeit wird hier zur Sprache gebracht. Ausgeschlossen ist blos die graue Theorie — diese ab« gründlich. Außer einer Allgemeinen Nitterungslunde von H crm. I. Klein, einem anscheinend sehr brauchbaren Handbuchc, seien endlich noch zwei Bünde erwähnt, die E. Taschenberg zum Verfasser haben. Die Insectcn nach ihrem Schaden und Nutzen heißt das eine, das andere Die Verwandlungen der Thiere. Beides sind eigentlich Titel, die Niemandem außer etwa einem angehenden Naturforscher viel versprechen. Aber gerade sie sind ein kleiner Triumph der Sammlung. Denn der Verfasser besitzt bei aller Anspruchslosigkeit ein so seltenes Talent der Darstellung, daß man sich wirklich einen Augenblick einreden möchte, man gewönne Interesse an all' dem unschönen, theilwcisc höchst widerwärtigen Ungeziefer, das er da aufmarschircn läßt.

Damit ist für diesmal die Fiehtag'schc Sammlung erschöpft. Bei der Schnelligkeit indcß, womit sie Band auf Band folgen läßt, werden wir jedenfalls Ursache haben, bald wieder aus sie zurückzukommen. — «K.

Taxagläische Terr«c«tten.

Wenn man annehmen darf, daß unter gewisse» Umständen Angebot durch Nachfrage erzeugt wird, so muß man wohl schließen, daß der Geschmack der Gegenwart

Xanagräijchc Tcriacottcn der Grbi, Schnitze in Verl!».

für die Nachbildungen Tanagräischer Terrncotten eine besondere Vorliebe gefaßt hat. Fritz Gurlitt war der erste, der nach sechs im Berliner Museum befindlichen Figuren genaue Copien fertigen ließ und dicfe in den Handel brachte. Seitdem wir davon berichtet, ist ein Jahr vergangen; und wieder gehen uns die Abbildungen anderer Eopieen zu, die eine hiesige Gießerei für plastifche Kunst, die der Gebrüder Schultze, hergestellt hat. Der, der den ersten Einfall gehabt, hat unter den Schätzen unfercs Museums natürlich auch die unverlummerte Auslese gehabt. Gmlitts Figuren sind nach denjenigen gebildet, die am besten erhalten geblieben waren, und sie machen in der Thai, erwägt man das mehrtausendjährigc Alter der Urbilder, einen über-raschenden Eindruck von Frische. Jene dagegen, die wir heute vor Augen haben und von denen wir hier Abbildungen geben, zeigen viel deutlicher die Spuren des undenklich langen Lagcrns im Erdboden. Die Farben sind verwaschen, anscheinend in eine Art von Braun zusammengelaufen. Aber mittlerweile hat der Geschmack, der von vornherein ja diesen stumpfen Farben entgegenzukommen geneigt ist, sich daran gewöhnt, und das Auge fühlt den Reiz der schönen Form unvermindert. Denn die Linie ist in diesen Figuren nicht minder anmuthig als in den früher in den Handel gelangten. Ja eine ist darunter, die im Entwürfe sowohl als in der Feinheit der Ausführung s,llc anderen weit übertrifft. Es ist dns Bild einer jungen Frau, nach-

Illustrierte Vibliographie.

< ^23

lässig zurückgelegt, die Arme in dem knitterigen Stoffe der Gewandung vergraben, ein Vild holdester Träumerei — und dabei so ganz schlicht, so ohne jeden Anspruch darauf, irgend etwas ausdrücken zu wollen, daß man sich nie satt daran sieht, nie sich davon abwendet wie von einer erledigten Frage. Nenn das ist das Schöne an diesen antilcn Gebilden, daß sie nie witzig sein wollen. Die französischen Terracotten z. V. sind zweifellos sehr viel feiner: aber sie müssen schon einen Theil der Schönheit dem Ausdrücke opfern, und ihr Ausdruck ist in der Regel gesucht. Die Einführung dieser antilcn Terracotten in das Privathaus bedeutet einen entschiedenen Fortschritt. Man wird die alte Porzellnnfigur nicht ganz verbannen: in der passenden Einrichtung wird

^ >v
^ ^ ^ ^

HQ

loiillgliillche TellociMen der «slbr, Tchulhe in Ncilin.
sie stets den zierlichsten Eindruck machen; und sie tritt verhältnismäßig recht bescheiden auf. Auch für die französische Teiracotte mit ihren scharfen, boshaften Zügen findet sich Platz. Aber zu der Einrichtung, wie sie in Deutschland durchschnittlich bevorzugt wird — mit ihrem schweren Hausrath und den dunklen stumpfen Farben stimmt nichts so gut als die vcrschwimmende Linie der griechischen Terracotte, ihre sanfte Farbe, diese ganze sorglose Heiterkeit, die da, wo sie steht, ein Licht um sich zu ver-breiten scheint. — Ein sehr merkwürdiges Figürchcn ist der kleine schmiedende Eros': das ist ein Einfall, den eben so gut ein Meister des »toccocos gehabt haben könnte, und den er ebenso ausgeführt haben würde. Bcifpiele dieser Art scheinen in der Kleinkunst des Nlterthums sehr selten zu sein. Noch auch dieser theilt mit allen den Figuren den wunderbaren Liebreiz. Es ist sehr schwierig, sich unter ihnen für irgend eine zu entscheiden, der man den Vorzug geben möchte.
Zur Kategorie der Prachtwcrle, und zwar der hervorragendsten Art, gehört ein aus dem Verlage und aus der Officin von S. Schottlaendcr in Breslau und Leipzig hervorgegangenes Werl in größtem Folioformat: „Erinncrungsblätier an die Vermählungs-Fcierlichkeiten Ihrer Königlichen Hoheit der N°id uno Süd. xxiii. «s. 29

H2H Nord und Süd.

Kronprinzessin Victoria und des Kronprinzen Gustav von Schweden und Norwegen und die Silberne Hochzeit-Feier Ihrer Königlichen Hoheiten der Großherzogin Louise und des Großherzogs Friedrich von Baden. Herausgegeben von Emil Jonas, Königlich Dänischem Wirtlichen Kammerrath, Ritter :c. Mit Illustrationen von Ender, Frölich, Gamborg, Hellquist, Iohanson, Ray, Nielsen, Peters, Tallberg. Der vorstehende ausführliche Titel überhebt uns der Mühe, den Zweck des großartigen Unternehmens näher darzulegen: aber eine schöne Aufgabe der Kritik ist es zu constatiren, daß sich in diesen» Werte die gewandte, kündige und sichere Feder des Herausgebers, der Stift und Griffel der Künstler und die typographische Meisterschaft verbunden haben, um eine Leistung i>»r oxesllßuce hervorzubringen. Durch das Auge finden Geist und Herz in diesem Werte ihre volle Befriedigung, Alles daran, innerlich wie äußerlich, ist würdig des erhabenen Gegenstandes, jener Doppclfcier, an welcher zwei große Völler und alle Glieder ihrer Herrscherfamilirn den innigsten Antheil genommen. Mit großem Geschick hat der Herausgeber und Verfasser des Textes, welcher mit der Berichterstattung offiziell beauftragt war, feine umfassende Aufgabe gelöst. Der Lcsir erfährt aus dem stattlichen Schmuckbände Alles, was sich bei den vielen Festlichkeiten der Hochzeitfeicr des Ironprinzlichen Paares bei der Silberhochzeit des grohherzoglichen Paares auf der Vrautfahrt nach dem Norden und beim Einzug in Schweden-Hauptstadt ereignet. Sämmtliche bctheiligt gewesene hohe Fürstlichkeiten, Allen voran unser erhabener Kaiser, der seine geliebte Enlclin weggab, treten vor unsere Augen, die Festzügc der Bürgerschaft, das glänzende Museumsfest in Earlsruhe, die solenne Trauung, die Nallfcste, die prunkvollen Mahle, die herrlichen, überreichen Braut- und Ehrengeschenke, dann die großartigen Veranstaltungen von Seiten des schwedischen Volles. Alles ist authentisch, farbenreich und mit einem Hauche warmer Poesie dargestellt, fo daß Darstellung und Veranlassung sich gegenseitig aufs Beste decken. Der Leser durchlebt gleichsam die schönen Feste noch einmal in der Seele mit, er erhält eine vollständige Geschichte derselben, wobei seine Sympathie unwillkürlich geweckt und sein Geist reizvoll unterhalten wird. Der Bilderschmuck bestehend aus vielen Portrait« Fcstzügcn, See- und Gruppenbildern, Architekturen, Landschaften :c. ist reich, lebenswahr, künstlerisch schön, die gesammte Ausstattung glänzend und musterhaft, so daß es lein würdigeres Frstgcschenk geben kann als diese „Erinnrungsblätter".

König Rother von Emil Taubert. Berlin, Walther u. Agolant.

Emil Taubert, dessen vorjährige Novelle Der Antiquar bereits die dritte Auflage erlebt hat, bietet diesmal ein Heldengedicht, dessen Stoff dem Sagenkreise des Mittelalters entnommen ist. Solche Stoffe scheinen nich! untergehen zu können: schon aus dem Mittelalter besitzen wir mehrere Bearbeitungen des vorliegenden, und auch diese Ncudichtung begrüßt man mit besonderer Befriedigung. Der Stoff bietet viel menschlich rührende Züge, und dabei reizt der buntfarbige Grund, die Schilderung des Leben« am Byzantinerhofc und des Krieges mit Babylon fortwährend die Aufmerksamkeit. Taubert hat als Vers wieder die frei behandelte Ottaue mit uierfüßigcn Zeilen heroor-gcsucht und behandelt sie mit entschiedenem Glück; das Ganze bekommt dadurch einen lcis alterthümlichen Ton, der dem Gegenstände gut entspricht. In zahlreichen lyrischen Einlagen läßt er dann dem modernen Wesen freien Lauf. Die Ausstattung ist geschmackvoll und gediegen.

Ludwig Anzengrnbcr, Kleiner Markt. Studien, Erzählungen, Märchen und Gedichte, XII und 172 S. Breslau 1883, S. Schottlacndcr.

Den Lesern von „Nord und Süd" braucht zum Lobe Ludwig Anzengrubcri kaum noch ein Wort gesagt werden. Die Beiträge, welche er für unscre Monalschrift geliefert hat, gehören zu den schönsten Zierden derselben. Man erinnere sich an

die drei Studien zur Psychologie der Bauern: „Wie der Huber ungläubig ward“ und „Der gottüberlegene Jacob“, „Die fromme Kathrine“, man denke an die beiden nonconformistischen Seelenbilder: „Das Siindlind“ und „Sein Spielzeug“. Jede einzelne dieser Arbeiten zeigt uns Anzengruber als einen der originellsten Schriftsteller unserer Tage, der in seiner Art neben sich keinen zweiten hat, als den tiefen Kenner der menschlichen Seele, als das warm empfindende Herz voll Mitgefühl für menschliches Leid und Elend, als den scharfen Beobachter der ihn umgebenden Menschen und Dinge. Scharf und dabei von lebenswürdiger Ironie. Dazu quillt aus allen Schilderungen Anzengruber ein stilles unerschütterliches Gefühl für Recht und das Rechte für die sittliche Freiheit: er ist ein natürlicher Gegner jeglichen Pfaffenthums: in welcher Gestalt er ihm auch entgegentreten mag. Diese kurze Charakteristik Anzengruber ist hierher gestellt, weil sie durch den Inhalt dieses jüngsten Buches des Dichters voll und ganz bestätigt wird. Von Neuem bewährt er sich hier als der große Seelenkundige, der uns ergreift, zum Nachdenken zwingt, uns belehrt und besser macht. Er zeigt sich in dem Buche auch von einer neuen Seite: als Märchen- und Fabeldichter. Freilich dient ihm das Märchen ebenfalls dazu, den Menschen einen Spiegel vorzuhalten. Das vorliegende Heft von „Nord und Sud“ bietet ein solches Märchen: „der böse Gast“: es ist ein ausgezeichnete Beweis für das, was Anzengruber auch auf diesem Gebiete zu leisten vermag und für die Art feiner Auffassung der Mission des Märchens. Man wird dieses zierliche, von dem Verleger reizvoll ausgestattete Buch nicht aus der Hand legen, ohne dem Verfasser sich innerlich verpflichtet zu fühlen.

Ullteltag. Drei Erzählungen aus Frankreich. Von Rudolf Lindau. Breslau, S. Schottlaender.

Es ist nicht hier der Ort, Rudolf Lindaus dichterische Eigenschaften zu zergliedern, dazu ist er ein hier zu bekannter, gekannter Gast. Ist doch die eine dieser drei Erzählungen, Im Parke von Villers, erst vor wenigen Monaten in dieser Zeitschrift erschienen, Sie zeigte damals den Novellisten von einer wesentlich neuen Seite. Aber der vorliegende Band, auf dessen Erscheinen hier einfach hingewiesen werden soll, enthält noch zwei andere Stücke, die ebenso interessant und ebenso bezeichnend für die Eigenart des Verfassers sind. Das kurze Souvenir, das den Schluß des Buches bildet, schildert einen ganz unscheinbaren Vorgang, aber mit so scharfer Beleuchtung des Handelnden und einer solchen stillen Art von Humor, daß das Geschichtchen einen ganz eigenen Reiz erhält — gleich irgend einem Stückchen werthlosen Stoffs, das zufällig in die Hand eines wirklichen Künstlers gerathen, nun einen Preis gewinnt, den nur die Arbeit und der Geist, die darauf verwandt sind, rechtfertigt. Es ist eine Skizze ähnlich einer anderen desselben Dichters, die vor Jahresfrist gleichfalls hier erschien, und die zu dem Feinsten gehörte, was er jemals geschrieben. Die dritte Erzählung Hans der Träumer ist die umfangreichste. Es ist eine Entwicklungsstudie, zu deren Hintergründe die Fremdencolonie von Paris gewählt ist. Wenige Figuren, aber jede mit liebevoller Schärfe ausgearbeitet. Liest man solche Arbeiten des Verfassers und denkt dabei an die Klarheit seiner Beobachtung und die Wahrhaftigkeit seiner Schilderung, so regt sich immer wieder das Bedauern, daß er unwillkürlich darauf verwiesen worden ist, diese seltenen, schätzbaren Gaben der Behandlung fremder Verhältnisse zu widmen. Ihnen gewinnt er immer neue Seiten ab. Was hätte er erst in der Schilderung heimischen Lebens leisten können, und was könnte er uns dann erst sein! Denn Talente dieser Art sind in Deutschland gar zu selten, und noch seltener gelangen sie auf jene, von Rudolf Lindau erreichte Lebenshöhe, wo sie sich erst voll betheiligen können. — etc.

Neue Gedichte von Emil Echternberg. Leipzig, Ernst Keil.

Es ist ein dünnes Bändchen — von nicht einmal hundert Seiten. Aber was der Dichter hier in weiser Beschränkung ausgewählt, ist dafür auch durchaus werth-

29'

H26 Nord und Süd,
voll — und vor Allem die Anfang» sollten sich dieses Beispiel des schon Erprüftei»
zu Nutze machen: sie, die sich noch nicht genug gcthan zu haben glauben, wenn sie in ihien
eisten Vllnd all' ihre Erzeugnisse hineingepackt und noch eigens etwas dazu geachtet
haben. Cchcrenbcrg hat von seinem Valer dm männlichen, mohlthuendcn Zug in der
Dichtung übciikommcn: er erscheint ernst und in sich gefestigt. Was er biete», das ist
eine bunte Auswahl vom einfachen Spruch bis zum ehern tönenden Zcitgcdichte. Er
bestätigt hier von Neuem, daß er seinen eigenen guten Platz in der Reihe der zeit-
genössischen Lyriker beanspruchen darf. —et.
Vicin Frühjahr. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Licbcskind.
Von der Vondftrnfzc. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G.
Liebeslind.

Rudolf Baumbllch sprudelt der Quell der Dichtung reichlich zu? so reichlich, daß
es Manchen schon des Guten zu viel zu werden scheint. — Oder wie soll man es sich
anders erklären, daß sie ihn eintönig finden. Ein so billiger Anspruch an Viel-
seitigkeit vom Dichter, als ob man den Waldbach tadeln möchte, aus dem man eben
erst erfrischenden Trunk geschöpft, daß er nun nicht auch Coole zum Bade gicbt.
Gewiß der Lyriker Baumbach (bekanntlich hat der Dichter auch andere Gebiete als
Meister betreten) bewegt sich in einer geringen Anzahl von Stimmungen — ob er
außerdem noch mehr kennt, darauf kommt wenig an. Jedenfalls weiß er diese
Stimmungen immer ansprechend und schön zu gestalten — wem sie nicht gefallen,
kann ihnen ja immer aus dem Wege gehen. — Ucberraschende Räthsel findet der
Leser auch in diesen beiden Heften nicht; aber die Lieder derselben sind gute Genossen
auf der Landstraße oder im knospenden Walde — und auch sonst. Merkwürdig ist,
daß Baumbachs Lieder wohl kaum schon gesungen werden. Sangbar sind sie gewiß
wie nur irgendwelche sonst. Nur steht unsere Zeit dem Gedicht nicht mehr so unmittel-
bar gegenüber, läßt es viel mehr durch das Auge auf sich wirken als durch das Ohr
und muß darum immer erst »uf den Componisten warten, der ihm das Lied in
kunstvoller Weise als etwas ganz Neues giebt. Früher war es besser, wenigstens sür
den Dichter und kunstlosen Sänger, als die Weise sich wie von selbst zum Worte
gesellte. ^ Die Ausstattung ist wieder die bekannte, schöne, clzeuirartige — sie bedarf
keines Lobes mehr. —e-t.

Ans England, Neue Bilder aus dem Leben in England von Ludwig
Freiherrn von Omptedn. Mit einem Plane des alten London. Berlin,
A. Hofmann und Comp.

Ompteda gehört zu den Bevorzugten, die wirklich sehen; das hatte er schon in
seinen ersten Bildern aus dem Leben in England bewiesen, und in der neuen
Folge beweist er es wiederum. Es ist eine Eigenschaft, die man nicht häufig findet;
die meisten Leute sehen auf ihren Reisen nichts als den Erscheinung gewordenen Tezt
des Nädckers, sie können sogar in ihrer Hcimath geboren werden, leben und sterben,
ohne jemals sich eine eigne Vorstellung von dieser gebildet zuhaben. Sehen können
ist eben ein Geschenk der Natur, und sehen ist kein leichtes Ding, sondern eine
Arbeit. Nun, Ompteda hat auch diesmal seine Arbeit sehr gut gemacht, und sein
Bericht ist in Folge dessen zu einem sehr lehrreichen Buche geworden. Es will ja
schon etwas besagen, über London und über England noch etwas zu schreiben, was
neu aussieht. Ompteda hat solches gefunden; Abschnitte, wie Ein Tag im alten
London, Rochdale, Noch mehr Fabriken u. dgl,, lesen sich mit entschiedenem
Nutzen — und dabei angenehm. Es ist zu bebauen», daß die Studie über die Wohl-
thätigleitsanstlllten in diesem Lande nicht mehr hat Aufnahme finden können; sie hätte
ein schönes Gegenstück zu dem Abschnitt über die Trinktranhcit in den ersten Bildern
geliefert. Uebrigens ist an dem vorliegenden Buche doch auch der Einfluß der Ver-
jäh rung zu brmirten. Ompteda spricht noch immer mit rückhallsloscr und ja auch

berechtigter Bewunderung von den vielen guten Seiten Englands und der Engländer: aber er ist doch kühler geworden und kritisirt. Das ist jedenfalls ein Vorzug dieses Bandes.

Aus dem Leben des General der Infanterie z. T. vr. Heinrich von Vrandt.

Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen feines «erstorbenen Vaters» zusammengestellt von Heinrich u. Brandt, Oberst z. D, 3, Bd. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Eine Art Schicksal hat über dieser Auswahl aus der Hinterlassenschaft des bekannten, verdienstvollen Militärs gewaltet. Nachdem der erste Band mit den Aufzeichnungen über die Feldzüge Napoleons I., in dessen Dienste eigenthümliche Umstände den jungen preussischen Offizier gezwungen, ein Aufsehen weit über Deutschland hinaus erregt hatten, blieb das Erscheinen des zweiten Bandes fast unbeachtet. Das lag nicht am Stoff, sondern an der Ungunst des Tages: das Buch erschien am Vorabend des französischen Krieges. Jetzt liegt der dritte Band, frisch aus der Presse, vor. Ueber die Aufnahme, die er finden wird, braucht man sich schon jetzt keinen Zweifeln mehr hinzugeben: als sein Inhalt abschnittsweise in einer Zeitschrift erschien, erregten diese Stücke schon lebhaftes Theilnahme. Diese ist hier vielleicht noch mehr berechtigt, als sogar bei den bunten Abenteuern der Kriege in Spanien und Rußland 1808—1812. Denn hauptsächlich die Zustände in Berlin nach 1848 bilden den Gegenstand dieses Bandes. Selbst wenn man nicht wüßte, welche bedeutende Rolle General von Brandt in den damaligen Verwickelungen gespielt, würde dieses Thema allein schon lockend sein; denn unsere Kenntniß dieser Jahre ist noch lange nicht bestimmt genug: vor Allem fehlt es noch immer viel zu sehr an Aufzeichnungen einstiger Mitwirkender über ihre eigenen Eindrücke. So erscheint dieser Band höchst willkommen. —<:lc.

TaS Trinkgeld von R. Ihcring. Braunschweig, Georg Wcstermann.

Einen Ccparatabdruck dieser Studie, deren Erscheinen in Westcrmanns Monatsheften so lebhaft erörtert wurde, begrüßt man mit Freude. Man liest nun die geistvolle kleine Schrift mit weit größerem Behagen und würdigt sie besser, unbefangener. Liegt doch die Tagcsfrage des Trinkgeldes — leider! anscheinend bereits hinter uns. In Deutschland fehlt jene Auffassungsgabe, die sich sogleich zur Thätigkcit gedrängt fühlt: und so werden wir denn das Trinkgeld wohl noch eine Weile zu steuern haben. Möge Ihrings Ruf wenigstens, nachdem er aus dem Lärm des Tages ausgeschieden, dauernd forthalten. Er war es werth, als etwas Gesondertes aus einer mit Vergänglichem überladenen Monatsschrift hervorgesucht zu werden, Carl Vlaria von Weber. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von August Rcißmann. MitPortraits, Illustrationen und Notcnbeilagen. Berlin, Rudolf Oppenheim.

Der liebenswürdige Componist der Romantiker ist bereits der Gegenstand einer eben so reichen wie gründlichen Literatur. Das vorliegende Lebensbild von dem Verfasser des Handlexikons der Tonkunst (dessen hier ja gleichfalls ehrend Erwähnung gcthan worden) ist dennoch kein nutzloser Zuwachs. Verstreutes wird hier gesammelt, Weitschweifiges zusammengefaßt, Ueberschwänglichcs zurechtgestutzt. Auch zu einer Nachlese hat sich hier und da Gelegenheit gefunden. Dabei hält das Buch die rechte Mitte zwischen fachmännischer und volksthümlicher Darstellung: für den einen nicht zu tief, für den andern nicht zu flach, liest es sich durchaus angenehm.

Allerlei nette Pflanze«. Heilere Kinderlieder aus Wald und Feld, von Wiesenflur und Garten von Richard Schmidt-Cabanis. Mit Bildern von Lothar

Mcggendorfer. München, Braun und Schneider.

Ein sehr hübsches Kinderbuch. Schmidt-Cabanis läßt seiner Laune und feiner Reimfertigkeit lustig die Zügel schießen, und Mcggendorfer, den Lesern der Witzblätter

H28 Nord und Süd.

ebenso wenig ein Unbekannter, beweist in prächtigen Zeichnungen, wie tüchtig er sich entwickelt hat. Das Buch hat etwas vom Struwwelpeter: es stilisirt, so zu sagen, das Leben. Aber es stilisirt dasselbe nicht in das Häßliche und Gruselige, sondern in das Luftige. Die Ausstattung ist hübsch, auch die Rücksicht auf Dauerhaftigkeit scheint nicht vergessen. Einen eigenthümlichen Reiz empfindet man, in den Illustrationen das Weil des Zeichners nicht, wie sonst in den Witzblättern, durch ZinlotMc verkleinert, sondern in seiner ursprünglichen Größe zu sehen. Man merkt, wie viel ter Maßuntcrschicd thut, um den Eindruck auf den Beschauer zu verändern. —<ck.

Kulturgeschichtliches Vilderbnch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth (Herausgeber des „Formschah“, de« „Deutschen Zimmers“ u. s. ro.) Erster Band. Leipzig und München, G. Hirth.

Mit dem vorliegenden Werke vermehrt Georg Hirth die Reihe seiner zahlreichen Verdienste um ein neues. Was er beabsichtigt, das ist, durch stiichgelrcuc Wiedergabe alter Bilddrucke eine möglichst vollständige Anschauung des Lebens im 16. bis 18. Jahrhunderte zu erwecken. Er nennt das Werl mit Recht ein Bilderbuch für Erwachsene. Wie hoch er von dem Wcrthe desselben denkt, wie hoch er sich sein Ziel gesetzt, das muß man in seiner Einleitung nachlesen, wo er mit wannen Worten davon spricht: „Diese Blätter gehören dem Zauberkreise an, in welchen wir uns aus dem herzlosen Getriebe des Tages flüchten. Die andächtige Vertiefung in das stille Weben der alten Meister bereichert nicht bloß unfern Geschmack und unser geschichtliches Wissen, sondern sie bewirkt auch, indem wir die langsame Culturarbeit vergangener Jahrhunderte in Iunstgewichter Lcbensfulle so recht anschaulich vor Augen haben, daß wir in unfern Erwartungen geduldiger und versöhnlicher, in unscrm Gcmüthe selbst ruhiger und freier werden,“ Das sind schöne Wort«, die ihren Verfasser ehren. Und er wird seine edle Absicht erreichen. Dieser erste Band (das Werl ist auf deren drei berechnet) enthält über 500 Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert, allem Anscheine nach fast lauter Werke deutsche» Ursprungs. Es ist ein prächtiges Bild überquellenden Lebens, das sich da eröffnet, ganz entsprechend Huttens jubelndem Spruche: „O Jahrhundert! Die Geister erwachen, die Studien blühen: es ist eine Lust zu leben!“ der dem Buche vorgedruckt ist — und der unserm düster scharwerlcndcn Geschlcchte schier unbegreiflich klingt. Es befreit wirklich das Gemüth, den Blick in den Spiegel einer glücklicheren Vergangenheit hinabtauchen zu lassen. — In den folgenden Bänden werden auch die Meister andrer Völler berücksichtigt werden. Die Nachbildungen sind ausgezeichnet — wie sich das ja auch nicht anders erwarten ließ. Auch die Verkleinerungen, die gegeben werden muhten, sind gelungen. Die Auswahl ist mit vielen» Takte getroffen worden: von einem kritischen Apparatc hat der Herausgeber mit Recht abgesehen: die Gelehrten brauchen ihn nicht, den Ungclchrten ist er eine Last. Co ist es denn ein Buch der reinen Erholung, Und mehr als das: eine Zierde unserer Literatur, ein Prachtruerl allcrvornehmster Art. — ok.

Rubens und die Antike. Eine Iunstgeschichtliche Untersuchung von Friedr. Frhr. Goeler von Ravensburg. Mit sechs Tafeln in Lichtdruck. Jena, Hermann Costcnoblc.

Ein Band von allcrvornehmstei Ausstattung ist es, worin Goeler vonRavensburg das Verhältniß des großen Vlamen zur Antike unter allen Gesichtspunkten betrachtet. Es ist eine Studie, die von ebensoviel Gelehrsamkeit als Kunstsinn zeugt, des bedeutenden Rufes, den sich der Verfasser auf dem Gebiete der Kunstgeschichte durch seine Schriften über die Venus von Milo und über den Kölner Dom erworben, durchaus würdig. Jenes Verhältniß des Rubens zur Antike ist allerdings merkwürdig genug. Der geniale, überall sattclgercchtc Mann war auch einer der bedeutendsten Latinistcn seiner Zeit. Ohne die Antike mit jenem unbefangnen Nachempfinden zu beleben wie die Meister der Hochrenaissance, schon mehr ein Gelehrter im Sinne der Nachbliithe, war er jener doch

so innig verwand«, wie kein andrer Künstler bis auf die neuere Zeit. In seinen Darstellungen aus der Antike lann er den Geist seines Jahrhunderts nirgends verleugnen, aber er findet eine Vereinigung zwischen diesem und jener, aus der ein wirtliches, wenn auch ganz eigenartiges Leben entsprißt. Das Alles lann man sich ungefähr sagen, wenn man vor seinen Bildern steht. Aber der Verfasser der vorliegenden Schrift hat hier erst das Material gesammelt, das diesen ganzen Vorgang erklärt. Die Lichidrucke (von Ad. Braun in Dornach) sind ganz vorzüglich. Besonders wcrthvoll sind zwei von ihnen, welche Gemälde des Meisters wiedergeben, die, in Schottischen Schlössern vergraben, noch nie vervielfältigt worden sind.

Nmor «Nd Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling.

Illustriert von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Tihe.

Hnmerlings Dichtung, aus der ein Gesang jüngst an dieser Stelle abgedruckt wurden ist, liegt jetzt vollständig der Ocffenllichleit vor. Das Werk hat in Thumann einen Illustrator gefunden, um den man den Dichter wohl beneiden könnte. Sinnig und anmulhig — das ist das Wort, mit dem man jede neue Schöpfung des Künstlers bezeichnet. Wer in der nahenden Weihnachtszeit sich dieses Buch auswählt — es werden ihrer gewiß viele sein — der wird schwerlich leicht sagen können, was ihn mehr gelockt: die Dichtung oder die Zeichnung. Die Ausstattung ist sehr reich und geschmackvoll; besonders die Lichtdrucke (von Fr. Bruckmnnn in München) sind musterhaft. Zu ruhigerer Betrachtung, als der Schwall der Weihnachtszeit sie erlaubt, werden wir auf das Werl zurückkommen.

<scftu„elte Warte. Der Citatenschatz u. s, w. Von Georg Viichmann. Dreizehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Haube und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Eigentlich genügt die Anführung der Thatsachc, daß Büchmann sich in neuer Auflage eingestellt hat. Aber es verdient doch wohl bemerkt zu weiden, daß das Buch, trotzdem es mehr denn 150 neue Eitate aufgenommen, an Umfang verloren hat. Wie die Kürzung möglich gemacht worden ist, das ist ein halbes Räthsel: jedenfalls begrüßt man sie aber mit Freude. Denn wenn der Band auch noch nicht über die Grenzen des Handlichen hinausgeguollcn war, so sah man doch schon dm Augenblick, wo das eintreten müßte. Nun ist wieder Spielraum gewonnen. In der Einleitung willt die Kürze geradezu schnauzbärtig — ihr Ton erinnert an die Leutseligkeit, die man häufig bei vielbeschäftigten Beamten findet — trotzdem oder deswegen liest man gerade die Einleitung mit besonderem Behagen. —oll.

Tas Vuch der Vücher. Aphorismen aus der Welt-Literatur. Gesammelt und geordnet von Egon Berg. Teschen, Karl Prochasla. 2 Bde.

Sammlungen von Aphorismen sind ja überaus zahlreich; ihrer leine hat aber wohl einen solchen Umfang wie vorliegende. Der Verfasser hat vielleicht nicht so ganz Unrecht, wenn er dafür die Anerkennung einer Art von wissenschaftlichem Werthe beansprucht. Die Vertreter der nicht gerade landläufigen Literaturen unter den hier angeführten Schriftstellern sind durchaus nicht selten; und auch unter den Angehörigen der großen Literaturen finden sich Namen, die man kaum noch berücksichtigt zu sehen erwartet. Ja man kann wohl fragen, ob der Herausgeber feine Gastfrcundlichkeit nicht hie und da gar zu weit ausgedehnt hat. Wie dem auch sei: interessant ist dieses Buch in seiner Reichhaltigkeit. — Der Verfasser betitelt die beiden Bände, den einen Herz und Natur, den andern Geist und Welt und findet auch für die Unterabtheilungen eine gewisse Ordnung. Immer noch gefchickt genug, denn ohne Willkür geht es dabei erfahrungsgemäß nie ab. Im Grunde ist das auch ein ziemlich gleichgiltigcs Ding. Brauchbar und danlenswerth sind die Register.

450 Nord und Süd. —

Teutsche Lieblinaspiel»er. Mit zehn Vollbildern in Phototypic und zahlreichen Testbildern von Alexander Zick. München, Fr. Bruckmann.

Unter den zahlreichen Anthologie! zeichnet sich diese nicht nur durch ihre geschmackvolle Auswahl, sondern auch durch ihre schöne Ausstattung aus. Der Illustrator hat hier ein entschiedenes Talent, ebenso sinnig wie vielseitig, bewiesen. Die Photolithen sowohl wie die Holzschnitte sind ganz ausgezeichnet. Wir werden auf dieses Werk ausführlich zurückkommen: ebenso auf das vaterländische Prachtwerk die Hohenzollern, das, in demselben Verlage erschienen, soeben abgeschlossen worden ist. —eli.

Fladen-Klinge. Ein Nalladenbuch zeitgenössischer Dichter, gesammelt von Eufemia Gräfin Nalleström und Hermann Lingg. 8. b?0 S. Breslau, 1883,

Schottlaender. ««. 4.50, in Original-Prachtbänden gebunden «<t, 6.—

Eine neue Anthologie, aber diesmal keine überflüssige! In der Mehrzahl der im Uebermaß vorhandenen Gedichtsammlungen ist die Ballade zu kurz gekommen: Goethe, Schiller, Uhland :c. stellen da mit ihren bekanntesten Meisterwerken auf dem Gebiete das Hauptcontingent, die späteren Dichter sind kaum berücksichtigt, abgesehen von etlichen der bekanntesten Balladen Heines, Gbels! was die modernste Nalladendichtung geleistet, erfährt man nur selten aus diesen Anthologien. Dabei wird von den Herausgebern die Begriffsbestimmung der Ballade nur selten in aller Schärfe festgehalten Die Ballade ist, nach Gottschalls richtiger Definition, das epische Lied, in welchem der Ton der Stimmung und die sangbare Form vorwaltet und welches daher das Ereignis, ganz in Empfindung auflöst. Nur bei genauester Beobachtung dieser Erklärung wird die Hauptstichtigkeit zwischen Ballade und Romanze, deren Verwirrung durch den schwankenden Gebrauch dieser Ausdrücke von Seiten unserer großen Dichter noch vermehrt ist, ein für allemal grundrechtlich reguliert. Die Romanze ist dann eine episch-lyrische Mischgattung, eine kleine „poetische Erzählung“, in welcher das Interesse des Eolorits und der Schilderung überwiegt und die lyrischen Andeutungen und Sprünge, das Element der musikalischen Stimmung, die Eingbarkeit und Kürze gänzlich verdrängt. Die Ballade ist ein Lied, die Romanze eine Erzählung: die Ballade sangbar, die Romanze nicht: die Ballade hebt die Handlung in der Stimmung auf, die Romanze die Stimmung in der Handlung! die Ballade schlizt das Epische nur in traumhaften Umrissen, die Romanze giebt ihm den vollen Glanz der Schilderung: die Ballade ist wesentlich lyrisch, die Romanze vorwiegend episch. Eine Revision des uns überlieferten Balladen- und Romanzenstoffs nach diesen von Gottschall aufgestellten Grundsätzen würde ergeben, daß von den Schiller'schen episch-lyrischen Gedichten nur der „Ritter Toggenburg“ wegen seines sangbaren Charakters hierher gehört, während Goethes vom Hauch der Stimmung wunderbar durchzitterter „Erkönig“ ein durchgreifendes Naturbild der modernen Ballade ist. Der echte, moderne Balladendichter ist Heinrich Heine. In seinen Balladen: die Grenadiere, die Heimsuchung, die Botschaft, Velsazci, die Fensterschau, in seinen Gedichten von der „Lorelei“ und vom „Hirtenknaben“, in vielen einzelnen kleinen Liedern, in denen das Epische gleichsam im lyrischen Actus erzittert, ist der liederartige Charakter, das stimmungsvolle Element in mustergiltiger Weise vorherrschend. Dieses sanfte Vorscheben des Epischen charakterisiert auch einzelne Balladen von Uhland, ebenso traumhaft sind einzelne Balladen Brentanos und Eichendorffs, neuerdings hat Theodor Fontane den Balladenton mit großem Glück getroffen Die echte Ballade wird aus der Stimmung des Jahrhunderts herausgefunken, mag sie, wie oft bei Heine, das eigene Erlebnis, liederartig gestalten oder irgend eine Begebenheit des socialen und politischen Lebens, aus der Fülle des eigenen Herzens wiedergeboren, im frischen Liederquell hervorsprudeln lassen.“ Das sind die Anschauungen von denen die Herausgeber dieses Balladenbuches sich haben leiten lassen: ein feiner dichterischer Kopf wie Hermann Lingg und eine Frauenhand mußten hier das Richtige

VibliograpKie. — H5I.

treffen. So ist besonders die Auffassung von dem Erklngen der Vallade aus der Zeit heraus der Auswahl sehr glücklich zu stalten gekommen: ein nicht geringer Thril der Gedichte führt uns in die Gegenwart oder in die jüngste Vergangenheit hinein, und hier sind es zumeist neben den „Berühmtheiten" junge Talente, die zu uns sprechen: das ist auch ein Vorzug und eine sehr zu schätzende Eigcnthiimlichkcit der Sammlung. Hin und wieder hätte die Oelonomic des de» einzelnen Dichtern — es sind deren fast hundert — zugemessenen Raumes mehr nach der Bedeutung derselben eingerichtet werden sollen: es steht nicht recht im Verhältnis^ wenn Gerhard von Amyntor, Eufcmia Ballestrcm, Alfred Friedman» und Schmidt-Cobcmis mit 15, 24, 6 und 14 Seiten bedacht sind, wo z. B. einem Meister wie Fontane — er folgt dazu noch unmittelbar auf Friedmann — sich mit kaum drei und Lingg mit nicht viel mehr Seiten sich begnügen muß. Spätcr» Auflagen, die gewiß nicht ausbleiben, werden auch hier Nath schaffen. Diese „Slaldenkliingc" verdienen weit vernommen zu werden. Die Ausstattung des Buches ist eine ganz vortreffliche, dabei ist der Preis des b?» Seiten umfassenden Bandes iibcrrafchend mäßig, Ltto Spamerö Verlag (Leipzig) tritt mit gewohnter Massenhaftlgkcit in den Neihnachtuerlehr. Unter der großen Zahl seiner neuen Veröffentlichungen und neuen Auflagen seien hier nur einige hervorgehoben. Zunächst Otto von Lcizncrs Geschichte der fremden Literaturen, die nun in zwei Bänden (Vnnd 3 und 4 der Illustrierten Literaturgeschichte) abgeschlossen vorliegt, e,n sehr fleißig zusammengestelltes, hübsch ausgestattetes Buch. Ferner vier Bände der Neuen Volksbücher: das verschwundene Documcnt, eine uolksthümliche Erzählung von Adolf Glaser, der Erbonkel, Charakterbilder aus einer kleinen Stadt von Ernst von Waldow, die Bocrs und ihre Scלבständigkeitslämpfc von M. O. Mohl und der Sohn des Schwarzwaldes von Franz Otto. Diesen letzten Band heißen wir besonders willkommen. Er enthält eine Lebcsnsgeschichte Johann Peter Hebels und eine Auswahl aus dessen Hausficunderzählungcu. Hebel ist einer Derjenigen, die ihren dauernden Platz nicht nur in der Literaturgeschichte, sondern auch recht im Herzen des Volkes beanspruchen dürfen, und Alles, was geschieht, ihnen den zn er-halten, ist wohlgelhnn. Das Lebensbild ist ansprechend geschrieben, die Auswahl ist verständig getroffen worden, und gerade dieser Band ist besonders reich und hübsch illustriert thcilweis mit Bildern der Stuttgarter Ausgabe. Nennen wir außerdem noch den zweiten Band von Meyers Poetischem Vatecrlandsbuche, einer Auswahl aus der vaterländischen Dichtung der jüngsten Tage, eine kulturgeschichtliche Erzählung von Adolf Glaser, Sauonarola, und die treffliche Erzählung des armen Georg Hiltl, der alte Dcrrfflingcr und sein Dragoner, die in dritter Auflage crschcint. Einige Veränderungen sind an den« Texte vorgenommen worden, da neue Illustrationen hinzugekommen sind, denen jener wohl oder übel angepaßt werden mußte; aber der Herausgeber ist dabei mit Vorsicht und mit der gebührenden Achtung vorgegangen. Als einen erweiterten Abdruck aus seinen deutschen Heldensagen läßt Wilhelm Wiigncr die Nibelungen in einer wohlfeilen Ausgabe erscheinen. Seine Darstellung berücksichtigt sämmtliche Fassungen der alten Sage, H. Vogel, F. W. Heine u. A. haben sehr wirksame Bilder dazu gezeichnet. Eine Erzählung ähnlicher Art aus der Zeit Alexander des Großen ist Pandragon, sie hat den bekannten Philo-logcn I. Mähli zum Verfasser; die Illustrationen dieses Buches, fast bloße Umriß-zeichnungen im französischen Geschmack, stehen auf einer sehr hohen Stufe. Endlich sei noch E. Laufchs, Buch der schönsten Kin der- und Volksmärchen, Sagen und Schwanke erwähnt. Das Vuch ist uns ganz besonders sympathisch wegen des Geschmacks, der bei seiner Anlage geherrscht hat. Der Herausgeber hat nämlich weitaus die größte Anzahl der Stücke, anstatt sie nach sonst beliebter Art neu zu bearbeiten, in der Fassung abgedruckt, die durch seine berühmten Vorgänger, die Grimms, Bechstein, Musäus, Andersen u, N, elastisch geworden ist. Dem-

H32 Nord und Süd.
entsprechend sind für die Illustrationen vielfach die bekannten Vorlagen von
L. Vachstein, Carl Reinhardt u. A. benutzt worden. Das heißt mit Pietät —
und praktisch handeln: denn von diesem Buche sind, um einmal eine Zahl zu nennen,
bereits 140000 Abzüge verlaufen worden. — «5.
Tolltsche Jugend. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Unter künstlerischer
Leitung von Oskar Plösch. Band 20. Leipzig, Alphonse Dürr.
Das ist ein regelmäßiger und ein stets gern gesehener Gast in der Weihnacht«
zeit — schon so allgemein bekannt, daß er einer Vorstellung gar nicht mehr bedarf,
um überall, wo es Kinder zu beschenken giebt, freudig willkommen geheißen zu werden.
Aber auch ein Erwachsener blättert wohl noch einmal in dem Buche nach, ob die
beiden Herausgeber das halten, was ihr Name auf dem Titelblatte verspricht. Sie
haben ihre Unterschrift ehrlich eingelöst: der Band sieht hinter keinem seiner Vorgänger
zurück. Unter den beisteuernden Schriftstellern finden wir Heinrich Seidel (der
dafür sehr fleißig gewesen ist), Julius Sturm, A. W. Grube, Adolf und Karl
Müller, Johannes Trojan, den Herausgeber u. f. w. — das ist doch ein stolzes
Mitarbeiterverzeichnis! Und unter den Zeichnern, um nur einige zu nennen,
Fedor Flinzer, Woldemar Friedrich und Johannes Gehrts. Nordermanns-
werth ist auch die Sorgfalt in der ganzen Ausstattung. Die Holzschnitte sind in den
vornehmsten Werkstätten ausgeführt worden: Tegetmeier und Kaeseberg und
Oetel sind daran beteiligt, und einzelne Blätter gehören zu den besten Leistungen
dieses Jahres.
Lunenschriften aus dem Verlage von Ferd. Vieweg u. Sohn, Leipzig.
Hirt's Verlag entfaltet auf diesem Gebiete eine lebhaftere Thätigkeit. Für heranwachsende
Mädchen hat Brigitte Augusti zwei hübsche Bücher geschrieben: Liebe um Liebe
(frei bearbeitet nach I. Colomb's le» öwps» ä« Uiläolsiuo) und Haus und Welt,
jenes mit zahlreichen Abdrücken der reizenden französischen Illustrationen, wahre
Perlen, dieses mit Zeichnungen von I. Kleinmichel. Ferner ist zu nennen
S. Wörishoffers Buch vom brauen Mann, Bilder aus dem Eelchen, das um
deßwillen besondere Berücksichtigung verdient, weil es der deutschen Gesellschaft zur
Rettung Schiffbrüchiger eine ausführliche Darstellung widmet. Die Illustrationen
rühren von Johanna Gehrts her. Kadett u. Feldmarschall von Oskar
Höcker (mit Illustrationen von Karl Römer) ist eine Erzählung aus der Zeit des
Großen Kurfürsten. Es soll den ersten Band einer Reihe bilden, die unter dem Titel
Preußens Heer — Preußens Ehr' die Entwicklung dieser Hauptstütze des
deutschen Volkes schildern soll — einem Gedanken Ausdruck gibt, den man nicht früh
genug in die Herzen unserer Jugend impfen kann. — «H.
Illustriertes. Ein Bilderbuch für kleine und große Kinder. Mit 40 Seiten
Illustrationen. In Buntdruck gebunden Mk. 3. 50 Pf., in Braundruck gebunden
Mk. 2. 40 Pf.
Walter Cranc's Vilderbücher. 1. Blaubart, 2. Dornröschen, 3. König Glückslind,
, 4. Rothläppchen, 5. Prinzessin Wunderstern, 6. die Hirschkuh im Walde. Eartoniert
» 80 Pfennige. Verlag von E. Teichert in Leipzig.
Die Verlags-handlung hatte eine glückliche Idee mit der Verpflanzung dieser
fremdländischen Bilder- und Kinderbücher auf deutschen Boden und verdienen dieselben
auch in der That den großen Erfolg, dessen sie sich mit dem Momente ihres Er-
scheinens zu erfreuen hatten. Die Ausführung der Bilder ist reizend und ganz origi-
nell; die kleinen Kinder werden sicherlich die größte Freude an denselben haben,
während sich die „großen Kinder" wohl ebenfalls mit daran ergötzen. Die Aus-
stattung ist geschmackvoll und die Preise billig.

Nordlandfahrt«. Malerische Wanderungen u. s. w. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Gerade zu rechter Zeit, kurz vor Weihnachten, hat dieses schöne Werl einen Abschluß gefunden. Allerdings nur vorläufig. Denn das Gebiet, das die Herausgeber ursprünglich zu behandeln beabsichtigten, Skandinavien und die britischen Inseln, ist zwar in den vorliegenden Bänden erschöpft. Indes haben sich Jene entschlossen, noch einen Nachtrag folgen zu lassen, der die Niederlande und Dänemark umfassen soll. Das was wir von den Nordlandfahrten bereits besitzen, hat die besten Erwartungen so vollauf gerechtfertigt, daß man sich auch von der Fortsetzung viel versprechen darf. Einige Proben daraus, die uns vorliegen, beweisen, daß auch diese durchaus auf der Höhe der vorangehenden Bände bleiben wird. Das Buch ist nicht nur meisterhaft illustriert, sondern auch sein Text ist mit ganz hervorragendem Geschick zusammengestellt, so daß Wort und Bild auf das Glücklichsste zusammenpassen. Wir behalten uns vor, der Fortsetzung noch einmal ausführlicher zu gedenken. — etc.

Im Lande der Viitternachtssomle. Von Paul N. du Chaillu. Deutsch von A. Helms. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Nicht ganz ein Jahr nach der ersten Lieferung dieses Wertes wird nun die letzte ausgegeben. Jenes ist an dieser Stelle schon so ausführlich charakterisirt worden, daß es eine bloße Wiederholung sein würde, aus seine Vorzüge nochmals aufmerksam machen zu wollen. Wir freuen uns, daß dieses interessante und lebenswürdige Buch nun für unsere Literatur erworben ist. Es bildet eine Studie über Land und Leute, die in ihrer Art als musterhaft bezeichnet werden darf. — ok.

Die Sittenwelt in Wort und Bild von Carl Vogt u. F. Specht. München, Fr. Bruckmann.

Wir geben heute nur eine Anzeige von dem Erscheinen dieses Wertes, dem wir eine aufmerksamere Betrachtung widmen werden, sobald erst einige Lieferungen vorliegen. Die erste, die dieser Tage ausgegeben worden ist, erweckt die höchsten Erwartungen. Carl Vogt, den man sonst wohl selten bei Arbeiten solcher rein berichtenden Art antrifft, zeigt sich wieder als den Schriftsteller von Vollblut, dem gelingt, was er auch anfaßt. In hohem Grade bemerkenswerth sind die Illustrationen. F. Specht hat hier Thierbilder von reinster Lebenswahrheit und von hervorragender Schönheit obendrein gezeichnet. Ein Bild des Nilpferdes ist darunter, dieses Wappentieres zufriedener Philosophie, mit einem tropisch üppigen Ufer als Hintergründe, das ein wahres Kunstwerk ist. Kunstwerke sind auch die Holzschnitte. Die Wertstücke von E. G. Specht in Stuttgart hat Platten geliefert, die ausnahmslos zu dem Allerbesten zählen, was der moderne Holzschnitt überhaupt zu liefern vermag. Der Stoff scheint hier mit einer Leichtigkeit überwunden, als ob die Schwierigkeiten seiner Behandlung Kinderspiel wären.

Bei den Patagüiern. Ein Damenritt durch unerforschte Jagdgründe, ausgeführt und geschildert von Ladh Florance Dixie. Frei nach dem englischen Original übersetzt von H. von Wobeser. Mit vielen Holzschnitten. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Einer etwas hitzigen Vorläuferin der Frauenrechte wird nachgesagt, sie habe sich einmal geäußert: „Schon der Anblick der weiblichen Gestalt zeigt, daß die Frau zur Schreibarbeit geeigneter ist als irgend ein Individuum; ja noch mehr — es scheint, daß es die Natur darauf abgesehen hat, in der Frau ein Geschöpf für die sitzende Lebensweise zu erschaffen!“ Ungeahnte Anwendung Darwinscher Lehren! — Doch betrachtet man die Entwicklung, welche die englische Literatur genommen hat, so möchte man fast meinen, daß jener Satz sich dort bestätige. Die Frau hat den Mann fast ganz aus der Literatur verdrängt; oder hat sich wenigstens in ein Gebiet

HIH Nord und Süd.
eingeschoben, das jener zu räumen anfang. Der Engländer muß wohl glauben, seine Zeit besser verwenden zu können, wenn er auf das Buchschreiben verzichtet: da aber die Engländerin nicht die Literatur entbehren mag, so schreibt sie sich diese selber nach ihrem Bedürfnisse. Sie schreibt nicht nur Romane und Gedichte, sondern sie «ersucht sich in Allem, und nächstens werden wir wohl ein philosophisches System von ihr erhalten. Eine der seltsamsten Blüten dieser Frauenliteratur sind >die Spurbücher. Es gibt zwar noch männliche N«b«'Irc>twl3, zu deutsch Weltbummler, aber diese schreiben nicht mehr. So haben wir die Bücher der Frau Brasscy erlebt, und heute beschenkt uns Frau Dixie mit einem neuen. Es ist ein hübsch geschriebener, hübsch ausgestatteter Band. Die Lebensweise dieser Frau und ihrer Gesellschaft unter den Patagoniern ist merkwürdig an sich und anziehend geschildert. Die Verfasserin kann keine so unbedeutende Frau sein. Schon daß die Tochter des leuschcn Albions es wagt, sich auf einem Bilde rittlings zu Pferde darstellen zu lassen, zeugt von geistiger Freiheit, Rittlings — so daß ein Stück des allerdings hochgeschätzten Vcins vor-schaut: verhülle dein Haupt, All-England! ^ etc.

Gabriele Hillard, Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Ausgewählte Gedichte. Der fleißigen Frauenwelt gewidmet. Gesammelt und herausgegeben. 12. VIII. u. 336 S. Mit vielen Kopfleisten, Motive aus weiblichen Handarbeiten darstellend, Wien, Pest und Leipzig, 1882. A. Hartleben's Verlag. ««. 3. «0.

Die Dichtung hat nicht selten in ihren Schöpfungen das Weib verherrlicht: die hervorragendsten Dichter selbst entnehmen die Stoffe für zahlreiche ihrer Poesien dem Frauenleben, wobei namentlich auch oft jenes wichtige Gebiet der weiblichen Thatigkeit, die weibliche Handarbeit, in den Kreis der Betrachtung tritt und sinnig uerwerthet in den Weilen einen würdigen Platz findet. Wie und inwiefern die Dichter die Beschäftigung fleißiger Hände in ihre Dichtungen verflochten haben, dies dürfte^für die gebildeten Frauen von lebhaftem Interesse sein. Hierauf gestützt wird allen Freunden der weiblichen Handarbeit die vorliegende ausgewählte Sammlung übergeben, welche in der reiz« und stilvollen Ausstattung sicher manche vergnügte Stunde bereiten wird. Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert. Von Albert Kretschmer und Carl Rohrbach. Zweite Auflage, Leipzig, I. G. Nach.

Mit der vorliegenden 26, Lieferung ist dieses vortreffliche Trachtenbuch nun abgeschlossen. Dieses Schlußheft ist natürlich in gewissem Sinne das interessanteste: handelt es doch von der Tracht unserer eigenen Zeit: und man läßt sich immer gern die eigene Umgebung geschichtlich entwickeln und sich auseinandersetzen', wie ein gescheidter Mensch, der als Sachkundiger gründlich beobachtet und darüber nachgedacht hat, über diese Umgebung urthilt. Wir Männer brauchen mit den Schlüssen des Verfassers nicht unzufrieden zu sein: er findet unsere Tracht zwar nicht gerade schön, erkennt aber an, daß sie zweckmäßig und bequem ist, Frauen dagegen — falls wirklich Frauen ein solches Buch lesen — würden mit dem, was sie betrifft, wohl weniger einverstanden sein. Der Verfasser findet die heute gebräuchliche Tracht sogar unschön — ein Satz, der den Aeußerungen mancher anderer Männer von Geschmack und Kennt-nis, widerspricht. In vielen Punkten begegnet sich hier Rohrbach mit Bischof: nur daß er sich mehr mäßigt, als die:scr es in seinem berühmten, einst in diesen Blättern veröffentlichten Zornesruf für nöthig oder passend gehalten hatte. Mögen die Frauen das mit dem Verfasser austragen: Wortführer werden sie, wie gesagt, hinlänglich finden. Sehr treffend sind die Bemerkungen, die über den Einfluß, welchen die Nähmaschine seit ihrer Erfindung auf die Mode ausgeübt, hier anscheinend zum ersten Male gemacht werden. Diese habe die Näharbeit außerordentlich vereinfacht: aber sofort habe sich auch die Ausgleichung hergestellt, indem die Mode der Nähterin ein größeres Maß von Arbeit zugewiesen habe. Die That-sachen, womit das bewiesen

Vibli og rapbie. H25

wild, und die Folgerungen daraus sind wirtlich lehrreich. Einen besonderen Hinweis verdient auch die Cchlußbctrachlung, die sich noch einmal zur Entstehung der Trachten zurückwendet und sich dann mit dem Vcrhältniß von Mode und Tracht beschäftigt. Hier lann nicht näher darauf eingegangen werden: es sei nur eines Satzes gedacht: „An der Entstehung der Trachten waren drei Schwestern bctheiligt, die sich höchst un-ähnlich sind: die Eitelkeit, die Scham und die Vorsicht." Das ist nicht ganz neu; aber es ist wenigstens hübsch ausgedrückt. — Wir haben diesem vortrefflichen Werke erst kürzlich eine längere Anzeige gewidmet: es seien daher diesmal nur noch einige Punkte erwähnt, die das damals Gesagte vervollständigen. So z. B. das Register, das allerdings sehr knapp gearbeitet ist. Indessen hat der Verfasser sich hier beschränken können, indem er mit Recht auf die ungewöhnlich übersichtliche Anlage und die entsprechende Anordnung seines Werkes im Drucke verwies. Stichproben beweisen, das, man, was man braucht, ohne jede Mühe findet. Auch das Verzeichnis; der tnust-mäßigen Ausdrücke ist durchaus vollständig. Die Vorrede bemerkt noch, das, im Texte dieser zweiten Auflage der die Assurer behandelnde Abschnitt — was in Folge der jüngsten Ausgrabungen möglich geworden — sehr stark umgearbeitet worden ist, und das, zu den Tafeln vier neue, darunter drei allein für „geistliche Trachten" hinzugekommen sind. — Der Verfasser darf mit Befriedigung auf das nunmehr wieder einmal abgeschlossene Werk zurückblicken) und die Leser werden dasselbe sicherlich mit den gleichen Gefühlen cntgegenrhmcn.

W. Wurm. Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen, Ein Familienbuch. 8. 200 S. Stuttgart, W. Spemann. (Eollection Spemann 25. Vand). Geb. ^1.—

Das mit vollster Sachkenntnis verfaßte Buch, welches auch den Vorzug einer klaren und verständlichen Darstellung besitzt, handelt in vier Eapitcln von dem Wasser und seiner Stellung zur allgemeinen Natur und zum menschlichen Organismus, von seiner Bedeutung als diätetisches Mittel für den gesunden Menschen, am ausführlichsten aber von seiner Bedeutung als Heilmittel, die der Verfasser als Dirigent einer grüßen süddeutschen Wasserheilanstalt wohl zu würdigen versteht. Das Buch darf den Freunden naturgemäßer Heilmethode bestens empfohlen werden. — In derselbe» Eollection und zum nämlichen Preise erschien gleichzeitig Johann Jacob Engels cllssischcs Eharattcrgemälde Herr Lorenz Stall. Engel gehört zwar nicht zu den Größen unserer Literatur, obgleich ihn viele seiner Zeitgenossen den Besten beizählten, aber von der Klarheit und Eleganz seines Stils, der Feinheit seiner Beobachtung, der Lebendigkeit seiner Schilderung können auch heute noch Viele prositiren. Der Deutsche hat Grund, seinen Engel hochzuhalten, um dieses „Herrn Lorenz Start" willen, in dem biederer deutsches Wesen, cchtdcutschcs Vürgcrthum so vortrefflich personificirt ist, F. PaludnN'Vlüller, „Adam Homo". Aus dem Dänischen übersetzt von Emma Klingencld, mit einer Vorrede von Georg Brandes. 2 Bde. 8. I^II u. 330 S. u. 284 S. Breslau 1883, E. Schott lacnd er. ^ 7.50

In zwei Original-Prachtbände gebunden >«. 10.—

Paludan-MÜllcr gehört unstreitig zu den größten Dichtern Skandinaviens, er wird vielfach über Adam Ochlcncfchläger gestellt und als der bedeutendste Dichter dieses Jahrhunderts bezeichnet, welcher Oehlenschläger, sowohl was die Fülle der Ideen, als die Tiefe des sittlichen Ernstes und die formelle Schönheit der Darstellung betrifft, weit überragen soll. Nenn nach Georg Brandes, welcher der deutschen Ausgabe eine musterhafte Einleitung vorausgeschickt hat, die Richtigkeit dieser Behauptung auch zweifelhaft erscheint, so ist es doch unzweifelhaft, daß Paludan-Müller (geboren ?. Februar 1809, gestorben 28. Dcccrnbcr 1876), weit mehr als irgend ein anderer unter den neueren dänischen Dichtern fremde Leser ansprechen muß, und sein tiefer grübelnder Geist ist besonders dem deutschen Geiste verwandt, Brandes, dem die

436 Nord und Süd>.

nachstehende!! Bemerkungen folgen, nennt „Adam Homo“ das wahrste und lebendigste Gedicht, das die dänische Literatur bis dahin (die vierziger Jahre) hervorgebracht habe, ein Werk, dessen Held kein poetisch angezogener Gedanke, sondern der leibliche Bruder des Lesers ist und dessen Wesen eine blutige Satire ist. Dem Shulock'schen Pfund Fleisch vergleichbar, sei das Buch dem lebenden Gcschlachte, seinem Herzen zunächst, mit dem Messer des unerbittlichen Sittengesetzes ausgeschnitten. Das Gedicht war ein Stück Dänemark, ein Stück Geschichte, ein Stück lebendiges Gewebe, von dem großen Webstuhl der Zeit geschnitten. Das metaphysische Spiegelbild des menschlichen Wesens, das die Miithcnbildung gegeben hatte, war hier von dem psychologischen und ethischen Studium des einzelnen Menschen verdrängt. Der Ort war nicht mehr ein Hof im Lande der Romantik, noch ein Luftschloß im Aetherrich, die Handlung spielte in Lütlnnd, die Zeit war nicht mehr der ewige Augenblick oder das phantastische „Es war einmal“, sondern die Jahre 1830—1848, die goldenen Jahre der Bourgeoisie in Westeuropa und diejenigen, in welchen sie ihre Herrschaft in Nordeuropa begründete. In „Adam Homo“ stellte sich der Dichter die Aufgabe zu zeigen, wie ein Mensch aus der Menge, weder von dem am besten noch am schlechtesten Ausgerüsteten, von Jugend an wie alle Besseren voll idealer Hoffnungen und Vorsätze, damit verfare, sein ganzes geistiges Vermögen durchzudringen, um zuletzt al« seelenloser Spießbürger zu enden: er wollte gleichzeitig schildern, wie der Held für jede Stufe, die er geistig und sittlich herunterstieg, gesellschaftlich eine Stufe erklimm und erklimmen müsse. Die doctrinäre Acsthetik wird nicht wenig gegen ein Epos einzuwenden haben, dessen Totalbild so wenig erbaulich und dessen Totalstimmung so unvollkommen, eigentlich nur theologisch versöhnt ist. Aber auch von einem nicht doctrinären Standpunkte aus läßt sich eine Hauptcinwendung machen. Die von dem Stoffe bedingte Schwierigkeit war die, daß Paludan-Müller nicht, wie so unendlich viele andere Dichter gethan haben, uns den fertigen Spießbürger in feiner ganzen Herrlichkeit vorzuführen beabsichtigte, um ihn fodnnn der scharfen Ezamination des Ideals gegenüber durchfallen zu lassen, sondern daß er uns das Werden des Spießbürgers zeigen wollte. Die meisten Spießbürger in der Poesie wie im Leben haben kein oder fast kein Werden gehabt, sie sind geborene Philister. In derartigen Gestalten löst sich das Häßliche ohne den geringsten disharmonischen Nachhall in's Komische auf. Ein solcher Spießbürger ist z. B. Adam Homos Vater, der deshalb so vollendet komisch ist. Aber das Entstehen des komischen Charakters darzustellen, ist überhaupt ein Stein des Anstoßes für die moderne Poesie. Aristophanes ließ sich nicht darauf ein! wie die griechische Tragödie mit der Katastrophe, so beginnt die griechische Komödie sogleich mit der verkehrten Welt. In „Adam Homo“ ist die Folge dessen, daß der Held tomisch wird und nicht von Anfang ist, kurz gesagt die, daß er Anfangs durch seine Liebenswürdigkeit Sympathie, schließlich durch seine Komik Heiterkeit erweckt. Aber der Uebergang selbst, der darin besteht, daß ein wohlangelegter Mensch zu Grunde geht, ist widerlich traurig, und doch ist derselbe die Pointe des Ganzen. Wenn der Totaleindruck dennoch nicht unbedingt komisch ist, so beruht dies auf einem Umstand, den Mendelssohn in seinen „Rhapsodien“ scharf und richtig mit folgenden Worten bezeichnet hat: „Wir lachen nicht über Personen, die uns lieb sind oder uns nahe stehen, sobald ihre Fehler oder Thorheiten einen irgendwie bedeutenden Charakter annehmen.“ Der Standpunkt Paludan-Müllers ist kein Humor, sondern eine elhische Ironie; denn was die Ironie vom Humor trennt, das ist ihr Mangel an Mitgefühl mit dem Objecte. Dieser Standpunkt ist nicht der rein künstlerische, der mit derselben liebevollen Vertiefung bei dem Kranken wie bei dem Gesunden, bei dem Laster wie bei der Tugend, bei dem, was der Künstler in der wirklichen Welt hassen, und dem, was er lieben würde, verweilt. Diese Anschauungsweise ist eben so wenig die rein humane, die von Liebe zum Menschengeschlecht getragen, mild, überlegen und harmonisch bleibt und ein Lachen erzeugt, das ohne Bitterkeit ist. Paludan-Müllers Epos ist kalt und vernichtend und hat dadurch ihre eigenthümliche Gewalt.

Bibliographie. H5?

Adam hat im Ganzen drei Perioden: i» dci eisten ist ei naiv, in der zweiten ist er schlecht, in der dritten ist er dunnn. In der ersten und dritten ist die Meisterschaft der Schilderung nur ergötlich, in der mittleren Periode der Selbsttäuschungen und des langsamen inneren Verderbens und Verfaulen« lann dieselbe Meisterschaft dem weicheren Leser, besondcis der Leserin beängstigend vorkommen. Aber derartige Einwendungen können den Wcrth eines Gedichtes nicht, .beeinträchtign, wenn es den Vorzug besitzt, das, es lebt und „Adam Homo" hat das Leben in sich, das eine Reihe von Mcnshcngeneilltioncn überdauert. Die Weile, die mit diesem Gedichte zusammen genannt werden, als es erschien, sind längs! vergessen: zu ihm aber wird man ucrmmhlich noch nach einigen hundert Jahren zurückkehren wie zu einem der klassischen Werke der dänischen Literatur, - denn „Adam Homo" ist nicht nur ein Kunstweil, sondern eine historische Urkunde ersten Ranges.

Gewiß haben die Ansichten eines «ergangenen Zeitalters in dieser Satirc, die sich eben über jenes Zeitalter erheben und es richten will, stalle Spuren hinterlassen. Aber andererseits würde der Dichter ohne einen so kräftigen Halt in der ganzen überlieferten theologischen und socialen Lcbensanschauung laum im Stande gewesen sein, die nie versagende Sicherheit des moralischen Urthcils zu bewahren, die jetzt das Gedicht so klar und durchsichtig macht. Für ihn wie für seine Zeitgenossen in Dänemark ist David Strauß ein Schrecken und George Sand eine Lächerlichkeit. Er ist so eifrig, dem Elfteren zu Leibe zu gehen, daß ihn die Pathen schon'im ersten Gespräch bei Adams Taufe nennen — obwohl Adam beim Erscheinen des Gedichts 1841 ungefähr 2b Jahre alt sein mußte und „das Leben Jesu" von Strauß erst 1835 erschien. Und will er eine Vertreterin jenes weiblichen Typus, den er verabscheut, schildern, so weiß er nichts Vcsscres, als sie die Frauen-Emancipation karilircn und das Vild George Sands an ihrer Wand haben zu lassen. Man darf sich aber nicht an ein einzelnes unuer-Mtdiges Urtheil oder an eine Beschränktheit in einem einzelnen Punkt hängen, wo M so viel findet, das von dem durchdringendsten, umfassendsten Geiste Zeugnis; ablegt. Mögen die metaphysischen Fäden, die sich durch die Erzählung winden, die vielen Erwägungen über Freiheit des Willens, Zufall und Nothwcndiglcit — Abschweifungen, die in vorliegender Ucbcrsctzung ohnehin zum Thcil gestrichen sind — uns schon jetzt ein bischen veraltet vorkommen: sie nehmen im Ganzen so wenig Raum ein, daß sie den Totalcindruck keinem empfänglichen Gemüth beeinträchtigen können. Und welche Fülle tiefer und klarer Eindrücke ist nicht übrig!

Mir scheint unzweifelhaft, fährt Georg Brandes fort, daß dies das männlichste Dichtcrwerl ist, das in dänischer Sprache geschrieben wurde. Nie viele andere Dichter der modernen Zeit sind Kinder oder blinde Schwärmer oder muthwilligc Jungen oder eitle Egoisten gewesen, aber der Dichter, der „Adam Homo" geschrieben hat, war ein Mann! Andere Dichtcrwcrte der dänischen Literatur zeichnen sich durch Anmuth, Schönheit, romantische Begeisterung, feine Naturauffassung aus: dies Buch ist wahr — und dies Eine macht es lehrreicher und tiefer als alle früheren. Man lese es nur immer wieder und man wild sich von der Wahrheit überzeugen. „Adam Homo" ist mehr als alles Andere, was Paludan<MULLcr schrieb, ein nationales Gedicht. Es unter» liegt keinem Zweifel, meint Brandes, daß es wie Puschkins „Eugen Onagin" duich Byrons „Don Juan" hervorgerufen oder angeregt wurde: die Form des Werkes, das Versmaß, der Stimmungswechsel, das barocke Hin- und Herschwanlcn zwischen Ironie und Pathos, endlich Einzelheiten, wie Adam Homos Verliebtheit als Schuljunge u. dgl. m.,, erinnern an die berühmte englische Epopöe: aber obwohl „Adam Homo" seine jetzige Gestalt nicht hätte gewinnen tonnen, wenn das Vyron'schc Gedicht nicht vorausgegangen wäre, so hat das dänische Dichtcrwcrk doch einen solchen charakteristischen Erdgcrucl des Bodens, der es erzeugte, daß es unter den wenigen epischen Gedichten ersten Ranges, die Europa in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat, schon durch seine Originalität seinen Platz behaupten kann. Es ist eine in der Gcsammtlitcratur einzig dastehende Dichtung. Wer mehr über die Lcbcnsschicksalc und

Nord und Süd.
die Dichtungen Paludan-Müllers erfahren will, der wirb aus der erwähnten Ein-
leitung reichste Vclehrung schöpfen. Nie von Fräulein Emma Klingefeld besorgte
Ucbcrsehung der Dichtung ist eine ganz vorzügliche Leistung, sie bekundet überall feinstes
Verständnis der Sprache — der dänischen und der unsrigcn: dazu lommt die absolute
Beherrschung der dichterischen Form. Durch das Zusammenwirken dieser beiden Factoren
ist die Lebendigkeit, die Leichtflüssigkeit des Originals auf die Nachdichtung über-
gegangen, ohne daß diesem oder unserer Sprache Gewalt angcthan worden ist. Hier
und dort ließe sich über Einzelnhciten rechten, ließe sich die eine Wendung durch eine
andere ersetzen—aber als Ganzes betrachtet gchörtdicse Uebcitragung zudenbcdcutsamstei
Leistungen unserer neueren Ucbcrsetzungskunst. — Dem Werl selbst, das hier in einer
sehr würdigen Ausstattung geboten wird, ist eine warme Aufnahme zu wünschen: es
macht uns mit einer großen, vornehmen Dichtererschcinung bekannt.
^2! oi» Il«ctinn von „K»s6 »n<I Llill" 2»i LsLnreonnnß «!n^«^!U!g«n» Lüonsi-
/^»», Nntiliiod, Di» 8ol»vsn, Ilunor^nio! in
lünl Hotsn. Il»Ile, C K, Il. l'l«!«i
(Il. 8troel!«l1.
lÜ»m»nt, lx,t!>Ill, XUn>8 I^nhH^iz XI. von l'ianlc'
leicn, I^iniiss, Ver!»zvonI!reitK^iil^II!lri«I,
l)!n H»ut»»!»>» »lInii». vl«»ä«n, ^?iln, 8troil.
lrüüilunusn <l»r n«u««t«!» I«!t iHipii^ n, Zurlin,
KNi-t. (<!. ^, Nn«cne»^ono Vui!»lf8N»i,<!!un^,1
!!(!, I, Il III, I^oinxiß, V«i!»8 von ^Vilnoiin
U!»»»«!', ör, ^Holk, 8»vou»ow, I^einiiz u, üörün,
Lrons», ^nlill», V»nin«it und violltunss. N<?HicI,t«,
I.«iniiss, Il, I^inoKe» Vorlag, l8»>,
XON, Ue«5ß, Der »It« lloIwinzsl nnH «ein
»»!!«»»!!«!', ?n,, Im L»nll» IultniiÄ«, Ln<tni>e«t,
^ommi««ion«-Vsr!»ß von ü. NriUs K, Ilul-
Xlli-n«s», Inooclor, LUinmtlicb« V«!lco, Iliustriit«
l'n>onwu«ss»bo. H«il>n«xo^oK«n von lloiulicd
I^nb«. >Vi«n nuä ?i»F, Vsrwz von
!.» >»s», !lu3!i!»!i«on« 8t!in!sn1illnt«, V, LnnH.
l,«Inni8, Lwitlionl il LKitol,
!.elxn«s, Otto v,, Nluztiirto I^tolntui'LSSonicnte,,
III. n. IV. LH. liSip-ix n, Horlin, MW
l,!»it, !>>, 8tloi!2Üzo, Iciitizob«, nnlsmiLoliu
nn<! 2«itl>>5tor:5<:no R««iv«. I^inliss, Lroit-
I^onl K Illliwl.
>»s!>«<!>, Oüvöld, ^«Zebvlo« Irnzüsiön, 8tutt-
ziliit, U. ^. Li!»on«u'l>ou« Vol!»<:zd»nH!unss.
Wo!»»»»!'««!'««, 2i8t0li.<cnu >!er liiio^nnn unH
lillmor, Nest 8, l,i«l«lm>L 6, I^oiniiss, Voi-
>u»!!l»!!»»!!»» Kl!»»»»!' ^Idum, HnsszduiZ, ?,
»ü!!^l, .^oIIK <,l,!l, Inior« >!!iil«!i»»U>. I, Nncn.
Xäsüo! unH Loili», Vorlog ^«n In. l>'!«on?i.
«ü!!»!'.»m»sd«»!! , ^iluslm, D«i viiltbixnei
ün^tjMist, ^ürxbuiz, Ltou«!',l.'!,< Lncu»
?!«p»e, Dl, ^., Ulisss »u« ItüliSn, IlKunover,
8sib^tv«r!»^ ä«8 VerlOLzei«.
t'r«^»!', loluuin X,, linnvuäv I^N8«!^, IIÄU«.
«niel in fünf H,u<2Ü6«n, Vion, !^«l
6srul6z 8onn,
Izorloiin, ^. L<l«äo^oi, zi>
Il»«»n»»s, l>, It,, Nor LnttsueKol. LH. I. ,^.
8o!>ö>>»i«!!-L»!'!»!t!! , ?linl Dmi! ?.», Dil ntungsn,
8wttz»rl, N, ^, üoszeuen^cn« VsrIizz-
8«u<s«sl, Lsrnn^l,l, v»nt«cue I^wmtnläonlimlll»,
8nnm«s», Otw, Xon« Vu!!i«duc!i«5, XI, «, l«, '.>,,
44, I^sin^iz n, Lollin, Otto 8Mmer.
3t»>!»«!, ?. von, V^2« 6i» !loer«8ve»«n »»^on.
»iuttMlt, Nionwr K Xopplor,
3tlls«>!,l'nll., Lsäicl»»», 8t»tt^»!t, N, ^. üuzcnsll-
V»»», Ä»x, Qiosol, lloilln, vriioll nn<l (?o«>
inissious-Vsi-Ing Ruzen <iia«««l.
lAn!!»«3 «nl äi« uontzen« ^iwlntni ä«
lÜoel «l «UrwI,
In!!»!', Ilu^o, Uor ?lln»m»-<7«nl>!, 8!uttz»i<,
Redigiit u»!ei veianlwortlichleit des yeiausgebni.
Druck und veilag von 5. 2chottlaendei in Viesl»».
Underechügler Nachdruck aus den, l,chnlt dieftl leilschiift unlcilug!, Uel>«setz»>,g«echt vorbeholIm.